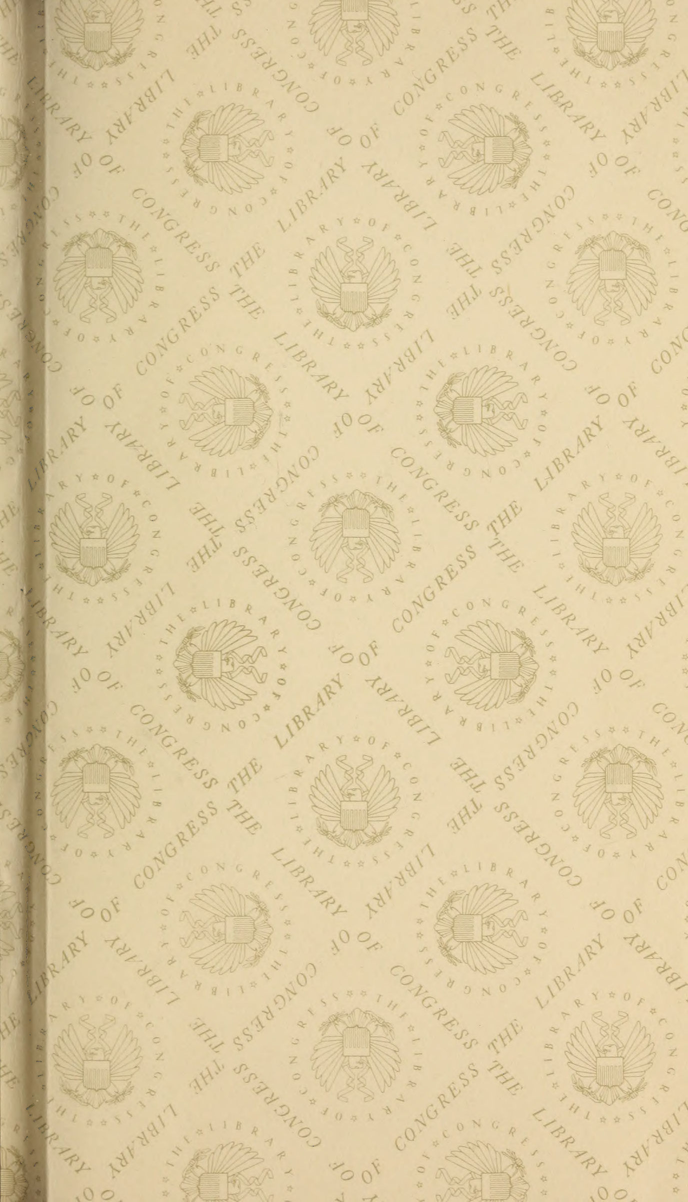





THE LIBRARY OF CONGRESS

Handbuch

der

Missionsgeschichte

und

Missionsgeographie,

verfaßt von

Johann Christoph

Pfarrer Blumhardt in Bad Boll,

und

herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein.

Dritte, ganz neue Ausgabe.

Erster Band.

Mit 3 Karten.

Preise: Bei unmittelbarer kostenfreier Bestellung und Vorausbezahlung in Calw jeder Band das Ex. roh 40 kr., Partieen von 25 Ex. 15 fl.
Im Buchhandel einz. 54 kr. oder 17 sgr., in Partieen 48 kr. oder 16 sgr.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf.
1863.

Vorrede zur dritten Auflage.

Es erscheint hiemit die dritte Auflage unsres Handbüchleins der Missionsgeschichte und Missionsgeographie, nun zu einem Handbuch und zu zwei Bänden angewachsen. Die Mission hat seit der Erscheinung der zweiten Ausgabe (1846) an Umfang und Bedeutung so zugenommen, daß es unmöglich genügen konnte, die frühere Arbeit bis auf die neueste Zeit bloß zu ergänzen, um so mehr, da die neuere Missionslitteratur ein helleres Licht auf die einzelnen Missionsgebiete geworfen hat, das früher nicht vorhanden war, und jetzt nicht unbenützt bleiben durfte. So ist das Buch ein ganz neues Werk geworden, woraus sich auch seine verspätete Erscheinung erklärt. Die Arbeit des Verfassers, der seiner beschränkten Zeit ungeachtet das Aeußerste gethan hat, um nach Bedürfniß sämmtliche Gebiete zu beleuchten, ist von Dr. H. Gundert, vieljährigem Missionar in Indien im Dienste der Basler Missionsgesellschaft, durchgesehen, und wo es nöthig war, verkürzt, berichtigt und ergänzt worden. Mag sie bei allem Fleiße, der darauf verwendet wurde, noch manche Gebrechen an sich tragen, so dürfte doch leicht zu erkennen seyn,

daß die wärmste Liebe zur Mission und ein aufmerksamer Blick die Hand geführt hat; und der Verein glaubt, dem Segen des HErrn vertrauend, sich versprechen zu dürfen, daß mit dem Buche nicht nur den Missionsfreunden zu ihrer Orientirung im Einzelnen, sondern der Mission selbst zu ihrer Anerkennung in weiteren Kreisen ein erwünschter Dienst geleistet worden sei. Dem Werke werden etliche Karten beigegeben. Ein vollständiger Missionsatlas, der alle Missionsgebiete im Detail vorstellt, wäre großes Bedürfniß; ob er aber zu Stande kommen werde, ist derzeit noch ungewiß.

Calw, im Juni 1862.

Der Verlagsverein.

Inhalt.

Zweiter Theil.

Die Länder Muhammeds und der alten Kirchen. § 48—96.

Dritter Theil.

Das heidnische Asien.

(Anfang § 97—153.)

Anhang.

Einleitung.

§ 1. „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur," war der letzte Zuruf Jesu an Seine Jünger; und diese, nachdem sie die ersten Grundsteine zur christlichen Kirche in Jerusalem und seiner Umgegend gelegt hatten, zogen nach verschiedenen Richtungen aus und luden allerwärts ein, wen sie fanden. Am ersten Pfingstfeste traten 3000 Juden zu dem kleinen Häuflein; und wer weiß es nicht, wie schnell von da an das Licht weiter kam? Am Schlusse des ersten Jahrhunderts mögen etwa 500,000 Christen unter den Massen heidnischer Völker zerstreut gewesen seyn. Die Zahl wuchs, und keine Dämme konnten den Strom aufhalten. Endlich wurde in der alten römischen Welt das Christenthum übermächtig; und unter Konstantin, dem ersten christlichen Kaiser, im vierten Jahrhundert, mag es 8—10 Millionen Christen gegeben haben. Von da an war die Zunahme wohl immer noch bedeutend, aber nicht mehr im gleichen Verhältnisse. Bald geschah auch der christlichen Kirche großer Abbruch, als 622 Muhamed in Arabien mit einer neuen Lehre auftrat. Seine Nachfolger überflutheten die erste Christenheit, und drängten sich statt dieser in die noch unbekannten Heidenländer vor. Den=

noch schätzt man im 8. Jahrhundert die Christen zu 30, im 16. zu 100 Millionen.

Anfangs war der Eifer für die Bekehrung der Heiden allen Christen gemeinsam gewesen, weil jeder in seiner Umgebung Heiden genug fand. Später beschränkte sich dieser Eifer auf einzelne Christen, die von ihrer Heimath auszogen und in die Mitte der Heiden sich stellten, worin Engländer und Irländer in Europa, und die Nestorianer in Asien sich vornehmlich auszeichneten. Aber allmälig hörte auch das auf; und zuletzt dachte Niemand mehr an die Heiden. Zur Zeit der Reformation erwachte zwar wieder ein gewisser Missionssinn in der katholischen Kirche; und von Rom aus wurden viele Missionare in verschiedene Länder ausgesandt. Auch erzwang katholische Gewalt in europäischen Niederlassungen das Christenthum. Aber unzählige Länder blieben unbesucht, und die evangelische Kirche beschränkte sich ganz auf ihre eigene innere Begründung. So ist es gekommen, daß unter 1300 Millionen Menschen, die man neuestens auf unserm Erdball annimmt, nur 335 Millionen sich zu Christo bekennen. Es sind also, abgesehen davon, daß auch unter den Christen, namentlich da, wo sie älteren Kirchen angehören, Viele auf's Neue einer Mission bedürftig geworden sind, — noch 965 Millionen Nichtchristen dem Evangelium nahe zu bringen, indem etwa 5 Millionen Juden geblieben sind, 160 Millionen Muhamed anrufen, 600 Millionen asiatischem Heidenthum huldigen, und 200 Millionen niedrigere Heiden in thierischer Versunkenheit hinleben.

---

§ 2. Erst spät wurde sich die evangelische Kirche der Pflicht der Heidenbekehrung bewußt, so viele Anregungen auch Luther in seinen Schriften gegeben hatte; und nur Weniges läßt sich aus früherer Zeit anführen, das durch die Protestanten geschah. Die Unternehmung der Stadt Genf nach Brasilien mißlang. Die Holländer dagegen richteten im 17. Jahrhundert auf Ceylon und etlichen Inseln des indischen Archipels viel aus; und besonders achtungswerth sind

die Bemühungen des John Elliot und Anderer in derselben und der nachfolgenden Zeit um die nordamerikanischen Indianer. Auch etliche heute noch bestehende Gesellschaften hatten einen frühen Ursprung. In England wurde 1647 unter Cromwell durch eine Parlamentsacte „die Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums im Auslande" gebildet, ferner 1698 „die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß," und 1701 eine ähnliche in Schottland. Der dänische König ferner stiftete 1706 für Ostindien, und auf kurze Zeit für Lappland und Grönland eine Missionsgesellschaft, welcher sich bald mit besonderem Eifer und Segen die Universität Halle anschloß; und 1732 begann die Brüdergemeine zu Herrnhut ihre ausgebreiteten Missionsarbeiten. Dieß ist fast Alles, was seit der Reformation von den evangelischen Christen bis zu dem Jahre 1790 unternommen wurde.

In den unruhvollen 90ger Jahren aber erwachte in England der eigentliche Missionseifer; und man muß über die Lebendigkeit erstaunen, mit welcher sich derselbe dort in kurzer Zeit durch alle Klassen und Stände verbreitete. Flugschriften wurden in Menge unter das Volk gestreut; in großen Volksversammlungen entflammten kräftige Redner zu allgemeiner Begeisterung; und die Aufforderung zu Beiträgen hatte einen so großen Erfolg, daß die neugegründeten Gesellschaften alsbald Hand an's Werk legen konnten. Solcher selbstständigen Gesellschaften traten immer wieder neue auf, indem keine der verschiedenen Kirchenparteien Englands zurückbleiben wollte. Folgende vier haben die größte Ausdehnung erhalten:

1) seit 1792 die der Baptisten, d.h. derjenigen Kirchenpartei Englands, welche nur die Taufe gläubiger Erwachsener für giltig hält, und neben welcher später die sogenannte allgemeine Baptisten-Gesellschaft aufkam.

2) seit 1795 die Londoner Missionsgesellschaft, welche aus Mitgliedern verschiedener protestantischer Confessionen, neuerdings aber hauptsächlich aus Independenten (von der Landeskirche Unabhängigen) besteht.

3) seit 1804 die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft, zu welcher sich nur Mitglieder aus der Landeskirche halten;

4) seit 1816 vornehmlich, die Missions-Gesellschaft der Wesleyaner, eine nach ihrem hauptsächlichsten Gründer, Wesley, genannte Partei, die von der Landeskirche Englands zu selbstständigen Gemeinden, jedoch den evangelischen Glauben festhaltend, sich getrennt hat, und deren Mitglieder gewöhnlich Methodisten heißen.

Diesen und andern, namentlich auch schottischen Missionsgesellschaften traten Bibel-, Traktat-, Erziehungs- und andere Gesellschaften zur Seite; und so wurde der Grund zu einem Werke gelegt, das jetzt nahezu die ganze Welt umfaßt.

Dem Vorgange Englands folgten bald die nordamerikanischen Freistaaten, in welchen seit 1808 vier besondere Gesellschaften, worunter die allgemeine zu Boston, welche wir die Bostoner nennen, und die sich 1812 aus Congregationalisten, Presbyterianern und holländischen Reformirten bildete, am bedeutendsten ist, neben vielen anderen kleineren, wie die der Baptisten und die der presbyterianischen.

In Deutschland machte die Sache langsamere Fortschritte. Zwar wurde 1800 in Berlin ein Missionsseminar gegründet, aus welchem unter der Leitung des frommen Predigers Jänike († 1823) viele wackere Missionare hervorgingen, die in die Dienste verschiedener Gesellschaften traten; und die Brüdergemeine setzte ihre gesegneten Bemühungen fort. Aber doch erfreute sich die Mission lange keines allgemeinen Antheils. Erst von Basel ging 1815 ein neuer Anstoß aus. Hier brachte schon vorher gehegte Missionsgedanken der Anblick heidnischer Tataren und Kalmücken, welche damals die nahe gelegene französische Festung Hüningen unter dem russischen Heere belagerten, zur Reife. Es trat eine Missionsgesellschaft zusammen, welche 1816 das Missionsinstitut eröffnete, das zuerst von Inspektor Blumhardt aus Württemberg bis an seinen Tod (1838) geleitet

wurde, und von welchem im Laufe von 47 Jahren zwischen 300 und 400 Arbeiter, die zum Theil an die englisch-kirchliche Gesellschaft abgegeben wurden, nach allen Theilen der Welt ausgegangen sind. Von Basel aus verzweigte sich das Missionsinteresse nach allen Richtungen, indem zahlreiche Hilfsvereine durch Deutschland (besonders Württemberg), Frankreich und die Schweiz sich anschlossen.

Allmählig erhoben sich auch andere Gesellschaften. In Berlin wurde 1823 der Missionsverein und 1830 das Missionsseminar erneuert; auch besteht daselbst seit 1836 eine von dem Prediger Goßner († 1858) gegründete selbstständige Mission. — Ein neues Institut erstand 1829 in Barmen durch die Rheinische Missionsgesellschaft, deren Arbeiter in Südafrika und Borneo stehen. — In Hamburg ferner bildete sich 1836 die norddeutsche Missionsgesellschaft, welche 1851 erneuert und vornehmlich nach Bremen verlegt wurde. — In Dresden trat 1836 die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft zusammen, welche seit 1848 in Leipzig ihren Hauptsitz hat und gleichsam die Erbin der alten dänisch-hallischen Mission geworden ist. — Sonst besteht noch in Deutschland seit 1856 ein Gesammtverein für die chinesische Mission, der seinen Sitz in Kassel hat. Dazu begann 1853 Prediger Harms in Hermannsburg (in der Lüneburger Haide) eine eigene Mission und schickt seitdem auf einem durch Beiträge erbauten eigenen Schiffe, Namens Kandace, Missionare und Kolonisten nach der Ostküste Südafrika's ab, jedoch seit 1857 unter einer verantwortlichen Committee.

Zu gedenken ist noch der französischen Gesellschaft und Anstalt zu Paris, welche seit 1824 besteht und seit 1857 durch Casalis, einen aus Südafrika zurückgekehrten Missionar, geleitet wird; ferner der niederländischen Missionsgesellschaft zu Rotterdam seit 1797, welche aber erst seit 1810 ein Seminar im Dorfe Berkel und seit 1819 selbstständige Missionen hat, und neben welcher sich in neuerer Zeit ein anderer kleinerer, aber sehr regsamer

Verein gebildet hat; endlich der norwegischen Missions-Gesellschaft, die seit 1846 Missionare aussendet.

---

§ 3. Die ganze Mission ruht bis jetzt fast allein auf der Freigebigkeit der Christen; und nur da, wo ganze Bevölkerungen bereits christlich geworden sind, kann der Missionar ohne Unterstützung von der Heimath fortbestehen. Man hat es zwar schon versucht, Missionare auszusenden, welche da, wo sie wirkten, wie einst die Apostel, durch Händearbeit ihren Unterhalt selbst sich erwerben sollten; aber bis jetzt gelangen solche Versuche selten. Das ganze Werk würde daher in Stocken gerathen, wenn die Christen ihm ihre Gaben entzögen, gleichwie auch seine Erweiterung in der Regel von den vermehrten Gaben abhängt. Der freiwilligen Geber sind freilich noch lange nicht so Viele vorhanden, als wünschenswerth wäre, obwohl von den einzelnen Gesellschaften zum Theil sehr große Summen jährlich erhoben werden, und die Beiträge in den letzten Jahren eines Zuwachses sich erfreuen durften. Collekten-Vereine, wie sie seit einigen Jahren auch für die Mission in Basel bestehen, bei welchen man sich zu einer kleinen wöchentlichen Gabe verpflichtet, haben sich als sehr gesegnet erwiesen, und haben aufgedeckt, wie viel Sinn für die Mission unter dem Volke verborgen ist, da Unzählige sich nur freuen, auf diese Weise zu einer bestimmten Betheiligung am Werke der Mission angeleitet zu werden.

Die Theilnahme der Christen ist indessen keineswegs so, daß nicht auch Gegenstimmen sich vernehmen ließen. Viele gibt es noch, welche die Mission für eine unnöthige Sache erklären, da die Heiden bei ihrer Religion auch glücklich wären, oder in ihrem unschuldigen Naturzustande, wie man sich ausdrückt, kein weiteres Bedürfniß hätten. Andere sind mit dem Evangelium, das die Missionare in dem Munde führen, nicht zufrieden, und meinen, statt der Lehre von der Versöhnung und Anderem sollte man mehr nur auf Verbreitung allgemein religiöser Wahrheiten bedacht seyn. Etliche halten sich an den Beisteuern auf, die erfordert

werden, und weisen auf die Apostel hin, bei denen dergleichen nicht nöthig gewesen sei. Wieder Anderen kommt es vor, die Wirkung der Mission sei zu unbedeutend und stehe in keinem Verhältnisse zu dem Aufwande, der gemacht werde, wobei freilich die 700,000 Seelen, die man seit etwa 50 Jahren als bekehrt aus der Heidenwelt annimmt, und die sicheren Anbahnungen zu demnächst zu erwartenden großen Erfolgen zu gering angeschlagen werden. Noch Andere sehen richterisch an die Schwächen und Gebrechen hin, welche freilich bei der heutigen Mission nicht fehlen, und geben ihrer Tadelsucht so viel Raum, daß sie lieber ganz sich zurückziehen, als an einem mitten unter seinen Schwächen doch so gesegneten Werke Theil nehmen. Gegenwärtige Schrift, welche eine Runde um die ganze Missionswelt machen will, wird wohl, so kurz sie sich fassen muß, die beste Antwort auf jene Einwendungen seyn.

Erster Theil.

Das heidnische Afrika.

I. Afrika überhaupt.

§ 4. Wir beginnen mit dem Welttheil Afrika, dem uns am Nächsten gelegenen Heidenlande. Derselbe erstreckt sich jenseits des mittelländischen Meeres gegen Süden hinab, etwa 2000 Stunden*) lang. Fast in der Mitte wird er von der Sonnenlinie durchschnitten, weßwegen er zum größten Theile in der heißen Zone liegt. So nahe er uns übrigens ist, so wenig ist er den Europäern bekannt. Denn diese haben bisher fast nur die Uferländer, etwa den 50sten Theil des Ganzen, betreten; und aus dem Innern kommen erst in neueren Zeiten theils durch Missionare, theils durch andere Reisende vereinzelte bestimmtere Nachrichten. Darin aber stimmen alle Reisende überein, daß er, die großen Wüsten im Norden und Süden abgerechnet, ein Wunderland sei; denn er bietet in allen Naturreichen das Herrlichste dar, wie man es kaum in einem andern Welttheil in gleichem Grade antrifft.

Die Einwohner, die man bisher auf 100—110 Millionen geschätzt hat, jetzt auf wenigstens 200, bestehen vornämlich aus zwei verschiedenen Menschenstämmen, dem sogenannten kaukasischen, zu dem man die Mauren, Berber,

*) Die Raumentfernungen sind möglichst aus sorgfältigen Karten in geraden Linien nach Stunden berechnet, deren 30 auf einen Breitegrad, oder auf einen Grad unter dem Aequator angenommen sind.

Kopten, Nubier und Abessinier im Norden und Osten rechnet, unter welchen übrigens neben den Juden auch die Araber seit 1200 Jahren einheimisch geworden sind, und dem äthiopischen oder eigentlichen Negerstamm, der unter mannichfaltigen Verschiedenheiten von der Mitte aus gegen Westen, Süden und Südosten seine Zweige ausbreitet und meist eine dunkelschwarze, im Süden auch eine gelbe Hautfarbe hat. Unter jenem Stamm blühte vor Zeiten das Christenthum, das nun durch den Muhamedanismus bis auf Weniges verdrängt ist. Uebrigens haben sich auch unter die Neger seit vielen Jahrhunderten kaukasische Völkerstämme gemischt, durch Wanderungen von Norden und Osten her. Diese haben ihnen häufig den Islam, Muhameds Glauben, aufgedrungen; und so trifft man jetzt unter den Heiden unzählige Muhamedaner an, welche, wie überall, so auch in Afrika durch einen eigenthümlichen Fanatismus sich auszeichnen, ohne darum geistig gehobener und vom Aberglauben freier zu seyn, oder minder verworfene Sitten und Gebräuche zu haben. Die einzelnen Völkerschaften stehen in ziemlich lockerem Verhältnisse zu einander, und haben regellose Staatenverhältnisse; wo aber ein Herrscher über viele Stämme sich aufgeworfen hat, regiert er mit einer Grausamkeit und Tyrannei, wie sie in der bekannten Menschengeschichte nirgends vorgekommen ist.

Der heidnische Afrikaner freilich steht überall auf einer äußerst niedrigen Stufe. Er weiß wenig von dem lebendigen Gott, und denkt sich diesen meist in der Ferne, als einen Gott, der die Welt verlassen und unzähligen Geistern, die er sich als abgeschiedene Menschen denkt, übergeben habe. Diese Geister, Fetische genannt (vom portugiesischen feitiço Zauber), betet er unter allerlei Gegenständen, denen sie sich anhängen sollen, an; und auf die abgeschmackteste Weise macht er Holz, Steine, Pflanzen, Thiere zu seinem Fetisch oder Gott, dem er Opfer bringt, auch Menschenopfer nicht versagt. Viele Stämme, besonders im Süden, haben nicht einmal Götzen

oder sonst religiöse Gebräuche. Alle Afrikaner aber haben das gemein, daß sie die bösen Geister mehr fürchten, als sie die guten lieben, weßhalb man überall eigentlichen Teufelsdienst antrifft, durch welchen sie sich die bösen Geister günstig stimmen wollen. Sie sind in einer beständigen Furcht, es möchte von irgend einer Seite her ein Unglück, ein Zauber gegen sie herschleichen, und behängen sich darum mit allerlei Amuletten, in Westafrika Grigri's genannt, von denen sie glauben, daß sie bösen Zauber heimlich abwenden. Bei Allem, was ihnen Widerliches begegnet, namentlich bei jedem Todesfall, erwacht in ihnen der finstere Argwohn, es möchte Jemand seine Zauberkraft versucht haben. Mit Blutgier sehen sie sich in ihren Umgebungen um, und gehen mit blinder Wuth auf die von den Zauberern bezeichneten Unglücklichen los, die entweder durch gefährliche Tränke oder andere Gottesurtheile sich rein waschen müssen, oder alsbald unter den furchtbarsten Qualen dem Tod überliefert werden. Nimmt man hiezu die sonstigen vielen grausamen Unsitten, die im Schwange gehen, die entsetzlichen Menschenschlächtereien von tyrannischen Gewalthabern, wo diese sich finden, die zahllosen Menschenopfer, die bei manchen Nationen üblich sind, die noch fürchterlichere Menschenfresserei, von der man aus dem Innern in neuerer Zeit sichere Kunde hat, endlich die Sklaverei, die überall besteht, und vor welcher kein Freier sicher ist, da er nicht weiß, ob nicht im nächsten Augenblicke aus irgend einem Gebüsche ein Häscher hervorspringe und ihn in grausame Fesseln schlage; — so kann man sich kaum unglückseligere Menschen denken. Dabei herrscht in diesen Wilden eine ungezügelte Leidenschaft. Vielweiberei und in Folge derselben schmähliche Weibermißhandlung ist überall zu Hause. Meist sind sie wenig bekleidet; und ihre schmutzige Fleischeslust weiß wenig von Schamhaftigkeit. Viele Völker haben gar keinen Begriff von einer Ehe. Haben sie endlich auch hie und da einige Kunst-

fertigkeit, so herrscht doch durch Alles hindurch die traurigste Unwissenheit.

Unter den 2—300 afrikanischen Sprachen, die man in Afrika vermuthet, und von denen etwa 70 bekannt und jetzt zum Theil von Missionaren bearbeitet sind, ist keine einzige ursprünglich vom Volk selbst zur Schriftsprache erhoben, wiewohl man neuerdings entdeckt hat, daß einige Fulahsprachen im Innern des Welttheils von den Eingebornen vor etlichen Jahrhunderten mit arabischen Lettern schriftlich gemacht worden sind. Sonst findet man nichts einer Schrift Aehnliches, nicht einmal Hieroglyphen oder Symbole. Auch die Zauberzettel sind in arabischer Sprache geschrieben. Da mag man denn erkennen, wie viel für das arme Afrika zu thun ist. Die Mission aber hat bereits genugsam erfahren, daß die Ps. 68, 32. ausgesprochene Verheißung: „Auch Mohrenland wird seine Hände nach Gott ausstrecken," kein leeres Wort ist.

II. Westafrika.

1. Die Küste.

§ 5. Wir kommen zuerst nach Westafrika, wie man die Uferstrecken nennt, welche längs des atlantischen Meeres sich hinziehen. Das nächste Uferland ist das muhamedanische Marokko (§ 50.). Dann kommen die heißen Grenzgestade der Wüste Sahara. Vom weißen Vorgebirge an bis zum Fluß Nunez nennt man die Küste Senegambien, ferner bis zum Kap Lopez Oberguinea, endlich bis gegen die Wallfischbai hin Unterguinea. Das Weitere rechnen wir zu Südafrika.

Senegambien und Guinea liegen ganz innerhalb des heißen Erdgürtels, der eine Breite von 1400 Stunden einnimmt. Die Hitze ist darum überall sehr

groß, und auch auf den ersten Terrassen hinter dem Küstenlande nur wenig gemäßigt. Statt des Winters hat man dort in unserer Sommerzeit strömende Regengüsse. Ueberdieß ist das Klima, die ganze Küste entlang, äußerst gefährlich. Denn jeder Europäer, der hier landet, ja selbst jeder Afrikaner, der aus dem Innern zu dem Ufer herabsteigt, hat ein eigenthümliches Fieber durchzumachen, ehe er angewöhnt ist, welches ihn fast immer an den Rand des Grabes bringt. Die Ursache des Fiebers denkt man sich hauptsächlich in der Nachbarschaft der Urwälder, welche gleich hinter der Meeresküste beginnen und in welchen viele stehende Sümpfe und Moorland, und durch diese mancherlei Ausdünstungen erzeugt werden. Man will wahrnehmen, daß die Stärke des Fiebers abnehme, je mehr die Wälder durch Anbau gelichtet werden. Aerztliche Kunst hat bis jetzt noch nichts vermocht; und so wagt jeder Missionar, der dorthin kommt, sein Leben. Jährlich laufen Nachrichten von früh verstorbenen Arbeitern im Reiche Gottes ein.

Die Einwohner an der Küste bilden ursprünglich nirgends einen geordneten Staat; auch stehen die einzelnen Stämme in keiner engern Verbindung mit einander. Wohl sind Häuptlinge da; aber deren Macht ist gering und erstreckt sich meist nur über eine Anzahl Dörfer, ohnehin beschränkt durch sogenannte Palawers, d. h. Volksversammlungen (portugiesisch palavra Rede). Wirkliche Staaten, wiewohl immer nicht nach Art der unsrigen organisirt, deren Einfluß übrigens auch bis an die Küsten heraus gefühlt wird, finden sich nur im Innern. Uebrigens haben seit 400 Jahren, da die Küste entdeckt wurde, überall Europäer Niederlassungen und Festungen gebaut; und begreiflich spielen sie nun die Herren, ohne freilich immer nur Gutes den armseligen Stämmen gebracht zu haben.

Die traurigste Eigenthümlichkeit Westafrika's ist der von hier hauptsächlich ausgehende christliche Sklavenhandel. Weil man nämlich vor 300 Jahren in dem

neuentdeckten Amerika zu den Pflanzungen starker Leute bedurfte, die dort fehlten, kam man auf den Gedanken, solche von Afrika herzuholen, da die Neger einen kräftigen Körperbau haben. Man kaufte an der Küste die feilen Sklaven; und schon 1517 wurde dieser Handel in Portugal und Spanien durch Staatsbeschlüsse genehmigt. Von jener Zeit an erhob sich an der Küste ein Sklavenmarkt um den andern, dahin aus dem Innern die Neger hergetrieben wurden. Die Folgen davon waren für Afrika schrecklich. Denn die Uferbewohner waren nun ihres Lebens und ihrer Person nirgends mehr sicher, weil es Sklavenhändler gab, die, wo sie konnten, die Neger weghaschten, und flohen scheu in die Wälder, so daß die Küste fast öde lag. Sodann erreichte der Menschenraub im Innern den entsetzlichsten Grad. Denn es vereinigten sich große Banden und raubten Männer, Weiber und Kinder, wo sie diese fanden, überfielen auch Städte und Dörfer, um wegzufangen, was möglich war, und eine Waare nach dem Sklavenmarkt bringen zu können. Der Sklaven aber wurden jährlich wenigstens 100,000 über's Meer geschleppt. Nach vielen Kämpfen edler Menschenfreunde erklärten endlich 1807 die Engländer den Sklavenhandel für Seeräuberei; und es streifen seitdem englische Kriegsschiffe an den Küsten umher, um die Sklavenschiffe wegzufangen. Dazu ist in den englischen Besitzungen seit 1838 das Sklavenhalten verboten; und seit 1842 haben sich alle europäischen Staaten zur Unterdrückung des Sklavenhandels vereinigt. Ist auch mit all dem dem Handel noch nicht gesteuert, weil ihn spanische Kolonien und auch die südlichen Staaten Nordamerika's begünstigen, so ist doch so viel gewonnen, daß jetzt der äußere Bestand der Mission in Westafrika nur wenig gefährdet ist.

Was die Religion betrifft, so sind die Küstenbewohner ursprünglich lauter Fetischdiener in der unvernünftigsten Weise. Aber längst findet man überall auch muhammedanische Neger; und hinter der Küste sind's

oft ganze Stämme, die den Islam angenommen haben. Muhammedanische Missionare nämlich begleiten fortwährend die Karawanen durch die Wüste Sahara nach Mittelafrika herein, finden dort vielen Eingang und flößen auch ihren Anhängern einen Eifer für die Ausbreitung des Islams ein. So drängt sich dieser immer mehr gegen die Küste heraus, und kommt da und dort in einen unangenehmen Conflikt mit der evangelischen Mission.

---

2. Senegambien.

§ 6. Indem wir die einzelnen Küstentheile besuchen, fahren wir an dem Grenzgestade der Wüste Sahara vorbei, wo nur ein kümmerlich lebendes Menschengeschlecht wohnt, das kaum je besucht wird, und verweilen zuerst auf der Küste Senegambiens. Der Küstenstrich dieses Landes, das seinen Namen von den beiden Flüssen Senegal und Gambia hat, erstreckt sich vom weißen Vorgebirge bis zum Flusse Nunez in einer Länge von 360 Stunden. Die Einwohner sind gemischt aus Dscholufen, Mandingo's und Fulah's. Die beiden Ersteren meist Muhamedaner, aber ihrer Denkart nach sehr verschieden. Ein Theil derselben, Marabouts, d. h. religiöse Leute, sind äußerst abergläubisch, und hiebei so verblendet, daß sie selbst Kinder und andere Personen lebendig begraben können. Andere Muhamedaner, Soninkay's, d. h. singende Leute, sind leichtfertig, dem Fressen und Saufen ergeben. Die Fulah's, mehr ein Wandervolk ohne eigentliche Heimath (tief im Innern sind die eigentlichen Fulahstaaten), sind Heiden und werden von den Mandingo's hart gedrückt. An der Küste haben Franzosen, Portugiesen und Engländer sich niedergelassen, da die beiden Ströme äußerst vortheilhaft für den Handel sind. Auf ihnen kommen schwarze Handelsleute Hunderte von Stunden weit her.

Nur vorübergehend waren die Schulen des Missionars

Dart um 1820 auf der französischen Insel St. Louis, an der Mündung des Senegals, so wie andere auf der Insel Gori am grünen Vorgebirge, und die ersten Missionen sind erst am Gambia. An der 5 Stunden breiten Mündung liegt die Insel St. Mary, auf welcher seit 1816 eine englische Niederlassung besteht, Bathurst genannt, eine Stadt mit 2000 Einwohnern, meist Mandingo's und Dscholufen, auch befreiten Sklaven. Von den englischen Predigern, die sich der Einwohner annehmen wollten, starben Manche weg; und Quäker, welche seit 1823 auf der Insel, so wie am nahen Ufer, Schulen eröffneten, erlagen dem Klima. Die Gründerin dieser Schulen war Hanna Kilham, jene muthige Frau, die 10 Jahre lang die westafrikanische Küste durchzog, an vielen Orten Schulen begann und überall vornehmlich den Sprachen ihre Aufmerksamkeit widmete, von denen sie manche schätzbare Proben in Druck kommen ließ. Sie hatte selbst in England zwei afrikanische Jünglinge erzogen, mit welchen sie am Gambia Schulen eröffnete. Sie wurde 1832 eine Beute des Fiebers.

Mehr Bestand hatte die Mission der Methodisten seit 1821, obgleich ein Bote um den andern in's Grab sank. In Bathurst wurde 1835 die erste Missionskapelle gebaut. Auch in anderen Orten der Insel St. Mary, so wie auf dem Festlande zu Berwicktown stehen jetzt Kapellen. In Barrowtown wirkt seit 1844 ein Nationallehrer, ebenso seit 1847 in Ngapatang. Auf der Insel sind jetzt über 600 Christen und viele christliche Schulen. Der Umstand, daß 1853 Oberkombo an England abgetreten wurde, veranlaßte viele Einwohner der Nachbarschaft sich da in Dörfern niederzulassen. In Jeshwong haben die Dorfbewohner ein im Krieg niedergebranntes Bethaus von selbst wieder aufgebaut, um die Lehrer zur Rückkehr zu veranlassen. — In Bathurst sind auch katholische Missionare thätig.

Die Methodisten wünschten immer tiefer nach Afrika hinein zu kommen, und hatten schon im vorigen

Jahrhundert ihr Auge auf die inneren Fulahs geworfen. Aber der Versuch, durch gläubige Handwerksleute den Grund zu einer Gemeinde zu legen, mißlang, weil die Ausgesandten unter einander entzweit wurden. Neue großartige Plane faßten die Methodisten 1831; aber es blieb bei der Gründung der Station auf der Insel Macarthy, 125 Stunden den Gambia hinauf, wo gleichfalls eine englische Niederlassung ist. Anfangs war viel Regsamkeit in dieser Mission durch den wackern Missionar Fox und etliche Nationalgehülfen, auch den Engländer Lindon, der 1847 ein Institut für Söhne von Häuptlingen errichtete, das später wieder einging. Manche arabische Bibeln und Traktate fanden ihren Weg in's Innere; und auf Reisen wurde viel Interesse angeregt bei Königen und Völkern. Aber die große Sterblichkeit unter den Missionaren hemmte die weitere Ausbreitung der Mission. Auf Macarthy und St. Mary sind jetzt (1861) 813 Kirchenglieder und 1445 Zuhörer und Schüler.

Auf die Fulahstaaten östlich von Senegambien zu wirken, ist längst ein Anliegen der englischen kirchlichen Gesellschaft, die von Sierra Leone aus einen Weg dahin suchte. Schon 1841 schickten sie eine Gesandtschaft nach Timbo ab, etwa 120 Stunden NO. von Sierra Leone; und ein Bekehrter, Thomson, fand so günstige Aufnahme, daß er sogar nach der Hauptstadt Sego, in der Mitte zwischen Timbo und Timbuktu, eingeladen wurde, starb aber schon 1843. Unterdessen kam 1848 die Nachricht, daß mehrere afrikanische Sprachen, auch die Fulahsprache, von den Eingebornen mit arabischer Schrift geschrieben gefunden werden. Dieß zu untersuchen, zog Missionar Reichardt 1857 von Sierra Leone aus nach Sego, und es gelang ihm, werthvolle Fulahmanuscripte zurückzubringen. Ein Weiteres wird aber vorerst nicht berichtet.

---

3. Die Küste Sierra Leone.

§ 7. Vom Kap Vorgas beginnt Oberguinea, eine Uferstrecke, welche beim Kap Palmas tief gegen Osten einbiegend, gegen 800 Stunden weit reicht bis zum Kap Lopez. Sie ist es, die hauptsächlich von den Sklavenhändlern ausgebeutet worden ist. Sie trägt verschiedene besondere Namen; und der nächste Strich bis etwa zum Kap Mesurado heißt Sierra Leone im weiteren Sinne. Hinter dem flachen fruchtbaren Uferland erhebt sich bald ein dichter Urwald. Man findet der Reihe nach an der Küste die Stämme der Susu's, Bagu's, Bulloms, Scherbro's, Timneh's, unter welchen allen Missionsversuche gemacht worden sind.

Mit dem Plane, die nördlichen Fulahs zu besuchen, sandte schon 1797 die Londoner und schottische Gesellschaft 6 Missionare ab. Von diesen aber starben drei hin, der Vierte suchte seine Heimath wieder auf, und die beiden Uebrigen gingen unter die Susu's nach Kondaia, 16 Stunden den Pongasfluß hinauf. Von Drangsalen und Krankheiten geschwächt zog sich Brunton nach Sierra Leone zurück; und Greig, der allein unter den Wilden blieb, wurde bald von Fulahs, welche Beute machen wollten, bei Nacht in seiner Hütte ermordet. — Zehn Jahre später bildeten sich in England die Gesellschaften, die dafür Sorge tragen, daß Negerkinder in Pflege, Erziehung und Unterricht kämen; und wer die für ein Kind nöthige Summe jährlich darreicht, dessen Namen sollte das Kind bei der Taufe erhalten. Mit ihrer Hilfe entstand die Susumission in Baschia am Pongas. Hier wurden einmal 90 christlich erzogene Kinder getauft; und auch auf die Erwachsenen erstreckte sich der Einfluß. Plötzlich aber kam ein Sklavenschiff und raubte 200 ruhige Einwohner weg. Ihm folgten fünf andere; und die Sklavenhändler steckten die Missionsgebäude in Flammen. — Ein gleiches Schicksal hatte die Susumission in Kanoffi am Pongas, wo seit 1809 eine

Schule bestand. In vielen Nachbarstädten wurde die Predigt mit Freuden gehört und Bethäuser erhoben sich. Da kam die Zeit, daß in Einem Jahre 3000 Neger am Flusse erkauft, geraubt und ausgeführt wurden und Kanoffi selbst in Feuer aufgieng. Mit schwerem Herzen schieden 1818 die Missionare von Baschia und Kanoffi.

Die Susu's am Pongas stehen unter Häuptlingen, welche den Fulah's Tribut zahlen. Mehrere derselben sind getauft. Einer, der alte Wilkinson in Fallangia, hatte sogar eine englische Erziehung genossen. Er bewillkommte die Missionare, welche die Ausbreitungs-Gesellschaft aus Westindien sandte (seit 1855) mit großer Freude. Er baute ihnen selbst eine Kirche und half zur Errichtung einer zweiten Station in Domingia. Sein christlicher Sohn sollte eben zur Vollendung seiner Bildung nach England geschickt werden, als der Tod seines Vaters (1861) ihn zum Häuptling seines Stammes berief. Leider sterben die weißen Missionare überaus schnell weg; nur der farbige Missionar Duport wirkt ununterbrochen im Segen fort. Man zählt 320 Kirchenglieder.

Unter den Bagu's am Flusse Dembaia, so wie in Kapporu, einer beträchtlichen Landesstadt, und auf den Losinseln blühten ähnliche Schulen auf. Missionar Klein predigte von 1813 an in 23 Städten. Ebenso herrschte am Bullomufer noch im Jahr 1816 u. ff. eine lebhafte Missions-Thätigkeit, besonders in Yonguru, an der Mündung des Flusses Sierra Leone, unter Missionar Nylander. Sie gerieth später in's Stocken, erst in neuester Zeit wird hier wieder eifrig gearbeitet, da der jetzige Bullom-König sich sehr für Schulen interessirt.

Auch die älteren Versuche unter den Scherbro's, namentlich auf den Bananeninseln, waren nicht von Bestand. Diese Inseln, etwa 16 Stunden südlich von der Kolonie Sierra Leone, gehörten ursprünglich einer Negerfamilie, Namens Caulker, deren bekehrte Mitglieder seit 1821 selber eine Schule im Namen der englisch kirchlichen Gesellschaft leiteten. In einer neuerbauten Kirche hielten sie täglich Gottesdienst. Später wurde ihre Arbeit durch Kriege mit den Nachbarn oft unterbrochen und 1828 ganz eingestellt. Jedoch besteht wieder seit 1850

eine Mission in Good Hope auf der Scherbroinsel, durch eine amerikanische Colonisations-Gesellschaft gegründet. Dieselbe Gesellschaft hatte 1848 Missionar Thomson nach Ka Mendi, 20 Stunden landeinwärts am kleinen Boomflusse, geschickt. Dieser versöhnte die Stämme, die sich 9 Jahre lang blutig verfolgt hatten, indem er zur Stadt Tissana hinauffuhr, wo die Häuptlinge versammelt waren. Alles wünschte Missionare und Unterricht; und unter dem Frieden gedeihen die Arbeiten nicht nur in Good Hope und Ka Mendi, sondern auch in Tissana und Mo Tappan.

In den Jahren 1833 und 1834 endlich machte die englisch kirchliche Gesellschaft einen Versuch im großen Timnehlande, gleich hinter der Kolonie Sierra Leone; und Missionar Hänsel hielt sich 5 Monate lang in der Stadt Magbeli auf. Aber erst später gelang es, einen dauernden Anfang zu machen. Missionare von Sierra Leone untersuchten 1840 das Land und entschieden sich zuletzt zur Errichtung einer Mission in Port Lokkoh, etwa 16 Stunden von Freetown entfernt, mit 2500 Einwohnern. Da die Leute schwierig waren und stets besorgten, die Fremden werden sich des Landes bemächtigen wollen, mußte der König mehrere Volksversammlungen halten. Es wurde ein förmlicher Vertrag durch Missionar Schlenker geschlossen. Nun sind Schulen und Gottesdienste im Gange, wiewohl von dem gleichgiltigen Volke, das meist aus unempfänglichen Muhamedanern besteht, nur spärlich besucht. Die Stadt ist ein bedeutender Handelsplatz; und viele Händler von der Kolonie Sierra Leone halten sich da auf, welche aber für die Mission mehr ein Hinderniß, als eine Hilfe sind. Auch der Zweck, dem Evangelium einen Weg in's Innere zu bahnen, kann noch nicht erreicht werden, weil die Hauptstraßen dahin nur zu muhamedanischen Völkern, den Mandingo's, führen. — Besser ging es in der erwähnten Stadt Magbeli, 10 Stunden weiter aufwärts am Flusse Rokelle gelegen, in einer mehr heidnischen

Gegend unter einem heidnischen Könige, der jedoch am Sonntag alle lärmenden Unsitten des Volks verbot und nach Vollendung der im Bau begriffenen Kirche den Kirchenbesuch zum Landesgesetz machen wollte. Aber in einem der häufigen Krieg überfielen die Kossoh's die Station mit Raub und Mord, und führten viele Christen gefangen weg (Juni 1860). Der eingeborne Prediger Wiltshire entkam zwar aus ihren Händen, starb aber bald darauf. Noch steht die Station verwaist, wird aber von Sierra Leone aus wiederholt besucht.

---

4. Die Kolonie Sierra Leone.

§ 8. Diese merkwürdige Kolonie liegt auf einer nordwestlich gestreckten kleinen Halbinsel, von der See, dem Sierra-Leonefluß und dem Buncefluß, der in letzteren sich ergießt, umflossen. Den Grund zur Niederlassung legte 1787 die sogenannte afrikanische Gesellschaft in England, indem sie von den Negerfürsten Ländereien erkaufte, um die Neger auf sie überzuflanzen, welche während des amerikanischen Freiheitskrieges unter der englischen Fahne gedient und nach dem Frieden in London im elendesten Zustande sich gesammelt hatten. Lange wollte die Kolonie nicht gedeihen. Die übergesiedelten Neger starben haufenweise, und die Uebrigen lebten in bittern Feindseligkeiten unter sich und in Kriegen mit den Nachbarn. Einmal vernichtete eine Feuersbrunst das Hauptmagazin; ein ander Mal kamen in jenen Kriegszeiten Franzosen und zerstörten und plünderten, was sie fanden. Dennoch ging es jährlich besser. Die Kolonie wurde 1808 mit allen Rechten und Besitzungen der britischen Krone übergeben, welche das Jahr vorher den Sklavenhandel für Seeräuberei erklärt hatte, und nun die Neger, die durch die Kriegsschiffe auf der See von den Sklavenschiffen befreit wurden, dort unterbrachte. So wuchs die Bevölkerung allmählig bis auf 45,000 an, eine Zahl, die sich wegen der vielen Auswanderungen der

Neger in ihre Heimath ziemlich gleich bleibt, aus Leuten von den verschiedensten Völkerschaften. Viele Städte und Dörfer wurden gebaut, die mit jedem Jahre an Ansehen gewannen; und besonders schön wurde die Hauptstadt Freetown an der Georgsbay, wo die größten Schiffe einen sicheren Hafen haben. Die Neger, die befreit werden, sind zuerst erstaunlich wild, ohne alle Zucht und Ordnung, dem Götzendienst und Laster ergeben; und um gesitteteres Wesen unter ihnen einzuführen, wurden auf Betrieb der Regierung Kolonialschulen angelegt, ein geordnetes Gemeindewesen eingerichtet, gesetzliche Ehen geboten, Haltung des Sonntags wenigstens durch Unterlassung geräuschvoller Arbeiten befohlen, und alles zur äußerlichen Kultur Dienliche gefördert.

So stand der Mission hier ein günstiges Feld offen, welches auch die englisch kirchliche Gesellschaft in's Auge faßte, indem sie schon 1804 Missionar hersandte, deren Arbeit aber erst 1816 erfolgreich wurde, da die beiden wackeren Männer Johnson und Düring ankamen. Jener ließ sich in Regenttown nieder, wo gegen 1200 Neger aus 22 Völkerschaften in äußerster Zuchtlosigkeit sich umtrieben. Anfangs wollte ihm aller Muth sinken. Aber gleich kam eine besondere Bewegung unter die Wilden; und noch in demselben Jahre wurden 24, in zwei Jahren über 500 Einwohner des Orts getauft. Man sah das regste christliche Leben unter ihnen; und überall, auf den Straßen und Anhöhen, hörte man sie geistliche Lieder singen. Die jetzt gebaute Kirche wurde fünfmal erweitert, und steht nun als ein mächtiges Gebäude da. Nicht minder gut gieng es in den Schulen. Bei ihrer Eröffnung erschienen 90 Knaben und 50 Mädchen und 36 Erwachsene. Johnson, verlegen, was er mit so Vielen machen sollte, suchte zuvörderst 12 Knaben aus, die am klügsten aussahen, lehrte diese die 4 ersten Buchstaben, und theilte dann alle Anwesenden in 12 Klassen, welchen je ein Knabe die 4 Buchstaben zeigen mußte. Waren diese von Allen gefaßt, so gieng's an wei-

tere 4 Buchstaben u. s. f. In Jahresfrist konnten viele Erwachsene lesen; und das N. Testament war nun ihr Ein und Alles. Die Veränderung, die in jeder Hinsicht mit diesen Negern vorgieng, war so groß, daß man überall als von einem Wunder davon sprach. Sie wurden fleißige Bauern, geschickte Handwerker, kamen bald zu einigem Wohlstand und erbauten sich bequeme Häuser mit einem eingezäunten Garten. Im Ort erhoben sich ein Rathhaus, Missionshaus, Schulhäuser, Krankenhäuser, Vorrathshäuser, Alles auf ihre Kosten; und ihr Wochenmarkt wurde der Sammelplatz der ganzen Nachbarschaft. Die Unsitten waren verschwunden, und Ehen und Familien in guter christlicher Haltung. Auch auf andere Dörfer dehnte sich damals der Einfluß dieser Mission aus; und es war jetzt, wie vom HErrn selbst, für die ganze Kolonie ein guter Grund gelegt.

In der Folge freilich bekam die Mission wieder den gewöhnlichen langsamen, prüfungsvollen Gang; die Christen nahmen zu an Erkenntniß und Rührigkeit, der frühere Eifer aber war abgekühlt. Noch jetzt klagen alte Jünger, wenn sie sich an Johnsons Zeit erinnern: ach, wo ist nun unsere erste Liebe? — Der hemmenden Umstände gab es nur zu viele. Das Traurigste war das frühzeitige Hinsterben so vieler Missionare und Katecheten. Im Jahre 1823 allein starben ihrer 12 in 8 Monaten, worunter auch Johnson. Nur Missionar Wilhelm fristete 23 Jahre lang sein Leben († 1834). Andere Uebelstände sind die große Geschäftslast, die auf den Missionaren liegt, da ihnen auch die bürgerliche Aufsicht übertragen ist; der Mangel einer allgemein verständlichen Sprache, den das durch amerikanische Neger eingeführte gebrochene Englisch nur äußerst mangelhaft ersetzt; die Ankunft neu befreiter Neger, welche wie trübe Ströme in ein eben geläutertes Wasser fallen; der Hang der Neger zu groben Sünden, die nur Volkssitte genannt werden; das Beispiel vieler Europäer, die ohne Scheu in den Sünden der Un-

zucht leben und durch ihre Verführungen manche viel versprechende Arbeit wieder vernichten.

So kam es, daß lange Zeit die Mehrzahl der Ansiedler noch Heiden blieb, die wohl am Sonntag sich ruhig verhalten mußten, auch die gröbsten Heidengräuel nicht öffentlich treiben durften, sonst aber entweder nur müssige Zuhörer in den Kirchen waren, oder von denselben sich ganz ferne hielten, und im Geheimen dem Fetischdienst und der Unsittlichkeit hingegeben waren. Mehr und mehr aber übte doch das Evangelium seinen Einfluß auf die ganze Bevölkerung aus; und die Finsterniß des Heidenthums mußte immer mehr zurücktreten. Denn im Seminar wurden nach und nach Lehrer und Prediger fast für alle Dörfer gebildet, so daß die Mission, wenn auch je und je nur wenige europäische Missionare anwesend waren, doch immer ihren Gang fort ging. Ordinirte Neger giebt es immer mehrere; und weil auch die englischen Bischöfe der Kolonie stets so schnell wegsterben, so dachte man schon daran, einen wackeren Neger zum Bischof zu wählen. Nachdem zuerst die Schulen von der Missionskasse auf die Gemeinde übertragen worden waren, gelang es neuestens Bischof Beckles 9 Gemeinden vollständig zu organisiren, so daß sie ihre Kirchen und eingebornen Prediger selbst erhalten. Am 1. November 1861 wurde der kirchlichen Mission diese Last abgenommen und (mit jährlich 12,000 fl.) auf die Gemeindeglieder umgelegt. Diese haben überhaupt das Lob, nicht nur fleißig im Kirchenbesuch und Betvereinen zu seyn, sondern auch alle christlichen Liebeswerke mit großer Hingebung zu fördern. Bei einer Volkszählung im Jahre 1852 wurden unter 45,000 Seelen 36,000 getaufte Christen gezählt, welche verschiedenen Confessionen angehörten, sonst noch 6 Juden, 1778 Muhamedaner und 7230 Heiden. Der englischen Kirche gehörten 16,095 an.

Unter diesen Umständen verspricht die Kolonie höchst einflußreich für die Zukunft Afrika's zu werden. In derselben sind gegen 200 verschiedene Volksstämme vertreten,

welche 151 ganz verschiedene Sprachen reden. Diese Stämme wohnen theils auf einer Küstenstrecke von fast 1500 Stunden, theils tief im Innern Afrika's. Wie wichtig das für Afrika werden kann, beweist das Verlangen vieler Bekehrten, ihr Geburtsland aufzusuchen, um christlich auf dasselbe zu wirken; und die englisch kirchliche Gesellschaft, wie auch die Methodisten sendet sie bereits als Missionare aus. Auch denkt die Kolonial-Regierung immer mehr darauf, Verbindungen mit den inneren Völkerschaften einzuleiten, die von diesen selbst gewünscht werden, durch welche auch der Mission vermittelst der Kolonisten der Weg gebahnt wäre. So wird namentlich von Wellington aus im Quiah-Lande, das neulich zur Kolonie geschlagen worden ist, eifrig missionirt.

Die Kolonie ist in vier Distrikte eingetheilt. Diese sind:

1. Der Freetowndistrikt mit Freetown, Wilberforce, und Furahbai, außer vielen Filialen. In Furahbai ist das seit 1828 angelegte Lehrerseminar. Kissey und Wellington gehören zu den neun neuorganisirten Kirchspielen mit eingebornem Pastorat.

2. Der Flußdistrikt, welcher sich südöstlich von Freetown erstreckt, am Buncefluß hin. In ihm sind die nunmehr unabhängigen Kirchspiele Hastings, Waterloo mit den Filialen Benguama, Moco, Calmont 2c.

3. Der Bergdistrikt, welcher sich der Länge nach in der Mitte der Halbinsel durch reizend abwechselnde Berghügel hinzieht und die Missionsstationen Leicester, und Charlotte hat, während Gloucester, Regent und Bathurst schon zu den geordneten Kirchspielen gehören.

4. Der Seedistrikt, welcher die niedriger gelegene Seeküste mit den Hauptorten York und Kent umfaßt, wozu noch die Bananen-Inseln kommen; alle drei gehören zu den neuorganisirten Gemeinden.

Seit 1816 wirken auch die Methodisten in der Kolonie, in der Umgegend der Hauptstadt besonders, und auf drei Außenstationen. Ihre Anhänger wurden 1861 auf 10685 geschätzt. Der Katholiken gab es 1852 nur 56. Im Jahr 1858 kam ein römischer Bischof mit Priestern und barmherzigen Schwestern. Aber die Meisten dieser Ankömmlinge wurden vom Fieber wegge-

rafft; und die Uebrigen verließen das Jahr darauf die Halbinsel.

---

5. Die Pfefferküste (Liberia.)

§ 9. Diese Küste, von dem besonders häufigen Malagettapfeffer so genannt, zieht sich bis zum Kap Palmas hin. Vom Flusse Gallinas an bis zum Flusse Settra Kru (120 Stunden lang) heißt sie jetzt Liberia, d. h. Freiheitsland. An der niedrigen Küste wohnen die Vey's, Dey's, Bassa's, Kru's und andere Stämme. Hier herrschte früher besonders stark der Sklavenhandel. Doch jetzt ist ein blühender Freiheitsstaat darauf.

In Nordamerika nemlich sah man allmählig über 200,000 Freineger zerstreut, welche gewerblos in den dürftigsten Umständen hinlebten. Da kam man auf den Gedanken, sie in das Land ihrer Väter wieder überzusiedeln, und so entstand 1817 die erste Gesellschaft zur Kolonisation der Freineger, neben welcher bald andere sich erhoben. Große Geldsummen flossen zusammen; und manche menschenfreundliche Sklavenhalter, wie alle Quäker in Philadelphia gaben ihre Sklaven zu dem genannten Zwecke frei. Die erste Sendung landete 1819 im Scherbrolande; aber die Hälfte der Neger nebst allen Agenten erlagen dem Fieber. Die zweite kam 1821, selbst geschwächt, mit dem Reste der vorigen, nach Sierra Leone und endlich nach mancherlei Schicksalen zum Kap Mesurado, wo die Einwohner einen Küstenstrich abtraten, der in der Folge oben erwähnte Ausdehnung erhielt. Hier wurde die Hauptstadt Monrovia erbaut; und da stets neue Neger nachkamen, entstand eine Stadt um die andere. Freilich war noch Vieles zu überwinden: das Fieber raffte Viele hin, bis erlernte Vorsicht seine Gefahr milderte; die Neger, die sich in ihrer Freiheit besonders fühlten, ließen sich ungern beschränken und wollten sich nicht recht zum Ackerbau und zu andern Gewerben bequemen; dazu machten die Eingebornen je und je feind-

selige Angriffe. Allmählig aber kam Alles in ein besseres Geleise; und der gegenwärtige Präsident Roberts, ein farbiger Mann, wie alle Beamten der Republik, hat ein solches Regierungstalent gezeigt, daß zahlreiche Nachbarstämme sich freiwillig seiner Leitung unterworfen haben, was den christlichen Einfluß der Kolonie auf Afrika viel bedeutender macht, als man aus der geringen Anzahl eigentlicher Ansiedler schließen könnte. Die Unabhängigkeit der Kolonie ist ausdrücklich von den europäischen Mächten anerkannt. Reis, Baumwolle, Kaffee, besonders aber Palmöl werden in immer größerer Menge ausgeführt; und im Allgemeinen herrscht blühender Wohlstand.

Es sind eigentlich drei abgesonderte Kolonien, die jährlich sich verstärken, besonders auch durch Neger, welche Sklavenschiffen abgenommen werden (es sind deren über 4000 in der Republik). Sie heißen: der Monrovia-, der Großbassa- und der Sinu-Distrikt. Dazu scheint neuerdings als vierte Grafschaft Maryland (auf Kap Palmas § 10.) hinzugekommen zu seyn.

Die Mission faßte bald auch diese Kolonie in's Auge. Von dem Agenten Aschmun freundlich eingeladen, sandte Basel 1827 und 1828 acht Zöglinge seiner Schule dahin. Aber 4 derselben starben am Fieber; die Uebrigen, geschwächt und entmuthigt, suchten sich andere Wirkungskreise; und die Mission erlosch. Auch nordamerikanische Gesellschaften verloren hier einen Missionar um den andern. Man suchte daher in Amerika afrikanische Jünglinge vor ihrer Uebersiedlung zu Predigern und Schullehrern heranzubilden. Diese waren willkommen, und überall wurden Kirchen und Schulen gebaut. Indessen sind wieder seit 1839 amerikanische Missionare da, theils Baptisten, theils bischöfliche, theils methodistisch-bischöfliche. Sie haben sich durch die ganze Kolonie verbreitet und wirken auch durch Reisen tief in's Innere hinein. Auch sonst nimmt christliche Cultur sehr zu. Es giebt jetzt Bibliotheken, Pressen, Zeitungen, auch seit 1849 eine classische und hohe Schule. So verspricht Liberia, wie Sierra Leone, etwas Wichtiges für die Zukunft Afrika's zu werden. Man zählt etwa 12,000 von

Amerika übergesiedelte christliche Neger, unter deren Schutz und Einfluß 300,000 Eingeborne wohnen mögen.

---

6. Die Zahnküste (Kap Palmas).

§ 10. Diese Küste, auch Elfenbeinküste genannt, dehnt sich vom Kap Palmas an östlich in den Meerbusen von Guinea hinein, etwa 160 Stunden lang bis zum Kap der drei Spitzen. Sie steht an Fruchtbarkeit den übrigen Ufertheilen nicht nach; und hie und da breiten sich üppige und große Savannen aus. Das klimatische Fieber ist minder gefährlich. Manche Flüsse strömen in die See; und ansehnlich ist besonders der Fluß Cavalla, 7 Stunden vom Kap, an der Mündung eine halbe Stunde breit und gegen 80 Stunden weit schiffbar. An guten Landungsplätzen aber fehlt es. Die Einwohner, meist Grebo's, sind nicht sehr kriegerisch, und der Sklavenhandel war hier stets weniger bedeutend.

Um das Kap Palmas selbst herum hat sich auch eine Freiheitskolonie gebildet, unter der Leitung der nordamerikanischen Maryland-Colonisations-Gesellschaft, welche 1831 entstand, und nur solche Freineger übersiedelte, die sich gegen den Gebrauch geistiger Getränke verpflichteten. Die Häuptlinge des Landes bewilligten Land, etwa 8 Stunden am Ufer hin; und die Ankömmlinge (1834) bildeten bald eine gedeihliche Kolonie, obwohl es anfangs Schwierigkeiten mit den Eingebornen gab, bis diese sich an die Weise der Ersteren gewöhnt hatten. Uebrigens wurden auch Eingeborne, die sich den Gesetzen fügten, aufgenommen; und neuestens ist diese Kolonie mit Liberia vereinigt.

Hieher kamen 1835 zuerst Bostoner Missionare, unter welchen der thätige John Leighton Wilson war. Sie begannen ihr Werk in Fair Hope, und kamen nach und nach westlich davon nach Rocktown, Middletown, Fischtown ꝛc. Die Grebo-Sprache wurde in Schrift gebracht. Sie reisten auch in's Innere und er-

richteten Nebenstationen. Indessen strebten sie nach einem größeren Wirkungskreise, und untersuchten öfters die Zahnküste mit St. Andreas, 40 Stunden, Kap Lahu, 70 Stunden von Palmas, welche noch keine Missionare haben; aber eine Untersuchungsreise nach dem Flusse Gabun bestimmte sie 1844, dorthin ihre Kräfte zu werfen und Kap Palmas ganz aufzugeben. Ihre Stationen übergaben sie sodann den schon 1836 angekommenen amerikanisch-bischöflichen Missionaren, welche derzeit unter Bischof Payne auf 14 Stationen, besonders Cavalla, Kap Palmas (mit Rocktown, Fischtown, Mt. Vaughan) ꝛc. wozu neulich die im Innern gelegene gesundere Station Bohlen kam, 369 Communikanten mit 5 Missionaren und 28 eingebornen Lehrern zählen.

---

7. Die Goldküste.

§ 11. Der nächste Küstentheil bis zum Flusse Volta, 100 Stunden lang, ist die Goldküste. Ihr Ufer ist eben und sandig, erhebt sich aber bald gegen das Innere, von wo zahlreiche Flüsse kommen. Bis zur Küste heraus geht das Land Fanti und Akra und Adangme. Nördlich von Fanti dehnt sich das große Reich Asante aus, das erst um 1700 bekannt wurde, eben damals durch blutige Eroberungskriege sich immer mehr erhob und noch eine gewaltige Länderstrecke mit großer Despotie beherrscht. Ihm waren früher auch die Küstenländer unterworfen, welche sonst mancherlei freiere Verfassungen haben. Die Akuapem-Berge beginnen schon 6 Stunden von der Küste. Nordwestlich von diesen ist das Land Akem; und an ihrem östlichen Abfall hin laufen die Krobo-Plantagen bis an den großen Volta, jenseits dessen Akwamu anfängt. An der reichen Küste, die sehr viel Gold hat, haben sich von jeher Europäer niedergelassen, so gefährlich das Klima ist. Denn außer dem Fieber und der weißen Ruhr plagen auch Geschwürausschläge, die sogenannten Guineawürmer. Aber auf den Akuapem-Bergen herrscht

ein besseres, ja gutes Klima. Die Portugiesen, seit 1452 in Akra, kamen um ihrer Grausamkeit willen in einem allgemeinen Aufstande um. Die Engländer besetzten Kap Coast und bauten gegen 15 Festungen. Auch die Holländer haben nicht unbedeutende Plätze, wie Elmina. Die Dänen endlich hatten bisher in einer Linie von 15—20 Stunden viele Festungen, deren Hauptort Christiansborg ist. Zu dem letzteren standen viele Negerdörfer, wie Usu, mehr im Bundesgenossen-, als im Unterthanen-Verhältniß. Aber 1850 verkauften die Dänen alle ihre Besitzungen an die Engländer, welche ein bestimmteres Regierungssystem einführten, und ihr Ansehen weiter gegen Norden fest zu gründen suchen.

Den ersten Missionsversuch machte seit 1736 die Brüdergemeine durch Christian Protten, einen Mulatten aus Guinea, der zu Kopenhagen Theologie studirt hatte und mit dem Grafen Zinzendorf bekannt geworden war. Letzterer gab ihm einen Bruder in seine Heimath mit, der aber bald starb. Nach Christiansborg kamen 1768 und 1769 noch 9 Brüder; aber Alle starben am Fieber weg, und Protten selbst 1769. — In Kap Coast ferner und seiner Umgegend sind seit 1751 englische Missionare gewesen; und am glücklichsten war Philipp Quaque, ein Neger, der in England erzogen, von 1766 an viele Jahre als Missionar, Prediger und Schulmeister arbeitete. Aber das Werk erlosch nach ihm. — Schulen endlich, welche seit 1822 durch das afrikanische Institut in den englischen Orten Dix Cove, Kap Coast, Annamabu, Akra bestanden, gingen auch wieder ein.

Bestand dagegen hatte die Mission der Methodisten seit 1834. Ihr Missionar Dunwell fand großen Eingang; und nach seinem Tode (1835) schickten die Bekehrten eine besondere Bittschrift an seine Gesellschaft. Diese rief aus: „Unser großer Meister begräbt Seine Arbeiter, setzt aber dennoch Sein Werk fort," und sandte 1836 zwei Missionare, welche 100 Bekehrte antrafen und 56

Erwachsene tauften, aber nach zwei Jahren nicht mehr waren. So starben noch manche ihrer Nachfolger. Darum konnte die Mission nur langsam emporkommen. Aber durch Nationalprediger, deren 12 jetzt (1860) angestellt sind, wurde allmählig geholfen. Die Thätigkeit dehnt sich auf 5 Kreise im Lande Fanti (Kap Coast, Elmina, Domanasi, Annamabu, Jamestown) mit vielen Filialen aus. Ueberall erstehen Kirchen und Schulen, meist durch den Eifer der Eingebornen selbst, deren Viele getauft werden. Nur bringen je und je politische Bewegungen Störungen in das Werk.

Die Mission der Methodisten im großen Asante-Reiche hinter der Fanti-Küste gieng nicht nach Wunsch vorwärts. Missionar Th. B. Freeman, ein Mulatte, erreichte 1839, nachdem er 48 Tage lang durch die abergläubische Furcht und die Staatspolitik der Leute an der Grenze aufgehalten worden war, Kumassi, die Hauptstadt des Reichs. Der Monarch gab seine Zustimmung zur Mission in seinem Lande, und Freeman, nach Hause zurückgekehrt, begeisterte so sehr für die Asantemission, daß ihm eine zahlreiche Begleitung zu Theil ward. Aber nur Chapman blieb am Leben, der mit Freeman, und zwei Asanteprinzen, die in England gewesen waren, nach Kumassi kam. Die Mission begann und Einzelne wurden bekehrt; aber Fortschritte hat sie keine gemacht, obgleich immer noch (1860) die Städte Kumassi und Jabin (letztere ist der Sitz der Königin) als Stationen genannt werden, ohne daß ein Missionar dort wäre. Freilich sind auch die Gräuel des Landes schrecklich. Chapman schrieb 1844 von wenigstens 800 Personen, welche in 4 Monaten in Kumassi unter den Opfermessern fielen, und sah oft Haufen von 15—20 verstümmelten Leichnamen, den Geiern und Schweinen zur Speise, die ganz von Menschenfleisch gemästet davor standen.

---

§ 12. Wir kommen zu der Mission der Gesellschaft zu Basel an dem früher dänischen Theil der Gold-

küste. Der Anfang war auch schwer. Von 4 Zöglingen, die 1828 nach Christiansborg kamen, starben drei sogleich, der vierte nach drei Jahren. Ihnen folgten drei weitere Brüder 1831, von welchen nur Andreas Riis am Leben blieb, der auf die Akuapem-Berge gieng, und da es gut und günstig fand im Negerdorfe Akropong. Aber die zwei 1836 nachgesandten Brüder starben wieder weg. Jetzt wandte sich Basel nach Westindien, um von dorther christliche Neger zu einer Kolonie nach der Goldküste zusammenzubringen. Es kamen deren 24 glücklich aus Jamaika nach Christiansborg (1843). In Akropong wurden sie und die Missionare von den Negern mit Trommeln und Gewehrsalven empfangen; und man fühlte es den Leuten ab, daß sie den Werth der Mission erkannten. Es kamen auch aus vielen Dörfern der Nachbarschaft Bitten um Lehrer und Schulen. Vorerst bestanden nur die beiden Stationen Akropong, wo die Ansiedler bei allen Schwächen immerhin das Bild einer christlichen Gemeinde darstellten, und Usu, wo eine doppelte englische Negerschule errichtet wurde.

Aber so viel auch die Mission Anklang unter dem Volke fand, so sauer wurde ihr die Arbeit gemacht. Zunächst war es der Häuptling Adum von Akropong, der sich feindselig benahm, und selbst Menschenopfer nicht unterließ. Die Regierung setzte endlich einen andern Fürsten, Ussu, statt seiner. Aber nun entstand eine schreckliche Aufregung zwischen zwei Parteien; und in Christiansborg, wo beide Theile sich verständigen sollten, kam es zu mörderischen Auftritten, unter welchen Ussu getödtet wurde. Doch ward jetzt Adum nach Westindien verbannt. Unter allen diesen Kämpfen und Widerwärtigkeiten, die wir hier nicht näher erzählen können, gieng es doch mit der Mission vorwärts. Theile der heiligen Schrift wurden in die Otschisprache übersetzt und kamen in Gebrauch, eine Kirche ward eingeweiht, die Missionare predigten ohne Dolmetscher, christliche Lieder wurden in unsern bekannten Melodieen, aber in der Sprache West-

afrika's, abgesungen, und der Fetischaberglaube verlor weit herum viel an Macht und Ansehen. Auch erstand 1847 die dritte Station Aburi zwischen den beiden ersteren. Aber Riis mußte 1845 Afrika verlassen.

Unterdessen kam die Kolonie von den Dänen in die Hände der Engländer, was für die politischen Zustände sowohl, als für das geistliche Leben des Volkes heilsam war. In Usu versammelten sich 1852 in großen Schaaren die Häuptlinge des Landes, um mit dem englischen Gouverneur über neue Einrichtungen sich zu berathen. Schon das gab dem Volk eine neue Frische. Alles wurde auf die Mission aufmerksam und strömte schaarenweise in die Kirchen. Die Bewegung war so groß, daß 1853 die Zahl der Gemeindeglieder in Christiansborg von 18 auf 80 stieg. Aber in der Folge konnten sich die Einwohner doch nicht so leicht in die neuen, mit Entschiedenheit und Energie festgehaltenen Einrichtungen schicken. Es gab zuerst Unzufriedenheit und endlich offene Empörung, die sich im Negerdorfe Usu concentrirte. Da keine gütliche Aussöhnung mehr möglich war, näherte sich von der See her ein Kriegsschiff, welches Usu beschoß, so daß dieses nebst den Missionsgebäuden ganz in Asche sank (1855). Das verursachte großen Schrecken. Doch wurden Viele durch diese Verwirrungen im Gemüthe angeregt, mit desto größerer Begierde den Missionaren zuzulaufen; und gerade jetzt fingen die Missionen an, ihre Blüthe recht zu entwickeln. Es erhob sich noch eine vierte Station Abokobi; und aus allen Dörfern kamen Wahrheit suchende Neger. Außerdem öffneten sich Wege nach Odumase bei den Krobo-Plantagen im Adangme-Land, und nach Gjadam im Lande Akem.

Aber diese Fortschritte ließen auch große Anfechtungen erwarten, da es schwer ist, unter wilden Völkern, die dazu noch so grausame Sitten unter sich haben, einen dauernden Frieden sich zu denken. Es ist theils Haß gegen die britische Herrschaft, theils Feindschaft gegen das Evange-

lium, theils Eifersucht gegen solche Häuptlinge, unter welchen Missionare sind, was fortwährend den Frieden stört und blutige Kriege erregt. So wurde 1858 durch einen Häuptling in Krobo ganz Akra, Akuapem, Adangme und Akwamu aufgeregt. Der Häuptling wurde zwar unterworfen, aber das schöne Kroboland schrecklich verheert und die Station Odumase vom Feind in Brand gesteckt, auch alle Scheußlichkeiten eines afrikanischen Kriegslebens aufgerollt. Die Händel brachen 1860 zwischen den beiden Königen von Akem, Ata von Kjebi und Agjemang von Gjadam auf's Neue aus und schlossen mit der Verbrennung von Gjadam. Hiebei wollten zwar beide Könige Person und Eigenthum der Missionare schonen; aber doch blieb diesen nichts übrig als der Anblick eines rauchenden Trümmerhaufens und der vorläufige Abzug von Gjadam (1860).

Haben so die fernen Stationen Mühe, sich zu erhalten, so behalten es auch die näheren Stationen schwer. In Akropong ist wieder ein Fürst, der selbst durch arge Mißhandlung gläubiger Neger seine Feindschaft gegen die Mission zu erkennen giebt, auch in Betreff der Menschenopfer nur so weit nachgiebt, daß er etwa eine Sklavin, die geopfert werden soll, nicht durch Halsabschneiden, sondern durch Erhängen tödtet, weil das verbietende Gesetz jenes speciell genannt hatte. Dazu sind die Gräuel des Sklavenhandels noch nicht vorüber, und man kann ganze Schaaren von Kindern im Alter von 10—15 Jahren an Akropong vorbei nach Akra treiben sehen. Ueberaus schwer ist dabei der fortdauernde mörderische Charakter des Klima's, indem kaum ein Jahr vergeht, da nicht schmerzliche Trauerbotschaften einlaufen. Was aber das Herz der Missionare am tiefsten verwundet, das ist die Macht der Fleischeslust, die schon manchen hoffnungsvollen Jüngling zu Fall gebracht hat. Doch freut sich der älteste Missionar Widmann, daß auch diese Abgefallenen keine Ruhe finden, und der und jener durch gründliche Buße von seinen Irrwegen geheilt wird. Je

größer übrigens die Schwierigkeiten sind, desto mehr steht die ganze Mission als ein besonderes Gnadenwerk Gottes da. Daß sie tiefe Wurzeln unter dem ganzen Volk gefaßt hat, sieht man daran, daß von allen Seiten Lehrer gefordert werden; und dem, was gepredigt wird, wird überall wenigstens nicht widersprochen, weil das Gewicht seiner Wahrheit gefühlt wird. Im Ganzen sind (1861) 22 ausgesandte Missionare und Arbeiter nebst 16 Frauen derselben angestellt, ferner 23 eingeborne Katecheten und Lehrer, nebst 6 Lehrerinnen. Der Bekehrten waren es 591. Auch sind an manchen Orten liebliche Anlagen zu förmlichen Christendörfern gemacht worden. Die Mission hat es mit zweierlei Sprachen zu thun, erstlich mit der Akra- oder Ga-Sprache in Akra und Adangme, sodann mit der Otschi-Sprache in Akuapem und Akem. In beiden sind jetzt Wörterbücher und Grammatiken geschrieben, auch das Neue Testament und Theile des Alten Testaments übersetzt. Von der Zeit an, da den Eingebornen Gottes Wort gedruckt in die Hand gegeben werden konnte, datirt sich eine neue Periode dieser kräftig emporblühenden Mission.

Uebersicht der Stationen: 1) Im Lande Akra oder Ga: Christiansborg, Hauptstadt seit 1845, durch die Trümmer von Usu verstärkt 1855, mit Kirche, Seminar und Schulen; Filiale sind Täschi und 2 Predigtplätze, — ferner Abokobi, 5 Stunden von der Hauptstadt, seit 1854, ein neu angelegtes Christendorf, mit den Filialen Damfa und Sasabi und 6 Predigtplätzen. — 2) Im Lande Adangme: Odumase, am Ende der Krobo-Plantagen, in der Nähe des Volta, 15 Stunden von Akropong, gegründet 1856, zerstört 1858. — 3) im Lande Akuapem: Akropong, 15 Stunden von der Hauptstadt, gegründet 1844, eine Stadt, neben welcher sich ein abgesondertes Christendorf gebildet hat, nur durch ein Gehege und einen schmalen Weg von der Stadt getrennt, mit einer blühenden Katechistenschule und den Filialen Late, Adukrom nebst Doburow und Mamfe, — ferner Aburi (Abude), 9 Stunden von der Hauptstadt, seit 1847, erneuert 1857. 4) Im Lande Akem: Kukurantumi, 10 Stunden SO. vom zerstörten Gjadam.

---

8. Die Sklavenküste (Dahome).

§ 13. Die nächste Uferstrecke vom Voltafluß an bis zum Ogunfluß oder bis zur Stadt Lagos, von Popo's bewohnt, heißt Sklavenküste. Sie hat am Gestade viele lange Lagunen, die das Klima besonders ungesund machen. Auf ihr wurde immer der Sklavenhandel am lebhaftesten getrieben, weil ihn die eingebornen Fürsten begünstigten. Aber bis 1851 gab es an der ganzen Küste nur noch 3 Häfen, in welchen er schwunghaft betrieben wurde, nämlich in Whidah, Porto Novo und Lagos. Lagos hatte bis 1853, da es die Engländer einnahmen, eigene despotische Fürsten; sonst steht die Küste in einer Abhängigkeit von dem Königreiche Dahome, welches hinter der Küste weit nach Norden sich ausdehnt. Sein König, ein Despot, wie er kaum ärger seyn kann, hat in der Hauptstadt Abome einen Palast, dessen Hauptschmuck aus Menschenschädeln besteht, die rings um die Mauer her befestigt sind. Nicht weniger als 6000 Köpfe der Badagry's waren hiezu 1785 zum Andenken eines Siegs gegen dieselben, ausgeliefert worden; und da noch 127 Köpfe fehlten, wurden ohne Weiteres so viele Gefangene hingemordet. Von der Barbarei des Königs zeugt auch der Umstand, daß er Frauenregimenter, bis an 10,000, bewaffnet wie gewöhnliche Soldaten, und mit Frauen, die als Generale und Offiziere fungiren, einexercirt und zum Kriege benützt. Auch Badagry an der Küste, der Hauptort, wo die Sklaven an die Europäer verkauft wurden, war eine rechte Gräuelstadt. In ihr wurden alle Monate Diebe und andere Verbrecher, nebst den unverkauften Sklaven, unter den erschütterndsten Ceremonien den Fetischen geopfert. In ihrer Nähe stand jener Fetischbaum, den der berühmte Reisende Lander im Jahre 1830 nach eigener Anschauung beschrieben hat, an dessen riesigen Zweigen die Opferleichname in großer Menge aufgehängt waren, während die Schädel um den Stamm her in der Sonne bleichten und die Raubvögel von dem Aas sich sättigten. Durch den Einfluß der Engländer hat

der Sklavenhandel in Badagry aufgehört; Porto novo wurde 1861 von ihnen beschossen und ein Vertrag abgeschlossen, der auch Missionaren den Zutritt in dieses alte Sklavennest öffnet.

Die ersten Stationen, denen wir begegnen, gehören der norddeutschen Missions-Gesellschaft an. Diese hat 1846 Missionar Wolff nach dem Gabun abgeschickt. Von da zurückgewiesen, kam Wolff an die Goldküste, und von hier, von den Basler Missionaren geleitet, tief einwärts in's Land Kerropä oder Krepe, jenseits des Volta, in die Stadt Peki, welche von 127 Dörfern umgeben ist, die sich zum Schutz gegen Nachbarfeinde verbunden hatten. Der Anfang war sehr günstig, aber Wolff starb 1851 auf einem Besuch in der Heimath. Die Gesellschaft schickte in Verbindung mit Basel zwei andere Missionare nach Peki, die aber um der Kriegsunruhen willen nicht bleiben konnten. Jetzt (1854) wurde in Keta (Quitta) an der Seeküste die Mission begonnen, die alsbald gesegnet war, obwohl sie abermals Opfer kostete. Um allmählich wieder nach Peki zu kommen, versuchtens die Brüder in Malfi, einer Stadt mit 3000 Einwohnern, was wegen der grenzenlosen Habgier der Leute mißlang. So kamen sie nach Waja, dem Adaglu-Stamm angehörig, etwa 3 Tagreisen von der Küste und nur noch eine Tagreise von Peki. Mitten unter dem blinden Schrecken vor einbrechenden Feinden brannte 1856 ihr neugebautes Häuschen ab, dabei sie aber die herzlichste Theilnahme von Seiten der Einwohner erfuhren. Eine dritte Station wurde Anyako, in der Nähe von Keta; und eine vierte, Wegbe, seit 1860, scheint Waja näher zu seyn. Große Opfer hat die Mission 1859 gekostet, da fünf Todesbotschaften einliefen. Aber über 50 Heiden sind getauft, viele Andere der Taufe nahe, und noch Mehrere wenigstens in etwas angeregt. Auch sind Theile der heiligen Schrift und Lieder in die Ewe-Sprache übersetzt worden.

Auch Methodisten haben ihre Stationen an der

Küste. Veranlaßt nämlich durch Auswanderer aus Sierra Leone, hatte ein Häuptling von Badagry an die Methodisten-Gesellschaft um einen Missionar geschrieben. Diese schickte 1842 den Missionar Th. B. Freeman, denselben, der bereits im Asantereiche gewesen war. Aber zur sicheren Begründung der Mission in Badagry war die Bewilligung des Königs von Dahome nöthig, in dessen Gebiet Badagry liegt. Freeman reiste 1843 dahin und kam zur Residenz Canna, wo ihn der König mit großen Ehrenbezeugungen empfieng. Der König gab nicht nur seine Einwilligung zur Mission in Badagry, sondern wünschte auch eine solche in der ihm untergebenen Küstenstadt Whidah. So wurde die Mission in Badagry begonnen; und die Methodisten sind bis heute nicht nur dort, sondern auch in Whidah und Popo ansässig. Auch in die Stadt Lagos kamen sie 1854. Eine weitere Ausdehnung der Missionen in den Landen des Königs von Dahome will indessen dieser nicht gestatten. Auf eine an ihn 1859 gestellte Bitte erwiderte er, er wisse, daß die Leute, wenn sie in der Religion der Weißen unterrichtet würden, andere Leute würden, und nicht mehr Fetische anbeten, nicht mehr tödten (d. h. Menschen opfern), nicht mehr Menschenhandel treiben würden; und darum könne er weder die Predigt, noch die Errichtung von Schulen gestatten.

An der Küste endlich hat auch die englisch-kirchliche Gesellschaft die Stationen Badagry und Lagos, als Vorposten zu den Missionen im Jorubaland. Als beim Beginnen der letzteren die Missionare 1845 eine Zeitlang in Badagry aufgehalten wurden, waren sie in dieser Stadt sehr thätig; und in der Folge blieb sie eine Station. Eben damals aber gab es an der Küste, namentlich von Lagos aus, in Betreff des Sklavenhandels viele blutige Reibungen, indem die Einen den Sklavenhandel abgeschafft, die Andern erhalten wünschten. Badagry, und besonders die Mission, die Zielscheibe des Hasses, war schon 1846 schwer bedroht; und nur der Um-

stand, daß die Feinde selbst wieder unter sich uneins wurden, rettete vom Untergang. Mit der Eroberung der Stadt Lagos durch die Engländer (1853) änderte sich die Sache. In Badagry aber hat die Mission stets einen schweren Stand, weil die Popo's oder Dahomeer, welchen die Stadt angehört, einen Götzendienst haben, der seine Anhänger zu mörderischer Verfolgung derjenigen verpflichtet, welche von ihm abfallen. Auch verbreiten hier europäische Kaufleute viel Verderben. Doch werden stets etliche Heiden getauft. — Lagos ist eine Stadt, wo viele Ausgewanderte von Sierra Leone, Kuba und Brasilien sind, die aber zum Theil, obgleich Christen, durch ihren Sinn und Wandel der Mission sehr im Wege stehen, weil sie je und je schlimmer als die Heiden sind. Dennoch ist die Gemeinde der Bekehrten nicht unbedeutend und erhält jährlich einen Zuwachs.

---

9. Die Beninküste (Joruba).

§ 14. Von Lagos oder der Lagune und Insel Kuramo an bis zum Kap Lopez nennt man die Küste gewöhnlich die Beninküste. Richtiger nennen wir sie so blos bis zum Benin, dem ersten Mündungsarm des Quorra oder Niger. Die Küste selbst bietet nichts für die Mission. Hinter der Küste aber dehnt sich nördlich das große Jorubaland aus, welches westlich bis zum Fluß Ogun reicht, und östlich bis an den Quorra. Südöstlich davon, am Benin hin, liegt das Beninreich, welches einen wilden, despotisch regierenden Negerkönig haben soll, aber in der Mission noch nicht zur Sprache gekommen ist. Wichtig dagegen sind die Missionen im Jorubalande geworden.

Joruba, auch das Land der Eyos oder Ibo's genannt, war einst ein mächtiges Königreich mit einer Ausdehnung von 80—100 Stunden in der Länge und Breite, nördlich und östlich an den Niger anstoßend. Es hatte eine Unzahl von volkreichen Städten und Dörfern. Aber zu Anfang dieses Jahrhunderts stand im Norden

jenseits des Nigers ein muhamedanischer Fürst, Scheich Othmar oder Donfodio, auf, welcher sein Volk, die Fellatah's, fanatisch anzuregen, militärisch zu bilden und für Krieg und Eroberung zu entflammen wußte. Die Fellatah's wurden die Geißel jener Länder. Sie kamen auch über den Niger, verwüsteten Städte und Dörfer, und schleppten ihre Einwohner weg, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. So wurde von 1820 an das Jorubaland fast in eine Wüste verwandelt; und überall findet man jetzt Wüsten und Städtetrümmer. Da sammelten sich 1825 die zersprengten Reste von nicht weniger als 130 Städten an einem Ort, wo viele zerstreut liegende Felsblöcke zur Zuflucht dienen konnten. Dieser Ort ist Abeokuta, d. h. „unter dem Fels," seit damals zu einer Stadt von 100,000 Einwohnern angewachsen. Sie liegt am Ogun, nach der Karte etwa 30 Stunden von der Küste, und nimmt einen ungeheuren Umfang ein, weil auch Felder zwischen den Häusern liegen, welche im Fall einer Belagerung mit Lebensmitteln versorgen sollten. In ihr wohnen die einzelnen Stämme für sich mit eigenem heidnischem Gemeinwesen, mit eigenen Ordnungen und Gesetzen, auch eigenen Häuptlingen und Richtern. Doch wußte seit 1829 ein tüchtiger Häuptling von Ade, Namens Schodeke, der sodann als König Aller verehrt wurde, durch gemeinsame Ordnungen die Stämme enger mit einander zu verbinden, wodurch die Stadt ein Uebergewicht weit und breit bekam und Ruhe und Ordnung im Land sich herstellte. Die Einwohner wurden fleißige Ackerbauer, und fingen an, nach Badagry zu handeln, mit Elfenbein, Indigo, selbst gewobenem Tuch, Soda und damals auch noch mit Sklaven. Aber nach Schodeke's Tod (1845) kam kein gemeinsames Oberhaupt mehr auf; und im übrigen Joruba wohnen die verschiedenen Stämme und Städte ziemlich unabhängig und zusammenhangslos durch einander. Um Abeokuta her herrscht das Heidenthum, während nördlich durch die Fellatah's der Muhamedanismus die Oberhand gewonnen hat.

Veranlassung zu einer Mission dahin wurden Auswanderer aus der Kolonie Sierra Leone, welche in Joruba ihre Heimath suchten, auch mit dem Verlangen beseelt, ihrem Vaterlaude das Evangelium zu bringen. Sie kauften 1840 ein verurtheiltes Sklavenschiff, mit welchem sie unter der Leitung eines Weißen nach Badagry fuhren. Von hier wagten sie sich in's Innere bis nach Abeokuta. Man war lange sehr besorgt um sie; aber sie fanden bei den Ihrigen gute Aufnahme, machten auch tiefe Eindrücke und regten das Verlangen nach den Weißen an. Die Auswanderungen dauerten fort; und 1842 gieng auch Missionar Freeman mit den Pilgern. Der König Schodeke, ein liebenswürdiger Mann, war höchst erfreut über Freeman's Besuch; und als dieser nach 9 Tagen wieder abreiste, drückte Alles den Wunsch aus, daß er bald wieder kommen möchte.

Da die Auswanderer meist von der englisch-kirchlichen Gesellschaft gebildet waren, mußte diese ihren Gliedern mit besonderem Interesse nachsehen. Sie schickte schon 1843 Townsend, bisherigen Katecheten in Sierra Leone, nach Abeokuta, der gleichfalls beim Könige und Volk freundliche Aufnahme fand, und eine Einladung zur Gründung einer Mission bekam. Letztere wurde beschlossen; und William, ein Neger, der Townsend's Begleiter gewesen war, kam dahin als Lehrer gegen Ende 1843. Ihm sollte Townsend selbst nachfolgen, nebst Missionar Crowther, einem Neger, der schon in Freetown angefangen hatte, in der Jorubasprache zu predigen, auch einen Anfang mit der Uebersetzung des Neuen Testaments in dieselbe gemacht hatte. Da starb aber der König Schodeke (1845), was viele Verwirrungen im Lande zur Folge hatte; und die Reise über empörte Städte konnte nicht sobald gewagt werden. Erst 1846 traf Crowther in Abeokuta ein, wo er zu Aller Freude und Verwunderung seine betagte Mutter noch lebend antraf, aus deren Armen er 25 Jahre vorher bei der Eroberung seiner Vaterstadt durch die Fellatah's gerissen worden war. Auch der

deutsche Missionar Gollmer kam an. Die Missionare machten Aufsehen, und verbreiteten schon durch ihre Erscheinung in Alles hinein ein neues Licht. Nach drei Jahren waren über 80 Neger getauft, und stand es bereits so, daß viele Neger die Götzen nicht mehr anbeteten oder ganz wegwarfen. Freilich je tiefer die Wirkung gieng, desto entschiedener trat endlich auch der Haß, namentlich der Priester, hervor. Es fehlte nicht an Aufständen, Verfolgungen, Mißhandlungen gegen die Bekehrten. Besonders feindselig war die geheime Gesellschaft des Götzen Oro, gegen den man ohne die größte Gefahr nichts sagen konnte, wenn auch sonst gegen die andern Götzen Alles erlaubt war. So gab es eine Zeit, in welcher die Missionare kaum über die Straßen gehen konnten, ohne von den Babbalamo's (Priestern) beschimpft zu werden. Aber das Werk gieng dennoch vorwärts; und jeder Sturm brachte ihm neuen Gewinn ein.

Die Sklavenfrage war es, welche immer am Ernstesten besprochen wurde. Das Volk ließ sich nach und nach davon überzeugen, wie nöthig die Abschaffung des Sklavenhandels wäre. Aber die Stadt Lagos und der König von Abome widersetzten sich auf's Bitterste den Bestrebungen derer, die das Bessere wünschten. Nun schrieben viele Häuptlinge von Abeokuta, auch der Oberhäuptling Sagboa, an die Königin von England um Rath und Hilfe gegen die Leute von Lagos, welche den Sklavenhandel betrieben und den Produktenhandel verhinderten. Die Antwort der Königin machte tiefe Eindrücke und entzückte einen Häuptling so sehr, daß er ausrief: „In sechs Jahren wird ganz Abeokuta christlich seyn.“ Da kam eine große Gefahr von Seiten des Königs von Dahome. Dieser rückte mit einem mächtigen Heere, auch seinen Frauenregimentern, heran. Das Heer kam 1852 bis vor Abeokuta, wurde aber von den erbitterten Bewohnern dieser Stadt, die es anrennen ließen, so zurückgeschlagen, daß es fast ganz vernichtet wurde. Dieser Sieg trug auch für die Mission gute Früchte; und

die menschlichen Grundsätze in Betreff des Sklavenhandels wurden immer besser gewürdigt; auch gab ihm die Einnahme von Lagos durch die Engländer (1853) einen gedeutenden Stoß.

In der Stadt machte das Evangelium immer erfreulichere Fortschritte. Dazu bringt auch der immer gedeihlichere Handel, besonders mit Baumwolle, einen nie gesehenen Wohlstand. Die Bewohner kaufen jetzt feile Sklaven an der Küste theuer auf, um sie als Arbeiter daheim zu verwenden, statt durch die Sklavenschiffe fortführen zu lassen. Bei einem Bibelfeste (1859) wurden unter Anderem 170,000 Kauris (kleine Muscheln, welche statt des Geldes dienen) geopfert, welche wegzutragen 8 Männer erforderlich waren. Uebrigens verbreitete sich die Mission, die überall auftreten darf, wo Heiden sind, es wenigstens wagt, wenn sie auch je und je leiden muß, weit umher im Land; und man sieht es bereits vor sich, wie das Evangelium eine große Umwandlung jener Völker anbahnt. Nur eine weitere Ausdehnung gegen Norden ist noch nicht so leicht zu hoffen, weil dort Muhamedaner sind, welche mit Fanatismus der Mission entgegentreten und nicht einmal eine Durchreise zu den Stationen am Niger gestatten. Es sind jetzt (1861) 7 Stationen, die von 12 Missionaren und 46 eingebornen Katecheten und Lehrern besorgt werden. Leider hat (1860) ein Krieg, der zwischen Ibadan und Abeokuta ausbrach, das Werk der Mission vielfach gehemmt, die Schulen da und dort geleert und die Verbindungen der Stationen unterbrochen; wurden auch die Missionare und ihre Untergebenen von beiden Parteien achtungsvoll behandelt, so litten sie doch schwer in dieser Zeit der Sichtung. Die Zahl der Getauften beläuft sich auf etwa 2000. Jetzt versucht ein englischer, von Lagos abgeordneter Commissär, den Frieden wiederherzustellen.

Uebersicht der Stationen: Auf dem Wege von Lagos und Badagry her sind die Nebenstationen Otta und Ikorodu; Abeokuta sodann, wo die 1487 Christen ein Central-Erziehungsinstitut und eine Industrieschule besitzen, ist in 4 Missions-

distrikte vertheilt, und hat Nebenstationen wie Oschielle; westlich von der Hauptstadt liegt Ischaga, und nordöstlich (20 Stunden) Ibadan; von diesem 12 Stunde westlich die Station Idschaje, und auf dem Wege nach Illorin, gegen den Niger hin, die Station Ojo, Sitz des nominellen Oberkönigs aller Jorubas. Jede der Stationen hat auch ihre Filiale.

---

10. Die Nigermündungen.

§ 15. Weiter östlich ist das Delta der Nigerarme. Daß die vielen Flüsse daselbst, im Ganzen 22, Arme des im Innern längst bekannten Niger oder Quorra sind, ist erst 1831 durch die Brüder Lander entdeckt worden. Der Handelswelt wurde damit eine Thüre in's Innere von Afrika eröffnet; aber die nächste Expedition durch die englische Regierung (1841) mit drei eigens gebauten Schiffen mißglückte wegen der großen Sterblichkeit, die auf den Schiffen erfolgte. Glücklicher lief die Expedition von 1855 ab; und die englisch-kirchliche Gesellschaft will nun auf allen zu errichtenden Faktoreien einen eingebornen Lehrer anstellen, eine Büchniederlage gründen, und eine Schule eröffnen. Von der Insel Fernando Po aus ist eine, derzeit noch unregelmäßige, Dampfschifffahrt den Quorra hinauf eingerichtet, bis zu dem Zusammenflusse des Quorra und Tschadda. Auf der ersten Fahrt (1857) waren die Missionare Crowther und Taylor, beide Neger, nebst einigen Lehrern an Bord. Gleich in der Stadt Onitscha blieb Taylor, und in Gbebe (am Zusammenfluß) ein Lehrer. Das Schiff kam noch nach Egga bis jenseits Rabba, welche Stadt in Trümmern lag, in Folge eines jetzt beigelegten Bruderzwistes über die Oberherrschaft. Ueberall waren die Eingebornen über den Handel und die Mission erfreut. Von Rabba ist der Weg nach Abeokuta über Illorin wohl bekannt. Im folgenden Jahr aber hatte sich Rabba gegen die Mission verschlossen; auch wurden im obern Delta die Schiffe von bewaffneten Horden beschossen. Wenn jenes muhamedanischer Eifersucht zuzuschreiben ist, so dieses dem Aerger derjenigen, welche den Sklavenhandel auf-

recht erhalten und darum den Niger abschließen wollen. Die eingebornen Prediger kamen durch das lange Ausbleiben des Dampfboots in manche Noth, haben sich aber in derselben bewährt und unter Heiden und Muhamedanern an Einfluß gewonnen. Als Crowther sie endlich besuchen konnte (September 1861), fand er in Onitscha und Gbebe schon eine Anzahl erprobter Taufcandidaten, darunter den Neffen des Königs von Gbebe. In ihrer Verlassenheit hatte der König ihnen Geld geliehen und seine Sklaven hatten sich am Essen abgespart, um die Lehrer unterstützen zu können.

Derzeit bestehen zwei Stationen, nämlich Onitscha, eine Heidenstadt mit 13,000 Einwohnern; und Gbebe mit 10,000 Einwohnern, aus verschiedenen, auch muhamedanischen Stämmen bestehend, welche vier- bis fünferlei Sprachen sprechen. Auch an der Mündung des Stroms, in Akassa, soll eine Missionsstation errichtet werden, in der Nähe von Kannibalen, die auf offenem Marktplatz Menschen schlachten, kochen und verzehren.

---

11. Bai von Biafra.

a. Alt-Kalabar.

§ 16. Nach den Nigermündungen kommen wir endlich in die Bai von Biafra, den inneren Winkel des Meerbusens von Guinea. Etwa 70 Stunden von der Mündung des Quorra an, oder 20 Stunden vom letzten Nigerarm an, kommt der Fluß Altkalabar (der Fluß Neukalabar gehört zu den Nigerarmen) oder Croß. Dieser geht über 30 Stunden lang mit einer Breite von mehreren Stunden landeinwärts. Weiterhin um die innerste Bucht her liegt das Land Bimbia mit den Kameruns-Gebirgen und Flüssen, und gegenüber die große und schöne Insel Fernando Po. Auch in diesen Gegenden, die durch Menschenopfer, namentlich bei Begräbnissen, und andere Gräuel sich auszeichnen, sind neuestens Missionen.

An den Ufern des Altkalabar ließ sich 1846 Missionar Waddell mit seinen Gefährten im Dienste der Vereinigten presbyterianischen Kirche Schot-

lands nieder. Er war bereits erwartet von den Königen Eyamba und Eyo, welche in den Städten Duke und Creek die Herren waren. Beide Städte haben etwa 10,000 Einwohner, die bereits durch den Handel und Verkehr mit Europäern in etwas gehobener waren, zum Theil auch häuslich sich gut eingerichtet hatten. Viele, weil sie den Handel der Europäer mit Innerafrika vermitteln, sprachen auch Englisch. Götzendiener sind sie wohl keine, haben aber viele abergläubische und grausame Gebräuche, doch auch Verlangen nach Schulen. Diese wurden jetzt an drei Orten errichtet. Eine Presse gab bald Schriften in der Efiksprache heraus. Allmählig gab es auch Bekehrungen und Taufen; und Schulen und Kirchen bauten die Eingebornen, die auch sonst viele Missionsbeiträge gaben, aus eigenen Mitteln. Wenn noch 1853 beim Tode eines Königs vier Frauen erhängt, eine vergiftet und viele Sklaven geschlachtet wurden, so erlebte man darin bald große Veränderungen. Indessen hat König Eyo, obwohl getauft, die Hoffnungen, die man von ihm hegte, nicht gerechtfertigt. Er fiel in schwere Sünden, wurde von der Kirche ausgeschlossen, und starb am 12. Mai 1861, nachdem er seinen Fall bereut und seine zwei Kinder der Pflege der Missionare übergeben hatte. Blutige Scenen folgten jedoch auf sein Hinscheiden, zwei Verwandte wurden des Zaubers angeklagt und hingerichtet; und die alte Partei will keine der herkömmlichen Unsitten fahren lassen. Darunter spielt das System der stellvertretenden Strafen eine besondere Rolle. Begeht ein Reicher ein Verbrechen, so läßt er einen Sklaven statt seiner hinrichten. Es werden jetzt (1861) 5 Stationen von 7 europäischen Missionaren und mehreren andern Arbeitern unterhalten.

Die Stationen liegen Alle am linken östlichen Ufer des Kalabar, und beginnen etwa 20 Stunden einwärts. Sie heißen Creek- und Duke-Stadt, die nicht sehr weit von einander entfernt sind; ferner Altstadt, das vor einigen Jahren durch ein englisches Kriegsschiff abgebrannt wurde, mit Filialen im östlichen Kwaland, und Kiwa- oder Akieland; sodann Iku-

netu, 8 Stunden oberhalb Creekstadt, und seit 1858 Ikorofiong, 8 Stunden weiter oben. Ueberall sind schon kleine Gemeinden von Getauften; für Bibelübersetzung wird viel gethan, und Ukpabio, der erste Bekehrte von Ikorofiong, bereitet sich vor, der erste Missionar seines Volkes zu werden.

---

b. Land Bimbia.

§ 17. Im Lande Bimbia sind Baptisten-Missionare. Diese hatten 1841 ihre Arbeiten in Fernando Po begonnen, wo sie den Auswanderern aus Sierra Leone erwünscht waren. Sie errichteten außer der Hauptstadt Clarence noch drei Stationen und wirkten über die ganze Insel hin im Segen, hatten auch durch Uebernahme der Besitzthümer der westafrikanischen Compagnie große Vortheile gewonnen. Aber als 1845 die Insel an die Spanier abgetreten wurde, gaben diese den Missionaren die Weisung, binnen Jahresfrist die Insel zu verlassen, oder alles Missionirens sich zu enthalten, weil Spanien in seinen Besitzungen nur die katholische Religion dulden könne.

Indessen hatten bis dahin die Baptisten auch auf dem Festlande Fuß gefaßt. Missionar Merrik hatte unter den Isubu's eine Landspitze an der östlichen Mündung des Kamerun gekauft, um ein Dorf mit getauften Heiden zu bilden. Auch waren die Missionare oft des Sonntags von Clarence nach Bimbia herübergefahren und hatten den Leuten gepredigt. Hier wurden noch 1841 beim Tode der Königin 22 Frauen in eine Reihe gestellt und enthauptet, damit sie der Königin nach ihrem Tode dienen könnten. Jetzt (1845) waren die Missionare ganz auf's Festland verwiesen; und sie errichteten mehrere Stationen, die in einen gedeihlichen Zustand kamen. Aber schwere Prüfungen hatten sie zu bestehen. Einmal (1851) war der Haß Vieler um die Station Kameruns so groß, daß sie schon den Tag festgesetzt hatten, an welchem sie Alle ermorden wollten, die im Missionshaus wären. Ein Prinz jedoch, der Sohn eines Königs im Innern, war seit drei Jahren im Mis-

sionshause. Die Schwester des Prinzen sollte ihn bewegen, herauszugehen. Er aber blieb fest; und so ward der Anschlag aufgegeben, weil sie's mit jenem Könige nicht verderben wollten. Die Feindseligkeiten dauerten fort; und viele Bekehrte wurden in Fesseln gelegt und grausam geschlagen. Auch bis in die neueste Zeit ist die Stimmung Vieler eine argwöhnische und feindselige. Je und je aber eröffnet ein Häuptling selbst sein Haus zu Versammlungen; und der Einfluß der Mission, die auch manche Bekehrte zählt, ist immerhin weithin fühlbar. Neulich hoffte man schon die Bekehrung eines jungen Häuptlings. Da zwang ihn sein grausamer Vater, nach alter Sitte den Beweis seiner Mannhaftigkeit abzulegen; er mußte zwei Unschuldigen den Kopf abschlagen! In der Isubu-Sprache ist das ganze Neue Testament gedruckt; ebenso in der Dualla-Sprache. Man zählt 150 Communikanten.

Uebersicht der Stationen (1861): Victoria in der Amboises-Bai an dem Fuße der Kameruns berge, deren höchster Gipfel 13,760′ hoch ist; — Bimbia, an der Mündung des Flusses Bimbia, östlich; — Kameruns, an der breiten Mündung des Flusses Kamerun, östlich; — Bethel, in der Nähe von Kameruns; — Abo, am gleichen Ufer, wo Missionar Pinnock 1859 sich niederließ, aber großen Widerstand von Seiten des Häuptlings erfährt. Die früheren Stationen, viel weiter den Kamerun hinauf, wie: Issubu, Robola, King Aqua's-stadt bis zu den Rumpibergen werden nicht mehr genannt.

---

c. Insel Korisko.

§ 18. Ehe wir die Bai von Biafra verlassen, begegnen wir noch einigen Missionen, und zwar zuerst auf der Insel Korisko, 70 Stunden südlich von Fernando Po, und 2 Stunden vom Festland. Die amerikanisch-presbyterianischen Missionare Mackay und Simpson kamen 1851 hieher von Liberia aus. Sie hatten sich ein neues Missionsfeld gesucht und dazu die Gegenden südlich vom Gabun, namentlich die Prinzeninsel, Amboise, Congo und Loango, lauter alte berüchtigte Sklavenmärkte, bereist. Aber so einladend auch manche Ge-

gendwar, so konnten sie doch mit den Sklavenhändlern, die sie überall trafen, nicht hoffen, im Frieden auszukommen. So blieben sie auf der Insel Korisko. Hier hatte ihre Arbeit guten Erfolg; denn sie befanden sich unter Heiden, die ihre Fetische verachteten und auch nach den gleichfalls anwesenden katholischen Missionaren nichts fragten, weil sie deren Ceremonien mit den abergläubischen Dingen ihrer eigenen Religion zusammenstellten. Die Sprache ist die der Bengastädte auf dem Festland. Das Klima wird zwar als günstig geschildert; aber doch hat die Mission schon manche Opfer gefordert. Die Missionare machen auch oft auf einem offenen Boote Besuche am Festland hin, 50—60 Stunden weit nach Norden, und werden überall gerne gehört, auch um Lehrer und Missionare auf's dringste angegangen.

Die Stationen auf Korisko sind 1860: Evongasimba, an der Westseite der Insel, wo die verschiedenartigsten Schulen eingerichtet sind, um die gegenüberliegende Küste mit christlich gebildeten Lehrern zu versehen; Bekehrte etwa 50; — Ugovi, an der Südseite; — Alongo, an der Nordseite, mit blühenden Schulen in Englisch und Benga.

---

d. Fluß Gabun.

§ 19. Die letzte Mission an der Bai von Biafra, und eben damit von Oberguinea, ist die am Flusse Gabun, dessen Mündung 30 Stunden von Korisko entfernt ist, noch diesseits vom Kap Lopez, gerade unter dem Aequator. Der Fluß ist an der Mündung an 6 Stunden breit, und 12—15 Stunden weit mit großen Schiffen fahrbar. Nirgends trifft man hier Sümpfe an. Indessen hielt man das Klima anfangs für gesünder, als es sich nachher erwiesen hat. Die Einwohner, weniger zahlreich, aber auch der Kultur weniger fremd, als die andern Küstenvölker, hatten längst mit Elfenbein, Wachs, Ebenholz und Anderem Handel getrieben; und Schiffe kamen von England und Amerika. Der Sklavenhandel hat wohl auch die Stämme im Innern demoralisirt, wird aber mehr nur am südlichen Ufer getrieben.

Hieher kamen 1843 die zu Kap Palmas angestellten Bostoner Missionare. Missionar Wilson hatte schon vorher eine Reise nach den oberen Wassern des Gabun, wo derselbe den Namen Olombo bekommt, in Begleitung eines eingebornen Händlers gemacht, und war bis zur Stadt Kobangais gekommen und von da noch 3 Stunden an einen Ort, wo der Kama und Bakwe in den Olombo zusammenfließen. Er kam da mit dem Pangwi-Volke zusammen, welches sehr zahlreich seyn und gesundes Land bewohnen soll. Wilson war erstaunt, in diesen Pangwi's einen Volksstamm zu erblicken, der alle andern Küstenbewohner an Schönheit der Gestalt und Kräftigkeit weit übertraf. Diese Pangwi's fingen an, in immer größerer Anzahl gegen die unteren Ufer des Flusses sich herauszudrängen, so daß sie überall angetroffen werden. — Die Missionare waren bald mit den Häuptlingen Glaß, Georg, William bekannt, die sich sehr eifrig bezeigten und auf eigene Kosten Schulhäuser bauten. Die erste Station war König Glaßstadt und die zweite Oschunga mit Schulen für Knaben und Mädchen. Auch in 7—8 andern Städten wurde gepredigt, und die Bakala-Sprache, die weithin gesprochen wird, erlernt.

Indessen kam die Mission anscheinend durch die Franzosen in große Gefahr, welche sehr betriebsam sind, die wichtigsten Punkte der Küste zu besetzen, und so auch den Gabun herauffuhren, um dort Land zu einer Festung anzukaufen. Sie erreichten ihren Zweck mit ziemlich viel Gewaltthätigkeit, und es kam sogar zu einem förmlichen Angriff von ihrer Seite, in Folge dessen die Einwohner in die Wälder flohen und nur langsam sich wieder herbeiließen. Die Missionare, ihre Vertreibung fürchtend, sahen sich schon nach anderen Plätzen um, wie nach Kap Lopez, zumal da auch katholische Missionare, Glieder des 1840 zu Bordeaux in Frankreich gestifteten Ordens, „das heilige Herz der Maria" genannt, nebst einen Bischof und barmherzige Schwestern nachfolgten. Aber später bezeigte sich die französische Behörde, die nur An-

erkennung verlangte, nicht feindselig gegen die protestantischen Missionare, schien diese sogar zu begünstigen. So konnte sich die Mission auch fernerhin frei entwickeln; und Missionar Wilson insbesondere suchte bis 1853, da er sich nach 18jährigem Dienste seiner Gesundheit wegen zurückziehen mußte, nach allen Richtungen dem Evangelium eine Bahn zu brechen.

In der Folge aber wollte doch die Mission nicht recht gedeihen, weil sie so viele Opfer forderte, und weil die Eingebornen zu tief in das Handelswesen verwickelt sind, als daß sie den Geistlichen viel Aufmerksamkeit schenken mögen, auch weil die gehofften Wege in's Innere sich nicht öffneten, da die Missionare auf Untersuchungsreisen überall dichte, mit Schlingpflanzen verwachsene Wälder finden, und dicht neben einander stehende Stämme sogar mit eigenen Sprachen, von denen jeder nur begierig war, der Hauptstapelplatz des Handels zu seyn, der auf und ab an der Küste getrieben wird. Der größte Uebelstand aber ist, daß die Franzosen den Gabun weiter herauf besetzt haben, angeblich, um Erholungsorte zu haben, in Wirklichkeit aber, um große Schaaren sogenannter „freier Auswanderer" für ihre westindischen Kolonieen zu empfangen, die im Grunde nichts als Sklaven sind. So blieben die Erfolge der Mission stets gering. Der alte König Glaß konnte wohl ganze Predigten wieder hersagen, aber vom Wein vermochte er nicht zu lassen, und starb daran (1861).

Die Hauptorte der Mission sind (1860): Baraka, in der Nähe von König Glaßstadt, etwa 4 Stunden von der Mündung des Gabun; — Olandebenk, eine Ikai Station, jetzt verlassen; — Nengenenge, auf einer Insel, tief östlich am Zusammenfluß der in den Olombo fließenden Ströme.

Nur kurz berühren wir den Versuch des Missionars Wolff (s. § 13.) im Jahre 1847 an dem Flusse Mohada, der ein wenig nördlicher fließt als der Gabun, in der Negerstadt Luumba, zum Volke Benga gehörig. Den dringenden Bitten des Volks, dessen König einen förmlichen Vertrag schriftlich auffsetzte, konnte er nicht wi-

verstehen. Aber der französische Befehlshaber am Gabun setzte sich dagegen, und verwies ihn des Landes, wahrscheinlich, weil Wolff ohne ihn gehandelt hatte.

---

12. Unterguinea.

§ 20. Wir verlassen die Küste Oberguinea, und kommen nach Unterguinea, wie die Küste bis gegen die Wallfischbai hin genannt wird. Die Portugiesen kamen 1484 zuerst dahin, eroberten 1578 das Land und breiteten mit Erfolg das Christenthum aus, so daß sich jetzt ein beträchtlicher Theil der Neger zur katholischen Kirche bekennt.

Die alten Missionen hatten — derzeit ganz verschollene — Nationen erreicht. Nur dann- und wann erscheint eine tributtragende Gesandtschaft vom Innern vor dem Gouverneur von Loango und bittet um die neue Ordination eines Priesters. Denn in schweren Unglücksfällen erinnert sich das Volk jenes mächtigen Gottes, den es einst in den zwölf Steinkathedralen der Dominikaner verehrte, ehe das grausame Negervolk der Javas vor bald 300 Jahren jene Länder überfluthete und die Kirchen verödete oder zerstörte. Noch ist die Erinnerung an das Christenthum in St. Salvador nicht ganz erstorben, aber mit dem crassesten Heidenthum vermischt. Desu (Jesu) gilt noch immer als der mächtigste der Götter, nur hält ihn das gemeine Volk für den Gott der Könige und Vornehmen, an welchen es keinen Anspruch habe. Wenn die Gelehrten dem König von Congo anzeigen, daß ein Feiertag des Desu bevorsteht, so führt das Volk die drei Holzfiguren in Mönchstracht aus dem Palast, und tanzt mit ihnen in die verschiedenen Kirchenruinen, und in jeder derselben wird ein Abschnitt des Buchs gelesen d. h. ein Kauderwälsch geplappert, das je weniger verstanden, desto mehr bewundert wird. Diese Selbstverachtung des Volks soll auch früher das schwerste Hinderniß der Bekehrung gewesen seyn. Wann wird ihm einmal der Heiland der ärmsten Sünder gepredigt werden!

Nach Loanda kam 1854 der kühne Reisende Dr. Livingstone aus dem Innern von Afrika, das er vom Süden her durchstreift hatte, mit 27 afrikanischen Gefährten. Der Bischof von Angola, damals zugleich Statthalter der Provinz, nahm ihn freundlich auf. Er fand wohl die Klöster verlassen, war aber verwundert, daß

doch viele Neger des Landes lesen und schreiben können. Livingstone ging seinen Weg wieder rückwärts, und durchwanderte ganz Südafrika bis an die Ostküste, was noch kein Europäer vor ihm gethan hatte. Vieles ist durch ihn von jenen mächtigen Länderstrecken aufgedeckt worden.

Eine evangelische Mission ist nur auf der Insel St. Helena unter den vielen dort arbeitenden Negern. Missionar Frey wurde dort 1844, als er von Indien zurückkehrte, gebeten, zu bleiben; und später kam auch ein Missionar der Ausbreitungs-Gesellschaft des Evangeliums dahin, welche gleichfalls auf Ascension wirkt.

Wir fahren weiter und kommen nach einer Fahrt von mehr als 1000 Stunden (vom Cap Lopez an gerechnet) an der Südspitze von Afrika an.

III. Südafrika.

1. Südafrika überhaupt.

§ 21. Auf der genannten Fahrt wird nicht nur die Sonnenlinie, sondern auch der ganze heiße Erdgürtel durchschnitten. Deßwegen sind in Südafrika die Jahreszeiten den unsrigen entgegengesetzt, so daß es dort Sommer ist, wenn wir Winter haben, und umgekehrt. Die Tageszeiten kommen mit den unsrigen überein, weil das Land unter den gleichen Meridianen mit Europa liegt. Das Klima ist ziemlich gemäßigt und dem Europäer nicht ungünstig. Die Natur ist so, daß im urbaren Grund Alles gedeiht, was man anpflanzt, selbst tropische Gewächse aus Ostindien und China.

Die ursprünglichen Einwohner gehören auch zum Negerstamm, zeigen aber merkliche Verschiedenheiten von den Westafrikanern. In der Körperbildung sind sie weniger verschieden vom Europäer, als der westafrikanische Neger, nur daß die schwarze Farbe, mit Ausnahme aller Hottentottenstämme, deren Hautfarbe gelb ist, dieselbe ist.

Es waren hauptsächlich drei Nationen, welche die Europäer antrafen: Die Hottentotten, Kaffern und Betschuanen. Dieselben waren aber in unzählige Stämme getheilt, die ziemlich zusammenhangslos unter einander lebten. Die Hottentotten, die auf der niedersten Stufe standen, waren die südlichsten, gegen Osten bis zum Fluß Kei reichend, und gegen Norden in die Namaqua's übergehend. Die Damara's hinter diesen sind schon Ausläufer einer nördlicheren Nation. Die Koranna's sind flüchtige Kap-Hottentotten; die Bastardhottentotten, jetzt Griqua's genannt, sind Mischlinge und die Buschmänner der versunkenste Auswurf von Hottentotten und anderen Stämmen. Die Kaffern wohnen an der Südostküste bis über die Delagoa-Bai hinaus, wo sie jetzt Zulu's heißen. Durch das Drachengebirge sind sie von den Betschuanen getrennt, welche die Quellgegenden des Oranje bewohnen, und deren Zweige weit über den Wendekreis des Steinbocks hinausreichen, in eine große Breite rechts und links sich ausdehnend.

Diese Völker alle stehen im Wesentlichen in der Wildheit und Versunkenheit einander gleich. Ihre Religion steht auf der niedersten Stufe. Man war lange der Meinung, daß sie gar keinen Gott glaubten, weil man durchaus nichts unter ihnen angetroffen hat, das einer Gottesverehrung gliche. Keine Götzen, selbst keinen Fetischdienst, kaum etliche Opfergebräuche. Hie und da blicken sie ehrfurchtsvoll nach Sonne und Mond; und Andern sind gewisse Insekten Gegenstände der Verehrung. Indessen haben doch die Hottentotten ein ziemlich ausgebildetes Gottesbewußtseyn, und selbst die Buschmänner, welche ein gutes höheres Wesen, Pora, und ein böses, Kora, glauben. Sie dienen jedoch dem letzteren nur durch Opfer, Beschwörungen, heilige Tänze u. s. w. Sie glauben ferner an eine Unsterblichkeit, und an einen Ort der Seligkeit im Westen, den sie sich nach buschmännischen Begriffen ausmalen; auch glauben sie an eine gewisse Seelenwanderung, worüber sie eine Menge Sagen haben. Aber die

andern Nationen, Kaffern, Zulu's, Betschuanen, Ovaherero's, haben einen ausgeprägten Ahnenkultus, der wieder an den Fetischdienst erinnert. Zauberei wird bei allen Krankheiten und Unglücksfällen vorausgesetzt, wie dieß in Westafrika der Fall ist. Ihre äußere Erscheinung ist roh und wild, und von Zucht und Scham wenig zu sehen. Gegen kranke und alte Personen, selbst gegen Kinder, die sie nicht zu versorgen wissen, zeigen Viele in ihrem Naturzustande barbarische Gefühllosigkeit, indem sie dieselben, wenn sie nomadisch weiter ziehen, ohne weiteres zurücklassen und dem Hungertode preisgeben, oder in die Wälder tragen, den Wölfen zur Speise, oder gar lebendig vergraben. Weiter im Innern hat man auch Spuren von Menschenfressern gefunden. Nach dem Grade ihrer körperlichen Kräftigkeit sind sie auch reizbar und mordlustig. Manche Völker, wie die Betschuanen und Kaffern, auch die Ovaherero's haben unter sich die Beschneidung beim Eintritt in's männliche Alter, ohne sonst muhamedanische Sitten und Gebräuche zu kennen. Das Evangelium aber beweist unter vielen und großen Kämpfen doch auch an diesen Völkern seine Gotteskraft.

---

2. Das Kapland.

a. Einleitung.

§ 22. Das Kapland nennt man die jetzt englische Kolonie an der Südspitze. Letztere dehnt sich, ehe sie nordöstlich umbiegt, etwa 200 Stunden in der Richtung nach Osten hin, und von ihr aus erhebt sich das Land in verschiedenen Terrassen. Die Küste selbst, 10—24 Stunden breit, wechselt wellenförmig zwischen Bergen und Thälern. Ueber hohe Gebirge kommt man zu den Karrusteppen, welche 120 Stunden von Westen nach Osten mit einer Breite von 30—40 Stunden sich erstrecken. Diese Steppen haben in der Sommerzeit nichts als ausgedörrten, wasserleeren Boden, entfalten aber in der kühleren

Jahreszeit schnell den herrlichsten Wiesen- und Blumenteppich, auf welchem unzählige Viehheerden schwärmen. Auch viel ansehnliches Wild haust hier, wie wilde Büffel, Elenthiere, Antilopen, ferner Wölfe, Hyänen, Panther, Löwen, auch Elephanten und Affen in großer Menge. Weniges eignet sich hier zu festen Niederlassungen; nur in den angrenzenden Bergthälern und Schluchten, zu denen man auf fast unübersteiglichen Pfaden gelangt, hat der Mensch seine Wohnung aufgeschlagen. Besonders gäh und zum Theil bis zur Schneegrenze sich erhebend, sind die Gebirge Roggeveld, über welche man auf die dritte Terrasse zu dem Hochland Südafrika's steigt. Auf diesem dehnen sich ungeheure Sandwüsten aus, welche sich bis zu dem großen Oranjefluß und darüber fortsetzen. Westlich reichen dieselben bis zum Ocean. Gegen Osten und Nordosten aber nimmt die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes, sowie die Bevölkerung wieder zu, indem hier neue Gebirgsreihen (die Winterberge, Drachenberge &c.) sich finden, die parallel mit der Ostküste, dem Land der Kaffern, laufen, zu der man abermals auf verschiedenen Terrassen herabsteigt. Die Hauptplätze der Kolonie finden sich somit vornehmlich im Osten und Westen des Landes, während die größere Mitte nur wenige feste Niederlassungen hat.

Das Kap der guten Hoffnung wurde 1493 von den Portugiesen entdeckt; aber erst 1600 siedelten sich Holländer an, die in immer größerer Anzahl ankamen, und jetzt als Viehhalter (Boers d. h. Bauern) die ganze innere Landschaft inne haben. Indessen rissen die Engländer 1806 die Kolonie an sich. Seitdem erweiterte sie sich 1836 bis zum Fischfluß nach Osten, sodann 1847 bis an den Großfischfluß und 1854 bis zum Keiskamma, und das britische Kafferland mitgerechnet bis zum Großkeifluß. Waren es vorher 11 Landdrosteien mit 200,000 Einwohnern, so sind es jetzt 20 Distrikte, da auch nach Norden der Oranje seiner ganzen Länge nach die Grenze bildet, während das Gebiet vorher nicht über die Rogge-

veldberge hinausgegangen war. Die Hauptstadt heißt Kapstadt, an der Westseite der Tafelbai gelegen. Die Kolonie erhielt 1847 eine ständische Verfassung, mit einem Parlament seit 1854.

Außer den Holländern und Engländern sind jetzt auch viele westafrikanische Neger im Kapland, welche als Sklaven herkamen, ferner muhamedanische Malaien aus Hinterindien, Reste früherer Corps im Dienste der Holländer, selbst Chinesen; und im Distrikt Paarl sind gegen 4000 französische Protestanten, deren Vorfahren zur Zeit der Verfolgungen in Frankreich um 1700 hieher auswanderten. Die ursprünglichen Einwohner aber waren die Hottentotten, ein Geschlecht von gelber Farbe, wolligem Haar und aufgeworfenen Lippen, das einen hohen Grad von Trägheit, Unreinlichkeit und Stumpfsinn zeigte, ein sehr zurückstoßendes Aeußere hatte und in niedrigen Hütten wohnte, sonst aber kräftig, gutmüthig und dienstfertig war. Sie lebten mit ihren Heerden nomadisch in beweglichen Dörfern, Kraals genannt, unter wenig bedeutenden Häuptlingen. Anfangs zählte man 17 Stämme; aber durch die Holländer, welche sie oft, wie Wild, in den Gebüschen aufsuchten und ganze Gruppen ohne alle Veranlassung niedermachten, schmolz ihre Zahl von 200,000 auf 40,000 herab. Viele flüchteten sich in die Gebirge und Wüsten, und die Zurückbleibenden mußten als Sklaven Hirten- und Knechtsdienste versehen. Anfangs hatten sie es auch unter den Engländern nicht besser, bis durch die Bemühungen Dr. Philipp's 1828 Hottentotten und freie Farbige mit den übrigen Bewohnern der Kolonie in Rechten gleichgestellt wurden. Das Befreiungsjahr 1838 für alle Sklaven auf den englischen Besitzungen war auch für Südafrika wichtig; und endlich, da die ständische Verfassung bewilligt wurde, mußten die Kolonisten auch den Farbigen das Wahlrecht zuerkennen. Die Boers übrigens konnten sich nicht so bald in die Freistellung der Farbigen schicken; und unzufrieden mit den Beschränkungen ihrer Gewalt-

thätigkeit, wanderten Viele gegen Nordosten aus, hauptsächlich von 1835 an, woraus die Natalkolonie, die Oranje-Republik und die Transvaalrepublik entstanden sind.

Die Kolonie hatte viele Kämpfe zu bestehen. Gefährlich waren in früheren Zeiten die Buschmänner gleich hinter der Kolonie, verscheuchte Hottentotten, welche durch nächtliche Ueberfälle, Räubereien und Mordthaten ihren Unterdrückern reichliche Zinse bezahlten. Gegen sie wurden seit 1774 die sogenannten Commando's eingeführt, d. h. Aufgebote zur Jagd auf die Buschmänner. Gefährlich waren auch die Kaffern, welche an der Ostgrenze beständige Unruhen erregten. Ihre Einfälle in den Jahren 1835, 1846 und 1851 waren besonders verheerend, hatten aber zur Folge, daß die Kaffern immer mehr Land verloren, und nun das brittische Kafferland von dem freien Kafferland unterschieden wurde.

Mit der Mission wurde erst spät im Kapland ein Ernst gemacht. Zwar war der Gründer der Kapstadt (1648), der Holländer Joh. v. Riebecke, ein wahrer Christ, der bereits den Gedanken bei sich hegte, unter dem rohen Volke das Evangelium zu pflanzen. Auch brachten die ersten Kolonisten noch viel Christenthum mit sich. Aber die Sorge um die Kolonie ließ die Missionsgedanken nicht zur Ausführung kommen; und in der Folge, da der Einwanderer immer mehr wurden, und diese, nur auf Erwerb bedacht, einen harten Sinn annahmen, waren die Gedanken mehr auf Ausrottung oder Knechtung der Eingebornen gerichtet, als auf deren Bekehrung. Zuletzt sahen die Kolonisten jeden als einen Feind an, der an die Bekehrung der Hottentotten dachte. Ihr Benehmen schreckte auch die Letzteren so zurück, daß sie selbst gegen freundliche Ansprachen mißtrauisch wurden. Als daher 1709 der holländische Missionar Böring ankam, war er schon in drei Wochen der Arbeit unter den scheuen Heiden müde. Auch Ziegenbalg, der um diese Zeit auf seiner Heimreise aus Indien die Hottentotten

besuchte, konnte keine Lust zur Bekehrung bei ihnen finden. So war noch nicht ein einziger Hottentotte bekehrt worden, als 1737 Missionar G. Schmidt von der Brüdergemeinde herkam. Dieser fand Eingang bei den Heiden. Als er aber 1744 einen Besuch zu Hause machte, durfte er nicht zurückkehren; und erst 1792 konnte die Brüdergemeinde ihre Arbeit wieder aufnehmen. Jetzt aber (1798) trat auch die Londoner Gesellschaft auf den Platz. Ihr erster Missionar, Dr. van der Kemp brach die Bahn; und groß waren die Verdienste des Predigers Campbell von 1813 an, und ganz besonders des Dr. J. Philipp, der von 1819 an 30 Jahre lang bis in sein 74. Lebensjahr mit äußerster Anstrengung und Energie im Kapland selbst und in England als Vertheidiger der Eingebornen und der Mission auftrat. Die Mission bekam fortan ein Recht um das andere; und das Interesse der Landesregierung ist jetzt so mit ihr verwoben, daß sie in allen Friedensschlüssen erste Sorge der Regierung wurde. Das ganze Kapland ist bereits nahezu ein christliches zu nennen, freilich auch darum, weil die Zahl der Eingebornen so gering geworden ist.

---

b. Die Brüdergemeine.

§ 23. Wir beginnen mit den Missionen der Brüdergemeine im Kapland. Wir haben oben berührt, daß dieselbe schon 1737 einen Versuch machte. Sie war dazu von Amsterdam aus aufgefordert worden. Als Schmidt ankam, wußte er sich dem Gerede und Gespötte der Holländer nicht besser zu entziehen, als daß er gleich mitten unter die Hottentotten ging, welche damals noch nicht so verdrängt waren. Er kam an den Fluß Sonderend, und siedelte sich bald mit 18 Hottentotten, die ihn lieb gewonnen, in Bavianskloaf, 55 Stunden östlich von der Kapstadt an, ganz an die Lebensweise der Hottentotten sich haltend. Als er aber 5 Hottentotten taufte, verboten ihm die Geistlichen der Hauptstadt das

Taufen; und um ein Recht dazu zu erwirken, reiste er 1744 nach Hause, aus der Mitte von 47 bekehrten Hottentotten, die ihm weinend nachsahen, und noch lange seiner harrten. Denn Schmidt kam nicht wieder, weil man jetzt in Holland die Fortsetzung der Mission nicht mehr für zuträglich hielt. Er hat bis an sein Ende treu für seine Hottentotten gebetet und ist betend entschlafen 1785. Erst 1792 durfte die Mission erneuert werden. Drei Brüder kamen nach Bavianskloof und predigten unter dem von Schmidt gepflanzten mächtigen Birnbaum, zur großen Freude der betagten Lena, die er getauft hatte. Außerordentlich groß wurde jetzt weithin die Bewegung unter den Wilden, und schnell erhoben sich Kirchen und Schulen, und bald wurden Viele getauft. So viele Kämpfe auch die Boers bereiteten, welche lauter Unheil in der Mission sahen, so sehr erstarkte die Gemeinde; und das Dorf, jetzt Gnadenthal genannt, wurde ein Segen für die ganze Umgegend. Von 1808 an wurden die Brüder sogar von der Regierung aufgefordert, noch weitere Niederlassungen zu gründen, was in der Folge auch darum nöthig wurde, weil man sich vor Ueberfüllungen hüten mußte, wie Gnadenthal zuletzt bis an 3000 Seelen zählte. Vorerst bildeten sich im Westen der Kolonie noch einige Niederlassungen, später auch im Osten, selbst unter Kafferstämme hinein, wo sie aber jetzt alle innerhalb der Kolonie sich befinden, bis es im Ganzen 9 Stationen wurden.

Wo die Brüder hinkamen, drängte sich Alles zu den Niederlassungen hin; und man kann nichts Rührenderes lesen, als den Eifer, mit welchem die Heiden auch aus der Ferne herbeikamen, um an dem Schimmer des neuen Lichts sich zu erquicken. Die Niederlassungen wurden aus solchen gebildet, die sich im Aeußeren den Ordnungen fügten, insbesondere in geordneten Ehen leben, alle Unsitten unterlassen und wenigstens zur Anhörung der Predigt in der Kirche sich einfinden, auch ihre Kinder zur Schule schicken wollten. Sie wurden sodann öfters in

ihren Häusern besucht und durften in allen Angelegenheiten Ansprüche an die Brüder machen. So gab es immer Getaufte und Ungetaufte in den Gemeinden, bis endlich jene die Mehrzahl wurden. Das Vorrecht, über die Aufnahme von Gemeindegliedern frei entscheiden zu dürfen, wollte ihnen neuestens das Parlament nehmen; aber der Gouverneur sicherte es ihnen 1858 auf's Neue zu, so daß fortwährend schädliche Fremde abgehalten werden können. Ungemein fördernd war die Ordnung der Brüdergemeine, nach welcher die Kinder, die Jugend, die Männer, die Frauen, die Wittwen in besonderer Seelenpflege standen; denn der gute Geist blieb so in's Ganze erhalten. Um die Stationen her bildeten sich Predigtplätze; Hottentotten, bekehrte und unbekehrte, strömen an den Sonntagen viele Stunden weit herbei, so daß die Gemeinden hell leuchtende Lichter in einem weiten Umkreise sind. Sie stehen jetzt so, daß sie sich alle selbst erhalten. Die 31 Missionare haben 8169 Personen in ihrer Pflege. Seit 1838 besteht auch ein Lehrerseminar in Gnadenthal, das alle Gemeinden und Predigtplätze mit Lehrern versieht und auch an andere Gesellschaften Lehrer abgibt.

Stationen der Brüdergemeine in geographischer Ordnung: 1) im Westen: a. Mamre (1808), oder Grönekloof, 18 Stunden von der Kapstadt, nicht sehr weit vom atlantischen Meere; — b. Goodverwacht (1857), früher Filial von Mamre; — c. die Robbeninsel, in der Tafelbai, nahe bei der Kapstadt, wo ein Hospital ist mit etwa 300 Aussätzigen, Geisteskranken, Blinden, Lahmen, Altersschwachen aus allen Nationen, hieher verlegt seit 1844, da es vorher seit 1819 in Hemelen Aarde bei Caledon war, wohin 1823 Bruder Peterleitner auf Ansuchen der Regierung kam, der in 6 Jahren 96 Erwachsene taufte; auch auf der Robbeninsel besteht die Mission fort; — d. Gnadenthal (1792), 55 Stunden östlich von der Kapstadt, mit einem Lehrerseminar; — e. Elim (1824), 25 Stunden südlich von Gnadenthal, an der Südküste, nahe am Kap Lagullas, mit Filialen. — 2) Im Osten, der mit dem südlichen Distrikt Uitenhage beginnt: a. Clarkson (1839), am Zizikamma, 150 Stunden von der Kapstadt, unter den Fingu's, einem inneren Stamme, der, unter verheerenden Kriegen

bis auf 1000 Seelen herabgeschmolzen, sich in die Kolonie geflüchtet und dort Aufnahme gefunden hatte, aber im schrecklichsten Elend lebte, ehe die Brüder kamen, welche in 4 Jahren über 100 derselben tauften; — b. Enon (1818), 26 Stunden östlicher, an der frühern Grenze der Kolonie, in trockener Gegend, 1819 von den Kaffern zerstört, bald wieder aufgebaut; — eine 45 Stunden östlicher errichtete Fingumission in Mamre, wurde 1851 im Kafferkriege zerstört und nicht wieder aufgebaut, weil die Regierung die Fingu's hier nicht haben wollte; — c. Silo (1828), 50 Stunden nordöstlich von Enon, an einem Arme des Kei, unter Tambukikaffern, die von ihren ursprünglichen nordöstlichen Wohnsitzen hieher sich flüchteten und eine Mission wünschten, zu welcher jetzt die Regierung die Brüder aufforderte; es sammelten sich schnell über 1000 in kleinen Kraalen um die Station her, und ungewöhnlich rasch waren die Fortschritte; im Kafferkriege 1851 zerstört, ward sie schnell wieder hergestellt; — d. Gosen endlich (1850), östlich von Silo, unter Kaffern und Tambuki's, aber innerhalb der Kolonie, zerstört 1851, wieder aufgebaut und erweitert durch flüchtige Kaffern, welche ihr Vieh geschlachtet hatten, und dem Hungertode zu entrinnen, in die Kolonie sich hereinflüchteten. 1858.

---

c. Londoner Gesellschaft.

§ 24. Neben der Brüdergemeine hat am Meisten die Londoner Gesellschaft in Südafrika gethan. Sie hatte schon bei ihrer Gründung dieses Land zum zweiten Gegenstand ihrer Unternehmungen gemacht, und schickte dahin 1798 Dr. van der Kemp und Kicherer, Holländer nebst zwei englischen Brüdern ab. Van der Kemp hatte in Leyden die Medicin studirt, war aber darauf 16 Jahre lang Rittmeister gewesen. Er besaß die mannigfaltigsten Kenntnisse, und redete zuletzt 16 Sprachen geläufig. Indessen führte er ein ausschweifendes Leben, bis er in die Ehe trat; und seine religiösen Ueberzeugungen waren vollendeter Unglaube. Als ihm aber 1791 Gattin und Tochter auf einer Flußfahrt ertranken, während er selbst sich mit genauer Noth an's Land rettete, fand er keine Ruhe mehr, bis er unter heftigen Kämpfen zum lebendigen Glauben sich durchgerungen

hatte. Die erfahrene Kraft der Liebe Jesu erzeugte in ihm einen brennenden Missionseifer, und er bot sich, obwohl schon 50 Jahre alt, der Londoner Gesellschaft als Missionar für Südafrika an. Schon unterwegs legte er an den Verbrechern, welche sein Schiff nach Australien führte, Proben seiner Missionsgeschicklichkeit ab.

Im Kaplande trennten sich die Missionare. Kaum konnten sie hoffen, innerhalb der Kolonie missioniren zu dürfen. Darum begaben sie sich über die Kolonie hinaus, van der Kemp nach Osten zu den Kaffern, seine Begleiter nach Norden zu den Buschmännern. Van der Kemp machte zweimal Versuche unter den Kaffern bei dem Könige Geika, kehrte aber, ohne selbst eine Frucht zu sehen, nach Graaf Reinet in die Kolonie zurück. In dieser Stadt räumte man ihm eine Kirche für die Sklaven und Hottentotten ein. Bald aber erhoben die Kolonisten laute Klagen, daß man dieselben im Lesen und Schreiben unterrichte und auf gleiche Stufe mit den Christen stelle. Sie verlangten sogar, man müsse in der Kirche, die durch den Besuch der Heiden verunreinigt sei, das Pflaster aufbrechen. Nun machte van der Kemp einen dritten Versuch unter den Kaffern. Als dieser abermals mißlang und er in Graaf Reinet seine Arbeiten fortsetzte, kehrten dieselben Erbitterungen zurück. Jetzt brach ein förmlicher Krieg zwischen den Boers und Hottentotten aus, in welchem jene empfindlich litten. Auch das wurde den Missionaren zur Last gelegt. Endlich (1804) erhielt van der Kemp die Erlaubniß, eine Kolonie gründen zu dürfen. Aber die Wahl des Platzes wurde den Boers überlassen, welche den schlechtesten Platz auswählten, damit, wie sie sagten, die Hottentotten ihren Unterhalt nicht hinreichend finden möchten und gezwungen wären, ihn im Dienste der Bauern zu suchen. So entstand Bethelsdorp, auf einer dürren Ebene. Aber schaarenweise strömten die Hottentotten herbei; und schon im ersten Jahre wurden 22 getauft. Auch kamen weitere Missionare, denen es da nnd dort mit den Heiden glückte.

Die Bauern indessen brachten immer wieder neue Klagen auf; und schon 1805 mußten sich sämmtliche Missionare zur Verantwortung in der Kapstadt stellen. Zum zweiten Male (1811) dahin gerufen starb van der Kemp unerwartet schnell in der Hauptstadt. Nach seinem Tode hatte Bethelsdorp noch große Noth mit den Bauern. Aber es gedieh selbst unter dem Drucke, und steht als ein Wunder der göttlichen Gnade da. Es liegt im Osten an der Westseite der Algoa-Bai und hat 600 Einwohner. Wohl sind diese des trockenen Bodens wegen genöthigt, vielfältig ihren Unterhalt auswärts zu suchen; dennoch steuerten sie z. B. 1860 zur Mission 130 Pfund Sterling bei.

Unterdessen waren van der Kemps Begleiter gegen Nordosten über die damalige Grenze des Kaplands gekommen, hinter Roggeveld, in's Land der Buschmänner, welche um den Hartebust her bis gegen den Oranje wohnten. Diese Buschmänner, voll glühenden Hasses gegen die Holländer, welche auch lieber zwischen kahlen Felsklippen und in heißen Sandsteppen das dürftigste Leben führen, als die täglichen Mißhandlungen der Boers sich gefallen lassen wollten, waren das trotzigste Volk Südafrika's. Der Mangel an Lebensmitteln (oft waren nur Schlangen, Ameisen, Eidechsen, Heuschrecken ihre Nahrung) nöthigte sie zu vielen Räubereiern, unter welchen sie vollends alle menschlichen Gefühle verloren. Als aber die Missionare 1799 in der Kapstadt ankamen, trafen sie Häuptlinge dieser Buschmänner, auch der Koranna's, an, von welchen sie auf's Beweglichste in ihre Gegend eingeladen wurden. Kicherer und Edwards (später Anderson) nebst Kramer, einem landesgebornen Holländer, machten sich daher auf den Weg zu ihnen, und ließen sich bei einer Doppelquelle am Zackfluß, einem Seitenflusse des Hartebeest nieder. Die Leute waren selbst darüber verwundert, daß man an ihnen etwas versuchen wolle. Doch machte die Lehre von Jesu Eindrücke; und die Missionare schrieben sich die, welche sich

mit besonderem Interesse herzumachten, mit Kalk auf deren Rücken an, um sich ihrer besser erinnen zu können. Ein gräulicher Mensch, Namens Johann, war der Erstling der Getauften. Aber die Missionare hatten beständige Todesgefahren, da stets blutige Ueberfälle zu fürchten waren, einmal ein treuloser Häuptling, Vigilant, ihnen den Tod geschworen hatte, ein ander Mal die Brunnen vergiftet wurden. Ihr Glaubensmuth ließ sich indessen nicht so leicht erschöpfen; ja sie zogen 1801 auch zu den Korannas, damals am linken Ufer des Hartebeest gegen den Oranje hin, wo sie in die Nähe des berüchtigten Afrikaner und des losen Betrügers Stephanos kamen, der als falscher Prophet die Leute bezaubert und mißbraucht hatte. Auch hier fanden merkwürdige Bekehrungen Statt. Aber die Drangsale durch Ueberschwemmungen, Dürre, Hungersnoth nehmen dort so zu, daß die Brüder 1802 an den Zackfluß zurückkehrten, wo sie fortfuhren, Häuser zu bauen, Gärten anzulegen und der Trägheit der Leute entgegenzuarbeiten. Indessen verschlimmerte sich durch Dürre und Plünderungen die Lage der Station; und Kicherer begab sich 1805 mit 80 Bekehrten südöstlich herab nach Graaf Reinet in die Kolonie, worauf jene Mission erlosch. — Später, 1813, um dieß gleich anzuführen, gründete Campbell unter den Buschmännern weiter östlich Gracehill, wo ein frommer Kolonist, Smith, vorläufig den Anbau und die Predigt besorgte. Als das Vorurtheil der Buschmänner, in die Hände der Bauern verrathen zu werden, beseitigt war, nahm die Mission einen erwünschten Fortgang. Aber die nachfolgenden Brüder blieben an einer Quelle, drei Tagereisen nördlich von Gracehill. Hier ließ sich lange kein Buschmann sehen, bis der Häuptling Slinger die Brüder freundlich grüßte, und dann Alle ausriefen: „Alle Buschmänner müssen dieses große Wort hören.“ Der nun aufblühende Ort wurde Hephzibah genannt. Da erschien plötzlich ein Regierungsbefehl an die Missionare, unverzüglich in die Kolonie sich zurückzu-

ziehen. Sie gehorchten mit traurendem Herzen; und in kurzer Zeit war an beiden Orten keine Spur mehr von einer Hütte zu sehen.

In der Kolonie selbst waren unterdessen für die Mission die Verhältnisse günstiger geworden; und insbesondere that Prediger Campbell viel zu ihrer Erweiterung, indem er durch's ganze Land zweimal (1813 und 1819) Visitationen anstellte und Plätze zu neuen Niederlassungen ausmittelte. Ihm hat zunächst Pakaltsdorp im Westen seine Entstehung zu verdanken. Er traf dasselbe als ein elendes Dorf an, dahin er den Missionar Pakalt, aus der Schule Jänicke's in Berlin, sandte. Dieser brachte Ort und Einwohner in sechs Jahren so empor, daß sich Campbell, als er 1819 wieder kam, nicht genug verwundern konnte. Auch an andern Orten ging Aehnliches vor. Die Mission bekam immer freiere Hände, wozu auch der rastlose Eifer des Dr. J. Philipp beitrug (1819—49). Er hatte schon als Prediger in England 20 Missionare aus seiner Gemeinde ausgesandt, und wußte jetzt, obwohl unter ernsten Kämpfen, in allen Schichten der Gesellschaft ein Interesse für die Mission zu wecken. Es entstanden viele Stationen, namentlich in Orten, wo die Hottentotten mehr als Taglöhner in der Mitte von Boers sich niedergelassen hatten. Aber die Zahl der Hottentotten wurde immer kleiner, weil sie da, wo sie noch freier waren, nirgends gut mit den Boers auskamen, und so unter beständigen Reibungen immer mehr zusammenschmolzen. Als jedoch 1829 das Freiheitsgesetz in Kraft trat, erlangten 30,000 Hottentotten ihre Freiheit. Etwa 25,000 fanden ihr Unterkommen, wie die bisher Freien, in der Kolonie, indem sie sich unter den Kolonisten wohnlich machten, oder allmählig eigene Gemeinden bildeten, was der Mission viel Gelegenheit zur Arbeit gab. Die übrigen 5000 erhielten Anweisung, sich in den verödeten Gegenden des Katzflusses, einem Seitenfluß des Großfischflusses, im Distrikt Beaufort, wo erst 1827 ein wilder Kafferstamm, die Gonaqua's,

wegen seiner fortgesetzten Räubereien durch die Regierung fast ganz ausgerottet worden war, anzusiedeln. So entstanden hier gegen 80 kleine elende Dörfer aus lauter rohen Heiden. Unter sie verpflanzte die Regierung 140 christliche Familien aus Bethelsdorp und Theopolis, welche mit äußerster Aufopferung ihrer wilden Landsleute sich annahmen, so daß deren heidnisches und lasterhaftes Wesen wie von selbst verschwand, und besonders durch den bekannten Andreas Stoffles, einen gebornen Gonaqua, Hunderte bekehrt wurden, die nie eine Mission gesehen hatten. Als darauf 1831 Missionar Read dahin kam, wurden die niedlichen Dörfer, unter welchen Philippton als Hauptort hervorragt, die Bewunderung aller Reisenden. Aehnliche Niederlassungen wurden im Osten noch manche gegründet, welche alle die schönste Blüthe entwickelten. Die Londoner Gesellschaft bekam so eine große Menge von Stationen unter ihre Pflege, deren Viele nach und nach sich selbst unterhielten und förmliche Pfarreien wurden, die jetzt nicht mehr als Missionsorte genannt werden.

Am langsamsten ging es mit der Mission in der Kapstadt selbst, die gegen 20,000 Einwohner zählt. Lange eilte jeder ankommende Missionar schnell aus dem Stadtgewirre in's Land hinein. Auch die angestellten Prediger kümmerten sich nicht viel um die Heiden. So kam es, daß die Sklaven insbesondere, deren es früher stets 11,000 waren, und die in keiner Kirche sich sehen lassen durften, zu Tausenden eine Beute der Muhamedaner wurden, die eifrig missionirend umherstrichen. Jetzt stehen 5 Moscheen in der Stadt. Manche der Verführten äußerten später: „Wir fürchteten in die Hölle zu kommen, wenn wir ohne Religion stürben, und haben diese angenommen, weil man uns keine andere geboten hat." Die Mission in der Kapstadt wurde erst durch Dr. Philipp lebendig, welcher eine Missionskapelle baute, Gottesdienste und Schulen für die Heiden einrichtete, auch 1829 ein Erziehungsseminar; ferner das südafrikanische Collegium, und eine südafrikanische Missions-Gesellschaft bildete. Viele

Bekehrungen fanden von nun an jährlich Statt. Heiden sind nun kaum mehr in der Stadt; aber Muhamedaner, besonders Malaien, machen noch ein Drittheil der Bevölkerung aus.

Die Stationen der Londoner Gesellschaft, welche noch genannt werden, sind: 1) Im Westen: die Kapstadt selbst; Paarl (1819), 12 Stunden nordöstlich, seit 1857 mit 8 Filialen, ziemlich selbstständig; Tulbagh (1817), 15 Stunden nördlicher, seit 1850 an die Rheinische Mission übergegangen. Oestlich von Kapstadt, in der Nähe der Seeküste liegen: Caledon mit einem Institut, seit 1811; Pocaltsdorp (1814), 100 Stunden von der Kapstadt; davon 20 Stunden nördlich Dysaltsdorp (1838); Longkloof bei Aventure (1840), nicht weit von der See, mit drei Filialen; Georgetown, seit 1855 frei. — 2) Im Osten: Hankey (1825), unter Fingu's, mit Filialen; Kruisfontein (1856), 7 Stunden von Hankey; Bethelsdorp (1804) nebst dem aufblühenden Port Elisabeth und Uitenhage; Colesberg (1840) am Oranje; Graaf Reinet; Somerset (1842), südöstlich davon; Cradock (1839), am Großfischfluß; Philippton (1829), unter den Fingu-Niederlassungen am Katzfluß, mit Oskraal (1857) und Tidmanton, nebst Beaufort; Grahamstown im Distrikt Albany.

---

d. Rheinische Missionen.

§ 25. Besonders thätig ist die Rheinische Gesellschaft in Südafrika geworden. Sie sandte 1829 aus dem Barmer Seminar ihre Erstlinge dahin, und hat jetzt 20 Missionare, die meist mit großem Segen und Erfolg gewirkt haben, im Kapland und jenseits des Oranje. Im Kapland haben sie sich nach drei Richtungen vertheilt.

1) Im früheren Kapland haben sie theils Stationen, theils Institute. Unter Stationen versteht man diejenigen Orte, in welchen die Farbigen als Taglöhner und kleine Gewerbsleute, zuerst Alle ungetauft, mit europäischen Ansiedlern zusammen wohnen, und welche mit der Zeit eigentliche Pfarreien werden. In den Instituten oder Kolonien ist der Grundbesitz Eigenthum

der Mission oder der farbigen Ansiedler; und letztere bilden ausschließlicher die Bevölkerung. Die Boers sehen diese Institute sehr ungern, weil ihnen dadurch die Tagelöhnerdienste der Eingebornen entgehen; und noch 1847 reichten über 500 Boers eine Klagschrift an die Regierung ein, mit der Bitte, diese „Raubnester" abzuschaffen.

Die Rheinischen Stationen sind: 1) Stellenbosch (1830), nicht fern von Kapstadt, 3.300 Einwohner, mit einem theologischen Seminar und einer Anstalt für Töchter der Missionare; Filial Sarepta mit 400 Einwohnern; — 2) Worcester (1832), 1700 Einwohner, mit 5 Filialen und ausgezeichneter Schule; — 3) Tulbagh (1830), 12 Stunden nordwestlich, mitten in einem weiten Thale. — Die Institute sind: 1) Steinthal (1844) und 2) Saron (1846), an besitzlose Hottentotten verpachtete Güter nahe bei Tulbagh; — 3) Wupperthal (1830), 120 Stunden nördlich vom Kap, mit angekauftem großem Feld.

2) Frühzeitig kamen die Rheinischen Brüder auch gegen den Norden, der erst 1847 zur Kolonie fiel, namentlich nach Kleinnamaqualand, wie man die Küstenstrecke von den Karribergen bis zum Oranje nennt. Hier sind Gegenden, die durch abwechselnde Dürre, welche Hunger und Elend erzeugt, und Ueberschwemmungen, die wieder Ersatz geben, den Ansiedlern ein überaus unsicheres Daseyn bieten, so daß ein Gemeindeleben nur schwer gedeiht. Die Missionare hatten deßwegen unsäglich Vieles mit den hier gegründeten Gemeinlein durchzumachen, deren Existenz je und je in Frage gestellt wurde. Sie sind dabei zum Theil in die Arbeiten der Londoner Missionare eingetreten, unter welchen besonders Schmelen von 1829—1847 und Wimmer sich auszeichneten. Der Bekehrten gab es jedoch nach Verhältniß Viele; und man liest mit Freuden die Berichte über die erwachenden und erwachten Seelen, meist vom Hottentottengeschlechte. Aber dem inneren Leben der Gemeinden drohte in der letzten Zeit großes Verderben, indem in den Kamiesbergen und an der Mündung des Oranje Kupferminen entdeckt wurden, welche auszubeuten eine Gesellschaft um die andere entstand. So kamen 1848 über 1200 fremde

Arbeiter, welche unsäglich viel Unordnung über die harmlosen Gemeinden brachten, wenigstens bis die Sachen im Geleise waren. Schien es aber auch eine Zeitlang, als ob Alles verloren gehe, so haben Theurung und Seuche, und Plagen aller Art die Gemeindegenossen wieder zur Besinnung gebracht; und man hat jetzt (1860) nicht mehr Ursache, über den geistlichen Zustand der Gemeinden zu klagen. Auch stellen sie sich im Aeußerlichen allmählich so gut, daß sie bald alle Kosten der Mission für sich bestreiten können.

Die Kleinnamaquastationen sind: 1) Ebenezer (1834), 300 Einwohner, am linken Ufer des Elephantflusses, von dessen Mündung 12 Stunden entfernt; hier herrscht immer viel Wassermangel, weil der zwischen hohen Ufern fließende Elephant nur selten überschwemmt, auch mit Pumpwerken bisher nicht geholfen werden konnte; — 2) Komaggas, 44 Stunden nördlicher, in den Kamiesbergen bei den Kupferminen, 1829 von Missionar Schmelen, der 90,000 Morgen Landes von der Regierung zum Geschenk erhielt, begonnen und 1847 an die Rheinische Mission übergegangen; — 3) Steinkopf, 20 Stunden nördlicher, bei Kupferminen, 1817 von Missionar Wimmer angelegt, 1846 ganz der Rheinischen Mission übergeben, die bisher im nahen Bockfontein gewirkt hatte; — 4) Henkries, Filial am Oranje; — 5) Pella, 44 Stunden östlicher am Oranje, Filial mit 200 Einwohnern; — 6) Ugrabib, am Aris, Seitenfluß des Oranje, 16 Stunden von seiner Mündung, 300 Einwohner. — 7) Richtersfeld (1829), an der Mündung des Oranje.

3) Im Buschmannsland endlich sind auch Rheinische Missionen. Das Land liegt östlich von den Kleinnamaqualand begränzenden Bergen und ist nördlich und östlich vom Oranje begrenzt, südlich von den Bergen hinter der Karruwüste. Die wilden Buschmänner (s. § 24.) mögen sich meist über den Oranje zurückgezogen haben, denn man trifft jetzt mehr Griqua's an, die bereits einige Kenntniß vom Christenthum haben, entweder von Boers oder noch von Missionar Kicherer her (s. § 24.), auch zum Theil getauft sind. Im Osten hat ein kleiner Kafferstamm 1839 Erlaubniß zur Niederlassung bekommen. Beide riefen Rheinische Missionare herbei (1845), und bildeten sich schnell zu christlichen Gemeinden. Jährlich werden Viele getauft.

Die Stationen sind: 1) Amandelbaum (1845), 100 Stunden östlich von Wupperthal, in der Nähe des Zackflusses, mit 1000 Griqua's, zur Hälfte jetzt getauft; der Willkür der Boers, die in der Nähe sind, zu steuern, erhielt 1857 die Gemeinde von der Regierung 9000 Morgen Felds, an sogenannte Erben zu vertheilen; Filial ist Grootfontein; — 2) Schietfontein (1843), 30 Stunden östlicher unter Kaffern, welche seitdem, beeinträchtigt von den Boers, zum Theil über den Oranje auswanderten, aber von Griqua's ersetzt wurden, die jetzt sehr zahlreich im Orte sind, und mit den Kaffern sich vertragen; wegen des Besitzrechts des Bodens hofft man auch gütliche Ausgleichung von Seiten der Regierung.

---

e. Andere Gesellschaften.

§ 26. Der Missionen im Kaplande nahmen sich auch noch andere Gesellschaften an, von welchen wir nur kurz reden. Wir nennen zuerst die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, welche weniger förmliche Missionare aussendet, als durch die ganze Kolonie zu kirchlichen Einrichtungen, zur Anstellung von Predigern, und zur Unterstützung von Anstalten, wie des Collegiums in Kapstadt, thätig ist. Die Baptisten hatten nur eine Zeitlang, von 1840 an, eine Mission in Grahamsstadt. Dagegen sind um so ausgebreiteter die methodistischen Missionen seit 1820 geworden. Die Pariser Gesellschaft schickte 1829 die Erstlinge ihres Instituts nach Südafrika, welche aber bald zu den Betschuanen sich wandten; und nur Missionar Bisseux blieb im Distrikt Paarl bei den französischen Protestanten, wo auch für die Heiden sich Arbeit fand. Die Berliner Missionare endlich kamen von 1834 an, zuerst nach Beaufort, dann zu den Koranna's und Kaffern, und haben nur an der Südküste des Kaplands eine Mission.

Stationen: 1) der Methodisten, a. im Westen: Kapstadt mit Rondebosch; Wynberg; Simonsstadt; Stellenbosch; Somerset (zu unterscheiden von dem im Osten); Robertson und Neumanvilla, früher Bosjesveld, 16 Stunden vom Kap; in Kleinnamaqualand der Kamiesberg und Bethel, mit Filialen; schon im Großnamaqualand

Nisbett Bad und Hoole'squelle; — b. im Osten Port Elisabeth und Uitenhage an der Küste; Grahamsstadt, Centralstation, Bathurst, Beaufort, Cradock und Somerset mit reißend zunehmender Bevölkerung; im Distrikt Victoria d'Urban, eine Kaffermission; Queenstown am weißen Kei, und Lesseyton; endlich Burghersdorp, Aliwal, Wittebergh im Distrikt Albany, der sich bis an den Oranje erstreckt. — 2) Pariser Station: Wellington, 12 Stunden nordöstlich von der Kapstadt, 1830 gegründet, mit 6—7000 Farbigen. — 3) Berliner Station: Zoar, 1838, im Distrikt Zwellendam, 90 Stunden östlich von der Kapstadt, der südafrikanischen Gesellschaft angehörig, welche es 1853 wieder an sich zog, worauf Amalienstein, auf einem in der Nähe angekauften Gut, gegründet wurde, dahin 542 Seelen von Zoar folgten. Die Gemeinde, mit blühenden Schulen, stand sehr im Segen, und hatte öfters bedeutende Erweckungen. — 4) Schott. Presbyt.: Glenthorn bei Beaufort. — 5) Ausbreitungs-Gesellschaft: Grahamstown.

---

3. Die Kaffern.

a. Einleitung.

§ 27. Die Grenznachbarn der Kolonie im Osten sind die Kaffern, unter welchem Namen alle Stämme jetzt zusammengefaßt werden, die in Sprache und Sitten Verwandtschaft zeigen. Ihr Gebiet reichte früher vom Großfischfluß an die Südostküste entlang bis zur Delagoabai; und man unterschied 4 Hauptstämme, nämlich die eigentlichen Kaffern, auch Amakosa's genannt, zunächst der Kolonie, bis zum Baschifluß; nördlich von ihnen über die Winterberge hin bis an die Karriwüste und östlich bis an's Meer heraus wohnten die Tambuki's, weiter nördlich die Ponda's, endlich die Zulu's. Im Allgemeinen sind sie durch die Sturmberge und Drachenberge von den Stämmen der Betschuanen im Innern Afrika's geschieden. Sonst gab es noch andere Kafferstämme, wie die Fingu's und die Gonaqua's. Die Stämme alle hatten aber nie feste Wohnsitze; und schon ihr Vieh, das ihr Reichthum ist, nöthigt sie, herumzuwandern. In der Regel schlagen sie

ihre Hütten, welche die Form von Bienenkörben haben, mit einem Eingang, der kaum 2—3 Fuß hoch ist, an den Ufern der Flüsse auf, die sehr zahlreich gegen die See herabfließen. Die Bewohner von 20—30 und mehr Hütten bilden zusammen einen Kraal, d. h. ein bewegliches Dorf. Ihm oder mehreren derselben ist ein Häuptling vorgesetzt, deren Viele einem Oberhäuptling, auch König untergeordnet sind.

Wenn die Hottentotten, zur Zeit, als die Mission begann, nicht mehr in ihrer ursprünglichen Wildheit angetroffen wurden, selbst da, wo sie noch unabhängiger waren, so war dieß ganz anders bei den Kaffern. Diese hatten noch wenig europäischen Einfluß erfahren, und ihr Nationalgefühl, das ohnehin sehr groß war, war noch ungeschwächt. Darum mußten Berührungen mit ihnen allmählig zu sehr ernsten Kämpfen führen. Zunächst waren die Kaffern nicht unfreundlich gegen die Fremdlinge; und namentlich bezeigte sich Gaika, der König der nächst wohnenden Osa's, später Gaika's genannt, freundlich gegen die Engländer. Derselbe sah auch die Missionen gerne in seinem Lande, und Sutu, seine erste Frau, die große Frau genannt, wurde sogar bekehrt und blieb ihrem Bekenntnisse unter allen Stürmen treu. Aber fortwährend gab es Reibungen zwischen den Kolonisten und Kaffern an der Grenze, unter welchen die letzteren vielfältig beeinträchtigt und gekränkt wurden. So entwickelte sich unter den Kaffern, obwohl sie den Missionen meist gewogen blieben, der bitterste Haß gegen die Engländer; und als Gaika gestorben war, konnte nichts mehr ihre Wuth zurückhalten. Gaika's Sohn von Sutu, Namens Sandili, erst 12 Jahre alt, sollte König werden; und dessen älterer Bruder Makomo führte die Regentschaft. Letzterer hielt sich Anfangs zur Mission, wurde aber zuletzt, selbst auch bitter gekränkt, genöthigt, auf die Seite der Unzufriedenen sich zu stellen, und blieb fortan mit Sandili, als dieser erwachsen war, Anführer der Bewegungen. War der erste Einfall der

Kaffern 1835 schon verheerend genug, so war es noch vielmehr der zweite 1845; und der dritte (1851), der 2 Jahre dauerte, und zu welchem die Kafferstämme aus weiter Ferne aufgeboten wurden, war ein furchtbarer Verzweiflungskampf. Die Folge davon war, daß zuerst (1846) die Kolonie bis zum Keiskamma erweitert wurde, und zuletzt (1854), daß auch das Land von da bis zum Großkei als britisches Kafferland unter britische Oberherrschaft kam, daß ferner alle Kaffern aus den Winterbergen und selbst aus den nächsten Amatolabergen vertrieben, und auch diese Gegenden britische Divisionen wurden, daß überhaupt die Kafferstämme außerordentlich zusammen schmolzen und im britischen Kafferlande kaum noch 100,000 zählen. Sie wurden noch weniger, als 1856 sie, durch das Unglück wie wahnsinnig gemacht, närrischen Propheten Gehör schenkten, welche ihnen Befreiung von den Engländern versprachen, wenn sie all ihr Vieh schlachteten. Die Verblendeten thaten's, und gräßlich wüthete nun der Hunger unter ihnen; über 30,000 wurden aus Mitleiden in die Kolonie zerstreut aufgenommen. Doch haben sich seitdem die Verhältnisse gebessert; und selbst Sandili, auf's flache Land verwiesen, hat angefangen, sich an die Missionen zu halten, welche nun eine geöffnete Thüre vornehmlich im britischen Kafferlande haben. Makomo ist auf die Robbeninsel verbannt worden. Das freie Kafferland reicht bis an den Umsimkulu oder bis an die Natalkolonie.

Wie mit den Wohnsitzen, so gingen auch mit den Sitten der Kaffern wenigstens theilweise manche Veränderungen vor. Zuerst traf man sie in die tiefste Finsterniß begraben an; und ihr Trotz war unbeugsam. Vielweiberei, Zauberei, Grausamkeit gegen Personen, die der Zauberei beschuldigt wurden, Aussetzen der Kinder und lästiger Familienmitglieder waren gewöhnlich. Die Verstorbenen trugen sie in den Wald, als Speise für die wilden Thiere; und nur Häuptlinge und deren Frauen

wurden verbraunt. Religionsgebräuche waren keine da; man traf weder Götzenbilder, noch heilige Orte, überhaupt keine Art von Gottesverehrung an. Sie glaubten, einst sei ein großes Wesen vom Himmel gekommen und habe die Welt gemacht, diese aber wieder verlassen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. An Verstand und Geistesstärke stehen sie über den Hottentotten. Indessen sind sie durch den Verkehr mit den Europäern, und vorzüglich durch Einflüsse der Mission um einige Stufen aus der tiefsten Finsterniß heraufgekommen, wenigstens empfänglicher geworden. Die Friedensbedingungen, welche die Engländer machten, waren auch stets auf Hebung des Volks berechnet. Sie mußten versprechen, Missionare bei sich aufzunehmen, wogegen Kaufleute ihnen Kleidungsstücke, Ackergeräthe u. s. w. zuführen sollten; und 1848 wurden die Häuptlinge darauf beeidigt, daß sie um angeschuldigter Zauberei willen Niemand mehr peinlich verfolgen, die Sitte, Frauen zu kaufen, abschaffen, Kinder zur Schule schicken, Keinen, der sich zum christlichen Glauben hielte, verfolgen oder in seinen Rechten beeinträchtigen wollten und dergleichen. Mit diesem Allem war aber nur zum Gesetz erhoben, was bereits schon im Gefühl von Vielen lag, die längst eine große Begierde nach Unterricht haben, und selbst in den größten Aufregungen durch Schonung der Missionare deutlich genug zu erkennen gaben, daß ihnen deren Wirken werthvoll erschien, obwohl von fernen Stämmen, wenn sie in der Kriegswuth herbeistürmten, immer viele, zuletzt fast alle Stationen zerstört wurden. Auch haben manche christliche Begriffe, welche ihnen vorher ganz unbekannt gewesen waren, wenngleich in verzerrter Gestalt, das ganze Volk durchdrungen. Sonst werden im Einzelnen viele schöne Erfahrungen gemacht.

---

b. Das britische Kafferland.

§ 28. So nennt man jetzt das an der Kapkolonie zunächst liegende Kafferland, welches unter englische

Aufsicht gestellt, auch mit englischen Truppen besetzt ist. Kaffern dürfen sich wohl darin niederlassen und ungestört nach ihren Gesetzen und Sitten leben, so weit diese nicht den Frieden des Landes stören. Das Land liegt zwischen dem Keiskamma und Großkei. Das schöne Gebirgsland der Tola-Berge, wo die wilden Gaika's wohnten, ist ganz von seinen Einwohnern befreit worden, und wird vorzüglich für Europäer aufgespart, daher Reserveland genannt. Aehnliche Reserveländer, entweder geleert von Kaffern, oder nur von solchen bewohnt, welche ganz den Koloniegesetzen sich fügen, sind die neue Division Queenstown bis zum Stormberg, und die Division Albert, jenseits der Stormberge am Oranje hin. Im britischen Kafferlande sind die Kaffern weniger ganz unterworfen. Hier wohnen nordwestlich und von da an der Ostgrenze des Reservelandes herab die aus letzterem vertriebenen Gaika's unter Sandili, in den Niederungen gegen das Meer hin westlich die Chlambi's mit Umhala und Siwana, wie auch Pato und Kama, östlich die Amaxosa's, auch jenseits des Kei. Im Ganzen sind es etwa 100,000 Kaffern und Fingu's. Hauptstadt ist Kingwilliamstown, 14 Stunden vom Meere.

Dr. van der Kemp war der Erste, der drei Mal sich unter die Kaffern wagte, als sie noch an den Großfischfluß grenzten. Er erwarb sich so viel Achtung, daß 1816, als andere Londoner Missionare, um taugliche Missionsplätze auszuforschen, in's Land kamen, sie lauter Freundlichkeit bei Volk und Häuptlingen fanden. Diese erinnerten sich des van der Kemp, und ein Häuptling äußerte: „Ihr müsset an uns nicht müde werden, obgleich wir so verkehrte Leute sind, und uns oft besuchen." Auch hatte ein gewisser Mankanna, ein Kaffer, seit Jahren ein Häuflein um sich versammelt und etwas vom Christenthum, das ihm geblieben war, weit umher verbreitet. Alles, was jetzt Jan Tzatzoe, ein bekehrter Kaffer, in Reads Gesellschaft predigte, wurde mit tiefer Rührung

angehört. Williams siedelte sich darauf unter den später ausgerotteten Gonaqua's an, starb aber schon nach 2 Jahren; und ein Krieg verhinderte die Fortsetzung seines Werks. Indessen blieben mehr als 200 Kaffern unter dem Einfluß eines Kaffervorstehers, Namens Sikana, der an Williams Statt sie unterrichtete, so gut er's vermochte. Sie kamen täglich zwei Mal in einer Hütte zum Gebet zusammen, und wurden daher als Sonderlinge gehaßt und verfolgt. Vor seinem Tode ermahnte sie Sikana, sich nach einem Lehrer umzusehen und bei der Sache Christi zu bleiben. Sie zogen 1821 Alle in die jetzt schottische Station Chumie. Später (1826) siedelte sich Brownley bei Tzatzoe's Vater, einem Häuptling, an. Hieher kam auch Missionar Kaiser von Halle, der eine Bibelübersetzung in die kaffrische Sprache begann. Diese Mission, Tzatzoekraal genannt, hatte einen sehr günstigen Fortgang. Sie wurde aber, wie die spätere Station Knappshope 1835 und 1846 zum zweiten Male mit andern schön aufblühenden Orten zerstört. Nach dem Frieden wurde die Mission mit frischer Kraft begonnen, und jetzt steht sie unter britischem Schutz.

Neben der Londoner Gesellschaft arbeiten noch andere Gesellschaften im britischen Kafferland, wie die schottische Glasgow-Gesellschaft und die presbyterianische Kirche Schottlands. Jene übernahm frühzeitig das Feld um Chumie, eine auf Gaika's Bitten und auf Kosten der Regierung 1819 von Brownley angelegte Stadt, und hatte hier und auf andern Stationen gesegneten Einfluß auf Tausende von Kaffern. Wurden auch sämmtliche Stationen in den Kriegen zerstört, so ist nun bei Sandili eine bedeutende Aenderung eingetreten, hauptsächlich durch den wackeren Missionar Soga, einen gebornen Kaffer, dessen Vater noch Heide ist, während er selbst, in Schottland zum Prediger gebildet, auf der neuen Station Emgwali in großem Segen wirkt und die Erziehung einiger Kinder Sandili's leitet. Als Prinz Alfred 1860 die Kolonie besuchte, reiste Sandili, um sich ihm

vorzustellen, mit Soga in die Kapstadt, wo letzterer die Achtung der höchsten Personen sich erwarb. Man weiß jetzt, was das Evangelium aus einem Kaffern machen kann. — Achtungswerth sind ferner die Arbeiten der Methodisten, welche sich tiefer unter die Wilden hineinwagten und Orte erbauten, für die sie damals noch keinen Schutz hatten, wie Wesleyville 1823, Mount Coke 1825 und andere. Es war kein Geringes, die wanderlustigen Kaffern zu bewegen, an einem bestimmten Orte sich festzusetzen. Aber es gelang in etwas, und 1833 befahlen einige Häuptlinge ihrem Volke die Sonntagsheiligung. Aber alle Orte wurden 1835 von verrätherischen Kaffern überfallen und zerstört. Ebenso 1846, ja zum dritten Male 1851. Nun blühen sie unter britischer Herrschaft von neuem auf. — Aehnlich erging es den Berliner Stationen Bethel seit 1837, Itemba, d. h. Hoffnung, seit 1838, Emmaus seit 1843, welche nach schöner Blüthe zweimal zerstört wurden. Jetzt sind sie zum Theil in dem Gebiete, das den Gaika's, welche das Tolagebirge verloren, unter Sandili zum Wohnsitz angewiesen ist. Sie haben guten Fortgang. — Endlich ist auch seit 1854 ein englischer Bischof in das nun offene britische Kafferland eingetreten, und hat, mit reichen Mitteln ausgestattet, mehrere Stationen begonnen. — Auf diese Weise ist aus dem Schreckenslande, in welchem nur 1846 im Ganzen 36 Stationen zerstört worden sind, ein Missionsfeld geworden, das jährlich seine Ernten gibt. Die verschiedenen Missionsgesellschaften sind auch über eine Bibelübersetzung einig geworden, welche unter Mitwirkung Aller allmählig zu größerer Vollkommenheit gebracht werden soll.

Uebersicht der neu aufgerichteten Stationen: 1) Londoner Gesellschaft: King-Williamsstadt, 14 Stunden vom Meere, mit 4 Filialen; Knappshope am Keiskamma, Peelton am Buffalo. — 2) Glasgow-Gesellschaft: Chumie am Keiskamma unter einem waldigen Hügel: Lovedale, 25 Stunden von Grahamsstadt, mit einem Seminar; Burnshill und Pirrie. — 3) Schottische Presbyterianer: Emg-

wali am gleichnamigen Fluß 1857, Soga's große Kirche 1861. — 4) Methodisten: Mount Coke mit dem Watsoninstitute; Wesleyville; King-Williamsstadt mit dem Hafen Ost-London; der Kamastamm in Annshaw an einem Seitenfluß des Keiskamma, mit Filialen; ferner Kamastone, Lesseyton. — 5) Berliner Gesellschaft: Bethel, wo auch Reste der deutschen Legion sich niedergelassen haben; Wartburg in der Nähe, seit 1856, mit einer von einem Legionär versehenen größeren Schule; Petersberg, 11 Stunden südlich von Bethel. — 6) Englisch-Bischöfliche: St. Lukas und St. Johannes unter Gaika's, St. Andreas unter Galeka's, nebst einer Reihe von Filialen. St. Matthäus ist eine Station der Ausbreitungs-Gesellschaft mit vier eifrigen Kaffer-Evangelisten.

---

c. Das freie Kafferland.

§ 29. Dieses reicht vom Großkei bis zur Kolonie Natal, am indischen Ocean hin, nördlich vom Drachenberge begränzt, etwa 150 Stunden lang und 60 Stunden breit. Es ist ausnehmend fruchtbar und gut bewässert. Kaffern von verschiedenen Stämmen (etwa 300,000) sind die Einwohner, welche ein Hirtenleben führen, auch gerne auf den Viehraub ausgehen. Am Kei wohnen die Galeka's unter Kreli, ein Zweig der Amaxosa's, mehr nach den Gebirgen hin die Tambuki's, welche früher westlich weithin über die Berge sich verbreitet hatten, die Amabaka's mehr gegen die Berge, und die Ponda's an der Küste hin; die nördlichsten sind die Amaxesuba's. Jeder dieser Stämme hat ein Oberhaupt vom ersten Rang; und Alle sind wieder in kleinere Stämme getheilt, mit einem untergeordneten Häuptling. Es sind zwar manche Verschiedenheiten unter ihnen; aber sie sind Ein Volk, haben auch nur Eine Sprache.

Nur die Methodisten wagten sich unter diese Wilden hinein. Sie breiteten sich ziemlich weit im Lande aus, und bauten (1827) Butterworth und 5 andere Stationen. In jedem Stamm hatten sie eine Mission, die auf 30—60,000 Seelen wirkte. Einige Zeit hindurch hatte die Mission, obwohl unter großen Anfechtungen,

einen sehr günstigen Fortgang. Ein Licht schien in die Wildheit hinein, daß unter Vielen Sinn für Gesittung geweckt wurde. Hunderte wurden bekehrt, Unzählige lernten lesen, und viel christliche Erkenntniß wurde verbreitet. In den Kriegen aber wurde die ganze Mission gesprengt; und öfters retteten die Missionare kaum ihr Leben. Butterworth wurde dreimal ausgeplündert und verbrannt, Clarkebury zweimal verlassen, obgleich das zweite Mal etwas geschont, sonst alle anderen Stationen zuletzt mehr oder weniger zerstört. Erst 1854 kam wieder ein Missionar. Aber es bleibt ein mißliches Gebiet, so lange die Häuptlinge die Herren sind. So wurde schon 1855 Missionar Thomas, der lange im Kafferland gewesen war und die Sprache geläufig redete, von einer fernher kommenden Räuberbande erschlagen. Um so mehr will die Gesellschaft jetzt Allem aufbieten, um überall unter dem verfinsterten Volke die Mission zu heben. Es sind jetzt (1861) 5 Arbeiter daselbst.

1) Wesley-Stationen: Butterworth unter den Amaxosa's; Clarkebury am Baschi; Morley mit gesegneten Filialen; Buntingville, 6 Stunden vom Meer, am Umgazi; Beecham Wood im Amaveledo-Stamm; Shawbury am Umzumwulo, tief im Innern. — 2) Ausbreitungs-Gesellschaft: Baschi, erste Taufe 1861.

---

4. Großnamaqualand.

§ 30. Bisher haben wir über den untersten Länderkranz Südafrika's gesprochen, nördlich bis an den Oranje und östlich bis in die Nähe von Natal. Aber auch jenseits des Oranje und nördlich vom Kafferland sind noch Missionen.

Vorerst gehen wir zum Westen zurück. Gleich hinter dem Oranje ist das Großnamaqualand, etwa 150 Stunden weit nördlich herauf bis zum Wendekreis des Steinbocks. Es besteht, wie Kleinnamaqualand, fast ganz aus einer meist steinigten Wüste mit wenig

Quellen und fast ausgetrockneten Flußbetten. Nach weiten Strecken hin ist fast nichts zu finden, wenig Bäume, kein Wasser, keine Dörfer, keine Menschen, nur hie und da ordentliche Weideplätze, die wohl bei reichlichem Regen Futter geben, auf welche aber oft Monate lang kein Tropfen Regen fällt. Dagegen schwärmten bisher viele wilde Thiere herum, welche aber mehr und mehr ausgerottet werden. Nur im Norden ist fruchtbares Gebirgsland. Am atlantischen Meere hin ist über 300 Stunden lang vom Oranje an die Küste nichts als Sand; und nur wenige Baien, welche Schiffe aufnehmen können, wie die Walfischbai. Bis zu den nördlichsten Gegenden hinauf braucht man zur Reise vom Kap aus mit dem Ochsenwagen 3—4 Monate und darüber, und hat dabei mit vielen Beschwerden zu kämpfen.

Die ursprünglichen Einwohner sind im Süden die Namaqua's, oder, wie sie sich selber nennen, Naman's, ein gelber Hottentottenstamm, und im Norden die Damara's, ein schwarzes räthselhaftes Volk, das aber mit den Namaqua's einerlei Sprache redet. Aber seit etwa 1800 drängten sich andere Bewohner herein. Aus dem Süden kamen dort gedrängte Hottentottenstämme, und einzelne Andere, welche sonst Gründe hatten, das Weite zu suchen. Diese, zum Theil der holländischen Sprache mächtig, nannten sich, zum Unterschied von den Ureinwohnern, Orlam, sind aber physisch und sprachlich mit ihnen verwandt. Anfänglich machten sie, allein mit Feuerwaffen versehen, auch etwas mehr civilisirt, ihr Uebergewicht geltend, was jetzt weniger der Fall ist. Zu gleicher Zeit drang vom Norden ein mächtiger kriegerischer Stamm ein, die Owaherero, deren Wiege an den Ufern des Zambese zu suchen ist, wahrscheinlich durch nördliche Nationen getrieben. Die Damara's und Namaqua's, damals noch ohne Feuergewehre, konnten nicht vor diesen kräftigen Fremdlingen stehen, sondern flohen voller Schrecken nach dem Süden, und überließen ihre schönen Weiden den Owaherero's. Sie riefen die

Orlam zu Hilfe, deren Führer der verwegene Jonker Afrikaner war. Dieser griff die Owahereros an, welche, wenn auch durch die neuen Donner- und Blitzwaffen bedeutend entmuthigt, sich dennoch hartnäckig wehrten. Jonker aber drängte sie nicht allein aus dem nördlichen Theile des Großnamaqualandes zurück, sondern nahm ihnen auch das ganze schöne, bergige Bergdamaraland wieder ab. Alle Damarastämme unterwarfen sich dem Jonker als ihrem Retter; und er war somit in den Besitz des besten Landestheils gekommen. Noch immer dringen Orlam und Namaqua's nach Norden und überfallen bald die Herero, bald das Ovamboland, wo sie reiche Beute finden. Man begreift, daß die Mission unter dem halbcivilisirten Raubgesindel und in den unfruchtbaren Steppenländern einen schwierigen Stand hat. Doch giebt es längst auch christliche Orlam, die als ein Salz zu rechnen sind für jene Gegenden.

Zuerst (1805) kamen die Londoner Missionare Christian und Augustin Albrecht zu einer Zeit, da die Namaqua's noch zahlreicher waren, über den Oranje. Sie fanden 30 Stunden nördlich von diesem eine Quelle, bei der sie sich niederließen, wandten sich aber schon nach 2 Jahren mehr dem Oranje zu, nach Warmbad, wo schon im ersten Jahre 1200 Personen sich sammelten, und 13, worunter Engelbrecht, getauft wurden. Indessen starb A. Albrecht, und ein benachbarter Unhold, Afrikaner genannt, der Schrecken des Landes, drohte die Station zu zerstören. Hiedurch geschreckt, zerstreuten sich die Ansiedler; und Warmbad wurde verbrannt. Viele der Flüchtlinge ließen sich in Pella nieder, südlich vom Oranje, wo nach der Ankunft Albrechts und Ebners (1813) in wenigen Monaten 50 Erwachsene getauft wurden. Allein Albrecht starb 1817; und um der häufigen Dürre willen mußten sich die Einwohner vielfältig zerstreuen. Auch verursachten feindselige Nachbarn manche Bedrängnisse. So löste sich zuletzt (1824) die Gemeinde auf und vertheilte sich auf andere Stationen. Pella jedoch

blieb immer ein Christendorf (s. § 25, 2.). Von Pella aus reiste 1815 Schmelen in's Großnamaqualand; 50 Stunden vom Oranje, wo Bethanien entstand, wurde er von den Leuten gezwungen, zu bleiben, und taufte bald 65 Personen. Allein die Häuptlinge wurden uneins, und Heuschreckenschwärme zerstörten zu wiederholten Malen die Ernte. Er mußte mit seinen Leuten an den Fischfluß und seine Seitenflüsse hin und her wandern, bis er (1828) jene Gegenden für immer verließ und sich in Komaggas ansiedelte (§ 25, 2.). Er war ein reichbegabter und thatkräftiger Mann, der mit Hilfe seiner Frau, einer frommen Eingebornen, die Evangelien in das Namaqua übersetzte. Leider wurden die der Sprache eigenthümlichen Schnalzlaute beim Drucke nicht berücksichtigt.

Nicht fern vom früheren Warmbad stand der Afrikanerskraal. Hier hauste oben erwähnter Räuber Afrikaner. Dieser Mann stand einst nebst Vater und Brüdern am Elephantflusse in Diensten eines Bauern, der sich durch Grausamkeit auszeichnete, und lernte unter den Kommando's gegen die Buschmänner das Rauben und Morden. Einmal weigerte er sich auszuziehen; der Bauer ergriff wüthend die Flinte, aber Afrikaner schoß ihn zu Boden. Letzterer floh mit den Seinen in's Großnamaqualand, sammelte hier Mißvergnügte und entronnene Verbrecher und machte sich durch unaufhörliche Raubzüge zum Schrecken des Landes. Auch die Missionsplätze waren nie sicher vor ihm; und weil er auch die Kolonie angriff, wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Campbell, der 1814 in die Gegend kam, schrieb ihm, um ihn zum Frieden zu ermahnen; und da er jetzt den Wunsch nach einem Lehrer aussprach, so wagte Albrecht, ihn im obigen Kraale zu besuchen. Die freundliche Aufnahme machte Albrecht kühn gegen die Räuber; und dieser versprach Frieden, er wurde bekehrt und getauft (1816). Eine gänzliche Umwandlung ging mit ihm vor; und wie vorher der Schrecken, so wurde er jetzt die Freude des

Landes. Denn er stiftete überall Frieden, fing auch selbst an zu predigen und zu lehren, und trat in alle Missionsgeschäfte ein; selig entschlief er 1823. Seine Söhne wurden zum Theil auch bekehrt; und seine Brüder nahmen sich der Mission an. Andere, mit Jonker an der Spitze, fingen bald wieder das Räuberleben an, und kamen, wie oben bemerkt, in's Damaraland. Nachdem die Londoner Mission seit 1830 in jenen Gegenden aufgehört hat, sind theils die Methodisten, theils die rheinischen Brüder eingetreten.

Die Methodisten waren schon 1807 in's Kleinnamaqualand gekommen und hatten dort auf den Chamiesbergen Stationen gegründet (s. § 26.). Von hier aus setzte 1834 Cook über den Oranje. Er traf mit dem Häuptling Abram zusammen, der auf dem Weg war, wenn möglich, einen Missionar zu holen, und ließ sich wieder in Warmbad nieder, das er jetzt Nisbettbath nannte. Bald wurde es lebhaft um ihn, und die Niederlassung versprach alles Gute. Noch auf 5 andere Orte wurde die Thätigkeit ausgedehnt, darunter auch der frühere Afrikanerskraal ist, jetzt Jerusalem genannt, in welchem Brüder des alten Afrikaner seine Gehilfen waren. — Unterdessen hatten die Söhne Afrikaners, insbesondere Jonker, das Damaraland erobert. Ihre Lagerstätten, ungefähr 30 Tagreisen vom Oranje, errichteten sie am Zwachaub. Hier kamen die rheinischen Brüder mit ihnen in Verbindung (1843) und gewannen zuerst Einfluß auf Jonker, der sogar eine Kirche baute; später aber (1845) folgten ihnen Methodisten, welche in Jonker eine gehässige Stimmung gegen die Brüder weckten, so daß diese ihnen die Station des Friedens wegen überlassen mußten. Unterdessen steigerte sich die Mord- und Beutelust Jonkers, und die Methodisten sind aus jenen Gegenden ganz zurückgetreten, haben also nur noch in der Nähe des Oranje die Stationen Nisbettbath und Hoole's Fountain (seit 1853).

Fortsetzung (Rheinische Mission).

§31. Dagegen hat die Rheinische Missionsgesellschaft mit besonderem Eifer Großnamaqualands sich angenommen. Zuerst (1842) machten ihre Sendboten eine Untersuchungsreise durch's Land, und kamen bis zu den Damara's, auch nach der Walfischbai, durch Länder, welche noch kein Weißer betreten hatte. Man hielt sie oft für Wundermenschen, die aus dem Himmel gekommen seien; und überall wünschten die Leute Lehrer und Handwerker zu bekommen. Dann gingen sie an's Werk. Von den Orlam-Häuptlingen, die zum Theil getauft waren, gerufen, bauten sie zuerst das alte Bethanien wieder auf, und errichteten sodann durch's ganze Land bis an seine nördliche Grenze viele, zum Theil weit auseinander stehende Stationen. Diese unterscheiden sich als Orlam-, Namaqua- und Damara-Stationen. Es bildeten sich auch alsbald förmliche Gemeinden mit bestimmten Kirchenordnungen, und überall stehen zahlreiche Filiale mit den Hauptorten in Verbindung.

Aber Schwierigkeiten giebt es in Menge durchzumachen. Schon die Abgeschlossenheit von der ganzen civilisirten Welt, mit welcher nur der sparsamste Verkehr möglich ist, ist nichts Geringes für die Brüder. Im Süden sodann liegen die Stationen Bethanien und Beersaba mit ihren weit entlegenen Filialen in einer wüsten Gegend, da die Leute der Dürre wegen genöthigt sind, beständig in Bewegung zu seyn. Im Norden giebt es viele Kriegshändel, meist durch den gefürchteten Jonker Afrikaner veranlaßt. Je und je hält er sich zur Mission; dann aber kann er auch wieder Missionsorte überfallen und zerstören. Auch in andern Häuptlingen regt sich je und je dieselbe Beutegier; und zu Zerwürfnissen giebt es nur zu viele Anlässe. Dazu drohten seit 1855 die von Engländern angelegten Kupferminen der ganzen Mission den Untergang, weil durch die fremden Arbeiter unheilbare Schäden einzuwurzeln schienen. Doch

fanden die Unternehmer nicht ihre Rechnung und gaben seit 1859 die Minen auf; und da die weißen Kupfergräber im Lande geblieben sind, und sich jetzt unter die Bevölkerung mischen, mögen sie vielleicht später einige Civilisation und Ordnung in das dortige zerfahrene Völkerleben bringen. Unter allen solchen Schwierigkeiten hat man doch stets eine Wirkung des Geistes Gottes auf die Einwohner verspürt; und es ist rührend zu lesen, wie diese, wenn sie je und je, von Leidenschaften getrieben, noch so ferne sich gestellt hatten, doch stets wieder zur Mission sich drängen, um da die Befriedigung höherer Bedürfnisse zu finden. Zu erwähnen ist noch, daß einige Schriften in Namaqua mit Bezeichnung der Schnalzlaute herausgekommen sind, z. B. das Evangelium Lucä von Missionar Knudsen, ferner Luthers kleiner Katechismus und ein Lesebuch. Auch ist in Schepmannsdorf seit 1854 eine Presse.

Die Damara-Stationen Neubarmen und Otjimbingue sind unter einem Stamme, welcher Owahérero oder Herero heißt, und kräftig, aber sehr verdorben und ein räuberisches Nomadenvolk ist. Er ist jetzt ganz den Orlam unterworfen, auch von Namaqua's sehr überfüllt. Hier kostet es viele Mühe, unter der Gewaltthätigkeit Jonkers das angefangene Werk zu erhalten. Darum sehnen sich die rheinischen Brüder nach einem fernern Lande im Norden, wo sie ungestörter es zu etwas bringen könnten. Schon hatten 1850 zwei Reisende das Ovamboland besucht mit der Hauptstadt Ondonga, ohne bis zum Flusse Kunene vordringen zu können. Nun traten 1857 die Missionare Hahn und Rath, deren muthige Frauen in ihrer Abwesenheit die Stationsschulen leiteten, mit 12 Damara's eine Untersuchungsreise nach dem Norden an. Unterwegs stieß Green, ein Elephantenjäger, zu ihnen. Sie kamen in's Ovamboland. Der König aber nahm sie kalt auf und verweigerte ihnen die Weiterreise. Sie merkten, daß es gerathen wäre, sich schleunigst zurückzuziehen. Plötzlich aber sahen sie sich

von 500 Bewaffneten umgeben, mit des Königs Sohn an der Spitze. Dieser, als Hahn freundlich auf ihn zugehen wollte, machte eine Bewegung, ihm hinterlistig den Spieß in den Rücken zu stoßen. Green befreit den Missionar aus ihrer Mitte, worauf des Königs Sohn einen Damara mit dem Spieß durchbohrte. Der Getroffene drehte sich noch, ehe er todt niederfiel, um, und streckte mit 2 Schüssen einen andern Sohn des Königs und einen von dessen Leuten zu Boden. Unter der Verwirrung, die dadurch entstand, entkam die Reisegesellschaft, lange aus der Ferne mit Pfeilen und Speeren umflogen, wie durch ein Wunder gerettet. So schien der Weg nach jenen Gegenden verschlossen. Es haben sich aber seitdem neue Anknüpfungspunkte gefunden. Der König erkrankte noch während des heimtückischen Angriffs und starb plötzlich. Das und noch mehreres Andere machte auf's ganze Volk einen tiefen Eindruck. Sie sahen darin ein Strafgericht für den Verrath. Die freundliche Behandlung insbesondere einer wehrlosen Parthie Ovambo's, welche den Reisenden begegnete, hat eine günstige Stimmung hervorgerufen; und 1859 kam eine Gesandtschaft von ihnen nach Neubarmen. Leider haben die raublustigen Orlam und Namaqua's schon mehrere Einfälle in das Ovamboland gemacht.

Rheinische Stationen: 1) Orlam: a. Bethanien, von Schmelen 1815 gegründet, erneuert 1842, in David Christians Stamm, 50 Stunden vom Oranje, am Goangib, mit 6 Filialen. — b. Bersaba, von Krönlein 1850 gegründet, 10 Stunden nordöstlich von Bethanien, in Paul Goliaths Stamm; im Filial Guldbrandsdalen wurden 1859 zur Mission 90 Pfund Sterling beigesteuert. — c. Gobabis, an der Nordgrenze, am schwarzen Nasob, 120 Stunden von Bethanien, unter dem Häuptling Amraal, den schon Schmelen taufte, von Methodisten 1844 begonnen, erneuert 1855; hier konnte Anfangs kein Abendmahl gehalten werden, aus Mangel an Mehl. — 2) Namaqua: a. Scheppmannsdorf, seit 1846, am linken Ufer des Kuisib, 8 Stunden vor der Mündung in die Walfischbai, jenseits des Wendekreises, zum Topnaarstamm gehörig, aber in Jonkers Gebiet. — b. Rehoboth, 70 Stunden östlicher, von Kleinschmidt 1845 gegründet, von Namaqua's bewohnt, obgleich bereits im Damaraland, im

Stamm des Häuptlings Zwartbovis. — c. Hoachanas, 1853 gegründet, 34 Stunden östlicher, unter dem Häuptling Oasib, in der Umabwüste, unter dem sogenannten rothen Volke. — 3) Damara: a. Neubarmen, von Hahn 1845 gegründet, 14 Tagereisen von der Walfischbai, in Jonkers Gebiet. — b. Otjimbingue, 1849 gegründet; in der Nähe Schmelens Verwachting (d. h. Erwartung), seit 1850, aber von Jonker zerstört.

---

5. Das Land der Oranje-Republik.

a. Einleitung.

§ 32. Wir wenden uns vom südlichen Namaqualand an nach Osten, am Oranje über noch unbekannte Steppenländer hin, welche denen im Namaqualand ähnlich sind und nördlich in die ungeheure, auch von den Eingebornen gefürchtete Wüste Kalihari übergehen, und machen erst nach einer Reise von 150 Stunden Halt am Einfluß des Vaal in den Oranje. Hier stehen wir vor einem ungeheuren Ovalland, das nach Nordosten liegt, fast in Gestalt eines Parallelogramms, 130 Stunden lang und 70 breit. Es ist die holländisch-englische Oranje-Republik. Es ist bis auf wenige Stunden, da es gegen Natal sich öffnet, ganz umschlossen von zwei großen Quellarmen des Oranje. Die südlichen Seiten umschließt der Oranje, die nördlichen hauptsächlich der Vaal. Jener bildet von seinem Ursprung an gegen die Drachenberge hin ein auf 100 Stunden langes Thal, das sich vom Fluß an gegen die Berge höchstens bis auf 20 Stunden erweitert. Ihm parallel laufen rechts vom Oranje die blauen Berge, und am Fuß der letzteren hin auf der andern Seite der Caledon, der bedeutendste Nebenfluß des Oranje. Das Land ist im westlichen Theile flach, erhebt sich aber gegen Osten zu einem hügeligen Bergland, das seine Abdachungen gegen den Caledon hat, und ist überall erstaunlich fruchtbar und weidereich.

Die ursprünglichen Einwohner des großen Landes sind Betschuanen, ein dritter Volksstamm Südafrika's, der zwar mit den Kaffern und Hottentotten in vieler

Hinsicht verwandt ist, aber doch als eigenthümliches Geschlecht mit anderer Sitte und Sprache sich darstellt. Er erstreckt sich über den Vaal noch weit gegen Norden, wie wir später vernehmen werden (§ 35.). In dem Ovalland aber sind diese Ureinwohner längst aus dem flachen Land verdrängt; und sie haben nur noch das Hügelland und die blauen Berge inne. In jenem sind die Barolongs, Bataungs, Mantati's und Batlokuas, auf diesen die Basuto's, deren König, seit Jahren Moschesch, eine Art Oberregiment über alle führt.

Die ältesten Einwanderer waren die Koranna's. Diese waren einst der mächtigste Volksstamm der Hottentotten, und hatten da, wo jetzt die Kapstadt steht, ihren Hauptsitz. Durch die Holländer verdrängt, machten sie sich bald tiefer in's Land herein, gegen Osten; und unter der Anführung eines Häuptlings, Namens Kora, von dem sie den Namen haben, besetzten sie das Flachland zwischen dem Oranje und Vaal, die Betschuanen vertreibend, oder mit ihnen zusammen lebend. Unter sich aber hatten sie beständig Kriege, weil sie einander um des großen Viehbesitzes willen stets zu nahe kamen, und rieben sich so selbstmörderisch auf. Spät erst kamen auch Europäer herein, und zwar zuerst die Griqua's, die als Halbeuropäer sich viele Anmaßungen erlaubten, so daß ihnen die Koranna's weichen mußten, dann wirkliche Europäer, durch welche ihr Länderbesitz immer mehr geschmälert wurde. Von den Letzteren lernten sie auch die Branntwein-Völlerei, welcher sie am Ende Alles hinopferten, so daß sie jetzt ein weit herabgekommenes, erlöschendes Geschlecht sind. Viele leben nun zersprengt als Knechte unter den Boers; Andere, die noch Boden besitzen, lehnen sich an die Griqua's an, oder verkaufen ihr Feld und wandern gegen den Norden aus. Man trifft sie jetzt diesseits und jenseits des Vaal, meist unter andere Völker vermischt. Waren es vor 30 Jahren noch etwa 20,000, so schätzt man sie kaum noch auf 10,000.

Die Griqua's, erst durch Vermittlung des Dr. Philipp 1812 nach einem Ahnherrn so genannt, während sie vorher Bastardhottentotten hießen, sind ein Mischvolk. Da sie nie den Europäern gleichgestellt wurden und doch auch nicht unter den Hottentotten wohnen wollten, rotteten sie sich außerhalb der Kolonie zusammen, keineswegs gesitteter als andere Eingeborne. Viele wohnen noch im ehmaligen Buschmannslande; doch haben sich die Meisten über den Oranje hinübergezogen. Sie nahmen unter Raub und Krieg die Länderstriche hinter dem mittleren Oranje in Besitz, verdrängten oder unterwarfen die Koranna's, und da, wo sie sind, sprechen sie das Land als ihr Eigenthum an, und lassen sich von den Europäern dafür bezahlen. Durch die Letzteren wurden ihre Freiheiten sehr geschmälert; und sie gehen nun viel damit um, Alles, was sie noch diesseits des Vaal haben oder ansprechen, vollends an die Boers zu verkaufen, und in den für sie goldenen Norden zu ziehen. Sie sind überall vermischt mit den Koranna's, die sich als ihre Schützlinge ansehen, haben, wie diese, viele Häuptlinge und wohnen in Kraals, wo sie nicht durch die Mission zu festeren Niederlassungen veranlaßt worden sind.

Die Hauptrolle spielen jetzt die Europäer, welche zuerst eine Kolonie, dann einen Freistaat gründeten, der wohl mit der Zeit das ganze Land umfassen wird. Ein Glück war's für die Betschuanenstämme, daß sie noch zeitig genug mit dem Evangelium bekannt wurden, und durch dasselbe aus dem rohesten kamen, da sie sonst kaum ein anderes Schicksal gehabt hätten, als die Hottentotten im Kapland. Die Strömung in jenes Land begann 1835, da Potgieter, durch gewisse Vorgänge im Kapland gegen die englische Regierung erbittert, einen Haufen auswandernder Boers anführte. Diese mischten sich zunächst unter die Barolongs, welche die Fremdlinge freundlich aufnahmen, ja selbst in Kriegsbedrängnissen mit Zugochsen unterstützten. Als jedoch die Aus-

wanderer sich mehrten, wurde ihnen bald das Land der Barolongs zu klein, und sie dehnten sich auf dem Flachlande aus, wo sie den Coranna's und Griqua's um Spottpreise Ländereien abkauften. Dabei fehlte es nicht an Gewalt und Willkür, obgleich es hier nie so bunt herging, wie jenseits des Vaal, wo auch eine Kolonie sich bildete, da doch auch viele fromme und christliche Leute unter den Boers waren. Indessen sprach die Kapregierung die Abhängigkeit der Kolonie von England aus 1846. Der Gouverneur traf Maßregeln zu Recht und Ordnung, und errichtete Kirchen und Schulen für die Boers. Letzteren aber lag ein Freistaat im Sinn; und so gab es bald Aufruhr. Ein gewisser Prätorius, der schon von der Natalkolonie gewichen war, weil auch dort die Regierung die Zügel in die Hand nahm, brachte 1400 Bewaffnete zusammen, mit welchen er der Regierung trotzte. Diese mußte zuerst das wenige Militär von Bloemfontein, dem Hauptorte der Kolonie, zurückziehen. Bald aber eilte der Gouverneur herbei und lieferte 1847 den Aufrührern eine Schlacht, in welcher 49 Boers fielen, worauf die Andern sich ergeben mußten. Nun wurde die englische Souverainetät über alles Land zwischen dem Oranje und Vaal verkündigt. Allein die Verwaltung des Landes war wegen der verworrenen Verhältnisse der verschiedenen Einwohner höchst schwierig; und da die gefährliche Nachbarschaft der nördlich gebildeten Vaalrepublik, sowie des nahen Basutovolkes, das in mehreren Treffen, wie 1851, seine Ueberlegenheit zeigte, immer nur Verlegenheit zu bereiten drohte, so wurde 1853 die Souverainetät aufgegeben, und das Land hieß fortan der Oranje-Freistaat. Es constituirte sich ein aus Weißen bestehendes Gouvernement; und ein Volksrath unter einem Präsidenten macht die Regierung aus. Eben von da an machten Griqua's und Koranna's Miene, das Land ganz zu verlassen. — Auch die Lage der Betschuanen und der Mission schien mißlich zu werden. Zunächst freilich sicherten die Häupter der Republik allen Missio-

nen Duldung und Schutz zu; auch bezeigten sie Achtung und Freundschaft gegen Moschesch. Die Reibungen an den Grenzen waren aber doch unvermeidlich; und die Boers wurden herrischer und rücksichtloser. Angestachelt endlich durch die Fortschritte der Transvaalbauern rüstete sich der Oranje-Freistaat zu einem entscheidenden Krieg gegen die Eingebornen und Moschesch insbesondere, ohne wesentliche Gründe zu haben. Die Boers griffen an (1858) und schlugen Anfangs die Basuto's, gingen auch übel mit etlichen Missionsstationen um, wie Beersaba und Moria, worüber der friedliebende König sich schmerzlich betrübte. Später rückte das Heer der Boers gegen die Hauptstadt Thaba Bosigo, wurde aber plötzlich von einem panischen Schrecken überfallen, daß es das Weite suchte. Moschesch aber drang nicht vor, wie er jetzt konnte, und schnell schloß der Präsident Frieden mit ihm. Dieser wurde durch den ankommenden Gouverneur vom Kap bestätigt und befestigt. Die Boers mußten fünf bis sechs Plätze abgeben und erhielten dagegen Beersaba. Der Gouverneur hat den Boers nun eine Allianz mit Kap vorgeschlagen, bei welcher zwar der Freistaat einen Theil seiner gesetzgebenden Gewalt abgeben müßte, aber doch in einer Selbstständigkeit verbliebe. Dieß könnte der Mission und den Betschuanen zu großer Sicherheit dienen.

---

b. Die Missionen.

§ 33. Die Mission hat sich vielfältig in jenem Lande versucht und mit schönem Erfolg. Anfangs waren wohl die Griqua's ein harter Boden. Hieher kamen schon 1801 die Londner Missionare Anderson und Kramer, welche mitleidig aushielten, obwohl nichts als Raub- und Mordgedanken in den Gesichtern zu lesen war. Die Bastarde ließen es lange zu keiner festen Ansiedlung kommen. Die Brüder zogen eine Zeitlang mit ihnen umher, stets ihnen die Vortheile eines festen Wohnsitzes an-

preisend, bis es endlich gelang, eine Stadt zu bauen, die nachherige Griquastadt (§ 36.). Später 1828 entstand auch diesseits des Vaal die Stadt Philippolis (1831), wo Missionar Kolbe in 5 Jahren 118 Griqua's taufte und eine besondere Stütze an dem Häuptling Cok, einem lauteren und eifrigen Christen hatte. Unter allen Aufregungen ging doch die Mission ihren guten Gang fort. Aber 1860 stellte sich heraus, daß die Eingebornen dem Andringen der Weißen nicht länger widerstehen können; sie wollen ihnen die übrigen Güter verkaufen und nach der Natalkolonie auswandern. — Auch am Vaal war Platberg längere Zeit eine Griquastation der Methodisten, die aber durch die Auswanderungen der Griqua's einging. Viel Sinn und Liebe zum Evangelium ist jetzt überall unter den Griqua's verbreitet.

Auch im Korannalande haben schon von 1810 an theils reisende, das Volk auf seinen Wanderungen begleitende, theils feststationirte Londoner Missionare das Evangelium verkündigt, nie ohne Erfolg. Es durchdrang allmählig ein schwaches Dämmerlicht das Volk, daß es die Lehrer aufnahm, obwohl sein Geist ein verbitterter geworden ist. Des versiegenden Volkes aber nahm sich besonders die Berliner Gesellschaft an, welche zuerst (1834) in Bethanien sich niederließ. Die Bevölkerung war gemischt und vertrug sich nicht immer gut mit einander. Einmal zog der Jakobusstamm fort und gründete ein eigenes Dörflein, wollte aber auch dort das einmal gehörte Wort nicht ganz missen, sondern baute sich ein Bethaus und ließ sich von einem Knaben christliche Verse zum Auswendiglernen vorsagen. Auch der Goliathstamm zog fort, dem später die Brüder nach Hebron folgten. So wurde Bethanien mehr und mehr eine Betschuanenstation. Einmal nahm sie auch Bastards von der verrufensten Art auf, von denen nach zwei Jahren doch 27 getauft wurden. Noch andere Stationen wurden am Vaal unter den Koranna's errichtet; aber

Streitigkeiten um den Boden veranlaßten fortwährend Aufregungen, ja kriegerische Händel, auch Auswanderungen nach rechts und links. Verscheucht kamen Koranna-haufen jener Gegend bis jenseits des Hart, von wo sie der Kriegslärm der Transvaalboers wieder vertrieb. Andere flüchteten sich unter die Fittige Moschesch's, wo nun Methodisten unter ihnen und Betschuanen zahlreiche Missionen haben. Man kann nicht ohne Mitleid an die armen Koranna's denken, die es nirgends an Interesse und Hunger nach Wahrheit fehlen lassen.

Uebersicht. 1) Londoner Gesellschaft: Philippolis, 1828, 10 Stunden nördlich von Colesberg; — 2) Berliner Gesellschaft: a. Bethanien, 1834, am Riet, das Land ist 1847 der Mission von der Regierung zugesichert, mit 600 Einwohnern; — b. Pniel am Vaal, 1844, 40 Stunden nördlich von Bethanien, mit nur noch 400 Koranna's; — c. Hebron am Vaal, 1846, später aus Mangel an Wasser verlegt nach — d. Alt-Platberg, 1852, durch Kriege und Auswanderungen 1852 aufgehoben; — e. Saron, 1846, auch am Vaal, unter Koranna's, welche 1852 in's Hügelland auswanderten; — f. Bloemfontein, 1856, unter Fingu's und Kaffern. — 3) Methodisten, auf dem Hügelland, unter Koranna's und Betschuanen: Thaba Untschu, 170 Kirchenglieder, mit einer Presse, Schulen und großer Kapelle, unter Barolongs, — wie auch Tauani's Stamm; — Lischuani unter Bataungs, 30 Kirchenglieder, — Umpukani unter Mantati's, — Mparani unter Batlokuas, Plaatberg, nahe am Caledon, unter Neuländern und Basuto's, — Bloemfontein.

Fortsetzung. (Die Basuto's.)

§ 34. Bedeutungsvoller ist die Mission unter den Betschuanen des Landes, und besonders im Stamme der Basuto's, welcher die Gegenden um den Kaledon und die blauen Berge bis zum Oranje inne hat. Hier hat die Pariser Gesellschaft seit 1833 ihr Arbeitsfeld. Deren Sendboten trafen das Volk in seinem ursprünglichen Heidenthum an; und gerade war dasselbe durch die verheerenden Einfälle der Zulu's so entartet worden, daß neben den sonstigen heidnischen Gräueln auch

die Menschenfresserei bei Vielen in Schwang gekommen war. Sie machten besonders auf Kinder Jagd, wie auf Wild, um sie abzuschlachten, eine Barbarei, die unter den in den Klüften der Drachenberge rechts und links versteckten Buschmännern etwas Gewöhnliches war und zum Theil noch ist. Seit der Ankunft der Missionare aber hat sie im Basutolande ganz aufgehört, wozu besonders viel der König Moschesch beitrug, obwohl er selbst noch nicht zum völligen Ergreifen des Evangeliums durchzudringen vermag, weil er sein Herz von seinen vielen Frauen nicht losmachen kann. Große Kämpfe hatte freilich die Mission zu bestehen, da gewöhnlich in jedem Orte, der jetzt gebildet wurde, eine feindselige Partei war, welche das Aeußerste versuchte, um den Abgang der alten Heidensitten zu hindern. Aber oft geschah es, daß gerade die feindseligsten Häuptlinge plötzlich umgewandelt wurden, und mit wärmstem Eifer das Werk nun ebenso sehr förderten, als sie es vorher hinderten; und schon 1844 berichtete Missionar Casalis, daß der ganze Stamm der Basuto's von der Macht des Evangeliums überwunden sei, und nichts mehr am Predigen hindere, auch von allen Seiten Unterricht begehrt werde. Schnell ging eine große Veränderung mit dem ganzen Volke vor. Es ließ sich fester in Dörfern nieder, und seine barbarischen Sitten machten einem gesitteteren Wesen Platz. Der Sonntag wird fast überall gehalten; und die Stationen, jetzt 13 an der Zahl, die fast durch's ganze Land sich hinziehen, sind weit hinausscheinende Lichter, indem sie mit zahlreichen Dörfern in Verbindung stehen, in welchen meist wackere Evangelisten angestellt sind. Es besteht eine Presse, ein Seminar, eine große Menge von Schulen, und je und je werden Einzelne förmlich ausgesandt, um fernere Betschuanen anzuregen. So förderte man 1848 von Moria aus zwei Gemeindeglieder, mit Büchern wohl versehen, ab, welche viele Stämme besuchten, über drei Monate ausblieben und überall die freundlichste Aufnahme und Verlangen nach Lehrern fanden, bis sie von den

Boers zur Rückkehr genöthigt wurden. Eben damals waren 14 Ortshäupter und 20 Häuptlingssöhne zumal getauft worden. Je und je kommen auch weitgehende Erweckungen unter den lieblichsten Erscheinungen vor. Reisende können sich kaum vom Erstaunen erholen, wenn sie sehen, was das Wort Gottes in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus dem ungeschlachten Volke gemacht hat. Schon die oben (§ 32) angeführten Verhandlungen der englischen Regierung mit Moschesch konnten zeigen, wie man das Volk nicht mehr als ein wildes betrachtete, sondern als ein solches, das anfängt, in die Reihe der civilisirten Völker zu treten, wiewohl insbesondere gegen Nordosten, wo die neuesten Stationen errichtet wurden, auch die Methodisten sich ausbreiten, (s. § 33) noch viele Arbeit übrig bleibt.

Stationen in geographischer Ordnung: 1) Bethulia, 1833, am rechten Ufer des Caledon, einst mehr Buschmannsstation, 3000 Einwohner; — 2) Carmel, 1846, mit einem Seminar, jetzt der Republik angehörig, unbeschadet der Rechte der Mission; — 3) Beersaba, 1835, 25 Stunden von Bethulia, Druckerei, 1843 große Erweckung, 1858 fast ganz zerstört, jetzt der Republik gehörig; — 4) Hebron, 1846, links vom Oranje; — 5) Bethesda, 1847, 36 Stunden von Bethulia, schönes Thal, von hohen malerischen Bergen umgeben; — 6) Hermon, 1847, am linken Ufer des Caledon, mit 15—20 Dörfern; — 7) Moria, 1833, neue Stadt am Fuß der blauen Berge, in Moscheschs eigenem Gebiet, Bekehrung des alten Häuptlings Libe 1856; zur Kirche gehören 50 Dörfer, zum Distrikt 280 mit 20,000 Seelen, — 8) Thaba Bosigo, Hauptstadt Moscheschs, 1837, Fortschritte langsamer; — 9) Berea, 1843, Häuptling Choabane 1847 getauft, große Erweckung 1856; — 10) Cana, 1847; — 11) Mekuatling, 1837, auf dem Hügelland unter den Bataungs, mit Flüchtlingen von jenseits des Vaal, etwa 50 Dörfer; noch 1841 wurden hier 3 christliche Mantati's um ihres Glaubens willen vom Häuptling durchspießt; hier der sonst gefürchtete Moletzane seit 1847, Erweckung 1846; — 12) Ebenezer, weiter nördlich am Kaledon links, 1859; — 13) Bethlehem 1860.

---

6. Betschuana.

a. Einleitung.

§ 35. Jenseits des Vaal liegt Betschuana, das wir hier durch die Flußgebiete des Molopo und des Limpopo gegen Westen und Norden und den Oranje und Vaal gegen Süden begrenzt nehmen. Sonst ist auch das Land der Oranje-Republik ursprünglich von Betschuanen bewohnt, welche im Allgemeinen östlich durch das Drachengebirge und dessen Fortsetzung bis über den Wendekreis hinaus von den Kaffern und Zulu's, westlich durch die Wüste Kalihari von den Namaqua's und Damara's geschieden sind. Gegen Norden reicht der Stamm noch viel weiter; ja bis zum 10. Grad hinauf scheint es von einem Weltmeer bis zum andern, wo Dr. Livingstone auf seinen Wanderungen fast überall mit der Sitschuana-Sprache, wie die Sprache der Betschuanen genannt wird, ausgekommen ist, nur Eine Völkerfamilie zu seyn. Betschuana, wie wir's hier abgrenzen, ist nordöstlich ein Hochland, das gegen den Vaal her hügelige Abdachungen hat. Hier laufen quer verschiedene Bergreihen, welche eine Wasserscheide bilden, indem hier einerseits die Quellflüsse des Molopo entspringen, der, südwestlich fließend, den Kuruman, welcher ihm fortan den Namen gibt, aufnimmt, und erst in der Nähe des Namaqualandes, in den Oranje ausmündet, andererseits der Limpopo mit anderen Quellarmen, welcher zuerst lange nordöstlich bis über den Wendekreis hinaus fließt, dann östlich umbiegt und in den indischen Ocean fällt. Der Limpopo steht im Westen etwa 90 Stunden vom Drachengebirge ab; und vom Vaal bis zur Nordlinie des Limpopo mögen es 180 Stunden seyn. In diesem Länderraum, der auch wieder einem Parallelogramm ähnlich wird, sind, dem Drachengebirge zur Seite, Gebirgsreihen mit Hochflächen; und zwischen ihnen öffnet sich ein prächtiges Thal, der jetzige Hauptsitz der Transvaal-Republik, mit einer Breite von

25—30 Stunden, in welchem der Fluß Elefant mit seinen verschiedenen Seitenarmen hinfließt, bis er unter dem Wendekreis sich nach Osten wendet und das Drachengebirge durchbricht, wahrscheinlich um in den Limpopo zu münden.

Die ursprünglichen Einwohner, die Betschuanen, sind in unzählige Stämme zersplittert, welche sich immer nach gewissen Thieren nennen, stehen aber in der Bildung weit höher, als einst die Hottentotten, haben namentlich Acker- und Gartenbau, auch festere Wohnungen, und leben weniger in Kraalen, oft in großen Städten vereinigt. Ihre Kleider bestehen aus Thierfellen. Neben einem verständigen Wesen wird ihnen aber auch Lügenhaftigkeit, Verrätherei, Habsucht und Grausamkeit zugeschrieben, was wohl im Zusammenhang damit steht, daß sie viel feiger und schwächer sind als die Kaffern. Wohl wehren sie sich tapfer, wenn sie angegriffen werden; aber den Angriff wagen sie nicht so leicht. Insbesondere fällt es ihnen kaum ein, Europäer anzugreifen; und sie geben sich lieber unter deren unbarmherzigstes Joch, als daß sie, wie die Kaffern, eine Gesammterhebung gegen sie unternähmen. Darum gibt es auch Stämme unter ihnen, die gerne von dem Gedanken träumen, den Krieg ganz abzuschaffen. Der Viehraub aber bleibt die beständige Ursache blutiger Fehden. Das Weib ist die Sklavin des Mannes, und muß Alles, was es auf dem Feld und zu Haus zu thun gibt, allein besorgen. Ihre Religion steht so niedrig, als die der Hottentotten. Aeußerer Kultus ist keiner da. Wie die Kaffern haben sie zwar die Beschneidung unter sich, aber ohne religiöse Bedeutung. Ihr religiöses Bewußtseyn war so zurück, daß sie den Glauben an einen Schöpfer für die unbegreiflichste Thorheit der Weißen hielten, vor deren Künsten sie doch alle Achtung hatten. Erst die Missionare führten für Gott das Wort Morimo, d. h. der Obere, ein. Indessen findet man doch mehr Spuren von Abgötterei unter den Betschuanen, als unter den Hottentotten und Kaffern.

Daß die heidnischen Laster und Gräuel, unzüchtiges Wesen, Vielweiberei, finsterer Aberglaube, auch hier herrschend seien, mag Jeder voraussetzen. Aber umgekehrt findet sich auch viel Verlangen nach Lehrern, was namentlich Livingstone allerwärts wahrgenommen hat.

Aber auch nach Betschuana hat es viele Einwanderungen gegeben. Es sind hauptsächlich Griqua's und Koranna's, auch Buschmänner, die schon vor 60 Jahren und später immer zahlreicher, weil verdrängt von den Europäern, in großen Schaaren einwanderten. Sie mischten sich vielfältig unter die Betschuanen, verdrängten sie auch je und je. Eben hieher flüchteten sich aus dem tiefen Norden verfolgte oder von tyrannischen Gewalthabern mißhandelte Stämme der Betschuanen, wie die Baharutzen, so daß man im Westen eine wahre Musterkarte von verschiedenen Stämmen durch einander vorfindet, die sich immer noch bunter macht in Folge der Gewaltthätigkeiten der Boers.

Nicht so friedlich war das Eindringen eines Zuluhäuptlings, Namens Moselekatsi, der 1828 nach dem Tode des Zulukönigs Tschaka dem neuen Könige Dingan sich nicht unterwerfen wollte, und daher von Natal her über die Drachenberge zog, um im Betschuanenlande seinen Eroberungsdurst zu kühlen. Die Basutostämme hatten damals von seinen Verwüstungen entsetzlich zu leiden. Moselekatsi setzte sich an den Quellen des Limpopo fest, wo er seinen Hauptkraal in Mosika hatte. Mit fürchterlicher Raub- und Mordwuth unterjochte oder zersprengte er die Stämme rings umher und weit nach Norden hinauf. So grausam er war, so wagte doch schon in jener Zeit Missionar Moffat, der 80 Stunden südwestlich von Mosika am Kuruman arbeitete, zweimal (1829 und 1835) einen Besuch bei ihm, welcher so günstig wirkte, daß 1835 amerikanische Missionare in Mosika sich niederlassen durften. Aber Moselekatsi's Reich war von kurzer Dauer, da er es mit den Boers verderbte.

Wie nemlich die Boers im südlichsten Betschuanenlande zwischen dem Oranje und Vaal 1835 sich ansiedelten, haben wir oben (§ 32) gesehen. Sie waren auch nach Natal gekommen, aus Widerwillen gegen das Gesetz, das die Schwarzen für frei erklärte. Weil sie aber auch in den neuen Wohnsitzen den englischen Gesetzen unterworfen blieben, zogen Viele noch weiter über den Vaal, hoffend, Unabhängigkeit zu erlangen. Den ersten Zug führte Potgieter an, der am Tschehapas die Stadt Potschefstrom gründete. Er kam noch 120 Stunden weiter bis in die Nähe des Wendekreises, und baute an einem Arme des Elefant Origstadt, und an einem andern 20 Stunden südlicher Leidenburg. Aber dieses Eindringen der Boers war nicht nach dem Wunsche Moselekatsi's, und als diese mit ihren Heerden bis in seine Nähe kamen, brach er plötzlich hervor, und erschlug zuerst 28, dann 25 von den Boers. Diese machten jetzt eine verschanzte Wagenburg; und der König nahm ihnen alles Vieh weg, dessen er habhaft werden konnte. Die Boers, in die äußerste Noth versetzt, mußten sich vom Caledon Zugochsen kommen lassen, und entkamen endlich glücklich über den Vaal. Aber jetzt wurde ein Rachezug ersonnen. Peter Maritz zog an der Spitze von 200 der tapfersten Männer aus, ging über den Vaal und griff Mosika an. Ueber 1000 der besten Krieger des Königs wurden erschossen, auch Mosika nebst 14 benachbarten Kraalen gänzlich verwüstet. Die Missionare kehrten mit den Boers zurück; und Moselekatsi, überzeugt, daß er den Bauern nicht gewachsen sei, zog sich tief in den Norden zurück. So nahmen die Boers die Kaschanberge, wo sie die Stadt Magaliesburg bauten, und die ganze Thalebene, wohl 100 Stunden weit, in Besitz (1837). Von nun an wanderten immer mehr Boers und Engländer ein. Ihre Zahl wuchs bis auf 40,000; und weil die englische Regierung die Kolonie, als eine Schutzmauer gegen die gefährlichen Zulukaffern, gerne sah, brachten sie es so weit, daß 1852

in einem förmlichen Vertrag ihre Unabhängigkeit ausgesprochen wurde. Der neue Staat heißt seitdem Transvaal-Republik. Eine Vereinigung aber mit dem Oranje-Freistaat will die Regierung nicht zugeben.

Für die Betschuanen des Landes jedoch ist das Eindringen der Boers sehr verderblich geworden. Wo nemlich die Boers hinkommen, spielen sie die Herren; und der geringste Widerstand oder Viehraub hat zur Folge, daß die Leute niedergeschossen und ihre Wohnungen zerstört werden. Daneben zwingen sie die Leute zu Feldarbeiten aller Art, und oft gehen sie nur in ein Dorf hinein und fordern 20—30 Frauen, die auf ihr Feld gehen sollen. Diese nehmen ihre Speisevorräthe auf den Kopf, ihre Kinder auf den Rücken, die Feldgeräthe auf die Schultern, und thun, was gefordert wird, ohne Lohn zu bekommen. Weil es sodann noch den Boers an Leuten für die häuslichen Geschäfte fehlt, und die Betschuanen nie ihre Kinder verkaufen, so greifen sie unter irgend einem Vorwand Dörfer an, schießen todt, was sich wehrt, und schleppen die Kinder in die Sklaverei. Dazu hilft den Boers ein Artikel im Vertrag, daß an die Eingebornen kein Pulver verkauft werden dürfe; damit sind den Letzteren die Mittel zur Selbstvertheidigung genommen. Ein anderer Artikel aber verlangt ausdrücklich freien Durchgang von Reisenden. Weil nun neuestens seit der Entdeckung des Ngamisee's die Zahl der Reisenden zugenommen hat, so sind die Boers beständig in Angst, es möchte Pulver unter die Leute kommen; und lassen es nicht nur die Eingebornen empfindlich büßen, daß sie zur Entdeckung geholfen haben, sondern verwehren auch, wenn immer möglich, den Reisenden den Durchgang. Aus demselben Grunde sind den Boers die Missionen ein Dorn im Auge; und man hat sie sagen hören, sie würden jeden Stamm, der einen Missionar aufnehme, mit Feuer und Schwert züchtigen (s. § 36.). So einladend daher das Land zu Missionen wäre, so darf doch bis jetzt von diesen kaum die Rede seyn; nur im Westen finden

sich noch ältere Missionen, die aber auch nicht außer aller Gefahr sind. Da übrigens die Boers doch Christen sind und Christen seyn wollen, wie sie denn auch von Hugenotten und Holländern, die um des Glaubens willen verfolgt worden sind, abstammen, so ist zu hoffen, daß mit der Zeit ihre Stimmung sich ändern werde. Bereits haben sie um Missionare von Hermannsburg gebeten und diese erhalten. Englische wollen sie einmal nicht.

---

b. Die Missionen.

§ 36. Wir geben zur Mission in Betschuana über, welche eine dreifache ist:

1) Die Mission unter den Griqua's (Bastards), so weit diese am Vaal hin wohnen, vermischt mit Koranna's und versprengten Betschuanen. Wir haben oben (§ 32) erwähnt, daß Bastards schon 1803 über den Vaal herübergekommen sind, und wie sie sich endlich zur Ansiedlung bequemten (§ 33.). Campbell traf 1813 von Bastards und Koranna's je 1200 an, führte ein geordnetes Gemeindewesen ein und nannte die Stadt Griquastadt. Weil aber später die Kapregierung in der Stadt Truppen ausheben wollte, begaben sich Viele auf die nahen Berge, von wo sie mit andern Unzufriedenen vereinigt, unter dem Namen Bergenaars, als wild herumschwärmende Räuber sich furchtbar machten und selbst Missionsstationen angriffen. Dr. Philipp brachte sie 1825 wieder zurecht. Von großem Segen wurde für die Stadt Waterboer ein bekehrter Griqua, der von 1821 an Vorsteher war. Mit ihm schloß sogar der Gouverneur vom Kap einen schriftlichen Vertrag ab, als mit einem Aliirten, der aber nach seinem Tode 1854 nicht erneuert wurde, was die Griqua's auf's Neue zu dem Gedanken brachte, die Weißen hätten's auf ihre Ausrottung abgesehen. Indessen sind es in der Stadt und auf den Filialen an 5000 Seelen, die sich zu den Gottesdiensten halten; und jährlich werden Viele getauft. Das Lesen

ist weit verbreitet, und überall herum der Einfluß des Christenthums fühlbar. Auch viele geflüchtete Betschuanen sind da in Missionspflege. Aber Dürre und Wassermangel versetzen die Einwohner oft in große Noth. — Ein zweiter Missionskreis hat sich um Likatlong am Hart, nahe am Oranje gebildet, wo bereits Batlapi's neben den Griqua's und Koranna's sind. Auch hier dehnte sich durch Filiale die Mission weit aus. Aber 1858 machten heidnische Bewohner des Orts und der Umgegend mit Andern einen Angriff auf die ferner wohnenden Boers, worauf diese ein großes Würgen unter den Betschuanen begannen, und außer großer Beute an Vieh 115 Kinder wegschleppten. Doch erfährt andererseits die Mission viel Ermunterndes. — Wir erwähnen noch der früheren französischen Mission, so weit sie auch den Griqua's und Koranna's unter Betschuanen jener Gegend gewidmet war. Missionar Pfrimmer siedelte sich 1841 in Mamusa am Hart an (später Londoner Station), fand sich aber 1842 um des ungünstigen Bodens willen bewogen, gegen den Vaal hin überzusiedeln, wo alsbald viele Koranna's ihre Kraale und zwei Dörfer errichteten. Den Hauptort nannte man Friedau; aber im Krieg der Boers mußte er wieder verlassen werden.

Griquastationen: 1) Griquastadt, 1803, 12 Stunden nördlich vom Einfluß des Vaal in den Oranje, 5000 Einwohner im Distrikt, Predigt holländisch und im Sitschuana, 8 Filiale, darunter der Kraal des Häuptlings Berend, eines ehemaligen Raubgenossen Afrikaners, ferner Campbellsdorf, 12 Stunden östlich, nahe am Oranje, wohin Saß 1821 kam, Hardcastle und andere. — 2) Likatlong, 40 Stunden nordöstlich, am Hart, nicht weit von dessen Einmündung in den Vaal, 1841; mit weitabgelegenen Filialen und 690 Communikanten unter 7 Nationallehrern, im Distrikt, 13,000 Einwohner, 1860 wurden 54 Personen getauft. — 3) Friedau, am Tschehapas, 1842, französische Mission, wieder aufgegeben.

3) Die Mission unter den Batlapi's, welche im Flußgebiet des Hart bis westlich gegen den Kuruman und östlich gegen das Gebiet der Boers hin wohnen.

(Ueber ihnen an den Quellflüssen des Molopo wohnen die Barolongs, und hinter dem Molopo die Wankits.) Hier begann die eigentliche Betschuana-Mission. In Alt-Lattaku, dem Sitze des Königs Matibe, trat schon 1801 ein umgebildeter Kolonist, J. Kok, als Lehrer auf; und als er ermordet wurde, ließ der König die Thäter erschießen. Ernstlicher wurde die Mission durch Campbell (s. § 24.) betrieben, der 1813 auf seiner Untersuchungsreise nach Lattaku kam. Matibe sagte nach mancherlei Weigerungen: „Schicket die Lehrer, ich werde ihr Vater seyn." Aber als 1816 drei Missionare kamen, war es anders geworden. Der König sagte in der Versammlung zum Volk: „Saget heraus, was ihr denket. Als jene Männer hier waren, da schwieget ihr stille; und als sie fort waren, da redetet ihr gegen mich: darum sprechet euch aus, daß ihr nicht wieder nachher mir Vorwürfe machet." Da riefen Viele: „Sie sollen nicht herkommen;" und Matibe setzte hinzu: „Wie das Volk sagt, so sage ich auch: sie sollen nicht herkommen." So schieden die Brüder aus dem Lande und warteten in Griquastadt. Das Jahr darauf machte Missionar Read einen neuen Versuch; und obgleich ihn der König kalt aufnahm und die alten Einwendungen vorbrachte, die Betschuanen seien ein von den Weißen ganz verschiedenes Volk und werden deren Sitten nie annehmen, ließ Read doch nicht nach, auf die Verabredung des Königs mit Campbell sich zu berufen, bis Matibe sich zufrieden gab. Nur wünschte dieser die Thätigkeit der Missionare (Moffat, Hamilton, Edwards) vornehmlich in Neu-Lattaku zu sehen, einer Stadt, die 20 Stunden südlicher neu angelegt werden sollte, am Kurumanflusse. Ein unglücklicher Kriegszug gegen die Wankits, von welchem die Missionare abgerathen hatten, trug viel zu einer günstigeren Stimmung gegen die letzteren bei; und der Bau von Neu-Lattaku ging rasch vorwärts. Aber es gehörte viel Geduld dazu, unter den stumpfen, tückischen und grausamen Leuten, die den Missionaren Alles zu Leid thaten,

auszuhalten. Erst 1827 tauchte das ersehnte Bessere in ihnen auf; und die Bewegung wurde dann so groß, daß selbst Männer, denen sonst Thränen Schande sind, laut in den Versammlungen weinten. Die Erstlinge wurden 1829 getauft; und die Berichte waren fortan günstiger. Endlich (1842) wurde mit 30 Personen auch der alte König Matibe getauft, welcher bis an sein Ende (1846) treu blieb. Die Missionare besuchen die Dörfer längs des Kuruman und haben gesegnete Filiale. Besonders ist große Lesebegierde erwacht, seit Manches in der Sprache des Landes, dem Sitschuana, gedruckt worden ist. Das Neue Testament, übersetzt von Moffat, erschien 1843; und unter ungewöhnlichen Anstrengungen wurde Moffat bis 1857 mit der ganzen Bibel fertig. Mit den Sitten und Gebräuchen ging eine so große Veränderung vor, daß Viele, die vom Alten nicht lassen wollten, 1846 den Ort verließen, unter dem Vorwand, Weide zu suchen, in Wahrheit aber, weil sie dem Einfluß einer Macht ausweichen wollten, welche alle heidnischen Gebräuche zu zerstören drohte. Reisende Kaufleute machten mit Kulturartikeln, namentlich Kleidern, die besten Geschäfte. Weil ferner hier Frieden herrschte, in der Ferne aber stets kriegerische Bewegungen waren, so flüchteten sich Viele an den Kuruman, so daß eben hier eine sehr zusammengesetzte Bevölkerung entstand. Wenn solche dann je und je in ihre Heimath zurückkehrten, so war auch bereits dorthin das Evangelium gekommen. Denn die Missionare zogen unabläßig umher, und 1852 wurden auch sieben eingeborne Evangelisten in die Weite gesandt, welche, obwohl sonst die Betschuanen auf Lehrer von ihrem Volke nicht sonderlich hören, doch allenthalben viel Eingang fanden. In der Nähe von Lattaku sind auch Griqua's, unter den Batlana's; und bei ihnen erfuhr man gleichfalls Erweckungen. Wenn übrigens Lattaku auch nicht so leicht von den Boers etwas zu fürchten hat, so erregt doch deren Treiben große Besorgniß unter den Häuptlingen, ob nicht am Ende noch die Eng-

länder kämen und das Land nähmen. Dazu giebt es von jeweiliger Dürre und Hungersnoth viel durchzumachen. — Die Mission breitete sich noch weiter im Lande der Batlapi's aus, namentlich den Ufern des Hartflusses entlang; aber die Nähe der Boers und Zerwürfnisse mit den Baharutzen, welche, 1852 von dem scheinbar bekehrten Häuptling Mahura verrätherisch überfallen, die Boers zu einer verderblichen Hilfe herbeiriefen, sind Ursache, daß die begonnenen Stationen höchstens noch Filiale sind. Die Baharutzen sind ein Stamm, der tief im Norden seinen Wohnsitz hatte, aber, durch Moselekatsi vertrieben, theils nördlich vom Vaal, theils im Batlapiland am Mainaloefluß sich niederließen. Die unter ihnen 1846 gegründete Station Matibe konnte nicht fortgesetzt werden, war auch bei der entsetzlichen Stumpfheit der Leute ein harter Boden. — Noch erwähnen wir der französischen Station Motito bei Alt-Lattaku, wo Missionar Fredoux, Moffats Schwiegersohn, seit 1832 arbeitet, unter Flüchtlingen aller Art, die sich da angesiedelt haben. Er macht öfters Reisen in den Norden und Westen, und findet die Stämme lernbegierig. Ein Korannahäuptling, mit seinem Stamm bis 10 Tagreisen weit in die Wüste hinein verscheucht, empfing ihn 1852 mit den Worten: „Wann wirst du doch unter uns bauen? Ich brauche dich und mein Volk braucht dich."

Uebersicht der Batlapi-Mission: 1) am Kuruman gegen den Molopo hin: Kuruman (Neu-Lattaku), 40 Stunden von Griquastadt, 1817, 800 Einwohner, mit Filial; — Motito am Moschowa, einem nördlicheren Arm des Molopo, 12 Stunden von Kuruman, französische Station seit 1832. — 2) Am Hart, theils eingegangene Stationen, theils Filiale: Borigelong, 12 Stunden nördlich von Likatlong; — Tauns, 7 Stunden nördlicher, mit Mamusa, von da 20 Stunden nordöstlich, Häuptling Mahura, aufgehoben 1852; — Matibe am Mainaloe, 15 Stunden von Tauns.

3) Limpopo-Missionen. Die Berge, auf welchen der westlich fließende Molopo entspringt, bilden, wie oben bemerkt, eine Wasserscheide; und auf ihnen sind auch die Quellen der westlichen Arme des nördlich flie-

ßenden Limpopo. An der westlichen Seite des letzteren wohnen verschiedene Betschuanenstämme. Die nächsten hinter den erwähnten Bergen sind die Wankits, nördlich von ihnen die Bakuena's, weiterhin die Bamangwato's, dann die Bakahs bis zur östlichen Umbiegung des Limpopo. Alle diese Stämme sind vielfältig von Kuruman-Missionaren besucht worden, und haben ernstliches Verlangen nach Lehrern gezeigt. Insbesondere war es Dr. Livingstone, der 1840 als Missionar zu Moffat, dessen Schwiegersohn er wurde, kam, und bald im Norden sich neue Arbeitsstätten suchte. Er wirkte zuerst in Mabotsa unter Wankits und Bakatla's, wo in 12 Dörfern eine hoffnungsvolle Arbeit begonnen wurde, wiewohl der Erfolg unter den beständigen Kriegsängsten ein geringer blieb. Von 1844 an besuchte Livingstone auch den bedeutenden Stamm der Bakuena's und deren einsichtsvollen König Setschele in Kolobeng. Der Erfolg auf den König war äußerst günstig, da derselbe nach einigen Jahren mit seiner Familie, nachdem er seine vielen Frauen entlassen hatte, getauft wurde und stets als ein wahrer Christ sich betrug. Dazwischen hinein machte Livingstone weite Reisen zu den Stämmen, und kam mit Setschele zuerst durch die Wüste Karrikarri nach dem Ngamisee, der eine große Bedeutung bei den südafrikanischen Völkern hat; und seine Entdeckungen hatten zur Folge, daß viele englische Reisende das Land durchzogen, welche ihre Habseligkeiten bei ihm in Kolobeng hinterlegten. Das Alles aber verdroß die Boers, weil sie fürchteten, den Betschuanen werde Pulver gebracht. Als nun 1852 ein neuer Zuzug von Boers unter Prätorius über den Vaal kam, wurden die von Magaliesburg ermuthigt, endlich dem Umherreisen der englischen Händler ein Ende zu machen, den Stamm der Bakuena's auseinander zu sprengen und die Missionare aus dem Land zu jagen. Nach Mabotsa ließen sie dem Missionar Edwards sagen, er solle sich eilig davon machen; und Kolobeng wurde zuerst angegriffen in

Livingstone's Abwesenheit. 400 Boers überfielen die Stadt, mordeten und brannten, und raubten 200 Kinder; auch Alles, was in Livingstone's Wohnung aufbewahrt war, nahmen sie fort. Noch 4 andere Stationen wurden verbrannt; und englische Missionare wollen die Boers keine mehr dulden. Damals wurde auch Moffat um Lattaku bekümmert. Ein Jahr später wurde noch ein Stamm mit 2000 Köpfen vernichtet, weil dieser Rache an 9 Boersfamilien für unerhörte Mißhandlungen genommen hatte. Indessen haben doch jetzt die Boers deutsche Hermannsburger Brüder aufgenommen, welche die Stationen Liteyane und Linokena gründeten, stehen auch wieder zu dem Könige Setschele, auf den sie's vorher abgesehen hatten als „einen naseweisen und unverschämten Burschen", in einem bessern Verhältniß. Berliner Missionare wurden 1860 in Leidenburg freundlich aufgenommen und ließen sich bei Bakonis nieder, wo sie die Station Rietkloof errichteten. Livingstone aber, im Drange, günstigere Missionsfelder aufzusuchen, wurde von jener Zeit an jener weltberühmte Reisende.

---

7. Central-Südafrika.

§ 37. Wir schließen gleich hier an, was sich aus den Reisen Livingstone's zunächst für die Mission ergab. Alle Umstände führten darauf hin, daß am mittleren Zambesi der Anfang mit einer neuen Mission gemacht werden könnte. Man nennt jetzt diese Gegend Central-Südafrika. Sie ist auf dem Fluß nur sehr schwer zu erreichen, weil er einige Wasserfälle hat, und an seinen Ufern ein kleines Insekt, Zeze genannt, herrscht, welches alles Vieh in kurzer Zeit durch seine Stiche hinrafft. Es muß also der beschwerliche Landweg über die Vaalrepublik genommen werden. Bis in die Nähe des Zambesi hat sich Moselekatsi, als er vor den Boers wich, erobernd durchgeschlagen. Dort hat er von 1838

an das große Reich der Matebelen gegründet, als derselbe Despot, der er immer war. Alles zittert vor ihm und betet ihn als unüberwindlichen Herrscher an; und auf weite Strecken hin ist kaum eine Gegend zu finden, die nicht Spuren seiner schrecklichen Wuth an sich trüge. Weil er aber früher gegen die Missionare so zuvorkommend gewesen war, so wagte 1854 Moffat von Kuruman im Auftrag der Londoner Gesellschaft die Reise zu ihm. Er wurde von dem Könige mit großem Pomp als alter Freund aufgenommen; und die Versprechungen des Königs waren der Art, daß die Gesellschaft die Mission unter den Matebelen 1857 beschloß, zu deren Eröffnung der betagte Moffat, der schon 40 Jahre lang am Kuruman arbeitet, sich freudig hergab. Weil auch jenseits des Zambesi Dr. Livingstone dem Volk der Makololo Lehrer versprochen hatte, sollte Missionar Helmore, Schwiegersohn Moffats, der schon 20 Jahre lang unter den Betschuanen gearbeitet, dorthin versetzt werden. Das Sitschuana wird überall in jenen Gegenden verstanden.

Nachdem die Schwierigkeiten, welche die Boers wegen der Reise über ihr Land machten, durch Vermittlung der englischen Regierung beseitigt waren, reisten die Missionare 1859 in zwei Parthieen von Kuruman ab. Moffat kam mit den Seinen glücklich zu Mosele-katsi, der wohl Anfangs etwas besorgt war, ob nicht doch noch hinter den Missionaren die Boers kämen, aber endlich sich beschwichtigen ließ und den Ort Nyate als Station anwies, welche sofort Moffats Sohn, John, übernahm, während der Vater an den Kuruman zurückkehrte. Die Matebele-Mission hat einen glücklichen Fortgang; der Despot erlaubt das Evangelium zu predigen, und die Eingebornen merken auf und zeigen ein ungemeines Gedächtniß. — Helmore und Price mit ihren Familien und etlichen Betschuanen hatten auf dem Landweg entsetzliche Strapazen durchzumachen, kamen aber über den Zambesi nach Linyanti im Makolololand. Nach

banger Erwartung erhielt Vater Moffat durch Elephantenjäger die Nachricht, daß Helmore mit seiner Frau und zwei Kindern und andern seiner Begleiter das Opfer eines gerade herrschenden Fiebers geworden sei. Price, vom König der Makololos beraubt, mußte umkehren und hatte seine Frau in der Wüste zu begraben (1860). Später kam Livingstone, Helmore's Schwager, den Zambesi herauf zur Trauerstätte; und er jammerte um so mehr, als er glaubte, ein Mittel gegen das Fieber gehabt zu haben. Andere Zeichen deuten aber auf Vergiftung. Nicht leicht ist etwas Tragischeres in der Missionsgeschichte vorgekommen. Vielleicht ist's eine Aussaat zu einer erfreulichen Zukunft.

---

8. Die Zulu's.

a. Land und Volk.

§ 38. Wir beschließen die südafrikanischen Missionen mit den Zulu's, welches der allgemeine Name derjenigen Kaffern ist, welche vom freien Kafferland an bis zur Delagoabai (und weiter hinaus) wohnen. Ihr Land also, etwa 150 Stunden lang und 60—70 Stunden breit, liegt zwischen der Ostküste und dem Drachengebirge, ist aber jetzt getheilt in die Natalkolonie bis zum Tugela, und das Zulureich, letzteres 100 Stunden lang. Vor Zeiten waren es 3 Hauptstämme, die selbst wieder in unzählige Stämme getheilt waren. Sie leben in Kraalen, wie andere Kaffern, mit welchen sie Sprache und Sitten gemein haben. Mitten unter sie, am Volosi, setzte sich aber längst ein eingewanderter Stamm fest, die Zulu's, d. h. Vagabunden, von ungewissem Herkommen, aber an Begabung den südlichen Kaffern überlegen. Diese haben eine eigene Sprache, Kukulama, jetzt die Sprache der Vornehmen und des Hofs, im Gegensatz zu der Lala- oder gemeinen Sprache.

Reden wir zuerst vom Zulureich. Die Zulu's waren stets nur ein kleiner Stamm; aber einer ihrer

Häuptlinge, Tschaka, d. h. Feuerbrand, wußte sich durch List und kriegerische Geschicklichkeit (ein Weißer hatte schon seinem Vater seit 1810 etwas Europäisches beigebracht) sämmtliche Stämme um den Volosi zu unterwerfen. Er ging auch 1820 über den Tugela in's jetzige Natalland, und machte dieses in 4 Jahren zur völligen Einöde. Er war ein schrecklicher Despot und Menschenschlächter, vor dem keiner seiner Unterthanen nur einen Tag sicher war. Denn zahllose Spione durchdrangen die Länder; und der leiseste Schein von Untreue hatte die schrecklichsten Scenen zur Folge. Er stellte 100,000 Krieger in's Feld, von welchen die Hälfte unverheirathet in Garnisonen stand. Nach jedem Feldzug hielt er Kriegsgericht, und ließ oft ganze Regimenter, wenn er unzufrieden war, niederhauen. Um 1825, nachdem eben ein blutiger Krieg beendigt war, kamen die ersten Kolonisten vom Kap nach Port Natal; und mit ihnen verkehrte er gerne. Als 1828 seine Mutter starb, wurden 10 Mädchen lebendig vergraben, und unter allgemeiner Metzelei, da die Trauer sich in Wuth verwandelte, 7000 Menschen gemordet. Dann sandte er zur See eine Gesandtschaft nach dem Kap, um mit dem Könige von England Freundschaft zu schließen, und durch ihn ein Mittel zu bekommen, die weißen (grauen) Haare schwarz zu machen. Zu gleicher Zeit aber, wie wenn er den Gesandten ein Geleit geben wollte, hieß er seine ganze Armee nach dem Süden aufbrechen. Sie drang im Sturm vor, verursachte eine namenlose Verwirrung unter sämmtlichen Kafferstämmen und schweifte schon am Keiflusse umher. Bis aber die englischen Truppen herbeikamen, hatte die Armee bereits ihren Rückweg eingeschlagen; und nirgends war mehr ein Zulu zu sehen. Immer aber waren dem Könige die weißen Haare im Sinn; und um zum gewünschten Gegenmittel zu kommen, schenkte er dem Kolonisten Isaak einen bedeutenden Landstrich an Port Natal. Bald darauf wurde das Ungethüm von leiblichen Brüdern meuchlings erschlagen. — Einer derselben,

Dingan, so grausam und blutdürstig als Tschaka, riß die Herrschaft an sich. Auch vor ihm zitterte Alles. Unter ihm kamen die ersten Missionare in's Land. Aber als P. Retief mit ausgewanderten Boers 1837 nach Natal kam, um Wohnsitze zu suchen, und schon Dingan vermocht hatte, ihm Land abzutreten, ließ ihn der Fürst mit 70 Genossen über einem Mahle todt schlagen. Die Missionare, die das Mordgeschrei hören konnten, wichen aus dem Lande. Dingan aber drang auch über den Tugela, und tödtete an 600 Personen im Lager der Boers, daher diese Stätte heute noch Weenen heißt. Aber 1838 setzte Prätorius mit einem kleinen Haufen Boers über den Tugela, schlug Dingans Armee und zündete seinen Kraal an. Auch fand er die Gebeine der Erschlagenen und in den Kleidern Retiefs das Abtretungs-Dekret. Dingan bat jetzt um Frieden, den er erhielt gegen förmliche Abtretung der bedungenen Landesstrecke. Aber nun stand sein Bruder Panda gegen ihn auf, und siegte mit Hülfe der Boers. Dingan wurde erschlagen, 1840, und Panda zum König ausgerufen, der dritte Unmensch, unter dem die Zulu's noch seufzen. Da 1842 die Boers ihre Unabhängigkeit an die Engländer verloren, wurde er herrischer. Die in seinem Lande errichteten Missionsplätze zerstörte er; und je und je fließen Ströme von Blut. Zwischen seinen beiden Söhnen gab es 1856 Bürgerkriege. Der Sieger ließ den Besiegten blenden, und nach entsetzlichen Martern ihm das Herz aus dem Leibe reißen, auch aller seiner Soldaten Weiber und Kinder niedermetzeln. Der flüchtige Vater hatte unterdessen seine alten Soldaten gesammelt, besiegte den aufrührerischen Sohn und wiederholte nun an diesem und seinen 30,000 dieselben Gräuel. Tausende wollten durch Schwimmen über den angeschwollenen Tugela sich retten und fanden in den Fluthen ihren Tod. Die Massen der Leichen verstopften den Fluß; wenigstens 100,000 Menschen hatten in wenigen Wochen ihr Leben eingebüßt; und haufenweise flüchteten sich jetzt die Einwohner nach

Natal herüber unter englischen Schutz. Im Mai 1861 stritt man sich wieder über die Thronfolge. Ketschwajo erhob sich mit Macht gegen seinen Vater Panda und ließ einen jüngern Bruder und dessen Mutter tödten; die Natalregierung konnte aber noch vermitteln, ehe es zu einem allgemeinen Ausbruch kam.

Die Natalkolonie ist südlich von den Kaffern durch den Zimkulu und nördlich von den Zulu's durch den Tugela oder Büffelfluß getrennt. Nach Westen ist sie durch Niederungen gegen die Oranje-Republik offen Als 1825 die ersten Kolonisten kamen, war das Land durch Tschaka's Wüthen fast menschenleer geworden. Die erste Schenkung erhielt der Kolonist Isaak von Tschaka; sonst wurde das Land 1837 zuerst durch Dingan und 1840 durch Panda förmlich abgetreten. Die Boers hatten eine Republik im Sinn; aber 1842 sprach die Kapregierung die Abhängigkeit des Landes von England aus, um Gewaltthätigkeiten gegen die Kaffern zu verhüten. Die sich empörenden Boers wurden geschlagen; und das Land blieb eine Kolonie der englischen Krone. Wanderten auch jetzt viele Boers aus, so kamen desto mehr andere Einwanderer, namentlich aus Hannover und Preußen; denn alle Zeitungen luden nach Natal als zu einem Paradiese ein. Der Schwarzen waren es 1842 kaum 24,000, aber schon nach 3 Jahren über 100,000, weil so Viele aus dem Zululande flohen. Diese Schwarzen, zum Theil in ihrer Heimath mächtige Stämme, waren auch nicht ohne Freiheitsgefühle und nahmen öfters eine drohende Haltung an; und weil sie an Zahl überlegen waren, mußte man sich gegen einen möglichen Aufruhr durch verschanzte Lagerplätze sichern. Der Flüchtigen wegen stand man auch öfters in großer Sorge vor einem Einfall Panda's. Die Schwarzen wurden auf gewisse, genau abgegränzte Gebiete, Locationen, verwiesen; oder mußten sie in die Dienste der Boers treten. Alles übrige Land ist zu einem Staatseigenthum erklärt worden; und die Regierung führt Bü-

cher über das ganze Territorium. Gewöhnlich verbinden sich ihrer Viele zum Ankauf einer gewissen Markung, wie es auch die Deutschen ihrerseits gemacht haben, und neuestens die Missionare im Namen ihrer Gesellschaften thun. Das Gebiet reicht von Süd nach Nord 50, von Ost nach West 70 Stunden. Die Hauptstadt heißt Pieter Maritzburg.

---

b. Missionen.

§ 39. So herbe die Anfänge der Missionen im Zululande waren, so günstig ist jetzt der Boden in der Kolonie geworden.

1) Missionen im Zulureiche. Kap. Gardiner, der Nämliche, welcher später in Patagonien den tragischen Hungertod fand, war der Erste, der 1835 von Dingan Erlaubniß zu einer Mission bekam. Er that im Kap, in England, in Amerika Alles, um Opfer und Vereine für diese Mission zu gewinnen. Zuerst entstand Berea unter 3000 Seelen, und Kumala in der Nähe der Militairkraale; und Bostoner Missionare bauten Ambanati am Lazi im Süden von Natal. Ja selbst in der Nähe des Königskraals entstanden zwei Stationen. Da kam die Ermordung Retiefs; und alle Stationen, deren Rauch die flüchtigen Missionare vom Meer aus sehen konnten, wurden zerstört. Als Panda auf den Thron kam, lud er Missionar Grout zu seinem Hauptkraale Enodwengu ein; und so erglänzte 1841 Inkanyazi, d. h. Stern, wo Grout bald vielen Eingang fand, wie überall mit dem Volke etwas zu machen war, was aber den König argwöhnisch stimmte. Plötzlich erschien vor der Station eine Abtheilung Soldaten, welche die Hütten „der besten Freunde Gottes" überfielen und Große und Kleine niedermachten. Die Missionare wichen. Aber immer wieder wurden Versuche gemacht. Die norwegische Gesellschaft sandte 1845 ihre Erstlinge nach Natal; aber als deren Einer, Schröder, zum Könige

kam, wollte dieser durchaus nichts mehr von der Mission wissen. Vorher noch hatte der Methodist Allison im Nordwesten des Reichs westlich von der Delagoabai die Station Mahamba gegründet und Viele bekehrt. Auch hier überfiel Panda die Station und richtete ein Blutbad an. Allison kam mit vielen seiner Stationsleute aus den Zwazi-Kaffern nach 40 Tagen glücklich in Natal an. So schien Alles im Zulureiche vergeblich. — Indessen war aber Schröder nach obiger Abweisung in China gewesen, von dort durch Gützlaff wegen seines blonden Haars, das den Chinesen ein Gräuel sei, wieder zurückgeschickt worden, und 1849 bereits wieder in Natal. Der König, todtkrank, bat ihn um Medicin, durch die er genas. Daher gestattete er Schrödern, die Station Pumala (Ruhestätte), eine Tagreise vom unteren Tugela, anzulegen. Unter den Bürgerkriegen von 1856 ist Schröder unangefochten geblieben; und seit 1858 haben auch Hermannsburger Brüder am unteren Tugela die Station Emlalazi. Sie bauten 1860 dem König in Enodwengu ein Haus und bekamen dafür zwei weitere Missionsplätze. — Missionar Robertson von der Ausbreitungs-Gesellschaft ist gleichfalls von Umlazi 1860 in's Zululand gezogen und hat in der Nähe Schröders die Station Kwamagwaza errichtet, bei deren Brand und Wiederaufbau die Zulu's freundlich Beistand leisteten 1861.

2) Missionen in der Natalkolonie. Hier gehen die Missionen ihren guten Gang. Der Schwarzen im Lande sind es jetzt 150,000, von denen man sagen kann, daß sie die Grausamkeit der Könige dem Evangelium in's Netz geworfen hat. Freilich sind deren Viele auch erbittert, selbst darüber, daß sie auf englischem Boden nicht ihre volle Freiheit zu gewohntem Treiben haben, sind darum auch der Mission nicht überall gewogen. An Andern aber macht man die lieblichsten Erfahrungen; und das Wohnen unter Weißen, da ihnen der Friede gesichert ist, regt unter dem jungen Geschlecht ein besseres Ver-

langen an. Dazu begünstigt die Regierung, welcher die gesetzlosen Wilden mit ihren Assagaien (Speeren) manche Sorge bereiten, auf jede Weise die Mission. Es betheiligen sich darum mehrere Gesellschaften an der Bekehrung der Heiden; und nicht nur förmliche Stationen sind unter diesen gegründet worden, sondern auch die gewöhnlichen Geistlichen bemühen sich vielfältig um die Heiden. Neuestens hat sich der Strom indischer Einwanderer (Kulis) auch hieher gewendet, wo sie sich nicht nur durch Fleiß und Gesittung empfehlen, sondern auch der Mission sehr zugänglich zeigen. In einigen Jahrzehnten möchte das Land ein christliches geworden seyn, und dann auch ein Salz für das Zululand werden.

Uebersicht: 1) Die Bostoner Gesellschaft, welche, durch die früheren Vorgänge entmuthigt, durch eine besondere Bittschrift englischer Kolonisten bewogen wurde, ihre Missionare in Natal zu lassen, hat jetzt 12 Stationen mit 6 Filialen: Mapumolo, Umvoti, Esidumbini, Sanduzi, Inanda, Itafamasi, Amanzimtote, Ifumi, Ahmalongwa, Ifafa, Umtwalumi, Umzumbi, sämmtlich in der Nähe der Küste. Ein bekehrter Zulu 1861 zum Prediger ordinirt. — 2) Methodisten seit 1843 haben sich auch mehr an der Küste gehalten, wollen aber jetzt an sechs neuen Plätzen sich ansiedeln; jetzige Stationen sind: Durban, Verulam, Pietermaritzburg, Kwangubeni (Schwarzköpfe), Indaleni, Palmerton unter dem geneigten Häuptling Faku; Edendali bei Pietermaritzburg ist die Station des Missionar Allison, der, mit Zwazi's aus dem Zulureich geflüchtet und hier angesiedelt, aber jetzt getrennt von seiner Gesellschaft, besonders gesegnet ist. — 3) Berliner Missionare seit 1846 aus dem Kafferland nach Natal gekommen, haben auf angekauften Grundstücken die Stationen: a. Emmaus, in der Nähe der Drachenberge und der dort hausenden wilden Buschmänner, zwischen den Quellen des Tugela und Buschmannflusses, wo Reste von 4 einst ansehnlichen Stämmen ihre Locationen haben; — b. Christianenburg, 1848, in der Nähe von Neu-Deutschland; — c. Stendal, 1859, als ungesund aufgegeben 1861. — 4) Die norwegische Gesellschaft hat, außer Pumala im Zulureich, seit 1849 die Station Uitkomst, nahe bei Pietermaritzburg. — 5) Hermannsburger Brüder, vom Gallaland, wohin sie bestimmt waren, abgewiesen, kamen 1854 nach Natal, wo sie, durch Berliner Brüder unterstützt, zuerst Neu-Hermannsburg zwischen zwei Quellen des Umvoti gründeten, und von hier aus Etembeni,

Ehlanzeni, Neu-Hannover, Müden, Umhlanganana 1861; von Emlalazi im Zulureiche war oben die Rede. — 6) Der englische Bischof Dr. Colenso hat 1854 Ekukanyeni, d. h. im Licht, zu einer Musterstation angelegt, die er selbst leitet. Er hat im 5jährigen Unterricht von Kindern, besonders der Häuptlinge, liebliche Erfahrungen gemacht. Zweite Station Umlazi.

IV. Ostafrika.

1. Mauritius.

§ 40. Indem wir den weiteren Osten Afrika's besuchen, gehen wir zuerst auf die Maskarenen-Insel Mauritius, 180 Stunden östlicher als Madagaskar gelegen. Die Portugiesen entdeckten sie 1505, aber erst 1598 wurde sie von den Holländern besetzt und nach ihrem Statthalter Moritz genannt. Nach ihrem Abzug kamen Franzosen, welche 1721 sie Isle de France nannten und eifrig kolonisirten. Englisch ist sie seit 1810. Sie hat über 300,000 Einwohner, nämlich außer etwa 10,000 Weißen, die meist Katholiken sind, 80,000 Neger, ehmalige Sklaven aus Madagaskar und Ostafrika, und 200,000 Hindu-Arbeiter für die Zuckerpflanzungen (Kuli's) aus Bengalen und Südindien, dazu Chinesen und andere Einwanderer. In der Hauptstadt Port Louis steht eine englisch protestantische Kirche mit einem englischen Bischof (seit 1852) und mehreren Kaplanen, und eine katholische mit einem Bischof und Priestern. In jedem Distrikt ist eine katholische Kirche oder Kapelle.

Schon 1814 sandte die Londoner Gesellschaft Missionar Le Brun nach Mauritius, auch mit dem Plan, auf Madagaskar zu wirken. Unter viel Kampf mit der Gleichgiltigkeit der ansäßigen Franzosen und der Feindseligkeit der katholischen Priester richtete er doch viel an den Sklaven aus, besonders als diese frei wurden 1838. Mit Port Louis sind jetzt (1861) sieben ansehnliche Filiale verbunden mit gedeihlichen Schulen. Der alte

Le Brun, jetzt von zwei Söhnen unterstützt, führt diese vorwiegend afrikanische Mission noch eifrig fort. Für die Flüchtlinge aus Madagaskar ist 1843 das Dorf Mocka mit zwei Filialen erbaut worden. — Nachgerade verspricht die Insel ein vorherrschend indisches Missionsfeld zu werden. Schon arbeiten (seit 1854) anglikanische Sendboten unter der Tamil- und hindustanischen Bevölkerung und sammeln kleine Gemeinden. Die Hindus sind dort zugänglicher als in ihrer Heimath. In den Schulen, besonders Waisenschulen herrscht ein reges Leben. Schulen sind auch auf den englischen Seyschellen seit 1840.

---

2. Madagaskar.

§ 41. Diese Insel ist vom Festlande etwa 200 St. entfernt, 390 St. lang, 100—130 St. breit, und sehr fruchtbar, hat aber viel Sumpfland, wo tödtliche Fieber zu herrschen pflegen. Der Hauptlandungsplatz ist Tamatave an der Ostküste. Durch einen hohen Gebirgskamm wird die Insel von Norden nach Süden in eine westliche und östliche Abdachung getheilt. In jener wohnen Abkömmlinge Afrika's, die Sakalava's, in dieser mehr Abkömmlinge von Malaien. Die Einwohner, in viele Stämme, die sich unter größeren Königen wieder vereinigen, getheilt, schätzt man auf 4—6 Millionen. Den Sakalava's waren die Meisten zinsbar, weßwegen auch der mächtige König Radama, seit 1810 König der Howa's, deren hochgelegene Hauptstadt Tananarivo den Mittelpunkt der Insel bildet, beständig Krieg mit ihnen führte. Die Oberkönige verfügen mit der ungebundensten Willkür über Leben und Eigenthum der Unterthanen, wiewohl wichtigere Gegenstände vor freien Volksversammlungen, Rabary's genannt, verhandelt werden. Die Madagassen leben fast in lauter Dörfern, in elenden Hütten, nur nothdürftig gekleidet. Sie haben die Beschneidung, wie die Kaffern, und einen nicht

sehr ausgebildeten Götzendienst. Eigentliche Priester sind keine da, sondern nur Götzenbewahrer.

Die Portugiesen (seit 1508) verließen bald wieder die Insel; und die Franzosen, seit 1642 im Fort Dauphin im Süden, wurden in Folge der Dreistigkeit eines katholischen Priesters sämmtlich niedergemacht. So ist die Insel frei und ohne Verkehr mit Europa geblieben. Aber von Mauritius aus suchte seit 1814 England mit dem Könige Radama ein Bündniß gegen den Sklavenhandel zu schließen, weil immer so viele Madagassen als Sklaven ausgeführt werden. Dem gewandten Agenten Hastie gelang es auch 1817, in der Hauptstadt Volk und König so zu stimmen, daß der Sklavenhandel bei Todesstrafe verboten wurde. Von da an wurde durch Hastie's Bemühungen und Radama's hochstrebenden Sinn dem Volke in Allem ein neuer Schwung gegeben. Es kamen Waffen und Handwerker aus England, die Aufnahme von Lehrern wurde zugesichert, Madagassenjünglinge nach Mauritius und England gesandt, europäische Tactik eingeübt und der Handelsverkehr neu belebt.

Unterdessen hatten bereits Londoner Missionare 1819 die Insel betreten, und im Stillen eine Schule begonnen. Die ersten starben weg; Jones und seine Begleiter aber durften 1820 die Hauptstadt betreten, wo sie in kurzer Zeit besonders im Schulwesen unglaublich viel ausrichteten. Alles strömte, auch dem Könige zu Gefallen, in die Schule; allmählig lieferte eine Presse viele Schriften, zuletzt die ganze heilige Schrift in der Landessprache. Auch auf dem Lande, da Einer den Andern lehrte, vermehrten sich die Schulen; und bis 1832 waren es deren über 100. Die Predigt wirkte langsamer, weil vor der Hand das Volk mehr dem Aeußerlichen sich zugekehrt hatte. Doch kamen die Götzen in Verachtung, worüber die Götzenbewahrer, namentlich zu Batsizaröma, wo der große Götze Rabahaza aufbewahrt wird, sehr erschracken. Deren Klagen wurden so nachdrücklich, daß Radama für seinen Thron fürchtete, und den Missionaren Mäßi-

gung anempfahl, wiewohl er selbst einmal den Götzendienern, die ein neues Stück Tuch für den Götzen verlangten, zur Antwort gab: „Ist er Gott, so soll er sich seine Kleider selbst anschaffen." Der König starb 1828; nachdem er auf seinem Krankenbett endlich erlaubt hatte, den Bekehrten die Taufe zu ertheilen, vorausgesetzt, daß keinerlei politische Folgen damit verbunden seien. Der Bekehrten waren es nur etwa 50, aber 10,000 Madagassen hatten lesen gelernt.

Eine der Frauen des Königs, Ranawalona, riß durch Betrug und Verwandtenmord den Thron an sich; und sie, die ganz in den Händen von drei den Götzen eifrigst ergebenen Brüdern war, zeigte sich bald den Ausländern feindselig. Vorerst jedoch ließ sie aus Klugheit den Missionaren noch freiere Hände, ja gestattete sogar 1831 die Taufe. Die Taufe der ersten 20 Madagassen weckte einen neuen Eifer unter dem Volk; und Versammlungen aller Art, selbst in Privathäusern, entstanden, trotz der Verfolgungen, die immer ungescheuter von den Götzendienern ausgingen. Allmählig kamen Beschränkungen von Seiten der Regierung, namentlich gegen die Schulen, gegen die Taufe der Vornehmen und der Sklaven, gegen die Vermehrung der Missionare; und 1832 wurden sämmtliche Lehrer und die Schüler über 13 Jahre dem Heere einverleibt. Die Missionare ließen in ihrem Eifer nichts nach; und die Predigten wurden immer gesegneter, das Verlangen immer stärker. Bereits waren in allen Familien der Hauptstadt, unter Hohen und Niedrigen, Christen; und auch auf dem Lande vermehrte sich ihre Zahl. Schon liefen auch Klagschriften ein, daß die Christen die Götzen des Landes verachten, ja verbrennen, daß sie immer beten, daß sie nicht beim andern Geschlechte ihre Aussagen beschwören, daß ihre Frauen gegen die Landessitte züchtig seien, daß sie im Glauben Alle Eines seien, daß sie den Sonntag heiligen u. dergl.; und die Königin selbst, wegen ihrer Amulette einmal gekränkt, hörte man

ausrufen: „Sie werden nicht eher ruhen, als bis Einige von ihnen die Köpfe verloren haben."

Fortsetzung. (Verfolgung.)

§ 42. Endlich brach das Ungewitter los. Im Febr. 1835 traf ein angesehener Häuptling in der Hauptstadt ein und verlangte die Königin zu sprechen. Als er vorgelassen war, rief er: „Ich komme und fordere von dir einen Speer, einen blanken, scharfen Speer!" Auf die Frage, wozu er ihn gebrauchen wolle, erwiederte er, er habe die Schmach gesehen, die durch den Einfluß der Fremden den Götzen zugefügt werde, daß die Herzen des Volks sich von den Sitten der Väter abwenden, ja von der Königin und ihren Nachfolgern; viele Madagassen, selbst Sklaven, hätten sich zur Seite der Fremdlinge geschlagen, und mit ihrer Hilfe werde einmal eine Heeresmacht aus der Heimath der Fremdlinge die ganze Insel überwältigen. „Ich will nicht," setzte er hinzu, „dieß Unglück erleben; daher fordere ich den Speer, um mein Herz zu durchbohren." Die Königin brach in lautes Weinen aus und erklärte feierlich, daß sie dem Christenthum ein Ende machen werde, wenn es auch das Leben jedes Christen koste. Todesstille herrschte 14 Tage lang. Alles stand in banger Erwartung. Zuerst wurde sodann den versammelten Missionaren eine Verordnung vorgelesen, deren Inhalt ihren Arbeiten mit Einem Schlag ein Ziel setzte. Darauf wurde eine Volksversammlung von wenigstens 150,000 Menschen unter Kanonenschüssen zusammenberufen und erklärt, in Frist eines Monats — später hieß es, einer Woche — sollten alle Christen und Theilnehmer einer Versammlung bei Todesstrafe ihre Namen angeben. Als die Meldungen vorüber waren, wurden 400 Beamte degradirt, andere Personen mit schweren Geldstrafen belegt oder zu Sklaven gemacht. Alles Bibellesen und Beten wurde nun verboten, besonders die Zusammenkünfte; ja man befahl sogar, daß keiner mehr an

das früher Gelernte denken dürfe. Viele indessen blieben dem Glauben treu, hatten die Bibel nicht ausgeliefert, und lasen nur um so begieriger bis Mitternacht in dem nun theurer gehaltenen Schatze; aber wehe dem, den die Späher erhaschten! Die angesehene Rasalama wurde mit Speeren durchstochen und den Hunden zur Speise vorgeworfen. Im Juli 1836 endlich verließen alle Missionare die Insel; und nun erst ging die Verfolgung an, und brach die Finsterniß mit ganzer Macht herein. Der Kindermord, mit dem Götzendienst zusammenhängend, wurde wieder erlaubt, frische Götzenbilder verfertigt, neue Ceremonien eingeführt. Die steigende Erpressung trieb ganze Schaaren in die Wälder, wo sie Räuberbanden bildeten; dazu standen die von Radama unterjochten Völkerschaften wieder auf, und brachten große Verwirrung in's Land. Während ferner die Königin Gesandtschaften an die Höfe Englands und Frankreichs sandte, um in freundschaftliche Verbindung mit diesen Ländern zu treten, wüthete ihre Grausamkeit so unausgesetzt fort, daß in 8 Monaten (vom Juli 1836 bis März 1837) 1016 Personen theils hingerichtet, theils verkauft, theils sonst bestraft wurden.

Nach dieser Schreckenszeit wagte Missionar Jones bei den bedrängten Brüdern in Tamatawe einen Besuch zu machen, und erfuhr hier, wie die Christen angefangen hätten, an verborgenen Plätzen in der Tiefe der Wälder, in Felsenhöhlen oder auf Berggipfeln zum Gottesdienst sich zu versammeln, namentlich auch Nachts in dem Hause des früheren Statthalters Rafaralahy. Er wurde (1839) plötzlich ergriffen und in Eisen gelegt. Er sollte die Namen seiner Glaubensgenossen angeben, blieb aber unerschütterlich. Als er zur Hinrichtung geführt wurde, machte seine ruhige Haltung tiefen Eindruck auf die Gerichtsdiener. Noch auf dem Richtplatze betete er inbrünstig für sein Vaterland, für seine verfolgten Brüder und für seine eigene Seele. Er erhob sich hierauf von den Knieen und die Gerichtsdiener schickten sich an, ihn auf den Boden niederzuwerfen. Er aber sagte, das sei nicht nöthig,

er sei bereit zu sterben, legte sich selbst nieder und wurde mit Speeren durchstochen. Einen solchen Heldentod starben die Meisten der Hingerichteten; und besonders rührend ist der Märtyrertod vieler Frauen und Jungfrauen zu lesen, die gleichfalls in die Erde gespießt wurden.

Die Verfolgung wurde von Zeit zu Zeit neu belebt. Dann wollte die Königin Land und Meer durchforschen, daß ja kein Christ übrig bleibe. Gewöhnlich werden die Blutzeugen gekreuzigt und am Kreuz mit Steinen beworfen. Viele wurden an Händen und Füßen gebunden und langsam verbrannt, so 100 Madagassen (1841), die man aus 1000 Ergriffenen gewählt hatte. Damals wurde auch befohlen, daß man die Gefangenen nicht mehr nach der Hauptstadt bringen, sondern sogleich mit dem Tode bestrafen solle; man solle sie kopfabwärts in tiefe Gruben stürzen und von ihren Verwandten mit siedendem Wasser überschütten lassen. Dennoch zogen es die Bekehrten vor, in Höhlen und Felsklüften kümmerlich ihr Leben zu fristen, als ihrem Glauben untreu zu werden; und die Zahl der Bekehrten hatte sich damals schon verdoppelt. So ging in Erfüllung, was die Beamten der Königin erklärten, als sie vorschlug, alle Christen zu tödten. „Das ist nicht das rechte Mittel," sagten sie; „denn die Religion der Weißen hat das Eigene, daß, je mehr Leute man umbringt, desto mehrere sich zu ihr bekennen." — Später ging die Königin so weit, daß sie ihren Unterthanen allen Verkehr und Handel mit den Fremden verbot; und im Mai 1845 ging der Befehl aus, daß in 11 Tagen alle Engländer und Franzosen in Tamatawe das Land verlassen sollten. Während diese noch einen Versuch machten, nur auch eine verlängerte Frist zu bekommen, wurde eine Armee nach Tamatawe geschickt, um das Fort anzugreifen. Die Fremden mußten unter heftiger Beschießung abziehen. Ein General, Ratsitahaina, früher Gesandter in England, ließ die gefallenen Engländer und Franzosen begraben. Dafür wurde er zur Hauptstadt berufen und hingerichtet. Sein Kopf wurde nach Tamatawe

gebracht und da mit den Köpfen der Weißen, deren Freund er ja sei, aufgesteckt.

In demselben Jahr (1845) entstand trotz aller Gräuelscenen eine große Erweckung in Tananariwo; und unter 100 neuen Bekehrten war auch der Kronprinz Rakoto, der einzige Sohn der Königin, erst 17 Jahre alt. War er auch schüchtern, so schloß er sich doch zum Gebet und Bibellesen an die Christen an. Aber als eben wieder 21 Christen ergriffen und zum Tode verurtheilt wurden, trat der Prinz zu ihrer Vertheidigung auf, so daß sie nur den Gifttrank (Tangena) nehmen durften, an welchem Einer starb. Jetzt ergrimmte aber der oberste Minister Reniordo und schwur ihm den Tod. Er redete die Königin also an: „Dein Sohn ist ein Christ, er betet mit den Christen, er ermuntert sie in der neuen Lehre; wir Alle sind verloren, wenn du den Prinzen nicht auf seinem Unheilswege aufhältst.“ — Erschrocken rief die Königin aus: „Er ist aber mein Sohn, mein einiger lieber Sohn, laß ihn machen. Will er ein Christ seyn, laß es gut seyn.“ — So mußte der Minister stille bleiben; und als er gleich darauf die Entdeckung machte, daß sein eigener Neffe Christ geworden war, wagte er auch gegen diesen nichts vorzunehmen. Dennoch hörte sonst die Verfolgungswuth nicht auf; und 1850 standen sogar gegen 2000 vor Gericht. Der Prinz wehrte sich mit Entschlossenheit für seine Brüder, so daß nur 18 zum Tode verurtheilt wurden. Von diesen wurden 4 lebendig verbrannt, und 14 über einen Felsen gestürzt. Die Andern, im Ganzen 1903 Personen, wurden mit Beraubung des Vermögens, mit Peitschenhieben, mit dem Giftwasser, mit Gefängnissen und Sklaverei bestraft. Als man die 4, welche verbrannt wurden, an die Pfähle band, erschien ein prachtvoller dreifacher Regenbogen am Himmel, der für die Zuschauer an dem einen Ende auf den Märtyrern zu ruhen schien. Kaum hatten sie — noch in den Flammen singend — geendet, als der Regen in Strömen fiel. Das zahlreich versammelte Volk wurde von einem wun-

derbaren Schrecken durchschüttert; und die Meisten ergriffen eiligst die Flucht.

Fortsetzung.

§ 43. Unter all' diesen Schrecknissen wurde dennoch die Mission nicht so bald aufgegeben. Sie wurde schon auf Mauritius fortgesetzt, wohin immer mehr Flüchtlinge durch englische Schiffe trotz der Verbote der Königin abgeholt wurden. Sie vermehrten sich daselbst auf 7—800, welche zuerst unter den 20,000 Madagassen der Insel, Abkömmlingen ehemaliger Sklaven, lebten, dann in eigenen Dörfern um Mocka sich sammelten. In Madagaskar selbst fand Jones bis an seinen Tod (1841) je und je Gelegenheit, die Bedrängten zu trösten und aufzurichten. Johns machte ähnliche Versuche auf den kleinen Nebeninseln; andere Inseln, wie Nosibe, die sich zu den Feinden der Howa's halten und darum für die Mission in's Auge gefaßt werden konnten, wurden von den Franzosen in Besitz genommen, deren katholische Priester die Missionslehrer vertrieben. Mit dem Tode des Missionar Johns (1843) hörte die Mission auf, nur daß Bibeln und andere Bücher auf verborgenen Wegen in's Land geschafft wurden.

Indessen harrte man in Geduld auf einen Umschwung der Dinge. Epoche machte schon 1852 der Tod des ersten Ministers Reniordo, des erbittertsten Christenfeindes. Nun bekam der Kronprinz Antheil an der Regierung; und ein Sohn Reniordo's, ebenfalls Christ, trat an die Stelle des Vaters. Alsbald wurde durch eine Versammlung der Oberhäupter des Volks zum Beschluß erhoben, daß die Seehäven allen Nationen geöffnet seyn sollten, und die Flüchtlinge zurückkehren dürften. So wagte es Missionar Ellis, 21 Tage in Tamatawe zu verweilen; und wurde ihm auch ein Besuch in der Hauptstadt nicht gestattet, so bekam er doch Geschenke von der Königin. In der Verfolgung war eine Ruhe eingetreten;

und die Christen, die sich regelmäßig an Sonntagen und in der Woche versammelten, schätzte man jetzt zu 5000. Da die Nachrichten immer günstiger lauteten, und Briefe kamen, die versicherten, daß von den hohen Ständen nur noch wenige den Götzen anhiengen, das Volk aber im Allgemeinen für das Christenthum gestimmt sei, wagte 1856 Ellis eine neue Bitte um die Gestattung eines Besuchs in Tananariwo. Sie wurde ihm gewährt; und die Königin schenkte ihm alle erdenkliche Aufmerksamkeit. Er freute sich des Kronprinzen und der Christen, durfte aber über die bestimmte Zeit von 6 Wochen nicht bleiben. Ein Uebelstand ist, daß allmählig viel Empörungsgelüste gegen die harte Regierung unter dem Volk erwacht ist. Dazu kamen die Intriguen des Franzosen Lambert, der sich mit einigen verkappten Jesuiten bei der Königin zu halten gewußt hatte und dem Prinzen zur Herrschaft unter dem Protectorat des französischen Kaisers verhelfen wollte (wenn er nämlich katholisch werde). Das hatte 1857 einen Aufstand zur Folge, für welchen wiederum nicht die Schuldigen, sondern die Christen gestraft wurden. Die Ausländer wurden nur verbannt. — Wohl machte das kräftige Auftreten des Kronprinzen, daß die Hinrichtung von 1800 Christen am Feste des 1. Juni unterblieb. Nachträglich wurden aber viele jener Verurtheilten doch noch hingerichtet, z. B. Frauen auf offenem Markt zersägt. Die geringste Berechnung der getödteten Christen übersteigt die Zahl 2000. Auch die Zukunft des Kronprinzen war lange unsicher. Denn er hatte an Rambosalama, einem Neffen, welchen die Königin vor der Geburt ihres Sohnes zum künftigen Herrscher ernannt hatte, einen Nebenbuhler. Doch wurde (1860) der Thronfolge wegen zwischen beiden vor öffentlicher Versammlung das Loos geworfen, und dieses entschied für den Kronprinzen.

Am 18. August 1861 starb endlich die 80jährige Königin, und Rakoto bestieg nach kurzem Kampfe als Radama II. den Thron der Howa's. Seinen Nebenbuhler hat er nur verbannt. Er knüpfte mit England und Frankreich freund-

schaftliche Verbindungen an und lud Missionare ein (wie Lebrun und Ellis). Die Christen kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und freuen sich des ungeheuren Umschwungs. Der König wohnt selbst dem protestantischen Gottesdienst bei und interessirt sich sehr für die Bildung der Jugend. Aber auch die katholische Mission unter dem apostolischen Präfekten Jouen, die seit 1845 von Bourbon aus in der Stille gearbeitet hatte, beeilt sich, dem Evangelium neue Kämpfe zu bereiten.

---

3. Die Ostküste.

§ 44. Wir begeben uns wieder zum Festland Afrika's, welches wir an der Delagoa-Bai verlassen haben.

1. Von hier an bis zu den 4 Mündungen des Zambese heißt die Küste Sofala. Hinter dem Uferland dehnt sich in ziemlicher Entfernung das Matabelenreich aus. (s. § 37.)

2. Bis zum Kap Delgado ferner heißt die Küste Mozambique, gegenüber von Madagaskar. Hier haben die Portugiesen viele, jetzt bedeutungslos gewordene Niederlassungen, wie Kilimane an der Mündung des Zambese, ferner Sena und Tete, den Fluß aufwärts. Seit Dr. Livingstone, Afrika von Loando an durchschreitend, hieher gekommen ist (1856), wünscht die englische Regierung den Entdeckungen nachzugehen; und Livingstone, der zum englischen Consul in jenen Städten ernannt worden ist, steht an der Spitze der 1858 abgegangenen Expedition. Aber die Schwierigkeiten, den Fluß aufwärts zu kommen, sind groß; die Resultate bis jetzt gering. Die Mission unter Bischof Mackenzie, die ihn begleitet, hat einstweilen 1861 auf den Comoro-Inseln Arbeit gefunden, wo einer der (muhammedanischen) Prinzen Christ geworden ist.

3. Die nächste Küste bis zum Dschub, in der Gegend des Aequators, über 300 St. lang, heißt Zanguebar. An ihr sind die wichtigsten Inseln: Zanzibar,

Pemba, Mombas. Sie, wie der Küstensaum bis auf zwei St. landeinwärts sind schon vor einem Jahrtausend von den Arabern in Besitz genommen worden, welche auch nach langen, blutigen Kämpfen die seit 1499 eingedrungenen Portugiesen wieder vertrieben haben. In Zanzibar, dem Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels, residirte (1804—1856) der Imam von Maskat, Namens Said-Said, ein persönlich bedeutender Mann, der zur Förderung des Handels mit England in enge Verbindung trat. Sein jüngerer Sohn ist anerkannter Erbe seines afrikanischen Reichs geworden. Die Küstenbewohner, Suaheli's, d. h. Tiefländer, genannt, theils afrikanischer, theils arabischer Abkunft, sind Muhammedaner und stehen, etwa 400,000 Köpfe stark unter kleinen dem Sultan zinsbaren Häuptlingen oder Scheichs. Sie beherrschen den Weg in's Innere, und lassen nicht leicht Europäer durchreisen, aus Furcht, den Alleinhandel zu verlieren. Gleich hinter ihnen beginnen die heidnischen Stämme, welche noch äußerst wild, barbarisch und regellos sind. Vom Flusse Sabaki an übrigens bis zum Dschub wohnen Gallastämme, welche die Suaheli's vertrieben haben, und jetzt noch diese, wo sie sie finden, todtschlagen. — An dieser Küste suchte sich Missionar Dr. Krapf, im Dienst der englischen kirchlichen Gesellschaft, einen Wirkungskreis, als 1843 die Mission in Abessinien aufhörte. Die Empfehlungen, die er von England mitbrachte, verschafften ihm Eingang beim Sultan und die Unterstützung des englischen Consuls; und es wurde ihm gestattet, an's Festland zu gehen, um unter den Heiden hinter den Suaheli's eine Mission zu eröffnen. Er kam mit Rebmann in das Dorf Rabbai Empia, gegenüber von der Insel Mombas, 5 St von der Küste, da, wo das Gebiet der Wanika's bereits in das der Wakamba's übergeht. Die Heiden nahmen sie freundlich auf, und die Brüder bauten sich auf einer Anhöhe Neu-Rabbai, das sie Kisuludini nannten. Sie eigneten sich die Sprachen der umliegenden Stämme

an, übersetzten Theile der heiligen Schrift, und versuchten sich an den Wanika's, die aber durch Trunksucht (der Cokosnußwein läßt Viele gar nie nüchtern werden) und wüste Sitten so verhärtet waren, daß ein Krüppel Johannes Mrenge lange der einzige Getaufte blieb. Indessen waren die Brüder bemüht, die Völker Afrika's in weitester Entfernung kennen zu lernen; und Krapf wanderte hunderte von Meilen hin unter unsäglichen Beschwerden und Gefahren, bekam auch Kunde von Schneebergen unter dem Aequator. Die Stämme, so versunken und verwildert sie auch sind, sprachen meist Geneigtheit zur Aufnahme von Lehrern aus. Auch Rebmann machte dergleichen Reisen, und brachte die erste Nachricht von dem Binnensee Uniamesi. Sie schmeichelten sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, einen Missionsweg durch ganz Afrika bis zur Westküste hinaus öffnen und bahnen zu können. Aber der Hindernisse stehen noch zu viel im Wege. Zuletzt wurden sie in Rabbai fast müde an der Stumpfheit der Wanika's; dazu brachte der Tod ihres Gönners, des Sultans Said-Said (1856), allerwärts große Verwirrung; und endlich (1857) drängte plötzlich Kriegsgeschrei von Innerafrika Alles gegen die Küste zu, indem die Masai's, einer der wildesten und grausamsten Stämme, der Schrecken der Karawanen, plündernd und mordend herbeistürmten. Nur einen Tag vorher hatten sich die Brüder geflüchtet, als wirklich die Masai's Rabbai überfielen. Krapf, angegriffen, begab sich jetzt nach Hause: und die Mission schien aufgehoben. Doch blieb Rebmann vorerst in Zanzibar, um seine sprachlichen Arbeiten zu vollenden; und später gestalteten sich die Umstände besser. Als er seine Station wieder aufsuchte, wurde er in Kisuludini herzlich empfangen 1859, und unter den Zeitnöthen waren 6 Wanika's zur Taufe reif geworden (1860 und 61). Der englische Consul hat in Zanzibar die Sklaverei abgeschafft, und in Folge eines Besuchs französischer Jesuiten auch für evangelische

Sendboten den freien Eingang in alle seine Gebiete vom Sultan ausgewirkt (1861).

Das mag auch den Hermannsburger Brüdern zu gut kommen, welche schon einmal (1853) umsonst versuchten, über Zanzibar zu den Gallas zu gehen. Prediger Harms hatte nämlich ein eigenes Schiff, Candace, aus Beiträgen bauen lassen, welches das Missionsschiff bleiben sollte zwischen dem Gallalande und der Heimath. Aber gleich von vorn herein wurden die Brüder, vielleicht ihrer großen Anzahl wegen (es waren 8 Missionare und 8 Colonisten), mit argwöhnischen Augen angesehen; und sie durften nicht einmal in der Stadt wohnen. Als sie dennoch ohne Erlaubniß zum Festland gingen und das freie Volk der Pokomo's besuchten, wurde der Statthalter so aufgebracht, daß sie augenblicklich abreisen mußten. Sie kamen dann nach Natal, und begannen dort ihre Arbeit. (§ 39.)

4. Der letzte Theil der Küste vom Dschub bis zum Ras Gerdaf (Kap Gardafui) heißt Somali, von den Arabern Adschan genannt. Sie ist 360 St. lang und wurde frühe von Arabern besetzt, weßwegen die Küstenbewohner, Somali's, alle Muhammedaner sind. Eigentlich reichen die Somali's bis zur Bai Tadschura, welche sie von Adal trennt. Sie sind sehr gefürchtet, weil sie die Matrosen der Schiffe, welche an der Küste scheitern, berauben und als Sklaven in's Innere verkaufen, was sie selbst schon mit Engländern gethan haben. Hinter der Küste dehnt sich das ungeheure Gebiet der Gallas aus, welches Krapf mit dem Namen Ormania benannte. Diese Gallas nämlich, d. h. Einwanderer, nennen sich selbst Ormas, d. h. starke Leute, und kamen im 16. Jahrhundert tief aus dem Inneren Afrika's, bei einer Art Völkerwanderung vordringend, zum Vorschein. Sie überfielen auch Abessinien, und wurden eine Vormauer gegen den Andrang der Muhammedaner von Arabien her, welche sonst das ganze äquatorische Afrika überschwemmt hätten. Ihre Gesammtzahl mag

6—8 Millionen betragen. Sie sind sehr tapfer und wild, fingen aber, da sie nicht unter Ein Haupt vereinigt sind, bald an, sich selbst zu bekämpfen, was sie schwächte, und den Abessiniern möglich machte, sich ihrer zu erwehren.

Mitten in dem ungeheuren Lande finden sich noch zersprengte christliche Ueberreste, die wie Oasen, freilich ohne deren erquickende Art an sich zu haben, in einer großen Wüste erscheinen. So weit sie bekannt sind, heißen sie von Schoa südlich herab: Gurague, Kambat, Wolamo, Sendschero, Enarea, Kaffa, Susa, Gonsi's. Sie zeigen an, wie weit das Christenthum vor Zeiten muß verbreitet gewesen seyn, da sie sich bis zum vierten Grad nördlich vom Aequator finden. Sie haben noch christliche Ceremonien und alte (äthiopische) Bücher, sind aber in arger Weise entartet. Von den Fernsten in Susa kamen einst Priester nach Gondar in Abessinien mit einem Ledersack, um denselben vom Abuna mit Luft anfüllen zu lassen, damit sie in ihrem Lande Priester ordiniren könnten, was sonst durch Anblasen von Seiten des Patriarchen geschieht. Schon Krapf ging mit dem Gedanken um, von Schoa aus diese alten, verkommenen Brüder zu besuchen und neu zu beleben. Segnet der HErr die Mission in Abessinien, so werden auch sie von da aus zu erreichen seyn.

---

4. Abessinien.

a) Land und Volk.

§ 45. Wir besuchen nun, weiter im Norden, Abessinien, ein Land, das zwar von den ältesten Zeiten her christlich ist, aber hier, da wir vom heidnischen Afrika reden, um so mehr schon besprochen wird, da es ganz von Heiden und Muhammedanern umgeben ist, und darum jede Mission in diesem Lande zugleich auch der Anfang einer Heidenmission ist. Abessinien, auch Habesch, einst Aethiopien genannt, von allen Seiten so umschlossen, daß es nur schwer zugänglich ist, beginnt an der Küste einwärts bei der Bai von Tadschura. Seine Ostgrenze gegen das rothe Meer ist die wüste und heiße Thalebene des Adallandes, und weiterhin die glühende Sandwüste Samhara. Der Küstensaum ist flach und einförmig, ohne gute Häven, bis zur Insel und Stadt

Massowa, welche jetzt unter ägyptischer Herrschaft steht und Sitz eines englischen Consuls ist. Von hier an reist man gewöhnlich nach Abessinien durch das nächst liegende Schoholand. Im Süden ist der Hawasch die Grenze, im Westen der Abai oder blaue Fluß (Bahar el Asrak), einer der beiden Quellarme des Nil, auch der abessinische Nil genannt; und im Norden liegt die Kolla (d. h. heißes Land), ein breiter, glühender Sumpfdistrikt, voller Urwälder mit reißenden Thieren. Von allen Seiten steigt man terassenförmig in das wild zerrissene, majestätische Gebirgsland von Abessinien, das eine natürliche Felsenburg bildet. Das Innere besteht aus großen, grasreichen Hochebenen von 4—10,000 Fuß Höhe, die von unzähligen tiefen, engen und schluchtenförmigen Thälern zerrissen sind. Das Land ist eines der fruchtbarsten der Erde; und man kann drei, ja vier mal ernten. An der Küste herrscht tropische Hitze, auf den Hochebenen eine erquickende Alpenluft, bei welcher die Eingebornen Kopf- und Fußbedeckung überflüssig finden. Die Einwohner bestehen aus sechs verschiedenen Stämmen. Der herrschende Stamm sind 1) die Abessinier, ein hellbraunes Geschlecht, von semitischer Abkunft, wie die Araber. Vom Süden her kamen 2) die Gallas, jetzt mehr Muhammedaner. An der Ostküste wohnen 3) die muhammedanischen Adals oder Danakils, ein wildes, treuloses Volk, welches den Zugang in's Innere sehr gefährlich macht. Im Norden und Westen sind 4) die Schankala's, d. h. die schwarzen Wilden, und tief südlich 5) die Gongas, vielleicht die heidnischen Ueberreste der Ureinwohner. Durchs ganze Land zerstreut endlich, am häufigsten in der Provinz Amhara, trifft man 6) die Falascha's, d. h. Juden, welche in früher Zeit, besonders nach der Zerstörung Jerusalems, hieher auswanderten.

Einst war Abessinien eine große feudale Erbmonarchie unter einem mächtigen Könige, der sich König der Könige von Habesch, in der Folge auch Kaiser nannte.

Es umfaßte wohl alle Länderstrecken bis an den weißen Fluß (Bahar el Abiad), den andern Quellarm des Nil, dessen noch unerforschter Ursprung in der Nähe des Aequators zu suchen ist. Die einzelnen Provinzen standen unter Statthaltern oder Lehensfürsten, welche an den Oberkönig bestimmte Abgaben zahlten und im Kriege Heerfolge leisteten. Solche Ausdehnung und Verfassung mag schon das alte äthiopische Reich gehabt haben. Das Christenthum aber, durch den Kämmerer vom Mohrenland (Aethiopien) vorbereitet, kam hauptsächlich im vierten Jahrhundert in's Land, und muß sich, nach den zum Theil bedeutenden Ueberresten (s. § 44) zu schließen, über das ganze große Territorium ausgebreitet haben, vom weißen Fluß an bis heraus an den indischen Ocean. Aber große Verwirrung brachten vorerst die Araber im siebenten Jahrhundert, in deren Besitz noch heute die Tiefländer sind, so daß fortan Abessinien ein dem Verkehr verschlossenes Reich wurde. Auch im Inneren gab es zerstörende Bewegungen, einmal selbst durch die eingewanderten Juden, indem im elften Jahrhundert eine Jüdin, Namens Esther, sich als Königin aufwarf, und alle Sprößlinge der Königsfamilie umbrachte, bis auf Einen, dessen Nachkomme erst nach zwei Jahrhunderten den Thron sich wieder erwarb. Neuer Fanatismus kam im sechszehnten Jahrhundert an die Muhammedaner, welche bis ins Herz von Abessinien hereindrangen und das Christenthum ausrotten wollten, welchen aber die gleichzeitig vom Süden einstürmenden Gallas ein Ziel setzten. Auf die Nachricht von der Ankunft eines kleinen portugiesischen Heeres in Massowa räumten sie das Land; und die Abessinier konnten fortan mit Glück der Gallas sich erwehren, obwohl einzelne Stämme der letzteren im jetzigen Gebiet blieben, und sonst die verwüsteten Südländer verloren waren. Auch mit den Portugiesen, welche das Land dem Papst unterwerfen wollten, gab es heiße Kämpfe, welche mit strenger Abschließung gegen europäischen Einfluß endigten. So erscheint Abessinien

mit seinen vier Millionen Einwohnern jetzt nur noch als eine große Ruine; und in dieser bildeten sich allmählig drei Königreiche, nämlich 1) das östliche Tigre, mit der Hauptstadt Adowa, 2) das westliche Amhara mit der Hauptstadt Gondar bis an den blauen Fluß, endlich 3) das südliche Schoa, mit den Hauptstädten Angollala und Ankober. Diese drei Reiche, obwohl durch ein gemeinschaftliches kirchliches Oberhaupt, Abuna genannt, verbunden, hatten meist ihre eigenen Könige, die sich aber vielfältig bekriegten. In Tigre hatte sich zuletzt der König Ubie am mächtigsten gemacht. Aber ihn überwand ein neuer Aufkömmling, Namens Kasai, welcher allmählig ganz Habesch sich unterwarf und zum ersten Male wieder zu einem Ganzen vereinigte. Er nennt sich seit 1855 Kaiser Theodoros, weil er sich für den vom Volk nach einer Weissagung erwarteten Wiederhersteller des alten äthiopischen Reiches, als eines Gottesreiches, hält, ist übrigens ein gutdenkender Mann, der Alles thut, um Volk und Sitten zu heben, weßwegen er den ihm zugesandten Missionaren herzlich zugethan ist.

Der Zustand der Kirche und des Volks ist freilich höchst beklagenswerth. Die Kirche war von Anfang an von der koptischen in Aegypten abhängig, hält auch mit dieser die Lehre von der Einen Natur Christi fest, im Gegensatz zu den orthodoxen Kirchen. Hierauf bezügliche Streitigkeiten, neben geistlos getriebenen Ceremonien und Gebräuchen, sind Alles, womit die Abessinier beweisen, daß sie Christen sind. Ihr Abuna, d. h. unser Vater, wird, besonders seit 1280, vom Patriarchen in Kairo ordinirt. Er weiht die Priester durch Anblasen, salbt die Könige und regiert, in Gemeinschaft mit dem Edschege, dem Oberhaupt der Mönche, die Kirche. Geweihte Priester dürfen nicht mehr heirathen, wiewohl sie die Frauen, die sie vor der Weihe hatten, nicht entlassen müssen. Alte christliche Bücher sind in Menge vorhanden, und Bibeln und Litaneien im Gebrauch, aber nur in äthiopischer Sprache, die kaum noch die Priester ver-

stehen. Alles christliche Denken geht in den Fragen über die Naturen und Geburten Christi auf. Große Bedeutung haben auch die Heiligen, und besonders Maria und der Erzengel Michael. Sonst bleibt das Volk in grenzenloser Verdorbenheit und heidnischer Härte, die durch die Kriege unter sich und gegen die Gallas fortwährend genährt wird. Vielweiberei ist kirchlich verboten und schließt vom Abendmahl aus, aber bürgerlich erlaubt; und die Großen halten sich eine Menge Frauen und Sklavinnen. Die Sittenlosigkeit ist so groß, daß eckelhafte Krankheiten weit verbreitet sind. Sie wird genährt durch die Schaar schamloser Mönche, die nach den Regeln des heiligen Antonius, Makarius und Pachomius sich zu bilden vorgeben. Der Fasttage sind so viele, daß sie zusammen neun Monate des Jahrs ausmachen; aber um so maßloser ist sonst die Zügellosigkeit. Aberglauben aller Art, Amulete, Zaubereien, selbst Opfergelübde an den bösen Geist Ner, die vorkommen, zeigen die Tiefen der Finsterniß, in welche das Volk verstrickt ist. Gar abscheulich waren bisher in Schoa die häufigen Ausfälle auf die Gallas, nur um gewisse abgeschnittene Glieder der Erschlagenen als Siegeszeichen nach Haus zu bringen, oder Sklaven zu gewinnen. Große Schuld hatte das Volk besonders an der bisherigen großen Ausdehnung des Sklavenhandels. Denn die großen Karawanenstraßen, auf welchen aus Ostafrika fortwährend Truppen von 100—3000 Sklaven, meist Knaben und Mädchen, hingeschleppt wurden, gingen mitten durch Abessinien; und die Fürsten bereicherten sich an der Durchgangssteuer. Theodoros hat jetzt den Sklavenhandel auf's Strengste verboten. Vielleicht mag ihm zur Hebung des Volks etwas gelingen, in Gemeinschaft mit dem Abuna, der seit 1841 im Amte steht, und einst Schüler und Freund der Missionare in Aegypten war.

———

b. Die Missionen.

§ 46. Abessinien gehört zu denjenigen Ländern, in welchen die Mission nicht erst das Christenthum zu pflanzen hat, sondern ein vorhandenes neu beleben und verbessern will. Wenn katholische Missionare sich um solche Länder bemühten, so ist es ihnen darum zu thun, die bisher außer Zusammenhang mit ihrer Kirche stehenden Länder dem römischen Stuhl zu unterwerfen. Viele protestantische Missionare wollen an den vorhandenen Kirchenverfassungen nichts ändern, auch nicht für eine gewisse Confession Proselyten machen; sondern ihr Streben geht nur darauf hin, ein lebendiges Christenthum zu wecken, und demgemäß die Kirchen selbst zu veranlassen, Verkehrtes aus ihrem Schoße mehr und mehr zu verbannen und auf einen ächten Christensinn zu wirken. Katholische Missionare nun haben schon frühe in Abessinien sich versucht; und Jesuiten brachten es 1626 so weit, daß wirklich ein König mit einem Theil seiner Unterthanen zum römischen Bekenntniß übertrat. Aber der Zwang, der auf die Uebrigen angewendet wurde, zündete die Kriegsfackel an. Der Verlust von 8000 seiner Unterthanen brachte den König zur Besinnung; und die Jesuiten wurden vertrieben. Neue Versuche deutscher Franciskaner von 1714 an machten das Andenken an die Katholiken noch verhaßter; und lange Zeit blieb das Land den Fremdlingen ganz verwehrt. Erst in neuerer Zeit, da schon die Protestanten festen Fuß zu haben glaubten, kamen Jesuiten wieder in's Land; und von 1838—1855 hatten sie großen Einfluß auf den König Ubie. Als aber Theodoros aufkam, wollte der Abuna nicht eher mit diesem etwas zu schaffen haben, als bis die Jesuiten aus dem Lande vertrieben wären. Dieß geschah; und unter Theodoros werden sie kaum wieder emporkommen.

Ein besonderer Umstand brachte die protestantische Mission in's Leben. Ein Abessinier, Abi Rumi, der

schon 1770 Dolmetscher des berühmten Reisenden Bruce gewesen war, kam nach mancherlei Schicksalen hart erkrankt zu dem französischen Consul Asselin nach Kairo. Er genas und blieb aus Dankbarkeit im Hause. Asselin ließ ihn die Bibel in die amharische Sprache übersetzen und verkaufte 1820 das Manuscript an die englische Bibelgesellschaft. Dieß gab der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft Anlaß, einen Missionsversuch in Abessinien zu machen. Sie schickte 1826 zwei Zöglinge von Basel, Missionar Gobat (jetzt Bischof in Jerusalem) und Kugler mit vielen Bibeln dahin ab. Ausgebrochene Bürgerkriege hielten diese in Kairo hin; und erst 1829 traten sie die gefahrvolle Reise an. Sie kamen in die Provinz Tigre, deren Fürst Sabagadis sie freundlich aufnahm und gerne hörte. Gobat kam auch nach Gondar zu dem Fürsten Marie, stand aber bald allein im Lande, da Kugler starb. Außerordentlich war der Eindruck, den seine einfachen und bescheidenen Reden auf das Volk machten. Ueberall erhielt er Beweise von Zuneigung; und während er auf eine geschickte Weise und durch das freie Geständniß: „Ich weiß es nicht!" verfängliche Fragen abzulenken und stets auf die Hauptsache, die Buße und den Glauben, zu kommen verstand, stieg er immer mehr in der Achtung des Volks. Das ganze Land wurde von seinem Rufe erfüllt; und selbst bei den Priestern, obgleich sie manche Widersprüche erhoben, regte sich nichts Feindseliges. Alles wetteiferte, ihn zum Freunde zu haben; und als ein verderblicher Krieg zwischen Marie und Sabagadis ausbrach, fand Gobat bei Beiden Schutz. Doch flüchtete er sich, als der edle Sabagadis in der Schlacht gefangen und hingerichtet wurde, einige Zeit in das Schoholand und verweilte in einem Felsenkloster, zu dem er auf Seilen emporgezogen werden mußte, bis es ruhiger im Lande wurde und er seine Rückreise nach Aegypten antreten konnte. Eine zehrende Krankheit, der Bandwurm, an dem viele Abessinier leiden, nöthigte ihn, seine Rückreise zu beschleunigen. Gerne hät-

ten ihn die Leute als ihren Abuna behalten; und rührend war der Abschied, bei welchem der lebhafteste Wunsch einer baldigen Rückkehr ihm zugerufen wurde (1833).

Die günstigen Aussichten nahmen bald eine andere Wendung. Gobat kam Ende 1834 mit Missionar Isenberg wieder nach Tigre zu dem Fürsten Ubie, litt aber so sehr an der alten Krankheit, daß ihm nichts übrig blieb, als nach Haus zurückzukehren. Mehrere Missionare schloßen sich an Isenberg an. Um der Mission eine festere Grundlage zu geben, kauften sie ein Grundstück und bauten ein Haus, das zu Versammlungen und einem Institut für Jünglinge dienen sollte. Daneben fuhren sie fort, durch Gespräche und Reden auf das Volk zu wirken und Bibeln auszubreiten. Isenberg besorgte auch eine Uebersetzung des Neuen Testaments in die Tigresprache. Aber Klagen der eifersüchtig gewordenen Priester und noch mehr der ungünstige Einfluß der eben (1838) angekommenen römischen Priester bewirkten, daß Ubie plötzlich den Missionaren die Weisung gab, innerhalb fünf Tagen das Land zu verlassen. Sie waren als Leute angeklagt, die eine falsche Lehre einzuführen, ja noch mehr, das Land allmählig dem König von England in die Hände zu spielen gedächten, wobei ihr Grundstück und Haus den Vorwand abgeben mußte. Alle Gegenvorstellungen blieben fruchtlos; und die Mission war somit aufgelöst (1838). Etwas später wurde der junge Abessinier Guebru, der mit seinem Bruder in Bombay von Dr. Wilson erzogen worden war, von dem Letzteren nach Tigre geschickt, um eine Schule zu eröffnen. Diese bestand noch 1855, mußte aber dann auch aufgehoben werden.

Weil übrigens der König von Schoa, Sahela Selassie, schon früher die Missionare dringend um Lehrer gebeten hatte, wagten 1839 die Brüder Isenberg und Krapf die Reise dahin. Sie zogen bei Tadschura, wo man sie nur mit Mühe durchließ, in's Land hinein und kamen glücklich mit vielen Bibeln nach Ankober,

wo sie der König, ein grausamer und sittlich verdorbener Mann, der zu seinen 500 Frauen gar noch Gelüste nach einer englischen Prinzessin hatte, zwar als Gastfreunde gut behandelte, aber in der Hauptsache ihnen nicht zu Willen war. Isenberg verließ bald Schoa, Krapf blieb allein und wagte es mit einer kleinen Schule in seinem Hause. Er hatte aber viel Unangenehmes durchzumachen, mußte selbst an den barbarischen Auszügen gegen die Gallas Theil nehmen. Priester und Mönche wollten den König aufhetzen; und dieser wurde durch Unterhändler von England und Frankreich, welche um den Einfluß auf das Land wetteiferten, vielfach verstimmt. Die Nachricht endlich von der Ankunft zweier Brüder in Tadschura, wo man ihnen den Durchgang verwehrte, veranlaßte Krapf, abzureisen. Er wagte es, über die Wollogalla's hin nach Massowa zu reisen. Unterwegs wurde er rein ausgeplündert; wie durch ein Wunder gerettet, kam er in Massowa an. Als er aber 1842 mit den Brüdern nach Schoa zurückkehren wollte, wurde auch ihm der Dnrchgang verwehrt. So war dieser Versuch gescheitert; und Krapf begann seine Missiou an der Ostküste (§ 44). Im Ganzen waren 8000 Bibeln in Abessinien verbreitet worden.

Unterdessen konnte Bischof Gobat zu Jerusalem sein ihm lieb gewordenes Abessinien nicht gar aufgeben, und er wurde mit dem Vorsteher der sogenannten Pilgerschule auf St. Krischona bei Basel eins, Zöglinge dieser Schule für Abessinien vorzubereiten. Diese sollten dort als Laien zunächst ihr Handwerk treiben, dabei aber mit christlichem Wort und Wandel den Abessiniern vorleuchten und die Bibel verbreiten. Deren Etliche geleitete 1854 Krapf nach Abessinien mit Empfehlungsschreiben von Gobat an den König und den Abuna. Jener war erfreut über die nützlichen Handwerker, und will ihnen auch in Religionssachen nicht im Wege seyn. Krapf machte dießmal den Rückweg über Chartum den Nil herab, und zeigte so den nachfolgenden Brüdern den be-

quemeren Weg nach Abessinien. Die Brüder stehen in gutem Verhältniß zu dem Könige; und wenn Anfangs in dem Abuna eine Eifersucht darüber sich regte, daß der König sie so sehr beehrte, ja selbst in den Adelsstand erhob, so hat er sich doch auch wieder ihnen genähert. Sie leiten nun neben ihrem Gewerbe eine Schule mit Judenkindern, die dem Könige gefällt; und dieser steht so, daß er jetzt in der Kirche die Bibel nur im Amharischen, d. h. in der Volkssprache gelesen will. Dabei will jedoch weder er noch der Abuna von der Duldung einer andern als der Landeskirche hören.

Sonst ist die Gesellschaft der St. Krischona-Schule jetzt bemüht, eine sogenannte Apostelstraße den Nil herauf anzulegen, d. h. 12 Stationen, je 50 Stunden von einander entfernt, zu errichten, deren erste die St. Markus-Station heißen soll (s. § 80).

Neulich (1860) haben auch Judenmissionare die Falascha's besucht und vom Abuna die Erlaubniß erhalten, unter ihren Brüdern das Evangelium zu verbreiten. Diese sind sehr unwissend, aber sittlicher als die Landeschristen, und lesen die Bibel mit großem Eifer. Unter den Mönchen aber — denn auch die Juden haben dort Mönche — erhebt sich bereits eine starke Opposition. Und bekehrte sich ein Jude, so müßte er sich in der abessinischen Kirche taufen lassen, die er wegen des Bilderdiensts verabscheut.

---

5. Sennar.

§ 47. Wir werfen noch einen Blick auf Sennar, eine an der Nordwestgrenze Abessiniens gelegene ägyptische Provinz. Sie war einst ein großes heidnisches Negerreich, weit am weißen Fluß hinauf. Auch den Nil weiter herab gab es viele unabhängige kleine Fürsten, die sich als Sultane geberdeten, und um deren willen das Reisen den Nil herauf sehr gefährlich, ja fast unmöglich war. Als nun hieher die aus Aegypten vertriebenen Mameluken sich geflüchtet hatten, eilte ihnen das Heer des verstorbenen Pascha Mehmed Ali nach, vernich-

tete sie und unterwarf sich (seit 1820) die ganze Provinz. Sennar erstreckt sich vom Zusammenfluß der beiden Nilarme an noch 150 Stunden diese Flüsse herauf mit einer Breite von 40 Stunden. Auch das westlich vom weißen Fluß gelegene und bis Darfur reichende Land Kordofan, das sonst ein eigenes Oberhaupt hatte, ist jetzt dem Pascha unterworfen. Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs ist Chartum, eine neu erbaute Stadt. Ohne Zweifel war einst das Christenthum auf der ganzen Halbinsel zwischen dem weißen und blauen Nil verbreitet, und vielleicht sind im Süden noch christliche Ueberreste, wie im Gallalande. Jetzt wohnen überall schwarze, heidnische Neger, auf welche die Egypter häufig Sklavenjagden machen. Auch das Tiefland vom blauen Nil bis zum Hochland Abessiniens haben die Aegypter eingenommen. Auf Letzterem bewachen die abessinischen Kamanten die Zugänge, welche die Bergpässe in Händen haben. Diese Kamanten sind zwar getauft, haben Priester, gehen zum Abendmahl und tragen das Mateb, d. h. die blaue Schnur, zum Zeichen der Christlichkeit, werden aber doch nicht von den Abessiniern als Christen angesehen. Sie verrichten ihre Ceremonien in dichten Wäldern und verehren die Kaktuspflanze, der sie eine vernünftige Seele zuschreiben, aus welcher das Menschengeschlecht entsprossen sei.

Durch die Eroberungen der Aegypter ist nun der Weg nach Afrika geöffnet, auch die Bahn zu Missionen gemacht, weil die Gewaltthätigkeiten der Muhammedaner gegen die Christen aufgehört haben. Eine Art von Mission haben nun die Kopten, wie die Christen in Aegypten heißen (s. § 79.), welche jetzt, wo sie wollen, Kapellen bauen dürfen. Weil sie an allen Hauptorten der Regierung als Schreiber angestellt werden, so bestimmen sie in der Regel ihre Verwandten und Freunde, sich da niederzulassen, wo sie sind, und Handel zu treiben. So entstehen kleine christliche Gemeinlein, die sich Kapellen bauen und einen Priester anstellen. Auf diese Art ist in der

früheren Hauptstadt Sennar eine christliche Gemeinde entstanden von etwa 50 Seelen, die einen Komos haben, wie der nächste christliche Würdenträger nach dem Bischof heißt, der als Priester und Schulmeister fungirt. Diese kleinen Kolonien der Kopten unter Muhammedanern und Heiden könnten, wenn sie einmal neu belebt würden, noch Lichtpunkte für jene Gegenden werden. — Eine eigentliche Mission aber haben die Katholiken in der Provinz Sennar, vom Marienverein in Wien unterstützt. Sie haben Schulen, in welche sie befreite Sklavenkinder aufnehmen, die später wieder zu ihren Landsleuten zurückkehren sollen. Ihren Mittelpunkt haben sie seit 1848 in Chartum. Mußte auch ihre Mission zu Gondokoro im Barriland eingehen, so rüsten sie sich jetzt zu neuen Unternehmungen in Sudan.

Zweiter Theil.

Die Länder Muhammeds und die alten Kirchen.

I. Einleitung.

1. Die Muhammedaner.

§ 48. Ehe wir die ferneren Heidenländer aufsuchen, begeben wir uns zu den ehmals christlichen Ländern, welche seit 622 von Anhängern des falschen Propheten Muhammed überschwemmt worden sind. Die Mission hat hier ein weites Feld vor sich, indem nicht nur die Muhammedaner selbst, sondern auch, wie wir an Abessinien gesehen haben, die alten christlichen Kirchen der Heilswahrheiten des Evangeliums fast entbehren. Auch Heiden sind noch da und dort unter sie gemischt, und Juden werden auch viele angetroffen.

Muhammed wurde um 570 in Arabien geboren, wo das Christenthum bis zu seiner Zeit noch keine feste Wurzel gefaßt hatte. Die Araber besaßen in jener Zeit einen alten Tempel Kaaba in der Stadt Mekka, von dem sie glaubten, daß ihn der Erzvater Noah erbaut, und Abraham in Verbindung mit Ismael wieder hergestellt habe. In diesem Tempel waren 360 Götzenbilder, welchen bisweilen selbst Menschenopfer dargebracht wurden. Der Stamm Koreisch, zu welchem Muhammed gehörte, führte die Aufsicht über den Tempel. Muhammed wurde ein Kaufmann, hatte aber schon frühe Neigung zur Zurückgezogenheit, und hielt sich jährlich einen Monat lang in einer Höhle bei Mekka auf. Doch machte er auch in Angelegenheiten einer reichen Wittwe, die er später heirathete, ausgedehnte Reisen. Im 40. Jahr glaubte

er eine Erscheinung des Engels Gabriel zu haben, der ihm den Auftrag gab, den Götzendienst auszurotten, das Judenthum und Christenthum zu reinigen, und die Religion Abrahams und der ächten Propheten verklärt wieder herzustellen. Als er auftrat, gab es Haß und Erbitterung; und er hielt sich an Leute aus Medina, einer Stadt, die mit Mekka immer in Feindschaft lebte. Darüber kam er in Lebensgefahr und mußte bei Nacht aus Mekka fliehen. Mit dem Tage dieser Flucht (d. h. Hedschra, es war der 16. Juli 622) beginnt die muhammedanische Zeitrechnung. Nun glaubte er, von dem Throne Gottes das blutige Racheschwert erhalten zu haben, und den Befehl, den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen auf dem ganzen Erdboden zu beginnen. Mekka mußte sich 629 ergeben, ganz Arabien nahm seinen Glauben an. Schon hatte er den Persern, Griechen, Aegyptern, welche seine Boten mit Hohn zurückwiesen, den Krieg erklärt, als er 632 starb.

Nach Muhammeds Tode mußten Nachfolger, d. h. Chalifen erwählt werden; und unter den 4 ersten derselben führten die Araber, auch Sarazenen genannt, die sogenannten heiligen Kriege, durch welche schnell fast die ganze alte Christenheit zertrümmert wurde. In sieben Jahren hatten sie Syrien mit Palästina, Persien und Aegypten erobert. Die Christen behielten wohl meist ihre Kirchen und Gottesdienste ohne Klang; aber muhammedanische Bethäuser, Moscheen genannt, erhoben sich überall, und die Christen waren an allen Orten fortan nur die Geduldeten. Es sollen über 6000 Kirchen zerstört worden seyn; unzählige Christen ließen sich theils durch Furcht, theils durch weltliche Vortheile bewegen, den neuen Glauben anzunehmen. Bald war ganz Nordafrika überfluthet; ja 711 kamen die Araber auch nach Spanien herüber und über die Pyrenäen nach Frankreich, um von da durch Deutschland und Ungarn bis Konstantinopel vorzudringen und überall ihren Propheten an die Stelle Christi zu setzen.

Indessen wurden sie zum ersten Male vom fränkisch-deutschen Heere unter Carl Martell geschlagen 730, seit welcher Zeit ihr Vordringen in Westeuropa aufhörte. Doch brauchte es Jahrhunderte lange Kriege, bis sie aus Spanien verdrängt wurden (1490).

Im Morgenlande wurde von 750 an Bagdad der Sitz des Chalifats; aber unter beständigen Bürgerkriegen war dieses bis 1250 in einzelne Theile zerfallen. Nun erstand allmählig das türkische Reich, welches endlich 1453 mit Konstantinopel die letzten Reste des alten griechisch-römischen Reiches verschlang. Man kann bei der Ausbreitung des Muhammedanismus, der auch in den Tiefen Afrika's, wie an der West- und Ostküste dieses Welttheils Eingang fand, ferner durch ganz Indien und an allen Küsten des indischen Archipels sich verbreitete, und der mehr als alles Heidenthum gegen das Christenthum die Herzen verhärtet, nicht umhin, an besondere Kräfte der Finsterniß zu denken, welchen um der Entartung der Christenheit willen eine solche Macht von Gott eingeräumt worden ist. Um so nöthiger ist's, daß die Mission ihre Schuldigkeit thue.

Reden wir noch etwas von der Lehre Muhammeds. Dieselbe erscheint als ein Gemisch von Heidenthum, Judenthum und Christenthum, und heißt Islam, d. h. Glauben, wornach ihre Bekenner Moslems, d. h. Gläubige genannt werden. Den Grundgedanken bildet der Satz: „Es ist nur Ein Gott, und Muhammed ist sein Prophet," womit der Götzendienst und die Lehre von der Trinität verworfen, auch Muhammed über Christus gestellt wird. Sonst besteht der Islam weniger in eigenthümlichen Glaubenssätzen, als in verschiedenen, zum Theil sehr beschwerlichen Uebungen. Gebet, Fasten, Reinigung, Almosen, Wallfahrt nach Mekka sind Hauptvorschriften, deren rein äußere Beobachtung genügend ist, um zu den Freuden des Himmels zu gelangen, welche auf eine dem sinnlichen Menschen recht zusagende Weise geschildert werden. Daneben ist Wein, Spiel, Wucher verboten, Viel-

weiberei gestattet. Das heilige Buch, der Koran, aus 114 Abschnitten (Suren) bestehend, hat zwar eine zierliche Sprache, aus welcher die Moslems seine Göttlichkeit beweisen, ist aber dem Inhalt und Zusammenhang nach so sinnlos, daß es scheint, es sei eigentlich zu einem gedankenlosen Lesen eingerichtet. Vergebens sucht man darin, was das Herz erquickt oder veredelt, während die unwürdigsten Vorstellungen von Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit gegeben werden, auch die Leidenschaften des Zorns, der Rachsucht, der Sinnenlust, des Hochmuths unangetastet bleiben. Neben dem Koran gibt es auch mündliche Ueberlieferungen (Sunnah), welche aber nicht allgemein anerkannt werden. Vielmehr theilen sich die Moslems in zwei große Hauptsekten (der zahllosen sonstigen Sekten nicht zu gedenken), die einander auf's Bitterste hassen: die Schiiten, die beim Koran allein bleiben, und die Sunniten. Zu jenen gehören die Perser, zu diesen die Türken. Eigenthümlich ist den Moslems ein Fanatismus, wie er kaum bei andern Religionen vorkommt. Er ist so groß, daß sie augenblicklich in Mordwuth gerathen können, wenn man Miene macht, sie aus ihrer Finsterniß herauszuheben. Der Koran bedroht auch mit Todesstrafe jeden, der den Islam aufgibt, und selbst Renegaten, d. h. zum Islam abgefallene Christen, haben, wenn sie zurücktreten wollen, dieselbe Strafe zu fürchten. Eben dieses Gesetz mag Ursache seyn, daß die Verblendeten so schnell erzürnen, wenn man ihnen mit dem Evangelium nahe kommt, weil sie sogleich für ihren Kopf fürchten. Wenigstens sind sie überall zugänglicher, wo ihre Glaubensgenossen nicht die Herrschaft haben; und auf Sterbebetten, da sie Niemand mehr zu fürchten brauchen, hat schon Mancher sein lange verhaltenes Bekenntniß zum Christenthum laut ausgesprochen. Von höchster Bedeutung ist daher in der Türkei die jetzt verkündigte Aufhebung jenes Gesetzes, mit welcher die Mission daselbst in eine neue Epoche eingetreten ist.

---

2. Die alten Kirchen.

§ 49. Die Muhammedaner sind in Länder eingefallen, die fast alle christlich waren. Noch bilden diese Christen in manchen Ländern die Mehrzahl, in andern sind sie entweder ausgerottet worden, oder nur in geringen Resten übrig geblieben. Ueberall, auch wo sie zahlreich sind, müssen sie sich viel Schmach gefallen lassen; und sie haben eine kümmerliche Existenz, um so mehr, da ihr Christenthum ihnen wenig Ersatz bietet. Ihnen konnte sich daher die Mission nicht entziehen; und wir haben viel von ihnen zu erzählen.

Die noch vorhandenen Christen sind in verschiedene, aus der alten Zeit stammende Kirchen getheilt, die wohl in einigen Glaubenslehren von einander abweichen, aber doch viel Gemeinsames haben. Auch mit Rom sind sie nicht verbunden. Am verbreitetsten und Rom ebenbürtig sind die Anhänger der sogenannten griechischen Kirche. Diese hat ihren Namen von der griechischen Sprache, in der durch das ganze Morgenland das Evangelium gepredigt worden war. Je mehr Rom die Oberherrschaft über die ganze Kirche ansprach, desto entschiedener wehrten sich die Würdenträger der griechischen Kirche, die Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, gegen diese Unterordnung, wie gegen alle Neuerungen, welche von Rom herkamen. Daher schon vor der Reformation, da alle Versöhnungsversuche (bes. 1054) scheiterten, die römisch-katholische und griechisch-katholische Kirche sich gegenseitig verflucht haben.

Dagegen bekam die griechische Kirche neue Anhänger durch die Bekehrung mehrerer slavischen Völker, besonders der Russen, welche der Großfürst Wladimir 988 zur Annahme des griechischen Glaubens nöthigte. Seitdem spielt Rußland, das 1589 zu Moskau ein fünftes Patriarchat erhielt, die Hauptrolle in der griechischen Kirche. Ihm verdankt sie das symbolische Buch, welches neben älteren Synodalkanons für die griechischen

Christen allein Auctorität in Glaubenssachen hat. Auch die Darstellung des Glaubens der Russen in griechischer Sprache von 1642 wurde von sämmtlichen Patriarchen unterschrieben. Peter der Große aber hob 1702 das fünfte Patriarchat zu Moskau wieder auf, indem er unter die zur Wahl versammelten Bischöfe mit den Worten trat: „Ich bin euer Patriarch!" und 1721 das ganze Kirchenregiment seines Reichs einem Collegium von Bischöfen und weltlichen Räthen unterwarf, welches die heilige Synode heißt und zuerst in Moskau seinen Sitz hatte, jetzt in Petersburg. Der russische Kaiser sieht sich als den Protector der griechischen Kirche an und ist gewissermaßen deren Papst. Die Griechen im Morgenlande blicken auch vertrauensvoll zu ihm empor und hoffen immer von ihm ihre Erlösung. Die Klagen der Patriarchen über die Gefährdung ihrer Untergebenen durch die evangelischen wie katholischen Missionen mögen zu dem Entschluß des Kaisers Nikolaus beigetragen haben, jene Anforderungen an die türkische Regierung zu machen, welche den schrecklichen russisch-türkischen Krieg (1854—1856) herbeiführten. Weil der Krieg für Rußland ungünstig ablief, hat sich zunächst sein Einfluß auf die Christen im Orient gemindert. Diese sind freier geworden und so auch für die evangelische Lehre zugänglicher.

Die griechische Kirche hat Vieles mit der römischen gemein, nur daß sie dem Papst nicht huldigt. Sie nimmt auch als Quelle des Glaubens neben der Bibel die Tradition an, untersagt aber den Patriarchen und Synoden, neue Lehrsätze aufzustellen. Sie hat ebenfalls sieben Sakramente, die Anrufung der Heiligen und der Mutter Gottes, Reliquien, Gräber, Kreuze, und noch übertriebenere Fasten, im Gottesdienste fast nur äußere Gebräuche und weitläufige Liturgieen, wenig Predigt, auch Klöster, meist nach der strengen Regel des heiligen Basilius. Eigen ist der griechischen Kirche das dreimalige Untertauchen bei der Taufe, beim heiligen Abendmahl die Darreichung des Brods in einem mit Wein gefüllten Löffel, die einmalige Verheirathung der Priester und Anderes. Geschnitzte, ausgehauene oder gegossene Bilder werden nicht geduldet, dagegen plattgemalte in umfangreichster Weise angebetet. Man sieht, wie sehr die grie-

chische Kirche einer Reformation bedürftig wäre. Aber sie sträubt sich, auch in Folge der Unwissenheit ihrer Führer, dagegen auf's Aeußerste. Dieß hat schon Luther erfahren, der sich freundlich an sie wandte, aber entschieden abgewiesen wurde; und der gelehrte Patriarch Cyrillus Laskaris zu Konstantinopel, der in seinem Glaubensbekenntniß merkbare Annäherung an den Protestantismus zeigte, mußte solches 1629 mit dem Leben büßen.

Neben der griechisch-katholischen Kirche gibt es noch manche andere, welche von dieser als ketzerisch oder schismatisch angesehen werden. Dahin gehören die gleichfalls weit umher zerstreuten Armenier (§ 56), ferner die Kopten (§ 79), die Jakobiten oder Syrer (§ 65) und die Nestorianer (§ 67 u. 84), neben anderen kleineren Sekten. Diese Kirchen wurden durch die theologischen Streitigkeiten der älteren Zeit getrennt, und kommen sich auch jetzt noch, selbst wenn sie im gleichen Dorfe leben, nicht näher, weil Allen das eigenthümlich ist, daß sie an dem Ererbten mit einer Alles überbietenden Zähigkeit bis in's Kleinste hinein festhalten. Sie machen keine Proselyten, haben auch keine großen Kirchenlichter oder Heilige aufzuweisen, aber eine große Schaar todesmuthiger Bekenner und Blutzeugen. An allen diesen Christen, deren Christenthum in todten Formen mehr oder weniger erstarrt ist, so daß sie fast so tief versunken sind, als dieß nur bei den Muhammedanern oder bei den Juden oder bei den heidnischen Ueberresten der Fall seyn kann, hat sich die Mission versucht; und wenn sie auch lange vergeblich zu arbeiten schien, so hat sie doch in neuerer Zeit vielen Eingang gefunden.

II. Kleinere Missionsgebiete.

1. Die Barbaresken (Berberei).

§ 50. Wir beginnen mit den Missionsversuchen in den vorderen Ländern des Mittelmeers, und sprechen zuerst von Nordafrika oder den vier Barbaresken-Staa-

ten, welche westlich von Aegypten, 1200 Stunden lang an der Küste hin bis an's atlantische Meer reichen.

Hier waren im Alterthum die berühmten Provinzen Mauritanien, Numidien, Afrika, Lybien; und in dem jetzigen Tunis stand das alte Karthago. Die Römer nannten die Küste das Kleinod ihres Reiches, ihre ergiebigste Kornkammer. Hier waren auch einst die blühenden Kirchen eines Cyprian, Augustin und Anderer, deren Einfluß auf die Christenheit so bedeutungsvoll war. Hatten aber schon die Vandalen 429 Verwüstung gebracht, so wurde vollends durch die Araber von 647 an Alles niedergetreten. Alle Bildung, die einst das Land ausgezeichnet hatte, ist dahin, das Christenthum erlosch selbst dem Namen nach. Allmählig bildeten sich die Staaten Tripoli mit Barka, Tunis, Algier, Fez mit Marokko, von despotischen Regenten beherrscht und in lockerem Verbande mit der Pforte stehend. Sie heißen auch Raubstaaten, weil sie viele Jahrhunderte lang gewerbsmäßig die Seeräuberei trieben, welcher erst 1830 die Eroberung Algiers durch die Franzosen ein Ziel setzte.

Die jetzigen Bewohner theilen sich in Kabylen, Araber und Mauren, Neger, Juden und Türken; und Franzosen und Deutsche sammeln sich immer mehr in Algier. Die Kabylen, auch Barabra oder Berbern genannt, sind die räuberischen Ureinwohner, die in kleinen Dörfern leben. Neben ihnen wohnen zahlreiche Araber, welche als Städtebewohner Mauren heißen oder als Beduinen nomadisiren. Die Juden verbreiteten sich in Nordafrika besonders seit 1492, da ihrer 800,000 aus Spanien vertrieben wurden. Obwohl sie sehr verachtet sind, spielen sie doch als Geschäftsleute, Zöllner, Schreiber, Dolmetscher eine große Rolle. Sie sind wahre Juden, ganz den alten Pharisäern gleich, und vielleicht in einem besseren religiösen Zustand, als viele in Europa, aber freilich um so unempfänglicher für das Christenthum.

Die Mission warf bald ihre Blicke auf Nordafrika, konnte sich aber zunächst nur an die Juden wenden, hoffend, daß, wenn nur irgend eine geistliche Bewegung unter die Bevölkerung käme, Solches für Alle bedeutsam werden könnte. Freilich sind auch die Juden, weil von

den Rabbinern auf's Strengste überwacht, nur schwer anzufassen. Vorerst bereisten etliche Missionare die Länder, und versuchten durch Gespräche in Juden, die sie fanden, Eindrücke zu machen, verbreiteten auch Bibeln und Traktate, welche selbst von Moslems nicht immer zurückgewiesen wurden. Besonders gesegnet waren die Reisen des Missionars Ewald, der weit herum kam und es verstand, die Juden anzuregen, bis er 1832 in Tunis sich niederließ. Wichtig waren ferner die Reisen der Missionare Ben Oliel und Markheim. Viele Schriften wurden verbreitet; und das Christenthum, durch ansäßige Europäer fast verrufen, jedenfalls in seiner wahren Gestalt unbekannt, gewann wenigstens wieder etwas an Achtung. Manche einzelne Juden wurden bekehrt und getauft. Am meisten ist in der Zukunft von dem jetzt französischen Algerien zu erwarten. Hier wohnt auch seit 1838 ein römischer Bischof, der ein Seminar errichtet hat, um Missionare für die Moslems zu bilden. Auch Marokko muß nach dem Friedensschluß mit Spanien (1860) römische Missionare bei sich dulden.

Uebersicht: 1) Marokko, ein despotisch regiertes Kaiserthum, 9 Millionen Einwohner, darunter 800,000 Juden, welche tief verachtet und mißhandelt sind; 1859 Krieg mit Spanien wegen fortgesetzter Seeräubereien. — In der Hauptstadt Marokko und in Larriche Missionar O. Levi 1844. Ben Oliel, von Tanger gebürtig, seit 1848 Missionar in Gibraltar, von wo er die Städte Marokko's besuchte. — 2) Algerien mit der Hauptstadt Algier, seit 1830 französische Provinz, und als solche wachsend in der Kultur, mehrere protestantische Pfarreien, darunter Bona, verschiedene Bestrebungen von Seiten französischer Gesellschaften; Versuche von Genf, Basel und Malta (Methodisten); in Oran Missionar Levi und Markheim 1851, von der Regierung geschützt; — in Blydah wurden 1853 vier Juden, darunter zwei Rabbiner, getauft; — Constantine seit 1858 Hauptstation der englischen Judengesellschaft. — 3) Tunis, mit Biled-ul-Dscherid, unter einem Bey, 4 Millionen Einwohner mit vielen Juden; 1857 Publikation einer neuen Constitution, welche volle Religionsfreiheit allen Parteien und Bekenntnissen gewährleistet; die Tunesen gebildeter und weniger bigott, als die andern Barbaresken. — In der Hauptstadt Tunis mit 150,000 Einwoh-

nern Missionar Ewald 1832—42 mit sichtbarem Erfolg. Auch später gesegnete Arbeit in Schulen. — 4) Tripoli, 2 Millionen Einwohner unter einem Pascha, von Missionaren aus Tunis besucht.

---

2. Malta.

§ 51. Die Insel Malta (Melite Apgesch. 28) ist 25 Stunden südlich von Sicilien gelegen, und wird für unüberwindlich geschätzt wegen ihrer kühnen Festungen und der abschüssigen Felsen, die nur an Einer Stelle bei der Hauptstadt Valetta eine sichere Einfahrt zulassen.

Die Insel, früher karthagisch und römisch, war 1520—1798 Sitz des Johanniter-Ordens, dann französisch, seit 1800 Eigenthum der Engländer. Ihre 100,000 Einwohner sind Abkömmlinge von Arabern, die von 818—1090 im Besitz der Insel waren, untermischt mit Italienern und Griechen. Sie reden einen eigenen Dialekt der arabischen Sprache, der erst durch die Missionare zur Schrift erhoben worden ist, sind sehr arm, unwissend und versunken, und bekennen sich zur katholischen Religion.

Malta wird von allen Nationen des Mittelmeers besucht; und Christen aller Parteien, Juden und Muhammedaner aus Europa, Asien und Afrika gehen unaufhörlich ab und zu. Daher wurde es im Anfang der Centralpunkt aller orientalischen Missionen, welche hier gleichsam einen Vorposten hatten, auch von hier aus mit den erforderlichen Schriften versehen wurden, wiewohl es, nachdem überall der Grund gelegt war, diese seine Bedeutung verlor. Versuche an den Einwohnern selbst blieben nicht ungesegnet, erregten aber je und je gefährliche Volksaufstände. Der Bau einer englischen Kathedrale wurde 1840 begonnen; und der seit 1842 erwählte englische Bischof von Gibraltar, dessen Parochie die Inseln und Küsten des Mittelmeers umfaßt, residirt in Malta.

Uebersicht: 1) Londoner Gesellschaft von 1811—35 mit dem Blick auf Griechenland; — 2) englisch kirchliche Gesellschaft, eine Presse bestand bis 1842 für maltesische, griechische, arabische, türkische, italienische Schriften. — 3) Eine

amerikanische Presse 1822 für armenische, persische, koptische, amharische Schriften, 1833 nach Smyrna und Beirut verlegt.

Von großer Wichtigkeit ist noch eine auf Malta seit 1846 gegründete Anstalt, die den Namen protestantisches Collegium hat. Es soll aus den umliegenden Völkern des Mittelmeers eine Anzahl junger Leute zu evangelischer Bildung heranziehen, damit sie hernach für ihre Heimathländer und Volksgenossen ein kräftig wirksamer Sauerteig werden, als Missionare, Schullehrer, Aerzte, Dolmetscher und Consularagenten; während zugleich junge Europäer hier die Mittel finden sollen, sich für die verschiedensten Stellungen in den Ländern des Ostens vorzubereiten. Von den bisher dort gebildeten 240 Jünglingen waren 98 Fremde. Gegenwärtig sind es 60 Zöglinge, darunter z. B. sieben Bulgaren und ein durch H. Martyns N. T. bekehrter Perser.

---

3. Die jonischen Inseln.

§ 52. Die jonischen Inseln gegenüber von Süditalien, früher lange im Besitz Venedigs, sind seit 1815 ein unter britischem Schutz stehender Freistaat, der sieben Hauptinseln in sich begreift.

Die Bewohner, etwa 200,000 auf 47 Quadratmeilen, sind meist griechischer Confession, und wünschen neuerdings mit Griechenland vereinigt zu werden. England aber besitzt an der Hauptstadt Korfu einen bedeutenden, wohlbefestigten Hafen.

Verschiedene englische Erziehungsgesellschaften haben hier für Bildung der Jugend gewirkt. Sie waren mitbetheiligt bei den aufopferungsvollen Bemühungen des Grafen Guildford, aus welchen 1823 die Universität auf Korfu hervorgegangen ist, die nun Kirchendiener, Kaufleute, Richter, Oekonomen rc. erzieht. Sie gründeten viele Volksschulen, bald auch für die Mädchen, welche bisher bei der Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts völlig verwahrlost worden waren. Dazu wirkten auch Frauengesellschaften in Newyork, Schottland und England mit. Besondere Verdienste erwarb sich Pro-

fessor Bombas, ein geborener Grieche, später in Athen angestellt, als vieljähriger Präsident der Universität und energischer Vorstand des Schulwesens. Es bestanden 1846 im Ganzen unter 270 Lehrern 140 Schulen mit 6000 Schülern. Auch Traktat- und Bibelgesellschaften thaten das Ihre.

Man hätte gerne auch auf eine Verbesserung der griechischen Kirche des Staats gewirkt; dazu kamen Londoner'-, engl. kirchliche- und Methodisten-Missionare. Die Eifersucht der Geistlichkeit vereitelte fast alle ihre Bemühungen. Es blieb zuletzt nur der Londoner Missionar Lowndes, seit 1819, bis auch er 1845 nach Malta ging. Doch kamen 1841 Baptisten aus Nordamerika, und gründeten mit Hilfe einer Lehrerin, Dickson, eine Schule für griechische und jüdische Mädchen. Aber wenn schon 1842 die Vertheilung von Schriften während eines Festes einen bedenklichen Aufstand veranlaßte, so steigerte sich der Haß, als Erwachsene getauft wurden, dergestalt, daß die Mission als solche 1852 aufgegeben werden mußte. Die Schule aber bestand fort.

---

4. Griechenland.

§ 53. Wir kommen nun nach Griechenland selbst, dem erst 1833 gegründeten Königsstaat.

Das Land, so berühmt im Alterthum, fiel 395 an das griechisch-römische Kaiserthum und blieb ein Theil von diesem, bis es 1460 von den Türken erobert wurde. Es schmachtete seitdem unter schwerem Druck und errang sich erst 1821—1833 mit Hilfe europäischer Mächte die ersehnte Freiheit. Langsam erhoben sich die Städte und Dörfer aus ihren Trümmern. Die herrschende Religion ist die griechische (s. § 49); aber wenn die Griechen bisher unter dem Patriarchen von Konstantinopel standen, so hat die neue Regierung sich von diesem unabhängig erklärt, und leitet nun die Angelegenheiten der Kirche durch den neu gebildeten sogenannten heiligen Rath, dessen Beschlüsse von der Genehmigung des Königs abhängen. Traurig war bisher der Verfall der Kirche, da in dieser längst alles regere Leben erstorben war, und beim Mangel der heiligen Schrift die schmählichste Unwissenheit herrschte.

Viele Gesellschaften haben seit der Befreiung Griechenlands auf dessen geistliche Wiedergeburt hinzuarbeiten

gesucht. Eine zeitlang bestanden sogar eigene Griecheninstitute in fremden Staaten, wie in Beuggen bei Basel, in London und Newyork, in welchen man eine Anzahl griechischer Kinder und Jünglinge mit dem Plane erzog, durch sie, wenn sie zurückkehrten, wohlthätige Einflüsse im Vaterland zu verbreiten. Viel geschah ferner im Land selbst, durch Bibel-, Traktat- und Erziehungs-Gesellschaften; und vier verschiedene Missions-Gesellschaften sandten Missionare, welche Schulen anlegten, und belehrend und Bücher vertheilend das Land durchreisten und da und dort sich stationirten. Diese vielseitige Thätigkeit konnte freilich nicht in die Länge fortdauern, da die Regierung, wie sie allmählig erstarkte, in Allem sich selbstständig machen, und so namentlich das ganze Schulwesen mehr und mehr in ihre Hände nehmen mußte. Schon 1853 zählte man über 300 Schulen mit 30,000 Kindern. Die Universität wurde von 500 Studenten besucht. So haben jene Bestrebungen, die auch von der Kirche viel Widerstand fanden, allmählig fast ganz aufgehört. Doch hat sich die Mission um den jungen Staat verdient gemacht, sofern sie die Anlegung von Volksschulen, namentlich auch von Mädchenschulen, allerwärts angeregt und unterstützt, passende Schulbücher geliefert, die Verbreitung der heiligen Schrift und deren Einführung in den Schulen befördert, auch sonst ungemein viel Schriften verbreitet hat, die manchen Herzen ein Segen seyn mochten. Noch jetzt finden über 16,000 Bibeln jährlich den Weg in's Innere des Landes, und stehen Bücherläden da und dort, besonders zu Athen, offen, welche die mannigfaltigsten christlichen Bücher feil bieten. Mit Recht darf man sich von Solchem für die Zukunft etwas versprechen, wenn auch bis jetzt eine bestimmte Einwirkung auf die Weckung von Gesinnungen, die mit der herrschenden Kirche nicht im Einklang stehen, nicht geduldet, auch oft durch Verfolgungen unterdrückt wird. Indessen sind schon seit mehr als 30 Jahren der Bostoner Dr. King in Athen, und der engl. kirchl.

Missionar Hildner in Syra, beide je und je bitter verfolgt, auf ihrem Posten geblieben.

Uebersicht: 1) Bostoner Gesellschaft begann 1827 mit Schulen auf Syra, Tino und Tenedos; ihr Missionar, Dr. King, seit 1828, erhielt 1829 von dem damaligen Präsidenten Kapo d'Istria Erlaubniß, die heilige Schrift zu verbreiten; 1831 Gründung eines Gymnasiums zu Athen, bis 1837 die Universität errichtet ward; 1835 bekommt King die Erlaubniß, in allen Orten des Königreichs die Bibel zu verbreiten; 1837—1843 Schule in Areopolis, wo zuletzt der Religionsunterricht verboten wurde; 1845 wird King, als hätte er die Jungfrau Maria gelästert, gerichtlich verfolgt und auf der Straße geschlagen, 1852 eingekerkert und eine Zeitlang verbannt; 1854 wird sein Traktat über das Lesen der heiligen Schrift vom Minister gebilligt und empfohlen, und gleich darauf die Bibel in allen Schulen des Königreichs eingeführt; King hält regelmäßig Vorträge vor etwa 50 Griechen. — 2) Amer. Bisch. Gesellschaft, seit 1830 Frau Hill's Mädchenschule in Athen, welche Lehrerinnen für Constantinopel u. s. w. gebildet hat. Dazu Knabenschulen, 1835 eine Schule in Syra, welche 1841 die Stadt übernahm; 1837—1842 eine Schule in Kanea auf der Insel Kreta. In Athen sammelt sich um Dr. Hill ein thätiger Verein lebendig-christlicher Jünglinge. — 3) Amer. Bapt. seit 1841—1856. Schulen und Reisepredigt. — 4) Engl. kirchl. Gesellschaft, lieferte zuerst Schriften von Malta her; 1830 Uebernahme der Bostoner Schule auf der Insel Syra durch Dr. Kork († 1842 in Athen) und Missionar Hildner, der trotz öfterer fanatischer Volksaufstände blieb und lange an 1000 Schüler in Seminarien, Mittelklassen und Kleinkinderschulen hatte, jetzt nur noch eine Mädchenschule von 200—300 Kindern.

III. Das türkische Reich.

1. Einleitung.

a. Geschichtliches.

§ 54. Die Türken waren ursprünglich ein Nomadenvolk hinter dem schwarzen Meere, das zum Islam bekehrt gegen Westen vordrang und 1076 Syrien und Palästina eroberte. Gegen sie hauptsächlich waren die

Kreuzzüge der Christenheit gerichtet. Ihr Reich in Ikonium wurde zwar 1292 durch die Mongolen gestürzt; aber Einer ihrer Emire, Namens Osman, wurde Stifter des neuen türkischen oder osmanischen Reichs, und setzte sich in Bithynien, Konstantinopel gegenüber, fest. Durch den Fall der Hauptstadt 1453 wurde das griechische Reich zerstört und nach seinem ganzen Umfange in das türkische verwandelt. Nachdem dieses je und je das übrige Europa bedroht hatte, sank es in den letzten Jahrhunderten zusehends. Sein Großherr oder Sultan maßte sich 1538 die Priesterwürde des Khalifats an, d. h. die geistliche Oberherrschaft über alle Moslems, welche aber nur in geringerem Grade ausgeübt und anerkannt wurde, obwohl sie die Moslems dem Namen nach gerne sehen, weil sie in ihr eine mächtige Concentration ihrer Glaubensgenossen erblicken. Der Hof des Sultans heißt die Pforte; in seinem Namen regiert der Großwezir, und der höchste Staatsrath heißt Divan. Die 28 Provinzen werden durch Pascha's regiert.

Im ganzen türkischen Reiche schätzt man die Moslems auf 21 Millionen, die Christen auf 15 Millionen. Die Bevölkerung ist aber aus den verschiedensten Stämmen zusammengesetzt, welche durch's ganze Reich bunt durch einander geworfen sind. Juden sind es etwa 250,000. Bisher hatten nicht alle Unterthanen gleiche Rechte. Die Moslems waren die Herren, und tief unter ihnen standen die Christen, Rajah genannt, d. h. weidendes Vieh. Wie der Name so wurde die Behandlung. Der Rajah war bis in die neueste Zeit nicht Bürger, sondern nur ein Schutzgenosse, ein außer dem Gesetz stehender Mensch, der kein gerichtliches Zeugniß gegen den Moslem ablegen kann, den man ungestraft niederdrücken und aussaugen darf. Er mußte eine Kopfsteuer zahlen, den Zehnten von Allem geben, auch eine Steuer für Haltung seines Gottesdienstes, mußte seinen Bischof unterhalten, Frohnen leisten, höheren Zoll zahlen als die

Moslems. Dieser gedrückte Zustand hat die Rajahs sehr heruntergebracht, und beständig von Angst umgetrieben, sind sie auch stumpf gegen höhere Gefühle geworden. Die bisherige Ungleichheit zwischen Moslems und Rajahs ist auch der Hauptgrund vom tiefen Verfall dieser Länder. Ueberall ist wenig Arbeit; der Landbau liegt darnieder; ganze Länderstrecken bleiben unangebaut und veröden. Die Moslems selbst haben überall ein ernstes, finsteres Aussehen, genießen wenig Familienfreude, besonders da, wo von der Erlaubniß, mehrere Frauen zu haben, Gebrauch gemacht wird, und machen im Ganzen so gut den Eindruck von Unglücklichen, als die Rajahs. Sonst trifft man Menschen aller Art an: viehische Schwelger neben Tausenden, die Hunger leiden, freie und räuberische Gebirgsbewohner, die weit umher die Sicherheit gefährden, schändliche Machthaber, die sich die frechsten Erpressungen erlauben, alle möglichen Arten und Abarten des Christenthums und Muhammedanismus, welche nirgends sich friedlich mit einander vertragen.

Uebrigens hat sich in neuerer Zeit Vieles im türkischen Reiche verändert, und dasselbe scheint unaufhaltsam seiner Auflösung entgegenzugehen. Seine Stärke lag bis daher im Fanatismus; in dem Grad, als europäische Einflüsse diesen abschwächen, verliert es auch seinen Halt. Lange war in der Hauptstadt die stehende Miliz der sogenannten Janitscharen die Hauptstütze des Fanatismus. Sie aber vernichtete 1827, um freiere Hände zu haben, der Sultan, womit der letzte Damm eingerissen wurde, der die längst andringenden Reformen aufhielt. Von da an sah man wenig mehr von der dämonischen Wuth, welche bisher seine Heere so furchtbar machte. Griechenland wurde befreit. Rußland drang in Asien vor. Der Pascha von Aegypten fiel ab und eroberte Syrien. Haltlos warf sich das Reich nach der Schlacht bei Nisib (1839) in die Arme der europäischen Mächte. Diese schrieben die Bedingungen des Friedens vor; und der Hattischerif (d. h. Kabinets-

befehl) von Gülhane sprach es 1842 zum ersten Male aus, daß alle Einwohner des Reichs in Rechten gleichgestellt werden sollen. Seitdem ist der türkische Hof der Spielball der europäischen Politik, und nur die Eifersucht der Großmächte unter einander hält seinen Sturz auf. Im französisch-russischen Krieg (1854—1856) retteten noch die Franzosen und Engländer den Sultan vor der Uebermacht der Russen. Aber die Eroberer Sebastopols nöthigten ihm zu Gunsten seiner christlichen Unterthanen Bedingungen ab, welche den Islam und damit das Reich selbst im tiefsten Grunde erschütterten. Das fühlten die Eiferer für den Islam wohl, und schon hatte sich 1859 eine weit verzweigte, von Obersten des Reichs angelegte Verschwörung, durch welche dem Islam alle alten Rechte wiederhergestellt werden sollten, ihrer Reife genähert, als sie noch glücklicherweise entdeckt und unterdrückt wurde. Indessen gährt es fortwährend in dem faulen Körper des Reichs. Einerseits sind die Moslems, nach der Aufhebung der Todesstrafe für den Abfall vom Islam, aufgeweckter und dem Evangelium geneigter geworden, andererseits voll Wuth über die Gleichstellung der Christen mit ihnen. So sind bereits da und dort ernste Volksaufstände gegen die Christen ausgebrochen, wie in Syrien (1860), wo sie zum Einschreiten eines französischen Heeres geführt haben. Lange wird sich der Verfall des Reichs nicht aufhalten lassen.

---

b. Neuerungen.

§ 55. Ueber die allmählig im türkischen Reiche eingetretenen Neuerungen haben wir noch besonders zu reden. Nach dem Sturz der Janitscharen (1827) fanden immer mehr europäische Sitten Eingang, auch Gesetze der Menschlichkeit und Billigkeit. Der Sultan hob 1835 das grausame Gesetz auf, welches ihm gebot, alle Söhne der verheiratheten Prinzessinen gleich nach ihrer Geburt zu erwürgen. Die Kopfsteuer der Rajahs wurde 1840

aufgehoben, was ein Riß in die ausdrücklichen Gebote des Korans war, und 1846 wurde verboten, die Sklavenmärkte auf öffentlichen Plätzen zu haben. Noch wichtiger ist, daß mehr und mehr der Grundsatz der Religionsfreiheit sich Bahn gebrochen hat. Schon nach dem Hattischerif von Gülhane (1842) sollten alle Einwohner des Reichs in Rechten gleichgestellt werden. Vorerst standen wohl der Ausführung noch unübersteigliche Hindernisse entgegen. Aber daß die Zugeständnisse nicht leer waren, hat sich 1844 bewiesen, da in Folge der Enthauptung eines armenischen Renegaten, der wieder Christ wurde, der englische Gesandte aufs Ernsteste gegen die Pforte auftreten konnte. Darauf hin hat sich der Sultan selbst förmlich verpflichtet, daß hinfort kein Renegat, der den Islam verlasse, den Tod erleiden solle.

Noch entschiedener war der Hattischerif von 1855. Darin erklärte der Sultan, daß alle Religionsformen in seinem Reiche frei und ungehindert seyn sollen; und der Minister setzte hinzu: „Die hohe Pforte erklärt hiemit, daß der Entscheid von 1844 auf alle Renegaten ohne Unterschied, also auch auf Moslems, die Christen würden, anwendbar seyn solle.“ Einstweilen freilich wollte der Großwezir, daß ein übertretender Türke das Land verlasse, und konnte man von den fanatischen Pascha's in den Provinzen nicht gerade das Beste erwarten. Dennoch hatte die Freisinnigkeit mehr zugenommen, als man sich Anfangs dachte, und sind Bekehrungen der Moslems nicht mehr etwas Seltenes. Bereits fangen sie selbst an, zwischen Moslems und Eski-Moslems zu unterscheiden. Letzteres sind die Gläubigen vor Muhamed (Christen und Juden), im Gegensatz zu Dschiaurs, d. h. Ungläubigen und Götzendienern. Wer sich mit Christen befreundet, betrachtet sie als Altgläubige, und weiß es zu ertragen, wenn er selbst zu diesen gerechnet wird. Mit jenem Hattischerif ist auch das sogenannte Tansimat durch den Sultan gewährt, ein Verfassungsgesetz, durch welches alle christlichen Unter-

thanen mit den Moslems gleiche Rechtsstellung erhielten. Es soll also hinfort in allen bürgerlichen Dingen kein Unterschied mehr zwischen Beiden seyn; auch die militärischen Ehrenstellen stehen bis zu einem gewissen Rang Allen gleichmäßig offen; alle Schmähungen sollen verboten seyn; Eide und Zeugenschaft von Christen gelten auch gegen Moslems. Aus dem Allem ist ersichtlich, daß das alte Türkenthum seinem Ende sich zuneigt; und ein eigenthümliches symbolisches Abbild davon findet sich in dem seltsamen Umstande, daß 1857 das Sandschack Scherif, die heilige Fahne des Islam, abhanden gekommen ist. Wenn sie aufgepflanzt wurde, rannten alle Türken begeistert zusammen. Denn sie soll einst vom Himmel gekommen seyn; und weil sie ohne augenblicklichen Tod Niemand berühren konnte, denkt man jetzt sie sei nicht gestohlen worden, sondern wieder in den Himmel zurückgenommen.

Um aber nachhaltig auf die alten Kirchen im türkischen Reiche wirken zu können, mußte auch die Macht der Kirchenobersten, welche früher allein im Staate Geltung hatten, beschnitten werden. Jede religiöse Gesellschaft nämlich bildete ein Millet (Gemeinwesen) mit eigener Verfassung, vertreten durch ein Mitglied in Konstantinopel, das sich mit der Regierung ins Vernehmen setzte. Für die Kirchen ist es der Patriarch, für die Juden der Oberrabbi; und diese empfangen alle Mittheilungen unmittelbar von der Pforte, wie sie ihr alle Vorstellungen und Eingaben im Namen ihrer Glaubensgenossen machen. Darum müssen sich alle Christen unter das Regiment irgend eines Patriarchen stellen, weil sie sonst keinen Schutz der Gesetze ansprechen können. Eben damit aber sind sie auch ganz der Willkür der Patriarchen preisgegeben; denn wenn diese Jemand bei der Pforte als verdächtig oder als Verbrecher angeben, so wird nicht mehr untersucht, sondern nur die Strafe vollzogen. So bekamen die Patriarchen bisher auch über die durch die Mission Bekehrten, welche sie immer als

unruhige und gefährliche Leute darstellten, leicht die Vollmacht, sie mit Einsperrung, Verbannung oder Geldstrafen, ja mit Folterung zu züchtigen. Nirgends hatten die Bekehrten Schutz. So brach 1846 in Konstantinopel eine allgemeine Verfolgung gegen die erweckten Armenier aus, die durchs ganze Reich die betrübendsten Folgen hatte. Aber das führte durch das Einschreiten des englischen Gesandten zu dem bedeutungsvollen Ergebniß, daß die Protestanten von der Pforte als eine selbstständige religiöse Genossenschaft anerkannt wurden, als ein Millet, in dessen Angelegenheit kein Patriarch sich zu mischen hat. Ihr Vorsteher ist ein Laie, ausdrücklich durch einen Ferman ernannt. So brauchen sich bekehrte Armenier oder Griechen oder Juden nur an das neue Millet der Protestanten anzuschließen, um alsbald des Schutzes der Behörden gegen Mißhandlungen versichert zu seyn.

---

c. Die armenischen Christen.

§ 56. Außer den Griechen, welche im türkischen Reiche unter den alten Kirchen obenan stehen, sind auch die Armenier, an welchen die Mission vornehmlich arbeitet, weit verbreitet. Von ihnen müssen wir daher hier schon reden (s. auch § 63 und 92). Ihr Stammsitz ist das alte Armenien, jetzt theils türkisch, theils persisch, theils russisch. Im vierten Jahrhundert zum Christenthum bekehrt, erhielten sie eine eigene, sehr geschätzte Bibelübersetzung, trennten sich aber 536 von der griechischen Kirche über der Lehre von den zwei Naturen Christi. Ihr Katholikos hat seinen Sitz zu Etschmiazin, einem Kloster bei Eriwan. Das heilige Salböl, welches er verfertigt und an die Geistlichen verkauft, und die Wallfahrten nach Etschmiazin, welche jedem Armenier wenigstens einmal in seinem Leben befohlen werden, verschaffen den Bedürfnissen der Klosterkirche, der einzigen im Orient, welcher die Moslems die Glocken

gelassen haben, genügende Einkünfte. Der Katholikos wird von den Erzbischöfen gewählt; und unter ihm stehen die beiden armenischen Patriarchen zu Konstantinopel und Jerusalem, so wie alle Erzbischöfe und Bischöfe nebst den Wartabeds, d. h. gelehrten Mönchen.

Seit der türkischen Eroberung (1514 und 1552) verließen die Armenier schaarenweise ihr Vaterland, um sich mittelst des Handels durchzuschlagen. In der Türkei ist derselbe jetzt fast ganz in ihren Händen; sie haben sich aber viel weiter zerstreut, ohne ihren Nationalcharakter zu verlieren. Sie zeichnen sich durch feinere Bildung und Rechtlichkeit vor den Barbaren aus, unter deren Joche sie leben, wie auch vor den Griechen und Juden; in ihrer Kirche scheint stets mehr wirkliche Andacht geherrscht zu haben, als in der griechischen. Auch ihrer alten Litteratur, namentlich der Bibel, haben sie sich nie ganz entfremdet, obgleich des Altarmenischen nur Wenige noch kundig sind. Sie halten treu zusammen, und die Familien haben noch einen lieblichen patriarchalischen Charakter. In vielen Städten und Dörfern der Türkei haben sie wohlgeordnete Gemeinwesen und Kirchen. In der Heimath schätzt man sie zu 1 Million, in der Türkei zu 200,000, in Persien zu 100,000, in Indien zu 40,000, in Ungarn, Rußland, Venedig u. s. w. zu 10,000. Die katholische Kirche hat sich immer viel bemüht, sie mit Rom zu vereinigen. Im Allgemeinen bleiben sie ihrer Kirche treu; aber doch gibt es jetzt an vielen Orten (in Konstantinopel 30,000) katholisch-unirte Armenier, welche aber ihre alte Kirchenordnung behalten, obgleich sie die Oberherrschaft des Papstes anerkennen. Da ihr Christenthum immerhin ein todtes geworden ist, so kann auch die evangelische Mission sie nicht übergehen. Ihr edlerer Sinn aber läßt sie bald die evangelische Wahrheit erkennen, und wenn sie sie erkannt haben, mit muthigster Standhaftigkeit festhalten.

---

2. Die europäische Türkei.

a. Die Provinzen.

§ 57. In der europäischen Türkei ist die Zahl der meist griechischen Christen ($10^1/_2$ Millionen) dritthalb Mal so groß, als die der Türken ($4^1/_2$ Millionen). Diese Länder sind alle in tiefe Finsterniß gehüllt, und haben von der Mission nur wenig Nutzen gezogen, indem sich ihre Arbeit fast nur auf die Hauptstadt beschränkte, von welcher aus freilich viele Bibeln und Schriften sich durchs ganze Land verbreiteten. Oefters ist das Land bereist worden, mit Versuchen, nach Umständen die Leute anzufassen. Aber die Oberen der Griechen, Juden und Türken ließen solche Thätigkeit nirgends ungehindert; und erst seit 1856 kann man mehr wagen, wie nun auch geschieht. Als 1856 der Bostoner Missionar Morse nach Adrianopel kam, nahmen ihm wohl die Beamten seine mitgebrachten 2000 türkische Neue Testamente weg; aber die Regierung zu Konstantinopel befahl, sie wieder herauszugeben, was der Beamte mit den Worten that: „Wenn es Gottes Wille ist, daß die Bibel die Oberhand habe, so geschehe Sein Wille.“ Jetzt ist dort ein Buchladen eröffnet.

Juden, meist spanische, sind in den Provinzen umher etwa 70,000 zerstreut, außer 80,000 in der Hauptstadt. Ihnen zu lieb wurde da und dort etwas angefangen, aber unter großer Erbitterung der Rabbinen.

Eigenthümlich sind die sogenannten Dolmi's (d. h. Pro lyten) in Saloniki, dem ehemaligen Thessalonich, die man Judentürken nennen kann. Denn sie sind Abkömmlinge von Juden, welche sich um 1666 durch einen Betrüger, der sich für den Messias ausgab, irre führen ließen, und dann, als sie verrathen waren, um ihr Leben zu retten, zum Islam übergingen. Sie halten sich aber noch als Abrahams Söhne ferne von Türken, heirathen nur unter sich, und besuchen nur der Form wegen hie und da die Moscheen, während sie zu Haus ihre jüdischen Gottesdienste fortsetzen. Es sind ihrer 5000; sie zeigen sich empfänglicher als andere Juden.

Juden gibt es außer den Dolmi's noch 30,000 in

Saloniki; und von 1843 an schien die Mission viel Eingang zu finden. Aber bald fingen die Rabbiner ihr gewohntes Spiel an. Zuerst sprachen sie heimlich den Cherem (Fluch) aus; dann wurde der Haß offenbarer; und zuletzt stellten sie sich auf der Straße auf, um die abzuschrecken, welche den christlichen Gottesdienst besuchen wollten. Gefürchtet war auch der siebenundneunzigjährige Oberrabbi, der durch seine Stellung zur Regierung imponirte und um seines fanatischen Eifers willen fast wie ein Heiliger angebetet wurde.

Die Bulgaren, vielleicht fünf Millionen Seelen, waren lange von griechischen Priestern tyrannisirt worden, welche namentlich den Gebrauch der Volkssprache verboten. Ihre Erpressungen und Unsittlichkeit wurden mit wachsender Ungeduld ertragen. Um Ostern 1860 kam der Streit zum Ausbruch. Die ganze Nation reichte bei der Pforte eine Bittschrift ein um Gewährung eines besondern Patriarchats. Sechs Gesandte Europa's unterstützten das Gesuch, aber die Pforte zauderte, wohl aus Furcht vor Rußland und Frankreich. Die Jesuiten arbeiteten mit Macht, um einen massenhaften Uebertritt zum Papstthum zu bewirken. Einige Abgeordnete gingen nach Rom, wo der Mönch Sokolski von Pius IX. zum Patriarch der bulgarischen Kirche geweiht wurde. Aber der Triumph Roms war voreilig. Sokolski ist reumüthig in den Schooß der griechischen Kirche zurückgekehrt und lebt jetzt in Odessa. Noch harren die Bulgaren auf die Gewährung eines eigenen Patriarchats. Mittlerweile ist bei Bulgaren und Türken religiöse Forschung neu angeregt worden, und die heilige Schrift wird in den Landessprachen gerne gelesen und ihr Inhalt mit Interesse besprochen.

Stationen: 1) In der Moldau, Jassy mit 60,000 Einwohnern, darunter 3000—4000 Juden, eine protestantische Gemeinde und Londoner Juden-Mission seit 1840. Galatz, freischottische Mission. Braila, britische Juden-Mission seit 1859. — 2) In der Wallachei, Buchareſt mit etwa 100,000 Einwohnern, darunter eine deutsche Gemeinde von 2000 Seelen;

Londoner Juden-Mission seit 1841 und gesegnete Schulen für 400 Kinder; 1859 Gründung einer höheren Töchterschule durch 5 Diakonissen von Kaiserswerth. — Dschurdschwo (Giurgewo), 1858 Londoner Juden-Mission. — 3) In Bulgarien sind seit 1858 amerikanische Methodisten in Tultscha, Tirnawa, Schumla und Varna thätig mit Bibelverbreitung, Schulen und Reisepredigt. — 4) In Rumelien, dem alten Thrazien, sind Bostoner Stationen mit Schulen 2c. a) Eski Sagra seit 1859, mit etwa 20,000 Einwohnern; b) Philippopolis, 1857, mit 120,000 Einw., zur Hälfte Griechen; c) Adrianopel, seit 1856, mit 130,000 Einwohnern, darunter 30,000 Griechen; d) Rodosto, am Marmora, wo sich 1852 eine armenische protestantische Gemeinde bildete. — 5) In Makedonien, Saloniki s. oben; Londoner Juden-Mission bis 1851; amerikanische Juden-Mission seit 1847; 1858 schottische Station, wie Cassandra, auf der Halbinsel südlich von Saloniki, wo eine neue protestantische Gemeinde ist, und Monastir, westlich am hellenischen Gebirge, seit 1860. — 6) In Albanien, Hauptstadt Janina, seit 1841 eine zeitlang amerikanische Baptisten-Mission.

---

b. Die Hauptstadt Konstantinopel.

§ 58. Die Hauptstadt des Reichs, einst Byzanz, jetzt auch Stambul genannt, ist auch der Hauptsitz der Mission. Sie hat einen ungeheuren Umfang, und viele bedeutende Vorstädte, die meist von besonderen Klassen der Bevölkerung bewohnt sind, wiewohl man überall allerlei Menschen durcheinander antrifft. Gegenüber an der asiatischen Seite liegt die ansehnliche Stadt Skutari, die auch als Vorstadt von Konstantinopel gilt. Diese selbst hat 500,000 Einwohner, und die Vorstädte ebenso viele. Darunter sind die Hälfte Moslems, 200,000 Griechen, 160,000 Armenier, 80,000 Juden, 40,000 Franken, und sonst noch 20,000 allerlei Volks. Unter Franken versteht man die ansäßigen Europäer (Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener 2c.), welche nicht Unterthanen der Pforte sind. In der Stadt sind gegen 500 Moscheen, darunter die ehemalige prachtvolle Sophienkirche, und über 40 muhammedanische Klöster mit Derwischen; der christlichen Kirchen sind es 20.

Alle Völker und Stämme des Reichs haben ihre autorisirten Vertreter in der Stadt. In ihrem bunten Leben, das den höchsten Luxus und die nackteste Armuth verbindet, ist geistliches und sittliches Verderben auf einen solchen Grad gestiegen, daß kaum eine Stadt der Mission bedürftiger seyn kann.

1) Wir beginnen mit der Mission unter den Türken. Diese waren bisher völlig unzugänglich. Man durfte es kaum wagen, mit ihnen über Religion zu reden, oder ihnen christliche Schriften anzubieten. Das 1822 in der Vorstadt Galata errichtete Bibeldepot mußte ganz verstohlen da seyn. Allmählig aber sahen die Türken die religiöse Bewegung unter den Armeniern und die Stürme, die sie hervorbrachten, bewunderten die Standhaftigkeit der Verfolgten, und fragten der Sache nach. Die Haltung der Bekehrten vor Gericht machte tiefen Eindruck auf die Türken; und hielten diese bisher die Christen um des Bilderdienstes willen für Götzendiener, so sahen sie jetzt andere und bessere Christen und gewannen Achtung vor dem Christenthum. Großen Einfluß auf eine Umstimmung der Türken hatte besonders der letzte russische Krieg (1854—1856), da Christenheere ihnen zu Hülfe kamen. Die Bibelgesellschaften benützten den Augenblick, da sie ungescheut handeln durften. Die Militärstationen wurden Centralpunkte für die Bibelverbreitung; Bibelträger stellten sich in den belebtesten Straßen und auf Schiffbrücken, ja in Moscheen auf, und boten das „Heilige Buch" zum Verkauf an. Später schien freilich der alte Fanatismus nur um so stärker zurückzukehren; aber die Eindrücke sind in Vielen geblieben, und die Zugeständnisse im Friedensschlusse helfen weiter. So dauert die Bewegung fort; Türken verlangen häufig selbst nach der Bibel, von der sie auf merkwürdigen Wegen Kunde erhalten haben. Die seit 1832 für Armenier und Juden angekommenen Bostoner Missionare benützen jede Gelegenheit, sich auch an die Türken zu machen; und ein bekehrter Türke Namens Williams, früher Selim Aga,

einst Kaufmann in Saloniki, der im Drang nach dem Evangelium zur Hauptstadt kam, dort tiefer angeregt, und 1852 in Malta mit den Seinen getauft und 1856 ordinirt wurde, predigt die Wahrheit frei und kräftig, so daß (in Bebek) bereits über 30 Türken getauft worden sind, ohne daß die Behörden ihren Aerger viel auslassen konnten. Interessant ist die Erscheinung, welche 1859 entdeckt wurde, von einem Imam (Moslempriester), der aus dem Koran alle Stellen, die von Christo handeln, zusammenstellte, und aus denselben ein eigenes System sich bildete, das ihn zum Ketzer am Islam und zum Stifter einer neuen Sekte machte, die Brüderschaft genannt, welche bereits an 10,000 Anhänger zählt. Er wurde als Ketzerhaupt nach Brusa in Kleinasien verbannt und hörte dort Bostoner Missionare. Entflammt für das, was er vernahm, forderte er seine Brüder in der Hauptstadt auf, nach Bebek zu fahren, um dort die rechte Wahrheit zu hören. Sogleich fuhren diese schaarenweise auf Schiffen dahin. Die Regierung hat einstweilen durch scharfe Drohungen Einhalt gethan, das Feuer glimmt aber im Stillen fort. Die Bekehrung eines Türken zu versuchen, ist vom Gesetze nicht erlaubt, Gewaltmaßregeln stehen daher noch immer zu befürchten. Ein Armeearzt, der Christ wurde, ist entlassen worden. Missionar Pfander von der englisch kirchlichen Gesellschaft (seit 1858 in Konstantinopel) hält die äußerste Vorsicht für gerathen, während andere Missionare sich sehr hoffnungsvoll äußern. — Die Ausbreitungs-Gesellschaft hat gleichfalls thätige Arbeiter in Constantinopel, welchen obiger Williams sich neuerdings angeschlossen hat.

2) Die Mission unter den Griechen in Konstantinopel war bisher nicht minder schwierig, weil ihr Patriarch als Organ der Regierung Alles von sich abhängig machte, sich auch durch seine Verbindung mit Rußland zu stärken wußte. Von Rußland allein hofften die Griechen alle Verbesserungen ihrer Lage. Die Bestrebungen des amerikanischen Missionsbischofs Dr. South-

gate, der von 1839—1849 auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen mit den Oberen der griechischen Kirche etwas zuwegebringen wollte, waren daher fruchtlos. Dennoch kamen schon 1849 etliche Griechen näher, die selbst schwere Verfolgungen sich gefallen ließen; und der Bostoner Missionar Goodell berichtet 1850 von Griechen, die als protestantische Griechen eine eigene Gemeinde bildeten, um der Herrschaft des Patriarchen sich zu entziehen, und mit Anderen bei dem Griechen Panajotes sich versammelten. Der russische Krieg endlich, der die Hoffnungen der Griechen nicht erfüllte, hat diese der Wahrheit zugänglicher gemacht. Als Prediger der kleinen Gemeinde protestantischer Griechen ist seit 1859 der Grieche Constantinides angestellt, im Dienste der schottischen freien Kirche.

Fortsetzung.

§ 59. Wir kommen 3) zu der Judenmission in Konstantinopel. Die vielen Juden der Stadt scheiden sich besonders in spanische und deutsche (oder polnische) Juden. Meist sind sie sehr schroffe Talmudisten; und zahlreich sind die sogenannten Chachamim, welche Pharisäern gleich über dem väterlichen Glauben eifern. Früher hatten ihre Oberen die Macht, Verdächtige in die Gefängnisse zu werfen, sie mit Peitschenhieben, ja mit Verbannung und Tod zu bestrafen, was Alles sich durch das Freiheitsgesetz von 1856 verändert hat. Jetzt können sie nur noch Bannflüche aussprechen. — Das erste Auftreten der Londoner Judenmissionare (1820) machte großes Aufsehen unter den Juden, besonders durch die Bibelverbreitung. Am eifrigsten bezeigte sich Missionar Joseph Wolff, ein seltsamer Mann, zuerst Jude, dann katholisch, und dem Collegium der Propaganda zu Rom entronnen, um die halbe Welt wie im Sturme zu durchlaufen, und von Jesu zu zeugen. Die Rabbiner in Konstantinopel überhäuften ihn mit Flüchen, als einen Mann, der seine Irrthümer in Jerusalem verbreitet, und,

wie ihnen geschrieben worden sei, gegen 300 Juden angesteckt hätte. Unerschrocken setzte Wolff seine Predigt fort, taufte auch mehrere Juden, bis ihm vom englischen Gesandten angedeutet wurde, es sei Zeit für ihn fortzugehen, weil eine Anklage gegen ihn bei der Pforte im Werke sei. Als er ging, waren schon die englischen Bibelagenten da, welche in 4 Jahren 21,000 Exemplare heiliger Schrift verbreiteten, darunter viele an die Juden. In jene Zeit jedoch (1824) fällt das Edikt des Sultans, angeregt durch katholische Bestechung, wornach alle europäischen Bücher weggenommen und ausgeliefert werden sollten, und in Folge dessen Tausende von Bibeln verbrannt und viele Eigenthümer derselben in Gefängnissen umhergeschleppt wurden. Dagegen wurden 1826 drei Juden getauft, welche aber alsbald von ihren Glaubensgenossen entdeckt und der türkischen Regierung zur Bestrafung hingegeben wurden. Man schleppte sie in schauerlichen Gefängnissen zwei Jahre lang umher und belegte sie mit besonderen Peinigungen. Zwei derselben erprobten eine rührende Standhaftigkeit; der Dritte erlag der Anfechtung. Seit 1835 sind beständige Londoner Judenmissionare da, die trotz der oft an Raserei grenzenden Verfolgungswuth der Juden aushielten. Sie hielten Vorträge, theilten Schriften aus, errichteten Schulen, ein Arbeitshaus und Spital. Letzteres wird besonders viel von Juden besucht, und schafft viel Gutes; jene werden oft plötzlich leer, wenn ein neuer Fluch auf die Eltern geschleudert wird, füllen sich aber stets wieder, weil den Eltern der Unterricht für die Kinder erwünscht ist. Besonders ansehnlich ist die 1858 in der Vorstadt Haskoi errichtete Schule, die mit einer Kostschule verbunden ist. Seit 1841 haben sich auch Missionare der freien schottischen Kirche an die Judenmission angeschlossen, und schon vorher seit 1831 etliche Bostoner Missionare, besonders Dr. Schauffler, welcher auch sonst nach allen Seiten große Thätigkeit zeigt. Getauft werden jährlich etliche Juden; und an den Kindern, unter welchen sogar

1859 eine Erweckung entstanden ist, nimmt man viel Erfreuliches wahr.

4) Die Mission unter den Armeniern in Konstantinopel ist besonders interessant. Diese standen bisher unter dem Banne ihres Patriarchen, welcher nicht nur ihre geistlichen, sondern auch ihre weltlichen Angelegenheiten ohne alle Kontrole besorgte. Solcher tyrannischen Herrschaft erwehrten sich aber 1841 die Armenier, da dem Patriarchen alle Civilsachen genommen wurden, und nur noch die Besorgung des Geistlichen verblieb. Ein Rath von 27 Männern besorgt nun die Civilsachen der Nation. Sonst haben die reichen Bankiers, welchen die andern meist verschuldet sind, das Heft in der Hand. Für diese Armenier nun betraten hauptsächlich Bostoner Missionare 1831 das Feld. Sie gründeten Schulen und Seminare, hielten Gottesdienste in einer eigenen Kapelle, verbreiteten die Schrift und suchten durch täglichen Verkehr sich Eingang zu verschaffen, immer mit dem Plan, die Armenier nicht aus ihrem bisherigen Kirchenverband zu ziehen, sondern nur innerhalb ihrer Kirche zu reformiren. Kaum aber waren sie etlichen Armeniern ans Herz gekommen, als die feindlichen Bewegungen begannen. So heftete ein Mönch 1837 an die Kirchthüre einen Aufruf an das Volk, sich zu erheben und die Verderber ihrer Jugend und Religion auszurotten; zugleich wurde das Seminar aufgelöst. Aber die Armenier waren damit nicht zufrieden; ein reicher Bankier streckte 5000 Thaler vor, zur Errichtung einer Knaben- und Mädchenschule für etwa 600 Kinder in Haskoi. Auch das Seminar zu Pera wurde erneuert. Zwar errichteten jetzt die Gegner ein eigenes Seminar, und jener Bankier wurde als Protestant ins Irrenhaus gesperrt (1840). Aber jenes hatte keinen Bestand, und die Missionsschule mit dem Seminar gedieh. Letzteres kam später nach Bebek. Anfangs verklagten die Ortsbehörden die Missionare beim Patriarchen als Atheisten; und die Aufregung wurde so groß, daß Missionar Hamlin lieber

vorerst die Schulen schloß. Aber schon nach drei Wochen fiengen sie an, sich zu füllen, und die Predigt trug immer herrlichere Früchte. Es gelang, selbst Frauen zum Gottesdienst zu bringen, dem sie sonst nach morgenländischer Sitte nicht beiwohnen dürfen. Wichtig wurde die 1842 von Goodell vollendete Uebersetzung der Bibel ins Armenisch-Türkische. Den Bekehrten wurde Zeit gelassen, sich tiefer ins Evangelium einzuwurzeln, da die stärkeren Angriffe unterblieben, bis sie auch diese zu ertragen reif waren. Da stand 1844 ein neuer Patriarch auf, ein geistig hochbegabter Mann, der, weil ihm die weltliche Macht genommen war, um so mehr seine geistliche Herrschsucht befriedigen wollte. Er befahl 1845 den reichen Gönnern der Bekehrten, diesen ihren Schutz zu entziehen, was ihnen geradezu den Lebensunterhalt abschneiden hieß. Alle Priester sollten anzeigen, wer nicht zur Beichte komme. Dann 1846 erklärte er alle evangelischen Armenier mit denen, die sich ihrer annehmen würden, öffentlich in den Bann, was die Folge hatte, daß viele aus ihren Häusern vertrieben, andere aller Mittel beraubt wurden und keiner seines Lebens sicher war. Mehrere Hunderte wurden von diesem Schicksal betroffen. Schriftlicher Widerruf wurde von allen verlangt. Es wurden 34 Kaufläden geschlossen, viele in's Gefängniß geworfen; andere mit Sack und Pack aus den Miethhäusern gejagt, und zwar, weil ja bereits Gewissensfreiheit publicirt war, unter allerhand falschen Vorwänden. — Diese Umstände nöthigten die Evangelischen sich zu einer armenisch-protestantischen Kirche zu konstituiren, welche im Dezember 1847 von der Pforte als eine besondere Gemeinschaft anerkannt wurde. Bereits zählte man 1007 Protestanten durch die ganze Türkei, und über 3000 andere, die als protestantisch gesinnt galten. Aber Ruhe wurde ihnen nicht so bald gegönnt. Man hängte ihnen einen Prozeß nach dem andern an, auf Grundlage erdichteter Schuldposten, zu deren Erhärtung falsche Zeugen sich leicht fanden. Trotz aller Bestechung gewannen zwar die Protestanten die meisten

Prozesse vor den türkischen Richtern, aber auch der Gewinn wurde oft ihr Ruin. Dennoch nahm unter der Trübsal das Wort Gottes zu, und wurde selbst den Türken eine Achtung für die Christen abgenöthigt (§ 58). Auch wurde 1848 der Patriarch, der sonst sich verhaßt machte, abgesetzt, ja verbannt. Von 1850 an, da die Vertretung vor der Regierung vollendet wurde, hatte die Mission in der Stadt und Türkei einen erwünschten Fortgang.

In und um Konstantinopel sind jetzt sieben Predigtplätze, und auf fünf Filialen sind armenische protestantische Prediger und Gehilfen angestellt. Das Seminar zu Bebek, zwei Stunden von der Stadt, liefert Prediger und Lehrer; und aus der Mädchenanstalt gehen wackere Frauen für sie hervor. Konstantinopel ist der Mittelpunkt aller armenischen Missionen in der Türkei. Seit 1860 besteht auch ein Diakonissenhaus mit Schwestern aus Kaiserswerth.

---

3. Kleinasien.

§ 60. Wir treten nach Asien herüber zur großen Halbinsel Kleinasien, welche östlich bis an den Euphrat und die armenischen Gebirge reicht.

Nach Kleinasien hatte einst der Apostel Paulus seine ersten Missionsreisen gemacht; und er legte den Grund zu den Gemeinden in Cilicia, Pamphilia und Lykaonia, später in Galatia. Auch die Westküste, wo Ephesus, Milet, Troas lagen, verdankt ihm das Evangelium. Hier war auch Johannes in seinem höchsten Alter Aeltester der Gemeinden. Rasch blühten die letzteren heran; und sie duldeten besonders unter den ersten Christenverfolgungen. Jetzt hat alles der Islam überfluthet; und die Zahl der Christen, meist Griechen, ist sehr gering geworden. Ja auf Gebirgshöhen trifft man auch Völkerschaften, die fast gar keine Religion mehr haben. Ueberall sieht man Trümmerhaufen; und das fruchtbare Land liegt wüste und öde.

Unter der Bevölkerung sind viele Armenier (§ 56); und an diesen vornehmlich ist neuerer Zeit viel durch die Mission geschehen. Wir geben die Uebersicht der Stationen nach den älteren Namen der Provinzen.

1) In Lydien blühten einst die sieben Gemeinden

der Offenbarung. Derzeit steht nur Smyrna, obwohl oft von der Pest, Feuer und Erdbeben heimgesucht, in großem äußerem Flor, weil sein Haven es zum Sammelplatz von Kaufleuten aus allen Nationen macht. Unter seinen 100,000 Einwohnern sind 30,000 Griechen, 10,000 Juden und 5000 Armenier. Viele Missionare und Gesellschaften haben in Smyrna längere oder kürzere Zeit gewirkt, ohne bedeutende Frucht ihrer Arbeit zu sehen. Am lebhaftesten war die Bostoner Mission (1833—1847), die sich nun fast ganz nach Konstantinopel gezogen hat. Die englisch-kirchliche Mission allein ist seit 1837 beständig auf dem Feld geblieben. Ueberall stieß die Mission auf große Schwierigkeiten. Hauptwidersacher war stets der griechische Erzbischof (eigentlich von Ephesus), der wiederholt die furchtbarsten Bannflüche aussprach, das Volk zu Aufständen aufhetzte und in toller Wuth Bibeln und andere Schriften verbrannte. Aehnlich wütheten die Rabbiner. Dazu kamen Unterbrechungen durch Pest, Feuersbrünste, 1860 leider auch der Rückfall eines bekehrten Türken, der große Sensation erregte. Neben dem englisch-kirchlichen Missionar Wolters steht nur ein Judenmissionar und ein amerikanischer Missionar unter den Armeniern. Einen guten Namen hat das seit 1853 von Kaiserswerth aus gegründete Diakonissenlehrhaus, für Töchter evangelischer Kaufleute, an welche sich auch solche von Griechen und Armeniern anschließen. Das Anstaltsgebäude mit einem großen Garten konnte 1855 durch die Freigebigkeit des verstorbenen Fürsten von Schönburg-Waldenburg für 22,000 Thaler angekauft werden.

Stationen: 1) Smyrna, zwei Bostoner Missionare und drei Prediger. — Seit 1837 der englisch-kirchliche Missionar Wolters, mit seinem Sohn und zwei eingebornen Gehilfen. — Ein Judenmissionar. — Im Diakonissenhaus acht Schwestern, 170 Töchter, meist Pensionäre; ein Frauenverein für arme Griechen, Armenier, Türken, Juden. — 2) Thyatira, jetzt Ak-Hissar, Bostoner Filial, griechisch-protestantische Kirche seit 1854, mit einem Prediger.

2) Bithynien, ist die Provinz gegenüber von Konstantinopel, mit der alten Hauptstadt Brusa. Unter der jetzigen geringen Bevölkerung, größerentheils Türken, sind, außer den griechischen, auch viele armenische Christen. Zu den letzteren insbesondere kamen 1834 die Bostoner Missionar Goodell und Schneider. Sie gründeten Schulen; und manche Lehrer (denn es bestehen fast überall unter den Christen Ortsschulen) nahmen gerne die Bibel und andere Schriften für ihre Schulen an. Bald kam hiedurch ein Dämmerlicht unter die Armenier. Nun aber zündeten die Bannflüche des Patriarchen das Feuer der Verfolgung an, darunter es an Bastonnaden, Einkerkerungen, Verbannungen, Mißhandlungen jeder Art nicht fehlte. Je heißer die Verfolgung war, desto aufgeweckter wurden die Leute durch die ganze Provinz. Ueberall bildeten sich Gruppen von Bibellesern, selbst in den Kaffeebuden, und es war eine Zeit, da man von gar nichts Anderem mehr sprach, als vom Protestantismus, weßhalb selbst das bei schwerer Strafe verboten wurde. Meist kamen die Erweckungen von selbst ohne die Beihilfe eines Missionars. Dabei dachte Niemand an eine Trennung von der bisherigen Kirche, um so weniger, da auch Lehrer und Priester von der Erweckung ergriffen wurden. Aber die Mißhandlungen von Seiten der Gegner nahmen so überhand, daß für die Angefaßten nichts übrig blieb, als die Konstituirung eigener protestantischer Gemeinden, die seit 1847 unter dem Schutze der Regierung stehen. Diese Gemeinden bauen sich auch eigene Kirchen, Schulen, Kirchhöfe, und bekommen ihre Pfarrer und Lehrer durch Hilfe der Missionare und das Seminar zu Bebek.

Stationen: 1) Brusa, am Fuß des asiatischen Olymps, 50,000 Einwohner; Anfang 1834, protestantische Gemeinde mit Kirche seit 1847, Bewegung unter den Türken 1860 (§ 58), vier Filiale am See Nicäa. — 2) Dermidesch, einige Stunden nördlich von Brusa. — 3) Jeni Scheher am See Nicäa (Jsnik), 18 Stunden östlich von Brusa; protestantische Gemeinde. — 4) Biledschik, etwa 12 Stunden östlicher, protestantische

Gemeinde. — 5) Baghdschejak, 16 Stunden nördlich von Biledschik, eine große, blühende Stadt am Meerbusen von Nikomedia; Anfang durch Bibellesen, protestantische Gemeinde unter einem armenischen Prediger 1852, liebliche Bewegung 1855; zwei Missionare. — 6) Nikomedia, an der Spitze des Meerbusens von Nikomedia, Seestadt mit 25,000 Einwohnern; erste Erweckung 1838 durch den Traktat: „das Milchmädchen;" der alte Priester Haretun; protestantische Gemeinde 1846. — 6) Adabasar, 9 Stunden östlicher; Erweckung 1840, wachsende protestantische Gemeinde seit 1846, drei Filiale.

Fortsetzung.

§ 61. 3) Die nächste Provinz ist Pontus, wie einst die Statthalterschaften Siwas und Trebisund hießen. Auch in dieser Provinz, in welcher die Christen sehr die Minderzahl sind, ist ein neues Leben erwacht, nicht nur unter Armeniern, sondern theilweise auch unter Griechen. Die Verfolgungen und Mißhandlungen überstiegen oft alle Grenzen, ohne daß das Licht ausgelöscht werden konnte. In Trebisund schienen der griechische und armenische Patriarch in Verfluchungen sich zu überbieten; und jener hatte von Konstantinopel die Weisung, jedes Mittel zu ergreifen, um die Bibelleser auszurotten. Man that auch wirklich das Aeußerste; und doch steht jetzt die kleine Gemeinde fest. An manchen Orten kamen die Lügen und Ränke, die angewendet wurden, um die Bekehrten um Hab und Gut zu bringen, zuletzt so offen an den Tag, daß die Türken den Protestanten geneigter wurden. Sind auch die neuen Gemeinden vorerst noch klein, so breitet sich doch durch Schriften und Gespräche das Licht immer weiter aus. Insbesondere sind Wahrnehmungen interessant, die man an Moslems macht, daß auch für diese das Licht im Anbruche sei. So finden sich in der Provinz eine Menge Moslems, die vormals Christen waren und um 1700 zum Islam gezwungen wurden. Diese sollen 1860, auf die Nachricht von der neuen Religionsfreiheit im Reiche, den Sultan gebeten haben, ihnen die Rückkehr zu ihrem alten Glauben zu

gestatten. Der Sultan habe ihnen diese Bitte gewährt, und gegen 1000 seien alsbald zur griechischen Kirche zurückgekehrt, während die Andern noch unentschieden seien, und von den amerikanischen Missionaren Prediger begehren. Die Sekte der räuberischen Kazilbaschen (bei Urfa) erinnert sich gleichfalls ihres früheren Christenglaubens und suchte evangelischen Unterricht. In der Stadt Marsowan ferner hat man vor einigen Jahren die Bekanntschaft mit dem Haupt einer Derwischsekte gemacht, der die Bibel sorgfältig gelesen, ja theilweise abgeschrieben hatte, und geläuterte Begriffe vom Christenthum verbreitete. Da und dort endlich, wie in Egin hörte man türkische Behörden in Gegenwart vieler Türken und Armenier ihre Achtung vor den Protestanten mit folgenden Worten aussprechen: „Diese Protestanten sind das einzige reine Volk im ganzen türkischen Reiche. Alle Anderen sind verdorben, voller Tücke und Ungerechtigkeit."

Stationen: 1) in der Mitte der Provinz: a) Tokat, am Ufer eines kleinen Flusses, einst ein wichtiger Fabrikort und Handelsplatz; Grab des Missionars H. Martyn, † 1812; erste Regung 1840; 1854 Bildung der protestantischen Gemeinde, die, weil ihr sonst keine Herberge in der Stadt gelassen wurde, im Hause des Missionars van Lennep, in einem großen Gebäude herbergen mußte, das 1859 mit den werthvollsten Schriften abbrannte; Erweckung 1860; Filiale mit Helfern sind: Amasia, wo die kleine deutsche Kolonie des Fabrikherrn Metz den besten Einfluß übt, und Zile. — b) Marsowan, nördlich von Tokat, mit reichen Kupferbergwerken; nach großer Trübsal Bildung der Gemeinde 1859; ein Missionar, blühende Schulen. — c) Die Hauptstadt Siwas, südlich von Tokat, drei Missionare, protestantische Gemeinde seit 1850, mit Filialen Divrik, Sinjan u. s. w. — d) Jozgat, westlich von Siwas, mit 16,000 Einwohnern; mehrere Zigeuner in der Gemeinde. — 2) Oestlicher Mittelpunkt ist Arabkir, an einem der nächsten Quellflüsse des Euphrats, blühende Stadt; unter den 1200 Armeniern bedeutende Regung 1846; protestantische Gemeinde 1854, an die sich auch bisherige Verfolger anschlossen; Filiale sind: Schapik, armenischer Prediger, ordinirt 1861; Egin (Agn) am Kara Su, einem Quellfluß des Euphrats, Malatia, Adiaman u. a. 3) am schwarzen Meere Trebisund, das uralte Trapezunt, unter 25,000 Einwohnern viele Griechen und Armenier, wichtiger Handelsort, die Mission seit 1835 fand viel Eingang, aber auch

viel Verfolgung; 1849 Bildung der protestantischen Gemeinde, jetzt Filial von Erzerum § 63.

Fortsetzung.

§ 62. 4. Südlich vom Pontus lag einst die Provinz Kappadocia, jetzt Karamanien, und (östlich bis zum Euphrat) Marasch. Unter den Einwohnern des ziemlich öden Landes sind viele Armenier, die weiter südlich nur noch in Aleppo zahlreicher angetroffen werden. — Sehr bedeutend sind hier die Erfolge der Mission. In deren Wohlthat hat sich die Bevölkerung schneller finden können, was zur Folge hatte, daß der Gegensatz zwischen der Kirche und dem Protestantismus nicht so schroff wurde, sondern Viele sich an den Versammlungen und Schulen mit warmem Herzen betheiligen, ohne aus ihrer Kirche auszutreten. In einigen Städten, wie in Kaisarie, fand kaum leises Murren von Seiten der armenischen Kirche statt; und im Kloster Everek, wo sonst verbannte Protestanten verwahrt worden waren, blieben die Wartabeds freundlich, und äußerten, man dürfe sie nicht mehr tadeln, wenn sie nicht umhergehen und predigen, weil ein Bekehrter zu ihren Obern gesagt hätte: „Wartabed, heutzutage haben wir unsre Prediger in der Tasche." An andern Orten, wie in Marasch, wo Anfangs die Stürme gräulich waren, schlug in der Folge die Stimmung völlig um. Aber der Glanzpunkt der Mission in jener Gegend ist Aintab, wo zwar die ersten Missionare, die 1847 kamen, weil sie von Erweckungen gehört hatten, unter einem wachsenden und steigenden Volksauflauf die Stadt wieder verlassen mußten, auch später noch einige Zeit Schwierigkeiten zu überwinden waren, aber bald eine protestantische Gemeinde von zehn Seelen sich bildete, die außerordentlich schnell zunahm, und deren Einfluß in Kurzem in der ganzen Stadt und Umgegend fühlbar wurde. Ueberall erwachte ein Verlangen nach dem Worte Gottes; und dieses zu lesen, bildeten sich viele Gruppen. Die Feindseligkeiten hörten

zuletzt fast ganz auf; und es entstanden immer wieder neue Gemeinden, so daß weithin ihrer zwölf in Verbindung mit Aintab stehen, zusammen mit 600 Mitgliedern, davon nur im Jahr 1860 107 hinzugekommen sind. Ebenso nahmen die Schulen zu. Auch ein Mäßigkeitsverein wurde 1850 gegründet, der alsbald 259 Mitglieder zählte. Gewöhnlich war es bei denen, in deren Seele etwas vorging, daß sie vom Trinken ließen, weßwegen das im Anfang den gegnerischen Anverwandten ein großer Schrecken war. Oft entstanden große Rührungen in dem Gottesdienst, darunter viel Weinen und viel Bekenntniß der Sünden. Missionsstunden, in welchen aus der Heidenwelt erzählt wurde, fanden allerwärts besonders großen Beifall. Dazu kam in die Bekehrten ein Drang, das Licht weiter zu tragen; und so zogen Handwerker in die Ferne, um neben ihrer Arbeit das Wort Gottes zu treiben. So kam das Evangelium auch unter die Armenier in der syrischen Provinz Aleppo und jenseits des Euphrats, und überall wurde ein Feuer angezündet. In Aintab selbst verpflichteten sich 30 Ausschußmitglieder, jeden Abend, da keine Versammlung wäre, ihre Freunde und Nachbarn zu besuchen und aus dem Worte Gottes zu unterhalten. Viele Jünglinge traten hervor, die sich zum Predigtamt meldeten. So entstand die theologische Schule, in welcher nun fortwährend Prediger und Lehrer gebildet werden. Eine neue Kirche, auf einem Platze erbaut, da vorher keine Kirche gestanden war, was seit der Türkenherrschaft nie gestattet worden war, wurde 1855 eingeweiht. Hieher kommen gewöhnlich über 900 Zuhörer, wie zur Sonntagsschule, an welcher Männer, Frauen und Kinder Antheil nehmen, gegen 1600. Der Pastor wird von der Gemeinde erhalten. Auch in Marasch bauten die Leute eine eigene steinerne Kirche, und sind es der Zuhörer an 1000. — Merkwürdig ist auch die günstige Stimmung der Türken zur Mission. In Marasch, wo der Widerstand am größten gewesen war, sagte 1855 der Pascha zu den Missionaren, sie könnten

unbelästigt bleiben, so lange es ihnen beliebe, weil er den Unterschied zwischen ihnen und der Kirche genau kenne. Oft nannte er die Protestanten die besten Bürger. Gegen die Vorwürfe, als ob diese Missionen ungebührliche Friedensstörungen und unberechtigte Eingriffe in fremde Kirchen wären, haben die türkischen Behörden selbst sie gerechtfertigt. — In Aintab kam es bei den Moslems bis zu offenem Bekenntniß. Ein hochstehender Derwisch nemlich, der an 100 Moslems zu Anhängern hat, bekannte 1855 auf dem Bazar und vor dem Gouverneur, daß Jesus von Nazareth der rechte Prophet sei, und der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Da erwachte aber in der Ferne der Fanatismus. Der Derwisch war schon lange im Geruch der Ketzerei gestanden, weil er das neue Testament zu lesen pflegte; und nun wurde er auf Befehl des Pascha von Aleppo in die Verbannung gejagt; und ein Theil seiner Anhänger bekam die Bastonnade. Diese Verfolgung hatte Einfluß auf die Unterhandlungen des englischen Gesandten Lord Redcliffe mit dem türkischen Minister, welchem damit bewiesen wurde, daß Verfolgungen bekehrter Türken vorlägen, Grund genug, um von der Regierung ein bestimmtes Versprechen der Gewissensfreiheit zu verlangen.

Stationen 1) Kaisarie, (einst Cäsarea am Fuße des Berges Argäus), Haupthandelsplatz im Inneren. 75,000 Einwohner, darunter 25,000 Christen; Erweckung durch Bibelträger; 1854 günstigste Aufnahme der Missionare; jetzt protestantische Gemeinde mit Filialen Germir, Mundschasun, Nigdeh u. s. w. 2) Albistan, südlicher, gesegnetes Filial; — 3) Jarpuz, in der Nähe, Filial; — davon südwestlich 4) Marasch, Station, in der Provinz gleiches Namens; 1849 Verfolgung; 1853 protestantische Gemeinde, sehr blühend; Erweckung 1861, zwei Missionare und ein Pastor; — 5) Aintab, Lehrerseminar und Schulen, drei Missionare und ein Pastor; — 6) Ehnisch, am Euphrat und andere Filiale.

5) An der südöstlichen Ecke des Mittelmeers liegt das ehemalige Cilicien, (von 1833—1840 ägyptisch.) Auch hier sind Armenier. Zu diesen kamen aus Aintab Bibelträger; und die Bostoner Missionare folgten.

Stationen: 1) Adana, 30,000 Einwohner; 1852 Bildung einer protestantischen Gemeinde, Station 1861; — 2) Tarsus, Geburtsort des Apostels Paulus; 30,000 Einwohner; 1844 Erweckung eines Wartabeds; jetzt Filial.

6) Endlich erwähnen wir noch der Inseln um Kleinasien, die jedoch mehr nur auf Reisen besucht werden. Missionsversuche waren meist vorübergehend.

Uebersicht: 1) Die vorderen Inseln, wie Patmos, Samos, Cos, Rhodus, Scio und andere wurden regelmäßiger, um 1840 und später, von englischen kirchlichen Missionaren besucht; — 2) Schulen von Schulgesellschaften auf Rhodus, Candia (dem alten Kreta) und Cypern; 5 lankastrische Schulen unter Griechen in Cypern seit 1849; — 3) auf Candia von 1837—43 der amerikanische bischöfliche Missionar Benton; — 4) auf Cypern von 1835—42 Bostoner Missionare; etwa 30 amerikanische Familien sind durch Schriften erleuchtet.

---

4. Türkisch Armenien.

§ 63. Wir begeben uns zunächst nach Turkomanien oder türkisch Armenien, das im Norden an Pontus stößt. Wir sind hier im Vaterland der vielbesprochenen Armenier, ohne daß sie im türkischen Antheil viel zahlreicher wären als anderswo. Im Süden sind bereits viele Kurden, die muhammedanisch sind und meist als wilde und räuberische Nomaden auf den Bergen herumwandern (§ 64). Erzerum ist die alte Hauptstadt des vorderen Armeniens, und um des Handels willen Sammelplatz aus der Nähe und Ferne. Als Missionar Jackson 1839 von Trebisund her dahin kam, war schon eine Warnung vor ihm aus Konstantinopel vorausgeeilt, die ihn als einen gefährlichen Verführer bezeichnete; und so wurden alsbald die, welche ihn besuchten, vom Bischof mit Bußen belegt. Nach dem Verhältniß der Entfernung von europäischer Bildung und Freisinnigkeit war hier die Unwissenheit und der Aberglaube größer als anderswo; und es herrschte ein plumper Fanatismus, der über Bibelleser wie Mörder herfiel. Selbst einem Priester gab der Bischof mit eigener Hand

90 Hiebe auf die Fußsohlen. Aber trotz aller Bastonnaden und Einkerkerungen nahm das Wort Gottes zu, besonders auf dem Lande. Ein großer Auflauf fand 1846 Statt, da selbst in des Missionars Wohnung Alles verwüstet wurde. Aber der Pascha erklärte sich gegen den Pöbel; und die Regierung gab Schadenersatz. Endlich bildete sich eine Gemeinde, und allerwärts nimmt Bibellesen und Erkenntniß zu. Selbst Moslems sind aufmerksam. Ein Bey sagte zu einem ihn besuchenden Armenier: „Mein Freund, folget hinfort nicht mehr den Menschensatzungen, daß ihr Bilder anbetet. Eure alten Gebräuche sind zu Schanden worden. Darum gebet sie auf!"

Stationen: Erzerum, Hauptstation, 30,000 Einwohner darunter 4000 Armenier; Anfang 1839; 1848 Bildung der protestantischen Gemeinde; — Filiale: Trebisund § 61. Chanus und Musch, wo noch Verfolgung stattfindet.

---

5. Mesopotamien.

§ 64. Mesopotamien, auch Al Dschesira, d. h. die Insel genannt, liegt zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris. Der nördliche Theil ist mit Gebirgen bedeckt. Der südlichere Theil ist theils eine fruchtbare von Bergen und Hügeln durchzogene Ebene, theils eine Sandwüste ohne alle Erhöhung. Von jeher war das Land theils Sitz, theils Raub der Eroberer, bis endlich die Türken 1637 es den Persern abnahmen. Jetzt bildet es, außer dem südlichen Paschalik Bagdad, die vier Ejalets Diarbekir, Rakka, Mardin und Mosul. Die Bevölkerung ist sehr gemischt.

1) Die Stämme nomadischer Kurden haben sich von den armenischen Gebirgen her weit verbreitet. Sie sind wohl die Karduchen und Chaldäer der Alten. Zwar sind sie jetzt Moslems, halten sich aber weder zur türkischen, noch zur persischen Sekte, und zeigen sich darum weniger fanatisch. Gastfreundschaft gilt viel bei ihnen. Den Statthaltern leisten Viele nur im Krieg Folge; aber

im Frieden leben sie ganz unabhängig. Die Mission in ihrer Nähe nimmt sich ihrer überall gelegentlich an, und findet auch da und dort Beifall. Am wichtigsten ist für sie zunächst die Bibelverbreitung. Was diese wirkt, ist an einem Kurdenhaupt, Ali Goko, offenbar geworden, der jenseits Arabkir viele Dörfer unter sich hat. Um 1850 kam er in den Besitz eines Neuen Testaments, das er sich, weil er selbst nicht lesen konnte, von einem Mullah vorlesen ließ. Bald hatte er mit dem Koran gebrochen, und er predigte nun, ehe er nur einen Missionar sah, und ohne von der türkischen Behörde angefochten zu werden, Kurden, Türken und Armeniern das Evangelium, ja richtete sogar ein christliches Gemeinschaftsleben ein.

Sein Bekenntniß, als der Gehilfe Nikogos 1854 ihn besuchte, drückte er also aus: „Wir glauben an das Evangelium und kein anderes Buch. Wir glauben an Christum, den Sohn Gottes, unsern einigen Heiland, und wissen nichts von Muhammed. Der war ein Lügenprophet. Wir sind Protestanten. Wir feiern des HErrn Mahl einmal im Jahr. Wir thaten es, ehe wir das Evangelium fanden; jetzt thun wir es aber dem Evangelio gemäß, wie unser Heiland es that. Wir haben eine Gemeinde mit einer Commission, welche Jeden prüft, der aufgenommen zu werden wünscht; ist er nicht gut, so wird er nicht aufgenommen. Haben Zwei Streit mit einander, oder sind einander feind, so müssen sie sich versöhnen, ehe sie zu des HErrn Tisch gelassen werden. Sie müssen vor die Gemeinde treten, sich die Hand geben und im Angesicht Gottes und der Menschen versprechen, daß sie einander vergeben und in Liebe mit einander leben wollen. Ich lasse meine Leute am Sonntag zusammenkommen und lehre sie Gott fürchten und Seine Gebote halten. Ihrer Viele sind schlechte Menschen; ich hoffe aber, daß sie durch Gottes Segen der Wahrheit gehorchen werden." Dieser Kurde hörte das Jahr darauf (1855) in Kharput die erste Predigt.

2) Eigenthümlich sind ferner die Schemsieh's, sonst Jesidi's genannt. Sie sind ein uralter Völkerrest, den die muhammedanische Ueberfluthung vorzüglich auf die südlicheren Berghöhen trieb, welche unweit Mardin unter dem Namen Sindschar-Gebirge (Sinear 1 Mos. 11, 2.) beginnen. Von da aus wandern sie weithin in einzelnen Horden, wie ehedem die Zigeuner in Europa, als unheimliche Gäste mit ihrem seltsamen Heidenthum und ihrem

wilden finsteren Wesen. Ihre Religion scheint altpersisches Heidenthum zu seyn, jetzt freilich mit Allerlei vermischt. Sie nehmen ein böses und gutes Urwesen an, verehren das Feuer als heiliges Element und beten die aufgehende Sonne an, indem sie sich dreimal vor ihr auf die Erde werfen und die ersten Strahlen küssen. Sie spucken nie in's Feuer, blasen auch kein Licht aus, um ja nicht die heiligen Elemente zu entweihen. Den Engel des Lichts, das gute Wesen, stellen sie in der Gestalt eines Hahns, des Verkündigers des Tags, auf einem Leuchter vor. Wo die Jesidi's wild erscheinen, stehen sie im Ruf, die grausamsten Kurden zu seyn. Wo sie aber in Städten und Dörfern sich unter die Bevölkerung mischen, sind sie milder, indem sie leicht Gebräuche anderer Religionen annehmen. In der Nähe von Mardin wohnten sie in einem Dorfe, wo sie freie Religionsübung hatten. Um 1810 aber erklärte diesen der Pascha, daß sie kein gesetzliches Bestehen im Reiche hätten, und bedrohte sie mit dem Tode, wenn sie nicht ihre Abgötterei aufgeben würden. Da wurden die Einen Moslems, und die Andern gaben sich für Jakobiten aus, worauf man sie ungestört ließ. Die Letzteren haben nun etliche christliche Gebräuche angenommen, nennen sich aber fortwährend Schemsieh's. Solcher Jesidi's gibt es auch bei Urfa, unterhalb Bagdad und oberhalb Mosul, wo sie mit Nestorianern vermischt wohnen. Missionare fanden sie zugänglicher, als die strenger organisirten Gemeinwesen.

Fortsetzung.

§ 65. 3) Unter den christlichen Ueberresten des Landes sind außer den nicht sehr zahlreichen Armeniern besonders die Jakobiten zu nennen. Diese sind monophysitische Christen, welche im sechsten Jahrhundert hart bedrückt und zerstreut, endlich von einem syrischen Mönche, Jakob Bardai zu einer selbstständigen Religionspartei vereinigt wurden. Der Hauptstamm behauptet sich noch in Syrien und Mesopotamien, wäh-

rend die ägyptischen Jakobiten (Kopten) sich später von den andern trennten. Sie stehen unter zwei Patriarchen, deren Einer von Diarbekir oder Aleppo die syrischen, der Andere im Kloster Saphran bei Mardin die mesopotamischen Gemeinden regiert. Außer der Beschneidung vor der Taufe und dem Lehrsatz von der einen Natur Christi weichen sie nicht viel von der Verfassung und Liturgie der griechischen Kirche ab. Ihre Zahl mag noch 60,000 Seelen betragen. Uebrigens haben schon vor 300 Jahren päpstliche Missionare sich bemüht, die Jakobiten zur Anerkennung des Papstes zu bringen; und es gelang ihnen so sehr, daß 1681 der Papst den ersten katholischen Patriarchen zu Diarbekir einsetzte. So gibt es jetzt neben den Andern viele katholisch-unirte Jakobiten, die sich zum Unterschied Syrer nennen. Sie betragen etwa 2500. — Die Jakobiten werden auch von evangelischen Missionaren besucht; der Plan aber des Dr. Southgate (s. § 58), welcher das ganze Morgenland durchreiste, um mit den alten Kirchen freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen und sie zur Aufnahme von Missionaren zu vermögen, scheiterte (1837). Dagegen dürfen jetzt die Bostoner Missionare, wenn auch unter Kämpfen, manche Erfolge sehen.

4) Endlich beginnen im Osten bereits die Nestorianer, deren Hauptsitze in Kurdistan und Persien sind. Von dieser Kirche werden wir erst später (§ 67) reden. Hier nur so viel, daß ihre Anhänger in Mesopotamien jetzt als katholisch unirt angesehen werden und Chaldäer heißen. Letztere wohnen hauptsächlich in der großen Stadt Mosul am Tigris, welche unter ihren 70,000 Einwohnern auch 2000 Jakobiten, ebenso viele unirte Syrer, 3000 Chaldäer und 1000 Juden hat. Ihr gegenüber liegt das Dorf Nunia, wo einst Ninive stand, dessen Bildwerke erst seit 1840 ausgegraben werden. In derselben Zeit, in welcher die Katholiken sich an die Jakobiten machten, trieben sie auch in Mosul ihr Geschäft mit den Nestorianern, ohne viel Glück

zu haben. Endlich ließ sich Mar Johanna, ein 15jähriger Jüngling, dem nach dem Tode seines Oheims das Patriarchat, das in Elkosch bei Mosul seinen Sitz hatte, erblich zufallen sollte, durch Drohungen überreden, dem Papst zu huldigen. Der Oheim starb; und nun hieß es, die ganze Kirche sei durch die Huldigung dem Papst zugefallen, und damit das Recht, den Patriarchen zu ernennen. Es kam auch ein anderer Patriarch, Mar Jusuf. Nun wurde die Entrüstung so groß, daß die schon Bannflüche schleudernden Padre's die Stadt verlassen mußten. Die Händel und Verwirrungen dauerten fort, bis 1826 Mar Jusuf starb, worauf Mar Johanna alleiniger Patriarch, aber erst 1840 vom Papst anerkannt wurde. Durch seine Unterwerfung wurde die ganze Kirche in dieselbe Huldigung gezogen; und nur in Kurdistan und Persien blieb die Kirche unabhängig unter einem eigenen Patriarchen. Die Unirten aber haben keine Anhänglichkeit an die römische Kirche, so sehr diese die Unterwerfung zu vollenden strebt, und nehmen gerne evangelische Unterweisung an, wie sie theils wandernde Gehilfen aus Urumiah, theils Bostoner Missionare bringen. Um so heftiger ist der Kampf der Letzteren mit der katholischen Kirche.

Stationen. 1) Provinz Diarbekir: a. Keban Maden, am Euphrat, Filial zu Arabkir jenseits; — b. Kharput südlicher; protestantische Gemeinde; drei Missionare mit zehn Filialen. — c. Hauptstadt Diarbekir, in einer schönen Ebene am oberen Tigris, 40,000 Einwohner; 1850 gesegneter Anfang, protestantische Gemeinde; zwei Missionare. — d. Siwerek, südlicher, Stadt mit vielen Weinbergen umgeben, 2000 Häuser; protestantische Gemeinde, Filial. — 2) Provinz Rakka: a. Urfa, 40,000 Einwohner, Saffianfabriken, Transitohandel; 1849 Anfang durch reisende Brüder; 1851 protestantische Gemeinde, ein Missionar. — b. Biredschik, Stadt am Euphrat, 4000 Einwohner, gegenüber von Nisib; 1852 protestantische Gemeinde. — 3) Provinz Mardin, Hauptstadt gleichen Namens, 12,000 Einwohner; Kloster Saphran (s. S. 184 oben); durch Bostoner Missionare jetzt eine protestantische Gemeinde. — 4) Provinz Mosul; Hauptstadt mit Baumwollefabriken, daher der Name des Musselin; Bostoner Mission 1841; Erweckung durch

Brüder aus Urumia; Station seit 1849; protestantische Gemeinde mit zwei eingebornen Predigern.

---

6. Kurdistan.

a. Land und Geschichte.

§ 66. Gehen wir bei Mosul über den Tigris, so kommen wir in das alte Assyrien, jetzt Kurdistan. Das Land zieht sich herauf bis zu den armenischen Gebirgen; und sein nördlichster Bezirk ist Wan mit dem Wan-See.

Die Stadt Wan soll schon von der Königin Semiramis zu einem Sommeraufenthalt erbaut worden seyn. Noch sieht man großartige Felsenschlösser daselbst, in harten Kalkstein gehauen, mit Inschriften, die seit Jahrtausenden unverstanden zu den Nachkommen reden. Nachher kam die Stadt in Verfall; aber ein König, Namens Wan, von dem die Stadt jetzt den Namen hat, erbaute sie wieder kurz vor Alexander. Timur eroberte die Stadt 1392, und zuletzt die Türken.

Erst seit 1857 besteht die Bostoner Station Bitlis im Westen des Wandistrikts.

Station: Bitlis, 5000 Fuß über der Meeresfläche, sehr gesund; unter etwa 4000 Moslem-Familien 50 Jakobitische und 150 Armenische; auf dem Lande umher große armenische Bevölkerung, sehr unwissend und fanatisch. Zwei Missionare.

Die Provinz Wan wird unterhalb des Sees von einer südöstlich laufenden Bergkette, Namens Hatarasch durchschnitten, auf dessen Hochebene die wilden Hakkary-Kurden wohnen. Von da bis zum Habor, einem Arm des Tigris, ist das Kurdenland Butan. Von Habor an beginnt das steile Bergland der Nestorianer, quer durchschnitten vom Groß-Zabfluß, der durch enge Thäler herabstürzt und erst unterhalb Mosul in den Tigris einmündet. Zwischen dem oberen Zab und dem Tigris wohnen die Kurden und Nestorianer; und am Tigris bis gegen Mosul hin feueranbetende Jesidi's. Jenseits des oberen Zab liegt das eigentliche, schwerzugängliche Bergland der Nestorianer mit der frühern Residenz des Patriarchen Dschulamerk, während hinter

dem Bubari, einem Arm des Zab, wieder Kurden, zunächst die Rawanduz, sind. Die Länge des türkischen Kurdistan beträgt etwa 150 und die größte Breite etwa 60 Stunden.

Die Kurden, in viele Stämme getheilt, welche verschiedene Mundarten einer der persischen nahe verwandten Sprache reden, durchzogen als Räuberhorden das Land und verscheuchten jede Sicherheit des Besitzes. Wohl hatten die Türken das Land erobert; aber die wenigsten Emirs erkannten ihre Herrschaft an. Gingen sie schon gegen einander häufig auf Raubmord aus, besonders wenn Rache sie spornte, so waren die Nestorianer insbesondere die Zielscheibe ihrer Wildheit. Diese waren ihnen zum Theil unterworfen, hatten aber auf den Bergen seit undenklichen Zeiten ihre Unabhängigkeit erhalten und unter den ewigen Raufereien ganz die Art der Kurden angenommen, so daß sie auf jede erfahrene Unbill die grausamste Rache übten und noch gefürchteter waren als die Kurden. Da die blutigen Fehden kein Ende nahmen, so war die türkische Regierung endlich der Sache müde und sann auf Mittel, die Unterwerfung völliger zu machen. Sie begann damit, daß sie einen der Emirs, Beder Khan, der bisher ein machtloser und wenig bekannter Mann war, aber stürmisch und unternehmend, stärkte, die Emirs um ihn her sich zu unterwerfen. Das gelang; der Bey hatte sich bald zu einem großen Herrscher in der Provinz Butan, unter dem Schein eines türkischen Vasallen, emporgeschwungen. Nun standen nur noch die Nestorianer im Weg, welche bisher nichts nach der türkischen Regierung gefragt hatten. Auch sie zu unterwerfen, wurde 1843 ein allgemeiner Angriff gemacht. Beder Khan verband sich mit dem Häuptling der Hakkary-Kurden; und so rückten sie von drei Seiten vor, während im Südosten von Mosul her türkische Truppen mit den Rawanduz-Kurden standen. Zum ersten Male wurden nun die für unüberwindlich gehaltenen Festen erstürmt und schrecklich verwüstet. Dörfer und

Kirchen wurden verbrannt oder in die Luft gesprengt, und was nicht fliehen konnte, mit dem Schwert erschlagen. Etliche Brüder des Patriarchen, der nach Mosul entfloh, wurden ermordet, seine Mutter entzwei gehauen, seine Schwester gräßlich verstümmelt, seine werthvolle alte Bibliothek vernichtet. Kaum die Hälfte Menschen blieb am Leben. Weniger litten die östlichen Distrikte; aber die Unabhängigkeit war dahin. Als die Nestorianer 1846 eine Empörung gegen ihre Unterdrücker wagten, erneuerten sich die Gräuel, so auch 1849 beim Tode des Königs von Persien. Darauf unterjochten (1850) die Türken selbst mit ihren Heeren ganz Kurdistan, vertrieben auch die Kurden wieder aus dem Berglande und legten in dieses Garnisonen ein. So ist endlich überall im Lande ein friedlicher Zustand und Sicherheit eingetreten; und auch die Nestorianer verschmerzten gerne ihre Unabhängigkeit, weil sie vom harten Joche ihrer Erzfeinde, der Kurden, befreit waren. Für die Mission aber sind nun Hoffnungen unter den Bergnestorianern eröffnet.

---

b. Die Nestorianer.

§ 67. Obige Nestorianer sind die Ueberreste einer großen Kirche, die einst weit durch Asien verbreitet war. Sie waren bisher fast ganz unbekannt, weil es schon um der wilden Kurden willen, die um sie her wohnten, schwer war, zu ihnen zu kommen. Noch 1829 wurde der Naturforscher Schulz, der ihnen nahe kam, mit seiner ganzen Begleitung von den Hakkary-Kurden erschlagen. Erst der amerikanische Arzt und Missionar Dr. Grant fand von Mosul aus 1839 den Weg zu ihnen; und durch die Mission und ihre traurige Geschichte sind sie seitdem bekannt geworden. Grant hielt sie aus vielen Gründen, die er angab, für Abkömmlinge der zehn Stämme Israels. Ihre Bekehrung aber schreiben die Nestorianer dem Apostel Thomas zu, und nennen daher ihre Kirchen gerne

Mar Thoma d. h. zum heiligen Thomas. Die neuen Christen hatten viel mit den Feueranbetern zu kämpfen, von welchen in Urumiah noch Denkmäler sind. Der Name jener Christen aber schreibt sich von Nestorius her, einem Aeltesten in Antiochia, der um 428 Bischof von Konstantinopel, aber 431 vom Concil zu Ephesus in den Bann gesprochen wurde, weil er die Jungfrau Maria nur Christusgebärerin, nicht Mutter Gottes genannt wissen wollte. Die Verfolgung gewann ihm Freunde, namentlich in der berühmten Schule zu Edessa. Von diesem Brennpunkte aus verbreitete sich die nach ihm benannte Kirche schnell nach allen Richtungen, und wurde bald mächtig, besonders in Persien. Sie entwickelte auch eine große Missionsthätigkeit, und ihre Missionare drangen bis nach Indien und China. Aber tragisch sind ihre späteren Schicksale. Nachdem sie von den Muhammedanern gegen die übrigen christlichen Sekten bevorzugt und auch bei den Mongolischen Herrschern im Lager und am Hof zu hohen Stellen erhoben wurden, haben die Vernichtungszüge Timur's sie der Vernichtung preisgegeben und nur obige Reste übrig gelassen. Diese werden derzeit zu 150,000 Seelen geschätzt, von welchen die größere Zahl in Kurdistan lebt, während ein Dritttheil am Urumiah-See wohnt.

Die nestorianische Kirche zeichnet sich durch Einfachheit und Reinheit vor allen morgenländischen Kirchen aus. Sie weiß nichts von Bilderdienst, Fegfeuer, Ohrenbeichte, Klosterleben, und erhebt die heilige Schrift weit über alle Menschensatzungen. Im kirchlichen Gebrauch sind Liturgien und Bibel in der altsyrischen Sprache, die aber unverständlich geworden ist, weßwegen große Unwissenheit herrscht. Ihre jetzige Sprache ist ein ausgeartetes Syrisch mit einer Beimischung von persischen, kurdischen und türkischen Worten, und erst durch die Missionare in Schrift gebracht. Vom Altsyrischen sind noch manche alte Manuscripte verschiedenen Inhalts vorhanden; aber durch die Zerstörung der Bibliothek des Patriarchen, die über 60 Manuscripte enthielt, ist Vieles verloren gegangen. — Die Geistlichen sind meist arm und verdienen ihren Unterhalt durch Handarbeit oder Kinderunterricht. Nur die Bischöfe erheben ein Geringes von ihren Sprengeln. Ehelosigkeit wird nur von den Bischöfen auf-

wärts gefordert; und diese haben auch besondere Speiseverbote, die sich selbst auf die Mütter ausdehnen, deren Säuglinge Patriarchen werden sollen. Andere Kirchen erkennen sie gerne an; denn sie wissen nichts von den Streitigkeiten, Spaltungen und Veränderungen, die sonst in der christlichen Welt vorgekommen sind, und sind darum ganz unbefangen gegen die Protestanten, die sie als Ihresgleichen nehmen. Ihre Kirchen sind massive Gebäude von Stein mit gewölbtem Dach und zum Theil 1400 Jahre alt. Der Eingang ist sehr niedrig, so daß der Eintretende sich tief verbeugen muß. Zur Kirche wird damit gerufen, daß man mit einem Schlegel auf ein dünnes Brett schlägt; wer kommt, zieht seine Schuhe aus und küßt die Thürschwelle, tritt vor den Altar und küßt das Evangelium, das Kreuz und zuletzt die Hand des Priesters. Der Gottesdienst ist einfach. Die Sitten haben viel Patriarchalisches, sind aber doch sehr im Verfall; besonders herrscht Lügenhaftigkeit und Unmäßigkeit. Großen Nachtheil haben die vielen Fasttage, die bis in's Unglaubliche angewachsen sind, und an welchen alle Arbeit ruht. Wir sehen, wie die Kirche einer Wiederbelebung bedarf; sie kam auch der evangelischen Mission, die ihr dazu verhelfen wollte, freundlich entgegen.

Indessen fährt die katholische Kirche fort, sich um sie zu bemühen. Wie es ihr mit einem Theil der bisher abhängigen Nestorianer von Mosul aus gelang, haben wir oben (§ 65) gesehen. Der chaldäische Patriarch, wie der unirte jetzt heißt, wohnt in Elkosch, 12 Stunden von Mosul, wo seitdem ein Kloster errichtet worden ist. Alle Dörfer in den Niederungen von Mosul bis Amadieh werden jetzt für katholisch-unirt angesehen und Chaldäer genannt, wiewohl die Einen gar nichts weiter wissen, als daß sie eben jetzt unter dem Papst stehen, die Andern hartnäckig sich gegen die Unterwerfung wehren, Alle aber katholische Lehren und Gebräuche hassen. Aber es kommen immer neue Missionare von Rom, das Angefangene zu vollenden. Dagegen hatten die freigebliebenen Nestorianer stets einen eigenen Patriarchen, der, weil er unabhängig war, ein um so größeres Ansehen besaß. Mit diesem versuchen es nun auch die Katholiken, und 1843 fand eine Unterredung mit ihm statt, an der auch der chaldäische Patriarch Antheil nahm. Aber der Erfolg war für die Katholiken ungünstig, und seitdem hat der Widerwille

gegen sie unter dem Volk eher zu- als abgenommen, weil es immer mehr zu besserer Erkenntniß erwacht.

Die Bostoner Mission unter den Nestorianern (§ 84 f.) hatte seit 1830 im persischen Urumiah angefangen und bereits große Fortschritte gemacht, während die Bergnestorianer ihre Abgeschlossenheit noch behaupteten. Erst 1839 kam Dr. Grant, vielfältig gewarnt, auf die Berge, traf aber in dem Patriarchen Mar Simon einen freundlichen und wohlwollenden Mann, der leicht für die Zwecke der Mission zu gewinnen war. So begann 1843 die Mission in Aschita im Thal westlich von den Bergen; und auch die Hakkary-Kurden, die dort die Oberhand hatten, sagten Schutz zu. Aber gleich darauf geschah der Angriff auf die Berge; und Aschita mit 3000 Einwohnern wurde bis auf vier Hütten zerstört, jedoch Haus und Eigenthum der geflüchteten Missionare geschont. Nach den Jahren der Trübsal und Verwirrung kamen theils Missionare, theils eingeborne Gehilfen von Urumiah herauf, und verbreiteten überall auf den Bergen mit Wort und Schrift das Evangelium. Mit rührender Liebe gaben sie sich der Sache für ihre „wilden" Brüder hin; und diese nahmen meist begierig das Gehörte auf, obwohl es nicht an Gegnern fehlte, die mit den Worten „Bußprediger" und „Bußethuer" ihr Gespötte hatten, auch den Patriarch auf ihre Seite gewannen. Zuletzt (1851) wurde eine wirkliche Station im Distrikt Gawar gegründet, wenn gleich unter heftigen Stürmen, die der Patriarch veranstaltete. Aber von hier aus läuft jetzt das Wort nach allen Richtungen unangefochten, unter dem Schutze der Türken. Später faßte die Mission durch Schulen auch in andern Distrikten festen Boden. Dazu ist seit 1849 die ganze Bibel in der Volkssprache, von Missionar Perkins übersetzt, zu haben. Davon bleiben auch die Chaldäer, ihre ehemaligen Brüder, nicht unberührt. Selbst im Kloster zu Elkosch, dem Sitze römischen Einflusses, regte es sich; Priester und Diakonen, die früher dort Mönche gewesen

waren, helfen evangelischen Sinn in den chaldäischen Dörfern verbreiten. Auch auf Kurden fällt da und dort ein gutes Saatkorn. Das Lieblichste bei dieser Mission ist, daß die Leute, die eine evangelische Gesinnung annehmen, nicht aus ihrer Kirche zu treten brauchen, und daß Geistliche und Lehrer der Kirche selbst allerwärts anfangen, in evangelischem Sinn zu wirken.

Stationen: Hauptstation Memikan, das Dorf des bekehrten Tamo, im Distrikt Gawar, seit 1851. — Nebenstationen mit Predigern und Lehrern in den Distrikten 1) Tergawer, 2) Ischtazin, 3) Tehoma, und 4) in der Stadt Amadieh.

---

7. Babylonien.

§ 68. Der südliche Theil von Mesopotamien, von da an, wo der Euphrat und Tigris einander näher kommen, bis sie zum Schat al Arab sich vereinigen und in den persischen Meerbusen fallen, ist das alte Babylonien, jetzt Irak Arabi genannt. Hier liegen noch bei Hilla die Ruinen des alten Babel, darunter der Belustempel (Birs Nimrod). Statt seiner ist (seit 766) Bagdad am Tigris die Hauptstadt, in welcher jedoch von der Herrlichkeit des Khalifensitzes nur noch wenige Spuren zeugen; von den 50 Moscheen sind viele verfallen. Die Märkte aber sind noch bedeutend, besonders im Tuchhandel. Eine schreckliche Pest raffte 1831 zwei Drittheile der Einwohner weg; und nach ihr kam eine Alles verheerende Ueberschwemmung des Tigris. Unter den 80,000 Einwohnern sind etwa 1500 Christen (Armenier, Chaldäer und Syrer, alle römisch-unirt) und 12,000 Juden.

Der Engländer Groves, durch mancherlei Winke veranlaßt, faßte 1829 den Entschluß, mit seiner Familie nach Bagdad sich zu begeben, um dort das Evangelium zu verkündigen. Eine Schule zu errichten wurde ihm gestattet; 80 Kinder aller Religionen, besondes Armenier, erhielten darin christliche Bildung. Seine Frau sammelte Mädchen um sich. Die Verbreitung der heiligen Schrift

erregte großes Aufsehen; in den Moscheen wurde verboten, gedruckte Bücher zu kaufen oder anzunehmen. Als 1831 die große Pest ausbrach, mußte Groves seine Schule schließen, blieb aber in der verpesteten Stadt. Rings um ihn her starb Alles weg; die Einwohner geriethen darüber, daß der verfluchte Christ sollte verschont bleiben, so in Wuth, daß auf der Straße ihm Alles nachlief und ihn mit Verwünschungen überhäufte. Zuletzt kam die Reihe an sein Haus, seine Frau und andere Angehörige starben. Endlich schloß die Taufe einiger bekehrten Armenier die einzige noch offene Thüre zu. Groves kam zur Ueberzeugung, daß in Bagdad für jetzt nichts zu machen sei. Er reiste nach Indien und fand dort Arbeit (§ 132). Für die Christen in England insbesondere ist sein Beispiel bedeutend geworden, indem es zeigte, daß man auch ohne Verbindung mit Gesellschaften und Committees Mission treiben könne. Er hat darin viele glaubensstarke Nachfolger gehabt, deren Leistungen bis jetzt nur zu wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen sind.

Um der Juden willen, die in Bagdad einen kleinen Staat bilden und darum sehr fanatisch sind, schickte von 1844 an die Londoner Juden-Gesellschaft Missionare dahin. Deren Wohnung wimmelte Anfangs von besuchenden Juden, die eine wahre Gier nach Traktaten hatten. Bald aber sprachen die Chochamim den Fluch über Jeden aus, der die Missionare besuchen würde. Ein reicher Jude ließ sich's 1856 viel Geld kosten, das Haupt der Polizei zu bestechen, um wahrheitsliebende Juden auf jede mögliche Weise zu unterdrücken; und weil die Juden das Handelsmonopol haben, so schließen sie jeden aus, der ihnen verdächtig ist. Dennoch fehlt es nicht an Frucht; auch Taufen kommen vor.

Station Bagdad 1844, Judenmission; 1861 Dr. Wortabet, Arzt und Missionar, arbeitet unter den Arabern. Basra, Handelsstadt am Schat al Arab, mit 80,000 Einwohnern, darunter vielen Juden, ist Filial.

---

8. Syrien.

a. Einleitung.

§ 69. Wir wenden uns wieder westlich nach Syrien, wie alles Land zwischen dem Euphrat und Mittelmeere genannt wird. In der Bibel heißt es Aram, jetzt Scham.

In seinem westlichen Theile ist es ein schmales Gebirgsland, dessen Kalkgebirgsmassen seiner Zerklüftung wegen merkwürdig sind. Nördlich von Palästina beginnen die Parallelgebirge Libanon und Antilibanon, welche fast der ganzen Küste entlang sich hinziehen und erst nördlich weiter von der Küste sich entfernen. Zwischen sich lassen sie ein schönes Thal, Bekah genannt, das von oben und unten etwa in der Mitte zu einer Hochebene ansteigt, von der aus ein Fluß südlich, und der andere nördlich zieht. Das ganze Land ist jetzt in vier Paschaliks eingetheilt.

Alle Eroberer des Orients seit 3000 Jahren, von den Assyrern an (welche wahrscheinlich die Benennung Syrien bei den Westvölkern veranlaßten) bis auf die Türken, die abendländischen Kreuzfahrer, und (1832—1840) die Aegypter herab haben hier eine bedeutende Rolle gespielt und fortwährend dazu beigetragen, die Verwilderung der Bewohner zu vermehren, die in der neuesten Zeit in den Christenverfolgungen so grell hervortritt. Da es an einer geordneten Regierung fehlt, die über alle Bewohner Macht hätte, so erscheinen alle gesellschaftlichen Verhältnisse so locker und aufgelöst, daß man nirgends ohne Bedeckung reisen kann, und die Bewohner sich fast fortwährend im Kriegszustand gegen einander befinden.

Nicht leicht ferner gibt es ein Land, in welchem die Bevölkerung so gemischt wäre, und so vielerlei Kirchen und Sekten repräsentirte, als Syrien. Schon unter den Juden gibt es, neben den Rabbinisten, auch Koraiten, die nur die Schrift, und Samariter, die nur die Bücher Mosis gelten lassen. Zahllos sind die Parteien der Christen. Man trifft Griechen, Armenier, Nestorianer oder Chaldäer, Jakobiten oder Syrer mit eigenen Kirchen und Bischöfen an, ferner

Kopten und Abessinier, endlich römische Katholiken, theils solche, die von abendländischen abstammen und Lateiner heißen, theils solche, die erst neuerdings an die römische Kirche sich angeschlossen, aber die Beibehaltung ihrer eigenen Kirchengebräuche sich ausbedungen haben, wie die Maroniten. Außerdem mancherlei Sekten der Moslems. Endlich gibt es noch Parteien, die ein wunderliches Gemisch von Allem sind. Dahin gehören die Drusen auf dem Berge Libanon, die Ansari's oder Nozairier, auch Halbchristen genannt, die Ismaelis und die Jesidis. Man denke sich diese Menschen alle unter einander gemischt, die in den heiligsten Interessen des Herzens auf so bunte Weise von einander abweichen, während man sie nirgends einer wahren Gottseligkeit nachjagen sieht, so kann man sich eine Vorstellung machen von der Verwirrung, welche das ganze Land charakterisirt. Missionar Thomson schlägt 1841 die Bevölkerung auf 1,350,000 an, außer 100,000 wandernden Arabern. Etwa ein Drittheil sind Moslems.

Kirchen und Sekten: 1) Ueber die Griechen (etwa 150,000 Seelen) s. § 49. — 2) Die Armenier s. § 56. — 3) Die Jakobiten oder Syrer s. § 65. — 4) Die Nestorianer oder Chaldäer s. § 67. — 5) Die Maroniten, vom Kloster St. Maro (Name eines Heiligen vom 5. Jahrhundert) so genannt, belaufen sich auf etwa 200,000 Seelen. Sie hatten sich von der griechischen Kirche getrennt und hielten die Lehre, daß Christus nur Einen Willen, den göttlichen, gehabt habe (Monotheleten), bis sie nach den Kreuzzügen sich der römischen Kirche unterwarfen. Sie wohnen im Libanonbezirke Kesruan, gegenüber von Tripoli, den Türken wohl tributpflichtig, aber selten von ihnen unterworfen. Ihr Patriarch residirt in St. Maria de Kannobin am Fuße des Libanon. Sie haben über 100 Klöster, und sechs wirkliche nebst sechs Titularbischöfen. In den Gottesdiensten brauchen sie die altsyrische Sprache. — 6) Die Drusen, etwa 100,000 Seelen, sind im eigentlichen (südlichen) Libanon bis gegen Damaskus, doch auch zerstreut bis gegen das Gebiet von Haleb. Sie sollen vor etwa 700 Jahren von jenseits Bagdad ins Libanongebirge eingewandert seyn. Ihre Landessprache ist, wie in ganz Syrien, durch das Arabische verdrängt. Muthig und rüstig, tüchtig im Gebirgskampf, steigen sie nur ungerne in die Ebene herab, meist

mit dem Weiden ihres Viehes in den Bergthälern beschäftigt. Die Scheichs bilden den Adel, der durch einen Landtag die erbliche Macht der Emirs im Zaum hält. Am Heerbann nimmt alles Theil. Tollkühne Plünderungen, Blutrache, reizbares Ehrgefühl erzeugen stets blutige Fehden. Sonst sind sie gutmüthig, zartfühlend, gastfrei, nur eifersüchtig im Punkte der Frauen. Neben der Ehrenfrau haben sie viele Nebenfrauen. Ihre Religion redet von 10 Incarnationen (Menschwerdungen Gottes in merkwürdigen Fürsten und Lehrern), hält dabei die Einheit Gottes und ein unveränderliches Schicksal fest. Diese Religion wurde stets geheim gehalten, und nur den Geweihten (Akal) bekannt. Sie suchen Niemand zu bekehren, halten es sogar für ungereimt, das zu versuchen; Gott habe ja zu gleicher Zeit alle Seelen geschaffen, und zwar so viele Drusen, so viele Moslems, so viele Christen. Sie bequemen sich leicht zur Taufe, lassen sich aber auch beschneiden, halten sogar für den Fall von Besuchen eine Moschee, um den Osmanen gefällig zu seyn. Ihre Unabhängigkeit hatten sie bis 1833, da sie den Aegyptern erlagen, behauptet. Damals wurden ihre heiligen Bücher, 500 an der Zahl, aus verborgenen Schlupfwinkeln hervorgezogen und bekannt, nach ihnen sollen sie bisher Christum und Muhammed verflucht haben. Ihre neueste Geschichte s. § 73 ff. — 7) Die Metawilehs, theils in den Niederungen im südlichen Libanon, theils im dortigen Beka, sind ein den Drusen verwandter Stamm, mit schiitischer Lehre, der sich ängstlich selbst vor der Berührung von Andersgläubigen hütet. — 8) Die Nosairi's oder Ansari's, sind eine geheimthuende Sekte der Schiiten, die sich um 892 bildete. Nosraya war der Geburtsort ihres ersten Oberhaupts. Ihre Hauptlehre bestand in der göttlichen Verehrung des vierten Khalifen Ali, in welchem sich die Gottheit verkörpert haben sollte. Sie gewannen eine große Macht in Syrien und Mesopotamien, sind aber jetzt als eine den Türken zinsbare, sonst aber freie Völkerschaft, 40,000 Seelen stark, auf ein Gebiet zwischen Tripoli und Damask beschränkt, wo sie 800 Dörfer haben mit dem Hauptort Safita, acht Stunden von Tripoli, der Festung und Wohnung ihres weltlichen Scheichs, der erblicher Fürst und Vasall der Pforte ist. Ihre Sitten sind roh und durch Ueberreste heidnischer Gebräuche verderbt. — 9) Die Ismaeliten, eine kleine Sekte mit einer mystischen Geheimlehre, machten sich einst durch ausgesandte Fürstenmörder furchtbar. Sie hielten die Nachkommen des Khalifen Ali oder seines Enkels Ismael für die rechtmäßigen Erben des Khalifats. Die Sekte entstand in Aegypten, ums Jahr 1000, und strebte alle Religion und Moral zu untergraben. Hassan, ein Werber dieser Gesellschaft, spielte bald in Persien seine eigene Rolle und

wurde so Stifter der Ismaeliten. Er bemächtigte sich 1105 des Schlosses Alamut in der persischen Landschaft Rudbar, und sandte nun die Fürstenmörder aus. Diese hießen Fedai's, d. h. die sich Opfernden, und weil sie sich mit einem Kraut Haschisch (Bilsenkraut) berauschten, Haschischi's, woraus im Abendland das Wort Assassinen, d. h. Mörder sich bildete. Sie bemächtigten sich auch einiger Schlösser in Syrien, namentlich Massyads, wo die Kreuzfahrer mit ihnen in Berührung kamen. Ihr Oberhaupt, der Alte vom Berge genannt, hatte im Mittelalter 10 Festungen, und 60.000 blind ergebene Anhänger. Ueberreste der Sekte, etwa 20 000, sind in der Nähe Massyads im Gebiet von Hama. Ihre Geheimlehre, sowie ihr äußerliches Halten zum Islam macht sie den Nasairi's ähnlich.

Fortsetzung (Katholische Missionen).

§ 70. Auf die Kirchen Syriens hat von jeher die katholische Kirche Einfluß zu gewinnen gesucht. Am Meisten gelang ihr das zur Zeit der Kreuzzüge, da alle griechischen Patriarchate aufgehoben und durch römische ersetzt wurden. Aber unter den nachfolgenden Stürmen hörte der Einfluß Roms fast ganz auf, und die Zustände der Kirchen wurden wieder wie vorher. Erst im 16. Jahrhundert nahmen Franziskaner, Karmeliten, Jesuiten, Lazaristen, die aber nicht immer unter sich in Eintracht waren, die Mission wieder auf. Sie gründeten auf Befehl des Papsts viele Stationen, welche besonders durch die Aufopferung der Mönche in Pestzeiten raschen Zuwachs bekamen. Am leichtesten waren die Maroniten an die römische Weise zu gewöhnen. Um sie fester anzuketten, boten sich der Papst und Ludwig XIV. von Frankreich die Hand. Zu Rom entstand ein Collegium zur Bildung maronitischer Geistlichen, und in Frankreich wurden von den Jesuiten zuerst orientalische Jünglinge, nachher französische Dolmetscher erzogen. Der Maronite Assemanni, zu Rom erzogen, kam 1736 als Legat nach Syrien, um die in der Maronitenkirche eingeschlichenen Mißbräuche zu beseitigen. Er hielt eine Kirchenversammlung und erreichte seinen

Zweck. Im Kloster St. Johannis des Täufers wurde eine Druckerei errichtet, welche viele französische Schriften, ins Arabische übersetzt, ans Licht brachte. Auch Frauenklöster wurden befördert. So ist bis heute ein gewisses inniges Verhältniß zwischen den Maroniten einerseits, und dem Papst und Frankreich andererseits geblieben. Nicht so viel gelang der römischen Kirche mit den Griechen und Jakobiten Syriens. Die griechischen Patriarchen insbesondere wehrten sich aufs Aeußerste und konnten selbst ihren Erzbischöfen und Bischöfen bis auf 80 Sohlenhiebe geben lassen, wenn diese sich von Rom einnehmen ließen. Sie reizten auch die türkische Regierung zu Verfolgungen auf. So hatte die katholische Mission lange nur um ihr Bestehen zu kämpfen, hat aber dennoch an 60,000 Griechen mit sich vereint. Umfangreich wirkt besonders der Lyoner Verein zur Verbreitung des katholischen Glaubens.

Aeltere Missionskreise: 1) Aleppo, 1625 von Karmelitern gegründet, nebst dem Kloster auf dem Berge Karmel. — 2) Damaskus, seit 1643 durch Jesuiten; bis 1805 waren fast alle Jakobiten römisch; von da an Verfolgung und Kerker, steter Kampf. — 3) Tripoli seit 1645, mit den Dörfern des Küstensaums; von 1773 Lazaristen und Kapuziner; 1835 von Jesuiten erneuert. — 4) Saida (Sidon), seit 1644; um 1830 erneuert, mit Filialen. — 5) Antura, seit 1656, ein Dorf zwischen Beirut und Tripoli, seit 1830 Priesterseminar. — Neue Anstalten sind 6) in Ghazir, das große Jesuitenkollegium, die Schulen in Beirut, Zahle, Bikfaya.

---

b. Paschalik Aleppo.

§ 71. Dieses hat im Norden fast nur armenische Christen, erst weiter südlich Griechen, Jakobiten, Maroniten, auch Nosairier und Ismaeliten.

Hauptstadt ist Aleppo oder Haleb, etwa 30 Stunden vom Meer, mit 80,000 Einwohnern, darunter 15,000 Christen und 6000 Juden. Sie gilt als die dritte Hauptstadt des türkischen Reichs und liegt an der Straße der Karawanen, die von Bagdad nach Konstantinopel reisen. Sie steht aber auf erloschenen Vulkanen und ist daher den Erdbeben ausgesetzt, deren

eines 1822 zwei Dritttheile der Stadt zerstörte. Im Oktober 1820 brach in der Stadt ein schrecklicher Aufruhr aus, in welchem die Moslems einige der vornehmsten Christen tödteten, mehrere Hundert Frauen und Jungfrauen mißhandelten, 400 Häuser und zwei Kirchen plünderten und verbrannten, aber dafür durch ein türkisches Heer aufs Empfindlichste gestraft wurden. — In einer reizenden Ebene am Orontes liegt das berühmte Antiochia (Antakieh), mit kaum 18,000 Einwohnern, darunter nur 3000 Christen. Hier war der Christenname entstanden; von hier aus hatte der Apostel Paulus seine Missionsreisen gemacht, und hier saßen die großen Patriarchen des Ostens. Aber 635 fiel die Stadt in die Hände der Araber, und mit einem Male war alle ihre Herrlichkeit dahin. Hundert Jahre lang war gar kein Patriarch mehr da; und erst 742 fand es ein Khalife gerathen, der griechischen Kirche wieder einen Patriarchen zu geben. In der Folge gab es wieder armenische, jakobitische, griechische, maronitische, katholische Patriarchen von Antiochien, wenn sie auch nicht alle hier residirten.

Die Mission in diesem Theile Syriens ging hauptsächlich von Aintab (s. § 62) aus, und galt den Armeniern. Die Erweckungen geschahen durch reisende Handwerker, Bibelträger, Bostoner Missionsgehilfen, und führten auf dem Lande zu lieblichen Resultaten ohne viel Widerstand von Seiten der Gegner. In Antiochien und Aleppo aber, wo auch die römische Kirche auftrat, gab es sehr Herbes durchzumachen, bis endlich den Protestanten obrigkeitlicher Schutz wurde. Unter den Stürmen wurden auch Moslems angeregt, wie in Killis sogar einer der reichsten Türken mit seinen Freunden 1856 den Protestanten aus eigenen Mitteln eine Kirche erbauen wollte. Interessant ist der neue Plan einer Beduinenmission, wozu der englische Konsul Skene behilflich ist. Er hat sich als Mittler zwischen diesen wilden Nomaden und den türkischen Behörden einen solchen Einfluß verschafft, daß die Beduinen ihn zu ihrem Emir wählten (1859). Da sie sehr lose am Islam hängen, keine Priester oder Lehrer haben, auch die fünf Gebetszeiten nicht beobachten, hält Skene sie für bereit, in Bibelschulen zu lernen, wie er sie bereits vermocht hat, Ackerbauer zu werden.

Stationen und Filiale: 1) Killis am Kawik, nur

einige Stunden südlich von Aintab, 10,000—12,000 Einwohner, darunter viele Armenier, viel Industrie; 1849 Anfang durch Handwerker, jetzt große protestantische Gemeinde. — 2) Aleppo, neben 70,000 Muhammedanern, 30,000 Christen und 6000 Juden; 1841 Missionar Beadle, später besonders eingeborne Prediger; 1848 protestantische Gemeinde; 1857 schottische Judenmission. — 3) Antakieh, 1856 protestantische Gemeinde, zwei Missionare. — 4) Bitias, Filial, am Meerbusen Scanderun; 1853 Anfang; 1858 protestantische Gemeinde. — 5) Kessab mit mehreren Weilern, an der linken Seite des Orontes, am Meer; 1852 protestantische Gemeinde, die in Jahresfrist 130 Seelen zählte.

---

c) Paschalik Tripoli (Tarablus).

§ 72. Dieses beginnt nur wenige Stunden nördlich von der Stadt Tripoli, und reicht etwa 30 Stunden lang am Ufer hin bis in die Nähe von Beirut. In ihm liegt der nördliche Libanon, der weiter vom Meer entfernt ist, als der südliche; und an seinen Seitenwänden, besonders im Distrikt Dschebel (Byblus) und im Gebirge Kesruan, wohnen die Maroniten, deren Patriarch im Kloster Kannobin, neun Stunden von Tripoli, residirt. Auf den Höhen wohnen theils die Nosairier mit ihrer Hauptstadt Safita, theils die Ismaeliten mit Massyad (s. § 69 und 70).

Die Stadt Tripoli oder Tarablus, Sitz des Pascha, hat etwa 18,000 Einwohner, darunter 1000 griechische Familien. Auch viele Dörfer in der Umgegend sind fast ausschließlich von Griechen bewohnt. Eine halbe Stunde von ihr liegt die Havenstadt El Mina und nördlich Latakia (Laodicäa) mit 7000 Einwohner, ausgezeichnet durch regelmäßige Häuser, griechische, maronitische, katholische Kirchen und Klöster. Antura mit dem jesuitischen Seminar ist ein Dorf an der Küste. Auch Armenier sind im Paschalik.

In diesem Paschalik hatte die Mission lange einen schweren Stand, weil der maronitische Patriarch noch große Macht hatte und vom römischen Protestantenhaß, den die Jesuiten nährten, erfüllt war. Den Anfang machte um 1822 der Judenmissionar Way, der zu Antura ein leeres Gebäude, das zum Jesuitencollegium

gehörte, miethen konnte. Dahin kam auch Wolff (§ 59), dem die Bannflüche Roms und die Forderung eines Kardinals an den Patriarchen, die gottlosen Protestanten aus dem Libanon zu vertreiben, nachfolgten. Auch in Konstantinopel wurde von Rom aus agirt; und es kam 1824 von da ein Ferman, laut dessen die Bibelverbreitung im Reiche verboten wurde und alle Schriften ausgeliefert werden sollten (vergl. § 59). Dieses Verbot wurde wohl nicht streng gehalten; aber die Patriarchen erließen Bannflüche gegen die Bibelmänner. Indessen geriethen die Missionsschulen in und um Beirut; zwei armenische Bischöfe wurden bekehrt und halfen das Netz ziehen, und bald schloß sich an sie der begabte Asaad an.

Asaad Schidiak war der Sohn eines angesehenen Maroniten, erhielt seine Bildung in einem katholischen Colleg und hatte das Amt eines Privatsekretärs beim maronitischen Patriarchen. Dr. King stellte ihn 1825 in Beirut, erst 29 Jahre alt, als Lehrer und Abschreiber an. Da ging ihm ein Licht auf. Der Patriarch bedrohte ihn brieflich mit dem Kirchenbann, wenn er seine Verbindung mit den Bibelmännern nicht aufgäbe. Ein zweiter Brief veranlaßte ihn, eine Unterredung mit dem Patriarchen im Kloster Cannobin zu versuchen. Hier ließ er sich weder durch Drohungen noch durch Versprechungen anders stimmen, und entfernte sich zuletzt heimlich aus dem Kloster. In Beirut bestürmten ihn seine Verwandten, wenigstens mit ihnen in seine Heimath zu gehen. Er thats und wurde dem Patriarchen Jusuf Habaisch ausgeliefert. Dieser ließ ihn in den Kerker werfen, mit Ketten binden und täglich schlagen. Einmal ließ er ihm die Wahl, ob er das Kreuz oder glühende Kohlen küssen wolle, er küßte die Kohlen. Gemeines Volk mußte in's Gefängniß kommen, ihm in's Gesicht zu spucken und ihn zu beschimpfen. Als seine Mutter und Brüder, die ihn ausgeliefert hatten, ihn besuchten, brach ihnen das Herz; und sie wollten ihn frei haben. Ein Bruder verhalf ihm zur Flucht. Aber er wurde abermals ergriffen und mit einer Kette um den Hals im Kloster Ehden eingemauert. Er hätte frei werden können, wenn er nur das Wort gesprochen hätte, er sei ein Maronit. Aber, wie die Priester berichteten, der Teufel war so stark in ihm, daß er nie eine Lüge sagen konnte. Endlich erlag der treue Zeuge 1830 den vierjährigen Foltern. Erst 1859 wurde sein Ende bekannt, wenige Monate, ehe der HErr das Racheschwert über die maronitische Geistlichkeit schwang.

Einmal 1827 folgte Missionar Bird der Einladung des

Scheichs Latuf nach Ehden. Kaum war er dort, so erschien am Fenster ein Priester mit der Kundmachung des Patriarchen, worin die ganze Familie in Bann erklärt wurde: „Weil sie den Betrüger Bird aufgenommen, deßwegen seien sie von aller christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen; der Fluch müsse sie umgeben, wie ein Kleid, und wie Oel alle ihre Glieder durchdringen, und sie verdorren machen, wie den Feigenbaum, den der Mund des HErrn verflucht; auch müsse der böse Engel über sie herrschen, sie Tag und Nacht quälen; Niemand solle sie besuchen oder grüßen; man meide sie wie faule Glieder und Höllendrachen." Es geschahen auch thätliche Angriffe auf den Scheich. Bird begab sich zu einem andern Scheich, auch dahin folgten die Bannflüche von Cannobin.

Erst später unter der Herrschaft der Aegypter, von 1832 an, hatte die Mission freiere Hände. Da errichteten die Bostoner, die in Beirut ihr Hauptlager hatten, wo sie konnten, Freischulen. Eine solche Schule blühte auch in Tripoli. Eine Zeitlang war der Lehrer in ihr der fromme, alte blinde Abu Jusuf, der später mit seinem Sohne als Führer und mit einem Esel zum Tragen der Schriften oft an den Abhängen des Libanons von Dorf zu Dorf wanderte, um zu missioniren. Er war auf diese Weise manches Jahr der Stellvertreter der Missionare, welche erst 1848, nachdem die Maroniten gedemüthigt (§ 74) und bereits Religionsfreiheit verkündigt war, bleibend in Tripoli sich niederließen. Die Missionare bereisen nun viel das Land und werden in den griechischen und maronitischen Dörfern freundlich aufgenommen, nur daß in den letzteren oft die Priester in den Weg treten. Auch für die Nosairier geschieht etwas in Latakieh.

Stationen: 1) Tripoli, 1848 Bostoner Mission in El Mina; viele hundert Dörfer werden besucht, besonders griechische und maronitische. — 2) Latakia, Mission und Schule für Nosairier 1854, von Bischof Gobat unterhalten.

---

d. Paschalik Akka. (Drusen).

§ 73. Wir kommen jetzt zu dem Schauplatz der neuesten Christenverfolgungen in Syrien, welche so große

Sensation in Europa gemacht haben. Das Paschalik Akka erstreckt sich etwa 36 St. am Ufer hin, von Beirut bis Akka gerechnet. Es umfaßt das ehemalige Phönizien und den eigentlichen Libanon, so wie Galiläa. Hier hauptsächlich bewohnen Drusen, mit Maroniten vermischt, die hinter der Küste sich erhebenden Berge; und das Bekah, das Thal des Leontes, bis an dessen Mündung bei Tyrus, hat der Stamm der Metawileh's inne. Sonst sind auch Griechen, Armenier, Juden u. s. f. zu treffen. Die Hauptstadt Akka (St. Jean d'Akre, einst Ptolemais), gegenüber vom Karmel, wurde 1832 von den Aegyptern erobert und fast verwüstet, aber 1840 denselben wieder entrissen. Die Mission hat ihren Mittelpunkt in Beirut, einer Seestadt mit kleinem Haven, aber lebhaftem Handel (15,000 Einwohner).

Wir erzählen zuerst die Anfänge der Mission, da Drusen und Maroniten noch unabhängig waren. Es waren die Bostoner Missionare Fisk und Jonas King (§ 53), welche 1823 die Mission in Beirut begannen. Sie waren in Alexandrien mit dem dahin geflohenen Emir Beschir bekannt geworden, der ihnen Empfehlungsschreiben an seine Freunde auf dem Libanon mitgab. Als der Emir sich mit dem Sultan ausgesöhnt hatte und wieder zu Hause war, gab er den Brüdern einen Schutzbrief, damit sie in allen Theilen seines Gebiets herumreisen könnten. Andere Missionare kamen nach und besetzten 1824 auch Saida, wo der fromme Bischof Dionysius Karabet selbst den Unterricht an der Schule übernahm. In Beirut aber hatte die Mission bis 1826, trotz der dazwischen kommenden Stürme und des Verbots der Bibelverbreitung (§ 59), ihre Schulen auf sechs Dörfer ausgedehnt. Auch Vorträge wurden gehalten; und bereits sammelten sich etliche Bekehrte, darunter der nachherige Märtyrer Asaad Schidiak (§ 72), zu einer neuen Gemeinde. Da wurde Rom unruhig. Es schickte 20 Priester und Bannflüche, die in den latei-

nischen und maronitischen Kirchen wiederholt verlesen wurden, gegen die Mission, die Schulen, die Bücher und alle Freunde derselben. Nun unterbrach auch der Krieg die Arbeit der Mission, indem ein griechisches Geschwader die Stadt angriff. Die Schulen wurden allmählig vermindert, zuletzt ganz geschlossen, da auch die Pest dazu kam, und die Schlacht bei Navarino 1827 sämmtliche Missionare veranlaßte, sich einstweilen zurückzuziehen.

Bald nachdem die Missionare 1830 nach Beirut zurückgekehrt waren, eroberte Ibrahim Pascha mit dem Emir Beschir das ganze Land. Die Mission ging ihren stillen Gang fort; und ihre Schulen, von frommen Eingebornen gehalten, vermehrten sich. Eine Lehreranstalt kam noch dazu. Insbesondere hoffte man viel von den Drusen (§ 69), welche sich vor der Rekrutirung für das ägyptische Heer fürchteten und Christen werden wollten, um als solche vom Militärdienst ausgeschlossen zu werden. Ihrer Viele wurden als Wahrheitsliebende aufgenommen und unterrichtet. Als vollends Ibrahim mit 18,000 Mann in Deir el Kamr erschien und Leute unter seine Fahne steckte, wuchs bei Adeligen und Gemeinen das Verlangen nach der Taufe. Einige boten ihr ganzes Vermögen zum Unterpfand, daß sie nie untreu werden wollten. An 100,000 Drusen hätten damals zu Namenchristen gemacht werden können. Aber da man ihnen nach den Grundsätzen der protestantischen Mission die Taufe versagen mußte, ließ ihr Eifer nach; und nur etliche Wenige blieben in der Gemeinschaft der Missionare. Wie vielseitig übrigens deren Arbeit war, läßt sich aus dem Berichte von 1835 ersehen, der von einem eingeführten arabischen Gottesdienst, von 50—80 Personen besucht, spricht, von Predigtreisen in den Drusendörfern, die ihnen alle offen standen, von einer Kostschule, die mit sechs Knaben begann und schnell sich erweiterte, von einer Mädchenschule, auch von Moslemkindern besucht, von einer stark besuchten Sonntagsschule, von einem wachsenden Lehrerseminar, von fünf gewöhnlichen Schulen mit

323 Kindern, und endlich von einer griechischen Schule, die vom griechischen Bischof genehmigt und von dessen Diakon gehalten wurde. Von da an kamen auch Erweckungen vor unter den Drusen, und mehrere Familien wurden getauft, auch Maroniten und Katholiken in die evangelische Gemeinde aufgenommen, dabei es freilich immer viel Aufregung und Mißhandlungen von Seiten der Gegner gab. Aber 1836 kam ein Rundschreiben vom griechischen Patriarchen in Constantinopel an seine Bischöfe, worin er vor den Büchern und Schulen der Protestanten warnte und Errichtung eigener Schulen empfahl. So hörten für den Augenblick manche Missionsschulen, namentlich die für Griechen, auf; aber der Einfluß der Mission wuchs beständig. Fragt man aber, was aus den vielen, in Missionsschulen gebildeten Jünglingen wurde, so ist zu erwähnen, daß leider manche und zwar die begabtesten ihren todten Kirchen entfremdet wurden, dafür aber in Unglauben geriethen, was namentlich dem Einfluß französischer Anwohner zugeschrieben wird.

Fortsetzung (Kriegswirren).

§ 74. In den Jahren 1832—1840, da der Libanon unter der strengen Herrschaft der Aegypter stand, war Ordnung unter die Bewohner gekommen. Aber die Aegypter strebten noch weiter, und schlugen des Sultans Heer bei Nisib (1839), was die europäischen Mächte veranlaßte, dem kranken Manne wieder aufzuhelfen und die Aegypter aus Syrien zu verdrängen (1840). Eine englisch-türkische Flotte beschoß damals Beirut, doch war unter den Trümmern der Stadt das Missionshaus unversehrt geblieben. Mit der Türkenherrschaft kehrten aber die alten trostlosen Verhältnisse wieder, aus welchen sich früher unaufhörliche Fehden entwickelt hatten.

Der maronitische Patriarch war, wegen des Aufstands des Maroniten zu Gunsten der Sultans, bei letzterem wohl angeschrieben. Er wollte die Gelegenheit benützen, und bat in einer Bittschrift den Sultan um

Vertreibung der Missionare, weil sie durch Proselytenmachen den Landesfrieden gefährdeten. Der Sultan legte die Sache dem amerikanischen Gesandten vor, welcher es nicht für seine Aufgabe hielt, Leute dieses Berufs zu schützen. Schon triumphirte der Patriarch. Aber die Engländer, welche die Missionare kennen gelernt hatten, und sahen, wie die Drusen diesen zuliefen, fanden es nicht uneben, wenn die Drusen sollten Protestanten werden. Sie ließen sich durch Missionar Thomson die Scheichs vorstellen und machten einen Vertrag mit ihnen, nach welchem die Missionare unter ihrem ganzen Volk als Religionslehrer willkommen seyn sollten. Sogleich begannen in Deir el Kamr und in drei Nachbardörfern Schulen. Gräulich tobte nun der Patriarch; er befahl sogar, die Missionare aus den Dörfern hinauszusteinigen, und quälte die Drusen mit ungerechten Auflagen. Schon gab es bedenkliche Auftritte, die einen nahen Aufstand fürchten ließen. Der Patriarch beschleunigte ihn absichtlich (Sept. 1841) durch unbillige Steuerforderungen, da er hoffte, die Drusen unterjochen und zur katholischen Kirche zwingen zu können. Aber der verkündigte Kreuzzug mißglückte; die Drusen brachten den Maroniten solche Niederlagen bei, daß diese selbst ihrem Patriarchen fluchten. Ein türkisches Heer stellte den Frieden wieder her; und die nur kurze Zeit unterbrochenen Schulen kamen wieder in Gang. Es liefen auch Bittschriften um fünf andere ein; und die Mission war im Briefwechsel mit fast allen Drusenhäuptern.

Diese schlossen sich immer vertrauensvoller an sie an, je mehr sich Alles zu ihrem Untergang zu verschwören schien, weil sie einsahen, daß die Maroniten sie haßten, die Türken sie unterdrückten, und nur die Engländer sie schützen könnten. Eine Schule bestand sogar troß aller Stürme in einem Dorfe fort, wo eben ein muhammedanischer Sendling den Koran gepredigt und Kinder beschnitten hatte. Allmählig überzeugte sich auch Omer Pascha, daß die Amerikaner den Absichten der

Pforte nicht im Wege stünden. Als Drusen und Türken sich schlagfertig gegenüber standen (1842), gaben die Anführer beider Theile Befehle zum Schutz der Missionare.

Auch später ward es nie ganz ruhig auf den Bergen; aber die Mission breitete sich aus. Neue Stationen entstanden, zum Theil unter großen religiösen Bewegungen, selbst in Dörfern, wie in Kefr Jukda, wo Griechen und griechische Katholiken wohnten, obwohl deren Bischöfe selbst mit Waffengewalt sich drein legten. Die Maroniten, erbost über ihre Niederlage, konnten die Herrschaft des drusischen Großemirs nicht ertragen, und brachen wieder los (1845). Sie wurden abermals geschlagen, aus dem Drusengebiet vertrieben und fast alle ihre Dörfer niedergebrannt. Der verheerende Krieg erstreckte sich über den ganzen Libanon. Endlich machte der Sultan Ernst, Ordnung in Syrien zu schaffen; 1845 wurden die Berge, freilich unter neuen Grausamkeiten, entwaffnet, worauf 4000 Drusen, die mächtigsten Häuptlinge an der Spitze, den Libanon verließen und auf der Ebene Hauran ansäßig wurden. Der maronitische Patriarch, jener Todfeind jeder evangelischen Regung, starb gebrochenes Herzens. Die Missionare durften im Libanon fortarbeiten, und auch Griechen schlugen sich zur protestantischen Gemeinde. Selbst in Zahle, wo man jedem Akatholiken sogar die Einkehr versagte, gab es Einzelne, die sich nicht scheuten, gegen Irrthümer und Mißbräuche der römischen Kirche zu zeugen. Wo das Evangelium tiefere Wurzeln faßte, gab es noch harte Kämpfe durchzumachen; aber sonst hatte die Mission einen ungestörten Fortgang.

Es waren Ende 1859 in Syrien zwölf Bostoner Missionare, drei eingeborne Prediger und sieben andere Gehilfen (Missionar Dr. Eli Smith, Begründer einer arabischen christlichen Literatur, war 1857 gestorben). Protestantische Gemeinden gab es vier; und sonst bestanden 30 Dorfschulen mit 743 Knaben und 277 Mädchen. Das Lehrerseminar in Abeih hatte 31 Zöglinge; und die Presse lieferte eine Menge Schriften.

Fortsetzung (Neueste Christen-Verfolgungen).

§ 75. An Reibungen zwischen den Drusen und Maroniten fehlte es nie; daß aber im Mai 1860 die Ermordung eines Drusen durch einen Maroniten zu einem entsetzlichen Blutbad führte, hatte seine besonderen Gründe. Die Maroniten hatten sich zu einem Vernichtungskrieg gerüstet, wurden von den Bischöfen mit Weihwasser dazu eingesegnet und mit französischen Gewehren bewaffnet. Das wußten die Drusen und wehrten sich verzweifelt gegen die Ueberzahl. Sie siegten und verheerten die Christendörfer mit Feuer und Schwert. Dann kamen die Aufhetzungen der Alttürken dazu, welche, erbittert über die dem Reiche aufgenöthigten Reformen, insbesondere über die Gleichstellung der Christen mit den Moslems, längst nach einem Religionskrieg dürsteten. Die fliehenden Christen wurden in Beirut von den türkischen Soldaten empfangen und niedergemacht. Die Christen zu Sidon, aufgestachelt von ihrem Bischof, griffen zu den Waffen; aber sie erlagen, ein blutiges Gemetzel erfolgte. In Dscheffin (Jezzin), am Südabhange des Libanon, wurden 1200 Maroniten, die sich in den Wald geflüchtet, sammt diesem verbrannt. Es folgte die Belagerung von Zahle und Deir el Kamr. An beiden Orten verband sich die ruchloseste türkische Verrätherei mit dem Blutdurst der Drusen; und Hunderte von Christen verloren das Leben. Das stolze Zahle, der Hauptsitz jesuitischer Intoleranz, wurde gänzlich zerstört. Der Strom der Feinde wälzte sich gegen Osten; und Hasbeya und Rascheya, blühende Missionsstationen, wurden von den Türken, die sie schützen sollten, an die Drusen verrathen und zerstört. In Damaskus, wo etwa 25,000 Christen leben, dauerte unter Mitwirkung des türkischen Militärs das Blutbad, das Sengen und Brennen, fünf Tage lang unausgesetzt fort. Die Zahl der erschlagenen Christen mag sich auf 20,000 belaufen. Mehr als 400 Dörfer liegen in Asche. 80,000 Wittwen

und Waisen irrten hilflos umher, bis sie in den Havenstädten die Almosen Europa's empfingen; 3000 sind in die Sklaverei verkauft worden. Der Libanon ist fast zur Einöde geworden. Wohl hat der Sultan kräftige Maßregeln zur Bestrafung der Schuldigen und zur Herstellung der Ordnung ergriffen; auch ist Frankreich mit Truppen in's Land gerückt und hat den Christenmördern Ernst gezeigt (1860—61). Aber noch sind die Christen scheu und bebend, die Moslems drohend; und ein Ende der Blutscenen ist kaum abzusehen, wenn nicht die Bewohner des Landes durch eine bessere Staatsverfassung in Schranken gehalten werden.

Die Mission hat sich freilich während der Schreckenszeit zurückziehen müssen, ist aber doch, und zwar unter dem Schutze der Drusen, nicht angefochten worden. Die Protestanten enthielten sich, außer in Hasbeya, aller Theilnahme am Krieg und blieben fast überall verschont. Die Herrschaft der Priester ist durch seinen Ausgang überall erschüttert. Die Bostoner Gesellschaft arbeitet an den meisten Missionsorten ungestört im Segen fort, jetzt auch mit Hilfeleistungen für die mißhandelten Christen, welche die Bevölkerung dem Evangelium günstiger gestimmt haben.

Stationen außer vielen Filialen: 1) Beirut (Berytus); 1823 Anfang; 1830 Erneuerung; 1833 Presse von Malta und arabische Bibelübersetzung; 1845 neue protestantische Gemeinde; 1860 Gründung des Waisenhauses (Zoar), des Jungfrauenstifts, der Wittwenanstalt (Zarpath) für die Flüchtlinge durch Pastor Disselhoff mit Schwestern von Kaiserswerth. — 2) Suk el Gharb, 3 Stunden südlich von Beirut; 1845 griechisch protestantische Gemeinde, große Mädchenanstalt. — 3) Abeih, Dorf, 3 Stunden südlicher; 1843 Station; 1846 Seminar; Ainzehalte ein protestantisches Dorf 1861. — 4) Bhamdun, fünf Stunden östlich von Beirut; 1842 Station. — Seit 1853 Freischulen der freien schottischen Kirche in 15 Dörfern des Libanon. — 5) Deir el Kamr, Hauptstadt der Drusen, Sitz des Groß-Emirs auf dem Schlosse Beteddin; 8000 Einwohner mit drei Quartieren von Maroniten, Griechen, Drusen; die beiden ersten Quartiere wurden 1860 gänzlich zerstört; 1841 Schule für Söhne der Scheichs; 1846 neue protestantische Gemeinde. —

6) Saida, (einst Sidon), 8000 Einwohner; 1824 Anfang; 1846 offene Thüren; 1849 große Bewegung; 1861 Krankenanstalten durch Schwestern aus Kaiserswerth für anwesende 5000 Flüchtlinge.

---

e. Paschalik Damaskus.

§ 76. Dieses vierte Paschalik umfaßt die östlichen Gegenden zwischen dem Libanon und Euphrat. Damaskus selbst, noch heute in Ruinen und Neubauten höchst ansehnlich, mit 150,000 Einwohnern, darunter 25,000 Christen und 6000 Juden, Mittelpunkt eines großen Bienenhandels und Sammelplatz der Pilger-Karawanen nach Mekka, wurde vorübergehend von Bostoner Missionaren, 1843 bleibend von irischen Presbyterianern besetzt. In ihr hat es nie an ernsten Reibungen unter Syrern, Griechen, Katholiken gefehlt, darunter oft die Einen gegen die Andern verrätherisch türkische Hilfe suchten. Die abgeschiedene Lage erhält die Einwohner in einer gewissen Zuchtlosigkeit; wilde Aufläufe sind nichts Ungewöhnliches. So erging 1839 eine große Verfolgung über die Juden, welche bezüchtigt wurden, zu ihrem ungesäuerten Passahbrod Christenblut vergossen zu haben. — Die Bekehrung eines jüdischen, dann eines griechischen Schulmeisters (1846) schloß den Missionaren vorerst die Thüre zu diesen Gemeinschaften. Einen großen Eindruck machte 1848 der Uebertritt eines angesehenen katholischen Arztes, Meschaka, auf welchen 1852 die Bekehrung des Dominikaner-Missionars Ferrette folgte. Der Haß der Päpstlichen brach in hellen Flammen aus. Ein Muselman, der mit seiner Familie zu Christo gebracht wurde, mußte neun Monate im Gefängniß liegen, ehe ihn englische Verwendung befreite. Auch auf dem Lande brachte das Evangelium schöne Früchte, besonders unter den Christen im Hauran, unter welchen der edle Chalil auf eigene Kosten herumreiste, Jesum bekannt zu machen. Da brach der 9. Juli 1860 an; die Muselmanen, überzeugt, daß die Regierung die Vernichtung der

Christen wünsche, fielen über sie her und mordeten fort bis zum 15., indem sie nur während der Gebetszeiten aussetzten. Ohne die hochherzigen Anstrengungen des aus Algier verbannten Fürsten Abdelkader wäre keine Seele entronnen. Ueber 5000 Christen (d. h. Männer) wurden das Opfer des türkischen Fanatismus (§ 75), darunter fast alle Protestanten, auch Missionar Graham, der sich umsonst zum Polizeichef geflüchtet hatte. Die Mission mit dem ganzen Quartier der Christen wurde niedergebrannt. Auch Chalil ist seither verschwunden. Die geflohenen Christen wagen kaum zurückzukehren, da selbst die Bestrafung der Schuldigen den Haß der Moslems gegen die Christen gesteigert hat.

Einen bedeutenden Eingang fand die amerikanische Mission in Hasbeya, einer Stadt am Fuße des Hermon zwischen Damaskus und Sidon. Sie hat etwa 4000 Einwohner sehr gemischter Bevölkerung.

Bekannt ist Hasbeya durch seinen Branntwein; an Feiertagen sind Schlägereien der Trunkenen die Regel. In Ruchlosigkeit der Sprache gibt es keinen ärgeren Ort; und selbst aus dem Munde der Frauen hört man die verworfensten Flüche. Dabei herrscht viel Gesetzlosigkeit, daher der Stärkere sich Alles erlaubt und eine einmal ausgebrochene Wuth kaum mehr gebändigt werden kann.

Hieher kamen zuerst Gehilfen und Bibelträger; und schon 1826 bildete sich eine Schule. Unzufriedenheit endlich mit dem griechischen Bischof wegen des Steuerdrucks wurde 1844 Veranlassung für Einzelne, eine Religionsveränderung zu wünschen. Hierüber von Missionar Smith in Beirut zurechtgewiesen und belehrt, verlangten sie um so ernster nach evangelischer Leitung; ihre Zahl stieg auf 252. Die Missionare besuchten die Stadt und fanden wirklich eine außerordentlich günstige Bewegung unter den Griechen. Neben Anderem hatten die Erweckten bereits den Genuß gebrannter Wasser aufgegeben, darunter Einer, Namens Haslab, der weithin für den ersten Branntweinbrenner galt. Daneben bildete sich ein sogenannter Jünglingsverein, der darauf drang,

daß die Steuern nicht an den trügerischen Emir, sondern an den Pascha selbst entrichtet werden sollten. Dieser Verein wuchs zu einer politischen Macht heran, die auch der Emir fürchtete und die den Erweckten gefährlich wurde. Gegen die Letzteren entstand rings umher ein großer Unwille; und besonders drohend äußerte sich die griechische Stadt Salah. In Hasbeya selbst redete der Emir von geheimen Befehlen, die er habe, den Protestantismus zu unterdrücken; und die Priester zogen von Haus zu Haus mit Bitten, Schimpfen, Drohen. Die Verwandten überhäuften die Ihrigen zu Haus und auf dem Markte mit Vorwürfen und Flüchen; und bereits gab es sehr ernste Auftritte, als endlich der Steuer wegen das Namensverzeichniß der Protestanten gemacht wurde, das 82 Familienväter unterschrieben. Darauf kamen an 60 Männer aus Salah, mit der Absicht, sich in den Häusern der Protestanten einzunisten, andere Nachbarn zu sich zu sammeln, dann zu essen und zu trinken und so fortzumachen, bis nichts mehr da wäre, der Landessitte vertrauend, die es verbot, sie fortzuschicken. Entsetzlich wurde bei ihrem Heranrücken die Aufregung in der Stadt; der Jünglingsverein nahm eine drohende Stellung an. Die Erweckten aber hatten sich aus ihren Häusern entfernt; und die ungebetenen Gäste, die in ein geschlossenes Haus nicht treten durften, lagerten sich vor den Thüren. Missionar Smith ging in der Nacht zum Emir, der sich verlegen stellte, vor dem aber auch zwei Drusenscheichs mit der Erklärung auftraten, eher solle ihr Blut fließen, als daß einem Protestanten Leid geschehen dürfe, worauf der Emir zu den anwesenden Protestanten sagte: „Geht nach Hause, streckt eure Glieder, so lang das Bett ist, es soll euch nichts widerfahren." Zugleich erschien ein vom englischen Consul ausgewirkter Befehl des Pascha's an den Emir, die Protestanten zu schützen, worauf jene Gäste sich entfernten. Aber die fünf Priester des Orts, unterstützt vom Jünglingsverein, und insgeheim vom Emir begünstigt, fuhren fort, auf's Gräulichste

gegen die Protestanten zu verfahren; und einem derselben wurde der Tod gedroht, wenn er nicht augenblicklich die Stadt verlasse. Er ging und mit ihm fast alle Protestanten. Sie sammelten sich auf dem Berge, wo sie Smith von Kälte und Hunger halb erstarrt antraf. Mit Mühe erstiegen sie den Libanon zu einem Drusendorfe, dessen Scheich die Flüchtigen bewirthete. Die Flucht ging nach Abeih, wo sie Alle untergebracht wurden. Indessen wurde Hasbeya um anderer Unruhen willen vom Pascha mit Truppen bedroht; ein neuer Emir kam auf, und die Geflüchteten ließen sich bereden, zurückzukehren (Okt. 1844). Aber die Umtriebe der Priester hörten nicht auf; der Jünglingsverein sprach es unverholen aus, auch dem letzten Protestanten den Garaus machen zu wollen. Plötzlich fingen sie das Steinewerfen an, so entsetzlich, daß kein Protestant sich auf die Straßen mehr wagen konnte, und so anhaltend, daß die Armen endlich die Sache verloren gaben und allmählig zur griechischen Kirche zurückkehrten, bitterlich den Verlust der evangelischen Unterweisung beweinend (Dez. 1844).

So sehr aber in Hasbeya die Feinde frohlockten, so ließ sich das angefangene Werk doch nicht mehr ganz ersticken. Schon nach zwei Jahren kamen dringende Einladungen von der Stadt an die Bostoner Missionare. Diese kamen und schnell lebten die Leute wieder auf. Das Volk verhielt sich ruhiger; der Pascha sandte die strengsten Befehle. Wohl trat jetzt (1848) der Patriarch mit dem schauerlichsten Bannfluch dazwischen, der eine Zeitlang viel Noth verursachte; aber allmählig kam Alles in Ordnung. Es bildete sich 1851 eine förmliche griechisch-protestantische Gemeinde, welche 1854 eine eigene Kirche zu bauen anfing. Es erwachte ein schöner Wetteifer, indem die Griechen fortan von ihren Priestern mehr verlangten, als diese bisher geleistet hatten, namentlich biblische Unterweisungen; bald legten auch solche, die in der Kirche verblieben, evangelische Gesinnungen an den Tag. In Rascheya entstand seitdem gleichfalls eine protestan-

tische Gemeinde. Da brach (1860) der Maronitenkrieg aus (s. § 75) und wälzte sich bis nach Hasbeya. Ueber 2000 Christen kamen um's Leben. Die Protestanten hatten sich, als die Griechen und Maroniten von den Drusen angegriffen wurden, von ersteren nicht trennen wollen und kämpften muthig, bis der türkische Oberst sie zum Frieden aufforderte und entwaffnete. Dann verrieth er die Christen in die Hände der Drusen, welche sie vor den Augen der Türken zusammenhieben. Die Flüchtlinge entrannen nach Beirut, von wo sie sich noch nicht recht zurückgewagt haben, da die meisten Mörder frei ausgingen. Weniger litten die andern protestantischen Gemeinden der Gegend.

Hauptorte außer den Filialen: 1) Homs (Emesa), 1 Stunde östlich von Orontes, 25,000 Einwohner, darunter 6000 meist arme Christen; seit 1855 Station. — 2) Rascheya, im Beka, 6 Stunden nördlich von Hasbeya, an einem Berge, an welchem die Häuser treppenartig hinter einander aufsteigen, 5000 Einwohner; 1851 Bildung einer protestantischen Gemeinde; 1860 das Dorf zerstört, aber die Protestanten von einer Drusenfrau geschützt. — 3) Hasbeya s. oben. — 4) Ibl, 6 Stunden südlicher als Hasbeya und ebenso weit noch vom See Merom. — 5) Chiam, Kirche 1861. — 6) Damaskus, s. oben.

---

f. Palästina.

§ 77. Palästina, obwohl theils zum Paschalik Akka, theils zu Damaskus gehörig, nehmen wir besonders. So gesegnet dieses Land einst war, so tief ist es jetzt herabgekommen.

Nach der Zerstörung Jerusalems im Jahr 70 hörte das Land auf, die Heimath der Juden zu seyn, indem deren Ueberreste sich nach allen Richtungen zerstreuten, so daß ihre Anzahl in Palästina nach Verhältniß sehr gering ist und sie nur auf wenige Orte sich beschränken. Das Land wurde fortan zuerst heidnisch, dann christlich. Aber die Araber machten seit 633 auch das Christenthum in seinem Stammlande so selten als in andern Gegenden. Unter den Kreuzzügen 1099—1291 kam es in keinen bessern Stand. Seitdem schmachtet es, verödet, von arabischen Räuberhorden durchstreift, unter der türkischen Herrschaft. Sogar in der nächsten Umgebung von Jerusalem

ist man vor Ausplünderungen nicht sicher. Von 1832—1840 hatten die Aegypter das Land besetzt. Indessen wird Jerusalem noch jetzt von Juden, Christen und Türken als die heilige Stadt angesehen, nach welcher zu wallfahrten ihnen Allen verdienstlich erscheint; und Alle erwarten für sie noch eine Rückkehr der alten Herrlichkeit. Unter ihren 30,000 Einwohnern mögen 12,000 Moslems und 6000 Juden seyn, die Uebrigen sind Christen aller Confessionen. Neben 11 Moscheen findet man 20 christliche Klöster. Die berühmte Kirche zum heiligen Grabe, welche nur gegen hohe Eintrittsgebühren an die Türken von den Pilgrimen besucht werden darf, benützen abwechselnd die verschiedenen Parteien; und bekannt ist, daß keine Osterfeier vorübergeht, ohne daß ärgerliche Schlägereien vorkämen. Die Juden stehen unter sieben Häuptern; und die Zahl ihrer Pilger beläuft sich jährlich auf 7—12.000. Uebrigens rechnen die Juden unter die vier heiligen Städte des Landes auch Safet, Tiberias und Hebron.

Die Mission fand lange Zeit eben in Palästina den härtesten Boden und konnte darum erst in neuerer Zeit tiefere Wurzeln fassen. Wir reden 1) von den Bostoner Missionen, 2) von der englischen Judengesellschaft, 3) vom neu gegründeten protestantischen Bisthum und endlich 4) von den Arbeiten der englisch-kirchlichen Gesellschaft.

1) Bostoner Brüder (zuerst Parsons und Fisk) kamen 1823 nach Jerusalem, zu einer Zeit, da der Boden noch völlig unvorbereitet war. Ihr Bücherverkauf war besonders den Lateinern ein Gräuel; und diese riefen auch die Polizei dagegen auf. Die Bücher wurden confiscirt und ihre Annahme verboten. Bald aber wurde das Verbot auf die Moslems beschränkt und der Verkauf blieb unverwehrt. Besonders Pilger nahmen die Bücher gerne an. Nach Fisks Tod (1825) zogen die Missionare nach Beirut. Erst 1833 kehrten Bostoner nach Jerusalem zurück. Sie gründeten unter Anderem manche Schulen, nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in der Umgegend, wie in Bethlehem. Aber viele Schwierigkeiten, außer Krieg, Pest, Hungersnoth, traten in den Weg; besonders die Abhängigkeit der Leute von den Klöstern, mit welchen sie es nicht verderben

durften. Als daher die englische Kirche in Jerusalem ihr Werk begann, verließen die Bostoner 1843 Palästina ganz, weil die Thüren in Syrien geöffneter waren.

2) Die Londoner Juden-Gesellschaft hatte im Anfang ein nicht minder ungünstiges Arbeitsfeld. Nach einer Angabe von 1851 wohnen in Jerusalem 8000, in Hebron 500, in Tiberias 1500, in Safet 3000 Juden, und außer diesen vier heiligen Orten nur Einzelne da und dort. In Jerusalem sind sie theils Askenas (Europäer), theils Spanier, theils Mograbi's (Afrikaner). Ueberall haben die Oberen ein wachsames Auge auf ihre Glaubensgenossen. Zuerst (1820) kam Wolff (s. § 59) nach Jerusalem. Er machte Aufsehen, besonders auch durch die Baundrohung eines Abts gegen den verfluchten Bibelmann. Im Jahr 1833 ließ sich Missionar Nikolayson († 1856), der seit 1826 das eigentliche Missionswerk begonnen hatte, und 1841 Missionar Ewald (§ 50) bleibend in der Hauptstadt nieder. Beide hatten großen Segen; und 1838 wurde ein angesehener Rabbi, vielleicht der erste Jude seit der Zerstörung, in der Stadt getauft. Jetzt, da die Juden-Gesellschaft mit dem protestantischen Bisthum in engster Verbindung steht (§ 78) kommen fast jährlich Taufen vor. Bis 1847 waren es 31 Erwachsene und 26 Unmündige, die getauft wurden.

Stationen: 1) Jerusalem 1833; 1841 Bau der evangelischen Kirche auf Zion; 1842 Gründung eines jüdischen Hospitals durch Dr. Macgowan (†1856); 1846 Gründung einer Arbeitsschule; 1859 Miß Cooper's Anstalt erneuert; sonst noch eine Knaben- und Mädchenschule, und Gottesdienste (s. § 78); — 2) Jafa (Joppe). 1857 ein amerikanischer Missionar ermordet; 1860 ärztliche Mission der britischen Judengesellschaft; — 3) Safed, Erdbeben 1837, wodurch 4000 Juden ihr Leben verloren; 1842—45 Missionar Sternschuß und Behrens oft mit dem Tod bedroht; häufige Besuche auch in Tiberias und Hebron.

Fortsetzung.

§ 78. Eine neue Epoche für die Mission in Palä-

stina bildet 3) die Errichtung des protestantischen Bisthums in Jerusalem, zu dessen Stiftung und Unterhaltung der König von Preußen 15,000 L. St. anbot, worauf sich die Königin von England mit ihm dahin vereinte, daß Beide abwechselnd das Ernennungsrecht haben sollten. Der erste Bischof, von England ernannt, war Alexander, ein Proselyte, welcher 1841 sein Amt antrat, leider mit einem Empfehlungsbrief vom Erzbischof von Canterbury an die Würdenträger der orientalischen Kirchen versehen, wornach auf jede Missionsthätigkeit unter ihren Angehörigen eigentlich verzichtet wurde. Ihm folgte 1846 Samuel Gobat, vom König von Preußen ernannt. Diese Bischofswürde gab den Protestanten ein neues Ansehen unter den andern Christen, wurde aber von deren Kirchenhäuptern scheel angesehen. Zu einer evangelischen Kirche in Jerusalem wurde der Platz auf Zion schon 1838 gekauft, unter ägyptischem Schutze; aber von Seiten der türkischen Regierung kamen immer neue Einsprachen und Unterbrechungen, so daß die schöne Christuskirche erst am 21. Januar 1849 eingeweiht werden konnte, bei welcher Gelegenheit auch zwei Juden getauft wurden. In ihr werden englische, deutsche und hebräische Gottesdienste gehalten; und Bischof Gobat brachte es nach vielen Kämpfen dahin, daß auch protestantische Geistliche, die nicht englisch-bischöflich ordinirt sind, in der Kirche predigen dürfen. Gobat, ein Berner von Cremine, in Basel für den Missionsberuf erzogen, und von Abessinien her uns wohl bekannt (§ 46), ist auch als Bischof ein ächter Missionar geblieben. Zwar hat er eine schwere Stellung gegenüber der hochkirchlichen Partei in England, welche die alten Kirchen, wie erstorben sie auch jetzt seyn mögen, der englischen für ebenbürtig hält, und jeden Versuch, evangelisch auf sie einzuwirken, eine verwerfliche Proselytenmacherei und Sectirerei nennt. Dagegen hat dieses Bisthum eine Stütze an der englisch-kirchlichen Mission erhalten, welche seit 1850 Jerusalem zu einer Hauptstation erhoben hat. Mit den

armenischen, koptischen und syrischen Bischöfen ist es Gobat gelungen, sich auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, weniger mit dem griechischen Patriarchen. Dabei strebt er doch auch nach Gelegenheit, in allen Kirchen ein neues Leben zu wecken, auch Juden, selbst Moslems nahe zu kommen. — Insbesondere bekam die Judenmission unter ihm einen neuen Schwung. Er gründete 1848 das jüdische Arbeitshaus, zu welchem eine Industrieschule für Mädchen kam. Auf seine Bitte ferner gründete 1851 Pastor Fliedner von Kaiserswerth mit Schwestern von da eine Diakonissenanstalt, welche als Krankenhaus, Waisenhaus, Kosthaus, Lehrhaus für Christen und Moslems wirkt. Daran knüpfte sich 1852 die Bildung eines besonderen Jerusalemsvereins zu Berlin, der kräftig mit Beiträgen eintritt. Die jüdischen Obern freilich sprechen öfters ein Cherem aus über Eltern, welche sich an jenen Anstalten betheiligen, insbesondere an den gleichfalls errichteten Schulen; und selbst Juden in Europa, welche immer viele Unterstützungen an die armen Juden Jerusalems schicken, thun ihr Möglichstes, den Einfluß christlicher Institute durch Errichtung ähnlicher Anstalten zu beseitigen, ohne damit viel auszurichten. Der Mufti in Beirut erklärte 1847, daß es Juden und Drusen hinfort erlaubt seyn solle, Christen zu werden, wie überhaupt jeder Uebertritt von einer Kirche zur andern freigestellt wurde. So werden nun jährlich etliche Juden getauft; und die Anzahl von Proselyten, welche auch als Christen zusammenhalten, ist bedeutend geworden, außerdem daß in Vielen ein nachwirkender Stachel bleibt. — Nicht minder bedeutend sind die Bemühungen des Bischofs für die ganze Bevölkerung nicht nur der Stadt, sondern auch des Landes, wobei ihm die große Achtung zu gut kommt, welche er von allen Parteien genießt. Er sendet Bibelleser in den Häusern umher, aus der Schrift vorzulesen, wo man sie dulde. Diese fanden diesseits und jenseits des Jordans, unter Griechen, Syrern, Arabern, Moslems in der

Regel erfreuliche Aufnahme, und weckten oft tiefe Rührungen, indem sie stets nur an die Herzen redeten, ohne in kirchliche Fragen sich zu mischen. Bald kamen Einzelne, die um der Wahrheit willen verfolgt wurden und nun sich an Gobats Gemeinde anzuschließen wünschten. Je und je kamen Bitten von ganzen Orten um Lehrer und Schulen; und 1849 stand es so, daß Gobat schreiben konnte, von Aleppo an bis Jerusalem sei eine allgemeine Bewegung. Indessen konnte Gobat so gut als nichts für die Angeregten thun; und so verlor sich allmählig die Bewegung. Einzelne Personen wurden bekehrt, und da und dort gelang es dem Bischof, Schulen einzurichten, durch welche die Erkenntniß des Evangeliums weiter gefördert wurde, während auch die alten Kirchen dadurch genöthigt wurden, etwas mehr für Jugendunterricht zu thun.

Bei den Moslems war weniger zu erreichen. Zu Zeiten konnten freilich 80 türkische Soldaten und 7 Offiziere mit einem Christen die Bibel lesen und ihren Inhalt ernstlich besprechen. Wurden aber auch Einzelne angeregt, so schien doch der allgemeine Haß gegen die Christen seit der Verkündigung des Hattischerif, welcher dem Islam so nahe trat, nur zugenommen zu haben. Besonders machte sich 1857 dieser Haß in Nablus Luft, wo die Kirche zerstört und ein Protestant getödtet wurde. Eine Dame, die in Jerusalem missionirte, wurde von ihnen ermordet, Missionsleute in Jafa schwer verwundet und entsetzlich mißhandelt. Ebenso hat die protestantische Gemeinde in Nazareth einen harten Kampf mit der Unredlichkeit der türkischen Behörden, welche sich nur von dem entschiedenen Auftreten europäischer Agenten bestimmen lassen, den Protestanten den zugesicherten Schutz wirklich zu gewähren.

Gobat's Schulen: 1) In Jerusalem, seit 1847 die sogenannten Diöcesanschulen für Knaben und Mädchen aller Religionen; unter ihm auch das syrische Waisenhaus der Krischona-Brüder; — 2) in Nablus, dem alten Sichem, später Neapolis, 18 Stunden von Jerusalem, sind unter den 8000

Einwohnern 500 Griechen und noch 150 Samariter, welche ein uraltes Manuscript des Pentateuch (5 Bücher Mosis) hoch verehren. Sie erwarten, daß der Messias, wenn er komme, auf dem Berge Garizim erscheinen und einen Tempel bauen werde. Jährlich opfern sie an Ostern auf dem Berge sieben Lämmer. Große Regung unter ihnen 1849; ihr Priester Solyman verständig und empfänglich. Bewegung unter den Griechen seit 1848 durch Bibelvorleser; gegen 70 Personen traten heraus; 1854 protestantische Gemeinde, die auf 120 anwuchs; viel Feindschaft der Priester, welche auch die Moslems aufhetzten; 1857 absichtslose Tödtung eines Derwischs durch einen englischen Reisenden, worauf entsetzlicher Aufruhr der fanatischen Moslems gegen Griechen und Protestanten; letztere wurden zersprengt und nur 20 Familien blieben; Erneuerung der Schule und des Gottesdienstes; — 3) in Tiberias; 1837 schreckliches Erdbeben, durch welches ein Dritttheil der Einwohner umkam; jetzt 2000 Einwohner; die Stadt den Juden heilig, weil von hier ein Theil des Talmuds stammt; 1847 Schule für griechisch-katholische Kinder; durch einen Bischof und einen katholischen Prior mit Gewalt aufgehoben, weil die Leute arm seien, also keine Schule brauchten; — 4) in Salt, jenseits des Jordans (wahrscheinlich Ramoth Gilead), 1847 Schule, dem dortigen Priester des Friedens wegen übergeben; 1849 eine andere bessere Schule, im Einverständniß mit dem griechischen Patriarchen, der mithilft; — 5) in Nazareth, 8 Stunden von Tiberias; 3000 Einwohner, meist Griechen, doch auch Katholiken, Maroniten, Moslems; 1851 Schule, bald protestantische Gemeinde (s. unten).

4) Die englisch-kirchliche Gesellschaft endlich wurde durch Bischof Gobat veranlaßt, auf Palästina ihre Thätigkeit auszudehnen. Sie hat seit 1850 folgende

Stationen: 1) Jerusalem selbst, wo eine neu entstandene Gemeinde von mehr als 50 Seelen; — 2) Bethlehem; nur Christen, 3000 an der Zahl: 1853 Bildung einer protestantischen Gemeinde aus 10 Familienhäuptern; 1860 die Station an den Jerusalemsverein von Berlin abgetreten; — 3) Ramleh, nicht sehr ferne von Jafa, neue protestantische Gemeinde; — 4) Jafa (Joppe), von üppigen Gärten umgeben; wichtigster Handelsplatz und einziger Havenort, 12 Stunden von Jerusalem; 7000 Einwohner; 1851 Ankunft rheinpreußischer Landleute; 1852 Anregung durch Vorleser, protestantische Gemeinde; — 5) Chaiffa, auf der Karmel-Halbinsel, 3400 Einwohner, Vorarbeit durch Vorleser; 1856—60 Station; — 6) Nazareth, s. oben Schulen Gobats; Missionar Zeller; protestantische Gemeinde von 150 Seelen; neuestens mehrere Filiale, wie Kefr Kana.

9. Aegypten.

a. Land und Volk.

§ 79. Wir gehen nach Aegypten herüber, dem durch Ruinen und Denkmäler aus ältester Zeit so merkwürdigen Lande. Es hängt durch eine schmale Landenge bei Suez, die man neuestens durch einen Kanal durchbrechen will, mit Asien zusammen und besteht nur aus dem Nilthale, welches bis Chartum (§ 47) über 500 Stunden lang ist, mit einer Breite von nur 4—9 Stunden, und aus dem zwischen den beiden Nilmündungen bei Damiette und Rosette sich bildenden Delta. Man theilt es in Nubien, Ober-, Mittel- und Unterägypten. Einst betrug die Einwohnerzahl 8 Millionen in 30,000, jetzt kaum noch 3 Millionen in 2500 Städten und Dörfern. Die Ureinwohner sind nur noch in den sogenannten Kopten, die sehr spärlich geworden sind und deren Namen wohl von Kibt (Aegypten) stammt, zu erkennen. Am zahlreichsten sind die eingewanderten Araber, die sich in Fellah's, d. h. Ackerbauer, und in Beduinen, d. h. Nomaden, ferner in Barabra's theilen, die mit den Berbern verwandt sind. Die Osmanen aber unter einem Pascha, der von der Pforte abhängig ist, sind die Gebieter des Landes, deren Unterthanen fast als Sklaven gehalten werden. Auch Juden, Griechen, Armenier, Europäer sind da. Die Landessprache aber ist überall die arabische. Hauptstädte sind Alexandrien und Kairo.

Geschichte. Unter der Herrschaft der Römer (seit 30 v. Chr.) kam das Christenthum in's Land; und das Heidenthum war erloschen, als die Araber 640 die Herren des Landes wurden, unter welchen bis auf wenige Ueberreste das Christenthum immer mehr verschwand. Ein Sultan von Aegypten kaufte von dem Eroberer Dschingiskhan 12,000 aus Asien erbeutete Sklaven, die er in allen kriegerischen Künsten unterrichtete, um ein sicheres und starkes Heer zu haben. Das waren die sogenannten Mamluken, d. h. Sklaven, welche aber bald sich empörten, den Sultan 1254 stürzten und einen Sultan aus ihrer Mitte erwählten. Sie regierten 263 Jahre lang, bis

die Osmanen 1517 sie überwältigten und einen türkischen Statthalter (Pascha) über das Land setzten. Indessen blieben viele mamlukische Bey's fortbestehen, welche unaufhörlich rebellische Bewegungen verursachten. Sie pflanzten sich durch Sklaven aus dem Kaukasus fort und blieben so stets ein von den Aegyptern abgesondertes Geschlecht. Durch List gelang es 1811 dem unternehmenden Pascha Muhammed Ali, die Beys wegzuschaffen, worauf er die ganze Rotte der Mamluken vernichtete. Dieser Muhammed Ali, der ein halbes Jahrhundert regierte, wußte von den Vorurtheilen seiner Nation sich zu befreien, und nahm europäische Einrichtungen zum Muster. Er machte auch mit seinem Sohne Ibrahim Pascha viele Eroberungen, zunächst 1818 in Arabien, sodann im Süden (§ 47). Er fiel zuletzt ganz von der Pforte ab und eroberte Syrien 1832, wurde aber durch die Dazwischenkunft europäischer Mächte auf seine Besitzungen in Afrika wieder beschränkt (§ 73 u. 74). Unter den unaufhörlichen Kriegen und der grausamen Tyrannei des Vicekönigs sank das Reich, trotz dem europäischen Firniß der Hauptstädte, zu einem Elend herab, welches zu beschreiben die Reisenden kaum Worte finden konnten, und das sich auch, wie überall in der Türkei, unter den bestehenden politischen Verhältnissen nicht so leicht heben läßt.

Die Kopten haben eine olivenfarbige, nicht schwarze Haut, flache Stirnen, große, schwarze Augen, schwarzes, oft krauses, aber nicht wolliges Haar, sehr ernste Gesichtszüge, vorstehende Backenknochen, dicke Lippen und dünnen Bart. Ihre Zahl beläuft sich im Ganzen nur noch auf 60,000 Familien. Dieß die Uebereste der ehmals so blühenden ägyptischen Kirche. Hier kamen die Mönche und Einsiedler auf, deren Regel und Sonderbarkeit lange Zeit von der ganzen übrigen Christenheit hochgeschätzt und nachgeahmt wurde. Die Kirche selbst bekannte sich später zu der Partei der Monophysiten, die nur Eine Natur, die göttliche, in Christo anerkannte. Indessen blieben auch Rechtgläubige da, welche Melchiten, d. h. Kaiserliche, sonst Griechen, genannt wurden. Unter den Lehrstreitigkeiten wurden die Christen immer mehr eine leblose Kirche; Parteistreit, Armuth, Druck, Verführung, Jammer aller Art veranlaßte vielen Abfall zum Türkenglauben. Doch unterschieden sich die Kopten vortheilhaft von andern Bewohnern durch Bildung und Cha-

rakter, weßwegen sie auch unter der muhammedanischen Herrschaft die Erhebung und Berechnung der Abgaben als die Schreiber des Landes zu behalten wußten und noch in Händen haben. Als Christen haben sie, während sie im Aeußeren andern Kirchen des Morgenlandes gleichen, den Vorzug, daß ihnen das Lesen der heiligen Schrift nicht verboten ist, obgleich bei Weitem die Meisten keinen Gebrauch davon machen. Die Sprache ihrer Bibel ist freilich noch die altägyptische; welche kaum von Priestern verstanden wird. In ihren Schulen lernten sie, als die Missionare kamen, nur kirchliche Gebete und einige Bibelstellen als todte Formeln. Eine gewisse Einfalt und Hinneigung zu christlichen Gesinnungen ist ihnen immerhin geblieben, wie wir schon oben gesehen haben (§ 47). — Die gemeinen Priester sind meist verheirathet, oft zum zweiten Male, können jedoch nur als Wittwer Bischöfe werden, aber nie Patriarchen. Letzteres können nur Mönche werden, die nie geheirathet haben; und diese werden aus einem der beiden Klöster des heiligen Antonius und des heiligen Paulus in der Wüste am rothen Meere genommen, wo sie einigermaßen gebildet werden. Die wenigen griechischen Christen, deren Oberhaupt sich Patriarch von Alexandrien nennt, aber in Kairo residirt, wie der koptische, wohnen in Alexandrien, Rosette und Damiette.

---

b. Die Missionen.

§ 80. Indem wir zur Beschreibung der Missionen in Aegypten übergehen, reden wir ein Weniges

1) von den katholischen Missionen. Ein während der Kreuzzüge in Alexandrien gegründetes lateinisches Patriarchat erlosch in der Folge wieder, desgleichen die Bisthümer in Damiette und Tanis; und nur einige Franziskanerklöster blieben. Später gab es Mönche, welche die Märtyrerkrone sich erringen wollten. So drang 1345 ein Mönch in die große Moschee zu Kairo ein, und

setzte dem Sultan öffentlich mit dem Christenthum zu. Um dieselbe Zeit widerrief ein Renegat, dem ein Franziskaner das Herz erschüttert hatte, in der Moschee seinen Abfall. Ethier, Beichtvater des Infanten von Arragonien, predigte 1370 den Moslems, und 1439 der päpstliche Legat Albert von Sarzana mit zwei Mönchen. Endlich wollten 1540 zwei Kapuziner kurzweg den Statthalter von Kairo bekehren. Aber diese Eiferer alle büßten mit martervollem Tode. So gaben die Katholiken den Versuch auf, Moslems zu bekehren, und suchten nur die Kopten in den Schooß ihrer Kirche zu bringen. Vom koptischen Patriarchen gerufen kamen 1560 die Jesuiten Rodriguez und Elian, die aber gleich mit den Priestern zu streiten anfingen und darum nichts ausrichteten, als daß ein koptischer Legat für das Concil zu Trient sie heimbegleitete. Mehr richtete der Jesuite Sicard aus († 1726), der unermüdet herumreiste und fast in allen Koptendörfern Leute für sich gewann. Franziskaner folgten auf ihn, welche 1732 an 10,000 unirte Kopten bedienten. Seitdem ruhte die katholische Mission, bis sie 1844 durch die Lazaristen erneuert wurde. Die Gesammtzahl der unirten Kopten, die einen apostolischen Vikar und Kirchen in Alexandrien und Kairo haben, wird auf 15,000 angegeben. Ebenso hoch belaufen sich die von Franziskanern bedienten Lateiner.

2) Unter den evangelischen Versuchen ist zuerst der der Brüdergemeine zu nennen. Diese schickte mit dem Plane, Abessinien zu beleben, 1752 Brüder nach Aegypten, welche da blieben, weil die Reise nach Abessinien mißlang. Dr. Hokker, ein Arzt, erwarb sich die Liebe des Patriarchen und der Kopten überhaupt; und da er und seine Genossen nicht darauf ausgingen, die Kopten von ihrer Kirche zu trennen, vielmehr nur Liebe zum Heilande erwecken wollten, so behielten sie die Achtung ununterbrochen für sich. Von 1770 an begab sich Bruder Danke, ein Schreiner, nach dem koptischen Dorfe Behnesse, vier Tagreisen den Nil herauf, wo

er schlichte Leute traf, die er bald an sich fesselte. Er machte tiefe Eindrücke; und bei erwachenden Feindseligkeiten nahm ihn der Bischof selbst in Schutz, und auch die türkischen Beamten waren ihm gewogen. In Folge von Entbehrungen starb er schon 1772 und wurde im Gewölbe des heiligen Georgius in Alt-Kairo begraben. Noch mehrere Brüder kamen theils nach Behnesse, theils nach Kairo, bis 1782 Dr. Hokker starb. Unruhen, die im Lande ausbrachen, führten 1783 zum Aufgeben der schönen Mission.

3) Methodisten kamen 1825 nach Alexandrien, zunächst für englische Handelsleute und Matrosen. Doch hatten sie auch eine arabische Schule. Missionar Macbrair bereiste in Jahresfrist 1833 ganz Aegypten. Nun kam aber die Pest, und die Mission hörte auf.

4) Die Londoner Judengesellschaft hat Missionare in Kairo, wo etwa 4000 Juden sind, welche aber vielfältig der Richtung des Unglaubens sich hingeben. J. Wolff (§ 59) wurde 1830 wegen unvorsichtiger Proklamationen des Landes verwiesen. Eine förmliche Mission entstand erst 1847. Missionar Lauria, ein von Bischof Alexander in Jerusalem getaufter Jude, errichtete eine Schule und gewann die Achtung und Liebe der Juden. Der Forschungsgeist nimmt zu. — Im neuaufblühenden Haven Alexandria, einst mit 800,000, jetzt nur noch mit 40,000 Einwohner, wird unter den Juden von schottischen und amerikanischen Missionaren gearbeitet.

5) Hauptmission war lange die der englisch-kirchlichen Gesellschaft. Ihre Station ist Kairo, die größte Stadt Afrika's. Sie ist durch den Nil in Alt- und Neu-Kairo getheilt und hat über 200,000 Einwohner, darunter nur etwa 1500 koptische Familien. Es kamen 1826 die Missionare Kruse, Lieder und Müller, sämmtlich aus der Schule zu Basel, mit dem Auftrage, neben einem Predigerberuf für ansäßige Engländer, was möglich wäre, an den Einwohnern zu versuchen. Ihre Ankunft erregte Aufsehen und bei Vielen

Kopfschütteln, und bald mußten sie Zeugen eines Vorfalls seyn, der sehr geeignet war, ihren Muth, wenigstens zur Bekehrung der Moslems, niederzuschlagen. Ein muhammedanisches Mädchen nämlich, das einem Christen zu lieb, den es heirathen wollte, mit christlichen Zeichen sich schmückte, wurde auf eine erbärmliche Weise vor den Augen des Volks im Nil ersäuft, und der Mann rettete sich nur dadurch vor dem Feuertode, daß er alsbald zum Islam übertrat. So blieben die Missionare fast nur auf die Christen beschränkt. Sie verbreiteten die heilige Schrift in den Volkssprachen, hielten arabische Gottesdienste, legten auch Schulen und ein Seminar an, und bauten eine Kapelle. Eine Mädchenschule begann 1837 durch Miß Halliday, später Gattin des Missionar Lieder. Der Pascha war den Missionaren nicht ungeneigt; doch waren die Grenzen ihrer Wirksamkeit eng gezogen. Bis 1840 waren im Ganzen 97 Seminaristen, 648 Knaben und 180 Mädchen unterichtet worden. Allmählig haben auch Katholiken, Juden, Armenier Schulen nach dem Muster der Missionsschule errichtet. Auch Reisen nach Oberägypten wurden zur Aussaat benützt. Nachdem andere Arbeiter, namentlich Amerikaner und die Pilgermission (§ 46) in Kairo 1859 eingetreten sind, hat die kirchliche Gesellschaft diese Station aufgegeben.

Hatte die Mission bisher nicht viele unmittelbare Wirkung, so kam doch allmählig unter die Landeschristen eine gründlichere Schrifterkenntniß. Viele Priester, ja solche, die zu höheren Würden kamen, wie der Abuna von Abessinien (§ 45), sind im Missionshaus erzogen worden. Bischof Gobat, der selbst ursprünglich zu dieser Mission gehörte (1828), freute sich 1856 in Kairo der Bekanntschaft mit Bischöfen zweier verschiedener Kirchen, welche eine so schriftmäßige Gesinnung äußerten, daß es ihm war, als gehörten sie alle drei Einer Kirche an. Besonders interessirten ihn die Veränderungen, welche der koptische Patriarch in seiner Kirche einführte, indem er dem Bilderdienste und dem Gebrauch einer todten

Sprache beim Gottesdienst ein Ende machen suchte. Nach seinem Tode (1861) verhindert der Zwiespalt zwischen der starren und der freieren Partei derzeit die neue Wahl.

6) Amerikanische Presbyterianer, durch einen frommen Geistlichen, der Oberägypten bereiste, auf das freundliche Entgegenkommen aufmerksam gemacht, das wahre Christen bei vielen Kopten finden, haben seit 1854 in Aegypten gewirkt. Sie errichteten eine große Schule in Kairo, die besonders von koptischen und jüdischen Kindern besucht wird und predigen regelmäßig in Arabisch. Einen christlichen Buchladen versieht ein bekehrter Rabbi, der selbst mit Wort und Wandel predigt. Den Winter hindurch wird auf dem Nilboot Oberägypten besucht, und sind schon Bücher im Werth von mehr als 3000 Gulden verkauft worden. Dabei durfte Missionar Lansing in den koptischen Kirchen predigen. Als die Aufnahme einer Koptin in Siut, die gezwungen Muhammedanerin geworden war, aber reuig zurücktreten wollte, einen Auflauf veranlaßte, in welchem der Missionsarzt Faris, ein Syrier, schrecklich geschlagen wurde, erlangte der amerikanische Konsul exemplarische Bestrafung des Anstifters. Das machte in ganz Oberägypten tiefen Eindruck, und die Liebe zum Evangelium tritt nun bei vielen Kopten offener hervor, als in den meisten Missionen unter den alten Kirchen.

---

10. Arabien.

§ 81. Wir kommen zum letzten Theil des türkischen Reichs, nämlich Arabien, einer großen Halbinsel zwischen dem rothen und persischen Meerbusen, mit etwa 12 Millionen Einwohner. Nur die Hauptpunkte sind von den Türken besetzt. Im Innern leben die Einwohner noch jetzt nomadisch in patriarchalischer Einfalt als Hirten und Ackerbauer mit leidenschaftlichem Gefühl für Freiheit und Recht. Die Stammeshäupter heißen Emir (Befehler), oder Scheich (Alter). Alle Welteroberer

gingen einst an Arabien vorüber. Das Christenthum fand frühe Eingang, kam aber nie zur Herrschaft. Seit Muhammed auftrat und alle Stämme für den Islam entflammte, ist jenes so gut als ausgerottet. Außer den Mönchen auf Sinai finden sich allein in Tor 12 arme griechische Familien, die ihre Priester vom Sinai erhalten. Die Pilgerreise nach Mekka entflammt noch je und je den alten Christenhaß. Dort wurden die Aufstände in Indien, in Borneo, und im türkischen Reiche vorbereitet. In Dschiddah, der Havenstadt Mekka's, brach ein solcher 1858 aus; der französische Konsul und eine große Anzahl europäischer Christen wurden vom fanatischen Pöbel ermordet. Der Araber spottet der unmächtigen Befehle des tief gesunkenen Herrscherhauses, und gehorcht nur, wenn es ihm gefällt.

Die Sekte der Wahabiten stammt von einem Religionsneuerer, der göttlichen Beruf in sich zu fühlen meinte, Namens Wahab (geb. 1691). Er trat entschieden gegen die Sagen und manche Lehren des Korans auf, nannte Muhammed nur einen von Gott geliebten Menschen, dessen Anbetung, als der Einheit Gottes widersprechend, verbrecherisch sei, stiftete eigene religiöse Einrichtungen, und drohte, mächtig geworden, Allen, die seiner Lehre sich widersetzten, Vernichtung durch Feuer und Schwert. Der Hauptsitz der Sekte war die Stadt Derajah. Mit unglaublicher Schnelle erfaßte sie die arabischen Stämme, deren 26 überwältigt wurden; und mit einer wohl berittenen Mannschaft von 120,000 konnte sie jeder Waffenmacht trotzen. Erst 1801 wurde sie von Seiten der Pforte durch die Aegypter angegriffen. Da entspann sich ein furchtbarer Kampf unter gräulichen Verwüstungen, und die in Wuth gebrachte Sekte wußte selbst die Städte Mekka, Medina und Dschiddah in ihre Gewalt zu bekommen. Allein 1815 wurde sie von Muhamed Ali so niedergeworfen, daß sie sich in die äußersten Grenzen zurückziehen mußte, und Ibrahim schien ihr 1818 den Todesstoß gegeben zu haben, da er ihre Hauptstadt zerstörte und den Anführer Abdallah gefangen nahm, der sofort in Konstantinopel enthauptet wurde, während man dem Oberpriester die Zähne ausriß, und darauf ihn selbst in die Luft sprengte. Dennoch breitet sich diese Lehre auf der ganzen Halbinsel aus.

Von einer Mission in Arabien kann nach dem Vorhergehenden nicht die Rede seyn. Doch haben 1839

die Engländer die Küstenstadt Aden in Besitz genommen, wodurch Schriftverbreitung im Innern möglich gemacht ist, namentlich unter Juden, welche in dieser Provinz augetroffen werden. In der Stadt Sana, der Residenz eines Imams, sind unter 40,000 Einwohner 3000 Juden. Diese kamen 1854 mit Missionar Lauria in Kairo in Verbindung; und erhielten viele Bibeln und Neue Testamente von ihm, wofür der Oberrabbi sehr dankbar war. Denn sie haben, weil sie dort nie von Christen gelitten haben, keinen Groll gegen diese, auch keine Vorurtheile gegen ihre Religion. Später wurde Sana von einem feindlichen Fürsten überfallen; die Juden, nur in Vorstädten geduldet, verloren beim ersten Anlauf ihre Habe. Der Rabbi schrieb einen kläglichen Brief, der aber ächt religiösen Geist verrieth. — Zwei Jahre später kam ein Jude von Aden nach Kairo, und kaufte alle vorräthigen hebräischen Bibeln von Missionar Reichardt, um sie in Aden, Sana, Yemen zu verbreiten. So ist denn ein kleiner Missionsschimmer selbst in Arabien.

IV. Persien.

1. Ueberhaupt.

§ 82. Wir kommen zu einer neuen muhammedanischen Welt, in welcher bis jetzt von Seiten der Mission noch nicht viel geschehen konnte, nämlich nach Persien oder Iran, das in weiterem Sinne auch die jetzt selbstständigen Reiche Afghanistan und Beludschistan, welche sonst öfters mit Persien vereinigt waren, umfaßt. Es erstreckt sich von Kurdistan an etwa 500 Stunden gegen den Indus hin, mit einer Breite von 150—180 Stunden. Das eigentliche Persien ist in 11 Provinzen eingetheilt, und an der Spitze des Reichs steht ein unum-

schränkt gebietender Schah, der jetzt in Teheran residirt, sonst auch in Ispahan.

Geschichte: Persien, das alte Elam, wurde durch Cyrus († 529 v. Chr.), von dessen Residenzen noch Ruinen vorhanden sind, eine Weltmacht, die erst 330 v. Chr. Alexander der Große über den Haufen warf. Das spätere neupersische Reich wurde 636 n. Chr. ein Raub der Araber. Diese hatten es inne bis 1220. Von da an drangen Tartaren und Mongolen ein, welche von dem großen Dschingiskhan an bis auf Timur († 1405) herrschten. Nun wurden Turkmanen auf 100 Jahre der persischen Welt mächtig; und von 1505 an trat Ismael Sophi, ein muhammedanischer Schwärmer als Schah auf, und führte in allen eroberten Ländern die Sekte Ali's ein, von dem er sein Geschlecht ableitete. Von 1722 an wurden die Afghanen mächtig; und nun kam eine Zerrüttung um die andere. Der tüchtigste Herrscher war Abbas Mirza, der 1833 starb. Nach seinem Tode besonders begann unter der wachsenden Zerrüttung der Kampf des englischen und russischen Einflusses (s. § 87).

Die Einwohner schätzt man in Iran auf 12 Millionen; und ebenso viele mögen auch die andern Staaten haben. Ursprünglich war die Anbetung der Gestirne allgemein; diese wurde durch die Lichtsreligion Zoroasters veredelt. Später gewann das Christenthum großen Eingang, obwohl viel Märtyrerblut darunter fließen mußte, bis 636 die Araber kamen, die Mörder sowohl der Parsen oder Feueranbeter, als der Christen. Beide wurden in den nachfolgenden Zeiten immer wieder aufs Neue verfolgt; und jetzt sind von den Parsen kaum noch Spuren vorhanden, die Christen nur zu 200,000 zu schätzen, theils Armenier im persischen Armenien und sonst zerstreut, theils Nestorianer. Die Moslems aber sind Schiiten; im Gegensatz zu den Osmanen, welche Sunniten sind, wie auch die Afghanen und Beludschen (s. § 48). Die Perser sind dabei ihrer Religion sehr heftig zugethan, daher der tiefe Haß der Afghanen gegen die Perser, und der Perser gegen die Türken. Man trifft übrigens in Persien noch andere muhammedanische Sekten an, besonders die Sophi's oder Freidenker, die durch Forschungen

und Mystik auf Zweifel geleitet worden sind, welche den Islam zu untergraben drohen. — Sonst sind die Einwohner theils Tadschiks, d. h. ansäßige Perser, die aus einer Vermischung von Persern, Arabern, Tartaren, Mongolen entstanden sind, theils Nomaden, wie die Kurden. Manche der Nomaden, etwa 800,000, genießen unter ihren Stammhäuptern eine Art Unabhängigkeit. Die Perser, schlanke, starke, hübsche Menschen, stehen rücksichtlich der Bildung über den Osmanen, und haben eine große Liebe für Künste und Wissenschaften. Sie sind berühmt im Morgenlande durch ihre Geschmeidigkeit, ihr gewandtes, witziges Wesen, ihre Schlauheit und Lügenübung, ihre Artigkeit und Titelsucht. Die Beamten haben bei großem Ernst und Anstand doch nur Einen Hauptgedanken, Geld zu gewinnen.

Persien ist für die Mission ein fast unvorbereiteter Boden, wo der alte Fanatismus, genährt durch Sektenhaß, noch ungeschwächt herrscht. Wenn in der Türkei die Mission an den alten Kirchen indirekt auch auf die Moslems wirkt, so kann davon in Persien nicht viel die Rede seyn, weil es solcher Christen zu wenige gibt. Den ersten Versuch machte die Brüdergemeinde. Graf Zinzendorf nämlich hatte von den Gebern gehört, daß sie sanfte, friedliebende Leute seien, welche die Sonne anbeten und von den alten Magiern abstammen; so wurden von Herrnhut Brüder abgesandt. Die Reisen über Rußland 1738 und 1743 mißlangen; aber 1747 kamen sie über Aegypten und Bagdad nach Persien. Hier aber wurden sie von Kurden überfallen, verwundet und fast nackt ausgezogen, und später wurden sie auch dessen, was mitleidige Moslems ihnen schenkten, beraubt. Doch kamen sie nach Ispahan, wo der englische Konsul sie freundlich aufnahm. Da aber die Nachricht einlief, daß die Gebern in den letzten Bürgerkriegen theils zerstreut, theils getödtet, theils zum Islam gezwungen worden seien, so entschloßen sie sich 1748 zur Rückkehr.

Wichtig wurde 1811 und 1812 ein Besuch des Pre-

digers H. Martyn, der als Kaplan in Indien eine persische Uebersetzung des Neuen Testaments unternommen hatte, die er in Persien vollenden wollte. Er fand sich in Schiras, einer früher bedeutenden, auch durch persische Gelehrsamkeit sich auszeichnenden Stadt, von Gelehrten aller Art umgeben, welche religiöse Streitfragen zur Sprache brachten. Sein edles Wesen, seine unerschrockene Freimüthigkeit und seine tiefen und klaren Antworten und Belehrungen ließen in Vielen seiner Zuhörer einen bleibenden Stachel zurück. Er wurde zu gelehrten Versammlungen gezogen und war siegreich; selbst bei Gastmälern wirkte sein Wort. Endlich schrieb ein oberster Mullah eine Schrift zur Vertheidigung des Islams, welcher Martyn alsbald eine muthige Widerlegungsschrift entgegensetzte. Unbeschreiblich war der Eindruck dieser und einer andern Flugschrift, obwohl es erst später offenbar wurde, wie Viele durch ihn im Herzen Christo geneigt wurden. Seine äußerst geschwächte Gesundheit nöthigte ihn zur Heimreise. Er trat als einsamer Pilger die Reise an, und starb 1812 zu Tokat in Kleinasien (s. § 61). Seine gelungene persische Uebersetzung kam glücklich nach Petersburg und von da zum Druck.

Der tiefe Eindruck, den Martyn in Persien hervorbrachte, wie man auch aus Briefen von vornehmen Persern ersah, die versicherten, daß sie im Herzen das Christenthum angenommen hätten, veranlaßte die englisch-kirchliche Gesellschaft, Erkundigungen über die Thunlichkeit einer Mission in Persien einzuziehen. Das Resultat war aber ungünstig, und sie begnügte sich damit, Sorge zu tragen, daß an den russischen Grenzen durchreisenden Persern christliche Schriften in die Hände kämen. Auch die schottischen Missionare in Astrachan suchten auf diese Weise insgeheim auf Persien zu wirken. Dasselbe thaten die Baseler Missionare zu Schuscha (§ 92), die daneben öfters selbst nach Persien reisten.

2. Tebris.

§ 83. Endlich wurde doch eine Mission in Persien gewagt, und zwar in Tebris oder Tauris, der Hauptstadt der nordwestlichen Grenzprovinz Aserbidschan.

Aserbidschan ist im Norden durch den Fluß Arras (Araxes), der ins kaspische Meer sich ergießt, von dem russischen Gebiet getrennt, und ihr Name bedeutet Feuerhaus, weil hier vornehmlich die Feueranbetung durch brennende Gasquellen begünstigt worden ist, wie sie auch noch in einigen Ueberresten fortdauert. Tebris wird für das alte Gasa gehalten, wo Cyrus die Schätze des Krösus aufbewahrte. Die Stadt liegt auf einer 12 Stunden breiten Ebene, welche 4000 Fuß über dem Meere liegt und darum im Winter sehr kalt ist. Die Ebene grenzt südwestlich an den Urumiah-See; ist aber sonst auf allen Seiten von hohen Gebirgen umgeben. Die Stadt hat mit den Vorstädten 80,000 Einwohner, darunter 1000 Armenier sind.

1) Tebris war eine Zeitlang Station der Baseler Gesellschaft. Deren Missionar Pfander hatte 1831 mit Groves (s. § 68) von Schuscha aus eine Reise nach Bagdad gemacht und zuerst in Tebris verweilt, da ihm die Aussicht zur Gründung einer höheren Schule günstig schien. Auf der Rückreise kam er durch das Innere von Persien und lernte Land und Leute genau kennen. Er reiste mit christlichen Schriften über Kermanschah, Hamadan, Ispahan und Teheran nach Tebris. Sein Ergebniß war, daß die Perser nicht sehr religiös, sittlich auf's Traurigste gesunken, dem Evangelium nicht unzugänglich und mit Rücksicht auf die vorhandenen armenischen und nestorianischen Christen ein vielversprechendes Missionsfeld seien. So ließ sich denn 1832 Missionar Haas in Tebris nieder, um dort den Armeniern das Evangelium zu predigen, und theils eine höhere Bildungsanstalt für Perser zu eröffnen, wozu ihn der Kronprinz Abbas Mirza ermunterte, theils Einfluß auf die Nestorianer zu gewinnen, und so wo möglich auf die Hauptbevölkerung Persiens selbst. Missionar Hörnle sollte sich die Kurdenstämme zu seinem Arbeitsfelde erwählen. Sie mußten sich freilich überall hin erst die Wege bahnen, waren aber stets von Arme-

niern, Syrern, Russen, Türken, Persern umgeben; und ihre Bücher wurden verkauft und gelesen. Auch Pfander kam wieder nach Tebris, um eine Schrift über Christenthum und Islam in persischer Sprache drucken zu lassen. Sein längerer Aufenthalt aber mit der Vertheilung der heiligen Schrift erweckte sehr die feindselige Aufmerksamkeit der persischen Mullah's. Amerikanische Missionare besuchten 1834 mit den Baslern Urumiah und Ispahan. Unterdessen gedieh die Schule in Tebris mit persischen Jünglingen; aber die Missionare mußten sich mehr auf äußere Ausbildung beschränken, weil jeder Bekehrungsversuch unmöglich war. Ein armenischer Bibelträger, Nikoghos, verbreitete Schriften; aber in mehreren Städten entstanden wilde Aufläufe des fanatischen Pöbels; kaum kam er in Ispahan mit dem Leben davon. Haas erwarb sich zwar durch seine Kenntnisse, auch in der Arzneikunde, großes Ansehen, besonders unter den Hohen des Landes, zuletzt gar den persischen Orden; aber die Lage, die den Missionaren rücksichtlich ihres wichtigsten Berufes fast nur Stille gebot, wurde ihrem Herzen immer peinlicher. Der Schlag daher, welcher die ganze russische Mission traf (§ 92), wurde der Committee zu Basel zum Zeichen, daß sie von der muhammedanischen Welt sich ganz zurückziehen und Plätze aufsuchen müsse, wo die Thüren geöffneter erschienen. So wurde 1837 Persien aufgegeben, und die Missionare kamen meist nach Indien.

2) Obigen Missionaren hatten sich seit 1834 Bostoner Missionare an die Seite gestellt, welche mit ihnen brüderlich arbeiteten. Sie zogen sich aber bald theils nach Urumiah (1835), theils nach Erzerum (1839); und auch Missionar Merrick, der 1840 in Tebris abermals eine Schule für persische Jünglinge errichtete, sah sich nach zwei Jahren genöthigt, sie wieder aufzugeben, um zu den Nestorianern zu ziehen.

———

3. Urumiah.

§ 84. Wir kommen jetzt zu den persischen Nestorianern, welche östlich von Kurdistan am See Urumiah wohnen (s. § 66 f.).

Der Distrikt Urumiah liegt im Westen der Provinz Aserbidschan und besteht aus einer herrlichen Ebene am östlichen Fuße des Kurdengebirges bis an den prächtigen See Urumiah. Dieser See erstreckt sich von Nord nach Süd in einer Länge von mehr als 30 Stunden mit einer Breite von 10—12 Stunden, und hat eine Tiefe von nur 20 Fuß. Sein Wasser ist salzig und wenig verschieden von dem des todten Meeres, hat auch keine Fische, wiewohl er häufig von wilden Enten und Flamingo's besucht wird. Mehrere hohe Inseln, die aus dem stillen Wasser aufsteigen, vermehren seinen Reiz. Die Ebene ist etwa 12 Stunden lang und sechs Stunden breit; und an ihren beiden Enden senken sich Gebirgszweige bis ganz an den See herab. Sie umfaßt, die angrenzenden Bergabhänge mitgerechnet, wenigstens 330 Dörfer, und wird von Flüssen und Bächen bewässert. Der Boden ist ungemein fruchtbar.

In der Stadt Urumiah wohnen unter 20,000 Einwohner außer etwa 2000 Juden nur gegen 600 Nestorianer, welche ihr besonderes Quartier haben. Zahlreicher, etwa 30,000—40,000, sind sie in den Dörfern, die zum Theil ausschließlich von ihnen bewohnt sind. Dem Charakter nach haben sie viel von der Anmuth und Höflichkeit des Persers und sind in dieser Hinsicht das gerade Gegentheil von ihren wilden Landsleuten in Kurdistan. Sie nehmen sich dieser wilden Brüder aufs Freigebigste an, welche besonders im Winter in großer Anzahl in die Ebene herabkommen, um die Wohlthätigkeit anzusprechen. Aber die kirchlichen Verderbnisse waren bisher dieselben. Die Moslems, deren drei Viertheile im Distrikt sind, haben den Christen immer viel zu schaffen gemacht, und ihre Bedrückungen und Grausamkeiten haben die Armenier, die sonst auch da waren, in's russische Georgien verscheucht. Sie sind Affcharen, ein wildes, kriegerisches Volk, aus Afghanistan stammend. Ihre Rohheit ist so berüchtigt, daß man lange Zeit für die Sicherheit der Missionare in Sorgen war, zumal bisher

noch kein Europäer längere Zeit sich hier aufgehalten hatte.

Eine besondere Plage sind die sogenannten Luti, die sich nach dem Patriarchen Lot nennen. Sie sind eine Klasse ausgemachter Schurken, die in allen Gegenden Persiens sich findet, aber nirgends so zahlreich ist, als in Urumiah. Sie verüben unter allerlei Possenreißereien jede beliebige Frevelthat am Eigenthum und an Personen und werden meist von den Behörden ungestraft gelassen. Diese Unmenschen sind immer die Werkzeuge der Gewaltthat in den Händen fanatischer Mullah's, so oft sie etwas gegen Gesetz und Obrigkeit durchsetzen wollen. Je und je gab es auch sonst räuberische Ueberfälle, besonders von den Kurden her. Diese furchtbaren Kurden zu zähmen, ließ um 1825 der Schach gegen 1000 persische Familien aus der Provinz Eriwan, in den Distrikt Sulduz südwestlich vom See übersiedeln. Die Ansiedler wurden aber bald so berüchtigte Räuber, als die Kurden selbst.

Wenden wir uns zur Mission unter den Nestorianern, so ist diese besonders lieblich, weil sie nur eine Reformation der vorhandenen Kirche ist, ganz im Einverständnisse der Oberen. Die ersten Missionare, welche sie 1830 auffanden, waren E. Smith und Dwight von der Bostoner Gesellschaft. Diese sandte Missionare mit dem Auftrag, das Volk zu überzeugen, daß sie nicht in der Absicht kämen, dasselbe seiner Religionsfreiheit zu berauben, es vielmehr nur zur heil. Schrift hinweisen und vermittelst dieser auf eine geistliche Wiedergeburt ihrer Kirche zu wirken suchen würden, damit diese, wenn möglich, ein fernhin wirkendes Salz für Asien würde. Missionar Perkins, dem Dr. Grant (§ 66) und Merrick nachfolgten, bereitete sich ein Jahr lang in Tebris vor; und 1835 begann die Mission. Die Bischöfe nahmen ihn mit großer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, ja mit hohen Erwartungen auf. Gottesdienste und Schulen fanden allen Beifall; und mehrere Diakonen, darunter Mar Johanna, auch Bischöfe, wie Mar Elias, ahmten bald in ihren Kirchen die erbaulichen Vorträge nach. Sie luden die Missionare zu ihrem Abendmahl ein, und nahmen dasselbe von ihnen. Sie bekannten frei, daß ihr armes Volk weit vom rechten Wege abgeirrt sei.

Selbst Mar Simon (gest. 1861), der Patriarch auf den Bergen, welcher auch denen im Thal galt, sprach sich auf eine Anfrage zu Gunsten der Missionare aus; sogar die Moslems bezeugten ihre Theilnahme.

Die Mission hatte den günstigsten Fortgang. Vorerst wurde auf Schulen am Meisten verwendet. Gleich die erste in Urumiah gedieh; und da vorher schon Schulen bestanden, kam es nur daranf an, die Lehrer anzuregen und Schulbücher und Bibeln zu verbreiten. Dieß geschah, und evangelischer Unterricht kam von einer Dorfschule in die andere. Neu waren die Mädchenschulen, die aber bald Beifall fanden; ja die Mädchen waren viel gelehriger und lenksamer als die Knaben, und ließen sich leicht bewegen, die plumpen Verzierungen abzulegen, mit welchen man sie zu beladen pflegte. Die Bücher kamen zuerst aus Amerika. Alles wunderte sich, daß Bücher aus dem fernen Amerika sollten so vollkommen denen des Landes entsprechen; und die Bischöfe sagten: „Hier ist ein neuer Beweis, daß eure Religion und die unsrige wesentlich Eines sind.“ Später (1840) kam eine eigene Presse. Bald stellte sich auch das Bedürfniß eines Seminars heraus, um Lehrer und Kirchendiener zu erziehen (1836). Mit Begierde kamen junge Leute; und nach wenigen Jahren konnten sie schon zu Schulen und Gottesdiensten verwendet werden, wurden auch, wo sie hinkamen, um deß willen, was sie gelernt hatten, sehr geachtet. Auch Priester und Diakonen, zum Theil 60 Jahre alt, traten in das Seminar. Dasselbe war Anfangs in Urumiah, wurde aber später in das Dorf Seir verlegt. Auch kam ein weibliches Institut dazu. Jenes hat gegenwärtig (1860) 50, und dieses 30 Zöglinge. Die Lust, lesen zu lernen, wandelte auch die Erwachsenen an; und Männer und Frauen machten sich mit Begierde dran. Der Dorfschulen sind es jetzt 68 mit 1400 Knaben und 500 Mädchen. Ueberraschend schnell verbreitete sich so Geschmack an der biblischen Wahrheit und immer tiefere

Erkenntniß, indem überall über das Gelesene gesprochen und die Missionare befragt wurden.

Bald gestaltete sich Vieles im Volke anders. Wurden bisher in den Kirchen nur Legenden vorgetragen, so bestrebten sich jetzt Bischöfe und Priester, Erbauliches zu predigen; und noch wichtiger war, daß schon 1838 an Missionar Perkins das Ansuchen gestellt wurde, in ihrer Kirche zu Urumiah gerade so zu predigen, wie er es im Seminar that. Nun kam vom Lande her ein Antrag ähnlicher Art um den andern; und 1840 heißt es, daß überall auf der ganzen Ebene kaum eine Kirche sei, deren Priester sie nicht freudig dem Missionar öffnen. Auch wurden die altsyrischen Liturgien mehr und mehr in die Landessprachen übersetzt. Um dem heiligen Abendmahl mehr Weihe zu geben, nahmen die Missionare es ernst mit dem Abendmahl, das sie in ihrer Kapelle feierten; und sie fingen an, bewährte Christen Theil nehmen zu lassen, ohne daß diese ihrer Kirche dadurch entfremdet wurden. Die Zahl solcher Nestorianer, die dieses Recht erhielten, wuchs bis auf 300 an; und die Folge davon war, daß auch in den Landeskirchen das heilige Abendmahl mit mehr Ernst gefeiert wurde, als bisher. Die Wirkungen von alle dem blieben nicht aus. Allmählig veredelte sich der Charakter des Volks; alte sündliche Unsitten, wie Unmäßigkeit, kamen in Abgang, und es entwickelte sich ein liebliches Gemeinschaftsleben. Während in den meisten Kirchen Christus frei gepredigt wird, ist die Messe mit andern Ceremonien so sehr in der Achtung des Volks gesunken, daß nur an zwei oder drei Hauptfesten sich ein alter Priester findet, der sie vor einigen alten Weibern abliest. Die Ordination der evangelisch gebildeten Prediger wird gewöhnlich von den Missionaren unter Mitwirkung des ehrwürdigen Mar Elias vollzogen, welcher, obwohl Bischof und 80jährig, noch mit dem Stab in der Hand die Dörfer besucht, um das Evangelium zu verkündigen, ein würdiges Vorbild für andere Bischöfe in glücklicheren Umständen. — Besonders ergreifend zu lesen

sind Erweckungen, welche schon 1844 anfingen, und seitdem eigentlich nie aufhörten. Sie traten in den Instituten, in den Schulen, in ganzen Dörfern und Distrikten auf, mit einer Nüchternheit und Lebendigkeit, wie man es nicht leicht anderswo erfährt. So besonders im Dorfe Geog Tapa, in Degalla, dem verrufensten Orte, ꝛc. An die Seminaristen kam 1852 ein solcher Eifer, daß sie in einer dreitägigen Vakanz allein in 43 Dörfern predigten und so auch auf den Bergen in Kurdistan das Feuer anzündeten. Wie groß überhaupt der Einfluß dieser Mission auf die Bergnestorianer ist, haben wir oben (§ 67) gesehen. — Ungemein erquickend ist es für die Missionsfreunde, nachdem wir so viel von der fanatischen Wuth gehört haben, mit welcher andere morgenländische Kirchen die Missionare und deren Wirken anfielen, von dem Allem in Urumiah nichts zu sehen; und nur mit höchster Befriedigung nimmt man es wahr, wie wenigstens hier die ursprüngliche Absicht aller Missionen an den alten Kirchen, welche fast überall fehl schlug, verwirklicht worden ist.

Uebersicht: Die Stationen, auf welchen die Missionare, ihrer acht nebst eilf Frauen und Jungfrauen, wohnen, sind Urumiah und Seir, mit welchen Gawar in Kurdistan als dritte in engster Verbindung steht. Der Filiale sind es über 30. Angestellte Prediger sind es 48, Gehilfen über 60. Die Stadt Urumiah liegt mitten auf der Ebene, doch näher beim See. Westlich von ihr liegt Burdasur, nördlich Ada, Konsi, Supergan, Gawalan, Dschamalawa, südlich Geog Tapa, Ardischai, Desataka und der Distrikt Sulduz mit Uschei.

Fortsetzung.

§ 85. So klein der Missionskreis in Urumiah ist, so kann man doch nicht ohne Hoffnung seyn, daß derselbe auch auf Persien Einfluß haben werde. Auffallend war es schon, wie die Behörden den Missionaren beförderlich waren und ihren Schutz zukommen ließen. Besonderes Interesse erregten die Schulen, welche, wie auch die Schul-

bücher weit und breit bekannt und gerühmt wurden. Schon 1837 bat der Prinz Malek Kasem Mirza für seine Schule in Schischawan um Bücher und andere Lehrmittel. Die Neugierde zog auch viele hohe Besuche herbei. Ohnehin hatte der Schah selbst unaufgefordert einen Schutzferman geschickt, weil die Fremden durch Unterricht seiner Unterthanen Wohl befördern. Aus Dankbarkeit hielten daher die Brüder von 1840 an eine Zeitlang auch eine persische Schule. Hamza Mirza ferner, der Prinzregent von Aserbidschan, sandte 1851 an den Consul zu Tebris ein Geschenk von 50 Tomans (Dukaten), das jährlich wiederholt werden sollte, für die Mission mit folgendem Schreiben:

„Der Hochrangige, Würdeerhabene, der Verstandes- und Klugheitsgenosse, der Solidität- und Geschicklichkeitsbesitzer, der Pfeiler christlicher Hauptleute, der Erhabenste der Edlen Christi, der Consul der hohen britischen Regierung sei der gnädigen Theilnahme unseres Liebe kundgebenden Herzens versichert. Als dieser Wohlwollende uns Schilderungen von der Schönheit des Betragens und der Arbeiten der Hochrangigen, der in Urumiah wohnenden amerikanischen Geistlichen, welche sich mit dem Unterricht der Jugend befassen, vor Augen stellte, da nahm vollkommene Hochachtung für sie Besitz von unsrem Herzen; und wir hielten uns verbunden, unsere Gunst gegen sie offenkundig zu machen ꝛc."

Als ferner 1852 in Tebris die Cholera ausbrach und mehrere der höheren Beamten ihre Zuflucht nach Urumiah nahmen, interessirten sich deren Viele für die Arbeiten der Missionare; und Einer derselben, Chodada Khan, schrieb nachher an den Consul, „er habe beobachtet, wie die Missionare aus bloser Wohlwollenheit sich bemühen, die Geschöpfe Gottes zu unterrichten und aufzuklären, weßwegen es Pflicht aller Diener Gottes sei, ihnen beizustehen; und damit er nicht unbetheiligt bleibe, wolle er jährlich 10 Tomans bezahlen." Auch seine Frau legte 5 Tomans bei. In Folge der Bemühungen des Oberst Shiel, religiöse Freiheit in Persien auszuwirken, wurde 1852 ein Gesetz erlassen, das allen christlichen Partieen gleichen Schutz gewährt, mit Einschluß des Rechts,

die Leute zum Uebertritt von einer Kirche zur andern zu bewegen. Bereits sind Spuren von einer erwachenden Duldsamkeit der Perser gegen solche, welche christliche Ueberzeugungen gewinnen, vorhanden, wie Solches die Geschichte eines gewissen Mirza Maklesut aus Boradschard zeigt, welcher Wahrheit suchend nach Urumiah kam, und sofort 1858 in der Festung Choi vor angesehenen Personen ungefährdet ein Bekenntniß abzulegen wagen durfte. Während des russischen Kriegs (1854—1856) fing freilich die persische Regierung an, eifersüchtige Blicke auf die Mission in Urumiah zu werfen. Am störendsten sind die Umtriebe der Katholiken geworden.

Nur kurz vor der Ankunft der Bostoner Missionare hatte ein katholischer Legat Alles versucht, den Patriarchen auf den Bergen zur Unterwerfung unter den Papst zu erkaufen. Als es mißlang, machte er sich an das Volk auf der Ebene. Damals war ein Bruder des Schahs Statthalter von Urumiah, der eine französische Sprachlehrerin hatte. Vermittelst dieser wußte der Legat den Statthalter zu Bedrückungen gegen solche Nestorianer zu veranlassen, welche seinen Anmaßungen sich widersetzten. So geschah es, daß einige Dörfer im Distrikt Salmas, nordwestlich vom See, katholisch wurden. Oefters kam der Legat in nestorianische Kirchen, erklärte sie für Eigenthum des Papsts und behängte die Wände mit Bildern, welche aber stets wieder heruntergerissen wurden. In Geog Tapa, da der Legat den Bischof Mar Elia geradezu aus der Kirche, die des Papstes sei, hinausgehen hieß, packte ihn der Bischof so derb mit der Faust an, daß der Legat von da nicht mehr kam. Indessen begann die Bostoner Mission. Aber 1837 kam Einer, der von Salmas nach Rom gesandt und dort erzogen worden war, als römischer Bischof von Salmas zurück, und wollte alsbald Proselyten machen. Zwischen ihm und den Bischöfen kam es zu Disputationen, in welchen der Kadi als unpartheiischer Richter den Schiedsspruch thun

sollte. Dieser aber schalt zuletzt den Papisten einen Gotteslästerer und Götzendiener, der nicht zu leben verdiene, während er wohlwollend gegen die Lehre der Bischöfe sich aussprach. Bald kamen Jesuiten und Lazaristen und eiferten gegen die Bostoner Brüder, aber so stürmisch, daß sie 1842 von der Regierung als Störer des Landfriedens aus dem Reiche verwiesen wurden. Doch wußten sie stets wieder zu bleiben; und ihre Ränke fanden endlich auch Eingang bei der Regierung, so daß Untersuchungen über das Treiben der Bostoner eingeleitet wurden. Diese fielen zwar zu deren Gunsten aus, aber der Widerwärtigkeiten gab es doch viele, zumal da 1854 auch in den katholisch gewordenen Dörfern eine Hinneigung zum Evangelium bemerklich wurde. Selbst der Gouverneur von Urumiah ließ sich 1859 von den Jesuiten so weit bearbeiten, daß er nach Tebris reiste, um die Verjagung der Brüder zu betreiben; „denn" sagte er, „die Hälfte der Nestorianer hat die neue Religion angenommen." Sein Vorsatz scheiterte an den freundlichen Gesinnungen der Regierung.

---

4. Ispahan.

§ 86. Wir finden keine weitere evangelische Mission in Persien. Durch die Hauptstädte wanderten wohl je und je Missionare und verbreiteten Schriften; aber zu längerem Aufenthalt hatte man nirgends Muth. In der armenischen Vorstadt von Ispahan hätten die deutschen Missionare gerne etwas angefangen. Aber die Verhältnisse waren zu ungünstig. Weil indessen auch viele Juden in der Stadt sind, schickte die Londoner Juden-Gesellschaft 1847 zwei Missionare dahin, welche jedoch nur 10 Monate blieben. Haupthinderniß ist der Feuereifer der Moslems, welcher jeden Juden treffen würde, der den Glauben der Christen dem Islam vorzöge. Sie wandten sich südlich und kamen über Schiras, wo Stern von Räuberhorden beinahe ermordet

wurde, nach der Seestadt Buschir, in der sie einen Juden tauften. Aber bald kehrten sie in die Türkei zurück.

Noch ist von katholischen Missionen in Persien zu reden. Längst nämlich bestand in Georgien und in Kaukasien eine Jesuiten-Mission. Einer der Missionare begab sich 1720 nach Ispahan, um die Armenier der Vorstadt Dschulfa für den Papst zu gewinnen. Es gelang wohl in etwas; aber Verfolgungen erschwerten den Fortgang sehr. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens (1770) hörte die Mission in Ispahan ganz auf, und mit ihr auch die übrigen katholischen Missionen in Tebris, Sultanieh, Teheran, Hamadan, Schiras und Buschir. Erst seit 1827 kamen wieder Jesuiten nach Persien, und fanden Eingang durch französische Vermittlung. Insbesondere hat 1841 ihr Missionar Boré in Dschulfa, wie ein anderer in Tebris, eine katholische Erziehungsanstalt für Perser und Armenier errichtet. Auch ist durch den französischen Gesandten ein Ferman für größere Freiheit der römischen Katholiken ausgewirkt worden.

---

5. Afghanistan.

§ 87. Nur Weniges sagen wir noch von Afghanistan. Dieses, früher zu Persien gehörig, jetzt ein selbständiges Reich, enthält viele Hirten- und Räuberstämme, die in unermüdlichen Fehden und Rachekriegen sich tummeln, dem sunnitischen Islam fanatisch ergeben, und daher Todfeinde der Perser. Daß die Afghanen von den Juden abstammen, ist blose Sage. Ihre Sprache weist sie den Japhetiten zu. Dagegen sind Juden im Lande, die wohl der ältesten Auswanderung, der des Zehnstämmereichs, angehören. Auch alte Armenier sind noch da; doch sind deren Viele um 1830 nach Eriwan ausgewandert.

Wolff (§ 59) war wohl der erste Missionar, der auf der Durchreise (1833) einige Samenkörner ausstreute.

Nach der Besitznahme durch die Engländer 1839, suchte mancher fromme Offizier, besonders durch persische Schriften von Pfander, auf die Bewohner zu wirken; und man glaubte auch je und je eine Spur von Offenheit für die evangelische Wahrheit zu sehen. Es war schon davon die Rede, eine Mission in Kabul zu gründen, als der gräßliche Untergang der britischen Armee (1842) dem schönen Plane ein Ende machte. Aber zu hoffen ist, daß die neue Mission in Peschawer (s. § 109), einer vorherrschend afghanischen Stadt, mit der Zeit auch für dieses Land Früchte tragen werde.

Die Engländer wußten sich zwar 1842 wieder Respect in Afghanistan zu verschaffen. Aber doch blieb dort eine tiefe Erbitterung gegen die Fremden, bis 1854 unter neuen Unruhen die indobritische Regierung dem einst von ihr vertriebenen Dost Muhammed die Freundeshand bot und 1857 das Bündniß gegen Persien erneuerte. Damals geschickte Hilfsgelder haben die Stimmung des Landes in eine freundliche umgewandelt. In Folge davon blieben die Afghanen im Sipahiaufruhr ruhig, was ihnen die Engländer auf's Neue zu Gegendiensten verpflichtet hat.

V. Rußland.

1. Ueberhaupt.

§ 88. Es bleibt uns noch übrig, von den Missionsbestrebungen in Rußland zu reden, das im Süden an die türkischen und persischen Länder grenzt und viele Völker in sich schließt, welche zum Islam sich bekennen, oder abgelebten Kirchen angehören, oder noch völlig im Heidenthum versunken liegen. Eine neu zu belebende alte Kirche wäre freilich schon die Staatskirche selbst, die, wie schon oben (§ 49) näher ausgeführt ist, das griechische Bekenntniß festhält. Sie aber muß ihrer eigenen Entwicklung überlassen werden, und läßt durch Christen anderer Confessionen nicht auf sich einwirken. Sie verwehrt nicht nur jeden Versuch dieser Art bei schwerer Strafe, sondern hat auch das unausgesetzte Bestreben, alle Völker des russischen Reichs in ihren Kreis hereinzuziehen,

ohne an eine Reformation in ihr selbst zu denken. Zwar zeigt sie gegen alle Bekenntnisse, die einmal bestehen, genügende Toleranz; aber mit Freuden wird jede Gelegenheit ergriffen, die Unterthanen der Landeskirche zuzuführen. Unter der Regierung des Kaisers Nikolaus (gest. 1855) hat es sogar nicht an Gewaltmaßregeln gefehlt, Protestanten und Katholiken zum Uebertritt zu bewegen. Ohnehin durfte nach einem bestimmten Kirchengesetze, das erst in neuester Zeit durch die Freisinnigkeit Alexander's I. (1861) beseitigt zu seyn scheint, kein Unterthan zu einer andern Kirche übertreten, kein Heide, Jude oder Türke anders getauft werden, als in den Schoos der Landeskirche; und insbesondere durften bei gemischten Ehen die Sprößlinge keiner andern als der Landeskirche angehören. Deren System aber trägt keineswegs Stoff genug in sich, um wahrhaft belebend auf seine Bekenner zu wirken. Die gottesdienstlichen Uebungen sind kaum weniger, als in andern orientalischen Kirchen, in geistlose Ceremonien, die Anbetung Gottes in die Karrikatur des Bilderdienstes umgewandelt; und die Predigt hat nur eine geringe Bedeutung, ist sogar gewissermaßen verboten, sofern jeder Pope, der freie Vorträge halten will, von der Synode besondere Erlaubniß haben muß. Alles Liturgische aber wird in der slavonischen Sprache vorgetragen, welche die jetzt todte Wurzelsprache der russischen ist, und vom Volk nicht mehr verstanden wird. Zwar wird jetzt durch Seminarien und Universitäten Vieles für die Bildung der Geistlichen gethan; und es kann in einem so großen, stets fortschreitenden Staate nicht anders seyn, als daß auch einzelne Persönlichkeiten auftreten, welche mehr oder weniger auf die wahren Interessen ihrer Mitmenschen zu wirken verstehen. Aber im Allgemeinen ist doch die Unwissenheit und Stumpfheit der russischen Popen (Geistlichen) unglaublich groß. Doch ist von der zunehmenden Verbreitung der heiligen Schrift für eine geistliche Wiedergeburt Rußlands viel zu hoffen.

Höchst bedeutungsvoll war daher der Plan des Kai-

sers Alexander I. (gest. 1825), durch Bibelgesellschaften, die durch alle Adern seines Reiches sich verzweigen sollten, die Verbreitung der heiligen Schrift zu fördern. Die erste russische Bibelgesellschaft wurde unter dem Einflusse Englands schon 1806 in Petersburg begründet. Alexander beehrte sie mit eigenen Beiträgen; überall entstanden Hilfsvereine. Als der Kaiser (1814) England besuchte, erkundigte er sich mit großem Interesse nach den christlichen Gesellschaften Englands und wollte selbst als Mitglied der Bibelgesellschaft angesehen werden. Er betrieb von da an auf's Eifrigste die Sache in Rußland. Es wurden an alle Bischöfe Circularbriefe erlassen; und aus allen Theilen des Reichs, selbst aus den kaukasischen Gegenden und dem fernen Sibirien, liefen Antwortschreiben ein, welche die freudigste Zustimmung und Dankbarkeit enthielten. Aber nach Alexanders I. Tod wurde mit Einem Schlage allem Wirken der Bibelgesellschaften ein Ziel gesetzt, indem man ihnen politische Bestrebungen unterschob. Erst in neuerer Zeit unter Alexander II. entwickeln die Bibelgesellschaften in Petersburg und den Ostseeprovinzen ein regeres Leben. Auch der Gebrauch der russischen Bibel ist wieder (1861) freigegeben. Wie viel aber die Bibel in Rußland ausrichten kann, bezeugt unter Anderem die weit verbreitete Secte der Malakanen (s. § 92). Nicht unbemerkt können wir hier lassen, daß überhaupt Rußland von religiösen Secten der verschiedensten Art wimmelt, welche anzeigen, daß die Nation nicht nur tief religiös, sondern auch auf kirchlichem Gebiet in einer inneren Gährung begriffen ist, aus welcher sie sich endlich zum vollen Licht hindurchringen wird.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß Missionen nicht russischer Gesellschaften auch an Völkern, die nicht des griechischen Glaubens sind, kaum Bestand haben können. Die Staatskirche hält sich viel zu sehr für die allein wahre Kirche, als daß sie Bestrebungen anderer Kirchen gleichmüthig ertrüge. So sah wohl die

Regierung den Anfang mancher Missionen gerne, weil sie überhaupt gewohnt ist, so viel als möglich Europäisches in ihrem Lande aufzunehmen, um ihre noch auf niedriger Stufe der Bildung stehenden Völker zu heben; und Alexander I. gab manche besondere Vergünstigungen, die zu den größten Hoffnungen berechtigten. Aber sobald man anfing, zu fürchten, die Missionen gehen über die Civilisationszwecke hinaus und wirken auf eine Reformation hin, so war es nicht nur um die Privilegien der Missionen geschehen; 1835 wurde jede Missionsthätigkeit von Fremden verboten. (§ 92). So bestehen in Rußland jetzt nur noch solche Missionen, die von der griechisch-russischen Kirche selbst ausgehen. Diese sind häufig sehr oberflächlicher Art gewesen und leicht dazu gekommen, massenweise die Heiden zu taufen. So wird 1833 von einer Mission für die kaukasischen Gebirgsvölker berichtet, die in Tiflis ihren Sitz hat, daß durch sie ein großer Theil der Osseten, fast ohne alle Belehrung, in den Schoos der Kirche aufgenommen worden sei. Andere Missionen sind besser, und flößen uns Achtung ein, wie die ostsibirischen (§ 95 f.). Eine Anstalt zur Heranbildung christlicher Missionare ist unter anderen 1859 in Grousino, 40 Stunden von Petersburg, in's Leben getreten. Auch hat sich eine neue Gesellschaft im Kaukasus gebildet, welche die Bekehrung der jetzt Rußland ganz unterworfenen kaukasischen Völker ernstlich in Angriff nehmen will. Sie hat 1860 die kaiserliche Bestätigung erhalten; und an ihre Spitze stellte sich die Kaiserin selbst. Die einzigen Mittel, die sie anwenden will, sollen das Wort Gottes und die freie Ueberzeugung seyn.

Im Jahr 1859 sollen in Rußland 18,608 Personen zum orthodoxen Glauben bekehrt worden seyn, darunter 9471 Sectirer, 917 Katholiken, 462 Lutheraner, 917 Juden, 2459 Muhammedaner und 4688 Heiden.

---

2. Deutsche Kolonieen.

§ 89. Wir reden zuerst von einigen Missionsversuchen, die sich an die zahlreichen deutschen Kolonieen in Süd-Rußland anknüpften.

1) In Bessarabien haben sich, seit es 1812 mit Rußland vereinigt ist, unter Wallachen (griechischen Christen), Zigeunern und Tataren, über 7000 fremde Kolonistenfamilien, meist protestantische Deutsche, in etwa 40 Dörfern niedergelassen. Im Einverständnisse mit der russischen Regierung sandte seit 1824 die Basler Gesellschaft acht Zöglinge ihrer Schule als Prediger zu den Deutschen, hoffend, daß sie auch nicht christlichen Bewohnern nahe kommen könnten. Letzteres war aber wenig der Fall.

2) Die Halbinsel Krim, wohin die russische Regierung unter Bewilligung von 50 Freijahren viele Ausländer zog, hat auch viele Deutsche, unter welche Basel seit 1822 Prediger sandte. Um dieselbe Zeit bestand aber hier auch eine

Schottische Mission. Die Halbinsel wurde von Khanen unter türkischer Oberherrschaft beherrscht, bis sie 1784 an Rußland kam. Das Land, meist von muhammedanischen Tataren bewohnt, welche das Christenthum, von dem noch merkwürdige Ruinen zeugen, fast ganz verdrängt haben, ist sehr fruchtbar, aber häufig durch Dürre und Heuschrecken heimgesucht. Hier wohnte der Sultan Katti Ghori, ein Abkömmling der alten Khane des Landes, deren Letzter 1787 auf Befehl des Großherrn hingerichtet wurde. Katti Ghori wurde Christ, kam in die Pflege der schottischen Missionare zu Karaß (§ 90), verheirathete sich mit einer Schottländerin, studirte in Edinburg und kehrte, von Alexander I. unterstützt, mit Missionsplanen in seine Heimath zurück. An ihn schlossen sich 1821 schottische Missionare an. Mit diesen wohnte er in Baktschisarai, der alten Residenzstadt der Khane, wo sie Tataren-Jünglinge unterrichteten, eine Mädchenschule begannen, auch etliche Tataren tauften. Daneben durchzogen sie häufig die Halbinsel, indem der Sultan selbst die Schulen leitete. Indessen erlosch die Mission bald, weil der Haß gegen das Christenthum noch zu tief eingewurzelt war.

3) In Astrachan wurden auch Deutsche und andere Ansiedler der Anhaltspunkt für mehrere Missionsversuche.

Die Stadt ist auf einer Insel in der Wolga, 20 Stunden oberhalb ihrer Mündung in's kaspische Meer, erbaut. Ihre 40,000 Einwohner sind Armenier, Tataren, Perser und Hindu's. Es herrscht in ihr großer Handelsverkehr bis in den fernen Osten.

Mit nicht ungegründeten Hoffnungen ließen sich 1814 schottische Missionare in Astrachan nieder. Sie druckten und verbreiteten schon bis 1823 über 40,000 Traktate und Schrifttheile in hebräischer, türkischer, tatarischer, persischer und armenischer Sprache. Viele derselben fanden durch die Reisenden ihren Weg in das tiefste Asien. Später legten die Missionare ein Seminar an; und endlich machten sie förmliche Missionsversuche. Aber Letzteres hatte große Aufregung zur Folge. Die Tataren, die sie besuchten, beantworteten ihren Eifer mit Hohn und flohen vor ihnen als vor der Pest. Auch Bessergesinnte blieben aus Furcht auf halbem Wege stehen. Durch den geringen Erfolg entmuthigt, traten daher 1826 die meisten Missionare zurück; nur Glen blieb bis 1833. — Noch während ihrer Anwesenheit kamen 1822 die Erstlinge aus der Missionsschule in Basel in Astrachan an, um die Sprachen zu lernen. Sie blieben nicht müßig, und halfen gleich im folgenden Jahre einem jungen Perser zur Bekehrung. Derselbe wurde getauft und erhielt den Namen Alexander Kasem Beg. Bald aber verließen sie die Stadt, um in Armenien ihren Posten einzunehmen. Doch sandte Basel 1832 unter die Deutschen in Astrachan, die eine eigene Kirche haben, einen Prediger, und nochmals wollte es auch eine tatarische Mission versuchen. Schon ließen sich die Missionare Hegele und Köhnlein in den Buden der Tataren zu traulichen Gesprächen nieder, und wollte ein Funke von Hoffnung sich zeigen, als 1835 die russische Ukase kam, die alle Missionen vernichtete (§ 92).

4) Nördlich von Astrachan in der Provinz Saratow liegt Sarepta, eine Kolonie der Brüdergemeinde.

Die Brüdergemeinde hat schon bald nach ihrem Entstehen (1720) ausgedehnten Missionseifer auch für die muhammedanische und altchristliche Welt an den Tag gelegt. Nachdem zwei Brüder von einem vergeblichen Versuche (1734 f.) im schwedischen Lappland zurückgekehrt waren, sandte sie Graf Zinzendorf, auf vorher getroffene Erkundigungen hin, nach Archangel am weißen Meer, von wo sie die Samojeden aufsuchen sollten. Dort aber hielt man sie für schwedische Spione und transportirte sie nach fünfwöchiger Haft durch öde Wüsten nach Petersburg. Hier fand man es ungereimt, daß Zimmerleute und Schuhmacher Heiden bekehren wollten, und schickte sie nach Hause. — Im Drange, den elendesten Menschen die Seligkeit in Christo anzupreisen, kam 1740 Br. Richter, bereits in höherem Alter, nach Algier, um den Sklaven daselbst zu predigen. Nach 5 Monaten raffte ihn die Pest hin; aber mehrere Engländer, damals Sklaven, wurden durch ihn später Mitglieder der Brüdergemeinde. — Zinzendorf setzte sich 1739 mit dem Patriarchen von Konstantinopel, den er auch besuchen ließ, zu Missionszwecken in Correspondenz. — Nach vielen Gefahren unter Schäferhunden, Räubern und Türken kamen 1740 etliche Brüder nach Bucharest, um zu einer Kolonie daselbst Bahn zu machen; und nur ein Regierungswechsel vereitelte die bereits empfangenen Privilegien. — Andere wollten 1742 in die Mongolei und nach China vordringen, erschienen aber in Petersburg, wo sie einen Paß begehrten, verdächtig und entkamen erst nach 5 Jahren dem Kerker. — Vom Versuch in Persien (1747) s. § 82, und von der Mission in Aegypten (1762 ff.) s. § 80.

Die Gemeine in Sarepta entstand auf folgende Weise. In Liefland an der Ostsee waren zahlreiche Brüdergesellschaften entstanden, welche im siebenjährigen Kriege den Anführern der russischen Heere und durch diese dem Hof zu Petersburg vortheilhaft bekannt wurden. Die Kaiserin Katharina II., welche die menschenleeren Gegenden an der Wolga durch deutsche Kolonisten zu bevölkern dachte, trat jetzt in Unterhandlungen mit Herrnhut. Nach erfolgter Untersuchung der Lehre und Verfassung der Brüder ertheilte eine Ukase von 1764 den Brüdern die Vergünstigung, in's Reich zu kommen und vollkommene Gewissens- und Religionsfreiheit zu genießen. Nur dem Gesuch um Freiheit für die Heidenbekehrung widersetzte sich die russische Geistlichkeit; und die Brüder

mußten sich mit der mündlichen Erklärung begnügen, daß es ihnen nicht verwehrt seyn solle, in Gegenden, wo keine russischen Geistlichen sich befänden, Versuche zu machen. Nun ließen sich 1765 zuerst fünf ledige Brüder am Einflusse des Sareptabachs in die Wolga, mitten unter den Filzhütten (Kibitken) der Kalmüken, nieder. Andere Brüder folgten nach; und so entstand mitten in der Einöde, von wandernden Nomaden umschwärmt, das freundliche Städtchen Sarepta, welches bald die Aufmerksamkeit aller Nachbarn auf sich zog, auch der zahlreichen Fremden, welche die große Heerstraße von Petersburg und Moskau nach Astrachan, und dann weiter nach Persien und Indien hier durchführte. Es zählt jetzt 3000 Einwohner und hat viele Fabriken; aber die Gemeinde der Brüder ist immer klein geblieben. — Mit den Kalmüken waren die Brüder bald bekannt; und einige Zeit zogen sie sogar, zur kalmükischen Lebensart sich bequemend, mit ihnen nomadisch herum. Indessen fanden sie nicht den gewünschten Eingang; und so blieb die Gemeine mehr nur für die Deutschen in Saratow segensreich.

Die Kalmüken sind Anhänger der Lama-Religion, die in Tibet (§ 109) ihren Hauptsitz hat. Ihre Priester, die Lama's, sind unverheirathet und stehen in großem Ansehen; das Volk glaubt seine Seligkeit von ihren Gebeten, die es mit reichen Geschenken erkauft, abhängig. In den reich geschmückten Kibitken, die zum Gottesdienst dienen, befinden sich die Bildnisse des Gottes Schakjamuni, in welchen das oberste Wesen Buddha verkörpert erschienen seyn soll. Weil somit diese Heiden auch einen menschgewordenen Gott verehren, so gefielen ihnen zwar die Erzählungen von Jesu; aber tiefere Eindrücke wurde man nicht gewahr. Zudem lähmte ihre Geneigtheit zu den Brüdern der stete Argwohn, die Russen möchten ihre Verfassung ändern und sie zur Annahme des Christenthums zwingen. Allmählig blieben daher die Brüder ihnen ferner.

Eine neue Thätigkeit indessen erwachte in Sarepta 1814, da durch die russische Bibelgesellschaft Theile des N. Testaments in das Kalmükische übersetzt wurden und die Aufforderung an die Brüder kam, eine Mis-

sion unter den Kalmüken zu beginnen. Schill und Hübner kamen 1815 zu der Choschuder Horde, die 80 Stunden unter Sarepta zu beiden Seiten der Wolga wohnte. Ihr Fürst Thümmen nahm sie zwar als Gäste auf; aber das Evangelium Matthäi, vom Minister Galizin ihm zugesendet, sah er nur mit Mißtrauen an, und spottete der Leichtsinnigen, welche sich mit Büchern beschenken ließen. Er starb 1816; aber die Umstände wurden nicht günstiger. Da geschah es, daß zwei Buriäten vom Baikalsee, welche zu Petersburg das N. Testament in die buriätische Sprache übersetzten, dort gründlich aufgeweckt wurden und in ihre Heimath schrieben, wie sehr sie die Ausbreitung der Erkenntniß Jesu wünschten. Eine Abschrift dieses Briefs kam zu den Brüdern und durch diese zu der Choschuder Horde, bei welcher allgemeines Erstaunen entstand, aber auch durch die Lama's entschiedener Haß. Nur Sodnom, aus der Torguder Horde, wurde im Innern angesprochen, von den Brüdern weiter geleitet und allmählig, trotz des Hasses der Andern, bekehrt. Unterdessen gelang es den Lama's, ihren Fürsten zur Verfolgung zu reizen. Er verwies Sodnom mit seinem Bruder, zuletzt die Brüder selbst des Landes. Während sie sich zur Abreise rüsteten, machten sich zwei Kalmüken von der Dörböder Horde näher an sie und sagten: „Fast alle Menschen sind so erbittert gegen euch, daß sie euch in Stücke zerhauen möchten; und doch bleibet ihr immerfort so ruhig. Gewiß habt ihr einen mächtigen Beschützer!" Sie erklärten sich bereit, mit ihnen zu gehen. So brachen 1821 vier Männer mit ihren Familien und Heerden, 23 Personen an der Zahl, auf und zogen nach Sarepta. Die Macht der Gnade war besonders an Sodnom und seiner Frau sichtbar. Bald jedoch kam die Entscheidung von Petersburg, daß die Brüder die Kalmüken nicht taufen dürften, weil solches den Vorrechten der Landeskirche widerstreite, daß sie überhaupt alles Unterrichts bei den Heiden sich enthalten und lediglich auf die Verbreitung der kalmükischen Evangelien sich

beschränken sollten. So bitterlich Sodnom mit den Andern weinte, so blieb ihnen nichts übrig, als entweder zu ihren Landsleuten zurückzukehren und den grausamsten Verfolgungen sich auszusetzen oder in der russischen Kirche sich taufen zu lassen. So begaben sie sich, nachdem sie noch durch einen Ueberfall der Kalmüken schrecklich mißhandelt worden waren, in die Nähe von Czarizin, wo sie allmählig getauft wurden, ohne ferner mit den Brüdern Gemeinschaft haben zu dürfen. Seitdem hörte die Mission unter den Kalmüken auf.

5) Auch nach Orenburg am Uralgebirge kamen 1814, von der Regierung aufgefordert, schottische Missionare aus Karaß, nebst einem dort erzogenen und bekehrten Kabardiner, Walther Buchanan, der mit großem Eifer an der Mission unter seinen Landsleuten Theil nahm. Die Mission galt vornehmlich den Kirgisen, welche damals noch auf den weiten Steppen der Provinz in Zelten wohnten und zum Islam, jedoch ohne alle Kenntniß desselben, sich bekannten. Die Besuche und Schriften der Missionare wurden von ihnen mit Begierde und Dank aufgenommen. Es entstand ein Nachdenken und Ernst unter ihnen; und bald war ein Kirgise, Namens Mellonazar, eine erfreuliche Erstlingsgeburt. Da wurden plötzlich durch einen Regierungsbefehl alle Kirgisen aus der Provinz verwiesen, was sie mit Bitterkeit erfüllte und ohnehin der Thätigkeit der Missionare entzog. Letztere blieben noch eine Zeitlang den umwohnenden Tartaren zu lieb, kamen auch nach Ufa, erlagen aber endlich den Schwierigkeiten und zogen sich ganz zurück.

Ein Zeitungsartikel vom Dezember 1846 berichtete von einer griechisch-russischen Mission Folgendes: „Es wurden im Gouvernement Orenburg, im Kreise Birsk, nordwestlich von Ufa, die heidnischen Einwohner eines Dorfs, vom Stamm der Tscheremissen, welche seither heidnischen Göttern Thiere opferten, zur griechischen Kirche bekehrt. In diesem Dorfe wurden 900 Menschen auf einmal getauft, in einem andern 300; und in Kurzem wird das ganze Volk der Tscheremissen zum Christenthum bekehrt seyn."

3. Kaukasien.

§ 90. Wir gehen wieder rückwärts zur Provinz Kaukasien, wo wir von früheren theils schottischen, theils Basler Missionen zu erzählen haben.

Kaukasien liegt an der Nordseite des Kaukasus und grenzt östlich an's kaspische Meer, in welches seine Flüsse Terek und Kuma sich ergießen. Westlich läuft es am obern Kuban hin, der seinen Abfluß in's schwarze Meer hat. Das ganze Land, meist aus weiten Steppen bestehend, wird theils von herumziehenden Nomaden, theils von Ackerbauern, die in kleinen Dörfern, Auls genannt, angesiedelt sind, bewohnt. Im Allgemeinen bezeichnet man diese Nomaden mit dem Namen Tataren, wiewohl sie in sehr verschiedenartige Stämme mit eigenen Namen und Dialekten getheilt sind. Vor Alters waren nur christliche Bewohner da; jetzt bekennt sich fast Alles zum Islam. In der Umgegend der Stadt Mosdok am Terek findet man übrigens bereits die von der griechischen Kirche separirte Christensekte der Malakanen vor (§ 92). Auf dem Kaukasus selbst sind verschiedene Gebirgsvölker, die ihren Stolz und Ruhm in gänzliche Unabhängigkeit setzen und bisher solche auch allenthalben durch Verheerung der russischen Gebiete zu fühlen gaben. Rußland führte daher lange ermüdende Kriege mit ihnen, die erst 1859 durch die Gefangennehmung des heldenmüthigen und fanatischen Schamyl ihr Ende erreicht zu haben scheinen. Viele der Völker waren vor Alters Christen, wovon viele merkwürdige Ruinen mit allerlei Inschriften noch Zeugniß geben; andere scheinen Heiden geblieben zu seyn. Sonst ist jetzt der Islam herrschend.

1) Schottische Missionare haben schon 1802 die Kolonie Karaß mit sehr bedeutenden Privilegien angelegt.

Karaß ist 12 Stunden von der Hauptstadt Georgiewsk entfernt, und hat eine berühmte Heilquelle, die im Sommer von vornehmen Russen zahlreich besucht wird. Das Dorf liegt am Fuße des hohen Beschtau, umringt von Tatarenauls und in der Nähe der bisher räuberischen Tscherkessen. Von diesen hatte es von Anfang an viel zu leiden; denn oft verbreiteten sie sich in schrecklichen Ueberfällen auf leichten Rossen, in Eisen gepanzert, auf der Ebene, zerstörten die Dörfer und rafften Beute aller Art, vornehmlich Menschen als Gefangene, in die unzugänglichen Gebirge hinweg. Die große Gefahr der Kolonie bewog die Regierung schon 1812, eine militärische Besatzung von etwa 100 Mann einzulegen; und doch mußten 1814 alle Kolonisten sich in eine benachbarte Stadt flüchten.

Der Plan der schottischen Missionare war zunächst auf Loskaufung und Erziehung gefangener Sklavenkinder gerichtet; und bald hatten sie 30 Jünglinge bei einander, die sie zum Theil tauften. In ihre Pflege kam auch oben (§ 89, 2) erwähnter Sultan Katti Ghori als armer, verfolgter Waise, welchem nach seiner Taufe Alexander I. Gelegenheit verschaffte, in Edinburg sich auszubilden. Sie übersetzten ferner das N. Testament in's Tatarische und machten Besuche in den benachbarten Tatarenauls. Die Eindrücke unter den Tataren aber waren stets von kurzer Dauer; und weiter konnte es nicht gebracht werden, als daß Einzelne großes Bedauern äußerten, den Glauben ihres Herzens nicht öffentlich bekennen zu dürfen, weil sie sonst den bittersten Verfolgungen sich aussetzten. Dadurch, sowie durch das treulose und eigennützige Benehmen eines verkommenen Missionars, erschlaffte allmählig die Mission, die zuletzt bis 1835 kaum noch dem Namen nach bestand.

Miss. Blyth ließ sich 1821 in Nasran, einem russischen Militärposten im Gebirge der Inguschen, nieder. Die Inguschen, vor Jahren zum Islam gezwungen, schienen für die Mission besonders empfänglich, da sie keine Mullahs unter sich duldeten. Eben aber hatte auch die kaukasisch-russische Missionsgesellschaft (s. § 88) Absichten auf die Inguschen, und so erschien die Thätigkeit der Schotten unter ihr als ungesetzlicher Eingriff in die Rechte der russischen Kirche. Daher erhielt Blyth schon 1822 die Weisung, unverzüglich alle seine Arbeiten einzustellen.

2) Basler Missionen. Nach Karaß waren auch viele Deutsche, namentlich aus der Gegend von Saratow, herbeigezogen worden. Aeußerer Noth wegen zogen zwar später Viele weiter nördlich nach Madschar; doch blieben gegen 20 Familien in Karaß, welche 1821 nach Basel mit der Bitte um einen Seelsorger sich wandten. Basel ergriff mit Freuden die Gelegenheit, hier unter den Tataren einen Posten fassen zu können, und sandte Miss. Lang.

An Lang sollte schon 1825 die schottische Mission abgetreten werden. Aber die Verhandlungen mit deren Missionaren wegen der Privilegien und Gebäulichkeiten waren so unangenehm,

daß Basel es vorzog, unabhängig seine Mission neben der schottischen bestehen zu lassen. Dieß konnte um so eher geschehen, da es 1828 von der russischen Regierung dieselbe Freiheit erhielt, überall in den Ländern zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere sich ansiedeln und das Evangelium ausbreiten zu dürfen.

Lang machte sich muthig an die Tataren, nahm tatarische Jünglinge auf und begann ein Seminar für Jünglinge aus der deutschen Gemeinde, die er zu Mitarbeitern heranbilden wollte. Mit unermüdeter Geduld reiste er unter den Tataren herum; und sie sahen ihn zuletzt als ihren Hausfreund an, weil er bei seinen Besuchen sie allezeit liebreich behandelte. Indessen waren alle Aufforderungen, den Glauben, den Manche auf rührende Weise äußerten, öffentlich zu bekennen, vergeblich. „Würmer nur krümmen sich," schrieb einmal Lang tief bekümmert, „wenn der Leichnam angetastet wird; aber noch wehet jener Wind nicht, der eine Regung machte zum Leben." Die Mission hatte sonach wenig in die Augen fallenden Erfolg; und eben dieses benützte 1835 die russische Regierung als Vorwand in der Ukase, welche allen nichtrussischen Missionaren die Mission untersagte, auch alle bisher genossene Privilegien aufhob (§ 92). Lang blieb noch bis 1840 Prediger bei den Deutschen. — Ein ähnliches Schicksal hatte auch die Station Madschar, ein Dorf auf den Ruinen einer alten ansehnlichen Stadt an der Kuma, zwei Tagreisen von Karaß, wohin 1820 gegen 40 deutsche Familien zogen. Zu diesen kam 1827 Miss. König aus Basel, der mit gleicher Treue ausharrte, wie Lang, und die Tataren und Truchmenen umher fleißig besuchte. Aber nur bei Wenigen kam die Kraft des Evangeliums zum Sieg; denn wer sich bekehrte, mußte fürchten, mit Zurücklassung aller seiner Habe aus dem Dorfe gestoßen zu werden. Einmal brach auf dem Sterbebette ein angesehener tatarischer Richter vor den anwesenden Mullah's in die Worte aus: „Es ist nur Ein Gott, und Jesus ist Sein Prophet." Er verschied auch auf diesen Glauben, laut er-

klärend, daß er gerne früher bekannt hätte, wenn die Gefahren ihn nicht gehindert hätten. Mit jener Ukase war auch diese Mission aufgehoben.

Großen Jammer verursachte 1832 in Madschar ein Ueberfall der Tscherkessen, bei welchem manche von den Deutschen getödtet, 16 Kinder nebst großer Beute weggeschleppt wurden und Miss. König eine Wunde davontrug. Indessen erhielten die Kolonisten sowohl von der russischen Regierung als aus Württemberg so reichliche Unterstützung, daß man die meisten Kinder loskaufen und einen großen Theil des Schadens ersetzen konnte. Aber der Beschluß Basels, an den Tscherkessen durch Sendung von Missionaren christliche Rache zu nehmen, kam nicht zur Ausführung.

Um der gefährlichen Lage willen erhielt 1837 die Gemeinde in Madschar die Erlaubniß, das neue Dorf Bethanien, auch Constantinovka genannt, etliche Stunden von Karaß, für sich anzulegen. Br. König zog als Prediger mit dahin, und wirkte auch in den Gemeinden Nikolajevka und Cana, jedoch stets von wilden Bergvölkern bedroht, welche 1844 abermals mehrere Kinder aus der Gemeinde raubten. Auch kam er öfters vor dem Anrücken des fanatischen Heeres Schamyls in die größte Gefahr. Doch konnte er 1844 von dem getauften Turkmanen Samuel Schaudder Gutes berichten, sprach auch von Nachfragen nach dem Evangelium unter den Tataren, und wie ein Effendi die heil. Schrift unter seinem Volke verbreite.

---

4. Russisch Georgien.

§ 91. Wir besuchen noch die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus, und zunächst Georgien.

Georgien oder Grusien, einst Iberien, ist von Circassien, Daghestan, Schirwan, Armenien und dem schwarzen Meere eingeschlossen, und theilt sich in das russische und türkische Georgien. Jenes hat ½ Million Einwohner. Das Christenthum kam schon um 370 n. Chr. von Armenien aus in die georgischen Länder, die einzigen des Kaukasus, wo es sich vollständig erhalten hat. Man erzählt auch von einer georgischen Zarin, Namens Tamar, im 12. Jahrhundert, welche

die christliche Religion unter den Gebirgsvölkern zu verbreiten suchte. Indessen ist die griechische Religion die herrschende, die aber noch eine Menge altnationaler, abergläubischer Gebräuche beibehält. Das Land war Jahrhunderte lang der Zankapfel zwischen Persien und der Türkei; und seine Bewohner, die man nach den Circassiern für den schönsten Menschenstamm hält, wurden häufig als Sklaven fortgeführt. Zuletzt fiel ein Theil der Landschaft den Russen zu, deren Oberherrschaft der Zar von Georgien für sich und seine Nachkommen anerkannte. Das Land wurde 1801 dem russischen Reiche einverleibt, und Tiflis, am Kur gelegen, wurde Sitz der Regierung. Das Land, das vorher der Tummelplatz räuberischer Horden gewesen war, hebt sich erst in neuerer Zeit durch kräftige Maßregeln der russischen Regierung.

Georgien ist das Land, welches zuerst von Basel in's Auge gefaßt wurde, nachdem man in Astrachan (§ 89, 3) zur Ueberzeugung gekommen war, daß unmittelbare Versuche an den Moslems noch nicht an der Zeit wären. Den Weg zu Letzteren wollte nun Basel durch Arbeiten an zerstreuten Kolonisten, durch Wiederbelebung alter Kirchen und durch Schriftvertheilung anbahnen. Für alles dieses bot sich in Georgien eine Gelegenheit dar, indem eben neue Kolonisten sich dahin gezogen hatten, welche den Anhaltspunkt für ausgedehntere Missionsarbeiten bilden zu können schienen.

Nach Georgien nämlich waren von 1817—1819 gegen 500 deutsche Familien, meist aus Württemberg, unter Begünstigung der russischen Regierung ausgewandert. Theils liturgische Veränderungen in der Kirche ihres Vaterlandes, theils die Hoffnung der nahen Wiederkunft des HErrn, bei welcher sie dem heiligen Lande näher zu seyn für wünschenswerth hielten, waren die Haupttriebfedern ihrer Auswanderung. Sie gründeten in den Gegenden des Kurflusses sieben Kolonieen, die aber zu ihrem eigenen Schaden und gegen den ausdrücklichen Rath des Kaisers in einer Entfernung von wohl 80 Stunden auseinander errichtet wurden. Mitten unter fremden und halbwilden Leuten und Sitten hatten sie lange um ihre Existenz zu kämpfen. In dem Kriege mit Persien (1826) waren sie auch den Ueberfällen räuberischer Horden von der türkischen und persischen Grenze ausgesetzt. Die Meisten mußten flüchtig werden und ihre Habseligkeiten den Plünderern preisgeben. Viele wurden als Sklaven weggeschleppt. Katharinenfeld ganz zerstört; nur die schnellen Siege der Russen retteten vor dem gänzlichen Untergange.

Die Kolonien heißen: Neu-Tiflis, Alexandersdorf, Marienfeld mit Petersdorf, Elisabeththal, Katharinenfeld, Annenfeld und Helenendorf. Sie erhielten vollkommene Religions- und Kirchenfreiheit neben anderen Privilegien und wählten ihre geistlichen Vorsteher zunächst aus ihrer Mitte. Einen großen Vorrath christlicher Erkenntniß hatten die Meisten von Haus mitgebracht, und es zeigte sich unter ihnen viel reges Leben. Aber betrübend waren die Streitigkeiten, die in jedem Dorfe (besonders Katharinenfeld) durch zwei einander heftig gegenüber stehende Glaubensparteien entstanden. Dieser Gemeinden nun nahmen sich die ausgesandten Basler Missionare an; und letztere setzten auch eine neue geistliche Kirchenordnung auf den Grund der augsburgischen Confession auf, welche die kaiserliche Genehmigung erhielt. Sodann wurde Saltet 1824 als reisender Prediger angestellt, und da die Regierung jedem Ortsprediger eine Besoldung zusicherte, so wurden allmählig alle Dörfer von Basel aus mit Predigern versehen, die unter der Leitung Saltets als Oberpastors zu Tiflis standen. Saltet starb 1830 an der Cholera, und seine Stelle übernahm Dittrich und nach ihm Bonwetsch. Lange ernteten die Prediger wenig Dank für ihre Bemühungen, da der Separatistengeist stets den kirchlichen Ordnungen sich widersetzte. Doch wurde es mit der Zeit besser, und die Gemeinden, welche mit ihrer Heimath in einiger Verbindung geblieben sind, dorthin auch Söhne zur Ausbildung für die Schulen schicken, bequemten sich mehr und mehr zum Frieden. Direkte Missionsversuche konnten freilich nach den bekannten Verhältnissen nicht gewagt werden; aber gar umsonst mag der Einfluß der Gemeinden auf die Umwohner nicht seyn, zumal in ihnen große industrielle Thätigkeit herrscht.

---

5. Russisch Armenien.

§ 92. Mehr geschah in Russisch Armenien, welches an Georgien stößt, wo manche Jahre der Hauptschauplatz der Basler Gesellschaft gewesen ist.

Zu dem, was § 56 von Armenien gesagt wurde, fügen wir hier noch bei, daß Russisch Armenien ein Theil vom alten Großarmenien ist (s. § 63), und zwar derjenige Theil, der früher aus der persischen Provinz Eriwan bestand. Es wurde im Frieden von 1828 an Rußland abgetreten. Darin liegt das Kloster Etschmiazin, wo das geistliche Oberhaupt aller Armenier residirt, der Patriarch oder Katholikos, unter welchem auch die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem stehen.

Oestlich vom Kur ist die Provinz Schirwan, das Land, wo sich die Sekte der Malakanen, d. h. Milchesser, die schon seit mehr als 100 Jahren in Rußland besteht, immer mehr sammelt. Sie sind ursprünglich griechische Christen, die aber aus ihrer Kirche ausgetreten sind, weil sie die Anrufung der Heiligen, die Messen, das Bekreuzen, kurz den ganzen Kultus für unrecht halten. Im Innern des Reichs, ihrer Heimath, waren sie unsäglichen Drangsalen ausgesetzt, und mehrere ihrer Häupter wurden nach Sibirien verwiesen. Um 1840 aber faßte die Regierung den Entschluß, diese Leute in den Kreis von Schamachi in Schirwan zu verbannen. Bereits sind dort 60—80 sehr große Dörfer je mit mehreren tausend Familien. Immer kommen wieder weitere Schaaren aus Rußland, nicht als Verwiesene, sondern vielfältig, weil sie selbst dahin begehren. Nachdem sie, um weiterer Unduldsamkeit zu entgehen, schon ins türkische Gebiet überzusiedeln angefangen hatten, ist ihnen vom Kaiser kirchliche Freiheit zugestanden worden (1861).

Die Glaubensnorm der Malakanen ist einfach das Wort Gottes, ihre Lieder die Psalmen. Männer wie Frauen haben eine ausgezeichnete Kenntniß der Schrift. Ihre Gottesdienste beginnen sie mit Absingung eines Psalmen; darauf hält Einer ihrer Aeltesten ein freies Gebet, liest ein Kapitel und spricht darüber; zum Schluß wird wieder gebetet und gesungen. Die

Kinder unterrichten sie theils selbst, theils richten sie Schulen mit Lehrern ein. So wird nicht leicht ein Kind unter ihnen gefunden, das nicht lesen und schreiben könnte und viele Bibelsprüche auswendig gelernt hätte. In sittlicher Hinsicht sind sie musterhaft. Haben sie Streit unter sich, so besuchen sie einander noch vor Sonnenuntergang und reichen sich gegenseitig die Hand der Versöhnung. Lügner und Säufer ꝛc. sind nicht unter ihnen. Die Meisten unter ihnen trinken gar kein geistiges Getränk, daher der Spottname Milchesser. Pastor Roth hat sie 1846 auf einer Reise angetroffen und war erstaunt über Alles, was er bei ihnen sah und hörte, daß sie namentlich von einem Luther und Bengel wußten, auch viel an die nahe Zukunft des HErrn denken. Andere Reisende rühmen besonders ihren Fleiß und Wohlstand.

Oestlich von Schirwan ist das ehemalige Khanat Baku, bekannt als die Stätte, wo einst die Feueranbeter ihren Hauptsitz hatten. Das Erdreich der Halbinsel hat nämlich die Beschaffenheit, daß, wenn man einige Schuhe tief gräbt, Wasserstoffgas hervorquillt, das entzündet werden kann und fortbrennt.

Bei Baku steht ein Kloster, das um's Jahr 1800 ein Hindu, Namens Bogundas, an welchen die einträgliche Fischerei auf dem Kur verpachtet war, aus Dankbarkeit erbaute, um die Feueranbetung neu zu beleben. Dasselbe besteht aus einer fünfeckigen Ringmauer, an deren innerer Seite Zellen angebracht sind, während über jedem Winkel ein Thürmchen mit ewigem Feuer steht. In der Mitte des Hofs ist ein Feuerbrunnen gegraben und mit einer Kuppel überwölbt. Sowohl aus der Kuppel als aus den Thürmchen lodert das ewige Feuer; ja auch in die Zellen laufen Röhren mit Krahnen, aus denen Feuer kommt. Der Mönche waren es Anfangs 80, jetzt nur noch 20, weil die Abgehenden schwer ersetzt werden. Sie haben wunderliche Gottesdienste, die sie für jeden Reisenden gegen Geld verrichten, und besondere Kasteiungen. Sie leben von den Almosen der Reisenden und pilgernder Hindu's.

Die Basler Missionare wählten 1822 mit Genehmigung des Kaisers und den gleichen Privilegien, die für Karaß gegeben waren, Schuscha zu ihrem Aufenthaltsorte, den Hauptort der Provinz Karabagh. Um seiner hohen Lage willen ist das Klima bedeutend gemäßigter als in den unten liegenden Ebenen, dient daher zu einem Sommeraufenthalt für reiche Tataren und Armenier. Es wohnen darin etwa 1500 tatarische und

500 armenische Familien, letztere mit fünf Kirchen und 12 Geistlichen. Im ganzen Karabagh sind etwa 20,000 Tataren, theils Nomaden, theils Dorfbewohner, zerstreut, und im Süden gegen 4000 Kurden.

Die Aufnahme der Missionare war nicht ungünstig. Sie bauten ein Schulhaus, legten einen Leseverein an und erlernten die Sprachen. Bald kam die Presse, zu welcher Basel einen besonderen Beitrag von 4000 Gulden erhielt. Erst wurden Traktate gedruckt und verbreitet; die schönste Frucht der Mission aber ist die Uebersetzung des Neuen Testaments in die türkisch-tatarische und in die neu-armenische Sprache, wozu ein frommer Armenier, Mirza Farruch, und zwei armenische Diakonen sehr erwünschte Dienste leisteten. Die Schulen und andere Unterrichtsanstalten gewannen eine große Ausdehnung, und Eltern und Kinder freuten sich des Unterrichts. Es erfolgte 1828 eine kaiserliche Bestätung des Missionswerkes, wornach es ihnen gestattet war, frei in den Ländern zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere umherzureisen, die heilige Schrift zu verbreiten, Schulen anzulegen und zur Bekehrung der Tataren nach Wunsch zu wirken. Von da an durchreisten sie das Land nach allen Richtungen, und mancher Tatar und Armenier wurde ihnen von Herzen zugethan. Die Armenier waren zum Theil besonders offen, nicht nur in Schuscha, wo selbst mehrere Diakonen gewonnen wurden, sondern auch in Schamachi, wo eine Versammlung zu gemeinschaftlicher Betrachtung der heiligen Schrift sich bildete. Die Namen eines Gregor, Moses, Parsegh in Schuscha, eines Hakub in Baku, Arakel und Sarkis in Schamachi, und manche andere sind liebliche Denkzeichen von dem stillen und tiefgehenden Segen des leider nur zu frühe wieder unterdrückten Werkes.

Gefahr drohend war das Jahr 1826, da der persische Kronprinz Abbas Mirza im Kriege mit Rußland Schuscha 6 Wochen lang belagerte. Schon vertheilten Perser, ihres Sieges gewiß, aus der Ferne die Häuser der Stadt unter sich, auch das neue Missionshaus, an dem die Brüder glaubens-

muthig, weil die Umstände es nöthig machten, mitten unter den Schrecknissen fortbauten; aber die Nachricht von einem nahen russischen Heere verscheuchte wie im Sturme die lüsternen Perser. Wie in dieser Gefahr, so konnten die Missionare auch bei der später herrschenden Cholera die in ihnen wohnende Kraft des Glaubens und der Liebe zum Besten des Reiches Gottes mannigfaltig darlegen.

Aber die bald aufkommende Eifersucht der armenischen Geistlichkeit wurde um so bitterer, je lebendiger die christlichen Eindrücke bei Einzelnen waren. Zuerst brach sie in Schmähungen aus; dann drohte sie denen, die sich zu den Brüdern hielten; endlich schritt sie zu thätlicher Verfolgung. Am Meisten fürchtete sie das Ansehen des Wortes Gottes. Darum machte in ihren Augen schon der Glaube an seine Unfehlbarkeit ketzerisch, und die Synode beschloß, Alle, die sich allein an die heilige Schrift hielten, zu strafen. „Wir wollen nicht," wurde geäußert, „daß eine Bibel in der Volkssprache dem Volke in die Hände gegeben werde." Zugleich wurden die beiden Diakonen Moses und Parsegh als Abtrünnige vor das Synodalgericht nach Etschmiazin gerufen. Der Eine starb unterwegs, der Andere in hartem Gefängniß, nicht ohne Spuren einer Vergiftung. Auch den Druck des neu-armenischen Testaments wollte der Erzbischof nicht genehmigen; doch gelang es, von einem andern hochgestellten armenischen Geistlichen die Erlaubniß zu erhalten, daß es in Moskau gedruckt werden konnte.

Die Synode setzte endlich 1830 eine Klagschrift an die Regierung auf, welche die Missionare als Leute darstellte, die sich unbefugt in die Angelegenheiten der armenischen Kirche mischen. Zwar erklärten diese in einer Vertheidigungsschrift, daß sie keineswegs der Kirche zu nahe treten, sondern nur zur Erregung eines lebendigen Christensinnes mitwirken wollten. Dennoch kam 1832 die Weisung der Regierung an sie, hinfort aller religiösen Einwirkung auf die Armenier sich zu enthalten. So wurde jetzt die Mission ausschließlich eine Tatarenmis-

sion. Mit den für diese gedruckten Schriften machten sie häufige und weitgehende Reisen. Schon 1829 hatte Pfander eine Untersuchungsreise nach Bagdad gemacht (§ 68), und Zaremba die persischen und türkischen Provinzen um den Ararat besucht. Noch mehr strebten sie jetzt, den Moslems sich zu nähern. Sprömberg suchte die Tataren in ihren Hütten auf; Hörnle begab sich unter die südlichen Kurden. Andere gingen zu den Persern. Aber die Geistlichen ruhten nicht, sondern, schon die Anwesenheit der Brüder fürchtend, traten sie mit neuen Klagen auf, die vom Gouverneur unterstützt solchen Eingang bei der Regierung fanden, daß sie Veranlassung zu jener Ukase wurden, welche alle Missionen im russischen Reich aufhob (23. August 1835). Unter dem Vorwand, daß die Bekehrung der nicht christlichen Völker griechischen Priestern übergeben werde; und daß die erneuerten Klagen der Armenier auf ein unbefugtes Treiben schließen lassen, wurden alle Privilegien zurückgenommen, und den Missionaren, wenn sie in Schuscha bleiben wollten, nur noch die Beschäftigung mit Ackerbau, Fabriken und Gewerben eingeräumt. Es blieb nichts übrig, als das Feld zu räumen. Indessen blieben Mirza Farruch in Schuscha, Sarkis in Schamachi, Hakub (gest. 1849) in Baku durch Schulen und in der Stille thätig; und es sind Beweise genug vorhanden, daß der ausgestreute Same nicht wirkungslos geblieben ist.

---

6. Sibirien.

a. Einleitung.

§ 93. Wir wenden uns nun schließlich nach Sibirien. Bekannt ist das unwirthliche kalte Land, das in seinem nördlichen Theile mit ewigem Schnee bedeckt ist. In seinem südlichen Saum hat es ein gemäßigtes Klima. Das ungeheure Land mit einem Flächenraum von 250,000 Quadratmeilen (ein Viertel mehr als Europa), ist äußerst gering bevölkert, und man zählt im

eigentlichen Sibirien kaum zwei Millionen Einwohner, die aber in sehr viele Völkerschaften eingetheilt sind. Viele sind noch Heiden und haben unter sich die Verzerrungen aller asiatischen Religionen. Ursprünglich ist jedoch der Schamanismus, der in finsterer Zauberei besteht. Das ganze Land ist russisch.

Ein unruhiger Kosakenhäuptling legte den Grund zur Eroberung des Landes, und da er zu schwach war, sich zu behaupten, schickte er 1555 Abgenordnete nach Moskau, um dem Czar seine Eroberung anzubieten. So kam nach unbedeutenden Kriegen das ganze Land an Rußland. In der Folge kamen auch die Aleuten und Kurilen, und endlich ein großer Landstrich an der Nordwestküste Amerika's an Rußland. Die neueste Erwerbung bildet ein Stück der Mandschurei bis zum Amur. Sibirien ist auch der grause Verbannungsort für Kriegsgefangene und Staats- und andere Verbrecher, welche ihre Namen verlieren und nur noch nach Zahlnummern genannt werden; und es schmachtet stets eine große Anzahl Europäer daselbst in großem Elend.

Bei der Anlegung einer Mission in Sibirien hatte man vornehmlich die Mongolen, so wie China im Auge. Frühzeitig hatte die Mission ihre Hauptkräfte auf die Küstenländer des großen Welttheils Asien, die beiden Indien und China, geworfen. Nun wollte man auch von Norden her dem ungeheuern China und den Nomadenvölkern Hochasiens mit dem Evangelium nahe kommen.

---

b. Der Baikalsee.

§ 94. Dieser Gedanke wurde Veranlassung zu der einsam stehenden Mission in den südlichen Theilen Sibiriens, am Baikalsee.

Dieser See, auch das heilige Meer genannt, liegt im Gouvernement Irkutsk, und ist 170 Stunden lang und 9—24 Stunden breit. Um ihn her wohnen die Buriäten, 100,000 Seelen stark. Dieselben gehören zur großen mongolischen Nation, deren Sprache sie auch reden, und führen meist, wie diese, ein nomadisches Leben, in Zelten wohnend, deren selten mehr als vier oder fünf beisammen sind. Doch sind auch Ackerbauer unter ihnen, welche sibirische Blockhäuser haben. Ihre

Religion stammt aus Tibet, indem sie dem Dalai Lama (§ 89, 4) verehren. Doch beten sie noch zahllose andere Gegenstände an. Auch zum Schamanismus bekennen sich Etliche, von welchem sie zu bekehren die Lama's oder Priester sehr thätig sind. Wunderlich ist schon ihre Art zu beten. Sie schreiben ihre Formeln auf ein großes Stück Papier und hängen es an einem Orte auf, da es vom Winde bewegt wird; oder rollen sie es an der Walze einer kleinen Handmühle auf, die beständig in Bewegung ist. Diese Gebetsmühlen sind sehr zahlreich. Natürlich sind sie auch sehr bequem, da man auf diese Weise nicht einmal mit dem Munde zu beten braucht und doch unausgesetzt betet, so lange der Wind nicht stille steht. Die Selinginsk-Buriäten wohnen östlich vom Baikalsee und werden zu 15,000 geschätzt. Sie haben 10 Tempel und gegen 2000 Lama's. Durch Wohlstand zeichnen sich die 30,000 Chorinsk-Buriäten aus, die unter einem eigenen Fürsten an der Uda hinauf wohnen. — Die Stadt Selinginsk mit 3000 Einwohner war einst sehr bedeutend, ist aber fast zu Nichts herabgesunken. Ueber sie führt der chinesische Handel nach Kjächta.

Es war die Londoner Missions-Gesellschaft, welche 1818 diese Mission beschloß. Sie fand einen thätigen Mann an Missionar Stallibraß. Dieser kam mit bedeutenden Vergünstigungen von Alexander I. nach Irkutsk und wählte sich Selinginsk aus. Andere Missionare folgten und der Kaiser schenkte ein ansehnliches Stück Land. Sie fingen an, die Buriäten in ihren Horden aufzusuchen, folgten ihnen auf ihren weiten Wanderungen nach und suchten durch Wort und Traktate auf sie zu wirken. Sie errichteten 1825 außer etlichen Schulen ein Seminar, auch entstanden Filiale wie Khodon. Die Missionare warfen sich auf die mongolische Sprache, in der sie Traktate verfaßten, und bis 1832 die ganze heilige Schrift vollendeten, welche in Selinginsk gedruckt werden durfte. Das Wanderleben des Volks, der tief gewurzelte Aberglaube und der Einfluß der Priester machten, daß lange keine entschiedene Frucht sich zeigte. Allmählig schienen Viele sich des Götzendienstes zu schämen; und endlich nach 16 Jahren begann ein neues Leben sich zu regen. Seit 1835 entstanden erfreuliche Erweckungen, die mit jedem Jahre zunahmen. Seitdem standen den Brüdern auch

zwei Nationalgehilfen Schadgur und Tehschie mit großem Eifer zur Seite. Die Erweckten zeichneten sich durch tiefe Sündenerkenntniß aus und ergriffen mit Wärme die in Christo angebotene Gnade. Bereits trugen sie auch ansehnliche Gaben für die Mission bei. Da traf plötzlich die Mission derselbe Schlag, der 1835 schon die andern Missionen aufgelöst hatte (§ 92). Durch eine Ukase vom 29. September 1840 wurden auch der sibirischen Mission alle Privilegien genommen, und sie selbst für aufgehoben erklärt; und die bewährten und vielgeprüften Arbeiter mußten von der allmählig weiß gewordenen Amte scheiden, obwohl Schadgur durch Schulen, Traktate und Bibelverbreitung fortzuwirken suchte. Die schönen Plane für Hochasien waren damit vernichtet.

---

c. Griechisch-Russische Missionen.

§ 95. Es bestanden übrigens von jeher in Sibirien auch griechisch-russische Missionen, von welchen, was bekannt ist, um so mehr hier berichtet werden kann, da im Allgemeinen ein edler und lauterer Sinn sie beseelt.

1) Die mittleren Länder bis zur Lena. Ein russischer Bericht von 1855 rühmt es, wie schnell hier nach der Besitznahme durch die Russen die Heiden bekehrt worden seien. Die Namen der Apostel seien wohl nicht bekannt; aber gewiß ist, daß man von 1702—1711 an den Ufern des Irtisch und Obi die Getauften nach Tausenden zählte. Auch die Inwohner des Lenagebiets, besonders die Jakuten (daher die Stadt Jakutzk) traten seit 1724 massenweise zum Christenthum über. Am Meisten trugen dazu seit die 1650 nach Sibirien verbannten Verbrecher bei, welche wohl vaterländische Sitten und Gewohnheiten ablegten, auch ihre Muttersprache verlernten, aber mit Kind und Kindeskindern nicht nur dem christlichen Glauben treu blieben, sondern denselben auch auf die Eingebornen überpflanzten. (Man weiß besonders von den gesegneten Einflüssen der prote-

stantischen schwedischen Kriegsgefangenen, welche nach der Schlacht bei Pultawa 1709 von Peter dem Großen nach Sibirien geschickt wurden). Daneben bestanden die Missionen fort, und 1849 wird von dem Archimandriten Makarius berichtet, daß er seit 15 Jahren an den Ufern des Jenisei arbeite, wo ihm ein kreolischer Priester, im Seminar von Irkutzk erzogen, die Evangelien in die herrschende Landessprache übersetzen half. Unter den Jakuten hatte zuletzt die Mission solchen Erfolg, daß in ihrem ganzen Gebiet jetzt keine Nichtchristen mehr sind, und Schamanen höchstens noch als Aerzte und Quacksalber, nicht mehr als Priester angetroffen werden.

Die Wirksamkeit der Mission erschwerten sehr die ungeheuren Entfernungen, der Mangel aller Communikationswege, im Süden die Moorgründe und Urwälder, im Norden die Eiskälte und der gänzliche Mangel an Lebensmitteln. Viele Wohnorte der wilden Heiden wurden, wenn diese auch das Wort angenommen hatten, nicht mehr erreicht, und weil die Leute selbst als Nomaden oft Hunderte von Meilen umherziehen, war der Bau der Kirchen an den meisten Orten unmöglich. Endlich (1844) ließ die Regierung transportable Kapellen für das jakutische Gebiet an der Lena einrichten, welche das ganze Jahr hindurch das Land bereisen, überall Stationsplätze der Nomaden aufsuchen und diesen das Wort und die Sakramente bringen. Mit einer solchen Kapelle legte 1848 der Missionar Zagolzky in acht Monaten 2600 Stunden zurück.

2) Die Tschuktschen. Hinter der Lena bis zur Kolyma am Eismeer hin wohnen die Tungusen, für die neulich wenigstens ein Abcbuch gedruckt wurde. Von der Kolyma bis zur Beringsstraße hinaus sind die Tschuktschen, ein zahlreiches Volk, von welchem bis 1825 selbst die russische Regierung so gut als nichts wußte, und doch fand man schon Christen unter ihnen, als jüngst die Missionare kamen. Die Tradition nennt einen griechischen Priester Slepzow, der alle paulinischen Fährlichkeiten in diesem Lande durchmachte. Einmal wurde er von wüthenden Heiden halb todt geschlagen, und nur ein Häuptling rettete ihn, als man ihn schon der Göttin Erde opfern wollte. Einen andern, Namens Dytschkowsky gelang es, in einem einsamen

Winkel des Tschuktschenlandes eine Gemeinde zu gründen, wo er 55 Jahre lang als Priester fungirte, mehrere Tausende von Getauften um sich sammelte, und die Kindeskinder derselben bis ins vierte Glied sah. Unterdessen wurde die Festung Ostrownaja am Eismeere, zwei Tagreisen vom Kap Schelag, erbaut, in welcher nun jährlich im Monat März ein Tauschhandel zwischen Russen und Tschuktschen Statt findet. Hieher kamen 1848 von den Tschuktschen 93 Mann, deren 10, mit dem Tohm (Häuptling) an der Spitze, welcher ein Getaufter war, den Missionar Triphonow besuchte. Dieser sprach mit ihnen vom Glauben, und sagte zuletzt: „Ihr habt wohl von diesem Glauben gehört; aber behaltet ihr ihn auch im Herzen? oder habt ihr die Gebote Gottes vergessen?“ — „Nein,“ riefen sie Alle, „ein Tschuktsche vergißt ein gutes Wort nicht; und wenn er etwas versprochen hat, so hält ers. Wir sind wohl schlichte Leute, aber doch Christen, du wirst es bald selbst sehen.“ Nun holte Einer 23 Tschuktschen herbei, welche, dem Rathe ihrer Landsleute folgend, die Taufe begehrten. Sogleich wurde der Grund zur ersten Kirche am Ufer des Eismeers gelegt, und mit Jubel begrüßten dieselbe Bekehrte und Unbekehrte. Sie steht lieblich da mit ihrer Aussicht auf das Eismeer und die fürchterlichen Torosen (schwimmende Eisblöcke). Von hier aus kann man nach allen Seiten mit Leichtigkeit reisen, mit Hunden zu Land und auf Baidaren (einer Art Boote, den Käfermuscheln ähnlich) am Seeufer hin, wo die Tschuktschen viel Fischfang treiben. Die nächste Stadt ist Jakutzk, 850 Stunden entfernt. Die Regierung sorgt für den Unterhalt des Missionars und seines Gehilfen.

Die Arbeit des Missionars in jener Gegend ist höchst mühevoll. Mit der Rauhheit des Landes, der Wildheit seiner Bewohner, dem Mangel an Lebensmitteln hat er beständig zu kämpfen. Nirgends sieht er eine Spur von einem Wege, nirgends auch nur Fußstapfen, vor sich unermeßliche, schneebedeckte Moorgründe. Die Luft ist vom Seenebel und Schneestaub angefüllt, und der kalte, schneidende Wind hält den Athemzug. Schnee=

gestöber dauern oft drei bis vier Tage lang fort; Hirsche und Hunde, die gewöhnlichen Zugthiere, werden matt und fallen zu Boden; man muß Halt machen unter freiem Himmel und sich in Schnee eingraben, was wenigstens vor dem Erfrieren sichert. Missionar Argentow, der mit seiner Frau und einem Säugling im Winter 1844 vom Jenisei her fünf Monate lang reiste, stand unsägliches auf seinen Fußreisen aus; ebenso gefährlich waren die Fahrten im Eismeer. Er legte 1851 theils zu Fuß, theils zur See, theils mit Hunden 1400 Stunden zurück und hatte 212 Heiden getauft. „Das belohnte mich reichlich," schreibt er, „für alle meine Mühen, Entbehrungen und Gefahren. Meine Hoffnungen steigen, und ich beabsichtige zur Beringsstraße zu geben, um das Wort Gottes den dortigen Tschuktschen zu predigen." — Andere Gefahren bringt der Fanatismus der Heiden, welche z. B. mit der Annahme des Christenthums ihre Hirsche zu verlieren glauben. Einmal nahm ein Missionar unter einem Schneegestöber seine Zuflucht in die Baracke eines Tschuktschen. Der glaubte, der Missionar habe das Schneegestöber gemacht, um seine Hirsche sterben zu lassen, und fing an, sein Messer zu schleifen. Der Missionar versprach, am folgenden Morgen das Schneegestöber aufhören zu lassen, und gewann so Zeit, in der Nacht zu entrinnen, mußte aber zwei Tage elend umherirren. Sonst sind die Tschuktschen aber auch leicht zuthulich. Während einmal ein Missionar in ihrer Mitte saß, hieß ihn Einer aufstehen, umhergehen, seine Priesterkleider anziehen, beroch ihn und sagte: „Ich bin mit dir zufrieden, und will dich bestens den Andern empfehlen."

3) Kamtschatka. Zur Bekehrung dieses Landes wurde schon 1750 Grund gelegt. Auf der großen Halbinsel wohnen nur etwa 6000 Menschen, darunter 1200 Russen. Das Klima ist zwar rauh, erlaubt aber doch in einigen Gegenden einen geringen Ackerbau. Holz ist in Menge da, und den Hauptreichthum bilden Pelzwildpret, wildes Geflügel und Fische. Die Kamtschadadalen, die sonst nomadisch herumschwärmten, sind jetzt in kleine Dörfer vereinigt. Es waren 1847 auf 5300 Seelen 10 Kirchen. Ein würdiger Mann, Namens Innocentius ist seit 1840 Bischof Kamtschatka's, so wie der Aleuten und Kurilen, unter dem Titel „Vorsteher der Polarkirchen."

Derselbe war seit 1823 Priester und Missionar theils in Analaschka auf den Aleuten, theils in Nova Archangelsk im russischen Amerika gewesen. Er hat einen regen Mis-

sionseifer, und seine Schrift: „Wegweiser zum Himmelreich, oder Vorträge zur Belehrung der neugetauften Christen“ athmet einen edlen, evangelischen Geist. Da zu seinem Sprengel auch das Land der Lamuten, die noch großentheils Heiden sind, am ochotzkischen Meerbusen, gehört, sowie die Bezirke der Tschutschken, so bleibt ihm viele Gelegenheit zur Missionsthätigkeit. Hierin unterstützen ihn nicht nur die bekehrten Eingebornen, welche ihren heidnischen Landsleuten mittheilen, was sie wissen, so daß sich immer wieder Viele zur Taufe hinneigen; sondern er sendet auch Priester aus, die aus der Sparkasse der nordamerikanischen Kirchen des Sprengels mit den nöthigen Mitteln versehen werden. Daher kam es, daß allein 1846 mehr als 1000 Heiden getauft wurden, unter welchen auch 100 Tschuktschen in Anadirsk. Dazu macht er je und je Rundreisen in seinem großen Sprengel, und zwar auf gewöhnlichen Bauernschlitten, theils mit Pferden, theils mit Hirschen und Hunden bespannt, dabei er fürchtete, von dem Sonnenlicht, das der Schnee zurückwarf, geblendet zu werden.

Im Lande der Lamuten am Ochotzkischen Meerbusen haben sich die Bekehrten in den Uferstädten Ochotzk und Ajan gesammelt; und es sind hier drei Bethäuser für 6000 Menschen erbaut. Eine vierte Kirche gründete Innocentius in der Stadt Adskoi an der Ad, 30 Stunden vom Meer landeinwärts gelegen, von wo das Evangelium in das neugewonnene Amurland Einfluß gewinnt. Der Geistliche von Adskoi traf auf seinen Reisen am Grenzorte Burukan mit Nigidalen und Andern, die innerhalb China's wohnen und in Handelsangelegenheiten herauskommen, zusammen, redete mit ihnen über ihr Seelenheil und taufte 1845 deren neun, und das Jahr darauf wieder drei. Wir sehen, wie durch die griechischen Missionen wenigstens der Name Christi in jene wilden, rauhen Gegenden kommt. Die Taufe wird wohl etwas schnell ertheilt; aber es ist zu bedenken, daß der langsame Weg, den andere Missionare einzuschlagen sich genöthigt sehen, in Gegenden zu nichts führen kann, in welchen man so selten mit den einmal Angefaßten wieder zusammenkommt.

Fortsetzung.

§ 96. Wir reden noch 4) vom russischen Nord-

amerika, seines Zusammenhangs mit Sibirien wegen. Auch hier sind blühende russisch-griechische Missionen.

Russische Niederlassungen sind nicht nur auf dem Inselbogen, der unter dem Namen der Aleuten und Fuchsinseln nach der Halbinsel Alaschka sich hinzieht, sondern auch in allem Land um die Beringsstraße herum und am Meer von Kamtschatka, ferner in den Ländern am Cooksund und endlich auf einer langen Uferstrecke an der amerikanischen Westküste bis zum 55° herab, mit vielen Inseln. Auf Analaschka, einer Fuchsinsel, ist die Hauptniederlassung des „russisch-amerikanischen Handelsvereins." Sonst sind da und dort sogenannte Redouten (Blockhäuser) angelegt.

a. Die Aleuten. Dieß ist der Name auch der Bewohner jenes ganzen Inselbogens, so wie der Halbinsel von Alaschka und der Insel Kadiak, östlich von dieser durch die Schelikoffstraße vom Festland getrennt. Schon der Stifter der russischen Handelsgesellschaft Schelikoff seit 1787 betrieb die Mission unter den Aleuten; und 1793 kamen acht Mönche mit dem Archimandriten Josaphat. Mehrere kamen um; aber Makarius, Juvenalius und Germanus wurden erhalten. Makarius baute in Analaschka eine Kirche und taufte ein Jahr lang auf den benachbarten Inseln. Die beiden Andern drangen in die Oeden der Insel Kadiak. Ueber der Anlage einer Schule in den Niederlassungen stieg in den Eingebornen das Mißtrauen auf, man wolle sie ihrer Kinder berauben. Juvenalius wurde das Opfer ihrer Wuth. Er hatte seinen Leuten verboten, Gegenwehr zu leisten und die Mörder gebeten, doch seinen Begleitern kein Leid zu thun. Er lebt im Andenken der Einwohner fort, die später ihr Unrecht erkannten. Germanus aber verbrachte sein Leben im Unterricht aleutischer Kinder. Er starb 1838.

Andere Missionsversuche waren nicht gemacht worden; aber Innocentius (§ 95) kam dreimal nach Kadiak und fand treu gebliebene Christen. Den Taufpathen seiner Täuflinge verbot er, diesen Geschenke zu geben, damit die Taufe nicht zur Habsucht mißbraucht würde. Er lobt 1846 die Aleuten wegen fleißigen Besuchs der Gottesdienste und ihres Vertrauens zu den Seelsorgern. Sie zeigen Begierde nach dem Wort Gottes

und beweisen Nächstenliebe. In Hungersnoth theilen Manche ihren letzten Vorrath von trockenen Fischen mit den Anderen. Ungesetzliches Zusammenleben, unrechtmäßige Ehen, deren es sonst so viele gab, verschwinden. Aber die Blattern rafften hier 2000 Seelen weg. Ein Student, Elias Tischkoff, erlernte die Volkssprache und brachte die Uebersetzung des Katechismus und des Evangeliums Matthäi zu Stande.

b. Die drei Flüsse Kwichpak, Kuskokwin und Nuschagask begrenzen ebenso viele Missionskreise unter den Inkiliken und Tschugatschen, mit indirektem Einflusse auf die Koltschanen, welche tiefer im Lande, auf und hinter den Bergen, auf welchen die Flüsse entspringen, bis in die Nähe des nördlichen Polarkreises wohnen.

Am Kwichpack unter dem 62° arbeitet Missionar Nezwettof seit 1845 mit Gehilfen, indem er das Ufer des Meers bereist, im Sommer mit Baidaren, im Winter zu Fuß. Sein Stationsort ist Ikogmüt, ein Wohnort der einheimischen Skogmüten. Er hat in zwei Jahren 437 Heiden getauft, und schreibt, daß noch Viele da seien, die das Evangelium gehört hätten und nach der Taufe sich sehnten, Andere noch wankend seien, doch auch Andere hartnäckig widerstünden. Ein Haupthinderniß waren die Blattern, die oft furchtbar grassirten und eben wieder auftraten, als man nach der Anordnung der Kolonial-Regierung die Schutzpocken einzuimpfen anfing, weßwegen man den Missionar als Blatterneinimpfer betrachtete. Am Kinderunterrichte erlebte Nezwettoff besonders viele Freude. Seine Mission besteht ganz aus eigenen Mitteln, ohne Hilfe von Seiten der Compagnie, dazu ganz unter Heiden und fern von den Russen. Den ersten Winter brachte er mit seinen Gehilfen in einer engen Jurte (Filszelt) zu; und für den nächsten Winter hatte er eine Wohnstätte erbaut, welche Eingeborne und Russen bewunderten. Mit Fischen und Holz müssen die Mitglieder der Mission sich selbst versehen, weil die Eingebornen um keinen Preis Arbeiter seyn wollen. Brod und Anderes beziehen sie aus den Magazinen der Compagnie. Die Koltschanen, zu welchen die Missionare nicht kommen können, erhielten durch Neubekehrte Kunde vom Evangelium; und ihrer 54 kamen 1846 den Kuskokwin herab zu der dort angelegten Redoute. Sie erhielten, weil der dortige Missionar gerade abwesend war, die Taufe von einem Laien, dem Verwalter der Redoute. Das Jahr darauf kamen andere 60, die vorher im Land der Kenajen vergeblich einen Missionar aufgesucht und dann bitterlich geweint hatten, gleichfalls zu jener Redoute und wurden getauft. — Am südlicheren

Nuschagask, der in die Bristolbai sich ergießt, taufte 1846 ein Missionar 199 Personen.

c. Die Kenajen oder Kenaizen. Diese (weiterhin die Ugataschmiuten) wohnen hinter den Ufern des Cooksunds. In der Redoute Nicolajewsky wohnt Missionar Nicolai, wenn er nicht unter den Stämmen umherwandert. Er taufte 1847 auf seinen Reisen über 400 Personen außer den Kindern.

Er schreibt: „Die Kenajen nehmen das Evangelium gerne an und mit sichtbarer Unterwürfigkeit unter das Wort Gottes. Sie hören die Predigten mit unerschöpflicher Aufmerksamkeit, erfüllen die christlichen Pflichten mit Eifer und Sorgfalt und geben, was besonders merkwürdig ist, ihre Nationaltänze und Lieder auf. Alle ihre Schamanen sind getauft; und die Meisten zeigen sich als wackere Christen. Einige haben sich die Kopfhaare abgeschnitten, zum Beweis, daß sie nicht blos hören wollen, was der Missionar ihnen sagt, sondern es auch zu erfüllen suchen. Die rasche Abschaffung früherer abergläubischer Gebräuche bei den Kenajen ist allen denen, die sie vorher gekannt haben, wie ein Wunder erschienen." Sonst, bemerkt der Missionar, seien sie sehr eigensinnig; und wenn sie etwas nicht thun wollen, könne sie Niemand dazu zwingen. Auch seien sie träge, wie alle Aleuten, dabei aber ihrem gegebenen Worte treu.

d. Die Koloschen. Dieß sind die südlichsten Bewohner des russischen Amerika. Auf sie wirken russisch-griechische Missionare von der Insel Sitka aus, auf welcher die Stadt Novo Archangelsk liegt. Die Mission wurde öfters unterbrochen, worüber die Koloschen selbst Klage führten. Endlich kam der Priester Litwiazen; und 1847 taufte er 36 Personen. Nun wurde eine eigene Kirche für die Koloschen außerhalb der Festung gebaut, zu der sie selbst das Bauholz herbeischafften. Stücke aus dem Evangelium Matthäi sind 1859 in ihre Sprache übersetzt worden. So kommt denn der Name Jesu, als eines Heilbringers, auch unter die verlassensten und dürftigsten Menschen in der kalten Zone. „Daß nur Christus verkündiget werde!"

Dritter Theil.

Das heidnische Asien.

I. Vorderindien überhaupt.

1. Das Land.

§ 97. Unermeßlich groß ist das Heidenfeld des übrigen Asiens, zu dem wir jetzt übergehen. Das nächste Land, dem wir von Afghanistan her begegnen, ist Indien, gewöhnlich Ostindien genannt, womit man es seit der Entdeckung Amerika's von Westindien unterscheidet. Es enthält zwei Halbinseln, deren eine Vorderindien, die andere Hinterindien heißt.

Bleiben wir vorerst bei Vorderindien, welches durch den Brahmaputra von Hinterindien getrennt ist, so ist es von West nach Ost 700, von Nord nach Süd (bis zur Adamsbrücke bei Ceylon) 850 Stunden lang. Es besteht aus zwei Hauptheilen, nämlich aus dem „Hinduland" oder Hindustan, mit 40,000 Quadratmeilen, und aus dem „Südland," der Halbinsel Dekkan mit 30,000 Quadratmeilen. Die Theilungslinie geht von den Mündungen des Ganges bis zum Meerbusen von Kambay, 400 Stunden lang am Windhja-Gebirge hin zur Seite des Narmadaflusses. Die Bevölkerung wird neuestens auf 200 Millionen geschätzt und ist in 35 Staaten vertheilt, welche, wenn auch im Allgemeinen viel Gleichartiges, doch auch wieder sehr viel Verschiedenes von einander haben. Auch der Sprachen sind es nicht weniger als 30, die bei aller Verwandtschaft, welche Viele unter sich haben, doch von einander ebenso verschieden sind, wie die mancherlei Sprachen in Europa. Ostindien liegt zwischen dem 35. und 8.° nördlicher

Breite, hat also ein sehr verschiedenes Klima. Auf dem Himalaya sind strenge Winter; sonst herrscht meist eine drückende Hitze, besonders in den Thalebenen des Ganges und in Theilen von Dekkan, da die anhaltende Temperatur von 25—32° R. Wärme häufig ist. Im Allgemeinen ist das Klima gesund, doch sind viele Gegenden dem Europäer gefährlich, wie das morastige Niederland des Ganges. In allen Naturreichen bietet Indien das Reichste und Schätzbarste; und zu allen Zeiten haben die Erzeugnisse des Landes die fremden Völker angezogen. Durch seine Handelsartikel ist es besonders für Europa wichtig geworden; denn in Folge der Einfuhr von Seide, Baumwolle, Thee, Reis, Zucker, Gewürzen aller Art aus Indien sind mannigfaltige Veränderungen in unserer ganzen Lebensweise eingetreten.

Indien (vom Volk selbst Bharata genannt) war schon in den frühesten Zeiten bevölkert, und hatte bald einen bedeutenden Grad von eigenthümlicher Cultur erreicht. Es hat eine sehr umfangreiche, meist auf Palmblätter geschriebene Literatur; etliche Wedalieder lassen schließen, daß schon vor beinahe 4000 Jahren die Aryas oder Brahmanen in's Land der fünf Ströme eingewandert sind. Aber troz eines häufigen Handelsverkehrs mit Indien blieb doch das Innere sehr unbekannt; und erst von den Zeiten der Araber an und insbesondere nach der Entdeckung des Seewegs über Afrika durch die Portugiesen kam nähere Kunde. Aber traurig wurde fortan seine Geschichte, theils durch Eroberungen von Außen her, theils durch innere Bewegungen. Beide waren mit schrecklichen Verheerungen und mit Strömen von Blut verbunden; und wenn auch das endliche Eindringen der Europäer, namentlich der Engländer, zunächst nicht ohne gewaltige Erschütterungen vor sich gehen konnte, so wurde doch eben durch sie allmählig eine Ruhe für die Staaten und Völker angebahnt, unter der sie, wenn auch mit dem Verlust ihrer Unabhängigkeit, allmählig auch ihrer Nationalität, welche beide übrigens, wie sich herausstellen wird,

des Landes Unglück gewesen waren, jedenfalls einer besseren Existenz und einem wahren Wohle entgegenreifen können.

Die ersten Handelsverbindungen mit Indien hatten die Phönizier, welche aber, um den Alleinhandel sich zu sichern, sparsam mit ihren Mittheilungen waren. Salomo's Ophir soll Abhira am Indus seyn. Erst durch Alexander, der 327 v. Chr. über den Indus, und noch mehr durch Seleukus Nikanor, seinen Nachfolger in Syrien, der bis zum Ganges vordrang, wurde Indien bekannter. Schon damals gab es zwei Handelsstraßen, deren eine über Aegypten, die andere über Persien führte. Aegypter ferner, welche in Aethiopien und Arabien vorgedrungen waren, kamen 221 v. Chr. bis Ceylon und bis an die Gangesmündungen. Auch die Römer sandten vor und nach Christus Schiffe, des Handels wegen, nach Indien. Die Araber stürmten im 7. Jahrhundert von Persien her ein. Sie eroberten die westlichen Provinzen; und ihr fanatischer Eifer gegen den Götzendienst verübte unerhörte Gräuel an Land und Volk. Seit jener Zeit verbreitete sich der Muhammedanismus in Indien, der im Nordwesten die Oberhand hat, sonst jetzt überall vermischt mit dem Hinduismus angetroffen wird. Zu Ende des 11. Jahrhunderts gründete ein Afghane die Dynastie der Pathanen, welche aber der Mongole Timur, der 1397 Hindustan eroberte, stürzte. Ein Nachkomme Timurs, Baber, Herrscher von Kabul, eroberte 1519 Delhi und beherrschte fortan Hindustan als Großmogul. Seine Nachkommen eroberten von 1572—1592 Kaschmir, Bengalen und Orissa. Von 1666—1707 erweiterte der Großmogul Aurangzeb das Reich bis zum Kaverifluß im Südosten Dekkans, und verwaltete die Provinzen durch Statthalter. In derselben Zeit erhob sich im Nordwesten Dekkans Siwadschi, ein Anführer der kriegerischen Mahrattenhorden. Er vereinigte deren Stämme 1674 und gründete so den Mahrattenstaat, von welchem 1721 ein Brahmane als Peschwa das Oberhaupt wurde. Unter Aurangzebs schlaffen Nachfolgern gingen 1739 Delhi durch den Schah Nadir Kuli und andere Provinzen durch die Mahratten verloren. Nun aber wurden mehr und mehr die Engländer übermächtig.

---

2. Das indobritische Reich.

§ 98. Kaum war 1498 der Seeweg über Afrika nach Indien entdeckt, als unter den seefahrenden Nationen ein Eifer entstand, in dem reichen Lande Handelsbesitzungen

zu gewinnen. Die Portugiesen, welche die Entdecker waren, gründeten an der Westküste ein Fort um das andere und dehnten ihre Macht bis an die Ostküste aus. Habsucht aber und Grausamkeit machten sie so verhaßt, daß sie leicht durch andere Europäer verdrängt werden konnten. Jetzt haben sie fast nur noch Goa inne. Die Holländer sodann, deren Compagnie seit 1602 bestand, wichen bald vom Festland und begnügten sich mit dem indischen Archipel. Auch die Franzosen seit 1664, so große Anstrengungen sie machten, es England abzugewinnen, haben nur wenige Faktoreien, wie Pondischery, übrig behalten. Die Dänen endlich, seit 1618 in Indien, traten, was sie bis 1844 noch besaßen, wie Trankebar und Serampur, vollends an England ab. England hatte also alle Nationen überflügelt und blieb allein Herr in Indien.

Es war die englisch-ostindische Compagnie, welche zu solcher Macht gelangte. Dieselbe bildete sich 1600 aus Londoner Kaufleuten, welchen auf 15 Jahre ein Privilegium für den Alleinhandel nach Indien verliehen wurde, ein Privilegium, das immer wieder nach Verfluß von 15—20 Jahren neu berathen, und je nach Umständen erweitert oder beschränkt wurde. Die Compagnie gewann zuerst etliche feste Punkte, wie Madras und Bombay, als Faktoreien für den Handel. Wider ihren Willen mußte sie später eine Landesherrschaft gründen. Dazu führten einerseits die Umtriebe der Franzosen, welche seit 1740 durch Aufreizungen der Landesfürsten Alles versuchten, um England zu überflügeln und wo möglich aus Indien zu vertreiben, andererseits die Nawabs (Statthalter des Großmoguls), die sich auf Rechte, welche der Compagnie bewilligt worden waren, Eingriffe erlaubten, oder auch mit dem Schwert in der Hand den Handel bedrückten und hemmten. Da gab es denn einen Krieg um den andern; und die Compagnie konnte, so sehr sie es wünschte, ihr Friedenssystem nicht festhalten, ohne ihre ganze Existenz in Indien bedroht zu sehen. Sie bediente

sich zu den Kriegen europäisch disciplinirter Eingebornen, Sipahi's genannt, deren sie 1857 außer 50,000 Europäern 250,000 hatte, neben 400,000 Soldaten, welche die eingebornen Fürsten vertragsmäßig im Fall der Noth ihr zur Verfügung stellten. Die Kriege und Eroberungen dauerten bis in die neueste Zeit fort, da zuletzt fast ganz Vorderindien unter die Herrschaft oder Vormundschaft der Compagnie kam. Nur wenige, noch ziemlich unbekannte Gebiete, 15—20 Staaten, stehen unter keiner oder nur geringer Abhängigkeit von England. Das Ganze aber heißt das indobritische Reich, jetzt in fünf Präsidentschaften eingetheilt: Kalkutta, Madras, Bombay, Agra (seit 1834) und Pandschab (seit 1859).

Dieses Reich stand bisher unter der englischen Compagnie, welche 1834 aus 2163 Kaufleuten bestand, die zu den Unternehmungen nach Indien Actien gegeben hatten und 24 Direktoren wählten. Anfangs waren diese Direktoren so gut als unumschränkt; und weil es ihnen hauptsächlich um den Handelsgewinn zu thun war, so war nicht immer Alles, was sie thaten, auf das Wohl der Völker berechnet. Deßwegen führte das englische Volk manche Klagen über die Verwaltung der Länder, wie es auch mit den Eroberungen stets unzufrieden gewesen war, obwohl deren Nothwendigkeit aus den obwaltenden Verhältnissen sich erweisen ließ. Daher kam 1784 die Compagnie unter die Aufsicht und Leitung der Regierung; und die Direktoren ernannten fortan nur mit königlicher Genehmigung den Generalgouverneur, die Präsidenten und die Heerführer. Noch mehr veränderte sich 1814 der ganze Charakter der Gesellschaft. Letztere verlor den Alleinhandel mit Indien, und behielt nur noch den mit China; und 1834 gab man den ganzen asiatischen Handel der Concurrenz frei. Endlich wurde der schreckliche Militairaufstand in Oberindien (1857), der nahezu die ganze englische Herrschaft zertrümmerte, schließlich auch die Compagnie in eine ungeheure Schuldenmasse stürzte, das Signal zu gänzlicher Abschaffung der englisch-ostindi-

schen Compagnie. Das ganze indobritische Reich wurde im Nov. 1858 an die Krone von England übertragen.

---

3. Die Religionen.

a) Der Hinduismus.

§ 99. Die Einwohner Ostindiens sind die Hindu's, so benannt von den Ausländern nach dem Fluß Sindhu, Hindu oder Indus. Im Grunde bestehen sie aus zwei ganz verschiedenen Stämmen. Die ersten Einwanderer nämlich, deren Reste noch im ganzen Dekkan und in den Gebirgen wohnen, gehören zur ugrofinnischen Familie und heißen Drawidas. Ihre Religion bestand hauptsächlich im Ahnen- und Dämonendienst. Nach ihnen wanderten die mit den Medern verwandten Aryas ein, welche allmählig über die ganze Halbinsel sich verbreiteten und durch's Schwert und geistige Uebermacht die Drawidas unterwarfen und civilisirten. Aus dem Selbstgefühl der reinen Aryas, die auf die Ureinwohner tief herabsahen, sowie aus der Vermischung und dem Zusammenleben anderer Aryas mit denselben, ergab sich im Fortgang der Zeit das eigenthümliche Kastenwesen, nach welchem schon seit Jahrtausenden die einzelnen Geschlechter und Stände, so sehr sie durch einander wohnen, auf's Bestimmteste von einander geschieden sind. Im Gesetzbuch werden schon vier Hauptkasten unterschieden; allmählig aber spalteten sich diese in mehr als 3000 Nebenkasten. Die Scheidung ist so groß, daß Leute von verschiedenen Kasten nicht beisammensitzen, nicht in einem Raum neben einander essen, kaum einander berühren dürfen ohne Gefahr, die Kaste zu verlieren. Keine Hilfleistung aus Feuer-, Wassers- und anderer Noth dürfen Leute verschiedener Kaste von einander erwarten. Schon für Schulen und Kirchen erwuchs daraus eine große Schwierigkeit für die Mission. Letztere kann auch den Kastenzwang, der in geradem Gegensatz zu den Grundsätzen der allgemeinen Liebe steht und keine Gemeinschaft

der Heiligen aufkommen läßt, neben dem Christenthum nicht fortbestehen lassen. (s. § 130.) Zu bemerken ist noch, daß man in eine Kaste nur geboren, aber durch kein Verdienst in eine höhere versetzt, dagegen leicht aus der Kaste ausgestoßen und dann nicht wieder aufgenommen werden kann.

Die Hauptkasten sind 1) die Brahmanen, ein heiliger Stand, den man einst erwählen konnte, in welchem man aber jetzt nur geboren wird, ursprünglich die Priester, Gesetzeskundige, Richter, Aerzte, Staatsmänner und Feldherrn der Aryas, jetzt aber in ihren geringeren Abstufungen bis zu Sackträgern sich erniedrigend, ohne darum ihre Ansprüche auf fast göttliche Verehrung von den übrigen Kasten aufzugeben. — 2) Die Kschatriyas oder Krieger, minder eingeschränkt in Kleidung und Sitten, als die Brahmanen. Aus diesen stammten die meisten alten Radscha's (Fürsten), von welchen jetzt die Radschputa's und die Mahratten herzukommen vorgeben. — 3) Die Weischya's sind Kaufleute, dann Ackerbauer, Hirten, Jäger, auch Fabrikanten. Ihre alten Sitten bestehen noch ziemlich. Als Landbauer sind sie nur Erbpächter eines Fürsten oder des in der Stadt lebenden Gutsbesitzers (Zemindar's). — 4) Die Sudra's, das Volk, im Gegensatz der drei höheren Stände, vom Handel abwärts mit allen Gewerben beschäftigt, offenbar die unterjochten Ureinwohner. — Die Paria's und andere niedere Kasten besonders des Dekkans gehören zum Auswurf der Menschheit, deren Anblick schon den Brahmanen und deren Hauch jeden Hindu verunreinigt. Es gibt aber noch niederere Kasten, die fast wie Thiere leben; und wilde Bergstämme, welche kaum vom Hinduismus berührt sind. Die Europäer gelten als kastenlose für unrein.

Der ganze Hinduismus ist in gewisse heilige Bücher niedergelegt, die unter dem Namen Wedas (Offenbarung) und Schastra's (Wissenschaft) zusammengefaßt werden. Diese enthalten Alles, was der Hindu glauben, wissen und thun soll, sowohl in Hinsicht der Religion, als auch der Künste und Wissenschaften, der bürgerlichen und politischen Gesetze und aller bis in's Einzelnste gehenden Sitten und Gebräuche. Sie sind im Sanscrit abgefaßt, der Ursprache der Aryas, die noch als heilige Sprache gilt, und finden sich meist nur in den Händen der Brahmanen und Gelehrten.

1) Die vier Weda's enthalten noch eine Naturreligion ohne Götzendienst. Der älteste Theil ist wohl schon 1200 Jahre vor Christus geschrieben worden, Anderes später. — 2) Das Gesetzbuch Manu's ist älter als der Buddhismus, welcher im sechsten Jahrhundert vor Christus das Brahmanenthum reformiren wollte. 3) Dann folgen die großen epischen Gedichte, das Ramayana und Mahabharata, die Dramen und andere Werke der Blüthenzeit indischer Literatur. 4) Die 18 Purana's sind neuere Erzeugnisse des spätern Hinduismus und enthalten die abgeschmackten Geschichten der Götter.

Das System des Hinduismus selbst hat viele Entwicklungen gehabt und ist jetzt so voll Verwirrung, daß es unmöglich ist, ein ganzes Bild zu geben. Die ältesten Urkunden enthalten neben dem Preis der Elemente (des Feuers, Luftraums, Gewitters, der Winde u. s. w.) noch viel Monotheistisches; später wurde Gott unter der Dreiheit: Brahma (Schöpfer), Schiwa (Zerstörer), Wischnu (Erhalter) vorgestellt. Aber Natur- und Menschenvergötterung hat die Zahl der Götter bis auf 330 Millionen gesteigert. Am meisten wird Wischnu verehrt, von dem eine neun- oder zehnmalige Incarnation angenommen wird. Eine derselben, Krischna, ein Erzhurer, ist Lieblingsgott des Volks. Unter den Brahmanen herrschen noch philosophische Systeme des Pantheismus, deren Resultat, unter Einwirkung des Buddhismus, auch in die Vorstellung des Volks übergegangen ist. Darnach ist Gott die große Weltseele, aus der Alles ausgeflossen, so daß Alles ohne Unterschied: Menschen, Thiere, leblose Wesen, selbst auch Gott genannt wird. Der Mensch ist in einem gefallenen Zustand, und zur Strafe und Reinigung in den Leib versetzt. Seine Bestimmung ist, die Freiheit zu suchen und zu seiner Quelle zurückzukehren. Dieß geschieht einerseits durch Verleugnungen und Selbstpeinigungen auf Erden; andererseits durch die Seelenwanderung, wornach der Mensch nach dem Tode allerlei Gattungen von Wesen durchzuwandern hat, bis er nach Millionen von Jahren in den Zustand göttlicher Ruhe, d. h. völliger Aufhebung der persönlichen Existenz in der Vereinigung mit der Weltseele tritt.

Zahllos sind die Thorheiten und Gräuel, die sich für das ganze Leben des Hindu aus obigen Grundgedanken entwickelt haben. Außer seinen Haus-, Sack- und Tempelgötzen erweist er vielen Thieren göttliche Verehrung, vor Allen der Kuh, deren Mist und Urin sogar zur Reinigung dienen muß. Auch widerlichen Insekten thut er ungern etwas zu Leide; und Ameisen füttert er mit tiefster Andacht, weil Menschenseelen in ihnen wohnen. An heiligen Orten sind Götzenfeste, zu welchen Tausende, ja Hunderttausende aus fernen Gegenden pilgern, und bei welchen die Götzenwagen unter einem Donnergetöse von Menschenstimmen herumgezogen werden. Büßende Jogis zerarbeiten sich, durch Selbstpeinigungen alle Sinnesempfindung abzutödten, um besondere Heiligkeit zu erlangen. Dieß thun sie entweder für sich in Höhlen und abgelegenen Orten, oder öffentlich, indem sie auf spitzigen Nägeln liegen oder in einer beschwerlichen Stellung bewegungslos verharren, oder nackt sich der Sonnenhitze aussetzen oder bis an den Hals sich vergraben lassen. Oft treiben sie's gemeinschaftlich und lassen sich mit eisernen Hacken durch die Rückenhaut stechen und in der Luft umherschwingen; sie ziehen Stricke zwischen die Rippen, die sie vorwärts und rückwärts schieben; sie werfen sich von hohen Leitern auf Messerspitzen herab, die in Leinwand eingehängt sind; sie tanzen mit blosen Füßen über brennende Kohlen hin 2c. Jeder Hindu kommt leicht dazu, durch irgend eine Selbstqual entweder das Gewissen zu beruhigen oder Schaden, besonders Krankheiten, von sich abzuwenden. Andere geben sich gar dem Tode entweder unter den Rädern der Götzenwagen, oder im Fluß, oder im Feuer, um ihre Wanderung zu beschleunigen; und Andere vergraben, verbrennen, ersäufen Kinder und Angehörige zur Sühne. Besonders viel Mord und Selbstmord geschieht an heiligen Flüssen. Da und dort, wie in Gumsur, sind noch förmliche Menschenopfer im Brauch. Unzählige Menschenleben kosten die Wallfahrten; und vor den heiligsten Stätten sind die Straßen dicht von Menschenbeinen bedeckt, den Ueberresten von umgekommenen Pilgern, deren Leichname unbegraben liegen bleiben. Wie Vieles wäre von dem jämmerlichen Loose des Weibes, von den Wittwenverbrennungen (welche oft achtjährige Mädchen betrafen), vom Aussetzen weiblicher Kinder und Anderem zu sagen! Viele obiger Gräuel sind freilich jetzt unter der englischen Regierung verboten.

Im Laufe der Zeit sind übrigens viele Sekten unter den Hindu's entstanden, meist reformatorischer Tendenz gegen Kastenwesen und Götzendienst. Von dem Buddhismus, der schon frühe in Vorderindien aufkam, aber mit Zurücklassung einiger Reste von der Dschainasekte,

von da weichen mußte, um Hinterasien zu erfüllen, werden wir später (§ 151) reden, ebenso von den Sikhs im Pandschab (§ 108). Aus dem Schiwadienst erwuchs die Sekte der Lingaiten im Dekkan, welche unter groben Sinnbildern es auf die Vergeistigung des Gottesbegriffs abgesehen hatte. Kleinere Sekten, die zum Theil geläuterte Begriffe von Gott und von der Bestimmung des Menschen haben und gleichsam als Separatisten unter den Hindu's leben, sind: Die Sakti's, bei welchen Paria's und Brahminen friedlich zusammensitzen, die Kalanki's in Nagpur, die Sadh's (Tugendhafte) bei Delhi, die Karta Bhodscha's im Distrikt Hugly. Von den Kalagnani's oder Zeitwissern im Nordwesten Dekkans wird berichtet, daß sie nach ihrem heiligen Buche eine neue wahre Religion, vom Westen kommend, erwarten und überzeugt sind, daß die Erkenntniß des Einen Wesens in Allen den Sieg davon tragen werde. Am Weitesten greift neuestens der sogenannte Wedantismus um, dem viele gebildete Hindu's anhangen, die als Neugläubige der herkömmlichen Thorheiten sich schämen, und groben Pantheismus für Weisheit halten. Unter den Bewegungen und Zänkereien zwischen diesen Ungläubigen und den Altgläubigen stellt sich immer mehr die Schwäche des Hinduismus heraus.

---

b. Die Muhammedaner in Indien.

§ 100. Unter die Hindu's haben sich manche Genossen anderer Religionen, wie die Parsen, Juden ꝛc. gemischt; aber am bedeutendsten sind die Moslems (Araber, Türken, Afghanen, Beludschen, Mongolen) geworden, indem sie in vielen Provinzen den Hinduismus fast verdrängten und sonst jetzt durch ganz Indien zerstreut zu finden sind. Die Meisten kamen von Norden her unter Eroberern; andere setzten sich vom persischen Meer her an der Westküste fest.

Schrecklich ist die Geschichte ihres Eindringens. Von Kandahar her kam im zehnten Jahrhundert Mahmud. Er äscherte Städte und Dörfer und vor Allem Tempel ein und veranstaltete unter Priestern und Volk ein solches Würgen, daß in sechs Monaten mehrere Millionen Hindu's hingeschlachtet waren; und noch zwölf Mal kam er mit seinen Mordheeren. Später kamen Seldschuken und Türken nach Lahor, und plünderten und mordeten von da aus. Neue Niedermetzlungen gab es unter den Pathanen, seit 1211 in Delhi, welchen Menschenhetzen, wobei die Hindu's zu Hunderten niedergeschossen wurden, Jagdvergnügen waren. Ganze Landstriche wurden menschenleer, weil die Uebrigen in Wälder und Berge sich flüchteten. Erst Baber und Akbar (von 1525 an) schützten die Religion aller Unterthanen. Spätere Großmoguls wütheten nicht nur in Hindustan, sondern auch im Dekkan wider die Hindu's, so daß diese die Eroberungen der Engländer als eine Befreiung begrüßten.

Jetzt sind die beiden Hauptreligionen, im Ganzen doch friedlich gemischt neben und unter einander zu erblicken. Muhammedaner und Hindu's unterscheiden sich vielfach durch die Kleidung, haben aber manche Sitte von einander angenommen z. B. die Hindu's den Turban, die Muselmanen viele Kastengebräuche. Diese sind sehr bekehrungssüchtig, was der Hindu nicht ist, und für das Evangelium viel unzugänglicher. Es zeigt sich auch hier, daß der Islam, obgleich sein Monotheismus einiges Licht in die finsteren Heidenländer wirft, andererseits durch seine Härte dem wahren Licht noch verschlossener macht.

---

c. Landeschristen.

§ 101. Indien wird schon in der apostolischen Zeit erwähnt, indem der Apostel Bartholomäus daselbst gepredigt haben soll; und noch bestimmter wird dieß von Thomas erzählt, nach welchem die syrischen Christen sich Thomaschristen heißen. Er habe in Codungalur gelandet, bei dem König Malabar's gute Aufnahme gefunden und dessen Sohn getauft und zum Bischof geweiht, habe auch die Ostküste besucht nnd sei zuletzt auf dem Thomasberge bei Madras erschlagen worden. So die Legende. Gewiß ist, daß schon in jenen Zeiten Griechen,

Araber und Perser Handelsniederlassungen im westlichen Indien hatten, welche frühe von Missionaren aus Alexandrien besucht wurden, wie um 180 von Pantänus. Indische Bischöfe nahmen auch 325 an dem Concil zu Nicäa Antheil; und genannt wird ein Theophilus von Diwu, („Insel") und ein Johannes, Bischof von Großindien. Diese Handelscolonien recrutirten sich durch Sclaven und Leute aus den niederen Kasten, welche leicht die Religion ihrer Herren annahmen. Daher gab es frühe jüdische, christliche und manichäische Gemeinwesen in Malabar und Ceylon. Allmählig gewannen die Nestorianer aus Syrien und Persien das Uebergewicht; weßwegen das syrische unter ihnen Kirchensprache wurde. Sie vermittelten den schwunghaften Handel Malabar's mit China und den Westländern, bis die Araber übermächtig wurden, und den Seehandel an sich rissen. Dadurch wurden die indischen Christen so zurückgedrängt, daß sie von der westlichen Christenheit fast vergessen waren, als 1498 Vasco de Gama, der Entdecker des Seewegs nach Indien, Malabar besuchte. Man fand nun eine Menge christlicher Kirchen in den Ländern Kotschi, Kodungalur, Trawankor, regiert von Bischöfen, nachdem sie früher ein eigenes Fürstenthum unter einem Vasallen-Radscha, dem „Großkaufherrn von Kerala" (oder Malabar) gebildet hatten. Sie bekannten damals den nestorianischen Glauben, hatten sich aber den Landessitten nur zu sehr anbequemt.

Die katholischen Portugiesen behandelten sie bald als Ketzer und wollten sie zur Unterwerfung unter den Papst nöthigen. Waffengewalt, Inquisition und Ränke überwältigten sie zuletzt, etwa 150,000 an der Zahl, und von 1599 an war Kodungalur (Cranganur) Sitz eines römischen Erzbischofs. Als die Holländer kamen, erhoben sich die Surianis (oder Nasranis) gegen die Jesuiten (1662); doch gelang es Carmeliter Missionaren, die Mehrzahl wieder mit einer gemäßigten Herrschaft Roms zu versöhnen. Die kleinere Zahl von

Gemeinden suchte Bischöfe in Syrien, erhielt jacobitische von Antiochien und wurde durch sie im monophysitischen Glauben unterrichtet, welchen sie derzeit für den Glauben ihrer Väter halten. Von ihrem jetzigen Zustand wird später (§ 142) die Rede seyn.

---

4. Katholische Missionen.

§ 102. Von den katholischen Missionen geben wir hier einen kurzen Ueberblick. Als die Portugiesen 1498 an die Westküste kamen, hatten sie schon Franziskaner Mönche bei sich. Durch diese wurden viele Küstenbewohner, namentlich von den Fischerkasten, bekehrt. Ein neuer Geist kam in die Mission durch den Jesuiten Franz Xavier, der 1542 nach Goa kam, und durch Eifer, Sanftmuth und Selbstverleugnung neben ungemeiner Thatkraft zuerst die Herzen der Portugiesen gewann, dann an Heiden viel ausrichtete. Er gründete zu Goa das Collegium von St. Paul, in welchem eingeborne Missionsgehilfen gebildet wurden und sorgte auch für leibliche Unterstützung der Bekehrten. An der südlichen Küste taufte er ganze Schaaren von Heiden, an denen er jedoch nicht viel Freude erlebte. Seine Nachfolger (er selbst zog bald nach China und Japan, wo er 1552 starb) kamen ihm nicht gleich; und die von Portugal aus eingeführte Inquisition, war mehr ein Mittel, die Mission zu hemmen, als zu fördern. Wie es den Thomaschristen erging, haben wir oben (§ 101) gesehen. Die Holländer, welche die Macht der Portugiesen stürzten, vertrieben auch alle Jesuiten von der Küste. Carmeliter bedienten seither die römischen Gemeinden; ihr Hauptsitz ist in Verapoli. Die Jesuiten in Madura vermengten bald auf eine ärgerliche Weise Christenthum und Heidenthum. Die Missionare gaben sich für Brahmanen aus dem Westen aus und schienen glänzende Erfolge zu erringen. (§ 138). So sehr von Rom abgemahnt wurde, so behielt dennoch die Mission viel von

dieser Weise bei; der Kastenunterschied wurde in ärgerlicher Weise geschont und verhinderte ein gesundes Aufblühen der Mission im Tamilland.

Im Norden, im Lande der muhammedanischen Großmoguls eröffneten sich günstige Aussichten unter dem edlen Sultan Akbar, der durch Handwerker, die er 1582 von Surat und Goa zu sich kommen ließ, etwas vom Christenthum erfuhr und darum Jesuiten berief. Er bekam gute Eindrücke und sagte: „Die Christen haben ihre Religion verbreitet, indem sie ihr eigenes, die Moslems, indem sie das Blut Anderer vergoßen.“ Aber wenn die Jesuiten ein offenes Bekenntniß verlangten, antwortete er nur: „Ein so ernster Wechsel ist in der Hand Gottes; ich werde nicht aufhören, Ihn um Licht und Hilfe zu bitten.“ Doch kam er ziemlich nahe, kniete vor dem Kreuz, betete Maria an, entließ seine vielen Frauen ꝛc. Weil er Gelüste hatte, Christenthum, Islam und Hinduismus zu einer neuen Religion zu vereinigen, verfaßte Hieronymus Xavier, ein Neffe des berühmten Franz, ein Leben JEsu in persischer Sprache, in welchem er das Evangelium mit Märchen vermischte. Aber Akbar wandte sich immer mehr ab und beharrte bis an seinen Tod (1605) in seinen Zweifeln. Nun war der günstige Zeitpunkt vorüber, und allmählig kehrte die alte Unduldsamkeit der Moslems gegen Heiden und Christen zurück. Die Mission, die nichts Dauerhaftes zuwege gebracht hatte, erlosch unter der Despotie und dem Verfall der Fürsten jener Länder.

Erst später kamen Jesuiten und andere Ordensgeistliche wieder nach Bengalen, und 1723 wurde Tschandernagar, eine französische Faktorei, die Mutter der bengalischen Kirche genannt. Zu Bandel, in der Nähe, war ein portugiesisches Augustinerkloster und ein Jesuitencollegium. Andere Missionsorte waren Hugly, Dakka, Tschittagang ꝛc. Aber die Briefe der Jesuiten waren voll Klagen über den beinahe unüberwindlichen Aberglauben der Hindu's. In Zeiten großer Noth je-

doch bekam die Mission bedeutenden Zuwachs, wenn heidnische Eltern ihre Kinder, die sie nicht mehr ernähren konnten, gegen etliche Rupien an das Waisenhaus (1744 erbaut) abgaben. Nach der Aufhebung des Jesuiterordens (1773) übernahmen italienische Kapuziner und portugiesische Augustiner die Mission, welchen seit 1834 irische und französische Priester in Menge nachfolgten. Die Mission sucht sich besonders durch den Bau von schönen Kirchen zu heben, deren eine ein indischer Fürst zu Sardhana baute, hat auch Armenschulen, Pensionate, Seminare und Pressen. Gerne macht sie sich dahin, wo große Bewegungen durch protestantische Bemühungen entstanden sind. Aber gerade an solchen Orten haben die aufgeweckteren Hindu's am wenigsten Sinn für den Prunk des Katholicismus, weil sie durch dieselben viel zu sehr an ihre bisherige Art erinnert werden.

Nach den neuesten (1860) statistischen Nachrichten, wie sie die katholische Mission selbst gibt, soll diese in 15 apostolischen Vikariaten über 500,000 Eingeborne zählen. Die Vikariate sind: Madras, Heiderabad, Vizagapatam, Ponditschery, Maisur, Koimbatur, Madura, Quilon, Verapoly, Mangalur, Bombay, Agra, Patna, Westbengalen, Ostbengalen. Die Ablösung dieser Diöcesen von dem Erzbisthum zu Goa (1838) hatte ein zwanzigjähriges Schisma zur Folge, das viele ärgerliche Scenen, wie gewalthätige oder listige Besitzergreifung von Kirchen, durch ganz Südindien veranlaßte, bis (1857) Portugal in einem Konkordat seine Ansprüche auf das Patronat über den ganzen Orient fallen ließ.

---

5. Aeltere protestantische Missionen.

§ 103. Es hatten sich Holländer, Dänen, Engländer in Indien festgesetzt, lauter protestantische Nationen, von welchen zu erwarten war, daß sie nicht weniger ein Religionsinteresse für Indien haben würden, als die Katholiken. Aber die Holländer, welche wenigstens die Thomaschristen befreiten, thaten wenig in Vorderindien, und die englische Compagnie dachte nur

an ihre Handelsinteressen. So hing zunächst Alles an den Dänen.

1) Dänisch-hallische Mission. Die Dänen hatten unter Anderen 1620 die Ostküste Trankebar (Tarankampadi) in Besitz genommen. Aber erst 1706 wurden auf Betrieb des frommen Königs Friedrich IV. die beiden deutschen Missionare Ziegenbalg und Plütschau abgesandt. In Trankebar angekommen, wurden sie von den Dänen kalt, fast feindselig aufgenommen; und auch sonst, da ihr Unternehmen ganz neu war, gab es viele Schwierigkeiten für sie. Der Sprache mächtig geworden, zogen sie in weiten Umkreisen von Ort zu Ort; und schon 1707 konnten sie fünf Sklaven taufen, denen bald 30 andere folgten. Es kamen weitere Missionare nach; und nun wurden Schulen angelegt, Kapellen errichtet, Bibelübersetzungen veranstaltet. Ein Besuch Ziegenbalgs in der Heimath (1715) erregte überall in Deutschland Theilnahme für die Mission, und auch der Herzog von Württemberg ließ in seinen gesammten Landen eine Collekte veranstalten. In Kopenhagen bildete sich ein Missionskollegium, an welches sich aufs Thätigste die Universität Halle, auf welcher damals A. H. Francke blühte, anschloß, so wie die englische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, welche Anfangs nur durch Beiträge unterstützte, bis sie von 1728 an eigene Missionare zu derselben Mission sandte. Dieser dreifache Bund gab der Mission eine außerordentliche Stärke, und wenn auch der wackere Ziegenbalg schon 1719 und Grundler 1720 ihre Laufbahn vollendet hatten, so fehlte es doch lange nicht an Männern, die mit gleichem Eifer das gesegnete Werk fortsetzten, obwohl auch solche kamen, die störend wirkten. Das Neue Testament wurde schon von Ziegenbalg übersetzt und Schulze vollendete 1727 das Alte. Nach allen Richtungen in weite Ferne drangen auf Reisen und sonst Schimmer der evangelischen Wahrheit. Bis 1740 waren 30 Nationalgehilfen angestellt und über 5000 Heiden ge-

tauft. Besonders ausgezeichnet war die Wirksamkeit des Missionar Schwarz, der fast ein halbes Jahrhundert lang (1750—1798) mit unermüdeter Kraft jene Gegenden durchzog und solche Achtung unter allen Klassen von Menschen sich erwarb, daß man ihn überall nur den guten Vater nannte, und sein Andenken noch im Segen steht. Ganze Schaaren wurden von ihm getauft. Er wurde von den Engländern um seines Rufes willen zum Friedensvermittler mit dem gefürchteten Heider Ali von Maisur, gebraucht, welcher später, während er mit 100,000 Mann das Land verheerte, seinen Offizieren Befehl gab, den Vater Schwarz unbelästigt hin und her gehen zu lassen, „denn er ist," sagte er, „ein heiliger Mann und meints gut mit mir." Neben und nach Schwarz zeichneten sich auch Gericke (1767—1803) und John (1771—1813) aus, letzterer durch Thätigkeit für Schulen und Seminare. Leider ging zuletzt die schöne Mission, welche viele Störungen auch durch die Jesuiten erlitt, und für welche in der Heimath um des damals einreißenden Unglaubens willen die Theilnahme immer mehr erkaltete, ihrem inneren und äußeren Verfall entgegen, und schon fünf Jahre vor Schwarzens Tod schrieb John: „Ein neuer redlicher Missionar würde uns zu großem Trost und zu großer Hilfe gereichen, findet man aber keinen zuverlässigen Mann, so lasse man uns lieber aussterben." Der letzte dänisch-hallische Missionar, der alle Andern überlebte, Johann Kaspar Kohlhoff, starb 1844, in demselben Jahre, da Trankebar an England abgetreten wurde, 82 Jahre alt, nachdem er von 1787 an, also 57 Jahre lang auf dem Arbeitsplatze gewesen war. Das Weitere s. § 134.

Hauptstationen waren als dänisch: Trankebar, als englisch: Madras (Vepery), Kudalur, Kombakonam, Tritschinapalli, Nagapatnam, Tandschaur und Kalkutta. Die Zahl der in 100 Jahren Bekehrten schätzt man auf 40,000. Der Missionare waren es im Ganzen 56.

2) Die Brüdergemeine. Angeregt durch die guten Nachrichten aus Trankebar wollte Graf Zin-

zendorf sich auch an der Mission in Ostindien betheiligen. Er wählte dazu die von den Holländern in Besitz genommene Insel Ceylon. Zwei Brüder kamen 1740 nach Kolombo, der Hauptstadt. Aber ein Hirtenbrief von Seiten Hollands war mit ihnen angekommen, in welchem unter Anderem stand, man solle mit den Brüdern auch nicht essen. Doch nahm sie der Gouverneur Imhof freundlich auf; als sie aber eine Gemeindeeinrichtung mit bekehrten Holländern machen wollten, hieß sie der neue Gouverneur mit dem ersten Schiff zurückkehren. Später (1758) hielt Zinzendorf beim König von Dänemark um Anlegung einer Kolonie auf Island an. Es wurde ihm aber bedeutet, diese Insel sei schon besorgt, dagegen würde es der König gerne sehen, wenn sich einige Brüder auf den Nikobaren, wo 1756 die Dänen eine Faktorei anlegten, niederließen, um die heidnischen Einwohner zu bekehren. So entstand die letzte Unternehmung Zinzendorfs (er starb 1760), welche nach ihm wie sein Vermächtniß lange mit großen Opfern fortgesetzt wurde. Die Nikobaren bestehen aus sieben größeren und 12 kleineren Inseln. Sie sind stark bewaldet und von gutmüthigen Menschen bewohnt, die den Malaien ähnlich sind, dabei ohne alle Scham und Gotteserkenntniß. Die Kolonie hieß Nankawery. Aber bis die Brüder, welche 1760 in Trankebar ankamen, dahin übersiedeln konnten, durften sie im sogenannten Brüdergarten eine Zwischenstation anlegen; erst 1768 kamen sie nach Nankawery. Hier aber fand eine so große Sterblichkeit unter den Dänen Statt, daß diese schon 1773 die Aufhebung der Niederlassung beschloßen und die Brüder allein ließen, welche später einmal vier Jahre lang ohne allen Verkehr mit Trankebar, und dem äußersten Mangel und Elend preisgegeben waren. Zuletzt war nur ein Bruder noch am Leben, welcher, als er 1786 abgeholt wurde, alsbald verschied. Unterdessen arbeiteten andere Brüder, deren Viele aus Europa nachkamen, theils in Trankebar, theils in Serampur

und Patna unter dem Schutz der dänischen Flagge, ohne viel auszurichten. Ihr Muth war zuletzt so gesunken, daß 1795 von der Aeltesten-Konferenz zu Herrnhut die gänzliche Aufhebung der ostindischen Mission beschlossen wurde. Nur bis 1785 waren in 25 Jahren von 70 ausgesandten Geschwistern 40 gestorben.

---

6. Vorbereitende Missionen.

§ 104. So können wir 1) die Serampur-Missionen ihrem ganzen Charakter nach nennen, obgleich sie bereits in die eigentliche Missionszeit Indiens hereinragen. Ihr Hauptgründer war Dr. W. Carey. Dieser, 1761 in England geboren, wurde als Schustergeselle bekehrt, und bot sich der eben gegründeten Baptistenmissionsgesellschaft für Indien an. Er landete 1793 mit dem Wundarzt Thomas, der schon früher in Kalkutta gelebt und Missionsversuche gemacht hatte, in Kalkutta, und wurde Vorsteher einer Indigofabrik, weil ihm von der Compagnie ohne eine Anstellung kein Aufenthalt in Indien gestattet worden wäre, studirte aber daneben die Sprachen. Als andere Brüder nachkamen, die, weil sie auf britischem Boden nicht landen durften, nach der dänischen Niederlassung Serampur (Sri-ram-pur) unweit Kalkutta, sich wandten, begab er sich 1800 auch dahin. Neben ihm waren Ward und Marshman die bedeutendsten Männer. Sie bildeten ein Kleeblatt, welches einige Jahrzehnte die ostindische Mission fast allein trug, von dessen Leistungen wenigstens die andern Missionare mehr oder weniger abhängig waren, obwohl sie eine streng baptistische Richtung hatten. Das ganze in Einem Hause wohnende Missionspersonal zählte im Anfang 19 Personen (fünf Brüder mit ihren Familien). Sie hatten alle Dinge gemein. Die Brüder wollten vorzugsweise durch litterarische Thätigkeit künftigen Missionen unter die Arme greifen. Sie veranstalteten Bibelübersetzungen und verfertigten Grammatiken, Wörter-

bücher, Hilfsmittel aller Art für wissenschaftlichen und religiösen Unterricht in höheren und niederen Schulen. Zuerst wurde die bengalische, hindostanische und Sanskrit-Bibel fertig; und nun sammelten sie Sprachgelehrte aus allen Theilen Indiens. Diese arbeiteten nach den vorhandenen Uebersetzungen neue aus, welche sodann möglichst geprüft wurden. So wurde allmählig die heilige Schrift in 40 Sprachen und Dialekte Indiens übersetzt. Waren die Arbeiten auch keine Muster einer treuen Uebersetzung, so dienten sie doch als schätzbare Vorarbeiten. Alle Uebersetzungen kamen in der Druckerei zu Serampur ans Licht. Zwar wurde die Druckerei 1812 mit vielen werthvollen Manuscripten ein Raub der Flammen; aber da die Theilnahme groß war, ersetzten sich bald wieder die Verluste. — Indessen wurde die eigentliche Mission von den Brüdern nicht außer Acht gelassen. Schon 1800 wurde ein Hindu Zimmermann, Krischna, getauft, dem Andere nachfolgten, die zum Theil selbst wieder mit großer Geschicklichkeit predigten. Es kamen weitere Brüder aus Europa und auch der Portugiese Fernandez schlug sich zu ihnen. Sie bildeten ein Seminar, das in der Folge 30—40 Zöglinge hatte, auch ein Collegium für Hindu und Europäer, in welches sie Jedermann einluden, mit der Versicherung, daß Niemandes Gewissen belästigt werden solle. Weil ferner Carey von dem Grundsatz ausging, daß schon eine richtige Bildung im Aeußern eine Vorschule für das Christenthum abgeben könne, so suchte er unter den heidnischen Hindu's gute Schulen zu fördern. Die Normalschule in Serampur fand Beifall. Ein Dorf um das andere schickte Lehrer in dasselbe, um durch sie ähnliche Schulen zu erhalten, und dergleichen erhoben sich bald 92 in einem Umkreis von 10 Stunden. — Auf englischem Boden fanden die Brüder Anfangs vielen Widerstand. Zwar wurde Carey 1801 eine Zeitlang Professor der Sanskritsprache beim Collegium im Fort William, und wirkte 1804 Chamberlain in Catwa und

Berhampur; Fernandez ferner in Dinadschpur u. s. w. Aber 1806 wurde den Brüdern durch die Compagnie alle und jede Missionsthätigkeit an Heiden, auch von Seiten der Bekehrten, aufs Strengste untersagt. Später wurde das Verbot gemildert, und selbst in Kalkutta durften sie für andere, namentlich portugiesische und armenische Christen Kapellen bauen und Schulen in Stadt und Land errichten. Auch predigten Ram Mohan, ein bekehrter Brahmane und Krischna ihren staunenden Landsleuten das Evangelium auf Straßen und Märkten, und nur 1811 wurden 60 Personen in Kalkutta getauft. Andere predigten 1807 in Dschessur im Osten, 1808 in Goamalty und Miniari. Das Werk dehnte sich 1809 nach Orissa im Süden aus, und bis an die Grenzen Butans im Norden. Missionar Moore gründete 1810 zu Patna die erste Station in Oberindien, Chamberlain besuchte Agra mit dem Evangelium. Ueberall traten sie als die ersten Verkündiger auf, wie sie auch die ersten waren, welche Mädchenschulen einrichteten. Sie wandten sich dabei immer zuerst an die ansäßigen Christen, um durch sie eine Brücke zu finden zu den Heiden. Zuletzt hingen 20 Stationen mit Serampur zusammen, und bis 1837 waren in 54 Städten und Dörfer gegen 1500 Heiden getauft. Lange durfte jenes Kleeblatt auf seinem Arbeitsfelde bleiben, die letzten Jahre getrennt von der Baptistengesellschaft. Missionar Ward starb 1823, Dr. Carey 1834 und Dr. Marshman 1837, worauf die Missionen ganz an die Baptistengesellschaft abgetreten wurden.

Vorbereitend waren 2) die stillen Missionsarbeiten einiger englischen Kaplane. Die englische Kirche nämlich sorgte schon lange für ihre Angehörigen auch im Auslande durch sogenannte Kaplane. So sollte auch nach dem Freibrief der Compagnie von 1698 in jeder Garnison und Faktorei ein Geistlicher seyn, der zugleich angewiesen wurde, die Landessprache zu lernen, um etwa heidnische Diener oder Sklaven der Compagnie im Chri-

stenthum zu unterrichten. Aber die Kaplane überließen sich meist ihrer Bequemlichkeit, und setzten oft Jahre lang die Gottesdienste ganz aus, weil der Kirchenbesuch außer Gebrauch war. Dabei dachten sie wie die Compagnie und nannten die Bekehrung der Heiden theils politisch-gefährlich, theils jedenfalls überflüssig. Gegen Ende des vorigen Jahrhundert aber wurden bessere Stimmen in der Kirche laut; und wenn diese auch keine Missionare nach Indien aussenden durfte, so suchte sie wenigstens wahrhaft fromme Kaplane anzustellen. So kam bis 1813, da ein großer Wendepunkt in der Missionsgeschichte Indiens eintrat, eine Reihe edler Knechte Christi nach Indien, welche als Kaplane über die Grenzen ihres Berufs hinausgingen, und Missionen anbahnten. Sie waren es auch, welche durch schriftliche und mündliche Zeugnisse in ihrer Heimath der Mission das Wort redeten, und die Ungefährlichkeit derselben darstellten, bis England wie mit Einer Stimme sich erhob, um die Mission von den ihr angelegten Fesseln zu befreien.

Die Bedeutendsten dieser Kaplane waren: a) D. Brown zu Kalkutta, 1800 Mitbegründer des Collegiums; er predigte in der dänischen Missionskirche 25 Jahre lang für Jedermann, starb 1812, seine drei Söhne zur Mission bestimmend. — b) C. Buchanan, Gründer des großartigen Collegiums zu Fort William; als 1803 die Compagnie dasselbe aufhob, richtete er eine kleinere Anstalt ein für den Unterricht in orientalischen Sprachen, welche auch in Madras und Bombay Nachahmung fand. Er wirkte viel durch seine Reisen im Dekkan, wo er die Thomaschristen besuchte (1805). — c) Henry Martyn, Kaplan zu Dinapur 1806, wo er die englische Liturgie und die Parabeln ins Hindostanische übersetzte, auch vor Landeskindern predigte, 1809 in Kanpur, wo er einer Bettlerschaar predigte und Abdul Messih (§ 116) bekehrte; 1810 Abreise nach Persien (§ 82). — d) D. Corrie, 1806 Kaplan in Tschunar, später in Kanpur, Agar, Benares; erbaute überall Kapellen und errichtete Schulen; starb 1837 als erster Bischof von Madras. — e) T. Thomason meldete sich, obwohl Prediger und verheirathet, um eine Kaplanstelle, weil er an Heiden arbeiten wollte; 1810 in Kalkutta; 1817 besuchte er mit dem Gouverneur die verschiedenen Provinzen zu großer Förderung der Mission, † 1829.

7. Kämpfe der Mission mit der Compagnie.

§ 105. Schon aus dem bisherigen ist es ersichtlich, daß die Compagnie lange das größte Hinderniß für die Mission war, zuerst durch die Sittenlosigkeit vieler Europäer, später durch das dem Geist des achtzehnten Jahrhunderts entsprungene Toleranzsystem, welches sich hinter politische Vorsichtsgründe versteckte und nur gegen das Evangelium intolerant war. Einer der Direktoren erklärte (1793), er würde es als die größte Calamität bejammern, welche Indien treffen könnte, wenn 100,000 Hindu's sich zum Christenthum bekehrten, und ein Anderer rief 1796 bei einer Berathung aus: „Ich wollte lieber eine Bande von Teufeln in Indien sehen, als eine Bande von Missionaren." So erklären sich die Verbote gegen alles Missioniren und die strengen Ausweisungen aller Missionare, wogegen keine Einsprache möglich war, so lange die Compagnie unumschränkt herrschte. Daneben ließ dieselbe allen Greueln volle Freiheit, sanktionirte sie sogar noch durch eigene Betheiligung. So unterzeichneten englische Beamte die Erlaubniß zur Verbrennung lebender Wittwen; und von Wallfahrern wurde eine Pilgertaxe erhoben, welche der Regierung jährlich 50,000 Pfund Sterling eintrug. Die Compagnie gab Beiträge zur Erhaltung und Wiederherstellung der Götzentempel, schenkte den Götzenbildern neue Shawls, und gab Soldaten und Kanonen zur Verherrlichung der Feste her. Alles, ohne dadurch in der Achtung des Volks zu steigen. Als aber 1813 der Freibrief der Compagnie erneuert wurde, war die Stimmung Englands für die Mission so vorgerückt, daß die gute Sache im Parlament siegte. Hinfort wurde allen englischen Unterthanen erlaubt, überall, wo es ihnen beliebte, in Ostindien sich niederzulassen und Schulanstalten zu errichten und zu leiten. Auch wurden zu sogenannten Regierungsschulen für Hindu's und Moslems 10,000 Pfund Sterling festgesetzt. Rasch traten jetzt die verschiedensten

englischen Missions-, Bibel-, Schul- und Traktatgesellschaften in das neu geöffnete Feld ein.

Aber damit war bei Weitem noch nicht genug geschehen. In den Regierungsschulen war aller Religionsunterricht ausgeschlossen; im Grunde aber nur der christliche, denn das Studium der Weda's und des Korans wurde mit wahrer Verschwendung neu belebt, und die Wissenschaften, wie Geographie, Astronomie, Geschichte, mit allen heidnischen Irrthümern gelehrt. Die Sati's (Wittwenverbrennungen), welche jährlich mehr als 30,000 Opfer forderten, gingen ungestört fort. Erst 1829 verbot der edle Lord Bentinck auf eigene Faust, wenigstens für Bengalen, die Sati's, indem er die als Mörder zu bestrafen drohte, welche sich dabei betheiligten. Mit gleichem Ernst trat er gegen den Kindermord, das Aussetzen von Alten und Kranken im Ganges, die Banden der Thags, die im Dienste der Göttin Kali Reisende erwürgten, auf; so wie 1832 gegen das Gesetz, das Hindu's, welche die Kaste verloren, wie beim Uebertritt zum Christenthum geschah, der bürgerlichen Rechte beraubte. Zum Glück entstand durch diese Neuerungen in Bengalen keinerlei Bewegung unter dem Volke. — Daher konnte bei der Erneuerung des Freibriefs (1833) Indien für alle Nationen geöffnet werden, was auch sogleich von Basel und Amerika, sowie von der katholischen Mission benützt wurde. Die bisherige Betheiligung ferner der Beamten an der Verwaltung der Tempel, an den Sitten, Gebräuchen, Ceremonien des Volks bei Festen und Götzendienst wurde angegriffen; und wenn es auch noch einige Kämpfe kostete, so war es doch bis 1840 so weit gekommen, daß die Verbindung mit dem Götzenwesen wirklich abgebrochen, die Pilgertaxe abgeschafft, die Tempel den Brahminen zurückgegeben wurden. Die Bentinck'schen Verordnungen in Bengalen, namentlich in Betreff der Sati's, wurden auf ganz Indien ausgedehnt; es wurde die Wiederverheirathung der Wittwen befür-

wortet, 1856 das Hakenschwingen und Anderes verboten. Besonders wichtig wurde das 1845 gegebene Gesetz, lex loci genannt, gegeben, nach welchem alle Landesgesetze, durch welche ein Eingeborner beim Verlust der Kaste oder beim Uebertritt von einer religiösen Genossenschaft in die andere seiner bürgerlichen Rechte, namentlich seines Erbrechts verlustig wurde, aufhören sollten. Als es 1850 mit der Einführung dieses Gesetzes völlig ernst wurde, reichten die vornehmen Hindu's erschrocken eine Bittschrift dagegen ein, weil die Erhaltung der Hindureligion davon abhänge. Aber es blieb bei dem Gesetze. Hatte ferner bisher die Regierung eine große Intoleranz gegen die eingebornen Christen gezeigt, dieselben mit einer gewissen Verachtung behandelt und darum keiner Beamtenstelle gewürdigt, was die Christen vor den Augen ihres Volks öffentlich brandmarkte und Andere vom Christenthum zurückschreckte, so wurde schon 1831 das Gesetz gegeben, daß man denselben um ihrer höheren Bildung und Gewissenhaftigkeit willen einen Vorzug bei Besetzung der niederen Beamtenstellen, welche seit längerer Zeit den Hindu's und Moslems zugänglich waren, einräumen solle. Da das Gesetz aber lange nicht verwirklicht wurde, zwang abermals die allgemeine Entrüstung den Direktorenhof, klare und bestimmte Befehle nach Indien gehen zu lassen, nach welchen wirklich jedem Unterthanen der Compagnie volle Freiheit in Religionssachen verbürgt wurde. Seitdem ist Manches anders geworden, zumal da auch viele Beamten die alte traditionelle Politik aufgaben, und persönlich thätig in Missionssachen wurden.

Auch mit den Regierungsschulen ging jetzt eine wesentliche Veränderung vor; und abermals war es Bentinck, der 1835 eine Verordnung gab, in Folge deren die Beiträge der Regierung verdoppelt, die englische Sprache in den Schulen eingeführt, und alle Fächer nach europäischer Wissenschaft gelehrt wurden. Freilich blieb auch jetzt noch die Bibel von den Schulen ausgeschlossen; und so verloren wohl die Jünglinge mehr und mehr den

Glauben an das Heidenthum oder den Islam, aber ohne das Christenthum zu bekommen, weßwegen sie in eine charakterlose Erschlaffung, Heuchelei und Indifferenz herabsanken. Es wurde daher 1853 beim Beginn einer neuen Periode vom Parlament die Erziehungsfrage besonders erwogen. Aber der Religionsunterricht blieb ausgeschlossen; nur sollten fortan Bibeln in den Schulbibliotheken sich finden, und Schüler, welche es ausdrücklich wünschten, außerhalb der Schulstunden im Christenthum unterwiesen werden dürfen. Auch sollten tüchtige Missionsschulen mit Geld unterstützt werden. Die Schulsache hat damit in ganz Indien einen neuen Aufschwung genommen, wenn auch noch Vieles zu wünschen bleibt.

---

8. Stand der Mission.

§ 106. Reich ist die Thätigkeit der Mission in Indien geworden, seit das Land geöffnet ist. Man zählt gegen 20 größere Gesellschaften, außer den vielen Bibel-, Traktat- und Erziehungsgesellschaften, und mancherlei größeren und kleineren Vereinen in Indien selbst. Der Missionare sind es etwa 500, die 100 eingebornen ordinirten Prediger mit eingerechnet, eine Zahl, die freilich für das ungeheure Arbeitsfeld sehr gering ist, da so durchschnittlich auf 350,000 Seelen nur ein Missionar kommt. Dieser hat mit dem heißen Klima, mit den vielen Sprachen, mit den decidirten Religionen, mit dem Kastenwesen ganz besondere Kämpfe.

Wie überall, so sind auch in Indien Schriften, Schulen, und Predigt Hauptaufgabe des Missionars. Sehr zu Statten kommt, daß die Hindu's ein lesendes Volk sind, indem sie von jeher Schulmeister hatten, welche Kinder um sich versammelten und im Sand und auf Palmblättern schreiben und lesen lehrten. Um so größere Wirkung thun die verbreiteten Bücher, und um so leichter war es, Schulen zu gründen. Die Missionsschulen unterscheiden sich von den Regierungsschulen dadurch, daß

sie Bibel und Christenthum nicht ausschließen. Darum haben sie je und je gewaltige Stürme zu bestehen, wenn etwa Bekehrungen vorkommen. Auch zu Mädchenschulen gaben sich allmählig die Eingebornen her. Wichtig sind ferner die Kostschulen, da die Kinder und besonders Waisen und Hilflose, wie sie in Zeiten der Hungersnoth zahlreich umherirren, ganz unter die Pflege der Mission kommen. Auch Seminare wurden viele errichtet, dazu Kirchen und Kapellen. Das ganze Missionsgehöfte, innerhalb dessen Kirche, Schulen, Waisenhäuser, Krankenhäuser, Wohnungen der Missionare und deren Gehilfen stehen, bildet in größeren Städten, meist außerhalb angelegt, liebliche Oasen mitten in düsteren Wüsteneien. Weil auch die Waisen in der Regel heimathlos und kastenlos geworden sind, so siedeln sie sich, wenn erwachsen und verheirathet, in der Nähe des Missionshauses an, woraus christliche Dörfer entstehen, die sich nicht nur durch christliche Sitten und Einrichtungen, sondern auch durch Industrie auszeichnen.

Gewöhnlich hat jeder Missionar einen großen Distrikt mit vielen Dörfern zu bereisen, dabei er, wo sich nur immer Gelegenheit darbietet, Vorleser, Schullehrer oder Katecheten hinter sich zurückläßt. Sonst erscheinen sie oft, wo sie gerade am meisten Leute beisammen finden. Sie errichten in den volkreichsten Straßen der Städte oder in der Nachbarschaft der Tempel ein Versammlungshaus, in welchem sie nach Umständen den ab- und zugehenden Haufen Vorträge halten. An den Festen insbesondere suchen sie kleinere oder größere Kreise um sich zu versammeln. Häufig stellen sie auch bekehrte Vorleser auf, die irgend etwas Christliches den Leuten vorlesen. Oft werden aber die Lehrer, besonders die eingebornen, nicht nur ausgelacht und verhöhnt, sondern wohl gar mit Koth oder Steinen geworfen. Daneben fallen ihnen Brahmanen in's Wort; und sie müssen alle Ueberlegung und Besonnenheit zusammennehmen, um vor der neugierigen Volksmenge nicht zu Schanden zu werden. Solche

öffentliche Besprechungen haben gewöhnlich zur Folge, daß Einzelne, sich eines Näheren zu erkundigen, den Missionar aufsuchen und diesem Gelegenheit geben, bestimmter an ihr Herz zu reden. Bis zum Durchbruch erforderts aber beim Hindu manchen Kampf, weil die Verfolgung der Verwandten ihm auf dem Fuße folgt. Bisher wagte jeder, der sich taufen ließ, Hab und Gut, weil er gewöhnlich enterbt wurde. Bei Brahmanen war das Opfer besonders groß, weil sie von der fast göttlichen Verehrung, die ihr Stand genießt, sich plötzlich in die äußerste Verachtung geworfen sahen. Ist es auch in Allem jetzt anders und besser, so kommen doch noch immer grobe Mißhandlungen vor, welche Neubekehrte zu erleiden haben.

Allmählig ist doch Vieles in Indien zu Stande gekommen. Zwar mag die Zahl wirklich Getaufter, die man gegenwärtig auf 130,000 Seelen schätzt, gering erscheinen, aber es ist zu bedenken, daß fast alle Gesellschaften sehr langsam mit der Taufe sind, und daß es überall eine ungleich größere Anzahl regelmäßiger Kirchgänger gibt, als die der Getauften ist, welche meist mit dem Götzendienst oder Islam zerfallen sind, und nur noch nicht den Muth haben, sich ganz dem Christenthum in die Arme zu werfen. Außerdem macht sich der Einfluß des Christenthums durch Alles hindurch fühlbar. Die Wirkungen der Schulen sind nicht ausgeblieben, da die von diesen entlassenen Schüler unmöglich ferner mit dem alten Fanatismus dem Heidenthum dienen können. Auch durch die Regierungsschulen und den Anblick der ganzen europäischen Art hat die Anhänglichkeit an das alte System überall merklich abgenommen; und Viele schämen sich des Götzendienstes mit seinen Albernheiten. Die Götzenfeste sind bei Weitem nicht mehr so zahlreich besucht, wie früher, und die schweren Götzenwagen sind schon je und je stecken geblieben, weil es an ziehenden Händen gebrach. Die Gaben an Tempel und Priester nehmen so sehr ab, daß nur selten eine neue Pagode erbaut wird, dagegen die alten an vielen Orten verfallen.

Der Kastenunterschied wird bei Weitem nicht mehr so streng beobachtet. Mit dem Abgang grausamer Gebräuche sind lauter Säulen des Hinduismus gefallen; und der Fanatismus findet keine Nahrung mehr. Dazu sind viele Zeitschriften im Umlauf, in welchen die Hindu's selbst die religiösen Dinge besprechen. Sehr häufig treten sie gegen ihr Herkommen auf; und wenn Andere letzteres vertheidigen, so entwickeln sich Streitschriften, welche das Heidenthum immer mehr erschüttern. Unterdessen suchen wohl Eiferer für das Alte das sinkende Heidenthum aufs Neue zu stützen; aber auch das können sie nicht, ohne zu Gunsten derer, die wankend geworden sind, gewisse strenge Grundsätze fallen zu lassen, d. h. ohne selbst wieder am einstürzenden Gebäude etwas einzureißen. Die Eingebornen selbst tragen sich mit vielen Weissagungen baldiger großer Veränderungen. Kommt nun zu dem Allem, daß sehr häufig ganze Dörfer ihre Götzen wegwerfen und damit ihre Geneigtheit zum Christenthum beweisen, und daß je und je in großen Erweckungen Tausende zumal erfaßt werden, so darf man wohl in nicht zu ferner Zeit Großes in Indien erwarten.

Alles schien günstig sich gestaltet zu haben, als 1857 der Militäraufstand ausbrach, der die ganze Herrschaft Indiens und mit ihr alle Mission zu zernichten drohte. Man wollte Anfangs der Mission die Schuld geben, und Einer der Direktoren rief aus: „Gott sei Dank, nun wird man doch endlich die verdammten Heiligen aus dem Lande jagen.“ Aber bald lag es klar vor Augen, daß die direkte Ursache des Aufruhrs allein in der bisher eingehaltenen Politik lag. Die Empörer waren ja nicht das Volk, sondern die Sipahis, welche aufs Aengstlichste vom Evangelium fernegehalten worden waren, und nun allerdings, weil sie nichts Besseres wußten, mit Entrüstung den allmähligen Verfall der einheimischen Religionsverhältnisse, nicht sowohl durch die Mission als durch die ganze neue Gesetzgebung herbeigeführt, sahen. Hätte man unter den Sipahis missionirt, so

wäre die Meuterei niemals entstanden. Freilich traf jetzt die Wuth nicht nur die Europäer, sondern auch die eingebornen Christen, doch mehr nur, weil sie Halbeuropäer geworden zu seyn schienen. Waren aber auch die Verluste der Mission groß, haben auch Hunderte eingeborner Christen das Leben als Märtyrer lassen müssen, so konnte man doch, nachdem Gott wunderbaren Sieg gegeben hatte, um so muthiger wieder Hand an's Werk legen, als sich auf die rührendste Weise die Treue und Standhaftigkeit der Bekehrten erprobt hatte. Es sind daher neue Anstrengungen von allen Gesellschaften gemacht worden; und der vermehrten Thätigkeit kommt nun das vermehrte Verlangen des Volks entgegen, das an dem Ausgang des Aufruhrs die waltende Hand Gottes erkannte. Die Mission sah darin deßgleichen ihre zukünftigen Siege.

II. Hindustan.

1. Die Provinz Sindh.

§ 107. Indem wir jetzt die einzelnen Missionsgebiete Vorderindiens aufsuchen und an die oben (§ 97) angegebene Eintheilung in Hindustan und Dekkan uns halten, wenden wir uns zu dem Ersteren und beginnen mit der Provinz Sindh, obwohl diese eigentlich zur Präsidentschaft Bombay gehört. Sie ist ein etwa 150 Stunden langer schmaler Streif zu beiden Seiten des Indus hinauf bis zur Spitze des Pandschab, westlich am Rand des persischen Hochlands hinlaufend, und östlich an der Sandwüste, bis zu welcher jährliche Ueberschwemmungen des Indus Statt finden. Der wichtigste Theil ist das Delta, welches durch die vielen Indusmündungen gebildet wird. Hier blühten einst viele Handelsstädte, die aber alle zerfallen sind; erst seit der englischen Besitznahme kommen wieder etliche Städte empor.

Die Bevölkerung, etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen stark, besteht aus Dschats, einem Hindustamm, und aus Beludschen, welche Moslems sind, und sehr viele Abkömmlinge Muhammeds unter sich haben. Die Reste der Dschat, da ihrer Viele einst zum Islam gezwungen wurden, haben noch von dem Fanatismus und Stolz der Beludschen viel zu leiden.

Das Land stand, ehe die Engländer kamen, meist unter Amirs vom Stamm der Talpuri-Beludschen, wovon drei Oberhäupter vertragsmäßig den Thron gemeinschaftlich besaßen und die Einkünfte unter sich theilten, sonst aber in Anhängigkeit von Kabul standen. Sie verwickelten sich 1843 in einen Krieg mit den Engländern, die das Land unterwarfen.

Bald nach der Einnahme des Landes suchte ein Engländer Missionsbestrebungen für Sindh anzuregen. Gleichgesinnte Freunde traten zusammen, und sandten reichliche Beisteuern an die Hilfsgesellschaft in Bombay. Zunächst erstand 1845 eine Freischule in Karatschi, welche ein bekehrter Brahmane aus Bengalen übernahm. Später (1850) betrat die englische kirchliche Gesellschaft, angeregt durch die Empfehlungen des Bischofs von Bombay, der Gelegenheit hatte, sogar an den früheren Amir's ein höheres Verlangen zu entdecken, das Feld, das um so wichtiger ist, als es stets von Fremden aus ganz Persien und Indien wimmelt. Sie gründeten drei Stationen, auf denen man 526 eingeborne Christen zählt.

Stationen: 1) Karatschi, eine Havenstadt gegen die westliche Grenze hin, mit etwa 20,000 Einwohnern, und sehr lebhaftem Handel. Der Anfang (1850) der Mission war schwierig, weil es noch an Schulbüchern in den Landessprachen fehlte; doch 1852 mehrere Taufen, jetzt (1860) eine Gemeine von etwa 50 Landeschristen. — 2) Heiderabad 1855, an einem Hauptarm des Indus 50 Stunden von der Khair-Mündung an aufwärts, auf einer Insel gelegen, ehemalige Hauptstadt; 20,000 Einwohner, zu zwei Theilen Hindu's. Ein in Bombay bekehrter Sindhier, Nasar Ullah, der zur Mission kam, machte große Aufregung, weil bisher die Einwendung gemacht worden war, daß noch kein Sindhier sich bekehrt habe. — 3) Sakkar 1859, über 60 Stunden nördlicher gelegen.

2. Das Pandschab.

a. Land und Geschichte.

§ 108. Gehen wir den Indus herauf, so beginnt bei Mittan Kot das Pandschab oder Fünfstromland, so genannt von den fünf bedeutendsten Flüssen, welche vom Himalaya herab, der seine Grenze ist, in fast paralleler Richtung gegen den Indus herströmen, und deren östlichster der Satledsch ist. Das Land war ursprünglich von mächtigen Hindufürsten beherrscht, wurde aber später von Moslems überfluthet, und schrecklich mißhandelt. Jetzt sind die Einwohner, $10^1/_2$ Million nach einer Volkszählung von 1855, dem Stamme nach Radschputen, Afghanen, Mongolen, Hindu's. Aber im 15. Jahrhundert bildete sich eine neue religiöse Secte, die Sikhs genannt, welche nach und nach die Oberherrschaft erlangten. Die Engländer wurden erst seit 1849 Herren des Landes und der Segen ihrer Regierung wird von den Bewohnern selbst gefühlt. — Besonders wichtig ist der Distrikt von Peschawer, einer Stadt und Festung hinter dem Indus, die der Schlüssel zu den Provinzen Nordindiens und zu den Päßen Innerasiens ist. Die Stadt liegt nämlich am Kheiberpaß, und ist außer von Attok her auf allen Seiten von hohen Gebirgen umgeben, auf welchen wilde Stämme fanatischer Moslems wohnen. Als ächte Moslems hassen sie die Engländer; und einzelne Fanatiker suchen sich durch Ermordung eines Unglaubigen, wo möglich eines hohen Beamten, die Märtyrerkrone zu erwerben. Beinahe wäre Missionar Tutting in Peschawer während der Bazarpredigt dem Messer eines wilden Afridi erlegen (1861). Hieher verlegten die Briten eine starke Besatzung.

Die Secte der Sikhs, d. h. Schüler, wurde von Nanaka, geb. 1469, gegründet, der mit Verwerfung des Pantheismus und Polytheismus ein aus dem Islam und Hinduismus zusammengesetztes System bildete. Er durchreiste Indien und die Länder der Moslems, und wies überall auf die Verehrung des einigen wahren Gottes hin, der in beiden Religionen sei, verwarf aber alles Ceremonielle und lehrte mit gewinnender Milde nur eine

einfache Moral als den rechten Gottesdienst. Seine Anhänger in den Vorbergen des Himalaya traten erst 1675, als sie verfolgt wurden, als Krieger auf unter einem gewissen Gowinda, und bildeten sofort einzelne republikanische Staaten im Pandschab unter Häuptlingen; eine Vereinigung aller Sikhs wurde der Wallfahrtsort Amritsar, der eine besondere Besatzung hatte, die Akali's, d. h. die Unsterblichen, genannt. In ihr, wie sonst, sind auch viele Mönche, die ein strenges Leben mit Betrachtungen führen. Ihre geistlich weltlichen Führer heißen Guru's. Ihr Gottesdienst besteht in Absingung von Liedern, in Gebet um Kraft zu guten Handlungen, sowie in Liebesmahlen. Die Kastenordnung verwerfen sie ganz. Von Nanaka ist noch ein heiliges Buch vorhanden, Adi Grantha genannt, das hoch verehrt wird. Fast ebenso hoch werden Gowinda's heilige Bücher geschätzt, da er zweiter Begründer des Systems geworden ist. Uebrigens verlor Letzteres durch ihn viel von seiner Reinheit; und es schlich sich auch Manches von der brahmanischen Lehre ein. Daher die beiden Hauptsecten: die Khawalsa's und die Khalassa's, außer vielen andern Secten. — Vielleicht der neueste Reformationsversuch in der Sikh Religion ist der des Guru Dival Das († 1856 in Rawal Pindi). Die Sikhs waren ihm zu abgöttisch geworden, daher betonte er die Geistigkeit Gottes, nannte ihn Nirakar (den Bildlosen) und gab allen Kastenunterschied auf (um 1820). Seine Jünger, die Nirakari's, mußten von Hindus und Muhammedanern viel Verfolgung erleiden, beten aber auch die Grantha's an, freilich, wie sie sagen, blos, weil der Name des Bildlosen drin stehe. Sie halten sich für die einzigen rechtgläubigen Sikhs. Immerhin deuten diese Kämpfe auf ein tiefes Bedürfniß nach einer wahrhaft geistigen Religion.

Lange Zeit maßten sich die Afghanen die Oberherrschaft über das Pandschab an und übten die schrecklichste Tyrannei. Oft von den Sikhs über den Indus hinübergetrieben, kehrten sie stets mit gewaltigen Heeresmassen zurück, und kühlten ihre Rache in schonungslosen Schlächtereien. Aber seit 1764 wurden sie für immer vertrieben. Denn da hatte sich ein Häuptling der Sikhs in einer Bergfeste bei Lahor festgesetzt; und an ihn schlossen sich nach und nach alle Parteien seines kriegerischen Stammes an. Lahor, die alte glänzende Hauptstadt der Moslems, fiel in seine Hände; und er wurde so der Gründer der Sikhherrschaft, welche aber erst sein Enkel Randschit Sing zu einem mächtigen Reiche erhob. Dieser wußte von 1792 an durch List und Gewalt alle Stämme sich unterthan zu machen, und hieß der Großkönig der Sikhs. Er hatte auch Kaschmir im Norden, und Peschawer im Westen inne, und wurde so ein gefährlicher Nachbar der Briten, deren Besitzungen hinter dem

Satledsch begannen, zumal da die Sikhs, von Kriegsglück und dem Gedanken, daß ihre Religion Weltreligion werden müsse, angestachelt, sehr eroberungsdurstig waren. Doch hielt Randschit, so lange er lebte, Frieden mit England und schloß dreimal (1809, 1831, 1835) Bündnisse mit der Compagnie. Sein Tod (1838) war das Signal blutiger Palastrevolutionen; 1844 wurde Dalip Sing, Randschit's siebenjähriger Enkel, Großkönig. Aber schon 1845 rückten die Sikhs mit 80,000 Mann in's englische Gebiet; und nun gab es gefährliche Kämpfe, die aber damit schlossen, daß 1849 die Einverleibung des ganzen Pandschabs, in das indobritische Reich proclamirt wurde. Der Norden mit Kaschmir verblieb einem Bergfürsten Gulab Sing. Das übrige Land kam in die Hände von drei britischen Commissären, unter welchen ein Henry und ein John Lawrence, entschiedene Christen, ein bleibendes Andenken sich erwarben. Denn unter ihrer weisen und kräftigen Leitung wurden die Sikhs, deren Fanatismus gebrochen war, mit ihren Besiegern zufrieden; und sie fochten jetzt ebenso tapfer für die Briten, wie vorher gegen sie. Als 1857 die Militärmeuterei ausbrach, gährte es wohl auch im Lande; aber die Häuptlinge blieben treu, und Sikhtruppen waren es, mit welchen vornehmlich der Aufruhr in Oberindien gedämpft wurde. Welch einen Eindruck die großen Männer, denen die Organisation der Pandschabs anvertraut wurde, auf die Eingebornen machten, kann man daraus sehen, daß Major Nicolson's Soldaten sich zu einer religiösen Secte bildeten, bei seinem Namen schwuren, ihn durch Loblieder anbeteten, sich selbst Niclsainis nannten und zum Abzeichen Hüte aufsetzten. Als er von England zurückgekehrt, dieses erfuhr und die, welche vor ihm niederfielen, peitschen ließ, verehrten sie ihn nur um so mehr. Er fiel bei der Eroberung Delhis, worauf ihre Hauptleute sich den Hals abschnitten, um nicht in einer Welt zu bleiben, die keinen Niclsain mehr habe. Andere aber suchten den Gott Niclsayn's, fanden ihn in Peschawer und wurden getauft.

---

b. Die Mission.

§ 109. Das Pandschab ist nach dem Obigen ein neues, viel versprechendes Missionsfeld geworden. Uebrigens wurde das Evangelium schon dem großen Randschit Sing nahe gebracht, theils durch Europäer, die in seinem Dienste standen, theils durch J. Wolff (1832) theils durch amerikanische Missionare, die er 1835

von Lodiana eingeladen hatte, zu ihm zu kommen, um die Söhne seiner Häuptlinge im Englischen zu unterrichten, und mit ihm selbst von Gottes Eigenschaften zu reden. Aber es kam zu nichts bei dem armen Manne, so sehr eine große Unruhe bei steter Todesfurcht ihn umtrieb. Als er starb (1838) mußten den Holzstoß, auf dem sein Leichnam verbrannt wurde, vier seiner Frauen, und fünf Sklavinnen mit besteigen. Was Randschit suchte und nicht finden konnte, das kam später bei seinem Enkel, dem Maharadscha Dalip Sing, der als neunjähriger Knabe in die Hände der Engländer fiel, zur Herrschaft. Derselbe erhielt eine jährliche Leibrente von einer Million Franken und kam unter die Leitung und Vormundschaft eines Dr. Login, der ihn in Fatehgarh bei Agra sorgfältig erzog. Dalip wurde bekehrt und ließ sich im 16. Jahre 1853 in seinem Schlosse in Gegenwart der höchsten Beamten feierlich taufen, was ungemeines Aufsehen in ganz Indien machte, weil er der erste Fürst in Asien war, der Solches that. Auch später zeigte er wahrhaft christliche Gesinnungen.

1) Die erste Missions-Gesellschaft, welche das Pandschab in's Auge faßte, war die amerikanisch presbyterianische Gesellschaft, die 1834 in Lodiana sich niederließ, wo sie es viel mit Sikhs zu thun bekam, welche weit herum in den damals schon britischen Gebieten verbreitet waren. Die Missionare lernten das Pandschabi, verfaßten Schriften in dieser Sprache, und begannen 1840 mit der Uebersetzung des Neuen Testaments. Kaum war das Land unter englischem Einflusse, so bereisten sie es 1846 mit Gehilfen, und gründeten mehrere Stationen, in welchen bereits Gemeinden sich finden. Außerdem wurden da und dort Schulen unter eingebornen Lehrern errichtet, worin ein besonderer Verein in Amerika, der der Hodges Kirche, die Gesellschaft unterstützte.

Stationen: a) Lahor 1849, umfangreiche Schulen, viele Lehrer und Vorleser. Die große Hauptstadt mit 80—120,000

Einwohnern liegt am Rawifluß. Moscheen, Tempel, Paläste, Grabmäler erblickt man nach allen Richtungen und in jedem Grade von Verfall. — b) Dschalandar 1847, 12 Stunden westlich von Lodiana, ebemals Sitz der Lodifamilie der afghanischen Könige, mit etwa 60,000 Einwohnern, Sikhs, Hindu's, Moslems; Umgegend vortrefflich angebaut; Golok Nath, ordinirter Eingeborner; eine kleine Gemeinde und viele Schulen. — c) Kapurthala, im gleichen Duab, eine schnell aufblühende neue Stadt, Residenz des unabhängigen Radscha; 1854 Schule; 1859 Station. Der jetzige Radscha, erst 28 Jahre alt (1861), ist sehr befreundet mit England und bekennt sich offen und mit Wärme zum Christenthum, ohne bis jetzt förmlich überzutreten. Er war es, der 1857 die andern Häuptlinge den Briten treu erhielt, weßwegen ihm nachher der Tribut erlassen und der, von Randschit auf ein Gebiet von 180,000 Seelen verkleinerte, Länderbesitz wieder ganz zugestellt wurde. Da er eine Christin heirathen wollte, fand man für ihn eine passende Person, in der Missionsschule zu Agra erzogen, mit welcher er 1859 unter Genehmigung der englischen Regierung kirchlich getraut wurde. Er ist der erste unabhängige Fürst, der dem Christenthum so nahe gekommen ist, daß er auf eigene Kosten eine Station errichtete, wie er auch zwei Missionare selbst unterhält, unter der einzigen Bedingung, daß sie seine Söhne aus der ersten Ehe nach bestem Wissen unterrichten, bis er sie zur weiteren Ausbildung nach England schicken kann. Seine Tochter ist getauft. d) Rawal Pindi, 1856, Stadt mit 15,000 Einwohnern, 60 Stunden nordwestlich von Lahore, um der Afghanen willen für die Mission besonders wichtig. Hier sind etwa 500 Nirakaris, welchen der Missionar näher trat. Sie wollten aber nichts von Christo, Nanaka sei ihr Mittler (s. S. 307.) — e) Peschawer (s. unten), 1859.

2) Bald begann auch die englisch kirchliche Gesellschaft ihre Arbeit im Pandschab. Sie wurde von den dortigen Regierungsbeamten, besonders Major H. Edwards, dazu eingeladen, welche sich über das noch herrschende Neutralitätssystem der Compagnie hinwegsetzten, was sie um ihrer sonstigen Verdienste willen wohl wagen durften. Sie boten der Gesellschaft große Beiträge an. Major Martin trat 1855 selbst in ihre Dienste über. Auch bildete sich im Pandschab ein Missionsverein, an dem die obersten Behörden sich betheiligten, und der bis jetzt alle Kosten dieser Mission trägt. Die Gesellschaft besetzte höchst wichtige Punkte, (1861 waren es 11 Mis-

sionare) und hat Segen in ihrer Arbeit, besonders durch die musterhafte Predigt furchtloser Nationallehrer.

Stationen: a) Amritsar, Anfang 1852 mit zwei Missionaren und drei Landeskatecheten; Verbreitung von Schriften im Pandschabi, Urdu und Hindi; Gründung von Schulen und einer kleinen Gemeinde; Filiale Dschundialu und Narrowal, wo Paulus, einst hochgefeierter Moslem, Katechet ist. — Amritsar ist die heilige Stadt der Sikhs, Hauptsitz der Gelehrsamkeit und Religion, wie Benares unter den Hindu's. Sie hat einen heiligen Wasserbehälter, der immer noch, obgleich oft von Moslems entweiht, hoch verehrt wird. Hieher kommen täglich Sikhpilger, weil hier zu beten ein besonderes Verdienst ist. Gelehrte Sikhs wohnen beständig in den Zellen und Buden am Rande des Wassers, um das Granth auszulegen. In der Mitte des Teichs steht ein kleiner, mit Gold bedeckter Tempel, der durch einen Dammweg mit dem Ufer verbunden ist. Die Stadt hat mehr als 100,000 Einwohner, steht auch nicht im Rufe der Abnahme des Wohlstandes, und ist Stapelplatz und Hauptmarkt der freien Kaschmirfabrikate. — Merkwürdig ist eine in Amritsar entstandene große Bewegung unter einem Sikh-Regimente, das 1857 in Delhi gekämpft, und Bücher und Traktate als Beute bekommen hatte. Die Taufe von zehn Sipahis erschreckte die Regierung in Kalkutta; sie befahl, daß die Offiziere von dieser christlichen Bewegung sich ferne halten sollen. Das Regiment wurde gemaßregelt und in die Nähe von Peschawer versetzt, wo Missionar Clark die christlichen Soldaten, jetzt etwa 50 an der Zahl, aufsuchte, sie, wenn auch etwas entmuthigt, doch fest fand und seither kirchlich bediente. Alle eingebornen Offiziere wohnen dem regelmäßigen Gottesdienst bei. — In die dritte Hauptstadt des Landes Sialkot mit 60,000 Einwohnern, am Flusse Tschinab kamen 1856 schottische Missionare. Aber hier kam die Meuterei 1857 zum Ausbruch, und Missionar Hunter nebst seiner Frau wurde ermordet, und die Wohnungen nebst der neuen Kirche geplündert und verbrannt. Seither sind amerikanische Presbyterianer hingezogen, und 1859 hat unter Europäern und Eingebornen eine fruchtbare Erweckung stattgefunden. Auch die schottische Kirche hat 1860 die Station wieder besetzt. — b) Kangra, im Kohistan d. h. Gebirgsland des Pandschab, am Rawi. Es ist mit Dschwalamukhi Hauptsitz des Hinduismus im Pandschab; die Tempel schön und reich geschmückt; zahlreiche Dörfer; Bevölkerung des Distrikts gegen 700,000; — 1853 Missionar Merk; die Gemeinde wuchs bis 1860 auf 30 Seelen. — c) Multan 1856, Hauptstadt der Provinz Multan, in einiger Entfernung vom Tschinab, hat eine Festung und 60,000 Einwohner, zu zwei Drittheilen Hindu's, welche viele

Seidenzeuge verfertigen und starken Handel treiben. Der erste Bekehrte wurde 1859 getauft und ist schon ein tüchtiger Lehrer; im Jahr 1860 folgte ihm ein eingeborner Offizier in der Taufe. Die Schule blüht. — d) Peschawer, zwei Stunden im Umfang, 80,000 Einwohner; nur ein Stadttheil von Hindu's bewohnt; Hauptstapel- und Handelsplatz zwischen Indien und Afghanistan. Gründer und Hauptbeförderer der Mission wurden der Oberbeamte Edwardes und Martin; Anfang 1855 durch Missionar C. G. Pfander (s. § 83), früher in Agra, jetzt in Constantinopel. Pfanders Schriften, namentlich „die Waage der Wahrheit," werden viel verbreitet, doch nicht ohne Widerspruch; Schulen, Kapelle auf dem Bazar und andere Versammlungslokale; Besuche auf den Dörfern, Anfangs gefährlich wegen der Moslems, bald gewöhnlich; vielseitige Arbeit, weil vier Sprachen zu erlernen sind, besonders das Puschtu, worin schon 1818 die Serampur-Brüder das Neue Testament übersetzten, davon mit Mühe noch ein Exemplar bei einem Patanenhäuptling in Afghanistan aufgefunden wurde. Die Taufe eines afghanischen Hauptmanns Dilawar 1858 machte großes Aufsehen; wackere Männer sind einer nach dem andern herausgetreten. Reisen am rechten Ufer des Indus herab sind ermunternd, bis Dera Ismael Chan erstreckt sich die Missionsthätigkeit.

---

3. Die Himalaya-Länder.

§ 110. Nördlich vom Pandschab kommt man zum Himalaya, der sich 600 Stunden weit von Westen nach Osten fortzieht, und mit seinen vom Schnee leuchtenden Gipfeln hoch herab auf die schwülen Niederungen schaut, zu welchen unzählige Flüsse herabrollen. Zu diesen Silbergipfeln blickte von jeher der Hindu anbetend hinauf, indem er sich dort den Götterthron und das Paradies dachte, wo alle göttliche Herrlichkeit und Seligkeit walte; und in schwindelnden Höhen stehen die Tempel und Pilgerorte, zu welchen Tausende wallfahrten. Die höchsten Regionen, zu welchen man auf schauerlichen Schluchten und Paßwegen bis zu 16,000 Fuß hinansteigt, sind die Grenzen von Tibet, einem bereits chinesischen Lande, das auf der ganzen Hochfläche im Norden vom Himalaya sich hinzieht. Etwas niedriger, zwischen den Vorketten und überragt von den schneebedeckten Bergspitzen, liegen

die Alpenkantone, die ein sehr gemäßigtes bis kaltes Klima haben. Diese sind weniger von eigentlichen Hindu's bewohnt, oder nur von solchen, die eine freiere Art des Hinduismus haben. Bereits sind Tibetelemente mit dem Lamaismus vorherrschend; und da und dort sind rohere und wildere Horden verbreitet, die ein Nomadenleben führen, insbesondere Bhutia's d. h. Abkömmlinge von Butan im Osten. Am Fuße der Alpen sind ferner waldbedeckte Landschaften, bis Nepal mit einer Breite von 80 Stunden, immer noch 5—6000′ hoch, die man im Allgemeinen Hügelland nennt. Hier sind die festesten Punkte des Heidenthums, weitberühmte heilige Städte und Tempel zu finden. Südlich endlich sind diese Landschaften von einem sumpfigen Saum (Tarai) begrenzt, einem Urwald, der von Elephanten, Rhinocerossen, Tigern rc. wimmelt, und den Uebergang in das Niederland bezeichnet. Dieß ist der Charakter des Himalaya seiner ganzen Länge nach bis Asam. — Wir erzählen kurz, was in den einzelnen Theilen die Mission bis jetzt versucht hat.

Kohistan, d. i. Hügelland, heißt zunächst alles Land, nördlich vom Pandschab, ein hügeliges, waldreiches und wo es vom Gehölze frei ist, in südlich-europäischer Pflanzenpracht prangendes Gelände, in viele Gebiete getheilt, wie die Schweiz in ihre Kantone. Von Westen nach Osten heißen sie: Muzafferabad, Prantsch, Radschur, Bhimbar, ferner Kaschtwar und Andere bis Tschamba, welches weit nach Norden reicht. Die Fürsten, bisher kaum abhängige Sikh-Vasallen, sind noch frei, stehen aber doch in manchen Beziehungen zu England, was nicht ohne bildenden Einfluß auf sie seyn kann. Missionen sind noch keine errichtet; aber einzelne Missionare sind schon seit 1849 überall herumgekommen; und Kangra (§ 109, 2.) im britischen Kohistan liegt in der nächsten Nähe von Tschamba. Schriften kommen auch sonst durch reisende und pilgernde Heiden und Mos-

lems jener Gegend, deren Manche außer ihrem Vaterlande bekehrt werden, in Umlauf.

2) Kaschmir, ein abgeschlossenes Alpenthal, dessen hohes, mit Gletschern besetztes Randgebirge nur im Westen vom Dschilam durchbrochen ist, wird von obigen Distrikten Kohistans im Westen, Süden und Osten umkreist. Lange wurde es als ein Paradies von indischen Schriftstellern gepriesen, welche aus dem sonnverbrannten Hindustan in die herrliche Kühlung und den frischen Frühling des Hochthals hinaufstiegen. Dort war einer der ersten Sitze der Brahma-Religion; und die schönen, weißen Menschengestalten erinnern noch heute an die alten Aryabewohner. Jetzt herrscht neben dem Hinduglauben der Islam. Gulab Sing bekam das Land im Vertrag von 1849. Sein Nachfolger, sonst ein ehrgeiziger und gewissenloser Mann, fand sich doch 1857 in der großen Bedrängniß der Engländer, bewogen, diesen seine Truppen zur Unterstützung zu schicken, was ihm England hoch angerechnet hat. Die Mission mag von Rawal Pindi (§ 109. 1; d) aus allmählig Einfluß auf das Land gewinnen.

3) Ladak in Westtibet, die westlichste Burg des chinesischen Reichs, können wir nicht unberührt lassen, obwohl es schon jenseits des Himalaya liegt. Man sieht das Land vor sich liegen, wenn man die letzte Riesenkette überstiegen hat. Es ist durchflossen vom Indus, der ziemlich viel östlicher seinen Ursprung hat, dann zuerst nordwestlich und westlich sich hinzieht, bis er endlich um Kaschmir herum seinen bekannten Lauf nach dem Süden nimmt. Die Hauptstadt ist Leh, am jenseitigen Ufer des Indus. Hier beginnt der Lamaismus, der aus dem Buddhismus entstanden ist. Tibet zieht sich nach der ganzen Länge des Nordabhangs des Himalaya hin, parallel mit den Südabhängen in Indien. In Lhassa, der Hauptstadt von Großtibet, wohnt der Dalai Lama (Oberpriester), der als eine Menschwerdung des Weltgeistes verehrt wird. Chinesische Statt-

halter hat das Land seit dem dreizehnten Jahrhundert.

Der Lamaismus (§ 89, 4) hat hier arge Sitten im Gefolge, wie die Polyandrie. Wenn nämlich der älteste Sohn heirathet, so geht auf ihn das ganze elterliche Vermögen über; und der jüngere Bruder muß ein Lama oder Priester werden. Sind mehrere Brüder da, so wird die Ehefrau des ältesten Allen gemeinschaftlich, doch so, daß alle Kinder als dem ältesten zugehörig betrachtet werden. Entsetzlich geistlos ist ihr Gebet; denn an die Stelle desselben treten nicht nur die Mani's d. h. Gebetsmühlen, welche in beständiger Bewegung erhalten werden, sondern auch flatternde heilige Fahnen an langen Stangen, mit schmalen Streifen behangen, auf welchen heilige Sprüche mit rother Tinte geschrieben sind. Zahlreich sind auch Mönchs- und Nonnenklöster. Die Einwohner sind wohl kräftig und thätig, aber höchst unreinlich und berauschen sich gerne.

Nach Kleintibet machte 1843 Missionar Jamieson von Saharanpur aus eine Wanderung; und Prochnow kam von Kotghar aus 1853 eben dahin und bis nach der Hauptstadt Leh, ohne, wie er wünschte, in die chinesische Tartarei eindringen zu können. Auch Clark kam von Amritsar aus in die Provinz. Alle ließen christliche Schriften hinter sich zurück. Bemerkenswerth ist besonders der Versuch der Brüdergemeine, über Kleintibet nach der Mongolei zu gehen. Als nemlich Missionar Güzlaff 1850 einen Besuch in Herrnhut machte, forderte er die Aeltesten-Conferenz dringend auf, den Mongolen das Evangelium zu bringen. Die Conferenz, durchs Loos ermuthigt, schickte die Brüder Pagell und Heyde ab. Diese kamen 1854 nach Kotghur zu Missionar Prochnow, und brachen das Jahr darauf, nachdem sie sich mit der Sprache Tibets bekannt gemacht hatten, nach Ladak auf über Lahul. Sie kamen unter großen Strapazen und Gefahren nach Leh, wo ihnen aber durchaus verwehrt wurde, die Grenze zu den Mongolen zu überschreiten. Sie waren genöthigt, nach Kotghar zurückzukehren. Auch ein späterer zweiter Versuch mißlang. Das Land seufzt unter der Tyrannei des Maharadscha und dem Druck der Beamten, weßwe-

gen viele als Taglöhner auswandern, und nun überall in den Alpenkantonen zerstreute Tibethäuser angetroffen werden. Für diese thut die Mission da und dort etwas.

4) Der Kanton Lahul liegt östlich an Tschamba und gehört zu den jetzt britischen Kantonen Kohistans. In ihm sind die Quellflüsse des Tschinab, deren Thäler 12,000 Fuß über der Meeresfläche liegen und von 22,000 Fuß hohen Schneebergen umschlossen sind. Am Abhang der Berge sind Terrassen mit kulturfähigem Boden, wo die Bewohner Gerste, Weizen und Buchweizen bauen; in den Niederungen wachsen Weiden, an den Bergen hinauf Cedern, Fichten, Birken, Pappeln, auch Apfel- und Aprikosenbäume, — Alles ganz anders, als im übrigen Indien. Die Bewohner sind meist Tibeter, jedoch mit Hindus vermischt. Ihrer Viele können lesen. — Hier siedelten sich 1856 die in Tibet abgewiesenen Brüder an, unterstützt von der englischen Regierung, im Dorfe Kyelang. Ihre Schule gedeiht, und ihre Uebersetzung der h. Schrift in's Tibetische macht Fortschritte. Doch hoffen sie immer noch, daß die Mongolei sich ihnen öffnen werde.

5) Gehen wir 40 Stunden südlicher über den Satledsch, so kommen wir nach Sarmor, das nächste bis zur Jamuna reichende Hügelland des Himalaya. Es ist ein tributärer britischer Schutzstaat. Aber dazwischen liegen einige Städte, die mit ihren nächsten Umgebungen britisches Besitzthum sind, wie Simla, 7000 Fuß hoch, ein Zufluchtsort für kranke Europäer, wo die Briten auch eine Station für ihre in der Hitze Hindustans erkrankten Soldaten errichtet haben. Hier bildete sich unter den ansäßigen Engländern 1841 eine eigene Missionsgesellschaft, welche sich Himalaya-Gesellschaft nannte, und deren Hauptmitglied, W. Gordon, ihr auch in der Folge ein bedeutendes Vermächtniß hinterließ. Sie unterhielt in Simla Missionsschulen und einen eigenen Missionar, kaufte auch endlich Haus und Land in Kotghar, 10 Stunden nördlich von Simla, und berief

Brüder aus Goßners Schule, welche später unter die Leitung der englisch-kirchlichen Gesellschaft kamen.

Kotgbar am Satledsch mit vielen Dörfern an der Straße nach dem bisher ganz verschlossenen inneren Asien. Die Einwohner umher sind Hindus, aber in Vielem verschieden von denen auf der Ebene. Schon gibt es viele Tibeter, auch Sikhs. Ein Stein, auf den Gipfel eines Berges gestellt, mit rothem Pulver besprengt, ist der Gott der Leute. Kriegstänze mit roher Musik sind besonders häufig. Weibliche Kinder wurden früher allgemein ermordet. — In Rampur, auch am Satledsch, wird jährlich ein sehr bedeutender Markt gehalten, auf welchen die Tibeter ihre Waaren bringen. — In Simla selbst kleine Gemeinde, Taufen von Sikhs 1861.

Die Mission wurde 1843 eröffnet durch die Brüder Rudolph und Prochnow (bis 1857). Ihnen sandte Prediger Goßner noch manche andere Brüder nach als Gehilfen und Schullehrer. Durch die Schulen ging bald eine günstige Veränderung mit den Kindern vor. Selbst in weiterer Entfernung wurden Dorfschulen errichtet. Die ersten Erweckungen und Taufen aber verursachten großen Schrecken unter der Bevölkerung. Sonst verbreiten die Brüder auch auf Reisen Schriften in verschiedenen Himalaya-Sprachen. Gegenwärtig (1860) steht die Station mit ihren Schulen unter der Aufsicht der Missionare von Kangra (§ 109, 2).

Prediger Goßner in Berlin (katholischer Priester, Freund des edlen Boos, vielfach verstoßen wegen der Glaubensgerechtigkeit, die er predigte, später protestantischer Prediger in Berlin, † 1858) hatte von 1836 an eine Menge Missionare nach verschiedenen Theilen der Heidenwelt ausgeschickt. Er wollte auf einem kürzeren Wege mit der Mission zum Zwecke kommen, als ihn andere Gesellschaften einzuschlagen gewohnt sind, und Jünglinge und Männer, die den Missionstrieb in sich fühlten, nicht so lange mit Zubereitungen zu einer gelehrten Bildung hinhalten. Er glaubte auch, die Missionare müßten lernen, durch Händearbeit ihr Brod da zu finden, wohin sie zögen, und gab ihnen die Weisung: nach ihren Fähigkeiten sich eine Stellung unter den Heiden zu suchen, bei der sie auf diese wirken könnten, ohne von Unterstützungen aus der Heimath abhängig zu seyn, entweder als Prediger, oder als Schullehrer, oder als Handwerker und Ackerbauer. Namentlich sollten sie es auch auf Kolonieen absehen. Auf dieser Mission ruhte ein großer Segen; die meisten

Brüder wußten sich unverdrossen auch in geringen Verhältnissen zu halten. Ihr redlicher Sinn verschaffte ihnen viele Freunde unter Missionaren und andern Christen, welche sie je und je reichlich unterstützten; viele traten auch, wie die Umstände es räthlich machten, in die Dienste anderer Gesellschaften ein. Unter den ersten Missionaren waren die, welche auf den Himalaya kamen, nachdem sie schon in Patna von dem unabhängig missionirenden Prediger Start, der Goßner auf einem Besuch in Berlin zu solchen Unternehmungen aufgefordert hatte, unterstützt worden waren.

Fortsetzung.

§ 111. 6) Das nächste Hügelland zwischen den Flüssen Jamuna und Ganges ist Garhwal.

Oestlicher gelegene Landestheile jenseits des Ganges, welche früher auch dem Radscha von Garhwal gehörten, hatten die Nepalesen besetzt; und als diese 1815 durch die britische Macht vertrieben wurden, sind dem Radscha seine Erbgüter nicht wieder gegeben worden. Letzterer residirt jetzt unter britischer Oberhoheit in Tirhi am Bhagirathi, während seine Hauptstadt Srinagar und zehn seiner früheren Bezirke im Osten einen Theil der britischen Provinz Kemaon ausmachen. — Die Hauptbevölkerung besteht aus Hindus, welche höchst abgöttisch und abergläubisch sind wegen der ansehnlichen Wallfahrtsorte. Am Zusammenfluß der zwei Gangesarme liegt der Brahmanensitz Dewaprayaga (Gottesbad), das einen hochheiligen Tempel hat. Noch zwei solcher Prayaga's liegen in der Nähe. Indessen sind diese Brahmanen nicht sehr gelehrt; die Puranas, welche die Heiligkeit der Himalaya-Gegenden preisen, sind ihr Hauptstudium. Aber ihre Einbildung und ihr Einfluß auf das Volk ist unbegrenzt. Weiter gegen die Nordhöhen hinauf sind die Bhote, d. h. diesseitige Tibet-Distrikte.

Miss. Wybrow von Gorakpur, mehrjähriger Secretär der kirchlichen Gesellschaft zu Kalkutta, machte 1839 nach einer Reise durch dieses Hügelland, an dessen herrlichen Naturschönheiten er sich ergötzte, die ersten Vorschläge zur Gründung einer Mission. Aber erst 1854 zogen amerikanisch-presbyterianische Missionare nach Dehra. Auch kam in dasselbe Thal 1857 unerwartet durch die Meuterei eine englisch-kirchliche Mission. Hinter der letzten Hügelreihe nämlich, Siwalik genannt, zieht sich von West nach Ost ein Thal, das von der Stadt Dehra, welche in ihm liegt, Dehra Dhun genannt

wird. Dasselbe ist 7 Stunden breit und wird von zwei Zuflüssen der Jamuna und Ganges durchströmt; auch ist es besonders für europäische Kolonisten geeignet. Bekehrte nun im angrenzenden Kemaon und Rohilkand sahen sich während der Meuterei genöthigt, ihr Vaterland zu verlassen. Ein Major Rind ließ sie auf seinem Gute eine Kolonie anlegen, 8 Stunden von Dehra. Ihrer sieben machten den Anfang, und bis 1860 waren es 124 Seelen. Sie bekamen auch einen Prediger, Tulsi Paul, 1859 in Kalkutta ordinirt. Kirche, Schule, Wohnungen waren vorerst nur armselige Hütten; aber in brüderlicher Liebe kamen sie täglich zusammen. Sonst sind sie fleißige Ackersleute. Paul ist voll Eifer, besuchte auch die Mela in Haridwar (§ 113), und war erstaunt, so Vieler Herzen, die noch von den Schrecknissen der letzten Zeiten bebten, offen zu finden. Viele baten ihn mit gefalteten Händen, ihnen vom großen Gott und Heil zu sagen. Die Mission ist Filial von Mirat (§ 116).

7) Das Hügelland Kemaon ist eine Provinz, die vom Garhwal bis Nepal reicht, ansehnlich vergrößert durch Länderstrecken, die sonst zu Garhwal gehörten, mit Srinagar, dessen ehemaliger Hauptstadt.

Der ganze Bezirk um Srinagar gilt als heiliger Boden, und wird in Festzeiten sehr zahlreich besucht, weil ausgezeichnet durch Zusammenflüsse von Gangesarmen, wie Karnaprayaga, und durch die alten Heiligthümer Kedarnath und Badarinath mit vielen Math's (Klöstern). Das Klima ist sehr gemäßigt und gesund. Kemaon ist ein Land der Pässe; namentlich führt der Nitipaß über die Höhen nach Tibet. Die Bhutias in den hohen Gebirgsthälern vermitteln den Handel zwischen Tibet und dem Gebirge, verlassen aber ihre Heimath während der sieben Wintermonate, indem sie Salz, Wolle und Borax mit sich nehmen, dagegen Korn, Tuch, Zucker rc. auf ihren beladenen Schafen zurückbringen. Im Hügelland sind die Pahari's, zwar träge und gleichgiltig, doch ehrlich und wahrheitsliebend, obgleich auch große Händler und darum beständig auf Reisen.

Englische Ansiedler der hochgelegenen Hauptstadt Almora bemühten sich ernstlich um eine Mission. So kam 1851 der Londoner Miss. Budden, der mit Eifer

Schulen anlegte. Er wanderte viel in den Dörfern umher, besuchte regelmäßig die Götzenfeste, ließ besondere Ansprachen an das Volk drucken, zog auch auf die Höhen des Himalaya; und Manche wurden bekehrt und getauft. Gesegnet waren auch seine Besuche in einem Asyl für Aussätzige mit 60—70 Kranken. — Ein weiterer Missionspunkt in Kemaon wurde um 1850 Landor, ein von den Europäern für die Gesundheit sehr gesuchter Ort. Dahin kam, als zu einem Filial, Miss. Lamb häufig aus Mirat, wie er auch dort starb 1857 (§ 116, 3). Der Getauften, die einen Gehilfen zum Seelsorger erhielten, wurden es 27 bis 1855.

Eine neue Mission ist die der amerikanischen Methodisten, welche von Rohilkand aus (§ 119) auch Naini Tal im Gebirge, einen beliebten Erholungsort, besetzt haben (1857). Miss. Thoburn findet nicht nur offene Ohren bei den vereinzelten Hindus, die in's Gebirg kommen, sondern auch bei den Taru, den einfachen Bewohnern des niedrigen Waldlands (Tarai), welches freilich fünf Monate im Jahr seiner Fieberluft wegen für Europäer unzugänglich ist.

8) An Kemaon stößt Nepal, ein Königreich, sofern der Radscha in der Hauptstadt Katmandu den Oberherrn spielt, unter und neben welchem mehr als 50 kleinere Radscha's im Lande sind. Das Land läuft an den Abhängen des Himalaya wohl 220 Stunden hin neben Audh und Behar, und hat dieselben Abstufungen, wie die bisherigen Himalaya-Gegenden. Das Tarai (unterste Tiefland) ist, wie überall, ein wüster buschreicher Grenzstrich, 8—10 Stunden breit, gefürchtet wegen der Sumpfluft und wilden Thieren. Die Einwohner (Hindus, Radschputen, Nepalesen, Mongolen, Bergstämme, Bhutias, Gorkhas), nur zu zwei Millionen geschätzt, sind in Armuth und Stumpfheit versunken. Zahlreicher sind sie erst im hintern Alpenland. Durch die Thalschluchten des Schneegebirgs, welches hier die höchsten Höhen hat, wie den Dhawalagiri, d. h. weißen Berg, der 26,340 Fuß

hoch ist, laufen die Pässe nach Tibet. Die wilden Gorkha's verwehren das Reisen im Lande; und die Mission hat noch nichts darin thun können.

9) An Nepal stößt das Land Sikkim, sonst zu Nepal gehörig, aber seit 1816 ein eigenes Fürstenthum unter britischem Schutze. Das untere Hügelland ist ganz englisch und bildet die Nordspitze des britischen Gebiets zwischen dem Ganges und Brahmaputra. Der Tista, Seitenfluß des letzteren, trennt es von Butan. Im britischen Gebiete liegt Dardschiling, wohin sich britische Beamte und Militärs vor der Glut der heißen Jahreszeit flüchten. Friedliche Leute, die Leptscha's genannt, bewohnen die Waldthäler und kleinen Hochflächen. Hier eröffneten 1841 Goßnerische Brüder mit Start von Patna eine Mission, weil sie da leichter mit eigenen Händen einen Theil ihres Unterhalts sich erwerben konnten, als im Tiefland. Sie kauften sich Land an, theils in Dardschiling, welches 7—8000 Fuß hoch ist, theils an den tiefer gelegenen Abhängen. Neben dem Feldbau hielten sie Schulen und wirkten für die Mission. Start übersetzte die Evangelien in's Leptscha. Noch (1860) sind manche Brüder da als Kaufleute, Agenten und Ackersleute, geachtet von den Engländern und thätig im Unterricht von Heiden und Christen. — An der Grenze von Nepal liegt auch Titalaya, eine Militärstation, wo 1816 Miss. Schröter unter dem Schutze des Majors Latter in Diensten der englisch-kirchlichen Gesellschaft eine Mission unter den Leptscha's begann, vornehmlich um die Sprache Tibets zu erlernen. Er wurde mit angesehenen Brahmanen des Berglandes und mit Lama's, welche als Aebte großen Klöstern vorstanden, bekannt, hielt Schulen und predigte, durchreiste auch den Norden des Landes, starb aber 1820. Seine für die Tibetsprache wichtigen Papiere wurden der Regierung übergeben; Mehreres erschien im Druck. Auch La Roche aus Basel, der ihm folgte, erkrankte und starb auf der Heimreise.

Als die Hauptstütze der Mission, Major Latter, starb, wurde die Mission aufgegeben.

10) Ein weiteres Himalayaland ist Butan, das bis an die Grenze der Bergketten sich hinzieht, da diese gleichsam umbiegen und nach Hinterindien hinablaufen. Es ist vom Brahmaputra im Osten umflossen, wie Kohistan im Westen vom Indus. Butan ist die höchste Terrasse Vorderindiens; am Südrande hat es auch das sumpfige und waldreiche Tarai. Aber gleich die nächste Stufe nach Norden ist Alpland, mit Bergen von 6—7000′ Höhe. Dann kommen die Hochthäler und endlich der Riesenkamm mit einer der höchsten Pyramiden, dem Tschamalari (26,000′).

Das Land ist ein chinesischer Schutzstaat und steht unter dem Lama Guli, dem Stellvertreter Gottes und seinem weltlichen Vertreter Daeb Radscha. Die Residenz des Letzteren ist Tassisudon. Man schätzt die Einwohner zu zwei Millionen. Die Grenzen sind sehr verschlossen und mit chinesischem Argwohn gegen das britische Gebiet bewacht.

Schon 1797 kamen Carey und Thomas (§ 104, 1) gegen die Bergreviere, um einen etwaigen Missionsposten zu gründen. Als sie im untern Butan, der jetzigen englischen Provinz Rangpur, anlangten, hieß es, die Erlaubniß zum Ersteigen der Berge müsse von Tassisudon eingeholt werden. Sie kehrten zurück; und erst 1809 kam der Serampur Missionar Robinson mit Begleitern wieder bis an die Grenze. Aber 1811 wurden sie bei Nacht von 50—60 Dieben mörderisch angefallen, entkamen zwar wunderbar; aber alle Habe war verloren, und der Knecht und Koch blieben in ihrem Blute liegen. Ein abermaliger Versuch mißlang gleichfalls; und seitdem geschah nichts mehr für Butan.

Fortsetzung (Asam).

§ 112. 11) Wir kommen zum letzten Himalaya-Land, wie man wohl Asam nennen kann, obgleich es keine östliche Fortsetzung von Butan ist, sondern am Südrande des letzteren hinläuft. Asam (d. h. das Un-

vergleichliche) ist ein gewaltiges Längenthal, 140 Stunden lang von West nach Ost, vom Brahmaputra, der hier Lohit heißt, durchflossen, insofern einer großen Sackgasse vergleichbar, als man kaum weiter über die östlichen Berge gekommen ist. Man theilt es in Unter-, Mittel- und Oberasam, oder in Kamrup, Asam und Sadhya. Das ganze Thal, von zahlreichen kleineren Bergzügen durchschnitten, durch deren Thäler über 70 Zuflüsse des Brahmaputra niederrauschen, hat eine mittlere Breite von 20—24 Stunden. Es ist bei seinem milden, nicht zu heißen Klima sehr fruchtbar, und das um so mehr, je höher die jährlichen Ueberschwemmungen des Stromes gehen. Aber es ist lange nicht genug bevölkert; und einzelne Landstriche zu beiden Seiten des Stromes, die herrlich blühen könnten, sind mit dichten Dschangalwäldern, den Wohnsitzen wilder Thiere, bedeckt. Am Flußgestade befinden sich in den Lichtungen des Urwaldes die leichten Bambushütten der Eingebornen, die bei jeder Ueberschwemmung verlassen, zerstört und hernach wieder aufgebaut werden. Aus dem feuchten Grunde entwickelt sich eine für Europäer gefährliche Fieberluft.

Auf den nördlichen Grenzgebirgen gegen Butan hin wohnen verschiedene wilde Stämme, zuerst die Akha's, östlicher die Dophlas, weiter hin die Miri's und Abor's, alle höchst kriegerisch, von schlankem Wuchs, zum Theil noch Kannibalen, aber vom Buddhismus beeinflußt. Auf den südlichen Bergen sodann, Abfällen vom Tafelland Hinterindiens, die minder hoch sich erheben, sind die unabhängigen rohen Heidenstämme der Garro's, dann der Katscharis und der Naga's (an ganz Oberasam hin), zuletzt die Khamti's, Verwandte der Chinesen, stets mit Schild und Bogen bewaffnet und dem alten Sterndienst ergeben, von dem sie aber zum Brahmanismus Indiens oder zum Buddhismus Barma's überzugehen anfangen. Im Osten endlich, wo sich die Berge von Norden und Süden zusammendrängen und das Land in den Schluchten des Hochgebirgs sich verliert, wohnen hauptsächlich die Singpho's, welche noch ganz unabhängig und unter den Bergvölkern am zahlreichsten, mächtigsten und furchtbarsten sind, in 12 Hauptstämme zerfallend, von denen Jeder seinen eigenen Häuptling hat. Diese Singpho's bringen den Gestirnen, Wolken, Winden in der Gestalt des Elementengottes Opfer, verehren aber auch abge-

schiedene Ahnen und besuchen Priester und Tempel des Buddha, so daß hier der alte Naturdienst mit der chinesischen und hinterindischen Religion zusammengewachsen scheint.

Die Thalbewohner, kaum zu einer Million geschätzt, sind eine Musterkarte verschiedener Völkerstämme, die durch kriegerische Eroberung oder friedliche Einwanderung im Thale sich festgesetzt haben. So roh und wild die Bergleute sind, so feige, schlau und falsch ist der Asamese. Im mittleren und oberen Asam herrschen die eigentlichen Asamesen vor, welche das Brahmanenthum, das Kastenwesen und die bengalische Sprache angenommen haben. Wischnu-Brahmanen treiben dort Mission. Aber die Mehrzahl gehört dem Schiwadienste an und gilt für unfromm, weil sie es mit den heiligen Gebräuchen nicht genau nimmt. Nur Wenige hängen noch den alten Stammgötzen an. Sie sind vermischt mit Kolonieen der Singpho's, Miri's, Kampti's. In Unterasam sind die trotzigen Doms oder Nadyals herrschend. Nach ihnen kommen die strenger brahminischen Kolita's und die Kutsch, welche wahrscheinlich vom Hochlande Butans stammen. Die wichtigsten Städte sind im Osten Sadhya, dann Gargang und Sibsagar oder Rangpur, in Unterasam Gowahatti, wozu noch die letzte Stadt der anstoßenden Bengalenprovinz Goyalpar zu nennen ist.

Asam wurde erst in neuerer Zeit bekannt, zuerst durch die muhammedanischen Eroberer, die auch hieher ihren Glauben und ihren Scepter zu bringen wünschten, sodann durch das englische Hilfsheer, welches 1793 in inneren Unruhen dem Könige des Landes beistand. Nachdem es lange durch Kriege und Empörungen zerrüttet worden war, ist es durch den Frieden mit Barma (1826) größtentheils in die britischen Hände gefallen.

Wenden wir uns zu den Missionen in Asam, so erwähnen wir, a) was von Serampur (§ 104) aus geschah. Angeregt durch den britischen Commissär in Goyalpar, begab sich Rae nach Serampur, um sich für die Mission in Asam vorzubereiten. Es begann sodann 1820 in Gowahatti in Unterasam eine Mission und machte in der Folge, unterstützt durch Gehilfen, glückliche

Versuche durch Schulen, Vorträge und Wanderungen, taufte auch 1836 die ersten sechs Heiden. Miss. Robinson, der an seine Seite trat, ließ sich in Naugang in Mittelasam nieder. Beide Stationen übernahmen 1838 die amerikanischen Baptisten. Einige Jahre, von 1832 an, bestand auch unter Lisk eine Mission in Tschirregundschi im südlichen Berglande, 12 Stunden nördlich von Dschogigbaka; und es bildete sich eine kleine Gemeinde, die Einfluß bekam auf die umwohnenden Kossiya's.

b) Auch deutsche Missionare kamen nach Asam. Dr. Häberlin nämlich, früherer Agent der britischen Bibelgesellschaft in Indien, sprach die Gesellschaft in Basel um Missionare für Ostbengalen an; und 1847 wurden Brüder an ihn abgesandt (§ 123). Diese begannen ihre Arbeit in Tezpur. Da aber Einige zu den Baptisten übertraten, dazu 1849 Dr. Häberlin starb, gab Basel die Mission in Asam auf. Hesselmeyer aber, von einem Lokalverein unterstützt, setzte bisher mit schönem Erfolg die Mission in Tezpur fort.

Tezpur ist eine alte Hauptstadt in Mittelasam, im Distrikt Durong, der 180,000 Einwohner zählt, davon die Hälfte die kastenlosen Katschari's ausmachen, die übrigen Asamesen, Hindus und Moslems sind. Hesselmeyer wandert oft Monate lang umher von Dorf zu Dorf; und allmählig dringt das Wort ein. Ein Gefangenwärter sagte zu ihm 1856: „Sahib, die Erkenntniß ist schon gewachsen im Lande. Ehe du kamst, waren über 400 Gefangene in Haft; jetzt sind's kaum noch 100.“ Die Gosawis, welche von dem leichtgläubigen Volke den Zehnten und andere Gebühren einsammeln, finden es jetzt nöthig, ihre Leute im väterlichen Aberglauben zu stärken. Manche sind bekehrt worden, und zum Theil in Schulen unter den Katschari's weit umher angestellt, auch als Diasporaprediger auf Reisen. Wichtig wird die Mission für die nahen Bergvölker Butans. Unter ihnen sind die Akha's als Räuber sehr gefürchtet. Die asamesischen Könige zahlten ihnen einst eine Art Steuer, damit sie ruhig blieben und vor andern gefährlichen Räuberstämmen schützten. Auch von der englischen Regierung erheben sie Geld zu gleichem Zwecke. Ihr Häuptling Tagi, so wild, daß es ihm einfallen kann, selbst eine englische Besatzung mit Weib und Kind zu morden, und so trotzig, daß die Regierung ihm nie Geld ge-

nug geben kann, verkehrt doch in einer Weise mit Hesselmeyer, daß man fühlt, er schätze seine Sache, wie er auch sagt, daß sie siegen werde. Bücher werden in ziemlicher Anzahl von den Akha's und Naga's in die unzugänglichen Berge hinaufgetragen.

c) Mit besonderem Eifer nahmen sich die amerikanischen Baptisten der Mission in Asam an. Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß die Bewohner Asams und der östlichen und südlichen Nachbarländer ursprünglich zu dem großen Stamme der Schans gehören, welche so bedeutende Ländergebiete in Hinterindien einnehmen. Sie dachten sich ein Werk in Asam, dem in Barma entsprechend; und einen Weg zu diesem von Norden her zu finden, lag mit in ihrem Plan. Es liefen besondere Beiträge zu diesem Zwecke ein; und die ersten Missionare kamen 1835 von Maulmein über Kalkutta nach Asam bis nach Sadhya, bereits mit einer Druckerpresse versehen. Schon im Mai 1836 hatten sie die Freude, ein großes Paket Briefe von Ava aus über Land zu erhalten, was wohl der erste directe Verkehr durch das Schan- und Singpholand war. Andere Brüder kamen aus Amerika nach. Aber die großen Erwartungen, die man von dieser Mission hatte, wurden nicht erfüllt. Es kamen viele hemmenden Trübsale; und das ungesunde Klima, das manche Opfer forderte, nahm der Gesellschaft zuletzt den Muth so sehr, daß sie sogar an eine gänzliche Räumung Asams denkt.

Stationen: 1) Sadhya, am nordöstlichen Ende Asams, ein von 1821—1825 dem Kaiser von Barma unterworfener Distrikt, der jetzt von einem eingebornen Fürsten unter britischem Schutze beherrscht wird. Die Stadt liegt in einer weiten Ebene am Flusse Kunduberullah, der mit vielen andern die Ebene durchschneidet. Die Bevölkerung, meist Asamesen mit bengalischem Dialekt, ist dünn und zerstreut; einige Dörfer sind von Khamti's oder Schans bewohnt. Verkehr der Eingebornen mit Yünnan in China. Die Theepflanze wird in der Gegend sehr gepflegt. — Die Brüder von Maulmein kamen 1835; aber von zwei aus Amerika 1837 ankommenden Brüdern verunglückte schon am Ziel seiner Reise Miss. Thomas, indem vom Ufer zwei Bäume über sein Boot niederstürzten. Neue Station war

der Militärposten Ningru. Alles ging erwünscht, als 1839 über 600 Khamtis die Stadt überfielen und niedermachten, was sie fanden, auch den englischen Befehlshaber. Man fürchtete neue Ueberfälle, und die Beamten siedelten nach Rangpur über. Auch die Missionare zogen ab nach — 2) Dschaipur, 18 Stunden südlicher, näher bei den Bergen der Naga's. Die Stadt ist Mittelpunkt der neuen Theepflanzungen; und die Aussicht auf wachsenden Verkehr war für die Mission günstig. In Nam Sang Naga bestand zwei Jahre lang eine Mission unter den Wilden. Erste Taufe 1841. Aber wiederholte Aufstände und Einfälle der Wilden machten, daß auch Dschaipur 1845 aufgegeben wurde. — 3) Sibsagar seit 1841, 18 Stunden südwestlicher, im Distrikt Dschorhat. Die Stadt Dschorhat, bis 1840 Residenz des Radscha und religiöser Hauptort Asams, liegt 12 Stunden westlicher. Sibsagar liegt 3 Stunden von Brahmaputra, gegenüber von Rangpur, das jetzt auch Sibsagar genannt wird und voll großer Ruinen ist, weil es von 1695—1794 die Hauptstadt des Radscha gewesen ist, ehe Dschorhat es wurde. Jetzt ist die Stadt Hauptort der Regierung für das obere Asam. Am Dikho, 3 Stunden weiter hinauf, liegt Gargang, Hauptlager der Theegesellschaft. Sibsagar (Schiwa's Meer, nach einem großen heiligen Teich mit heiligen Gänsen) hat nur 8000 Einwohner, aber volkreiche Dörfer dicht umher. Es entstanden sechs Schulen in den Dörfern, unter welchen Bekehrte als Prediger umherzogen; 1847 christliche Zeitschrift; 1849 Uebersetzung des N. Testaments in's Asamesische vollendet; 1860 nur noch ein Missionar da. — 4) Naugang 1841, 50 Stunden westlich von Sibsagar in Mittelasam, im bevölkertsten Theil des Landes am Flusse Kullang, der zu beiden Seiten Dorf an Dorf hat, 12 Schulen bis 1847, auch eine Kost- und Waisenschule; weite Thüre unter den Mikirs, Naga's, Kuki's, Garros, Bergvölkern, deren einige die britische Obrigkeit anerkennen und deren Schutz begehren, die aber nicht asamesisch verstehen; 1860 Miss. Tolman. — 5) Gowahatti, 1842, früher Serampurmission, Hauptstadt der Provinz Kamrup oder Unterasams, 20 Stunden westlich von Naugang am Flusse Bhorula, wenige Stunden vor dessen Mündung in den Brahmaputra, einst eine der größten Städte des Reichs mit starken Festungswerken; zahlreiche große Teiche sind jetzt verschüttet; mitten im Strom eine kleine Felsinsel, Umananda, die vom Gott Sib aus dem Staube, womit er seine Stirn bemahlte, gebildet worden seyn soll; die Stadt mit ihren alten und zahlreichen Tempeln ist Hauptstütze des Hinduismus und von vielen Pilgern aus ganz Indien besucht. Die Regierung hatte schon seit 1835 durch Schulen der amerikanischen Mission vorgearbeitet.

---

4. Das Land Sarhind.

§ 113. Wir kehren, nachdem wir alle Himalaya-Länder durchwandert haben, zum Satledsch zurück, um von hier aus die Tiefländer Hindustans zu besuchen. Zwischen dem Satledsch und Jamuna, von Lodiana bis Karnal, 50 Stunden weit, hat jetzt das Land den gemeinsamen Namen Sarhind, nach einer Stadt, 12 Stunden vom Satledsch. Es stößt nordwestlich an Sarmor und südöstlich an Radschputana, südlich an Hariana, und war einst zum größern Theil den Sikhs unterworfen.

Das ganze Sarhind, von Sikhs und Dschats bewohnt, ist in kleine Staaten getheilt, welche theils britische Vasallen, d. h. tributäre Schutzstaaten der Britten, theils diesen ganz unterworfen sind. Hauptvasall ist der Radscha von Patiala, einer starken Handelsstadt. — Die Dschats, welche hier beginnen, sonst in Radschputana wohnen, sind von der Sudrakaste, theils Moslems, theils Hindus, Ureinwohner mit armseligen Gestalten, in vielen Stämmen, unter welchen die Batti's gefürchtete Räuber sind. Das Land, getheilt zwischen den Stromgebieten des Ganges und Indus, breitet sich in großen, baumlosen, aber ziemlich fruchtbaren Flächen aus. Der Reisende begegnet hier fast nur ummauerten Städten, statt der offenen Dörfer, wie sie in Delhi sind, und sieht den wilderen Bewohner nur bewaffnet einhergehen.

Frühe schon kam einiger Lichtschimmer in dieses Land. Der Serampur Miss. Thompson machte 1819 von Delhi aus eine Wanderung in die damals noch ganz unbekannten Gebiete der Sikhs. Er hinterließ Eindrücke unter den Sikhs in Thaneschwar, wo er in ihrem Tempel das Evangelium vorlas, und in den Pilgerstätten am heiligen Fluß Saraswati. — Noch bedeutsamer war der Besuch eines Landesgebornen, der, im Auslande bekehrt, als wandernder Missionsprediger seine Heimath wieder aufsuchte. Es ist das der Brahmane Anand Messih (Freude Christi). Er kam 1813 nach Sardhana bei Mirat, wo er mit Chamberlain von Serampur zusammentraf, der ihn für das Evangelium gewann. Er hätte sich gerne mit seinem Söhnlein taufen

lassen; weil das aber gegen die Grundsätze der Baptisten war, wollte er nicht von Chamberlain, so hoch er diesen achtete, die Taufe empfangen, sondern suchte dieselbe bei der englischen Kirche. In Mirat 1816 von Kaplan Fischer getauft, wurde er Schullehrer, wirkte in Karnal und durchreiste 1834 Sirhind bis Lodiana. Ueberall drängten sich die Leute um ihn, zum Theil ihn als den verworfensten Menschen verachtend, dessen bloßer Anblick Unheil bringe, während Andere ihn hochachteten. Besonders in seinem Geburtsort war Alles erstaunt und gerührt über das, was Anand in vertraulichen Gesprächen seinen ehemaligen Freunden und Bekannten erzählte.

Indessen blühte schon um jene Zeit eine förmliche Mission im Lande. In Nordamerika nämlich hatte sich 1831 durch die presbyterianische Synode zu Pittsburg die sogenannte „westliche Missionsgesellschaft für das Ausland" gebildet, welche gleich bei ihrer Entstehung beschloß, ein noch unbesetztes Gebiet in den Ländern Asiens zu bearbeiten. Ihre Blicke fielen auf den Nordwesten Indiens; und Lodiana schien zum Anfang (1834) der geeignetste Posten zu seyn. Von hier aus kam die Mission in's Pandschab; und ihre Ausdehnung in's Duab werden wir später hören. Empfindlich waren ihre Verluste an Menschenleben und Eigenthum durch den Aufruhr von 1857; aber sie hatte sich bald wieder erholt. Uebrigens wurde die ganze Mission schon 1837 an die Generalversammlung der presbyterianischen Kirche Nordamerika's übertragen. Sie hat die drei Stationen Lodiana, Ambala, Sabatu. — Eine Zeitlang bestand auch eine englisch-kirchliche Mission in Karnal.

Stationen: 1) Lodiana am Satledsch, gegründet von Lodi-Pathanen, einem Stamm der Afghanen, und von Sikhs besetzt, ehe es britischer Militärposten wurde; 80,000 Einwohner, theils ächte Sikhs, theils Kaschmirer und Afghanen; jährliche Mela. Anfang der Mission 1834, sehr lebhafter und gesegneter Fortgang besonders der Schulen; weite Reisen, thätige Presse; 1844 Abbrennung der Druckerei; 1857 war die Stadt eine Zeitlang in

den Händen der Empörer; die Missionare hatten sich geflüchtet, das zerstörte Eigenthum der Mission im Werth von 5000 Pf. St. wurde von der Regierung wieder erstattet. — 2) Ambala, 1848, 60,000 Einwohner, 30 Stunden nordöstlich von Lodiana, noch zum Gebiet des Radscha von Patiala gehörig, der beim Ausbruch der Meuterei den Briten seine Hilfe anbot. — 3) Sabatu 1836, 18 Stunden nordöstlich von Ambala, am Eingang der Alpkantone gelegen, 4000′ hoch, mit 12,000 Einwohnern umher; Markt und Stapelort der Alpleute. — 4) Karnal, von 1827—1840 Station der englisch-kirchlichen Gesellschaft durch Anand Messih (ordinirt 1836), der gesegneten Eingang hatte, bis er nach Agra berufen wurde. Die Stadt liegt am Kanal, welcher der Jamuna von ihrem Austritt aus dem Hügelland an rechts zur Seite lauft, in einer Entfernung von wenigen Stunden, bis Delhi (40 Stunden von Karnal), wo er sich mit dem Fluß wieder vereinigt.

---

5. Radschputana.

§ 114. Ehe wir zu den Gangesländern kommen, wenden wir uns noch westlich und südwestlich nach einem großen Lande, das man zusammen Radschputana, das Land der Radschputen (Königssöhne) nennt, jetzt auch Centralindien. Es grenzt nördlich an Pandschab, westlich an Multan, im Süden an die Gebiete der Indusmündungen und im Osten an Delhi und Agra, und ist über 6000 Quadratmeilen groß, weniger fruchtbar als die Gangesländer, gegen Westen sogar in öde Sandwüsten auslaufend.

Das Land begreift die Herrschaften vieler Radscha's, welche von drei größeren Gebieten umfaßt sind, nämlich Udaypur oder Mewar, ferner Dschodhpur oder Marwar, endlich Dschaipur. Das Volk besteht aus Dschats, vielen Dschainas (einer Buddistensekte) und Ureinwohnern Mers, während die Herrscher Radschputen heißen. Diese Landschaften waren den Großmoguls von den Mahratten entrissen worden. Allmählig machten sich die mächtigsten Fürsten unabhängig. Indessen wurde seit 1803 auch dieses Ländergebiet britischem Einfluß dienstbar. Aber es wird noch lange bedürfen, bis der unruhige Geist der Großen einer besseren Ordnung wird Platz gemacht haben. Das Tödten der Mädchen war allgemeine Sitte und konnte nur mit Mühe ausgerottet werden. Eigentliche britische Besitzung ist seit 1818 die Stadt und Provinz Adschmir (Adschamidha), ziemlich im Mittelpunkt des Landes, in einem

reizenden Thale, von Bergen umringt. Aus einem Trümmerhaufen machten sie die Briten zu einer der schönsten Städte Indiens. In der Nähe der uralte Teich, Pokhar (Puschkara), dessen Wasser den Hindus heiliger ist, als das des Ganges.

Schon der erste Statthalter von Adschmir wünschte daselbst durch Serampur-Brüder die Einrichtung christlicher Schulen; und J. Carey, Sohn des berühmten Doktors, kam 1819 an. Er eröffnete im Tempel zu Pokhar eine Schule, auf welche noch fünf andere folgten. Die Geldbedürfnisse bestritt die Regierung. Bis 1830 hatte die Sache den besten Fortgang. Aber in der Folge wurde die Anstalt eine das Christenthum ausschließende Regierungsschule.

Neuestens hat die unirte presbyterianische Kirche Schottlands Radschputana zu ihrem Missionsfeld erwählt (1860) und mit tüchtigen Männern besetzt. Ihre erste Station ist das liebliche Thal Biawar in den Arawallibergen, die zweite Adschmir, die dritte Nasirabad, wo europäische Besatzung liegt. Bereits ist eine englische Schule eröffnet; ein Missionsarzt nimmt sich der Kranken an, und ein Nationalgehilfe von Bombay predigt das Evangelium, welches besonders auf Dschainas Eindruck macht. Im Süden ist der den Dschainas heilige Berg Abu (5000 Fuß hoch) ein Erholungsort der Europäer, mit einem großartigen Asyl für Soldatenkinder, von H. Lawrence gestiftet.

---

6. Das Duab.

§ 115. Wir treten nun in das Land herein, welches das Duab heißt, d. h. Zweistromland, ein Mesopotamien, gebildet aus den Hauptströmen Jamuna und Ganges (Ganga), welche zuletzt bei Allahabad zusammenfließen. Beide haben ihren Ursprung auf dem Himalaya, und bekommen schon dort viele Zuflüsse, bis sie, der Ganges bei Haridwar, in die Ebene herabkommen. Von Anfang an stehen sie 24 Stunden von einander ab; und sie halten sich, rechts und links viele

Flüsse in sich aufnehmend, über 200 Stunden lang in dieser Entfernung, bis sie sich gegen Allahabad hin auf 10 und noch weniger Stunden nähern. An der Jamuna liegen die alten Hauptstädte Delhi und Agra, durch welche der Muhammedanismus hier das Uebergewicht erhalten hat, obgleich die Hindus noch zahlreich genug sind. Auch sie haben hier alte Heiligthümer und Königssitze; das Heiligste sind ihnen die Flüsse selbst, besonders die Ganga, sofern durch sie die Sünden weggenommen werden. Es sind daher in allen Städten, ja selbst in größeren Dörfern großartige steinerne Treppen, Ghats genannt, bis in die Flüsse hineingebaut, um das Hinabsteigen und Baden zu erleichtern. Am Ufer selbst sind größere und kleinere Tempel, bedeckte und unbedeckte Hallen, um sich bei Tag und bei Nacht in der Nähe des heiligen Wassers aufhalten zu können. Dahin wandern beständig, besonders zur Zeit der Mela's (Feste) Schaaren von Pilgern oft Hunderte von Stunden her.

Von Lobpreisungen des Ganges sind die späteren Schastras voll. Schon ein Tropfen dieses Wassers soll hinreichend seyn, die Sünden der ganzen Welt wegzunehmen. Das Wasser ist so heilig, daß schon der Gedanke daran reinigt, noch mehr der Anblick, am Allermeisten das Baden in demselben, besonders bei Sonnen- und Mondsfinsternissen. Ganga wird als Göttin verehrt, der man den Namen Maharani, d. h. große Königin, gegeben hat; und man bringt ihr Milch, Reis, Zucker, Blumenkränze, Sandelholz, Weihrauch, Silber, Gold, alles Theuerste, das ein Mensch hat. Früher, ehe die englische Regierung es wehrte, wurden von Müttern unzählige Kinder dieser Göttin zum Opfer gebracht; auch Selbstopfer kamen die Menge vor, indem besonders Frauen, mit Hilfe der Priester, leere Krüge über die Schultern festhängten, welche sie, wenn sie sich mit Wasser füllten, in die Tiefe zogen. Kranke und Sterbende werden hergetragen, in's Wasser gelegt, oder übergossen, oder wird ihnen Wasser und Schlamm in den Mund geschüttet, wodurch oft gewaltsamer Tod herbeigeführt wird. Wird Einer, mit dem man die Sterbceremonien schon vorgenommen hat, wieder gesund, so gilt er doch als todt, verliert seine Kaste und sein Vermögen, kann nicht zu den Seinigen zurückkehren und muß fortan das elendeste Leben führen. Im Norden von Kalkutta, nahe bei Sukhsagar, sind zwei Dörfer, die von lauter solchen Verstoßenen bewohnt sind. Die Gebeine der Todten werden von wei-

ten Entfernungen herbeigebracht und in den Ganges geworfen, dessen Wasser auch überall hingetragen und zu Ceremonien theuer verkauft wird.

Wir besuchen die einzelnen Distrikte des Duabs, so weit sie Missionen haben. Der nördlichste ist

1) Der Distrikt Saharanpur, der sich an das Hügelland Garhwal anlehnt. Es bestehen hier amerikanisch-presbyterianische Missionen, die auf den ganzen Distrikt und weit herum Einfluß gewinnen.

Stationen: 1) Die Stadt Saharanpur seit 1836. Die Stadt mit 85,000 Einwohnern ist wohl gebaut und von einem Kanal klaren Jamuna-Wassers umgeben, hat einen großen botanischen Garten. Die Mission wird lebhaft von englischen Residenten unterstützt, und hat jetzt eine Gemeinde, eine Kirche, allerlei Schulen, auch eine Waisenschule, zu welcher im Hungerjahr 1837 der Grund gelegt wurde. — 2) Rurki, große Gewerbeschule, seit 1856, 12,000 Einwohner. — 3) Haridwar, (Wischnus Thor), wird zur Zeit der Mela's von Missionaren regelmäßig besucht. Die Stadt steht höchst romantisch dem Engpaß entlang, wo der Ganges durch die ersten Vorberge des Himalaya sich windet, die wie Ameisenhaufen gegenüber von den hochgethürmten Schneebergen erscheinen, und gilt für einen der heiligsten Orte Indiens, an dessen Tempel mehrere Radscha's ihren Reichthum vergeudeten. Gegen Westen ist ein fast senkrechter Fels, an dessen Seiten Höhlen sind, bewohnt von Fakirs und Bettelmönchen. Zur Zeit der Mela's wimmelt weithin jeder Fleck von Menschen und Thieren, da sich mit den Festen bedeutende Märkte verbinden.

2) In Sardhana, einem vom Mirat-Distrikt umschlossenen Gebiete, herrschte früher eine Hindufürstin, Namens Bigam Sumro, die einen deutschen Abenteurer, Namens Sommer, geheirathet hatte, und darum römisch-katholisch, aber bald Wittwe wurde. Ihr erster Minister lud 1813 den Serampur-Missionar Chamberlain, der von Agra abgewiesen worden war, ein, nach Sardhana zu kommen. Dieser fand die freundlichste Aufnahme; und die Fürstin ließ Alles zu einer bleibenden Niederlassung für ihn einrichten. Ihre Vorliebe zu den Europäern und Christen, wie auch ihr Verstand und die Achtung, die sie unter den Moslemfürsten genoß, ließ etwas von der Mission hoffen. Chamberlain unterrichtete den angenommenen Sohn der Fürstin, eröffnete mehrere Schulen,

übersetzte das Neue Testament in die Bridsch-Mundart und predigte, wo er konnte. Aber schon 1815 wurde er dringend nach Monghir gerufen, und damit hörte die Mission in Sardhana auf. Hier las fortan ein katholischer Piester seine Messen in der Missionskapelle. Ein katholisches Seminar und Pensionat wurden später errichtet. Einmal (1830) machte Missionar Richards wieder einen Besuch bei der Fürstiu, und wußte dieselbe anzuregen, zum Bau einer Kapelle für die Protestanten in Mirat 4000 Rupien beizusteuern.

(Fortsetzung.)

§ 116. 3) Der Distrikt Mirat. Wir kommen den Gegenden näher, welche durch die Meuterei der Sipahis in neuester Zeit, wie in der früheren durch große Staatsumwälzungen denkwürdig geworden sind. Der Distrikt Mirat (Merath, Meerut) ist der nächste. Derselbe ist noch mit dichten Dschangalwäldern bedeckt, wie sie am Fuß des Himalaya als ein breiter, feuchter Waldgürtel sich hinziehen. Das vom Gehölz freie Land ist nur wenig angebaut, und dient blos zu Waiden. Die Stadt Mirat, 18 Stunden von Delhi entfernt, ist volkreich und war ehemals sehr bedeutend. Jetzt ist sie als britischer Waffenplatz wichtig. In Mirat nahm die Meuterei ihren Anfang, indem am 10. Mai 1857 die Sipahis ihre Officiere niederschoßen und ein Gemetzel unter den Europäern begannen. Sie zogen hierauf nach Delhi, das der Hauptsitz der grauenvollen Empörung wurde. Nachdem der Friede hergestellt war, fand sich, daß durch die Plünderung christliche Schriften auf die Dörfer verbreitet und in die rechten Hände gefallen waren; dadurch wurden der Mission neue Thüren geöffnet, besonders in Kanker-Khera.

Anfang und Begründung durch den christlichen Officier Sherwood und seine Gattin, in deren Hause Corrie 1814 die ersten Bekehrten, einen Hindu-Mönch (Beiragi) und einen muhammedanischen Priester taufte. Kaplan Fischer 1815 bis 1832 gründete Schulen und widmete sich dem Unterricht aller

Lernbegierigen, taufte 1816 Anand Messih (§ 113.) und 1819 den Brahmanen-Korporal Prabhu Diu, welcher alsbald von der Regierung pensionirt wurde, damit sein Beispiel nicht Andere anstecke. Ebenso gesegnet war Missionar Richards, früher Baptist, 1830—1844, Erbauer der Kirche für die eingebornen Christen, und Lamb, 1848—1857, ein Ostindier, in der Nachbarschaft Mirats geboren, der Landessprache vollkommen mächtig, außerordentlich thätig auch auf Reisen, Gründer eines Christendorfs, zu welchem 200 Bekehrte sich sammelten, einflußreich in Bareily und Landor (§ 111,7), wo er starb. Bald nach dem Aufruhr Fortsetzung der Mission durch Missionar Medland; merkwürdige Erweckungen in Malliana (wo auch die Baptisten eine Gemeinde von 24 Seelen haben), Kanker Khera u. s. w. Ebenso ist in Folge der Hungersnoth 1861 eine Hinneigung zum Christenthum merklich geworden, wie im Dorf Azwanpur, wo schon 51 Seelen dem Heidenthum entsagt haben. Gegenwärtig Missionar Hörnle.

4) Die Stadt Delhi (Dilhi) am Jamuna, liegt nur 18 Stunden südlicher. Sie hieß einst Indraprastha und war eine uralte Königsstadt, ehe die Pathanen dort ihre Residenz aufschlugen. Seit sie 1803 englisch wurde, blühte sie schnell empor; das Land wurde sicher und der Wohlstand stieg. Für Straßen, Kanäle, Brücken, Landbau geschah viel; und der Einwohner, vorher bis auf 40,000 vermindert, wurden es wieder 200,000. Auch zerfallene Paläste und Prachtgärten, besonders die Festungswerke wurden wieder hergestellt. Delhi wurde auch der Hauptwaffenplatz von Nordindien; ein mißlicher Umstand, da die Stadt nur Sipahi-Regimentern anvertraut war, welche sie 1857 den Meuterern mit ungeheuren Vorräthen übergaben. Groß war die Zerstörung und Würgerei durch die letzteren; doch wurde schon nach drei Monaten die Stadt vom Pandschab aus wieder erobert, und blieb später sammt dem Gebiet dieser Statthalterschaft unterworfen.

Von 1186—1526 hatten fünf auf einander folgende muhammedanische Dynastieen hier ihren Sitz, ungeheure Pracht entfaltend, obgleich 1308 die Stadt von dem schonungslosen Eroberer Timur fast in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. Schah Dscheban (1618—1657) baute das heutige Delhi, auch Schahdschehanabad genannt, welches an Herrlichkeit das alte überstrahlen sollte. Es bekam einen Umfang von 6—7

Stunden mit 2 Millionen Einwohner; und von seinem Glanze zeugen noch die vielen Paläste der Großen, die prachtvolle Moschee mit vergoldeter Kuppel, die herrlichen Kaisergärten, die weltberühmte Sternwarte, die Denksäule Kutab Minar (242′ hoch) und Unzähliges mehr, hauptsächlich der Kaiserpalast selbst. Dieser von drei Seiten mit 40′ hohen Mauern von rothen Quadern umgeben und an der vierten von der Jamuna bespült, hat einen Umfang von 4000 Schritten, und einen Hofraum, der ein Heer von 200 Elephanten aufnehmen kann. Der Audienzsaal aus weißem Marmor, dessen gewölbte Decke von 32 Marmorsäulen getragen wird, bildet ein eigenes Gebäude. In der Mitte desselben stand der berühmte Pfauenthron, aus massiven Goldtafeln, mit Diamanten, Rubinen und Smaragden überzogen, zwischen zwei goldenen Pfauen mit ausgebreiteten Edelsteinschweifen, hinter welchen ein Papagei in natürlicher Größe, aus einem einzigen Smaragd geschnitten, den prachtvollsten Thron der Erde zierte. Der Palast steht wohl noch; aber die Kostbarkeiten wurden schon von dem mächtigen Räuber Nadir Schah nach Persien fortgeschleppt und durch Flitterwerk ersetzt. — Der letzte Großmogul Schah Alam seit 1761 erlag den plündernden Rohillas und wurde mit einem Dolche geblendet. Zwar wurden die Rohillas von den Mahratten wieder aus der Stadt getrieben; aber Letztere erlaubten sich alle Mißhandlungen gegen den geblendeten Kaiser. Ein glänzender Sieg der Engländer über die Mahratten (1803) hatte zur Folge, daß der englische General Lord Lake in die alte Residenzstadt einzog, zur unbegrenzten Freude des alten Kaisers, der die Briten als seine Retter begrüßte. Freilich hatte jetzt das Reich der Großmogule ein Ende. Denn obwohl der blinde Kaiser scheinbar in seinem Besitze, seiner Würde und Herrlichkeit gelassen wurde, so waren doch in Wahrheit die Engländer die Herren. Schah Alam starb 1806, 83 Jahre alt, und sein Sohn Akbar II. folgte ihm auf dem Schattenthron. Wenn auch in den letzten 50 Jahren der englische Regierungscommissair je und je gegen die Intriguen des zerrütteten Hofes gebieterisch auftreten mußte, so blieben doch dem Großherrn manche Vorrechte; er durfte selbst seine Weiber ungestraft umbringen. Auch die Krongüter und die Rechtspflege wurden in seinem Namen von Briten verwaltet und in den meisten Staaten wurden die Münzen in seinem Namen geprägt. Von ihm leiteten die Fürsten ihre Titel und Auszeichnungen her; und von ihm ließen sich angehende Prinzen mit dem fürstlichen Stab belehnen. Unabhängige Staaten brachten ihm Huldigungen und legten, gleich Vasallen, ihre Lehenssteuern und Geschenke zu seinen Füßen. So blieb durch ganz Indien im Volk das Gefühl für die Majestät ihres Großherrn; und selbst die Engländer sah man als seine Vasallen an. Kein

Wunder, daß die Meuterer 1857 sich mit seinem Namen deckten und Dilhi zur Hauptstadt des erneuerten Reichs erheben wollten, wenn sie auch selbst wenig nach dem schwachen Greisen und seinen verweichlichten Söhnen fragten. Wegen der damaligen Schlächtereien zum Tode verurtheilt, aber nur deportirt, endigte er sein Leben in Rangun.

Die Mission war bisher in Delhi weniger lebhaft. Im Namen der englisch-kirchlichen Gesellschaft kam 1822 Anand Messih von Mirat her, doch mehr nur für die Sadh's in Hariana; und in den letzten Jahren arbeitete auch die Ausbreitungs-Gesellschaft in der Stadt. Aber Serampur-Brüder, an deren Stelle später die Baptisten traten, sind frühzeitig gekommen, zuerst Chamberlain, dann insbesondere J. T. Thompson, der von 1818 an oft Jahre lang in der Stadt war, zuletzt 1850 daselbst starb, eine Gemeinde von 21 Seelen, eine Kirche und Schule hinterlassend. Hindu's und Moslems fingen an ängstlich zu werden. Letztere so sehr, daß sie 1839 den Koran zu unentgeldlicher Vertheilung lithographiren ließen, um gegen den Einfluß der Mission sich zu sichern. Der Nachfolger J. Mackay, auch Thompson's betagte Gattin mit zwei Töchtern, und zwei Missionare (Hubbard und Sandys) obiger Gesellschaft fielen während der Meuterei als Märtyrer, wie noch viele Europäer und eingeborne Christen, z. B. der heroische Wilayat Ali. Dazu wurden alle Häuser, Kirchen und Schulen der Missionen zerstört. Aber die Baptisten strengen dort alle Kräfte an. Sie theilten ihr Arbeitsfeld in drei Distrikte mit der Stadt und den Dörfern. Jedem Distrikt steht ein Missionar vor mit einem eingebornen Prediger; und jeder hat seine Stationen, deren es im Ganzen 26 sind, und seine Vorleser und Lehrer, zusammen 13. Die Gemeinde besteht aus 210 Erwachsenen. Die schreckliche Dürre und Hungersnoth in 1861 hat das stolze Volk sehr gedemüthigt, wie die reichliche Hilfe der Christen die Herzen dem Evangelium geneigter gemacht hat. Die Ausbreitungs-Gesellschaft hat zwei Missionare mit 33 Getauften.

5) **Mattra**, eigentlich **Mathura**, 36 Stunden südlicher, bekam lange nur eingeborne Katecheten, theils von der **englischen Kirche**, wie auch in **Koel** (18 Stunden nordöstlich) und in **Banda**, theils von den **Baptisten**. Letztere machten die Stadt 1826 zu einer Station und wirkten von da aus auch in **Brindaban**, **Gowardhan** und weiter nach Westen. In der Meuterei wurde wohl Alles zerstört, aber die neuen Aussichten sind günstig.

Mathura ist gefeiert als Geburtsort des Hirtensohns Krischna. Die Moslems zerstörten 1018 die Stadt. Aber später bekam sie wieder prachtvolle Tempel durch die Freigebigkeit eingeborner Fürsten; auch Moslems bauten mächtige Moscheen. Zu den Pagoden und Marmortreppen am Flusse mit den Gallerieen und Bogengängen strömen Pilger aus allen Ländern her. Ein mit der Stadt verbundener Wallfahrtsort ist der „Heerdenwald" **Brindaban**. Beide sind mit heiligen Affen, Ochsen, Papageien, Pfauen ganz bedeckt. Seit 1803 besetzten die Engländer die Stadt. In 1861 Ein **Baptisten**-Missionar mit 13 Kirchengliedern. — **Kirchliche Mission** 1861 und Gemeinde von 22 Seelen.

6) Etwa 12 Stunden südlicher liegt die einstige Kaiserstadt **Agra**, eine der bedeutendsten Städte Indiens, an der **Jamuna**, in einem gegen Norden hügeligen Lande, mit 125,000 Einwohnern. Es theilt sich jetzt in das europäische und indische Agra.

Die Stadt war ohne Zweifel schon früher bedeutend, aber erst Sultan **Akbar** (§ 102) wählte sie zu seiner Residenz 1556, machte sie durch prachtvolle Bauwerke zu einer neuen Stadt und nannte sie **Akbarabad**. Ein Trümmermeer zeigt noch die Spur ihrer alten Herrlichkeit. Ein weiter Halbkreis, dessen Sehne der Fluß bildete, wurde ehmals von ihren Mauern umschlossen; und an der Festung mit dem Kaiserpalast bauten 1000 Arbeiter zwölf Jahre lang. Die prächtigen Gemächer des Palastes werden jetzt sehr vernachläßigt und dienen zu Waarenniederlagen, Zeughäusern, Wirthschaftskammern und Wohnzimmern für die Garnisonen. Der ehmalige Audienzsaal, jetzt zu öffentlichen Gerichtssitzungen bestimmt, ist von marmornen Pfeilern gestützt, wie der in **Delhi**, und übertrifft diesen an edler Einfachheit. Die Zierathen, Bildhauerarbeiten und Mosaikarbeit der kleineren Zimmer, welche einst Frauengemächer waren, sind das Vorzüglichste, was man in dieser Art findet. Eine mit Spiegeln umgebene Cascade springt am obern Ende aus einer Nische; und marmorne Canäle, welche mit Carneolen, Agaten und Jaspis ausgelegt

sind, leiten das Wasser nach allen Seiten durch die Gemächer. Ein Mausoleum von Schach Dschehan erbaut, in Form einer Moschee mit Minarets wird als Weltwunder über die Pyramiden gesetzt. — Die Stadt wurde 1803 von den Briten den Mahratten abgenommen, und ist seitdem ein Hauptort der britischen Macht. Während der Meuterei (31. Mai 1857) konnte sich die Festung noch halten, da europäische Soldaten da waren; aber außer ihr war Alles preisgegeben.

Mannigfaltig sind die Arbeiten der Mission in der großen Stadt. Den Anfang machten Serampur-Brüder; dann folgte die englisch-kirchliche Gesellschaft, endlich die amerikanisch-presbyterianische Gesellschaft. Durch die ganze Bevölkerung, sowohl unter Hindu's als Moslems war allmählig der Einfluß der Mission fühlbar geworden, als die Meuterei Alles zertrümmerte. Der Verlust der Baptisten betrug 700, der englischen Kirche 30,000, der Bibelgesellschaft 1200, der Amerikaner 1800 Pfd. Sterl., und die zerstörten Christendörfer liegen theilweise noch in Trümmern; aber gesegnet sind die neuen Anfänge.

a. Serampur- und Baptisten-Mission: 1) Agra. 1811 kam Chamberlain mit Andern; er selbst wurde bald, da er sich an Sipahis machte, als Gefangener nach Kalkutta abgeführt, dort aber freigelassen; die Arbeit dauerte fort bis 1816; neuer Anfang 1834; zwei Kapellen; viele Gehilfen, welche auch weite Reisen machten, wie Domingo, der 1849 in 458 Orten im Laufe von sieben Monaten predigte; viele Taufen. In 1861 drei Missionare und 71 Kirchenglieder. — 2) Tschitaura, 6 Stunden von Agra, und in der Nähe Gründung des Christendorfs Nistarpur (Stadt des Heils) mit 150 Einwohnern, jetzt zerstört; die Christen zogen nach Agra, die Station ist aber wieder besetzt. — b. Englisch kirchliche Gesellschaft: 1812 Anfang durch Kaplan Corrie (§ 104) und Abdul Messih (vorher Scheich Salih), einen bekehrten Moslem, der 1821 ordinirt wurde und 1826 in Laknau starb, mit dem Zeugnisse, daß, wenn nur hundert solcher Kraftmänner in Indien auftreten würden, der Götzendienst mit allen seinen Gräueln bald in Trümmern läge; über 100 Christen trauerten um ihn als ihren geistlichen Vater. Neben und nach ihm Faiz Messih und Andere; die Kattra, eine kleine Christenkolonie in der Stadt, auch Abdul Messih's Quartier genannt, mit Kirche, Wohnungen, Schulhäusern, Waisen- und Armenhäusern; seit 1831 Mangel an Arbeitern. Neuer Schwung 1839 durch Basler Missionare (Hörnle,

Kreis, Pfander, Schneider) aus Rußland und Persien (§ 92); seitdem 13 Schulen in der Stadt, über 10 in den Dörfern; Seminar für Missionsgehilfen; 1845 die Wheelers-Kapelle; 1852 Missions-Collegium zu Agra mit 330 Schülern. Oeffentliche Disputationen der Missionare mit muhammedanischen Priestern, welche überdieß durch katholische Missionare mit den Werken europäischer Zweifler (wie Dr. Strauß's) versehen wurden. Besonders interessant wurde Sikandra, 2 Stunden von Agra; hier entstanden 1838 Knaben- und Mädchenwaisenhäuser, mit mehr als 300 Kindern, die dem Hungertode entrissen wurden; Unterkunft in den Nebengebäuden des Grabmals des großen Akbar, welches dieser einst dem Andenken einer der Fürstinnen, die eine Christin gewesen seyn soll, geweiht hatte; die Kinder wurden im Ackerbau und allen Gewerben unterrichtet, und stets wieder durch andere ersetzt. Als sie sich später als Christen verheiratheten, verblieben sie in der Nähe; und so bildete sich ein Christendorf, das zuletzt (1857) 450 Christen zählte, das größte christliche Dorf im nordwestlichen Indien; in Sikandra war auch die größte Druckerei in Indien. In der Meuterei retteten sich die Christen mit Mühe in die Festung, wo sie dann wichtige Dienste leisteten; sonst wurde alles von Grund aus zerstört. Wiederaufbau 1861, nachdem die meisten Christen sich in Allahabad niedergelassen hatten. Doch Gemeinde von 250 Seelen. Schule und Gottesdienst in Rankotta, 2 Stunden von Sikandra seit 1848. Die Kattra ist wieder hergestellt. — c. Die amerikanischen Presbyterianer, seit 1846, verloren 1857 neben vier Häusern zwei Schulen.

Fortsetzung.

§ 117. Von Agra 40 Stunden östlich liegt 7) Farakabad (Glücksstadt), Hauptstadt eines Distrikts am Ganges, mit 132,000 Einwohnern, ein wichtiger Grenzpunkt gegen das bisher unabhängige Reich Audh. Die Stadt, ein bewegter Mittelpunkt des Handels in den oberen Provinzen besteht theils aus schönen Häusern der Hindu's und Moslems, theils und vorherrschend aus schmutzigen Lehmhütten, in Baumgruppen versteckt, wie häufig in Indien. Eine Stunde östlich liegt Fatehgarh (Siegburg), der Sitz von englischen Beamten und Militairs. Hier fängt der Ganges an für größere Barken schiffbar zu werden, weßwegen hier ein großer Theil der Waaren, sowie der Personen, die nach den oberen Provinzen wollen,

den Strom verlassen. Die Stadt ist berühmt durch ihre Zeltfabriken. Hier wie im ganzen Distrikt haben Baptisten und amerikanische Presbyterianer gearbeitet.

a. Serampur-Brüder waren 1821—1826 in Fatehgarh, und mehrere Hindu's und Moslems wurden getauft. Erst nach 12 Jahren kamen — b. die amerikanischen Presbyterianer (1837). Es war Missionar H. R. Wilson, welcher nach Fatehgarh eine Schaar Waisen bekam, welche ein mitleidiger Civilbeamter in Fatehpur, 20 Stunden unterhalb Kanpur, in der Hungerzeit gesammelt hatte. Wichtige Dienste leistete der Gehilfe Gopinath Nandi. Als die Kinder groß und verheirathet waren, bildeten sie allmählig ein christliches Dorf, dessen Bewohner (über 200) sich in Webereien, Zeltfabrikaten und andern Gewerben auszeichneten; Gründung eines Hospitals, Predigt auf den Bazars, Wanderungen; die schönste Kirche in Nordindien; 1842 wurde Farkabad Station; 1843 Mainpuri, 16 Stunden südwestlich, in einer fruchtbaren Gegend, schon zum Distrikt Itaweh gehörig. — In der Meuterei hatte diese Mission das schwerste Schicksal: vier Missionare mit ihren Familien und einigen Eingebornen fielen unter den Händen der Meuterer; in Fatehgarh und Mainpuri wurde Alles, was der Mission gehörte, vollständig zerstört. Aber überall ist die Mission wieder im Gange.

8) Etwa 36 Stunden südlicher liegt Kanpur (Cawnpore), ein an sich unbedeutender Ort am linken Ufer des hier schon über eine halbe Stunde breiten Ganges in heißer, dürrer, staubiger Gegend. Britische Truppen haben hier ihre Standquartiere; und durch sie ist neben der alten Moslemstadt eine neue europäische emporgewachsen. Der ganze Distrikt zählt etwa 500,000 Einwohner. Der berühmte Nana Sahib, adoptirter Sohn des Mahratten Peschwa, wohnte drei Stunden oberhalb Kanpur in Bithur, am Ganges. Bekannt ist sein schändlicher Verrath an General Wheeler, der nach tapferer Gegenwehr mit ihm unterhandelte und mit 800 Europäern freien Abzug haben sollte. Die Fliehenden wurden angegriffen und niedergemacht; und gegen 200 Frauen, welche Nana nach Kanpur zurückschleppen ließ, wurden den 16. Juli 1857 auf die entsetzlichste Weise umgebracht, als Nana von dem siegreichen Anrücken des Helden Havelock hörte. Die Mission hatte bis dahin auch gute Fortschritte gemacht.

In Kanpur war 1809 H. Martyn Kaplan, der hier den Abdul Messih bekehrte, nach ihm Corrie. Ein Katechist führte die Mission bis 1829 fort, da sie einige dreißig Bekehrte zählte. Später kamen Baptisten mit Unterbrechungen bis 1835. Die Hungersnoth von 1837 rief eine Waisenanstalt der Ausbreitungs-Gesellschaft in's Leben, neben welcher in der Folge ein christliches Dorf sich bildete. Bis 1844 waren es 215 Bekehrte. In der Meuterei wurden die Missionare mit ihren Familien ermordet und Alles zerstört. Doch ist wieder ein hoffnungsvoller Anfang gemacht.

9) Ein weiteres Missionsfeld im Duab ist Fatehpur am Ganges, 20 Stunden südlicher.

Hier hatte ein Civilbeamter Dr. Madden 1837 eine Schaar Waisen gesammelt und gepflegt, die er dann nach Fatehgarh und Agra abgab; 1852 Station der amerikanischen Presbyterianer; hier auch der britische Richter R. Tucker, der jeden Sonntag gegen 200 armen Eingebornen die Bibel vorlas; Schule und Gemeinde in einem eigenen Dorfe unter Gopinath Nandi nicht unbedeutend. In der Meuterei wurden die Christen auseinandergesprengt, Andere mit Tucker durch die Verrätherei seines Unterrichters getödtet, und Alles zerstört. Indessen hatte Tucker an der großen Heerstraße vor mehreren Jahren zwei steinerne Tafeln errichtet, auf welchen die zehn Gebote und die Stelle Joh. 3, 14—18. in Hindi und persischer Schrift eingegraben waren, als stille Prediger für Alle, die vorübergingen. Diese Tafel ließen die Meuterer, die sonst Alles, was ihnen gehässig war, zerstörten, unverletzt stehen. Die Mission ist wieder im Gange; auch Gopinath, der mit seiner Familie von den Rebellen gefangen genommen, im Angesicht des Todes seinen HErrn treu bekannt hatte, durfte noch vier Jahre lang das Evangelium verkündigen und eine Anzahl Rebellen zum HErrn bekehren († 1861).

10) Wir kommen zum letzten Distrikt des Duabs, dem von Allahabad (Haus Gottes). Die Stadt mit 70,000 Einwohnern liegt am Zusammenfluß von Jamuna und Ganges, 110 Stunden von Agra, und ist vom großen Akbar auf den Trümmern einer uralten Stadt aufgebaut. Bei den Hindus heißt sie Prayaga (Zusammenfluß) und wird von Pilgern viel besucht. Die alte Burg auf einer Landzunge zwischen beiden Strömen, theils gothisch, theils saracenisch, theils griechisch gebaut, mit Palästen, Kasernen, unterirdischen Tempeln, ist derzeit die einzige europäische Festung im Innern Indiens.

Früher war die Stadt ein bedeutender Handelsort, hat aber in dieser Hinsicht Mirzapur weichen müssen. Deßwegen sinken die alten Moslempaläste jetzt in Ruinen; die Hütten sind armselig und Alles sieht einsam und schwermüthig aus. Doch hat sich die Stadt wieder etwas gehoben, und zur Zeit der großen Mela braust aus allen Theilen Indiens ein Menschengewimmel durch die Straßen der Stadt. — Auch in Allahabad entbrannte (Juni 1857) nach den rührendsten Versprechungen der treulosen Sipahis der Aufruhr mit allen seinen Gräßlichkeiten, wurde aber bald bewältigt, da die Festung von etlichen englischen Invaliden und treu gebliebenen Sikhs bis zur Ankunft europäischer Truppen gehalten werden konnte. Seither ist Allahabad statt Agra zum Sitz der Regierung für die Nordwestprovinzen erhoben worden.

Allahabad gilt für außerordentlich heilig. Denn die Sage der Hindus fügt hinzu, daß noch ein dritter heiliger Strom, die Saraswati, tief unter dem Boden sich hier mit den beiden vereinige. Deswegen sichert hier unfehlbar das Baden Reinigung von allen Sünden und ewige Seligkeit. Der Pilger läßt sich am Rand des Stromes so rasiren, daß jedes Haar in's Wasser fällt, und jedes solches Haar verschafft ihm einen Aufenthalt im Seligkeitshimmel von einer Million Jahren. Nach dem Rasiren badet er sich und erwirbt dadurch für alle seine Vorfahren auf 1000 Generationen zurück die höchste Seligkeit. Uebrigens hatte der Ruf der Heiligkeit auch Gräuel zur Folge; und namentlich war Ertränkung von Frauen und Kindern als ein Opfer für den Ganges hier ganz besonders häufig. Erst 1830 wurde Solches verboten. Um so ärgerlicher war die seit 1810 hier nach dem Vorgange des früheren Wezirs erhobene britische Pilgertaxe. Wer zu Fuß kam, mußte eine Rupie bezahlen, wer fuhr oder ritt, zwei, wer auf Elephanten kam, 20; und die 400 Barbiere der Stadt durften bei schwerer Strafe Niemand rasiren, der nicht vom Collector einen Schein vorweisen konnte.

Die Mission in Allahabad wurde zuerst durch gelegentliche Besuche bei den Ghats und Mela's befördert, sodann von den Baptisten, auch der englisch-kirchlichen Gesellschaft, länger festgehalten, bis sie ausschließlich in die Hände der amerikanisch-presbyterianischen Missionare kam, die sie mit größtem Eifer betrieben. Die

Stadt wurde durch Alles allmählig zu jenem dämmernden Zustand geführt, der jetzt viele der größten Städte Indiens auszeichnet, die sonst unbestrittener Boden des Götzendienstes waren, wozu auch die Regierungsschule einigermaßen beitrug.

1) Baptisten: 1811 führten das erste Wort Chamberlain und Peacock, um welche gleich große Haufen mit Begierde sich sammelten; darauf kam ein bekehrter Soldat Smith mit dem Gehülfen Kerr und einem getauften Hindu; mehrere Taufen; 1816 Thompson, dann Mackintosch, der bis 1846 blieb, eine Gemeinde von etwa 20 Seelen zurücklassend. — 2) Englisch-kirchliche Gesellschaft: 1813 Abdul Messih's erfolgreicher Besuch; 1824 Missionar Greenwood; 1826 Kaplan Crawford mit Gehilfen aus Moslems und Hindus; bis 1829 waren es 25 Getaufte; neben der Knabenschule eine Mädchenschule, welcher eine heilige Bettlerin, die zuvor in ihrem rothen Gewand durch die Straßen gezogen war, mit Eifer bis zu ihrem Ende vorstand. Die Mission wurde erst 1860 wieder fortgesetzt, nachdem ein eingeborner Prediger die von Agra hierher gezogenen Christen zwei Jahre lang bedient hatte. Er wird auch fernerhin von ihnen unterhalten. Gemeinde von 380 Seelen. — 3) Amerikanische Presbyterianer: 1836 durch allerlei Umstände genöthigt, zu bleiben; die Mission wurde sehr lebhaft; eine Kapelle mitten in der Stadt, später noch eine Kirche; viele bekehrte Gehilfen; sehr thätige Presse; ein Waisenhaus für Knaben und Mädchen, daraus zwei Christendörfer hervorgingen; 10—12 Bazarschulen; 1846 Uebernahme der Regierungsschulen; auf Wanderungen wurden sie je länger, je williger gehört. — Im Aufruhr ging alles Eigenthum nebst den Gebäuden verloren im Werth von 13,000 Pfund Sterling: das Jahr darauf aber war die Mission beinahe ganz wiederhergestellt.

---

7. Länder westlich vom Duab.

§ 118. Ehe wir den Ganges weiter herabgehen, besuchen wir die Länder zu beiden Seiten vom Duab, zuerst die westlichen.

1) Das erste Land ist Hariana zwischen Karnal und Delhi gegen Radschputana hin. Nordwestlich grenzt es an Bhattiana, welches bis an den Gharra, die Fortsetzung vom Satledsch, reicht. Das Land ist fast nichts als eine weite Ebene und hat viele fette Wei-

den und Gebüsche. Die Einwohner sind Hindus und Moslems, neben Zemindars vom Dschatvolke. Die Moslems werden von den gesetzlicheren kaum als solche anerkannt, weil sie Vieles mit den Hindus gemein haben. Das Land ist englische Provinz; aber mitten darin liegt das tributfreie Dschind. — An der Hauptstraße, 40 Stunden nordwestlich von Delhi liegt Hansi, wohin sich 1816 Missionar Kerr, Baptist, von Allahabad aus begab. Thompson machte 1818 auf einer Reise nach Lodiana schöne Erfahrungen, die Neuheit der Sache zog überall die Leute an. Leider ist seither wenig geschehen, obgleich vom Duab aus manche Schriften in jenes Land auskommen, auch manche Leute von hier dort bekehrt werden. Indessen wurde in Hariana 1817 eine merkwürdige, weit verbreitete Sekte reinerer Art, die Sadhs (d. h. Heilige), entdeckt, welche eine Zeitlang die Mission anzog. Weil ihre Glieder arm sind, wußten die Hindus im Duab nicht viel von ihr, obgleich sie schon fast 200 Jahre bestand. Die Mission hatte nur sechs Jahre (1817—1823) mit ihr zu thun; und dieselbe ist wieder in ihre Verborgenheit zurückgesunken. Sie beweist aber, wie Vieles im Stillen selbst unter den Heiden vorgeht, das sie auf eine zu erwartende große Erweckungszeit vorbereiten kann.

Die Sadhs halten jährlich eine allgemeine Versammlung ihrer Glieder bald da, bald dort. Auf 1817 war sie in die Nähe von Delhi bestellt; und so wurde es etwas laut über sie. Anand Messih suchte sie auf und traf sie mitten in ihrer Versammlung. Etwa 500 Personen, Männer, Frauen und Kinder waren auf der Spitze eines Berges unter dem Schatten der Bäume gelagert, um vorzulesen und zu hören. Er bemerkte, daß es das Neue Testament war, was sie lasen. „Ein Engel," sagten sie, — „denn uns war er ein Engel, — hat dieses Buch auf der Mela in Hardwar uns gegeben." Sie hatten's von Chamberlain erhalten; und nun wurde es regelmäßig in ihren Dörfern alle Abende vorgelesen. Sie hatten viele Gebräuche unter sich, welche anzeigten, daß sie eine von den Hindus ausgetretene Sekte seien, und wenig mehr vom Hinduismus gelten ließen. Ein gewisser Dschogi Das, der um 1650 in einem Gefecht umkam, soll von einem Fremden im Bettlerge-

wande wieder auferweckt worden seyn und habe dann in der Einsamkeit heilige Lehren empfangen, mit welchen er das Volk vom Götzendienst weg zur Verehrung Gottes als eines Geistes bekehren sollte. Dschogi Das reiste zwölf Jahre umher, und bestellte, wo er Anhänger fand, Aufseher über Zucht und Sitten. Einmal legte er sich wie sonst auf die Erde schlafen, mit einem Leintuch umhüllt; aber am Morgen, da man das Leintuch aufhub, war er verschwunden. So die Sage. Die Sekte aber breitete sich aus, nicht nur über ganz Hariana, sondern auch bis in die Nähe von Farakabad und Mirzapur, selbst im Dekkan. Seit sie das Neue Testament hatten, wurden die Aufseher auch Vorleser, und näherte sich ihre Lehre und Sitte dem Christenthum. Sie standen in beständigem Verkehr unter sich, hatten große Anhänglichkeit zu einander, liebten sich wie Brüder, und führten ein eingezogenes Leben. Kaplan Fischer von Delhi nahm sich dieser Sadhs an. David Dschaising, ein Bekehrter aus ihrer Mitte (1818 getauft), durchreiste mit Anand die Dörfer, wo Sadhs waren, in Hariana. Ueberall kam ihnen Herzlichkeit entgegen; und die Zahl der Gläubigen war bis 1820 so gewachsen, daß die Gründung eines Dorfes nothwendig war. So wurde bei Kauabi, 12 Stunden von Delhi seitwärts, das Dorf Henripur (nach dem Vornamen Fischer's) gebaut, in welchem der alte Dschaising Lehrer und Seelsorger wurde. Leider wurde dieser bald blind, fuhr wohl fort zu wirken; aber nach 1823, da er noch einen Brahmanen bekehrte, zeigten sich die Sadhs dem Christenthum so abgeneigt wie dem Hinduismus, und zogen sich in einen philosophischen Deismus zurück.

2) Gwalior rc. Westlich von den Distrikten Delhi, Mathura, Agra beginnen schon die Gebiete von Radschputana. In den nächst gelegenen machten wohl auch Missionare und Gehilfen häufig Wanderungen in gewöhnlicher Weise, in Folge deren Manche angeregt wurden und zu den Stationen herüber kamen, um weiter geleitet zu werden; aber unter ihnen selbst wurden keine Stationen gegründet. Von Itaweh südwestlich liegt der große indische Schutzstaat Gwalior mit dem Distrikt Sagar, ferner der britische Distrikt Kalpey mit Andern, und endlich Bandelkhand, von welchem später die Rede wird. Fortwährend wurden diese Länder von den festen Punkten im Duab aus besucht und durchzogen; und da und dort bestanden auch zeitweise Schulen. In

Banda insbesondere blühte zur Zeit der Meuterei eine amerikanisch-presbyterianische Schule, die aber zerstört wurde. In jenen Gegenden richtete überhaupt die Meuterei schreckliche Verheerungen an. Jetzt wären überall offene Thüren; aber die Arbeiter fehlen.

---

8. Länder östlich vom Duab.

§ 119. Indem wir uns nun auch nach den Ländern östlich vom Duab wenden, beginnen wir mit

1) Rohilkhand, dem Tiefland unterhalb Kemaon bis an den Ganges her. Im Norden reicht es bis gegen Haridwar, im Südosten grenzt es an Audh. Hauptdistrikte sind Bareily und Moradabad, letzterer ein unabhängiger Schutzstaat mit der Stadt Rampur, wo ein Fürst der Rohillas wohnt. Für die Mission wurde vorerst nur die Stadt und Militärstation Bareily wichtig, 30 Stunden östlich von Delhi, an der Ramganga, einem Arme des Ganges.

Missionen: 1818—1826 Faiz Messih, der im nahen Moradabad seine Heimath hatte; 1828—1840 Peter Dilsukh, ein bekehrter Sikh, von Kaplan Fischer in Delhi 1820 mit Frau und Kindern getauft; 1844 Gründung der Regierungsschule durch die Bemühungen der Europäer und Eingebornen; 150 Zöglinge, meist Moslems; sonst noch eine andere Schule; von 1850 an kam häufig Missionar Lamb von Mirat her (§ 116, 3.), sammelte die Christen zu einer Gemeinde, und besuchte auch die Mela's des Landes; auch amerikanische Missionare kamen. Traurig war das Loos der Bekehrten in der Zeit der Meuterei. Ihrer Viele, die durch Verleugnen sich hätten retten können, erlitten lieber den Märtyrertod. Die Andern flüchteten sich nach Dehra (§ 116, 6.).

In neuerer Zeit hat die amerikanische Methodistengesellschaft ihr Hauptaugenmerk auf dieses Land gerichtet, wo sie 1856 ihre erste Station gründete. Bareily und Audh waren noch fast unbesetzte Gebiete, in welchen man sich nach Belieben ausbreiten konnte. Zwar 1857 mußten die Missionare, als sie kaum ihr Werk begonnen hatten, sich in's Gebirg flüchten. Sie kehrten

aber bald zurück und haben sich der kräftigsten Unterstützung von Seiten der englischen Freunde zu erfreuen. Diese, obgleich keine Methodisten, machten sich zu jährlichen Beiträgen von je 2000, 1000 u. s. w. Rupien anheischig, und versprachen, der Mission in demselben Maaße unter die Arme zu greifen, als die Gesellschaft Unternehmungsgeist zeige. Es sind jetzt in Bareily, Moradabad, Schahdschehanpur, Badayun, Bidschnur (wozu noch Nainital als siebente Station kommt § 111), zwölf Missionare unter einem Superintendent Dr. Butler, mit 10 Lokalpredigern, 105 Kirchengliedern und sieben Schulen. Jeder Bezirk wird von seinem Mittelpunkt aus methodisch bereist und bearbeitet, wie denn in Einem Jahr 250 Dörfer und Städte mit der Predigt besucht worden sind.

2) Das Königreich Audh. Unterhalb Rohilkhand beginnt das ehemalige große Königreich Audh (Oude), zwischen Nepal und dem Ganges. Früher gehörten auch Gorakpur und Azimgarh, diesseits und jenseits des Goggra, so wie Allahabad zum Königreich. In der Geschichte des Königreichs liegen die bedeutendsten Ursachen der Meuterei von 1857. Dieselbe spielte hier eine besondere Rolle, erhielt auch hier ihren Todesstoß.

Audh ist das alte Ajodhja, das Vaterland des großen Götterhelden Rama. Eine reiche üppige Ebene, durchströmt von herrlichen Flüssen, ist es der eigentliche Garten Indiens, wimmelnd von einer kräftigen, kriegstüchtigen Bevölkerung. Denn die Hindus von Audh sind denen von Bengalen weit an Körperstärke und geistiger Tüchtigkeit überlegen, wenn auch diese schlauer und scharfsinniger seyn mögen. Der frühere unsichere anarchische Zustand des Landes gewöhnte die Einwohner, überall Waffen zu tragen, um sich vor Räubern zu schützen oder selbst das Räuberhandwerk zu treiben. Zur Zeit der Moslems verlor Audh seine Hindukönige, und kam unter die Oberherrschaft des Moguls von Delhi, welcher Subedars oder Wezire, d. h. Statthalter, über das Land setzte. Von dieser Zeit an traten viele Einwohner, gezwungen oder freiwillig, zum Islam über; aber die Mehrzahl bekennt sich noch zum Hinduismus. Als das Mongolenreich zerfiel, machten sich die Subedare unabhängig, und schlossen sich dabei enge an die Engländer an,

als deren älteste Alliirte Truppen und Geld darbietend. Deswegen wurde ihnen von diesen 1765 der Besitz des Landes förmlich garantirt, wiewohl unter Beschränkungen. Weil sie aber sich selbst nicht genügend schützen konnten, wurden sie immer abhängiger von den Engländern, traten auch an diese immer mehr Land ab, wie Allahabad 1798, Gorakpur mit Azimgarh 1801. Dagegen erklärten die Engländer 1819 den Wezir förmlich zum König von Audh; und dieser ließ sich in Lacknau als „Vater des Sieges, Wiederhersteller der Religion, Beschützer der Sterne, wahrer Sultan und König des Weltalls" feierlich krönen. Auch die Hauptstadt Lacknau oder Lakschmanawati, 20 Stunden östlich von Kanpur, am Gomati, der unterhalb Benares in den Ganges fließt, sollte die Majestät zeigen. Sie ist theils eine große Hindustadt mit engen schmutzigen Gassen und 300,000 Einwohnern, theils eine europäische Stadt mit schönen, breiten Straßen, theils eine Moslemstadt, in welcher die herrlichsten Prachtgebäude und Denkmäler wechseln. Was nur Schwelgerei und Ueppigkeit ersinnen kann, wurde im Palast angebracht; und selbst die Liebhabereien des Königs mit künstlich abgerichteten Tauben, und mit Thierkämpfen, zu welchen Elephanten, Tiger, Rhinocerosse, selbst Antilopen, Widder und Wachteln abgerichtet wurden, vermehrten die Ehrfurcht vor dem Thron. Indessen blieb das Land in Unordnung, die Bevölkerung hatte in 50 Jahren bedeutend abgenommen, Zunahme war nur bemerklich in den unruhigen Elementen, welche von allen Räuberhorden und Königshöfen nach Audh, als ihrem Paradiese strömten. Durch die Intriguen und Liederlichkeit der ganzen Beamtenwelt wurden durchgreifende englische Maßregeln zur Besserung der Verhältnisse verhindert. Wiederholt bekämpften sich Muselmanen und Hindus, wenn es sich um Herstellung eines alten, erst brahmanischen, dann muhammedanischen Heiligthums handelte, in offener Feldschlacht. So kam es, daß 1855 mit einem Male durch einen Machtspruch der Regierung zu Kalkutta unter Lord Dalhousie, der König pensionirt und das Land dem britischen Reiche einverleibt wurde. Das aber erregte große Sensation; und nicht nur die entthronte Königsfamilie, sondern das ganze Volk wurde von Rachegedanken entzündet. Insbesondere fühlten sich die Sipahis, die meist aus dem Audhlande geworben waren, höchst beleidigt; und ihre längst gehegten Aufruhrplane kamen um so schneller zur Reife. In Lacknau, wo nur 500 europäische Soldaten waren, rebellirten sie am 24. Mai. Kurz vorher war der besonnene, fromme Sir Henry Lawrence vom Pandschab her als Obercommissär angekommen, der nun schnell die kräftigsten Maßregeln traf, und alle Kranke, Kinder, Frauen, an 1000 Personen, in's Residentschaftsgebäude, das verschanzt wurde, schaffen ließ, aber am 4.

Juli an einer erhaltenen Wunde starb. Bekannt ist die Ausdauer der Belagerten unter Major Inglis, die vier Monate lang hinter einem nur fünf Fuß hohen Wall gegen 40—60,000 Feinde, trotz aller Geschosse, die auf sie fielen, und trotz aller Minen, die unter ihnen gegraben wurden, sich zu halten vermochten; und der kühne Siegeszug des frommen Helden Havelock, der mit kaum mehr als 1000 Mann durch zahllose Schlachten gegen viele Tausende, von Allahabad und Kanpur her, zu den Belagerten sich hindurch schlug und diese wenigstens vorläufig rettete, bis völliger Entsatz kam.

In dem großen Königreich konnte die Mission erst in neuester Zeit das Netz auswerfen; früher waren die Verhältnisse zu ungünstig. Abdul Messih, dessen Eltern in Lacknau wohnten, machte gesegnete Besuche daselbst (1814 und 1824), und starb hier 1826, von den Seinigen geliebt und geschätzt. Eine Hinduschule hatte ein Engländer von 1817—1822; und von Tschunar aus kam seit 1831 öfters der thätige Missionar Bowley, einen Bücherladen errichtend und da und dort predigend. Nach der Meuterei aber begann 1858 die englisch-kirchliche Gesellschaft eine Mission in Lacknau durch Missionar Leupolt von Benares, dem einer der geleerten Paläste eingeräumt wurde. Auf den Stirnen der Eingebornen stand geschrieben: „Mit uns ist's aus!"; und sie sagten: „Hier war der Kampf zwischen Muhammed und Christus!" In 1860 Taufe eines Gelehrten mit seiner Familie; im Ganzen sind seit der Besetzung 89 Heiden und Muhammedaner bekehrt worden.

Die Mission der amerikanischen Methodisten (S. 347.) hat in Audh drei Stationen mit fünf Missionaren und zehn eingebornen Gehilfen: 1) Lacknau, am stärksten besetzt; 2) Sitapur; 3) Lakhmanpur.

3) Gorackpur, Hauptstadt eines Distrikts, der 3 Millionen Einwohner zählt, und 1801 an die Britten abgetreten wurde. Der Distrikt hat von Audh an gegen Osten eine Länge von 50 Stunden, und zwischen Nepal und dem Goggra eine Breite von 30 Stunden. Von Nepal ist er durch das sumpfige, mit wilden Büffeln, Elephanten, Tigern rc. wimmelnde Tarai getrennt. Die

Hauptstadt mit 70,000 Einwohnern ist heilig, weil der Weltentsager Goraknath hier begraben liegt. In der Nähe ist auch das Grab des berühmten Sektenstifters Kabir, der gegen die Kaste eiferte († um 1500). Die umliegenden Städte haben viele römisch-katholische Hindus wie Tschauri und Bettiah, wo die Regierung (um 1740) dem Papst Land schenkte, das der jeweilige Priester gegen die Zehnten vertheilt. — Die Mission ist eine englisch-kirchliche.

Anfang 1823 mit einer Knaben- und Mädchenschule; 1824 bis 1840 besonders thätig Missionar Wilkinson, der eine Gemeinde bildete, ein Seminar gründete, alle Dörfer besuchte bis nach Baxar, auch über den Distrikt hinaus zu den Mela's der Gangesstädte, ferner nach Ajodhja, dem Geburtsort Ramas, kam. Sein bester Gehilfe war der Scheich Razadeddin (Cornelius), welcher die Bekehrung seines Neffen zu verhindern, das Neue Testament zuerst gelesen und, dadurch gewonnen schwere Verfolgungen zu bestehen hatte. Spätere Missionare Menge, Stern u. s. w. Ein Christendorf, Baschiratpur, (Evangeliumstadt) genannt, entstand 1835, wozu die Regierung 2000 Morgen Land auf 50 Jahre zinsfrei abtrat, vorher ein sumpfiges Dickicht; gothische Kirche, auch ein Waisenhaus; 1838 arge Seuche, da das Dorf fast ausstarb; doch über 200 Christen, als die Meuterei ausbrach. Um nicht verleugnen zu müssen, flohen sie, Hab und Gut im Stich lassend, nach Tschapra im Distrikt Saran, und erfuhren auch von Moslems und Hindus viele Theilnahme und Unterstützung; das Dorf wurde geplündert und verbrannt. Aber 1858 war bald die ganze Mission hergestellt; und der Christen wurden es bis 1860 über 300; auch das Dorf, an einem höheren Ort neu angelegt, erhob sich wieder.

---

9. Die Provinz Allahabad.

§ 120. Zu der jetzigen Provinz Allahabad gehört außer den Distrikten Allahabad, Kanpur, Bandelkhand, von welchen oben (§ 117 und 118) schon die Rede gewesen ist, noch alles Land zwischen dem Königreich Audh nach seiner letzten Begränzung und dem Ganges, östlich bis an den Goggra. Von Allahabad nämlich zieht sich der Ganges in einem nach Süden gerichteten, aber geschlängelten Bogen gegen Osten, und

ist die Entfernung bis an den Einfluß des Goggra über 80 Stunden.

1) Der Distrikt Azimgarh wird von Gorackpur, mit welchem es einst zusammengehörte, durch den Goggra getrennt.

Die Stadt wurde immer nur als Filialort von Gorackpur, Benares, Tschunar her angesehen. Nach der Aufhebung der Regierungsschule betrieben ansässige Engländer 1848 die Errichtung einer Missionsschule durch Missionar Hawes in Dschonpur; zehn Lehrer und Monitoren; in der Meuterei zerstört.

2) Distrikt Ghazipur, südlich von Azimgarh, am Ganges hin bis an den Goggra mit 2 Millionen Bewohnern. Die Hauptstadt am Ganges ist englischer Militärposten.

1820 Baptisten von Serampur, doch mehr reisend und für die Soldaten; sonstige Besuche von vielen andern Missionaren, die auf Märkten und Mela's auftraten, besonders häufig von Missionar Bowley in Tschunar, welcher den ganzen Distrikt bereiste und durch die neue Predigt eigenthümliche Eindrücke macht. Später wurde es eine Station der Berliner Gesellschaft, welche 1842 mit drei Arbeitern die Mission begann, aber der langen Geduldsprüfung der ersten Jahre erlag und im Unruhjahr 1848—1849 den Missionaren empfahl, sich andere Wirkungskreise zu suchen. Dröse und Reuther schlossen sich der kirchlichen Mission an, und auch Hübner verließ die Station 1851. Seit 1854 sind Goßner'sche Brüder in Ghazipur, die auf die ganze Umgegend wirken, eine höhere Knabenschule in der Stadt und mehrere kleinere in den Dörfern leiten. Gemeinde von 61 Seelen. Bruder Zieman hat 1861 ganz Audh mit der Predigt des Worts durchzogen.

3) Distrikt Dschonpur, seitwärts von Azimgarh, mit dem er jetzt vereinigt ist, mit 3341 Ortschaften und 800,000 Einwohnern, davon $^3/_4$ Ackersleute, $^1/_8$ Moslems sind. Die Hauptstadt am Flusse Gomati, 18 Stunden von Benares, ist mehr muhammedanisch und hat 20,000 Einwohner, mit den Vorstädten 80,000, und schöne Ruinen.

1832 eine Freischule; 1841 englisch-kirchliche Station; eine gothische Kirche, von englischen Ansiedlern erbaut. Missionar Hawes mit J. Cäsar, einen gewandten und kenntnißreichen Schullehrer, im Land geboren; Predigten auf der Brücke, auf welcher fortwährend Menschen aller Art vorbeiströmen; Ver-

sammlungen von Armen, Blinden, Lahmen vor dem Hause des Katecheten; allmählig 19 Lehrer und Schulen in den Dörfern; ein Christendorf in der Nähe der Missionsgebäude; 1854 Missionar Reuther, der sammt seiner Familie in der Meuterei, welche Alles zerstörte, wunderbar errettet wurde; 1860 Erneuerung der Schule in Zafferabad.

4) Distrikt Benares, nicht gar groß und westlich von Ghazipur, diesseits und jenseits des Ganges. Die Stadt am linken Ufer ist 24 Stunden von Allahabad und 180 Stunden von Kalkutta entfernt. Der Radscha wohnt in Ramnagar am andern Ufer. Den Engländern wurde 1775 die Stadt übergeben. In der Meuterei schwebte sie in großer Gefahr; aber noch zu rechter Zeit kam Oberst Neil mit etlichen Truppen und konnte die Sipahis, die schon in der nächsten Nacht Aufruhr beginnen wollten, nach kurzem Gefecht den 4. Juni entwaffnen. So blieb es wohl unruhig in der Gegend; aber arge Zerstörungen kamen nicht vor.

Benares (Waranasi) ist der Hauptsitz des Hinduismus und enthält wohl 40,000 Brahmanen unter seinen 200,000 Bewohnern. Man nennt sie Kasi, d. h. die Glänzende; und ihre Heiligkeit ist so groß, daß die Brahmanen behaupten, wer sie sehe, werde selig, sei er auch ein Ungläubiger. Viele Große wohnen hier, um am heiligen Orte zu sterben; der Zufluß der Pilger stockt nie. Der Fluß ist mit Marmortreppen eingefaßt zum heiligen Bad; und überall am Ganges erheben sich heilige Prachtgebäude. Die Hinduuniversität mit 5000 Schülern, 300 Lehrern und einer Sternwarte, die zahlreichen Collegien und Schulen, in welchen die Brahmanen ihre mancherlei philosophischen Systeme darlegen, machen Benares zum Athen Indiens. Die Straßen sind ausnehmend eng und werden oft durch heilige Stiere, Affen, Bettler, Kranke, Fakirs &c. ganz gesperrt. Mittelpunkt der Stadt sind die berühmten Tempel des Schiwa (als Wischweschwar Herr des Alls) und der Durga, seiner Gattin. Nirgends waren die Wittwenverbrennungen so alltäglich, die Selbstmorde im Wasser und sonst so häufig. Am Marktplatze sah ein Missionar den Leichnam eines Brahmanen, der sich, um den Göttern ein Opfer zu bringen, die Kehle abschnitt. Ein Anderer hatte sich die Zunge ausgeschnitten. Früher gab es sogar Leute, die sich, den Göttern zu Ehren, vermittelst einer besonderen Maschine die Köpfe abschnitten.

Nach Benares, einem großen Bollwerk der Finster-

niß, richtete frühzeitig die Mission ihre Blicke; und verschiedene Gesellschaften mit sehr ausgezeichneten Missionaren wagten sich dahin. Anfangs erregte die Predigt Aufsehen, bald Staunen und Verwunderung, auch Einwendungen, Widerspruch, Feindseligkeiten, bis sie auch Anklang und Billigung fand. Die vielen Schulen, Traktate, Zeugnisse jeder Art veränderten allmählig die ganze Grundanschauung des Volks, der Gelehrten und Ungelehrten; und blieb auch die Zahl der Getauften klein, so sind doch allmählig unzählige Zuhörer den unbekehrten Kirchgängern in der Christenheit ähnlich geworden, die nur noch nicht die Kraft besitzen, es zur völligen Umkehr zu bringen. „Segen, Segen, Segen dem Sahib, der uns solche Lehren bringt!“ konnte man einen Brahmanen, und während zahlreiche Stimmen den Segensruf wiederholten, einen Andern ausrufen hören: „Fluch, Fluch, Fluch allen Purana's“ (d. h. Göttergeschichten). Die Veränderung beweist vornehmlich ein Verein, der sich 1850 ganz unabhängig von den Europäern gebildet hat, und dessen Zweck auf die Verbesserung der moralischen Zustände der Hindus hinzielt. Sie verbanden sich, nicht zu lügen, nicht zu betrügen, nicht zu stehlen; ja sie wollen gegen den Kastenunterschied arbeiten, gegen den Druck des weiblichen Geschlechts 2c. Mit der Zeit mag Solches mit einem Uebertritt zum Christenthum enden.

Missionen: a) Baptisten von Serampur: Anfang 1816 durch W. Smith, den älteren, indischer Abkunft, fromm und kenntnißreich, der überall zu sehen war, Jedermann ansprach, keine Volkshaufen scheute, überwältigende Beredtsamkeit zeigte, auch weite Predigtreisen in Städten und Dörfern und auf alle Mela's machte, Alles in Gemeinschaft mit Missionaren anderer Gesellschaften; er blieb allein bis 1847, überlebte die Meuterei und starb erst 1859, ziemlich entkräftet, nach 43jährigem Wirken, als Vater von Jedermann hochgeachtet; Kirchenglieder 22. — b) Kaplan Corrie, seit 1806 in Tschunar, eröffnete von da aus Schulen in Benares, und baute zuerst in Secrole, einem reichen, meist von Engländern bewohnten Dorfe bei Benares, dann in der Stadt selbst eine Kapelle; 1817 wurde er selbst Kaplan in Benares, und brachte den jungen Adlington mit, der in Westindien geboren, in Ostindien erzogen, in England

zum Missionsdienste gebildet war, und andere Jünglinge für Schulen und Predigt; Zusammentreffen mit einem reichen Hindu aus Bengalen, der in Benares des heiligen Bades wegen sich angesiedelt hatte; dieser trat zuerst dem Baptisten W. Smith näher, stellte dann auf eigene Kosten fünf christliche Vorleser an, erklärte laut seinen Glauben an Christum, gründete erst eine Schule für die englische, persische und Hindu-Sprache, und schenkte zuletzt durch Corrie sein Haus, das ihn 48,000 Rupien gekostet hatte, der Mission, woraus die christlich gehaltene Freischule des Dschaya Narayana Gopal entstand, 1818, welche Arme unentgeldlich, Reiche gegen Bezahlung aufnahm und stets 150—200 Zöglinge hatte. Leider ist der Geber 1822 mit dem Bekenntniß gestorben, die Wahrheit gesucht, aber nicht gefunden zu haben. 1843 vermehrten seine Enkel die Schenkung durch Errichtung eines Baus für 600 Schüler. — c) Englisch-kirchliche Gesellschaft, seit 1820, hatte zunächst drei Stationen: Obige Freischule, das ältere Secrole und das Dorf Sigra, wo neue Missionsgebäude aufgeführt wurden; 1833 neue Missionen, darunter der jüngere W. Smith und Leupolt, beide höchst thätig und gesegnet; 10—12 Predigtorte in der Stadt; Schulen bis zu 600 Schülern; inniges Verhältniß mit dem älteren W. Smith; Wanderungen im Distrikt in 450—500 Städten und Dörfern; viele Taufen. Seit 1838 Waisenhäuser für Knaben und Mädchen, welche später zwei Christendörfer bildeten: Sigra, jetzt mit 238 Christen, und Gharwa, fünf Stunden entfernt, mit 20. Während des Aufruhrs konnte Leupolt gefahrlos im Distrikt umhergehen, und für die Besatzung Proviant herbeischaffen; für zwei Katecheten verbürgte sich die Heidenbevölkerung, die Christendörfer blieben unversehrt. Ein wunderthätiger Brahmane, von seinem Anhang als Halbgott verehrt, bekehrte sich 1860 und opferte sein großes Einkommen; schon sind mehrere seiner Jünger getauft. — d) Londoner Gesellschaft seit 1820; Missionar Adam gründete Schulen, die später, da Robertson folgte, in Conflikt mit den Heidensitten kamen, keine Kinder aufnahmen, die an diesen hingen, und doch zahlreich besucht wurden; die zehn Gebote in großer Schrift auf zwei Tafeln an zwei sehr besuchten Orten aufgestellt, welchen die Brahmanen zwei andere Tafeln mit dem kurzen Inhalt der Hindureligion gegenüberstellten; der tüchtige Robertson starb 1833; Buyers und Andere folgten; zuletzt 10—15 Schulen mit 500 Kindern, und eine Centralschule unter Babu Ram Tschandra; Gemeinde 99 Seelen.

5) Distrikt Mirzapur, südwestlich von Benares, am rechten Ufer des Ganges, welcher hier eine starke Krümmung nach Norden macht, westlich an das unabhängige

Rewa stoßend. Die Hauptstadt Mirzapur, 15 Stunden von Benares, erst neu in ihrer gegenwärtigen Gestalt gebaut, mit weiten, geraden Straßen und festen Häusern nach der Anordnung der Engländer, ist die bedeutendste Handels- und Fabrikstadt Oberindiens und Hauptmarkt der Baumwolle. Sie zählt 60,000 Einwohner, darunter 7000 Moslems, sonst Hindu's. Zur Zeit der großen Mela's strömen 40,000 Menschen her. Im gleichen Distrikt liegt Tschunar, nur acht Stunden von Benares, am rechten Ufer des Ganges auf einem mächtigen Felsen, von dessen gäher Höhe gerade über dem Strom die Wälle und Festungsmauern herabblicken. Die Stadt war schon vor 350 Jahren unter dem alten Namen Tschandalghar berühmt als Residenz des Afghanenfürsten Schir-Khan. Von den Mongolen und hernach von den Engländern erobert, galt die Feste stets für einen wichtigen Militärplatz in der Nähe der Hauptstädte Benares und Allahabad. Die Mission hat sich in beiden Städten des Distrikts versucht.

Mission: a) In Mirzapur geschah zuerst viel durch Besuche von Bowley aus Tschunar, und von dem älteren W. Smith aus Benares; 1837 Londoner Gesellschaft, deren Hauptmissionar Mather noch auf dem Platze ist; 1838 Waisenhäuser und später ein Christendorf neben den Missionsgebäuden; seit 1841 Besuche im Gebiet des Radscha von Rewa, wo gegen Erwartung offene Thüren in Städten und Dörfern waren; 1845 ꝛc. Presse, Freischule, Kapellen, Kleinkinderschulen, Volksschulen, Leihbibliothek, 1859 Bekehrung einer ganzen Brahmanenfamilie. Gemeinde von 110 Seelen. — b) In Tschunar gesegnetes Wirken des Kaplans Corrie von 1806—1812, der eine Kapelle und eine Kirche erbaute; seit 1816, besonders 1845—1849 Baptisten, jetzt nicht mehr; englisch-kirchliche Gesellschaft seit 1816 durch den Indobritten W. Bowley, in der Waisenschule zu Kidderpur erzogen, 1798 Tambour, später Schullehrer, 1825 ordinirt; er zeichnete sich durch musterhafte Frömmigkeit, durch Geschicklichkeit und unermüdlichen Eifer auf den Ghats und Mela's und sonst aus, bis er 1843 starb; 1822 erstes Asyl für eingeborne Wittwen, welche in 12 von der Regierung gebauten Häusern untergebracht wurden; 1832 Gründung eines Christendorfs durch Hilfe eines Vermächtnisses; die Waisenkinder wurden 1844 nach Benares abgegeben; je und je wurden

ganze Schaaren getauft, wie 1821 allein 21 Erwachsene. Manche Missionare kamen; jetzt wird die Tschunargemeinde, 80 Seelen, als Filial von Benares durch einen eingebornen Prediger bedient.

6) Westliche Länder. Westlich von den Gangesdistrikten Allahabads liegen zunächst Bandelkhand und Rewa, durch das Kimurgebirge von einander geschieden. Beide bilden theils tributäre Staaten, theils tributfreie Schutzstaaten unter verschiedenen Radscha's, welche wohl je und je von Missionaren und Reisepredigern besucht worden sind, aber keine Stationen enthalten. Südlicher beginnen die sogenannten cedirten Länder, die noch weit jenseits der Narmada sich erstrecken und den Engländern ganz unterworfen sind. Die nächsten Distrikte unter ihnen nach Osten, Sagar und Dschabbelpur (Jubbelpur), gleichfalls durch das Kimurgebirge von einander geschieden, reichen bis an die Narmada; und diese sind ein Missionsfeld.

Missionen: 1) Der Distrikt Sagar hat gegen zwei Millionen Einwohner, darunter etwa 70,000 Moslems, und eine sehr gemäßigte Temperatur. Die Hauptstadt, 100 Stunden von Allahabad, hat 70,000 Einwohner. Sie war von 1848 an Station der Baptisten, und Missionar Makepeace von Agra hatte außer den Arbeiten in Stadt und Vorstädten noch vier Dörfer unter seiner Pflege. Sein Nachfolger kam auch nach Gondwana im Süden, und hielt sich 1851 an den Ufern der Narmada auf, wo eben Mela war von mehr kommerciellem als religiösem Charakter, zu welcher sich Tausende sammelten, denen das Evangelium etwas ganz Neues war. — Später 1857 kam ein Missionar der Ausbreitungs-Gesellschaft nach Sagar, um dort die Reisepredigt zu betreiben.

2) Der Distrikt Dschabbelpur hat etwa drei Millionen Einwohner, meist Hindu's. In der Hauptstadt, in der Nähe der Narmada, an der Straße von Mirzapur nach Bombay, mit 30,000 Einwohnern, wurde viel von ansäßigen Engländern für die Mission vorbereitet. Hier ist die berühmte Industrieschule der Thags, worin mehr als 1000 Männer und Kinder dieser Sekte von Raubmördern zu nützlichen Beschäftigungen, wie Zeltfabrikation 2c. angehalten werden. — Auf den Wunsch eines englischen Beamten in Dschabbelpur, der selbst nach Kräften das Evangelium in weiten Kreisen verbreitet hat, kamen 1842 sechs Goßner'sche Brüder, darunter der Basler Lösch nach Gondwana, und begaben sich zuerst auf die Höhen der Narmadaquellen, wo sie im Dorfe Karandschia sich ansiedelten. Sie

fanden das Land zwischen Dschabbelpur und Amarkantak sehr schwach bevölkert und das schöne Hochland fast unangebaut. Doch herrscht dort neben der angenehmen Kühle ein gefährliches Klimafieber. Die Gonds zeigten sich zutraulich und zuvorkommend. Aber schon 1843 kam die erschütternde Nachricht, daß vier der Brüder in Einer Nacht, die sie in einem Heidentempel zubrachten, von der Cholera befallen und hingerafft worden. Die beiden Uebrigen zogen nach Kampti und schloßen sich der freischottischen Mission an, starben aber in nicht langer Zeit. Auch die zwei nachgekommenen Brüder suchten sich andere Wirkungskreise. — Erst 1854 sandte die englisch-kirchliche Gesellschaft zuerst den Katecheten Rebsch, der schon 12 Jahre in Indien gewesen war, und neben den später Missionar Stuart kam. Die Begierde des Volks ist hier groß, und besonders merkwürdig ist die Bekehrungsgeschichte eines gelehrten Brahmanen von einem nahen Brahmanendorfe, um dessen Unterweisungen sich jetzt viele mit Interesse sammeln. Es sind nun mehrere Predigtplätze da, vier Knabenschulen und eine Musterschule im ehemaligen Regierungskollegium, das nach Sagar verlegt worden ist. Während des Aufruhrs fanden die Christen englischen Schutz. Besuche werden auch in der großen Stadt Narsingpur, 25 Stunden südwestlich, und in Seoni an der Straße nach Dekkan, 35 Stunden südlich, gemacht. Ueberall ist die Predigt neu, obwohl da und dort ehemalige Schüler von Agra und Benares angetroffen werden, an welchen nicht Alles verloren scheint.

---

10. Die Provinz Behar.

§ 121. Die Provinz Behar, ehemals Magadha genannt, die Wiege des Buddhismus, ist ein Wellenland, das von den Abfällen des Himalaya im Norden bis zu denen der Windhjagebirge im Süden reicht, durch den Ganges getheilt, fruchtbar und dicht bevölkert von fast 11 Millionen Einwohner, welche meist Ackerbauer sind. Der Ganges geht 60—70 Fuß tief, zwei Stunden breit, mit Häusermassen an seinen Gestaden bekränzt, reizend fort durch romantische Hügelreihen, stolze Palmenwälder, liebliche Pflanzungen, üppige Opiumfelder und schöne Inseln. Aber die Mission hat in diesen Mitteländern viel weniger versucht, als in Ober- und Niederindien. Jenseits des Ganges bis zum Tarai des

Himalaya sind die Distrikte Saran und Tirhut, diesseits das eigentliche Behar.

1) Der Distrikt Saran stößt an Gorackpur, und zieht sich am Ganges, bis zur Mündung des großen Gandak, der den Distrikt quer in der Mitte durchschneidet. Im südlichen Theile liegt Tschapra. Der ganze, wenig besuchte Distrikt hat etwa 1½ Millionen Einwohner. Missionen sind nur von Goßners Brüdern (§ 111, 5.) errichtet worden.

Stationen: a) Tschapra in der Nähe des Ganges, an einem Gangesarm, der nur in der Regenzeit Wasser hat und schiffbar ist; 50,000 Einwohner, lebhafter Handel mit Nepal. Die Brüder kamen 1839 von Hadschipur her, und schlugen außerhalb der Stadt ihr Zelt auf; Morgens gingen sie in die Stadt, um auf den Straßen zu predigen, fanden aber am dritten Tage die ausgetheilten Bücher und Traktate auf der Straße zerrissen hingeworfen; Missionar Stolzenburg und andere Brüder seit 1840, viele feindselige Bewegungen und ausgesprengte Lügen; doch Bau einer Kirche, viele Taufen, und Segen in der ganzen Umgegend. Jetzt (1860) eine Gemeinde mit etlichen hundert Seelen, Waisenanstalten, acht Knaben- und Mädchenschulen in der Stadt und auf dem Lande. — b) Ribelgandsch, einige Stunden aufwärts am Ganges; thätige Brüder seit 1840, jetzt Filial von Tschapra.

2) Der Distrikt Tirhut stößt an Saran. Er liegt zwischen Nepal und dem Ganges mit einer Breite von 40 Stunden und einer Länge von Westen nach Osten von 60 Stunden, bis zum ansehnlichen Flusse Kosi, der von Nepal her in gerader Richtung dem Ganges zuströmt. Das Land ist reich an Kultur und hat im Tarai des Norden große Waldungen, ist aber bisher fast gar nicht besucht worden, indem nur die leicht erreichbaren Städte und Dörfer am Ganges, die Zielpunkte der Reiseprediger waren. Hieher kamen besonders Baptisten; und erst Goßnersbrüder gingen tiefer in's Land hinein.

Stationen: a) Hadschipur „die Pilgerstadt" gegenüber von Patna, an der Einmündung des Gandak in den Ganges; fleißig besuchte Mela's und berühmter Pferdemarkt. Baptisten seit 1812, zuerst Moore, der Versuche mit Hinduschulen in der Stadt und auf den Dörfern machte, später von Monghyr

aus Missionar Leslie, der fünf Christen aus Hindu's und Moslems predigen und wirken ließ, auch 1831 in Berührung mit Fürsten kam, die die Mela besuchten. — Die Erstlinge der Goßner-Mission ließen sich von Patna aus in Hadschipur nieder, wo sie 1839 am Tamarindenstrande ein Bangala (einfaches Haus) bezogen; auf dem Bazar die Moslems feindselige und ruhestörende Zwischenschreier. „Laß dir eine Geschichte erzählen," sagte der Missionar zu einem Solchen: „Ein Stier graste ruhig auf der Waide. Da kam ein Hund, bellte ihn an und trieb ihn fort. Warum mißgönnst du mir, sagte der Stier, das schöne Gras, das du doch selbst nicht fressen willst?" Der Schreier ging beschämt fort. Liebliche Erfahrung mit Bootleuten, die aus der Ferne kamen, um Tabak und Götzen zu laden, und mit welchen, bis sie wieder abreisten, die Brüder in den freundlichsten Verkehr kamen. Viele Besuche den Gandak hinauf, wo noch nie ein Missionar gewesen war. Jetzt ist die Stadt keine Station mehr, wird aber fleißig besucht. — b) Muzafferpur, 15 Stunden weiter nördlich, eine kleine Distriktsstadt am kleinen Gandak; katholische Missionare gehen im Distrikt umher und machen viele Proselyten. Goßner'sche Brüder kamen 1840, und nährten sich theilweise als Uhrmacher. Sie waren sehr eifrig und tauften im Ganzen über 200 Personen; jetzt (1861) haben sie im Distrikt eine Gemeinde von 161 Seelen, eine Kapelle, Waisenanstalten, eine lithographische Presse, sonst noch viel besuchte Knaben- und Mädchenschulen, Filial Muriaro; auch Einfluß auf die große Stadt Darbanga, 14 Stunden östlicher, mit 100,000 Einwohner.

3) Der Distrikt Schahabad diesseits des Ganges, unterhalb der Provinzdistrikte Allahabads, zwischen dem Ganges und Sona, der bei Dinapur in jenen fließt, ist etwa 50 Stunden lang, und 20 Stunden breit. Die Hauptstadt mit einer Festung ist Baxar, eine muhammedanische Stadt, jedoch mit vielen Hindu's. Sie liegt am Ganges in der Mitte zwischen Benares und Patna, von beiden je 30 Stunden entfernt, in einer blühenden Ebene, und ist berühmt durch einen folgenreichen Sieg der Briten über die Moslemherrscher des Landes. Andere Städte sind Arrah, Sasseram und die alte Festung Rhotas. — Der ganze Distrikt ist zwar je und je von Reisepredigern durchwandert worden; aber zu Stationen kam es fast nur in Baxar, wo zuerst Kaplane und Baptisten wirkten, jetzt Goßner'sche Brüder.

Nach Baxar kam seit 1809 je und je Kaplan H. Martyn von Dinapur; von Tschunar her Kaplan Corrie, der eine Kapelle baute und eine Schule errichtete, auch W. Bowley veranlaßte, die 20 Hinduchristen, meist Frauen englischer Soldaten, zu sammeln. Bowley fand seit 1818 vielen Eingang, und machte Rundreisen durch die Dörfer des Distrikts; seit 1819 leiteten Hinduprediger die Schule, bis 1836 auf kurze Zeit Missionar Moore her kam. Baptisten, wie Burton und Smith, kamen seit 1828 vorübergehend; sonst Besuche vieler Missionare auf den Mela's. Seit 1840 Goßner'sche Brüder, die mit gewohnter Einfalt und Rührigkeit von Dorf zu Dorf zogen, dann in Arrah sich fester ansiedelten, bis sie 1855 Baxar bezogen, wo sie jetzt viel versprechende Schulen und eine Gemeinde von 22 Seelen gesammelt haben.

4) Der Distrikt Behar dehnt sich auf der andern Seite des Sona längs von Schahabad hin, und ist durch den Ganges von Tirhut getrennt. Er enthält zwei Millionen Hindu's, und 700,000 Moslems. Innerhalb des Distrikts ist noch wenig für die Mission geschehen, von Kaplanen, Baptisten und Goßner'schen Brüdern.

Stationen: a) Dinapur (eigentlich Danapur), 20,000 Einwohner, bedeutender britischer Militärplatz. In den Dörfern umher hie und da europäische Arbeiter. — 1806—1809 Kaplan H. Martyn; er fand noch einen sehr harten Boden, errichtete aber auf eigene Kosten fünf Schulen in und um Dinapur, übersetzte die englische Liturgie ins Hindustani und hielt Gottesdienste für Hindu's, von etwa 200 Zuhörer; er sah manche Frucht, machte auch auf die Rani (Fürstin) von Daud-nagar am Sona, durch das Evangelium Matthäi tiefere Eindrücke. — b) Digah, ein Dorf bei Dinapur, wo die Serampur Mission ein Gebäude 1811 ankaufte, und das der Mittelpunkt eines vieljährigen ausgedehnten Wirkens wurde; besonders gesegnet war die Arbeit des 70jährigen Brindaban, eines bekehrten Hindu, der rüstig von Dorf zu Dorf zog; Schulen in der Umgegend und Einfluß bis nach Sassaram, einer schönen Stadt mit vielen Ueberresten muhammedanischen Glanzes. — c) Patna, eine Riesenstadt mit mindestens 300,000 Einwohner, meist Hindu's, Sitz der Gerichtshöfe und Behörden; starke Industrie; eine Unzahl von Palästen, Pagoden und Moscheen, auch eine katholische Kirche; die Häusermasse liegt drei Stunden lang am Ufer des Ganges hin, der hier zwei Stunden breit ist. Hier ungefähr stand das alte Pataliputra mit 64 Thoren und 570 Thürmen, die Metropole der Prasier. — 1812—1818 Thomson, in Indien geboren, darum mit den Landessprachen vertraut, predigte in vier Häusern, und durchwanderte Städte und Dörfer;

1815 Taufe von mehreren Männern, die fortan eifrige Mitarbeiter wurden. Kälberer Freimissionar der Baptisten-Gesellschaft seit 1836 mit 11 Kirchengliedern. — In Patna stand auch seit 1831 der englische Prediger (Freimissionar) Start, welcher auf einem Besuch in Europa Prediger Goßner zu seinen Missionen aufmunterte, und seit 1838 mehr als 20 Brüder aufnahm und nach Bedürfniß unterstützte. Mehrere suchten sich später andere Wirkungsplätze, obwohl ihrer Manche den Distrikt durchwandert und bearbeitet haben, wie der tüchtige Mc Cumby. Auch die Ausbr.-Gesellsch. hat hier eine Mission angefangen 1860 durch Vernier, einen bekehrten katholischen Missionar. — d) Behar (Wihara, d. h. Buddhistenkirche), die ehemalige Hauptstadt, acht Stunden vom Ganges, immer noch ansehnlich, mit 20,000—30 000 Einwohner. — e) Gaya, 30 Stunden südwestlich von Patna, eine Stadt der Tempel, die gegen 1000 Heiligthümer enthält, und zu welcher zahlreiche Wallfahrer kommen, um den Geistern ihrer abgeschiedenen Ahnen und Verwandten zu opfern; 40,000 Einwohner, darunter die Gayawals, Missionare des Tempeldienstes, welche aus ganz Indien Pilger herbeilocken; 1815 der Baptistenmissionar Fowles, jetzt (1860) Missionar Greiff, früher Goßner'scher Bruder, der zu den Baptisten übertrat und hauptsächlich unter Muhamedanern wirkt. — Der schottische Missionar Clark 1860 wendet sich mehr zu den Hindu's.

5) Der Distrikt Ramgarh südlich von Behar lehnt sich an die hieher reichenden Windhyagebirge. Er hat eine Million Einwohner, fast nur Hindu's, und nur kleine Städte, die aber durch Straßen und Pässe etwas belebt sind. Nur Goßner'sche Brüder haben diesen Distrikt in's Auge gefaßt.

Station: Hazaribagh, Hauptort des Distrikts und Sitz eines englischen Gerichts, gehört schon zum Gebiet der Bergvölker (§ 122, 2.). In Hazaribagh ließ sich 1853 Missionar Batsch nieder, rührig unter den Hindu's arbeitend. Doch zogen sich später die Kräfte dieser Mission hauptsächlich auf die Bergdistrikte unter die Kols, von welchen große Waldungen und unwegsame Gebirge trennen. 1861 ist die Station um der umwohnenden Santals willen erneuert worden.

6) Der Distrikt Bhagalpur mit zwei Millionen Einwohner, voll von heiligen Oertern und merkwürdigen Ruinen, liegt nordöstlich von Ramgarh in dem Eck, welches der Ganges da bildet, wo er sich südwärts wendet. Dort engen die nördlichen Ausläufer des Windhya-

gebirgs den Fluß ein, und machen durch feuchte Wälder das Land ungesund für alle Fremden.

Stationen: a) Monghyr, eigentlich Mudagiri, 40 Stunden von Patna, war einst einer der festesten Grenzplätze des Mogulreichs, später ein Militärposten. Die Stadt hat eine Wallfahrtsmoschee und warme Heilquellen in der Nähe; und ihre 30,000 Einwohner sind theils geschickte und thätige Handwerker, theils berühmte Gärtner. 1816 Missionar Chamberlain, später Leslie und andere Baptisten, welche mit tüchtigen Nationalgehilfen theils an dem Ufer umherfuhren, theils in der Umgegend Wanderungen machten, auch auf die Berge kamen, eine Zeitlang über 12 Schulen hatten und eine Gemeinde gründeten; sie kommen auch über den Ganges herüber in die Dörfer am Gandak hin. — Hier vereitelte 1857 ein Hindu-Christ das Komplot zur Ermordung aller Europäer, wurde aber für seine Angabe gefangen gesetzt, während die hohen Verschworenen ihre Aemter behielten. Kirchenglieder 71. — b) Bhagalpur, 15 Stunden südlicher, mit 30,000 Einwohnern, lebhaften Bazars, einer katholischen Kirche, und Gewerben. Sonst hat die Stadt elende Hütten, und ist in Felder, Gärten, Pflanzungen so getheilt, daß sie mehr einem bewohnten Wald als einer Stadt ähnlich sieht. Die alte Festung Karrangarh steht auf einem Waldhügel. Hieher, unter fanatische Moslems und Hindu's, kamen vorerst seit 1816 besuchsweise die Arbeiter von Monghyr. Seit 1850 sind englisch-kirchliche Missionare da, in deren Schulen auch Santals und Pahari's sich befinden, und die in der Umgegend umher gegen 300 bekehrte Hindu's haben. Von den Schulen auf den Bergen siehe § 122. — c) Radschmahal am Ganges, am Fuß der östlichen Bergabfälle, gegenüber vom Distrikt Malda, wurde nur je und je besucht, um von hier aus zu den Bergbewohnern zu kommen.

---

11. Die östlichen Windhya-Berge.

§ 122. Schon oben (§ 97) haben wir von dem Windhyagebirge gesprochen, welches sich vom Golf von Kambay aus, quer durch die Mitte Indiens hindurchzieht. Dasselbe läuft parallel mit der nördlichen Grenzmauer des Himalaya, und seinen äußersten Ostpunkt bilden die Radschmahalberge, welche unmittelbar an die fruchtbaren Ufer des Ganges abfallen. Diese Bergreviere, zerklüftet, mit vielen tiefen Schluchten und Thalgründen durchfurcht, und am Fuße mit einem Gürtel

feuchten Urwalds, der von reißenden Thieren wimmelt, umgeben, beherbergen eine Reihe von Völkerschaften, die sich durch Abstammung und Körperbildung, so wie durch Sprache, Sitte und Religion von den Hindu's und Moslems der Ebene wesentlich unterscheiden. Sie sind Ueberreste der drawidischen Ureinwohner, welche sich der Einreihung in die Hindukasten erwehrten, und in ihren unwegsamen Gebirgen die altväterliche Sitte retteten. So blieben sie ein inselartig abgeschlossenes, selbständiges, in viele Stämme getheiltes Geschlecht mit uralten Feudalzuständen, ohne andere als Stammeskaste, ohne brahmanischen Götterdienst, mit eigenthümlichen Ceremonien zur Abwendung des Einflusses böser Geister. Theile jener Gebirgsvölker sind die Khunds, die Bhils, die Kols, die Pahari's, die Santals. Nur von den drei letzten haben wir hier zu reden.

1) Die Pahari's („Bergleute") auf den östlichsten Höhen des Windhyagebirgs, welche nach Westen Karrakpurberge heißen und nach Bhagalpur abfallen, nach Osten Radschmahalberge genannt werden, sind längst als ein wildes, kriegerisches und gefährliches Bergvolk bekannt. Sie wohnen hinter der Fieberregion der Sümpfe, in den Schluchten und auf den Bergkuppen vor jedem Feinde sicher und waren lange wegen ihrer gähen Raubzüge gefürchtet. Letztere entstanden durch eine grausame und unmenschliche Behandlung von Seiten der Zemindars der Ebene, welchen sich viele Pahari's als Knechte und Taglöhner oder als Pächter hingegeben hatten. Ums Jahr 1780 wurde die Verwaltung jener Gegenden dem jungen Engländer Cleveland anvertraut, der durch liebendes Entgegenkommen das Herz der Pahari's zu gewinnen, ihre Verhältnisse in Ordnung zu bringen, selbst eine Schule unter ihnen zu errichten wußte, aber schon 1784 ein Opfer des Sumpffiebers wurde. Die dankbaren Häuptlinge errichteten ihm auf einem Hügel ein kleines Monument auf eigene Kosten. Seitdem geschah lange nichts mehr für die Pahari's,

und auch der Wunsch des bekannten Dr. Carey (§ 104, 1), mit den Bewohnern der Berge in eine regelmäßige Verbindung zu kommen, wozu die Stationen Goamalty und Miniari am Ganges seit 1808 dienen sollten, ging nicht in Erfüllung, obwohl etliche Male Baptisten auf die Berge kamen. Erst 1825 kam Missionar Christian, ein Deutscher von Geburt, nach Baghalpur, um von da aus der Pahari's sich anzunehmen. Er erlernte rasch deren Sprache, gewann ihre Zuneigung, und verweilte zweimal je drei Monate in ihrer Mitte, weil die Verhältnisse und das Klimafieber nicht weiter gestatteten. Aber schon 1827 sank er mit der ganzen Missionsfamilie, 13 Glieder an der Zahl, am Dschangalfieber in's Grab. Wichtig schien der Besuch zu werden, welchen Missionar Leslie von Monghyr aus 1834 in vielen Dörfern der Pahari's machte, der den Eindruck bekam, daß Viele für die Annahme des Evangeliums bereit wären; aber es blieb bei diesem einmaligen Versuche. — Dagegen wagte es 1846 ein Freimissionar, Hurter von Schaffhausen, von Start (§ 121) angeregt, den Pahari's sich zu nähern, hoffend, neben der Missionsarbeit durch Handel mit Uhren u. s. w. sich sein Brod erwerben zu können; er sammelte die von Christian getauften Bergbewohner, starb aber schon nach anderthalb Jahren. Doch wußte er noch vor seinem Tode die Engländer in Bhagalpur zu einem Eifer für die Pahari-Mission anzuregen; und so entstand 1850 die englisch-kirchliche Mission in Bhagalpur, die vornehmlich den Pahari's gilt. Missionar Dröse (von Ghazipur § 120, 2) hat bereits über 12 Schulen unter ihnen und den Santals, sowie eine Gemeinde von 200 Seelen, und sieht einer reichen Aernte entgegen.

2) Die Santals waren bis in die neueste Zeit wenig erforscht, obwohl sie hart neben den Engländern wohnten. Ihr ursprünglicher Wohnsitz ist auf den Gebirgen von Orissa; und schnelle Vermehrung ihrer Volkszahl veranlaßte einen Theil des Stammes schon vor

langer Zeit zur Auswanderung. Sie siedelten sich vor den Pahari's her auf den nördlichen Abhängen der Radschmahalberge an, und besetzten und bebauten die eigentlichen Fieberdistrikte, die nächsten Thalgründe, die Wald- und Dschangalregion. Als ruhiges, und munteres Volk lebten sie mit altväterlicher Sitte und Dämonendienst, ihre Heerden weidend und Felder bauend, in harmlosem Verkehr mit ihren Nachbarn. Ihre Dörfer, aus Blockhäusern mit Strohdächern bestehend, und nur Eine Straße bildend, sind im dichten Dschangal (Sumpfdickicht) versteckt, mit kleinen angebauten Grundstücken umher, auf welchen Reis, Mais, Senf, Hülsenfrüchte gebaut werden. Trotz alles Verkehrs blieben sie von den Engländern fast unbeachtet, bis sie im Juli 1855 zu einem furchtbaren Aufstand sich erhoben. Sie ermordeten den Polizeibeamten auf den Bergen und stürzten sich, in Wölfe und Tiger umgewandelt, massenhaft sengend und brennend mit ihren tödlichen Pfeilen in die Ebene herab. Die Ursache waren gräuliche Mißhandlungen, die sie, wie zuerst von den Zemindars, so zuletzt von den Steuereinnehmern erlitten hatten, welche beide ein Bedrückungssystem ausübten, bei welchem den arbeitenden Santals so gut als nichts von der Arbeit übrig blieb. Als dennoch die Steuer streng eingetrieben wurde, rieß ihnen die Geduld; wie ein Waldbrand wälzten sie sich gegen Bhagalpur her. Vor ihnen war ein kleiner Gebirgsbach eben von Regenwasser angeschwollen; und Büffelochsen, welche sie in die Strömung trieben, um zu versuchen, ob ein Uebergang möglich wäre, wurden fortgerissen. So lagen sie 14 Tage lang am Ufer; die bestürzte Regierung hatte unterdessen Truppen gesammelt, um den Aufruhr zu bekämpfen. Der Kampf wurde heiß und schrecklich, endete aber mit der Besiegung der Santals und der Verbesserung ihrer Zustände; damit kehrte bei ihnen die ursprüngliche Gutmüthigkeit zurück, wie sich auch während des Kampfes manche Züge edler Art an ihnen geoffenbart hatten. Als

daher in der Meuterei von 1857 die Sipahis auch die Santals zur Empörung reizen wollten und drei Beamte niederschlugen, blieben sie doch alle treu. An den Eisenbahnen wird ihre zuverlässige Arbeit sehr geschätzt. Die englische Regierung sah die Nothwendigkeit ein, etwas für ihre Christianisirung zu thun, um die Wiederkehr roher Ausbrüche zu verhüten, und setzte das nöthige Geld dazu für die englisch-kirchliche Gesellschaft aus. Aber der Direktorenhof zu England, der damals noch bestand, genehmigte es nicht, daß die Regierung mit der Mission gemeinschaftliche Sache mache, und verbot den Beamten jede Betheiligung an der Santalmission. Indessen wurde die Mission in Bhagalpur verstärkt; und sie nahm mit Ernst auch den Santaldistrikt in ihre Pflege. Die Missionare schildern das Volk als ehrlich, gelehrig, voll Rechtsgefühl; die Weiber werden als Freie behandelt. Es besteht bereits eine kleine Gemeinde, und 18 Schulen (auch für Mädchen) sind im Gange. Die Missionare werden vom Volk als seine treuesten Freunde und Wohlthäter betrachtet.

Zu dem Santaldistrikt gehört auch Birbhum mit der Hauptstadt Suri, wo der alte Williamson, ein Schüler Carey's, früher Arzt, nun aber schon 40 Jahre Prediger des Evangeliums, eine kleine Gemeinde von Bengalen gesammelt hat. In neuester Zeit nimmt auch sie sich der Santals an.

3) Die Kols (ein Schimpfname „die Schmutzigen, Schweine") wohnen südlicher, zunächst auf den Bergen zwischen den Distrikten Ramgarh und Burdwan, und weiter nach Süden. Es beginnen hier die ausgedehnten sechs südwestbengalischen Distrikte: Hazaribagh, Lohardagga mit Tschota-Nagpur, Birabhum, Singbhum, Sambalpur. Gegen die bengalische Grenze hin wohnen viele Hindu's, aber der größte Theil der Bevölkerung besteht aus Urstämmen, die sich selbst Urau, Mundari, Santals und Larkas nennen und verschiedene Mundarten reden. Diese Stämme haben im Ganzen noch ihre ursprüngliche Religion und Sitte. Kaste haben sie nur insofern, als jeder Stamm für sich

eine Kaste bildet und keine Gemeinschaft mit einem andern haben will. Ihr König in Patkol hält sich für einen Sohn der großen Schlange (Naga) und betet Schlangen an. Die Kols namentlich sind ein Acker bauendes Volk und haben fast alle ihr Grundeigenthum, sind aber den großen Zemindars (Landhaltern) unterthan als Leibeigene, Erbpächter oder Bauern, und haben unter diesen ihren Herren durch Beeinträchtigungen viel zu leiden. — In jene Gegenden kamen 1845 Goßner'sche Missionare, unter welchen Schatz, Fr. und H. Batsch bekannte Namen sind, namentlich nach Tschota-Nagpur, dessen Hauptort Ranschi heißt; und bald hatten sie fünf Stationen gegründet: Ranschi-Bethesda, Gowindpur, Lohardagga, Pituria und Hazaribagh (letzteres 30 Stunden von Ranschi, s. § 121, 5). Sie hatten es zunächst mehr mit den Hindu's und Moslems des Landes zu thun, welche viel disputirten und wenig Hoffnung gaben, so daß die Arbeit Jahre lang umsonst zu seyn schien. Die Brüder, deren sechs in vier Jahren dahinstarben, verzagten schon, während die Kols tanzten, tranken und spielten. Aber 1850 wurden vier Männer von ihrer Predigt ergriffen. Sie kamen immer regelmäßiger und wurden am Dreieinigkeitstag getauft. Schwere Verfolgung erging über sie, aber der Bann war gebrochen. Das Feuer lief von Dorf zu Dorf, und bald kamen Hunderte aus verschiedenen Dörfern, die sich taufen ließen, und aus den Hunderten wurden es tausend. Dabei hatten sie es nicht leichter, Christ zu werden, als die Hindu's. Denn als Unreine wurden sie aus ihren Geschlechtern gestoßen; die Landhalter nahmen ihnen ihre Aernten weg, ja Haus und Gut; vor Gericht fanden sie wenig Gehör; alle Mißhandlungen mußten sie erdulden; Frauen wurden verstoßen, Kinder enterbt, Eltern verlassen 2c. Manche ließen sich durch die Trübsale zurückschrecken; aber Viele überwanden, und das Werk wurde immer größer. Die Bekehrten erbauten 1855 zu Bethesda eine der schönsten Kirchen Indiens in gothischem

Style, ganz aus eigenen Mitteln, wie sie denn auch die Mission unterstützten und zur Anstellung von Gehilfen aus ihrer Mitte behülflich waren. Das Alles geschah ganz in der Stille, und wurde erst durch die Verfolgungen und falschen Anklagen der Landhalter in Kalkutta bekannt. Damit wurde aber die allgemeine Theilnahme christlicher Engländer dem Werke zugewandt. Vor dem Ausbruch der Meuterei 1857 waren es über 3000, die sich ganz vom Heidenthum losgesagt und um die Missionare gesammelt hatten in etwa 50—60 Dörfern. Nun aber kam eine schwere Zeit: die Missionare mußten fliehen (1. August); auf die Köpfe der Aeltesten wurden Preise gesetzt, Alles geplündert und zerstört. Die Christen flüchteten sich in die Wälder, lebten dort unter strömendem Regen von Wurzeln und Kräutern und sahen besonders die Kinder elendiglich dahinsterben. Andere wurden von ihren Verfolgern ergriffen und schrecklich gemartert; aber nicht Einer von ihnen verleugnete seinen Glauben. Als im Oktober die Missionare wiederkehrten, bekümmert, es möchten Jahre erforderlich seyn, bis das Alte wieder hergestellt wäre, half die thätige Theilnahme der Engländer alle zerstörten Wohnungen und Schulhäuser bald wieder aufbauen; die Gemeinden nahmen reißend schnell zu. Fast sonntäglich kommen Leute aus andern Dörfern und treten in die Kirchengemeinschaft ein; die Zahl der Getauften beläuft sich auf 2000. Die Bewegung hat sich dem ganzen Volke der Kols bis nach Singbhum und Patschet mitgetheilt; schon 18000 in mehr als 900 Dörfern haben den Götzen und der Kaste entsagt und bekennen den Namen Jesu, und wenn kein Hinderniß eintritt, kann in wenigen Jahren das ganze kräftige Urvolk ein christliches seyn. Sie kommen von mehr als 50 Stunden im Umkreis in Schaaren zu den Missionaren; und in der Kirche ist es eine Lust, sie die alten deutschen Kernlieder, in ihre Sprache übersetzt, rhythmisch singen zu hören. Die Schulen werden lebhaft gepflegt; und die tüchtigsten Christen werden im Seminar zu

Aeltesten und Katecheten ausgebildet. Die ganze Mission steht jetzt unter einer Berliner Committee, wird aber vornehmlich von englischen Freunden unterhalten. Als der Gouverneur von Bengalen im Januar 1860 den Distrikt besuchte, war sein Sekretär von Erstauen ganz übernommen über dem, was er dort fand. „Nie hat man," rief er, „etwas Aehnliches in Indien gesehen."

---

12. Bengalen.

a. Ober- und Ostbengalen.

§ 123. Wir kommen zum letzten Theil Bengalens, das (mit Einschluß von Tschittagang) 27 Millionen Einwohner zählt; Ober- und Ostbengalen liegt jenseits Niederbengalen diesseits des Ganges.

In Ober- und Ostbengalen hat die Mission bisher am wenigsten gethan, obgleich gerade hier die Serampur-Brüder im Anfang am Meisten sich ausbreiteten. Brüder aus ihrer Mitte, meist Landesbekehrte, wurden fast in alle Distrikte gesandt, tauften etwa 500 Heiden und ebenso viel Europäer und brachten das erste Dämmerlicht in die umnachteten Länder. Die meisten Stationen jedoch hörten mit der Zeit auf; und nur wenige derselben sind den Baptisten übrig geblieben. Dagegen wurde 1846 durch Dr. Häberlin (§ 112) die Gesellschaft zu Basel angeregt, Stationen in Dakka und weiterhin zu errichten, und dazu eine ziemliche Anzahl Brüder abzuschicken, da sich dort eine besondere Gesellschaft zur Unterstützung dieser Mission gebildet hatte. Aber Häberlin starb 1848, die Freunde zogen sich zurück, etliche Brüder traten zu den Baptisten über; und so erlosch die schön angefangene Mission, indem die übrigen Brüder sonst verwendet wurden.

Uebersicht: 1) Distrikt Purneah, an Tirhut sich anlehnend, zwischen dem Ganges und Nepal; von 1809 an eine Zeitlang Baptisten in der Stadt Purneah, dann auch in Goamalty und Miniari, um eine Verbindung mit den Radschmahalbergen jenseits des Ganges einzuleiten: 1836 gesegneter

Besuch des Missionars Leslie in Purneah, wo die neue Predigt Schaaren herbeizog, die so auf ihn eindrangen, daß ihre öligen Körper seine Kleider verderbten; Besuche anderer, auch Goßner'scher Brüder im Distrikte. — 2) Dinadschpur, weiter östlich bis zum Korotoja, einem Seitenfluß des Brahmaputra; die Hauptstadt, 100 Stunden nördlich von Kalkutta, wurde Mittelpunkt aller östlicheren Missionen der Baptisten; 1805—1830 Missionar Fernandez mit Gehilfen sehr segensreich; der Einfluß so groß, daß eine Gleichgültigkeit gegen die Götzentempel, deren Etliche sogar nebst den Bildern verkauft wurden, wahrnehmbar war; 1830—1855 Smylie, ein in Indien geborner Europäer, der 1853 über 300 Dörfer des Distrikts besuchte. Die Mission zählt nur 18 Kirchenglieder. — 3) Distrikt Rangpur, an Asam stoßend, ein Hügelland mit Wäldern. An der Grenze Butans liegt die kleine Herrschaft Kutsch Behar unter einem abhängigen Radscha. Die Stadt Rangpur mit 20,000 Einwohnern, verschieden von der in Asam (§ 112), ist gut gebaut und thätig im Handel. Bei der kleinen Stadt Tschilmary liegt im Flusse ein zahlreich bewallfahrteter Felsen. Die ganze Gegend ist zwar frühe von Serampur aus bereist worden, hatte aber nie eine förmliche Mission. Ueber Titalaya s. § 111, 9 — 4) Distrikt Malda, südlich von Dinadschpur, am Ganges hin, gegenüber von Radschmahal; Serampur-Gehilfen predigten einige Jahre mit solcher Kraft in der Hauptstadt, daß 5—600 Personen ihre Zuhörer wurden. — 5) Die Distrikte von Radschischaje u. s. w. weite Ebenen von 5—6 Millionen Einwohnern, sind wohl durchreist, aber nie bearbeitet worden. — 6) Erst Dakka, zwischen dem Ganges und Brahmaputra gelegen, hat wieder eine Mission. Die Stadt, 70 Stunden nordöstlich von Kalkutta, mit 150,000 Einwohnern, zur Hälfte Moslems, ist Hauptstadt von Ostbengalen. In ihr eine zahlreiche, die Götzen verwerfende Hindusekte, wie sie leicht da entsteht, wo auch der Islam herrscht. Missionar Leonard 1816 bis 1840; bis 1822 waren es 1300 Schüler in 15 Schulen; in einer persischen Schule Martyns Neues Testament; Eingang unter den Katholiken in und um Dakka; 1840 bis heute R. Robinson mit ehmaligen Basler Missionaren (Bion und Supper). Dr. Häberlin mit Baslern 1847—50, theils in Dakka, theils in Dajapur, wo ein Gut geschenkt wurde; mehrere Täuflinge wurden schrecklich mißhandelt, hielten aber standhaft aus; auch in Naraingandsch, südöstlich von Dakka, wurde ein Haus angeboten. Nach der Aufhebung der Basler Mission blieben die Stationen den Baptisten, die sich sehr rührig zeigen und den ganzen Distrikt durchreisen. (Kirchenglieder 94). — 7) Distrikt Maimansing, nördlich von Dakka, am Brahmaputra bis zu den Garro's hin; Baptisten sind in

der Stadt stationirt und wirken auf die ganze Gegend. — 8) Distrikt Silhet, südlicher, jenseits des Brahmaputra, zwischen dem Ausläufer der Garroberge, mit der Grenzstadt Silhet, 34 Stunden östlich vom Flusse; 1814 kam der getaufte Hindu Pran Krischna von Serampur, und sollte die östlicheren Völker in Hinterindien im Auge haben, welche nicht wie die Hindus durch Kasten und Bildung gehindert sind, eine neue Religion anzunehmen, kehrte aber bald entmuthigt zurück; 1815 wurden de Silva und Bhagawat auf dem Wege nach Silhet rein ausgeplündert. — Die mörderischen Sitten der Bergbewohner, ihre Freiheitsliebe und ihr Haß gegen die Behörden des Niederlandes vereitelten den Aufenthalt in ihren Thälern, und den Plan, Knaben von ihnen in Unterricht zu bekommen. Die Brüder beschränkten sich auf die Dörfer um Silhet her; und nach dem Tode Bhagawats wurde die Mission aufgehoben. — 12) Distrikt Tipperah (Tripura), südlich von Silhet, gegenüber von Dakka, mit dichten Wäldern bis an den Fuß der Berge, da unabhängige, meist wilde, zum Theil kannibalische Völker wohnen. Die Stadt Comilla, 18 Stunden vom Brahmaputra, bezogen 1848 Basler Missionare, mit viel versprechenden Aussichten, auch an die Bergvölker denkend. Günstig war eine Sekte, die Satjapuri's genannt, welche, des Hinduismus müde, ein Besseres in den alten Büchern suchten. Aber die Mission wurde mit Dakka 1850 aufgehoben, und blieb den Baptisten, welche fortwirken, auch in Santipur, in Tschandpur am Brahmaputra und andern Orten, auch den südlichsten Distrikt Bullua bereisen, der bis an den bengalischen Meerbusen reicht.

---

b. Nieder-Bengalen.

aa. Einleitung.

§ 124. Wir kommen herüber nach Niederbengalen, dem Delta des Ganges, welcher sich bei Murschidabad (80 Stunden vom Meere) in zwei Haupttheile theilt, deren einer den Namen Ganges behält, als weiter See bis vier Stunden breit in kaum bemerkbarem Zuge, überall mit Städten, Dörfern, Pagoden besetzt und mit Schiffen bedeckt dahinfließt, und zuletzt mit dem Brahmaputra sich vereinigt, während der andere, Bhagirathi oder Hugly genannt, seinen Lauf nach Süden, an Kalkutta vorbei nimmt. Neben beiden Flüssen winden sich noch

viele andere von der Hauptmasse los; und je näher dem Meere, desto mehr verästeln sich die Wasserzweige, so daß zuletzt über 100 Mündungsarme den großen Strom mit dem Meere vereinigen. Das Land ist eine Tiefebene, auf welcher das Leben der Pflanzen mit riesenhafter Ueppigkeit sich entwickelt. Zwischen den Mündungsarmen dehnt sich das heiße und ungesunde Anschwemmungsland, die Sundarban's, aus, von wo aus weit herauf eine gefährliche Fieberluft wirkt. Fast unerträglich wird die Hitze im hohen Sommer, in welchem, wie der Hindu sagt, „der Boden braun und roth, ja nicht selten die Erde von Eisen, der Himmel glühend Erz wird." — Die Bengalen, die eine vom Hindi verschiedene Sprache reden, sind viel schmiegsamer und weichlicher, als ihre nordwestlichen Nachbarn. Nur ein Fünfftheil sind Moslems, die Andern ergebene Anhänger des Hinduismus. Am meisten gilt Schiwa oder Mahadeo, der Zerstörer von Allem, was Leben und Odem hat. Derselbe wird auf einem weißen Stier reitend und mit einem Halsband von Schädeln dargestellt, in Tigerfelle gekleidet und mit Schlangen behängt. Seine Gattin, die blutdürstige Kali oder Durga, mit schwarzem Angesicht, ist ein Gebilde der grausenhaftesten heidnischen Phantasie, eine Beschützerin der Diebe, Räuber und Mörder. Sie hat drei rothe Augen und eine blutgetränkte goldene Zunge, die sie mehr als einen Fuß lang herausstreckt. Abscheulich ist der Dienst dieser Gottheiten. Im 5. und 6. Jahrhundert übrigens kamen buddhistische Priester von China zurück, welche viele Klöster bauten und überall sich ausbreiteten, jedoch bald wieder in Verfall kamen, und zuletzt ganz aus Bengalen vertrieben wurden. Kaum aber hatten die Brahmanen ihre Herrschaft sich gesichert, als die Moslems das Land überflutheten; und 1206 wurde Bengalen ein Theil des großen Mogulreiches in Delhi. Unter vielen Empörungen und Kriegen machten sich in der Folge viele Nawabs (Statthalter) wieder unabhängiger. Uebrigens mag der Islam mit Ursache seyn, daß im Laufe

der Zeit unter den Hindu's viele Sekten sich bildeten, welche, ein Besseres suchend, vom grellen Götzendienst abwichen. Dergleichen sind besonders die Sekten des Tscheitanja und Kabir (§ 119, 3.), welche schon vor mehreren Jahrhunderten in den Distrikten Nadia und Dschessur sich bildeten.

Die Engländer setzten sich zuerst (1640) am Hugly fest, erbauten 1696 das Fort William und Kalkutta (eigentlich Kalikata) und richteten 1707 eine eigene Präsidentschaft ein. Sie wurden aber vielfältig von den eingebornen Nawabs beunruhigt; und diese machten 1756 einen stürmischen Ueberfall, bei dem Kalkutta erobert wurde. Aber 1757 erfolgte die Schlacht bei Palasi, welche Bengalen zu den Füßen Englands legte. Der Großmogul übertrug 1763 das Land förmlich der englischen Compagnie. Seitdem war England, das seine Macht auch nach Norden ausbreitete, im ungestörten Besitz von Bengalen; und auch die Meuterei von 1857, obwohl sie es hauptsächlich auf Kalkutta abgesehen hatte, kam nirgends zum völligen Ausbruch, weil noch im letzten Augenblick die Sipahis entwaffnet wurden. — Indessen drohte der englischen Herrschaft 1860 durch einen Bauernaufruhr große Gefahr. Der Grund und Boden nämlich in ganz Bengalen gilt nach muhammedanischem Herkommen für Staatseigenthum; die Regierung gibt ihn an gewisse Pächter oder Zemindare in ewigen Erbpacht, gegen eine geringe, sich stets gleichbleibende Grundsteuer. Diese Zemindare halten ihre Unterpächter, welche mit den Rayats oder Bauern, sonst fleißigen, in der Arbeit ausdauernden und mit Wenigem zufriedenen Leuten, Arbeitsverträge abschließen, hiebei aber für ihren eigenen Gewinn so zu sorgen wissen, daß den Rayats für ihre Leistungen so gut als kein Lohn übrig bleibt, gerade wie wir es bei den Santals gesehen haben (§ 122,2). Dasselbe Schicksal hatten die Rayats auf den ausgedehnten Indigofaktoreien unter europäischen Pflanzern, welche namentlich in den Distrikten von Kri-

schnagarh und Nadia, und bis nach Behar hinauf errichtet sind. Die Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen wurden so schreiend, daß endlich den Rayats die Geduld riß; und 1860 erhoben sie sich in Masse gegen die Faktoreien und zerstörten, was sie fanden. Sie wurden durch kecke und gewandte Führer geordnet und organisirt; und ein gewaltiger Schrecken befiel Kalkutta. Indessen wurde der Aufruhr nach wenigen Wochen erstickt; und es sollen nun die Mißverhältnisse zwischen den Rayats und Pflanzern untersucht und abgestellt werden. Dabei mußten die Missionare gegen die Pflanzer Zeugniß ablegen. Missionar Long, der eines Bengalen Schrift über diese Verhältnisse in's Englische übersetzte, wurde auf das Geschrei der Pflanzer hin 1861 zu Gefängnißstrafe verurtheilt: die Eingebornen aber wissen nun die Sache ihrer Unterdrücker von der Missionssache zu trennen. Eine bengalische Zeitschrift sagt: „Wenn das Christenthum ist, so wünschen wir, daß es über das ganze Land sich verbreite."

Die Hauptstadt Bengalens ist Kalkutta (Kalikata). Sie liegt am linken Ufer des Hugly, etwa 40 Stunden von dessen Mündung, und dehnt sich am Flusse hinauf gegen drei Stunden weit hin, in einer zum Theil mäßigen Breite. Anfangs war sie ein unbedeutendes Dorf, das 1717 nur etliche Hundert Bewohner zählte. Das Klima ist ziemlich ungesund, wurde aber durch Wegräumung des nahen Waldes zuträglicher gemacht. Als die Stadt 1756 von dem Subah von Bengalen erobert und zerstört wurde, wurden 146 gefangene Engländer in das sogenannte „schwarze Loch" geworfen, in welchem bis zum folgenden Morgen nur noch 23 am Leben, die Uebrigen jämmerlich erstickt waren. Jetzt ist die Stadt eine der prächtigsten der Welt mit etwa 800,000 Einwohnern von allen Religionen und hat prächtige Pagoden (167), Moscheen (74), armenische, griechische, fünf katholische und 15 protestantische Kirchen, auch eine Synagoge und einen Chinesentempel. Die Engländer bewohnen die sogenannte weiße Stadt und haben Häuser aus Backsteinen von schöner Bauart, die zugleich wegen des heißen Klimas nicht dicht aneinander gebaut sind, auch hohe, luftige Zimmer und platte Dächer haben, und mit einer Verandah (Säulenhalle) umgeben sind. Der Stadttheil der Eingebornen heißt die schwarze Stadt (Pettah) und hat überaus enge, krumme und meist ungepflasterte Straßen, untermischt mit vielen Gärten und unzäh-

ligen Wasserbehältern. Das Fort William, das den Fluß beherrscht, bildet ein prachtvolles Fünfeck mit vielen Außenwerken und faßt 15,000 Mann. Die Einwohner sind so bunt als in irgend einer Weltstadt; und das Gewimmel von Menschen aller Nationen und deren verschiedene Handtirungen wird kaum von dem in London übertroffen. Auch Juden, theils aus Bagdad und Bassora, theils aus Yemen, theils aus Kotschin sind Viele da.

bb. Mission in Niederbengalen.

§ 125. Mit der Mission in Niederbengalen machten portugiesische Priester im 17. Jahrhundert den Anfang; und durch sie entstanden theils in der Hauptstadt, theils sonst manche römisch-katholische Gemeinden. Unter den Protestanten war der hallische Missionar Kiernander, ein Schwede, der erste Arbeiter, der von der Trankebar-Mission aus 1758 nach Kalkutta übersiedelte, aus eigenen Mitteln eine große Kirche baute, 1759 den ersten Brahmanen, später auch Chinesen, Juden und Hindus taufte, und an zwei römischen Missionaren, welche er zur Erkenntniß des Evangeliums führte, tüchtige Gehilfen bekam. Nach verschiedenen Schicksalen starb er 1799, 89 Jahre alt, im holländischen Tschinsura. Um 1780 versuchte die Brüdergemeine eine Mission; aber die drei Missionare, welche kamen, waren 1783 gestorben. Der Baptist John Thomas kam 1783 und W. Carey 1793 nach Bengalen; vom dänischen Serampur aus (§ 104,1), weil auf englischem Gebiet die Mission verboten war, blieb es bei den übrigens sehr ausgebreiteten Arbeiten der Baptisten, bis 1814 die Mission freiere Hände bekam. In diesem Jahre wurde auch das erste indische Bisthum in Kalkutta gegründet; und die Bischöfe, unter welchen sich Dr. Middleton bis 1823, Heber bis 1827, Daniel Wilson (1832—1858) besonders auszeichneten, förderten in jeder Weise die Mission. An sie schloß sich auch die Ausbreitungs-Gesellschaft enge an, sowie die englisch-kirchliche Gesellschaft seit 1813, welche letztere hauptsächlich

in den Distrikten Burdwan und Krischnagarh sich ausbreitete. Neben ihnen arbeiteten, insbesondere in und um Kalkutta, Londoner Missionare, welche schon 1798 nach Tschinsura gekommen waren, und mit welchen der kräftige Missionar Lacroix, 1821 von einer niederländischen Gesellschaft ausgesandt, gestorben 1859, in engste Verbindung trat. Endlich betheiligte sich 1823 auch die schottische Kirche an der großen Erntearbeit. Ihr erster Missionar Dr. Duff gab dem Unterricht der Jünglinge einen außerordentlichen Aufschwung. Trennte sich auch die Mission 1843 in eine freie und eine kirchliche, so verdoppelte sich eben damit die Zahl der Arbeiter und der Erziehungsanstalten. Daß außerdem Bibel-, Traktat-, Schul- und Erziehungsgesellschaften in Kalkutta, der Hauptstadt Indiens, die ausgebreitetste Wirksamkeit entfalteten, mag man sich denken. Alle Bestrebungen jedoch beziehen sich fast nur auf Kalkutta und die nächstgelegenen Distrikte; und in den ferneren Distrikten sind nur einzelne Baptisten zu finden. Noch 1854 wurde geschrieben, daß selbst in einem Umkreis von 25 Stunden um Kalkutta noch eine Menge volkreicher Städte und Dörfer liegen, die noch nie das Angesicht eines Missionars gesehen, noch nie das Evangelium gehört hätten. Die Missionare ziehen sich gerne aus den ungesunden Niederungen hinweg in's Oberland.

Wo sich die Missionen concentriren, wie in der Hauptstadt selbst, sind freilich allmählig große Veränderungen vorgegangen, obgleich die Zahl der eigentlich Bekehrten unter der großen Volksmasse sich zu verlieren scheint. Schon 1839 schrieb Missionar Pearce: „Kalkutta's dunkelste Nacht ist vorüber, der Tag graut; langsam, aber sicher geht eine Veränderung in den Gemüthern vor. Unberechenbar neben der Predigt sind die stillen Wirkungen der zahlreichen Schulen, Anstalten und Collegien, die gebildet worden sind; und ein Dämmerlicht ist allmählig durch die ganze Bevölkerung gekommen.“ Lange Zeit gab es große Aufregungen, wenn es durch Schulbildung

zu Bekehrungen und Taufen kam; und da und dort blieben plötzlich alle Schüler weg, weil auch den Eltern von ihren Führern mit dem Verlust der Kaste gedroht wurde. Aber zuletzt hörten die Aufregungen fast auf, weil man den Widerstand unmöglich fand. Daneben wuchs das Verlangen nach Schulen, und 1848 kamen von allen Seiten, 30—50 Stunden um Kalkutta, die dringendsten Bitten an Lacroix um Schulen. Wenn Hindu's, um den christlichen Schulen Schranken zu setzen, eigene Schulen errichteten, in welchen sie das Nämliche zu lehren versprachen, außer dem Christenthum, so hatten sie keinen Bestand; und eine 1845 von einem reichen Hindu gegründete Schule dieser Art kam bald in eine solche Geldnoth, daß sie den Schotten, gegen welche sie errichtet war, käuflich abgetreten wurde. Waren die Mädchenschulen im Anfang ein großes Aergerniß, so sind sie jetzt ganz beliebt, weil gebildete Jünglinge nun auch gebildete Frauen haben wollen, und darum oft selbst noch ihre Frauen unterrichten. Lacroix's Tochter, Frau Mullens (†1861), hat sodann den Weg in die Frauengemächer (Zenana) der Vornehmen gefunden, und unter vielen Schwierigkeiten Zenanaschulen errichtet und den Trost des Evangeliums den eifersüchtig abgeschlossenen Hindudamen gebracht. Eine Normalschule bildet nun 40 Lehrerinnen für diese Zenanaschulen. Umsonst suchen Moslems den Islam durch alle Anstrengungen, auch durch Traktate aufrecht zu halten, umsonst vereinigen sich alle Sekten der Hindu's, so sehr sie sich sonst hassen, zu Maßregeln gegen das Fortschreiten des Christenthums; umsonst erniedrigen sich Brahmanen, sogar den Rücktritt der Bekehrten zur vorigen Religion durch leichte Ceremonien zu ermöglichen, wofür 1853 eine eigene Gesellschaft unter ihnen sich gebildet hat; umsonst machen sie sich auch in zahlreichen Zeitschriften Luft, welchen die Eingebornen andere entgegensetzen, — durch Alles dringt die Wahrheit nur um so mächtiger vor und macht sich der endliche Sieg des Evangeliums kenntlich. Zu bekla-

gen sind nur die vielfach störenden Bestrebungen puseyitischer Geistlichen und Engländer, wie auch die Rührigkeit englischer Unitarier und anderer Ungläubigen, durch welche mehr und mehr Voltaire'sche Schriften und Grundsätze unter den Eingebornen sich verbreiten. Unter den englisch gebildeten Hindu's hat nun nach und nach die Kaste und der alte Glaube sehr an Geltung verloren, und es bildet sich ein junges Bengalen, das viel von politischem Fortschritt redet, und die Regierung durch absprechende Art mannigfach neckt und herausfordert, wenn es ihr auch, der angebornen Feigheit halber, wenig ernstliche Sorge bereitet.

Die Wirkungen des Evangeliums auf dem Lande sind auch an vielen Orten bedeutend geworden, namentlich im Süden von Kalkutta, in den sogenannten Parganah's, auch im Westen in den Distrikten Hugly und Burdwan. Nicht nur sind in unzähligen Orten Gemeinden gegründet, Kirchen, Kapellen, Schulen errichtet; sondern durch die ganze Bevölkerung in jenen Gegenden ist allmählig eine Erkenntniß des Wortes Gottes verbreitet worden, die viel für die Zukunft verspricht, was freilich in den ferneren Distrikten noch nicht der Fall ist. Merkwürdig ist insbesondere die Erweckung, welche im Distrikt Nadia, namentlich um Krischnagarh, 1838 entstanden ist. Sie nahm ihren Anfang bei einer Sekte, Karta Bhodscha (Anbeter des Schöpfers) genannt, welche um ihrer Eigenthümlichkeit willen stets harten Verfolgungen ausgesetzt war, gegenwärtig aber in Bengalen sich stark ausbreitet. Sie stammt von einem muhammedanischen Derwisch ab, betet nur Einen Gott an, hat nichts mit Abgötterei zu thun, und glaubt, daß Gott in einer menschlichen Gestalt in die Welt kommen werde. Nachdem die Missionare Dürr und Krückeberg dort die ersten Bekehrten getauft hatten (1831), kamen sie in mehrfache Berührung mit dieser Sekte, welche sich immer geneigter und aufgeweckter zeigte. 1838 meldeten sich die Vorsteher von zehn Dörfern zum christlichen Unter-

richt. Auch Verfolgungen vermehrten die Aufmerksamkeit und das Verlangen Anderer; und das Feuer erfaßte in kurzer Zeit 55 Dörfer mit 3000 Einwohnern. Leider mischten sich auch weltliche Beweggründe in die Bewegung. Es wurden 1839 nach allzukurzer Prüfung 550 Personen getauft, und 1844 zählte man der Getauften 3290 in etwa 120 Dörfern. Jetzt sind es deren über 5000. Manche, die nur zeitliche Vortheile gesucht hatten, da sie meist in bitterer Armuth sich befinden, sind später abgefallen und haben sich den schnell nachrückenden Katholiken angeschlossen, andere haben alle Zucht von sich geworfen. Aber in weiten Kreisen ist das Christenthum bekannt geworden, und das in den Schulen gebildete jüngere Geschlecht fängt an, für die Verbreitung eines neuen Lebens ringsumher zu wirken.

cc) Uebersicht der Missionen in Bengalen.

§ 126. Wir geben noch eine Uebersicht sämmtlicher Distrikte (Zilla's) Niederbengalens, in welchen sich Missionen befinden.

a) Oestlich vom Hugly.

1) Hauptstadt Kalkutta (Kalikata): 1778 asiatische Gesellschaft, welche durch schriftliche Produkte viel zur richtigen Kenntniß Asiens beigetragen hat; 1816 Hinducollegium, von den Hindus selbst aufgerichtet, zur Erziehung ihrer Söhne in den Sprachen, so wie in der europäischen Litteratur und Wissenschaft; Unionskapelle der Londoner Gesellschaft; Gründung der Schulbuchgesellschaft, aus welcher die Schulgesellschaft sich bildete, welche sehr gesegnet wirkte; 1820 Gründung des Bischofscollegiums, um Jünglinge zu Predigern, Katecheten und Schullehrern zu erziehen, woraus eine eigene bischöfliche Mission entstand, die großen Segen hatte (s. Nr. 3) und später an die Ausbreitungs-Gesellschaft überging; 1822 Anfang der Töchterinstitute der Frau Wilson; 1823 das Mädchen-Waisenhaus der englisch-kirchlichen Gesellschaft; 1824 Ankunft der schottischen Missionare, darunter Dr. Duff, welche eine alte Halle, die früher ein Collegium für Hindus, dann unitarische oder pantheistische Kapelle gewesen war, mietheten, und eine ausgedehnte Schule eröffneten, um die brahmanischen Volksschulen, deren es über 200 in der

Stadt gab, zu verdrängen; die Schülerzahl wuchs auf 800 an und hielt sich unter allen Stürmen und Verfolgungen; 1841 Grundstein zur St. Pauls Kathedrale der englischen Kirche; 1848 Gründung eines Vereins für Verbreitung des Evangeliums mit sehr großen Planen; Gründung einer regelmäßigen Gemeinde mit einem Geistlichen; 1849 Anfang von regelmäßigen Predigten für gebildete Eingeborne; Anfang einer Schule für die Judenkinder der Stadt; 1850 Grundstein zu einer neuen Hindumädchenschule; 1851 Vorträge für gebildete Eingeborne über Götzendienst und Evangelium; 1853 Anfang einer gesegneten Stadtmission, die den Namenchristen der Stadt gilt, von welchen mehr als die Hälfte Katholiken sind, fast tiefer versunken als die Heiden; 1854 Hindu-Metropolitan-Collegium, ein Seminar durch Eingeborne gegründet, da sogleich 1100 Schüler sich meldeten, die bezahlten. Sonst viele Kirchen, Kapellen und Predigtplätze der Missionare, wie in den Stadttheilen Mirzapur (wo 1860 liebliche Bekehrungen im Spital der Aussätzigen), Kornwallisquartier 2c. und jährliche zahlreiche Taufen.

2) Distrikt Kalkutta, nördlich an Nadia, östlich an Dschessur und südlich an die Parganah's stoßend. In unmittelbarer Nähe Kalkutta's, zum Theil mit ihm zusammenhängend liegen: Intally mit einem Institut der Baptisten und Kalinga, ferner Ghospara mit einem schottischen Institut seit 1842, und Bhowanipur (Londoner). In Intally, Bannaiapukar u. s. w., und sonst wirken bischöfliche Missionare. Oberhalb Kalkutta, zwei Stunden davon, liegt Dumdum, ein Militärposten mit lebhaften Missionen, und Barnagar, eine Stunde weiter Agarpara, wohin Frau Wilson, Wittwe eines Missionars, die in der Hauptstadt seit 1822 Hunderte von Waisen gesammelt und in 15 Schulen vertheilt, und daraus 1827, von einem reichen Hindu unterstützt, eine Centralmädchenschule gebildet hatte, 1837 mit 96 Waisen sich zog, und wo sie eine neue Station und ein Christendorf um die Waisenhäuser her gründete. Nördlich liegt auch Bhadrakali am Hugly, wo von 1829 an eine Zeitlang Methodisten arbeiteten; östlich Baraset, wo seit 1856 Baptisten sind. Südlich von der Hauptstadt liegt Kidderpur am Hugly, und östlich davon Alipur, Stationen, die von 1824 an großen Segen hatten und von welchen aus in vielen Dörfern Schulen und Predigtplätze errichtet wurden.

3) Die 24 Parganah's reichen südlich 18 Stunden weit bis an die Sundarbans, vom Hugly östlich bis an den nächsten Gangesarm. Das halbe Jahr hindurch steht diese Gegend unter Wasser, die Dörfer werden wie Inseln auf Nachen besucht. Hier hatte 1828 Gangaram, ein Bekehrter der Baptisten-

Mission in Khari, solchen Eingang, daß zuerst acht und bald an 100 Familien die Kaste und den Götzendienst wegwarfen. Sie hatten viele Verfolgungen von den Zemindars auszuhalten, Barbier, Hebamme u. s. w. verweigerten ihre Dienste. Eine gewaltige Springfluth rollte das Meer über das ganze Land 1833, begrub 20,000 Hindus in den Wellen und machte auf längere Zeit die Felder unfruchtbar. Christliche Liebe half den Bekehrten durch. Leider erlaubte sich die bischöfliche Mission der Ausbreitungs-Gesellschaft 1838 in dieses Werk einzugreifen, wodurch große Verwirrung unter die angeregten Seelen kam, wenn auch die Christianisirung der Heiden nicht in's Stocken gerieth. Die Baptisten haben derzeit 250 Familien in ihrer Pflege. Der Bezirk Talligandsch unter der Ausbreitungs-Gesellschaft umfaßte 39 Dörfer in einem Umkreis von sieben Stunden und zählte im J. 1860 außer 1207 getauften Christen 276 Taufkandidaten. Barripur ist in mehrere Kreise getheilt, welchen je eine Anzahl der 28 Dörfer angehört, aus denen die Bekehrten, 637 Getaufte, zum Gottesdienst sich versammeln. Mograhat mit 602 Christen in 25 Dörfern; Malayapur, und immer näher an den Sundarbans Lakhyantipur, Krischnapur, Bosor und Khari (243 Getaufte in zehn Dörfern), und westlich Kalpi am Diamanthaven. Hier hängen die Einwohner, fast sämmtlich Reisbauern, nicht so streng an Kasten und Ceremonien, und bitten selbst um Schule und Predigt, sind auch treu, wenn verfolgt. Ringsum werden die Dörfer besucht, die an Morästen liegen, den Ueberschwemmungen der Regenzeit ausgesetzt, mit vergiftender heißer Luft. Ueberall aber findet das Evangelium Eingang; die Baptisten allein haben um Alipur 262 Kirchenglieder.

4) Die Sundarbans sind der südliche Meeresrand Bengalens, angeschwemmtes Land in Form großer Inseln, vom Hugly an etwa 60 Stunden lang. Der Wasserdruck in der Ueberschwemmung der Regenzeit, die weitumher die Niederung bedeckt, reißt jährlich große Landstrecken ab, baut Inseln und Dämme auf und verschlammt die Ausflüsse. Es ist ein dicht bewaldeter, morastiger, nur von wenigen fanatischen Fakirs bewohnter, von armen Holzhauern, Fischern und Salzbereitern besuchter, von Tigern und Alligators, die manchen Hindu verschlingen, wimmelnder Landstrich, eine Werkstätte des bengalischen Fiebers. Die Insel und Stadt Sagar wird von vielen Tausenden von Wallfahrern besucht, um das entsündigende Gangesbad zu vollziehen. Grauenhaft sind hier die Feste der blutdürstigen Durga. Außer Besuchen von Predigern kamen seit 1829 Missionare und Gehülfen von Krischnapur aus in die dunkeln und dichten Wälder zu den Salzmachern und Fischern, die willig das Wort aufnahmen. Doch starb damals ein einheimischer

Christ, der in den sumpfigen Wildnissen das Evangelium verkündigte, eines Märtyrertodes, indem er bei Nacht in seinem Hause überfallen und getödtet wurde.

5) Der Distrikt Backergandsch, im Osten der Sundarbans, umschließt die große Hauptmündung des Ganges und hat viele Eilande. In ihm liegt Barisal, eine ansehnliche Station der Baptisten, seit 1828, die 1854 auf 36 Orte wirkte, und 1861 446 Gemeindeglieder zählte auf 16 Stationsorten.

6) Der Distrikt Dschessur liegt nordwestlich vom vorigen, bis gegen Kalkutta her. Hier war schon 1807 von Baptisten ein Leben angeregt worden; und von Serampur kam jeden Monat ein Hinduarbeiter, um die in den verschiedenen Dörfern zerstreute Gemeinde aus Moslems und Hindus zu waiden; 1817 waren in vier Jahren 29 getauft worden; und im Dorfe Anandanagar traten 25 von 50 Familien zum Christenthum über; noch stehen fünf Dörfer mit 170 Kirchengliedern unter der Pflege der Mission. Christen sind es etwa 500, nachdem eine Anzahl, die sich gegen Kirchenzucht wehrten, zu den Katholiken übergegangen sind.

7) Der Distrikt Pabna, nördlich vom vorigen, zu beiden Seiten des Ganges bisher nie bearbeitet, aber jetzt (1861) von der englisch-kirchlichen Gesellschaft für Missionar Schurr in's Auge gefaßt.

8) Der Distrikt Nadia liegt zwischen Dschessur und dem Huglyfluß und zieht sich vom Distrikt Kalkutta, der südlich von ihm liegt, 40 Stunden lang gegen Norden bis zum Ganges. Von den Indigoplantagen und dem Aufstand der Rayats in diesen Gegenden war oben (§ 124.) die Rede. Die Stadt Nadia (Nawadipa), 24 Stunden von Kalkutta, liegt am Zusammenfluß des Baghirathi und Dschelinga, und hat eine alte Hindu-Akademie. Größere Fabrikstädte sind Krischnagarh am Dschelinga und Santipur (100,000 Einwohner) am Hugly. Englisch-kirchliche Missionare hatten 1832 in Nadia drei, in Krischnagarh zwei Schulen errichtet; und bald darauf folgte oben (§ 125.) erzählte Erweckung. Der gesegnete Missionsbezirk theilt sich jetzt in folgende Kreise: Krischnagarh selbst, Tschapra, Bollobpur, Solo, Ratnapur, Dschoginda, Kabasdanga; und in Santipur ist ein ansehnliches Seminar, das Prediger und Schullehrer bildet. Viele Noth machten den Missionaren Blumhardt u. s. w. katholische Priester, unter Zerwürfnissen über Ackerbaustreitigkeiten von Vortheil suchenden Einwohnern herbeigerufen, indem sie viele Bekehrte auf ihre Seite brachten, die aber theilweise (1861) wieder zurückgekehrt sind.

b) Westlich vom Hugly liegen folgende Distrikte:

9) Der Distrikt Murschidabad, nördlich von Nadia, zu beiden Seiten des Hugly bis an den Ganges, bildet die Spitze

des Delta's von Niederbengalen. Westlich, 50 Stunden von Kalkutta, liegt Murschidabad, die alte Hauptstadt von Bengalen, mit 200,000 Einwohnern, drei Stunden am Hugly hin, wo in langen Reihen die Boote liegen. Ein Collegium der Fakire, viele Moscheen, Pagoden und Manufakturen zeichnen sie aus. Etwas südlicher am Hugly liegen Kasimbazar und Berhampur (drei Stunden von Murschidabad). Nachdem 1816 und 1819 Baptisten in jenen Städten gepredigt hatten, siedelten sich 1824 Londoner Missionare in Berhampur an; die Mission, welche Waisen- und Kostschulen hat, besteht noch fort; die Gemeinde zählt 145 Seelen.

10) Im Distrikt Birbhum (s. § 122, 2.) sind Suri und Nagor, jenes schon seit 1805, Arbeitsplätze der Baptisten (37 Kirchenglieder).

Der Distrikt Burdwan liegt südlich von dem vorigen; in ihm sind drei Hauptstationen: a) Katwa am Hugly, 33 Stunden oberhalb Kalkutta, wo 1808—1810 Missionar Chamberlain (Baptist) war; von 1813 an war die Stadt Mittelpunkt von fünf Nebenstationen; und noch ist sie Station der Baptisten (20 Kirchenglieder); — b. Die Hauptstadt Burdwan (eigentlich Wardhaman), 24 Stunden von Kalkutta, am Damuda, Sitz eines Radscha mit 50,000 Einwohnern; 1816 Schulen durch einen frommen Hauptmann, woraus die ersten Bekehrten hervorgingen. Die engl.-kirchliche Gesellschaft übernahm diese Schulen 1817 und 1832 gab es 24 Schulen; 1831—1852 Missionar Weitbrecht unter Anderen. Noch ist die Station, die auch Waisenhäuser hat und eine ansehnliche Gemeinde blühend; — c) Kalna, östlich von Burdwan, am Hugly, 16 Stunden oberhalb Kalkutta; die Stadt liegt fast zwei Stunden lang in ununterbrochenen Häuserreihen zu beiden Seiten des Flusses bis gegen Santipur hin und hat 100,000 Einwohner. Missionar Dürr kam 1827 von Burdwan her und errichtete nach und nach acht Knaben- und vier Mädchenschulen, da die Begierde der Leute nach Unterricht groß war. Jetzt steht die gebildete Gemeinde und die ganze Mission unter schottischer Pflege.

12) Der Distrikt Bankura liegt westlich von Burdwan; Hauptstädte sind: Bankura (40 Stunden von Kalkutta) und Bissampur. Der Distrikt wurde seit 1852 von Burdwan aus besucht und bereist; und in Bankura und auf Dörfern erstanden Schulen, die noch unter der Pflege der englisch-kirchlichen Mission in Burdwan stehen.

13) Der Distrikt Hugly liegt im Westen von Kalkutta, und reicht bis zum Diamanthaven herab an der Mündung des Hugly. Die Stadt Hugly, etwa 10 Stunden oberhalb Kalkutta ist eine verfallene Hauptstadt, ehemals wichtiger Handelsplatz und portugiesische Faktorei, daher Hauptsitz der katholischen Mission.

Die Städte am Fluß sind sehr belebt durch Industrie und Handel. In der Mission sind bedeutungsvoll geworden: a) Haurah, gegenüber und Vorstadt von Kalkutta. Hier begann Keith (Londoner) 1817 die Arbeit mit Schulen und Traktaten; und von 1832 an bildete es einen Mittelpunkt der bischöflichen Mission für zahlreich besuchte Schulen. 1861 waren um Haurah 200 Christen in acht Dörfern, und 128 in Mirpur. Die Baptisten haben auch eine kleine Gemeinde. — b) Serampur (eigentlich Srirampur) am Hugly, 5 Stunden von Kalkutta, eine bis 1844 dänische Niederlassung mit 15,000 Einwohnern; hier war unter der Leitung W. Carey's (§ 104, 1.) der Sitz der Baptisten, die sich 1827 von der allgemeinen Gesellschaft der Baptisten in London trennten, aber nach Marshman's Tod (1837) sich wieder mit ihr vereinigten. Ausgedehnte Missionsgebäude sind hier: ein Museum, Predigtsaal, Knaben- und Mädchenschulen, Druckerei, Buchbinderei, Wirthschaftshäuser ꝛc. ꝛc., und von hier aus, wie wir gesehen haben, gingen Missionare und neubekehrte Gehülfen durch alle Theile Bengalens und Oberindiens. Rings umher wurde in allen Dörfern gepredigt; und in der Nähe entstand das erste indische Christendorf. Noch ist das Serampur-Collegium thätig und umfangreich; die baptistische Gemeinde zählt nur 79 Kirchenglieder. — c) Barrakpur, gegenüber von Serampur auf der Ostseite, mit englischen Truppen und dem Landhaus des Generalgouverneurs. Hier war Buchanan 1797 Kaplan; und die Stadt wurde stets regelmäßig von Serampur aus besucht. — d) Tschandernagar, eine französische Faktorei, ein Hauptsitz der katholischen Missionen, schon 1732 Mutter der bengalischen Kirchen genannt; in Bandel in der Nähe steht ein portugiesisches Augustinerkloster und ein Jesuiten-Collegium. — e) Tschinsura, eine früher holländische Kolonie, weiter oben am Hugly, mit 30,000 Einwohnern. Hier Missionar Kiernander § 125. Als Missionar Forsyth (Londoner) 1798 kam, waren die Wittwenverbrennungen noch so im Gange, daß in dem einzigen Bezirk in einem Jahre 150 Wittwen (darunter 8jährige Mädchen!) verbrannt wurden. Missionar May seit 1812 hatte in drei Jahren 20 Schulen mit 1600 Kindern in der Stadt und Umgegend, und später wurden es 30 mit 3000 Schülern; die neue Schulgesellschaft in Kalkutta half kräftig mit. Hieher schickte die niederländische Gesellschaft 1821 Missionar Lacroix, der alsbald eine Hülfsgesellschaft und einen Frauenverein stiftete und mit großer Kraft wirkte, aber 1825 sich an die Londoner Gesellschaft anschloß und mehr in Kalkutta war. Bei der Gründung des Hugly-Collegiums (1835), welches Unterricht von den ersten Elementen bis zu den höchsten Wissenschaften

versprach, meldeten sich sogleich 1500 Schüler. Jetzt gehört die Station der freien schottischen Kirche an.

14) Der Distrikt Hidschelli, das westliche Mündungsuferland des Hugly; hier liegt Tamluk, wo Missionar de Mello von 1841 an eine auf mehrere Dörfer sich erstreckende gesegnete Mission hatte, die jetzt mit Barripur in den Parganah's (Nr. 3.) verbunden ist.

15) Der Distrikt Midnapur endlich liegt westlich vom vorigen, und grenzt bereits an Orissa, das wir zum Dekkan rechnen; er wurde wohl nebst der Hauptstadt (30 Stunden von Kalkutta) öfters bereist, aber nur in Dschellasor, an der südlichen Grenze, 20 Stunden von Midnapur, ist seit 1836 eine Mission der sogenannten Freiwillens-Baptisten von Amerika, welche auch im Norden von Orissa wirken.

III. Die Halbinsel Dekkan.

1. Orissa.

§ 127. Wir gehen zum zweiten Theil Vorderindiens über, zur Halbinsel Dekkan, von der Theilungslinie an, welche 400 Stunden lang ist (§ 97), 420 Stunden gegen die Südspitze reichend, und beginnen mit Orissa an der Ostküste. Der Ostküste entlang streichen vom Süden herauf die östlichen Ghats bis gegen Orissa, wo sie im Nordwesten an das Windhyagebirge anstoßen. Dieselben sind in einen weiten Bogen oft 10, 20, ja bisweilen 60 Stunden von der Küste entfernt. Sie erreichen nicht die Höhe der westlichen Ghats, haben rundere Formen, sind öde und bieten in den Thälern der sie durchbrechenden Ströme bequemere Päße zum Herabsteigen aus dem Hochlande zur Küste dar. Die Küste mit weiten Sandflächen ist gleichfalls öde und hat Mangel an guten Häven. Nur die Deltalande der Flüsse, fruchtbar gemacht durch periodische Ueberschwemmungen, bilden reiche Kornkammern für die benachbarten Gegenden. Die Einwohner der Ostküste sind Hindu's, jedoch mit Moslems gemischt. Die Engländer aber haben, besonders

seit dem Sturze Tippu Sahibs (1799) die ganze Küste inne; und Madras ist die zweite Präsidentschaft, welche den ganzen Süden umfaßt, und bis Orissa heraufreicht, das noch zur Präsidentschaft von Bengalen gehört.

Orissa (Oriya oder Odija) auch Utkala genannt, wird für das alte Land des Hindustammes Odra gehalten. Seine Grenzen sind vielfältig verändert worden. Jetzt versteht man unter Orissa gewöhnlich die schmale Küstenstrecke von Midnapur im Norden an 120 Stunden lang bis über Gandscham herab, da denn die Küste der Nordsarkars beginnt. Nordwestlich reicht es bis Singbhum, und Sambalpur, in der Gebirgsgegend. Auch die Gebirgsgegend hinter Nordsarkars bis zum Fluß Godawari, 140 Stunden südlicher, wird noch zu Orissa gerechnet. Der nördlichere Küstentheil mit dem Delta des Mahanadi (Großfluß), ist sumpfig, von undurchdringlichem Dickicht bedeckt, durch welches sich zahlreiche Bäche voll raubgieriger Krokodile winden; in dem hohen Gras und Schilf wohnen wilde Schweine, Büffel, Tiger und Leoparden. Weiter südlich ist's eine weite kahle Sandfläche, die nur ein starkriechendes Gewächs hervorbringt. Das fruchtbarste Land ist der Distrikt von Katak.

Die Bevölkerung des britischen Orissa beträgt jetzt über zwei Millionen, meist Hindu's derselben Art, wie in Hindustan; fast die Hälfte sollen Brahmanen seyn. Ihre Sprache (Orija) ist mit der bengalischen nahe verwandt, unterscheidet sich aber besonders durch die Aussprache. Der Hauptgötze ist der berüchtigte Dschagannatha (d. h. Herr der Welt), der seinen Sitz in Puri hat, jener bekannte Riesengötze, der zur Festzeit von Tausenden von Pilgern aus dem Tempel hervorgezogen wird. Zahllose Greuelscenen knüpfen sich an diesen Götzendienst, bei welchen zugleich ein ungeheurer Prachtaufwand Statt findet. Die Regierung hatte lange theils durch förmliche Unterstützungen, theils durch eine einge-

führte Pilgertaxe viel zur Verherrlichung des Götzen und Festes beigetragen, was erst in neuester Zeit ganz aufgehört hat. „Wenn Dschagannath," sagten die Leute, „Nichts ist, warum sammelt denn eure Regierung eine Taxe von seinen Pilgern und erhält ihn in all seiner Herrlichkeit."

Die Gebirgsgegenden sind an etwa 30 kleine Radscha's vertheilt, welche der britischen Regierung einen Tribut bezahlen, und abermals in eine Menge Zemindarien zersplittert sind. Die Gebirgsbewohner sind meist noch in ihrem Urzustand, wie die auf dem Windhyagebirge (§ 122), wohin auch die Santals von Orissa ausgewandert sind, und halten sich wenig oder gar nicht an den Hinduismus. Dazu haben sie unbekannte und ungeschriebene Sprachen, deren Erforschung die Regierung sich angelegen seyn läßt. Unter ihnen sind besonders die Khunds auf dem Gumsurgebirge, ein kriegerisches, sonst gutmüthiges Waldvolk, durch ihre schauerlichen Menschenopfer berüchtigt, an welchen übrigens auch andere Distrikte Theil nehmen.

Ueber diese Menschenopfer, Meria Pudscha genannt, wird berichtet: „Sie kommen jährlich vor, und zwar abwechselnd in verschiedenen Distrikten. Die Schlachtopfer stiehlt man im Niederlande, oder schafft man sie aus irgend einer fernen Gegend herbei, und verkauft sie an diejenigen Distrikte, an welchen gerade die Reihe ist, Opfer zu bringen. Es gibt Stämme, welche ihre eigenen Kinder, namentlich Töchter, für die Opfer verkaufen. Die Kinder werden bis zum erforderlichen Alter aufbewahrt und gut verpflegt. Kommt der Tag, an welchem die Erdgöttin versöhnt werden soll, so versammeln sich die Khunds aus allen Theilen des Distrikts, in Festkleidern, etliche mit Bärenfellen über den Schultern, andere mit Pfauenfedern den Rücken hinunter, und mit der Schwanzfeder des wilden Hahns auf dem Kopfe. Sie tanzen, hüpfen und belustigen sich, schlagen die Trommel und spielen ein Dudelsackähnliches Instrument. Der Oberpriester befestigt das Schlachtopfer an einen starken Pfosten, worauf diesem der wilde Haufen mit Messern das Fleisch vom Leibe schneidet, so daß das Leben möglichst lange geschont wird. Man zankt sich um das erste Stück, um es noch blutend in dem zu befruchtenden Felde zu begraben. Andere werden über Gruben gehängt und unter mancherlei Cere-

monien zerschnitten; bis ihnen der Kopf abgehauen wird, worauf der Rumpf in die Grube fällt. Auch Frauen werden auf gleiche Weise geopfert, und besonders zahlreich Kinder, denen man vor den Gruben mit einer Axt den Kopf spaltet ꝛc."

Die Regierung hatte zuerst 1837 die Khunds wegen dieser Opfer zu bekriegen; nach ihrer Demüthigung bemühte sie sich durch besondere Kommissäre die Schlachtopfer aus den Händen der Mörder zu befreien. Kapitän Macpherson kam 1843 mit 100 befreiten Kindern zurück, und das Jahr darauf mit 140. Noch 1853 rettete Oberst Campbell 120 Schlachtopfer. Im ganzen sind über 2000 solcher Kinder errettet und neuerdings in besonderen Dörfern bei Russelkonda angesiedelt worden. Auch der Mord weiblicher Säuglinge wird allmählig unterdrückt. Die Häuptlinge aller Dörfer haben das Versprechen unterschrieben, diese Sitten aufzuheben, das Volk fängt an, sich ihrer zu schämen; doch sind noch 1860 etliche Meria's kurz vor dem Opferfest aus ihren Banden befreit worden.

Orissa ist bis jetzt nur von Baptisten bearbeitet worden. Vorerst waren es die Serampurbrüder (§ 104, 1.), welche schon 1809 den ehemaligen Armenier J. Peter nach Balasor schickten. Er dehnte seinen Einfluß auf Katak und andere Städte aus, indem tüchtige Gehülfen, wie Krischno Das, ihn unterstützten. Großes Aufsehen machte 1814 die Bekehrung und Taufe eines hohen Brahmanen, Dschagannatha, welcher lange Gegenstand der Anfeindung blieb und auf den Straßen mit Koth und Steinen beworfen wurde. Peter verließ das Land 1817 um kriegerischer Unruhen willen, welche von den Bergvölkern ausgingen. Im Ganzen waren 34 Personen getauft worden. Die Mission blieb verwaist, bis die allgemeine Baptisten-Gesellschaft (so genannt wegen ihres Glaubens an die Allgemeinheit der göttlichen Gnade, im Gegensatz zu andern Baptisten, welche eine besondere Erwählung festhalten) 1822 das Feld betrat. Sie hat allmählig eine Stationenlinie durch's ganze Land gebildet, die Reise- und Festpredigt treu besorgt und eine

Anzahl ausgezeichneter eingeborner Prediger, jetzt 17, herangezogen (wie Gangadhar, Damodar), deren Arbeiten von großem Segen begleitet waren. Eine Presse hat die Oriya-Bibel und viele Schriften geliefert, die weithin verbreitet werden. Ihre Schulen und Waisenhäuser füllten sich von den Kindern, die den Opfermessern der Khunds entrissen wurden. Allmählig entstanden da und dort christliche Dörfer. Die Mission hat schon tüchtige Kräfte gekostet (wie Dr. Sutton und Lacey); hat aber schon 800 Kirchenglieder und eine viel größere Zahl von Namenchristen. Im Khundlande selbst ist erst seit 1861 eine Station von eingebornen Predigern errichtet.

Stationen: 1) Balasor, eine Seestadt von 20,000 Einwohnern, 1803 von den Mahratten an die Engländer abgetreten, nur 30 Stunden südlich von Midnapur; 1809—1817 Joh. Peter; 1827 Erneuerung der Mission, die längere Zeit im Segen stand. Jetzt haben die Freiwillens-Baptisten die Station inne (s. § 126, 15). — 2) Khandittar, 30 Stunden südlicher, in der Nähe der großen Stadt Dschadschapur mit alten Heiligthümern; 1839 Anfang; Gründung eines Christendorfes. — 3) Bhadraka am Solandi, Nebenstation 1861. — 4) Katak, 16 Stunden südlicher, an der Deltaspitze des Mahanadi, 20 Stunden vom Meere, mit 70,000 Einwohnern; seit 1822 Hauptsitz der Mission; Christendörfer in der Nähe, wie Tschaga. — 5) Pipli, am südlichsten Mündungsarm des Mahanadi, halbwegs zwischen Katak und Puri, in der Nähe einer alten Tempelstadt Bhuwaneschwar; seit 1840. — 6) Puri oder Dschagannatha mit der prächtigen Pagode Wischnu's, zu welcher früher eine Million jährlich pilgerten, neuerdings 100,000 und weniger; einige Stunden nördlich die sogenannte schwarze Pagode; Anfang 1823; regelmäßige Besuche zur Predigt unter den Pilgern. — 7) Berhampur, 30 Stunden südwestlich von Puri, seit 1825; mehrere Kapellen und Waisenhäuser, mit dem Christendorfe Padre Pella seit 1849. — 8) Russelkonda im Gumsurdistrikt, Nebenstation für die Khunds 1861. In der Nähe Surada, große katholische Kirche.

---

2. Gondwana (Nagpur).

§ 128. Unter dem Namen Gondwana wird das große bergreiche Plateauland zusammengefaßt, südlich von

der oberen Narmada. Das Land grenzt, als ein großes Viereck mit einem Areal von 6000 Quadratmeilen, nördlich an die Provinz Allahabad, östlich an die Berggegenden von Orissa, westlich an das Mahrattaland, dem es selbst zum Theil angehörte, und südlich an das Telugulan d. Sonst herrschte hier neben kleineren Fürsten die mahrattische Dynastie von Nagpur. Dem letzten König aber wurde das Recht, einen Sohn zu adoptiren, von der Kompagnie verweigert, und das Reich nach seinem Tode, 1853, mit Bengalen vereinigt. Neuestens (1862) soll es mit anderen Distrikten zu einer besonderen Präsidentschaft, Centralindien, erhoben werden. Das Land ist nicht sehr stark bevölkert, schlecht angebaut und hat viele Wald- und Bergwüsten. Ueberall sind wilde Urstämme vorhanden, wie die Bhills und die Gonds. Dieselben sind von schwarzer Farbe und sprechen eine drawidische Mundart; ihre Sitten sind zum Theil so wild, daß sie ganz nackt gehen, auch dem Kannibalismus nicht fremd scheinen. Sie sind in drei Kasten getheilt, die wohl mit einander essen, aber nicht einander heirathen dürfen. Sie haben eigenthümliche Götzen, denen sie unter plumpen Ceremonien opfern. Von einem Versuch, unter den Gonds zu missioniren, war § 120, 6 die Rede. Sonst ist übrigens der Hinduismus viel im Lande verbreitet.

Was die Mission betrifft, so machten 1) auch hier die Baptisten von Serampur (§ 104, 1) den Anfang. Diese hatten das Neue Testament in die Mahrattasprache übersetzt, auch andere Schriften in dieser Sprache verfaßt. Solches benützte ein frommer englischer Offizier zu Nagpur, indem er die Schriften verbreitete und eine Schule eröffnete. Alsbald (1812) kam ein Gehilfe aus Serampur, der wohl viel Begierde vorfand, aber großes Beben vor der Taufe bei denen, die dazu reif zu seyn schienen. Es kamen noch mehrere Gehilfen, auch ein Neffe des Dr. Carey; und eine Uebersetzung in die Sprache der Gonds wurde wenigstens angeregt. Die

Aussichten wurden günstig. Aber räuberisches Gesindel der Pindari's, ehemaliger Soldaten, überfiel die Gegend von Nagpur; und Feindseligkeiten zwischen dem Radscha der Stadt und den Briten wurden so drohend, daß die Mission weichen mußte.

2) Bestand aber hatte die Mission der freien schottischen Kirche, welche 1844 von Missionar Hislop eröffnet wurde. Sie faßte die Mahratten und Muhammedaner in's Auge, und wirkte besonders durch Schulen und Reisen. Bald wurden einige getauft und in der Folge immer Mehrere, besonders Kastenlose, welche empfänglicher sind. Gegen bekehrte Hindu's ist der Widerstand und Verfolgungsgeist groß. Darum wurde 1849 einer derselben abfällig und trat in die römisch katholische Kirche über, welche den Hindu's weniger anstößig ist. In demselben Jahre wurde ein Jüngling wegen seiner Anhänglichkeit an die Missionare eingekerkert; und die Verträge der Regierung mit den Häuptern Nagpurs gestatteten kein Einschreiten dagegen. Ein ander Mal wurde ein Missionar so derb auf den Kopf geschlagen, daß er unmächtig umsank. Die älteren Schüler werden wohl überzeugt, aber nicht leicht weiter geführt. Wenn ein Bekehrter andere Hindu's zu sich einladen will, mit ihm zu speisen und etwas zu hören, so darf dieß nur in der Verandah geschehen, weil ein Eintritt in das Haus der Kaste verlustig machen würde. Auch auf das Militär wirkt die Mission und nicht ohne Glück. Ein Sipahi, welcher gegen den Götzendienst sprach, wurde 1860 eingekerkert, aber wieder freigegeben, da er sich nicht umstimmen ließ. Jetzt hat er angefangen, vor seinem Hause vorzulesen und zuhören zu lassen, wer will. Im Ganzen ist bereits der Einfluß der Mission weithin fühlbar.

Stationen: 1) Nagpur, 70 Stunden von Dschabalpur, mit 120,000 Einwohner; Anfang 1844, mehrere Kapellen und Schulen, auch Waisenschulen. — 2) Kampti, ein Lagerplatz in der Nähe von Nagpur. — 3) Sitabaldi, europäische Station. — 4) Tschanda, 35 Stunden südlicher, am Warada. — Der Schüler sind es im Ganzen 655.

3. Das Teluguland.

§ 129. Wir theilen das Weitere vom Dekkan hauptsächlich nach den Sprachgebieten ab, in welche dasselbe zerfällt. Die Sprachen Südindiens sind durchaus verschieden von den aus dem Sanscrit abgeleiteten, welche im Norden Indiens einheimisch sind. Die südindische Volksfamilie heißt die drawidische (§ 99). Sie ist ursprünglich dem Dämonendienst ergeben, und hat in ihren religiösen Gebräuchen viel Verwandtschaft mit den Schamanen im asiatischen Rußland, obwohl sie jetzt im Ganzen dem Hinduismus huldigt. Die Gesammtbevölkerung beträgt 33 Millionen und hat außer untergeordneten Dialekten fünf ausgebildete Sprachen, welche unverkennbar zu Einer Familie gehören, nämlich Telugu, Tamil, Malajalam, Kanaresisch und Tulu. Auch besitzen sie eine reiche Litteratur, die sich aus dem Studium der Sanskrit-Werke gebildet, zum Theil auch eigene Wege eingeschlagen hat. Die genannten fünf Sprachen sind keineswegs blos Dialekte, es sind vielmehr selbständige Sprachen, und von einander verschieden, wie etwa das Deutsche von dem Dänischen. Das Telugu wird wohl von der größten Bevölkerung gesprochen, das Tamil aber steht der Ursprache des ganzen Stammes am nächsten.

Von Orissa aus kommen wir zuerst in die Länder, in welchen das Telugu (auch Telinga, im Sanskrit Kalinga genannt) herrscht. Dasselbe wird von 13 Millionen gesprochen, hat aber nur eine beschränkte einheimische Litteratur, obwohl viele Uebersetzungen aus dem Sanskrit. Es umfaßt die Küste der Nordsarkars, und im Binnenlande das ehemalige große Reich Golkonda, den Staat des Nizam oder Heiderabad, ferner die Küste Nellur bis gegen Madras her, und jenseits der dortigen Ostghats den östlichen Theil von Bellary und Maisur. Die Mission hat lange nur wenig gethan für dieses Teluguland; und auch in neuerer Zeit sind es

nur einzelne, oft weit auseinander liegende Stationen verschiedener Gesellschaften, die aber meist eine schöne Blüthe haben.

a) Die Provinz der Nordsarkars, ein Küstenland von Orissa an bis zu dem Krischnadelta etwa 160 Stunden lang. Das Gebirgsland hinter dem oberen Theile der Küste bis zum Godavari her, das westlich an Gondwana stößt, gehört noch zu Orissa. Das Land ist überall gegen die Küste flach mit Sumpf und Sand, und die steilen Ostghats äußerst fruchtbar. Der Einwohner sind es etwa drei Millionen, meist Hindu's; und das Ganze ist in fünf Distrikte eingetheilt. Missionen sind fast nur an der Küste hin.

Missionen: 1) Tschikakol, 50 Stunden südlich von Gandscham, eine Seestadt an der Mündung eines kleinen Flusses, seit 1844 Londoner Station, die schon das Jahr darauf 70 Christen hatte, weil früher öfter besucht; Palkonda, 10 Stunden weiter den Fluß hinauf; 10 Schulen und Predigtreisen in den Dörfern. — 2) Widschajanagaram, 16 Stunden südwestlich, Residenz eines Radscha's; seit 1852 Londoner Station. — 3) Wisakhapatnam (Vizagapatam), 24 Stunden südlich von Tschikakol, mit 40,000 Einwohner, Hauptstadt, von der sich jedoch die Europäer um der sumpfigen und heißen Lage willen in das nahe Uferdorf Waltär zurückgezogen haben; in der Nähe eine große Pagode, den Affen geweiht; erste Londoner Station in jener Gegend seit 1805; sie gewann bald an einem Brahmanen, der früher seines Seelenheils wegen ein gewisses Gebet 400.000 Mal zu beten angewiesen, dann katholisch geworden war, endlich an die Mission sich anschloß, Namens Anandaraya, einen wackeren Gehilfen; 1809—1828 Missionar Gordon, Uebersetzer des Neuen Testaments in Telugu; sein Sohn ist noch auf dem Platze; 1835 Waisenschule für Khundkinder (§ 127); 1847 Aufruhr wegen der Bekehrung eines jungen Brahmanen; Schulen und Predigt in manchen Städten und Dörfern landeinwärts. — 4) Das Godawaridelta wird neuestens von der englisch-kirchlichen Gesellschaft ernstlich ins Auge gefaßt, insbesondere um zu den Koi's, den Ureinwohnern der nächsten Berge, und weiter zu den Gonds der Hochebene zu gelangen; Untersuchungsreise von Missionar Alexander 1860. — Eine sehr thätige Mission wird in Narasapur von englischen Baptisten betrieben, welche, durch Groves' Beispiel angeregt (§ 68), unabhängig von irgend einer Gesellschaft 1836 sich hier niederließen, und unter großen Entbehrungen

das ganze Delta des Flusses evangelisirten, unterstützt von tüchtigen Telugu-Gehilfen, welche aus ihrer Arbeit erwachsen sind. In Radschamandry (Radschamahendri) an der Spitze des Delta's, 20 Stunden vom Meere, ließ sich 1843 der norddeutsche Missionar Valett nieder; er erwarb sich die Theilnahme der Europäer, hatte auch einigen Erfolg, mußte aber 1850 aus Mangel an Geldmitteln die Station aufgeben, welche nun von amerikanisch-lutherischen Missionaren fortgeführt wird. — 5) Krischna-Mission. a) Masulipatnam (oder Matschlibander) an einem Mündungsarm des Krischna mit beträchtlichem Seehaven, 110 Stunden nördlich von Madras, seit 1841 englisch-kirchliche Station mit der ausgezeichneten höheren Schule Missionar Noble's. — b) Ellur, 18 Stunden nördlicher, links vom Krischna am Kolarsee, 16,000 Hindu's und 4000 Moslems. Hier machte 1840 der deutsch-lutherische Missionar Schwarz einen kleinen Anfang; seit 1854 trat die englisch-kirchliche Gesellschaft ein. — c) Bezwara, 14 Stunden östlicher in der Nähe des großen Krischnadamms, 30 Stunden von der Mündung; 1858 englisch-kirchliche Station; 1859 Bekehrungen im Dorf Nagapur. — d) Guntur, Hauptort mit 15,000 Einwohnern eines großen, 300,000 Einwohner zählenden, Bezirks auf einer westlich und nördlich von den Ostghats umgebenen Ebene, acht Stunden vom Krischna. Hier der amerikanisch-lutherische Missionar Heyer mit Andern 1844; Arbeit am Krischna hin nach allen Richtungen; 1853 erste lutherische Synode, sieben kleine Gemeinden, 334 Getaufte, 18 Schulen. — e) Das Palnad, nordwestlich von Guntur, ein großer Landstrich. zwischen dem Krischna und den Ostghats, welche hier einen Bogen in östlicher Richtung machen, von dem es eingeschlossen ist. Es hat etwa 60,000 fleißige und verhältnißmäßig wohlhabende Einwohner, darunter 4000 Brahmanen, auch gegen 500 Katholiken, welche ohne Priester und darum verlangend nach Gottes Wort waren. Schon seit 1842 wurde dieses Palnad viel besucht, so daß, als 1849 amerikanisch-lutherische Missionare aus Guntur sich bleibend niederließen, alsbald eine Erweckung entstand, und 39, das Jahr darauf 125 Personen aus sieben Ortschaften getauft wurden.

b) Die Provinz Heiderabad (Hyderabad, verschieden von dem in Sindh, § 107) liegt hinter den Ostghats der südlichen Nordsarkars. Sie ist ein Theil des großen Nizamreichs, das 1720 von einem Günstling Aurangzebs gegründet wurde und jetzt der bedeutendste Staat im Dekkan ist. Im Norden grenzt es an Gondwana und Nagpur, westlich an die Bombay-

provinz Bidschapur, im Süden wird es durch den Krischna von den Madrasdistrikten Bellary und Kadapa getrennt. Im Osten der Provinz herrscht noch das Telugu, gegen Westen das Kanaresische. Die Hauptstadt Heiderabad, Sitz des Nizam (d. h. Statthalter) und des englischen Residenten, 40 Stunden nördlich vom Krischna, liegt in einer öden Gegend und hat 200,000 Einwohner mit Prachtpalästen und vielen Moscheen neben tiefer Armuth. In ihrer Nähe liegt die alte Stadt Golkonda, der einstige Name des ganzen Nizamreichs. In dem ungeheuren Binnenlande ist einzige

Station Sikanderabad, ein englischer Lagerplatz, nahe bei Heiderabad, wo die Ausbreitungsgesellschaft seit 1840 Missionare hat, viele Gehilfen, zahlreiche Schulen, eine Gemeinde von 280 Getauften, eine Missionskirche seit 1854; eine Kirche steht auch in Heiderabad.

c) Distrikt Nellur, vom Krischna an der Küste herab bis gegen den Pulikatsee oberhalb Madras, etwa 70 Stunden lang mit einer Breite gegen die Ostghats von 20—30 Stunden.

Amer. Bapt. Stationen seit 1840: 1) Ongol, 30 Stunden südlich von Guntur, 60 Stunden vom Meere, mit 10.000 Einwohner. — 2) Nellur am Pennar, 34 Stunden südlicher, von Madras noch 24 Stunden, eine Stadt, die mit einigen nahen Dörfern 20,000 Einwohner zählt. — Hier auch Missionare und Schulen der freien schottischen Kirche. Ebenso in Gudur, weiter südlich.

d) Distrikt Kadapa, welcher einst mit Bellary zum Königreiche Maisur gehörte. Hier herrscht das Telugu vor, geht aber gegen Westen in das Kanaresische über.

Missionen: 1) im Kadapa-Distrikt, welcher über den Ostghats mit Nellur parallel läuft, die Hauptstadt gleichen Namens, 35 Stunden westlich von Nellur, einige Stunden vom Pennar, mit 60,000 Einwohnern, von welchen 20,000 Moslems sind. Londoner Missionare, welche 1822 ankamen, übernahmen zunächst zwei schon bestehende Schulen; und gleich im folgenden Jahr konnten 119 Erwachsene und 67 Kinder getauft, und Schulen in vier Dörfern errichtet werden. Bald bildete sich ein Christendorf nach bestimmten Grundsätzen. Indessen nahm der religiöse Sinn mancher Getauften später wesentlich ab. In der Folge ging es wieder besser; und Missionar Porter wirkt schon

lange im Segen. Im Jahr 1853 überließen vier verschiedene heidnische Gesellschaften aus Dörfern von 20—25 Stunden von der Stadt ihre Tempel der Mission zum Gebrauch, mit den Kindern den Unterricht genießend, obwohl von ihren Nachbarn darüber übel angesehen; 1860 waren es 20 Nebenstationen. Getaufte 359. Auch die Ausbreitungsgesellschaft hat viele Schulen in und um Kadapa und 704 Bekehrte in 16 Dörfern. — 2) Im Karnul-Distrikt, welcher nördlich an den Ostghats bis an den Krischna reicht, liegt Nadial, 33 Stunden nördlich von Kadapa, eine Londoner Station seit 1855. „Schon sechs Jahre vorher," heißt es im Bericht von 1857, „war eine religiöse Bewegung in den Dörfern von Kadapa und Nandial, besonders unter den Mala's (Paria's); und es sind jetzt nahe an 30 Dörfer, in welchen Gemeinden sich bildeten und christlicher Gottesdienst besteht." Missionar Johnston, der sich in Nandial ansiedelte, fand daher bereits 204 Getaufte vor, und 234, die sich zur Taufe vorbereiten wollten. Doch sind bis 1861 im Ganzen nur 236 Personen getauft worden, weil die Gesellschaft vor zu schneller Aufnahme in die Kirche fast übertriebene Scheu hegt. Nebenstation ist Karnul, 16 Stunden nordwestlich gelegen. Der Kreis stand früher unter einem muhammedanischen Nawab, der einer Verschwörung halber entsetzt und nach Tritschinapalli verbannt wurde. Dort suchte er die Bekanntschaft eines Missionars und wurde, als er in die Kirche trat, von einem muhammedanischen Fanatiker erstochen 1839.

---

4. Das Tamil-Land.

a. Einleitung.

§ 130. Das Tamilland schließt sich südlich an das Teluguland an. In ihm herrscht das Tamil (alt: Dramila, so viel als Drawida), eine Sprache, welche von 12 Millionen Einwohnern gesprochen wird und eine reiche und hochgebildete einheimische Litteratur hat; auch eine Uebersetzung der Bibel schon seit 1726 (S. 290). Tamilland ist der eigentliche Süden Indiens, unter dem Tafelland Maisur, dessen Rand die östlichen Ghats bilden. Beide Ghats nämlich (d. h. Pforten, wegen der Päße gegen die Küste hin) haben unter dem 11. Grad der Breite gleichsam ihre Wurzel in dem an die Westghats sich anbahnenden Alpenland der blauen

Berge (Nilagiri's), von welchen die beiden Ghats als zwei mächtige langgestreckte Aeste das gegen Westen ansteigende Tafelland umschließen. Südlich fallen die blauen Berge steil ab in die schöne Ebene von Koimbatur, die einen schmalen Durchgang, das Gap genannt, bildet von der östlichen Küstenfläche zur westlichen. Unter diesem Gap setzt sich das Gebirge der Westghats, 80 Stunden lang und 30 Stunden breit bis zum Kap Kumari fort. Die östlichen Ghats, ein nur 3000—4000 Fuß hoher Felsrand der Hochfläche nackt und einförmig, ziehen sich im Nordosten zunächst bis gegen den See Pulikat hin, wo sie nur 20 Stunden vom Meere entfernt sind. Das Tamilland ist also im Westen von diesen Ostghats und den Südghats begrenzt, die Küste heißt Koromandel (eigentlich Tscholamandala). Von Madras bis zum Kap Kumari mag es 170 Stunden lang seyn. Das Land ist meist eine einförmige Wellenfläche und hat kleinere Hügelreihen, fruchtbare Thäler, mit Anbau bedeckte Ebenen, oft auch waldreiche Striche; neben vielen kleineren Flüssen ist der Kaweri der bedeutendste Strom.

Die Tamiler sind der Hauptstamm der Drawidas (§ 99 und 129). Nur lange und blutige Kriege beugten die südlichen Stämme unter das Joch von Fürsten, welche dem Brahmadienst folgten. Später war es ein Hauptsitz des Buddhismus, sowie der siwaitischen Reaktion gegen denselben. Doch wurde der einheimische Gottesdienst nie ganz verdrängt, noch opfert man in Thälern und auf Höhen den vertriebenen Bhuta's (d. h. Geistern). Im Kawerigebiet herrschten früher die Tscholafürsten (daher Tscholamandalam), während im Süden die Pandikönige, im Westen die Tscheras regierten. Später unterwarfen es die Rayer von Widschajanagara (§ 144). Im Laufe der Zeit drangen auch muhammedanische Eroberer bis zum Kawerifluß vor, Mahratten eroberten Tandschaur; die Portugiesen besetzten Küstenplätze, wie Nagapatnam, welche die Holländer ihnen abnahmen; die Engländer setzten

sich 1639 in Fort St. Georg fest; ebenso ihre Rivalen, die Franzosen 1689 in Ponditschery. Die Kämpfe beider Seemächte, in welche die eingebornen Fürsten und Statthalter vielfach verflochten wurden, endeten mit der Eroberung des ganzen Landes durch die Briten. Den Franzosen blieben nur einige kleine Besitzungen; die Holländer zogen sich 1825 von der Küste zurück und die Dänen haben Trankebar 1844 an England verkauft.

Unter den 56 Ländern der Hindu's gilt das Tamilvolk für das verachtetste. Für das Reich Gottes in Indien ist es aber das bedeutendste geworden. Die katholische Mission drang von Trawancor an der Küste vor und machte schon 1538 Fortschritte unter den Fischern. Ein Jahrhundert später stand die Jesuitenmission von Madura in ihrer Blüthe (§ 102). Um 1730 wirkte der sprachgelehrte Beschi besonders in Ponditscheri. Neuerdings verbreiten sich die katholischen Missionen, über das ganze Land. — Im Tamilland waren auch die ältesten protestantischen Missionen, nämlich die hallischen (§ 103, 1). Als diese zu altern anfingen, kam die eigentliche Missionszeit; und von 1813 an, da ein Archidiakonus nach Madras gesetzt wurde, — ein Bisthum wurde Madras erst 1834 — trat eine Gesellschaft um die andere in dieses Feld ein; und die meisten haben, besonders in neuester Zeit, gesegnete Erfolge. Die bedeutendsten Missionen sind die Ausbreitungsgesellschaft, die englisch-kirchliche, die Londoner Gesellschaft, die Bostoner und die deutschlutherische Mission. Sonst haben auch Missionare der Methodisten, der beiden schottischen Kirchen, und andere ihre Arbeitsfelder, in Verbindung mit Bibel-, Tractat- und Erziehungsgesellschaften.

Die deutsch-lutherische Gesellschaft in Sachsen ist seit 1846 die Erbin der dänisch-hallischen Missionen (§ 103, 1) geworden, sofern ihr das bei der Uebergabe Trankebars an England vorbehaltene Missionseigenthum vom dänischen Missionskollegium im Namen des Königs abgetreten wurde. Die pietistische Richtung hat sie aber von ihren Vorgängern nicht

geerbt, so wenig als die Bereitwilligkeit zum Zusammenwirken mit Reformirten. Sie hatte 1860 im Ganzen neun Stationen, mit welchen aber viele kleine Gemeinlein in 178 Ortschaften verbunden waren. Die Gesammtseelenzahl beläuft sich auf 4846 unter 10 Missionaren und 59 Katecheten. Diese Mission unterschied sich von allen andern dadurch, daß sie die äußere Kastenform und Sitte um der Schwachen willen tragen zu müssen glaubte, während sie freilich ausdrücklich erklärte, dem heidnischen Kastengeist, der jede brüderliche Gemeinschaft Verschiedenkastiger ausschließt, zu Leibe gehen zu wollen. Hiedurch entstand eine ziemliche Verstimmung unter den andern Gesellschaften, sofern die laxe Behandlung der Kastenfrage, verbunden mit hochkirchlicher Lehre, die mißvergnügten Eingebornen aus verschiedenen Missionen anzuziehen und diesen ihre Arbeit zu erschweren begann. Auch erlitt die Gesellschaft 1859 einen empfindlichen Riß, indem vier ihrer Missionare, hauptsächlich wegen der Kastenfrage, aus ihrer Verbindung ausgetreten sind. Dieser Riß scheint jetzt geheilt, und nach den neuesten Erklärungen steht die Gesellschaft jetzt im Grunde ganz auf demselben Boden rücksichtlich der Kastenfrage, wie die andern Gesellschaften. — Eigentlich sollte man gar nicht von Kastenchristen reden, da es solche im Grunde nicht geben kann. Denn der Hindu verliert durch die Taufe — nach seinem Gesetz — alle Kastenrechte. So tief aber ist der Kastengeist eingewurzelt, daß auch nach dem Uebertritt die Versuchung nahe liegt, das Eingerissene wieder aufzubauen. Dieß geschah in Folge allzugroßer Nachsicht der alten Missionare, nicht ohne Ansteckung von Seiten der jesuitischen Mission, unter den Tamilchristen, und zwar unter ihnen allein in ganz Indien. Sie haben etwas Neues, das Kastenchristenthum, erfunden, und vertheidigen es mit ungemeiner Hartnäckigkeit. Mehr oder weniger leiden darunter noch die meisten Tamilmissionen. Um so nöthiger erscheint in diesem Nothstand einträchtiges Zusammenwirken aller Missionare. Merkwürdig bleibt der Umstand, daß, vom Buddhismus an bis auf die Sikhs und weiter herab, in Indien selbst vielfach gegen die hemmende und zersplitternde Macht der Kaste angekämpft wurde, aber jede Reformation, wenn ihr eigenthümliches Leben erstarrte, damit endigte, daß sie selbst wieder dem Kastengeist erlag. Das Beispiel der syrischen Christen (§ 142) zeigt, wie sehr sich die christliche Kirche Indiens vor ihm zu hüten hat.

---

b. Distrikt Tschengalpetta (Madras).

§ 131. Der Distrikt Tschengalpetta, an der Küste, vom Pulikatsee an etwa 35 Stunden lang. In ihm liegt

Madras, der Sitz der zweiten Präsidentschaft und seit 1834 eines englischen Bischofs. Die Stadt steht auf einem dürren, sandigen Boden und leidet viel von Orkanen, welche auch sammt der Brandung die Rhede den Schiffen gefährlich machen. Doch ist sie der Hauptmarkt Südindiens geworden. Sie ist in zwei Theile getheilt: die sogenannte weiße Stadt, die das Fort umschließt, von lauter Europäern bewohnt, und die weitgedehnte schwarze Stadt, Tscheunapatnam genannt, in der fast alle Nationen, Sprachen und Religionen vertreten sind. Die Bevölkerung wird zu 800,000 Seelen geschätzt.

Die Mission ist nicht nur in der Hauptstadt, wo sie schon 1727 durch die Hallenser begann, sondern auch im Distrikt sehr lebhaft, und hat sichtbaren Erfolg. Doch war der Widerstand der Heiden oft sehr groß. Als 1844 die schottischen Missionare einen Brahmanen tauften, entstand eine solche Aufregung, daß die Schulen fast ganz geschlossen wurden. Um sodann den so gefürchteten Bekehrungen Einhalt zu thun und die Eltern von den Schulen abzuschrecken, bildete sich eine Gesellschaft unter den Heiden, welche insbesondere einen Aufruf, die Brille genannt, ausgehen ließ, worin es unter Anderem hieß:

„Die ungebildeten und trügerischen Padres (Missionare), welche Fleisch verschneiden und verzehren, zeigen zwar den zarten Kälbchen, unsern jungen Knaben, die arglos in ihre Schule gehen, ein schönes Feld von Gelehrsamkeit, geben ihnen aber die verruchte Bibel zu saugen, entwöhnen sie ihrer eigenen Muttermilch, drohen ihnen, bis sie so scheußlich aussehen wie Teufel, geben ihnen zu essen, bezaubern sie mit Arznei, besprengen sie mit Hexenpulver, und um sie unversehens in eine schreckliche Grube zu werfen, genießen diese heillosen Sünder das Abendmahl mit ihnen. Deshalb ermahnen wir euch, vor dieser Gottlosigkeit auf der Hut zu seyn, und nicht zu denken, es sei noch Zeit, unsere Kinder zu beweinen, wenn sie vom Gift des Christenthums getödtet sind; sondern verhütet den Untergang eurer Kinder, während sie noch am Leben sind, dadurch, daß ihr sie von den Christenschulen zurückhaltet, ehe sie die langweilige Bibel durchgewatet haben."

Weil ferner nach einem bestehenden Kastengesetz jeder Christ gewordene Hindu seiner Kaste verlustig wird, so

sannen die Hindus auf Mittel, den Rücktritt in ihre Kaste zu ermöglichen, meinend, es würden dann Schaaren Abgefallener wieder zurückkehren. So wurde noch 1855 zu Gunsten der Wiederaufnahme eine berathende Versammlung gehalten, bei welcher Gesetzeskundige in den Schastra's günstige Stellen gefunden haben wollten. So wurde beschlossen, daß Jeder, der nicht 20 Jahre lang eine andere Religion bekannt habe, wieder aufgenommen werden könne, wenn er nur mancherlei Ceremonien, Genuß von Kuhmist u. dgl. bis zum Zungenbrennen hinaus, sich unterwerfen würde. Aber die Berathenden wurden unter sich selbst nicht einig. — Das Evangelium hat aber im Distrikte schon tiefe Wurzel gefaßt; und der Orte mag es nur noch wenige geben, da nicht Bekehrte oder Angefaßte sich fänden. Auch der kleinen Gemeinlein gibt es eine Menge in den Dörfern umher. Nur ist zu bedauern, daß der Arbeiterwechsel groß ist, weil sich die meisten Arbeiter wegen des ungesunden Klima's frühe aufreiben. Auch ist es ein unläugbarer Uebelstand, daß so viele protestantische Kirchen der verschiedensten Richtungen hier ihr Arbeitsfeld gesucht haben. Sie können auch beim besten Willen nicht immer harmonisch zusammenwirken.

Stationen: 1) Hallenser Gesellschaft, seit 1727 in der Vorstadt Wepery, zählte bis 1760 dort 1470 Christen. — 2) Die englische Ausbreitungsgesellschaft, an die vorige angeschlossen, hatte bis 1846 die Leitung der hallischen Missionen, und erbaute 1842 eine neue Kirche in Wepery, dessen Gemeinde sehr im Verfall war. Jetzt hat sie noch folgende Stationen: Wepery mit 604 Christen, die Gemeinden um die St. Johanneskirche 122 Christen, und die Dörfer um den Thomasberg 400 Christen. In Wepery ein höheres Seminar. — 3) Die deutsche lutherische Gesellschaft zu Leipzig, 1846, mit vier dazu gehörigen Ortschaften, darunter die Stadt Pulikat, 12 Stunden von Madras, einst holländisch; Bekehrte im Ganzen 779. — 4) Londoner Gesellschaft; Anfang 1805 in der Hauptstadt, zunächst für Europäer und Indobriten; 1819 für die Heiden in Pursewakam, wo eine Kapelle; eine Centralschule zur Bildung von Schullehrern in der Schwarzstadt; sonst noch sieben Schulen und Nebenstationen; Bekehrte in 100 Dörfern im Umkreis von 12—15 Stunden; lange Zeit, bis 1856, war auch Tripasur Londoner Station. — 5) Die englisch-

kirchliche Gesellschaft hat in Madras seit 1815 eine correspondirende Committee, und sandte in diesem Jahre die Missionare Rhenius und Schnarre, welche bald sowohl in der Schwarzstadt als auf den Dörfern mit großem Erfolge predigten, bis Rhenius 1820 nach Tinnewely versetzt wurde. Sie legten Schulen an, eine Leihbibliothek, eine Presse (die aber später wieder aufgegeben wurde), auch Mädchenschulen; 1819 Gründung eines Katecheteninstituts, und seit 1858 das Harrisinstitut für Muhammedaner. — 6) Methodisten kamen 1816 von Ceylon aus nach Madras, und begannen in Rajapetta, nahe bei der Stadt eine noch bestehende Mission, ebenso in der Schwarzstadt und auf dem St. Thomasberge; drei Gemeinden von 141 Seelen. — 7) Die schottische Kirche, deren Hauptzweck ist, tüchtige Prediger und Lehrer aus der Mitte der Hindu's selbst zu gewinnen, gab sich vornehmlich mit Schulen und Erziehung ab; Anfang 1836; auf die ersten Taufen wurden plötzlich alle Schulen leer; statt der großen entstanden deren 30 kleinere in und um Madras, bis 1842 auch die Hauptschule sich wieder füllte. Nach der Kirchentrennung in Schottland 1843 behielt die Kirche ihre Mission bei, welche, unterstützt von einem schottischen Frauenverein, gegen 800 Schüler hat. Die eingeborne Gemeinde unter einem Tamilprediger zählt 150 Glieder. — 8) Daneben besteht die Mission der freien schottischen Kirche, zu welcher sämmtliche damalige kirchliche Missionare übertraten, darunter der energische J. Anderson 1836—54, welcher besonders tüchtige Jünglinge für Christum gewann und zu Predigern ausbildete. Diese Mission mußte sich erst die Mittel zum Fortbestand erwerben, erlangte sie aber schnell und leicht durch die außerordentliche Theilnahme, welche ihre Erfolge ihr zugewandt hatten. Außer ihrer Anstalt in Madras haben sie Schulen und Arbeiten in Triplikan, wo 1854 mehrfache Ruhestörungen von Seiten der Moslems entstanden, in Tiruwellur westlich, sowie in den Städten am Palar, in Kantschipuram, Walladschabad und Tschengalpetta; dazu kommen noch tüchtige Mädchenschulen; im Ganzen 2724 Schüler. — 9) Die Bostoner Gesellschaft, seit 1836 in Madras und in den beiden Vorstädten Rajapuram und Tschintadripetta vornehmlich mit dem Druck von Schriften und dem Schulunterricht beschäftigt. — 10) Auch die Baptisten haben hier gearbeitet; ebenso Freimissionare verschiedener Richtungen, abgesehen von einem eifrigen Unitarier rc. — 11) Eine katholische Mission wirkt von Madras aus, wo das Bisthum Mailapur (St. Thomas) sich befindet und ein katholisches Seminar; um 1844 zählte sie etwa 50,000 Angehörige im Distrikt; Uebertritte nach der einen oder andern Kirche finden häufig statt.

---

c. Distrikt Arkat.

§ 132. Der Distrikt Arkat liegt hinter dem vorigen, ihn ganz umschließend, an den Abhängen der Ostghats hin, doch so, daß er gegen Norden bis gegen den Distrikt Nellur, und gegen Süden, östlich von Selam, bis zum Flusse Wellar und dort bis an's Meer herausreicht, mit einer Länge von 80 Stunden. Die Sitte der Hindu's, durch's Feuer zu gehen, kommt besonders häufig in diesem Distrikt vor, namentlich in den Tempeln des Mannar Swami. In demselben Distrikt sind auch die Dschaina's häufig zu finden, eine Sekte des Buddhismus. Sie haben ihre Wohnungen hauptsächlich in Dschaipur im Nordwesten Indiens, im Tululand hinter Mangalur, in Maisur und im Distrikt Arkat. Hier haben sie viele Dörfer; und etwa 8 Stunden von Arni liegt Tschittambur, der Sitz ihres Hohenpriesters. In Trivalur (§ 134, 8) fanden noch vor 300 Jahren blutige Schlachten statt zwischen den Wischnuverehrern und Dschaina's. Die letzteren wurden überwunden, und ihr Tempel in einen Tempel des Wischnu verwandelt. Der Haß zwischen beiden Parteien lebt noch fort.

Die Dschaina's sind schlichte, einfache Leute, haben aber auch Gelehrte und Dichter unter sich. Noch gilt ihnen das Hauptgebot des Buddhismus „Lebensschonung" als das höchste; da sie keine Geschöpfe tödten dürfen, dulden sie es stillschweigend, wenn ihre Kinder und ihr Vieh eine Beute wilder Thiere werden. Frauen und Kinder sind außerordentlich furchtsam, und fliehen vor Fremden. Das Haus eines Verstorbenen bleibt unbewohnt; und die Thüre wird eingedeckt, damit kein Teufel oder böser Geist davon abgehalten werde. Missionare, die ihnen nahe kamen, fanden sie nicht unempfänglich für die evangelische Wahrheit.

Im Distrikt Arkat ist die Mission lange nicht so lebhaft, wie an der Küste. Christen trifft man nur wenige, außer in den aufgeführten Stationen. Zahlreicher sind die Katholiken aus früherer Zeit, von Ponditschery aus bekehrt.

Stationen: I. Nord-Arkat. 1) Tschittur, 36 Stunden westlich von Madras, am Rande der Ostghats, 10,000 Einwohner,

und 60,000 im Umkreis von 12 Stunden; 1827 Anfang der Londoner Mission, von einem ansäßigen Engländer angeregt, mit den Nebenstationen Palmaner, Welur ꝛc.; 1843 zog sich die Gesellschaft zurück, in Folge der neuen Bestrebungen des unabhängigen Missionars Groves (§ 68), der von 1837—1853 hier wirkte; 1851 Bostoner Station, seit 1857 von der amerikanisch-holländischen Gesellschaft betrieben, unter welcher die Brüder Scudder arbeiten; auch Station der Ausbreitungsgesellschaft. — 2) Welur, 8 Stunden südlicher, Fort am Palar, mit einem großen Hindutempel, der als Zeughaus dient; Mission der amerikanisch-holländischen Kirche 1852; Schule der schottischen Kirche 1860. — 3) Arkat, 8 Stunden östlicher, auch am Palar, alte Festung, Militärstation und ehemalige Residenz des Nawab vom Karnatik, jetzt durch Manufakturen bekannt; Mission wie in Tschittur. — 4) Arni, 8 Stunden südlicher.

II. Süd-Arkat. 1) Kudalur, eine Seestadt an der Mündung des Penneiar; in der Nähe die Festung St. David, eine alte hallische Station, welche 1747 über 340 Bekehrte zählte; 1831 wurde es Station der Ausbreitungsgesellschaft (mit 176 Christen), jetzt auch Station der deutsch-luth. Gesellschaft, fünf Ortschaften mit kleinen Gemeinden umfassend (105 Chr.), darunter Sadras, einst holländisches Fort in der Nähe von Mahamalleipuram (7 Pagoden), einer Felsenstadt, welche halb vom Meere bedeckt ist. — 2) Porto Novo, Seestadt am Ausfluß des Wellar. — 3) Ponditschery (Pudutscheri), ehemals glänzende, jetzt ganz unbefestigte, aber immer noch schöne Hauptstadt des französischen Indiens mit 40,000 Einwohnern, die nach den Kasten in gut gebauten Quartieren wohnen und von Weberei und Fischfang leben. Schon 1664 kamen Mönche verschiedener Orden dahin, die in ruhiger und besonnener Weise predigten. Aber bald drängten sich Jesuiten ein, welche dasselbe Spiel trieben, wie in Madura (§ 138). Tausende ließen sich taufen; und man redete von 100,000 karnatischen Christen an der Küste und landeinwärts. Aber Einer der Missionare, Abbe Dubois, schrieb 1815, daß „die Christen der schlechteste Theil der Bewohner Indiens, daß nicht Ein wahrer Christ unter ihnen, daß die Bekehrung Indiens zum Christenthum unmöglich sei.“ Das Bisthum besteht indessen noch, und umfaßte 1844 etwa 35,000 Angehörige.

---

d. Distrikt Tritschinapalli.

§ 133. Der Distrikt Tritschinapalli, s. v. Arkat, liegt zwischen dem Wellar einerseits, und zwischen dem

Kawery und dessen Mündungsarm Kolerun andererseits. Zahlreich sind in diesem Distrikte die sogenannten Kaller, d. h. Diebe, welche früher eine Steuer für das Vorrecht zu stehlen bezahlten, und durch ihr Gewerbe bisweilen selbst dem Radscha gefährlich wurden. Erst mit der britischen Herrschaft hörte die Steuer auf. Ihr Gewerbe aber setzten Viele fort; und lange war jede europäische Familie in der Hauptstadt zur Sicherheit ihres Hauses genöthigt, solche Kaller als Wächter aufzustellen, die für das Gestohlene haften. Sie haben Aehnlichkeit mit den Zigeunern Europa's, welche bekanntlich aus dem Nordwest Indiens stammen und in Spanien Caloro genannt werden. Viele dieser Kaller sind jetzt bekehrt.

Station ist nur die Hauptstadt Tritschinapalli, an der Südseite des Kawery, oberhalb des Delta's, 34 Stunden westlich von Trankebar, mit 80,000 Einwohnern, und einem Militärquartier, eine Stunde von der Stadt. In der Nähe ist die Flußinsel Srirangam mit zwei berühmten Pagoden. Missionar Schwarz (§ 103, 1) begann 1766 mit einem damals in Indien noch nie erlebten Erfolge, unter furchtbaren Kriegsstürmen. Besonders viele Kaller wurden bekehrt, und in manchen ihrer Dörfer bildeten sich Gemeinden. Jetzt ist die Station mit einer lutherischen Kirche unter der Fürsorge der deutsch-lutherischen Gesellschaft, mit drei Ortschaften (599 Chr.). Auch die Ausbreitungsgesellschaft hat Arbeiter und sechs Schulen in der Stadt, mit 505 Getauften; und Methodisten, welche 1823, unterstützt vom Kaplan, eine Kapelle im Fort für die Soldaten bauten, arbeiten in Schulen und sonst (Gemeinde von 36 Seelen).

---

e. Distrikt Tandschaur.

§ 134. Der Distrikt Tandschaur liegt südöstlich vom vorigen an der See, in eine rechtwinklichte Halbinsel mit der Spitze Callimedu auslaufend. In ihm lag die dänische Besitzung Trankebar, welche 1844 an die Engländer abgetreten wurde, und daneben liegt die französische Besitzung Carikal. Unter der Bevölkerung sind besonders viele Brahmanen; denn der Brahmanismus, Jahrhunderte lang von den alten Tscholakönigen gepflegt, hat noch eine große Bedeutung im Lande, wie

man trotz der unzähligen und gesegneten Arbeiten der Mission überall wahrnehmen kann. Von Trankebar aus entfaltete die alte dänisch-hallische Mission in Verbindung mit der Ausbreitungsgesellschaft ihre gesegneten Arbeiten durch den ganzen Distrikt. Als sie aber mehr und mehr versiegte, und demzufolge die vielen christlichen Gemeinden, durch die Beibehaltung der Kasten ohnehin dem Heidenthum noch zu nahe gestellt, in einen traurigen Zustand gerathen waren, aus dem auch die Ausbreitungsgesellschaft sie nicht auf einmal emporzuheben vermochte, nahm sich die lutherische Kirche in Sachsen (§ 130) der sinkenden Mission durch Miss. Cordes u. s. w. an (1840). Es bleibt uns hier nur noch die Aufzählung der verschiedenen Stationen übrig.

Stationen: 1) Trankebar an der See, mit dem Fort Dansborg; das dänische Gebiet war klein und hatte 1812 mit 16 Dörfern nur 20,000 Einwohner; 1706 Ziegenbalg u. s. w.; die lutherische Gesellschaft hat hier (1860) ein Seminar, und Arbeiten und Gemeinden in 15 Ortschaften mit 700 Seelen. — 2) Tirumenjanam und Manigramam nach der Nordseite, jenes mit acht, dieses mit neun Ortschaften (165 Chr.). — 3) Mayaveram, 4 Stunden nordwestlich von Trankebar, eine Stadt mit 10,000 Einwohnern und schönen Pagoden, an Festtagen vollgedrängt von Andächtigen aus der ganzen Umgegend, wegen des nahen heil. Kaweryfl. Englisch-kirchliche Missionare, welche seit 1816 die Schulen in Trankebar übernommen hatten, errichteten auch hier eine Schule, und verlegten hieher 1825 das Hauptquartier der Schulen nebst dem Seminar und der Mission überhaupt. Miss. Bärenbruck, aus der Schule Jänicke's in Berlin, führte die Oberaufsicht über das Ganze mit viel Geschick und Eifer, mußte aber 1831 wegen geschwächter Gesundheit Indien verlassen und starb in seiner Heimath. Von da an erhielten Eingeborne, besonders Dewasagajam, nach Kräften das ausgedehnte Werk in seinem Gange, bis 1839 wieder ein Missionar kam. Doch stand die Station seit 1842 abermals einsam. Die lutherische Gesellschaft übernahm sie 1845; und zu ihr gehören jetzt 31 Ortschaften, zusammen mit 428 Bekehrten. — 4) Poreiar, etwas südlicher, mit 15 Ortschaften und 900 Seelen, nebst Pudenur mit 25 Orten und 200 Seelen. — 5) Kombakonam, 14 Stunden westlich von Trankebar, mit 40,000 Einwohnern; eine Brahmanenstadt, Hauptstadt der alten indischen Tschola-Dynastie (woher Tschola Mandala, d. i. Koromandel), mit prächtigen Wallfahrtsruinen und

dem alle 12 Jahre gefeierten großen Badefest. Die hallische Mission hat bis 1747 eine Gemeinde von 500 Seelen gesammelt; derzeit hat die Ausbreitungsgesellschaft ihrer 608 in vielen Dörfern. Seit 1825 kamen auch Londoner Missionare, welche jedoch 1851 die Station der lutherischen Gesellschaft übergaben. Diese hat nun dort 11 Ortschaften mit 170 Bekehrten. — 6) Tandschaur, Hauptstadt mit 30,000 Einwohnern, nahe an einem Arme des Kawery, mit zwei Forts und sehr schönen Pagoden, einst Sitz der Gelehrsamkeit. Miss. Schwarz kam hieher 1766 und starb daselbst 1798 im 72. Lebensjahr. Derselbe war unermüdet geblieben für das Heil Indiens, sehr wirksam auch als Friedensstifter zwischen den Fürsten des Landes, als Rathgeber des Radscha, als Erzieher seines Sohnes, als Freund der Eingebornen in aller Noth, als Leiter des Unterrichts in Tandschaur. Als Bischof Heber 1826 die Station besuchte und die zahlreichen Christen erblickte, wurde er so mächtig ergriffen, daß er nicht aufhören konnte, zu sagen: „Hier ist die Kraft des Christenthums in Indien!" Neben Tandschaur, das zwei wohlgebaute Kirchen mit 612 getauften Christen hat, gehören zur Ausbreitungsgesellschaft noch sechs Landkreise, nämlich: Aneykadu mit 206 Christen in vier Dörfern, Kanendagudy mit vier Dörfern 121 Christen, Erungalur mit 26 Dörfern 816 Christen, Amiappen mit 130 Christen in neun Dörfern und Wediarpuram mit 11 Dörfern 365 Christen. In Wediarpuram ist auch das Lehrerseminar mit 58 Zöglingen. Die lutherische Gesellschaft hat (1860) zu Tandschaur 25 Ortschaften mit 535 Seelen. — 7) Manargudy (10 Stunden östlich von Tandschaur) und Melnattam sind Stationen der Methodisten. — 8) Trivalur, 7 Stunden westlich von Nagapatnam, eine Hindustadt mit 10,000 Einwohnern, der ein hohes Alterthum zugeschrieben wird, und für welche große astronomische Tabellen eingerichtet sind. Die Pracht des Teiches, der Tempel und anstoßenden Gebäude zeigt ihr ehemaliges hohes Ansehen; 1843 Tamilschule der Methodisten, bald darauf Uebertritt von fünf Katholiken aus Ammatschappan, einer großen Hindustadt in der Nähe; 1858 förmliche Station. — 9) Nagapatnam (Negapatam), eine Seestadt mit 15—20,000 Einwohnern, einst von Portugiesen und Holländern besetzt; 1737 Anfang der Ausbreitungsgesellschaft, die noch thätig ist und eine Gemeinde von 113 Seelen hat; seit 1821 auch Methodisten. — 10) Nagur, in der Nähe, auch eine blühende Seestadt; Mission der Methodisten; die Ausbreitungsgesellschaft hat in vielen Dörfern um Nangur 797 Getaufte. — 11) Karikal mit einem Gebiet von 113 Dörfern, französische Besitzung mit Jesuiten.

---

f. Distrikt Selam.

§ 135. Der Distrikt Selam (engl. Salem) liegt westlich vom südlichen Arkat bis an den Kawerifluß, der ihn von Koimbatur trennt, nördlich an Maisur, südlich an Tritschinapalli angrenzend. Er enthält 1,200,000 Einwohner, tamilische Hindu's und Moslems.

Station: Selam, 48 Stunden westlich von der Seestadt Kudalur, die Hauptstadt mit 60,000 Einwohnern, auf einer fruchtbaren und schönen Ebene, in einer Entfernung von 3 Stunden mit hohen Hügeln umgeben. Sie liegt 1070′ hoch und hat eine Pagode auf einem Berge in der Nähe, 5260′ hoch. Auf den nahen Scherwabergen, einem Ausläufer der Ostghats, halten die reicheren Bewohner des heißen Karnatik ihre Sommerruhe. Affen bedecken und zerreißen alle Dächer und plündern die Häuser. Hier eine Londoner Mission, 1827 begonnen, 1840—1861 von Miss. Lechler geleitet. Es bestehen neun Schulen, sechs Nebenstationen mit eben so vielen Gehilfen, die auch sonst umherreisen, eine gedeihliche Industrieschule, auch ein Christendorf. Mädchenschulen fanden erst spät Eingang; doch sind jetzt deren fünf vorhanden. Gemeinde etwa 200 Seelen.

---

g. Distrikt Koimbatur.

§ 136. Der Distrikt Koimbatur liegt westlich von Selam und dem Kawery bis an die Südghats, nördlich, die Nilagiri mit einschließend, bis an Maisur und südlich bis an den Distrikt Dindigal. Er liegt an dem oben (§ 130) beschriebenen Gap und auf den Terrassen der genannten Berge, mit dicken Wäldern bedeckt, aber flußreich und gesund. Ackerbau, Viehzucht und Jagd, hauptsächlich auf Elephanten in den westlichen Wäldern, nähren die Hindu's, die dort, etwa 800,000, leben. Von den Bergstämmen reden wir nachher. Der Distrikt theilt sich in drei Theile, nämlich in Nord- und Süd-Koimbatur, und in Karur im Osten am Kawery. Die Mission wirkt auch hier noch nicht umfangreich.

Stationen: Hauptstadt Koimbatur, 44 Stunden südwestlich von Selam, mit etwa 20,000 Einwohnern, 1483 Fuß über der Meeresfläche, mit ausgedehntem Handel, an der großen Fahrstraße; 1830 Anfang der Londoner Mission durch Addis, bis

1861; es arbeiten auf sechs Nebenstationen 17 Gehilfen mit, welche auch die Städte, Dörfer, Weiler, Märkte weit herum bereisen; der Schulen sind es 12, sonst noch eine Mädchenkostschule; Communikanten 68. Die lutherische Gesellschaft hat hier auch eine Kirche, mit vier zugehörigen Ortschaften.

---

h. Die Nilagiri's.

§ 137. Die Nilagiri's, d. h. blauen Berge, gehören noch zum Distrikt Koimbatur. Sie haben die Gestalt eines Dreiecks, dessen Grundlinie im Westen 10 Stunden lang ist, und dessen Seiten nördlich vom Mojaru, südlich vom Bhawani, zu deren Thälern das Gebirge gäh abfällt, bis zu ihrem Zusammenfluß im Osten bespült sind. Von West nach Ost sind es 18 Stunden. Nach zwei Seiten hat diese Berginsel unter sich ein offenes, weites Tiefland (westlich Malabar, südlich und östlich Koimbatur); und nach Norden liegt das 3000′ hohe Tafelland Maisur mit Wajanadu, das sich an den Gebirgskamm anlehnt; die blauen Berge bilden einen 8000 Fuß hohen Vorwall für dieses Hochland. Der Fuß des Gebirgs und die ersten Vorhöhen werden ringsum von gigantischen Wäldern und Sumpfwildniß umzogen. Letzteres ist die Region der Fieber, und der Aufenthaltsort der Elephanten, Tiger und Leoparden. An der Westseite liegen unter einander der eigentliche Nilagiri, der Mukutti Pik (7900′ hoch), der Berg der Avalanchen (d. h. Bergrutsch) und das Kundagebirge (Regengebirge). Von letzterem an streicht die Centralkette als Wasserscheide von Südwest nach Nordost; und in ihr sind die höchsten Piks: der Doddabetta (über 8000′), der Kotagiri, Rangaswami ꝛc. Das ganze Hochland theilt sich in fünf Bezirke oder Naads: das Maladu nordwestlich, das Todanadu bis an die Centralkette, das Paranganadu nordöstlich, das Mekanadu südöstlich, das Kundanadu, wo die Kundaberge sind, westlich. Die Schönheit der Landschaften und Bergpanorama's wird von nichts übertroffen. Zugleich

ist das Klima, obgleich unter dem 11° der Breite, höchst gesund und erquickend; es macht das Land von unschätzbarem Werthe für Europäer, weil Kranke, die durch Klima und Arbeit erschöpft sind, hier eine Erholung finden, die sie sonst nirgends als in der fernen Heimath finden konnten. Die mittlere Temperatur ist 13° R.; die Kälte fällt bis auf 3° unter den Gefrierpunkt; der Wechsel an einem Tage ist oft bedeutend. Die Fruchterde ist überall tief und reich; und es begegnen sich die üppigen Erzeugnisse der tropischen Welt und die Produkte des milderen Theils von Europa. Das wichtigste gezähmte Hausthier ist der Ochs, besonders der Büffel von der schönsten Race, der in zahlreichen Heerden der Reichthum des Hirtenvolks ist und göttliche Verehrung genießt.

Das Bergland, obgleich seit 1799 im Besitz der Briten, welche Abgaben daraus eintrieben, blieb doch selbst diesen 20 Jahre lang unbekannt, weil der verderbliche Kranz der Fieberregion von dem Zutritt abschreckte; und erst 1820 bereiste der Oberbeamte Sullivan von Koimbatur den Distrikt. Dieser, zugleich ein menschenfreundlicher Mann, der auch um die Eingebornen sich bekümmerte und sich bei ihnen beliebt machte, fing an, sich anzusiedeln und gründete die berühmte Heilstation (Sanatarium), welche nun Ottakamand heißt, 7000 Fuß hoch gelegen. Eine ähnliche Station wurde Kotargiri, sechs Stunden davon am östlichen Abhang, 6000 Fuß hoch. Später erhob sich auch Kunnur, am Paß nach Koimbatur gelegen. Reisende und Naturforscher kamen jetzt in Menge; die Pässe wurden von Seiten der Regierung durch prächtige Heerstraßen eröffnet; und immer mehr siedelten sich Engländer an, die sich glänzend einrichteten.

Eigenthümlich sind die ursprünglichen Einwohner. Unter diesen sind vier Völkerstämme bemerklich, welche aber nicht durch Distrikte getrennt sind, sondern ihre Dörfer fast über das ganze Gebirgsland zerstreut haben, doch so, daß immer nur Glieder Eines Stammes in einem Dorfe sind.

Die Bergstämme sind: 1) Die Toda's, nur noch 1000 Seelen zählend, ein einheimisches Hirtenvolk, die Herren der Weiden und Wälder, und als solche von den Andern angesehen und anerkannt. Sie sind ein schön gebautes Geschlecht mit großen, lebhaften Augen, schwarzem Bart und buschigem Haupthaar. Die Frauen, hellfarbiger als die Männer, wissen nichts von Reinlichkeit, auch nichts von Reinheit der Sitten. Denn Ehebruch der Frauen ist etwas ganz Gewöhnliches, was auch von der Vielmännerei herkommt, die unter ihnen herrscht, indem die Frau das Weib aller Brüder der Familie wird. Auffallend ist die geringe Zahl der Kinder, welche befürchten läßt, daß die Toda's gänzlich aussterben. Doch hat der früher übliche Kindermord (an neugebornen Mädchen) durch die Bemühungen des oben erwähnten Herrn Sullivan aufgehört. Die Toda's wohnen nicht in größeren Dörfern beisammen, sondern jede Familie, in 4—6 Hütten, bleibt für sich, von andern geschieden. Ihr Besitz an Büffeln ist groß; und im Ganzen besitzen sie 10 000 Stück, deren jedes der britischen Regierung eine halbe Rupie Abgabe zahlt. Vom Brahmanismus wissen sie nichts. Sie sind ein Hirtenvolk, dessen Religion an die Heerden sich knüpft. Ihnen ist besonders die Milchkammer, die Büffelschelle, die Hürde der Büffel heilig; und die Priester opfern damit, daß sie Milch ausgießen. Sie haben auch Dämonenpriester und sogenannte heilige Mands oder geweihte Haine, in deren Umkreis sich eine heilige Hütte befindet. Der Oberpriester, Palal, d. h. Milchmann genannt, wird durch beschwerliche Büßungen geweiht, so auch sein Gehilfe, der Kawelal, d. h. Wächter. Sonst haben manche Todadörfer auch ihre eigenen Priester. Die Sprache der Toda's ist ein alter drawidischer Dialekt. — 2) Die Badaga's, d. h. die Nördlichen, auf 15,000 in 300 Dörfern geschätzt, sind wahrscheinlich vor drei Jahrhunderten aus Maisur auf die Berge als Flüchtlinge gekommen. Sie erkennen die Toda's als die eigentlichen Herren und Grundbesitzer an, und zahlen an sie als Ackerbauer eine Naturalabgabe. Sie sind kleiner und hellfarbiger, aber durch Opiumgenuß und Hanfrauchen häufig entnervt und schnell alternd. Ihre Dörfer bilden in der Regel nur eine einzige Reihe von aneinander gebauten Hütten an der Seite der Hügel hin. Sie sind in 18 Klassen oder Stände getheilt, welche zwar nicht den scharf ausgeprägten Charakter der Kasten tragen, zwischen welchen aber Heirath und Tischgemeinschaft nicht erlaubt ist. Die höchste Klasse der Wodearu („Herren" d. h. Brahmanen) hat bei aller Unwissenheit den ganzen Stolz einer indischen Priesterkaste. Ihre Religion erhebt sich über den gemeinen Fetischismus; es herrscht der Siwadienst, mit den unzüchtigen Sitten der Lingamverehrung. Der kegelförmig gebaute Tempel steht außerhalb des Dorfes; und

an seinem Eingang ist Basappa (Basawa) d. h. der Stier, als Sinnbild der zeugenden Naturkraft aufgestellt. An Wahrsagerei, Zeichendeuterei und Zauberei fehlt es nicht. Weiberraub ist häufig, und in Folge dessen der Selbstmord, mit dem's auch sonst die Weiber leicht nehmen, besonders durch Opium oder den Strick. Bei Leichenfeiern werden feierlich alle Sünden der Verstorbenen aufgezählt, und dann auf ein Kalb gelegt, den Repräsentanten des Basawa, der die Sünden auf sich nimmt, damit dem Verstorbenen volle Vergebung zu Theil werde. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Kanaresischen. — 3) Die Kota's, d. h. Kuhschlächter, sind wesentlich verschieden. Sie sprechen einen drawidischen Dialekt. Auch sie erkennen die Toda's als die Grundherren an, belaufen sich aber nur auf etwa 1000 Seelen, die in sieben Dörfern, sämmtlich Kotargiri genannt, zerstreut wohnen. Ihre Hütten sind anders als die der Badaga's. Ihre Lieblingsspeise ist Fleisch; selbst faulendes Aas, das wilde Thiere zurücklassen, verschmähen sie nicht. Neben wenigem Feldbau treiben sie Gewerbe und sind Gerber, Schmiede, Töpfer, Seiler, Korbflechter und Zimmerleute, auch Musikanten, mit dem Horn oder einer Art Pfeife oder dem Dudelsak. In ihren Dörfern stehen zwei Tempel, die vorn und hinten offen sind, für Siwa und seine Gemahlin, denen sie Feste feiern und Geld opfern. Bei der Todtenfeier erlauben sie sich Ausschweifungen der allergröbsten Art; auch sonst ist von höherem Streben keine Spur vorhanden. — 4) Die Kurumba's sind das verkommenste, elendeste Geschlecht auf den Bergen, wahre Wilde, von den andern gehaßt und gefürchtet, aber doch den Badaga's als Priester unentbehrlich. Sie sind klein, elend, schwarzbraun, dickleibig, von aller Civilisation entblößt, scheinen aber die ältesten Ureinwohner zu seyn. Ihre Dörfer sind an Schluchten und Thälern gelegen, und zwar mitten im Fieberklima. Förmliche Ehen fehlen unter ihnen. Jeder Badaga-Distrikt aber hält sich einen Kurumbapriester, weil man seinen Zauberkünsten viel zutraut. Ihrer Zauberei werden Krankheiten, Todesfälle, Viehseuchen zugeschrieben, und die andern Bergstämme würden daher die Ausrottung der Kurumba's als die größte Wohlthat ansehen.

Missionen auf den Nilagiri's sind schon von Kattanaren der dem römischen Stuhl unterworfenen Thomaschristen um 1599 versucht worden, aber ohne Erfolg; und Weiteres unterblieb bis in die neueste Zeit. Weil die jetzt ansäßigen Engländer viele Tamiler als Knechte, Köche, Hausverwalter haben, machten sich zunächst für diese Missionare herbei. Für die Bergstämme selbst interessirte sich besonders der Richter Casamajor,

der sich vom aktiven Dienste zurückgezogen und 1845 ein schön eingerichtetes Gut mit Wohnung in Käti käuflich an sich gebracht hatte. Er errichtete eine Schule auf seinem Gute, die er selbst leitete. Mit ihm wurden Missionare aus Basel bekannt, welche von der Kanaraküste her zur Erholung auf die Berge kamen; und bald gab es Unterhandlungen zwischen ihm und der Gesellschaft zu Basel, in Folge deren diese 1846 etliche Brüder schickte, welche zunächst in Kateri, $1\frac{1}{4}$ Stunde von Käti, und in Dschogatore arbeiteten, in Käti nur Gäste waren. Casamajor starb 1849, mit edlen Vermächtnissen dieser Mission gedenkend. Sein Gut nebst Wohnung kaufte die Gesellschaft zu Basel an; und nun wurde Käti Mittelpunkt der ganzen Mission. Weil aber die Dörflein in der Regel kaum mehr als 20—30 Personen in sich fassen und weit und sparsam durch das ganze Gebiet zerstreut liegen, mußten sich die Missionare stets den mühsamsten Wanderungen unterziehen. Um diese zu erleichtern, bauten sie da und dort kleine Hütten, in welchen sie für 4—6 Tage kampiren, um von da aus die Umgegend zu durchwandern. Die Brüder wurden wohl den Badaga's lieb; aber zur Taufe hatten diese keine Lust. Denn damit verlieren sie ihre Kaste, werden aus ihren Dörfern gewiesen und einsam gestellt, was unter den bestehenden Verhältnissen höchst mißlich ist. Auch die Unmöglichkeit, ferner Kinder zu verehlichen, vermehrt die Furcht vor der Taufe. So wurde wohl 1853 ein Mann, der ältere Nandscha, tief ergriffen und völlig vertraut mit dem Evangelium; aber von allen Seiten bedroht, wies er die Taufe zurück, bis er ungetauft starb. Erst 1858 gelang es, einen Badaga vom Dorfe Dschogatore, den Aufseher in einer Kaffeepflanzung zu taufen. Er heißt jetzt Abraham. Ihm folgte der jüngere Joseph, und Familienglieder von beiden; mehrere junge Männer, in Schulen unterrichtet, treten nun muthig heraus und geben Hoffnung auf weiteren Erfolg. Die Gemeinde zählt 37 Seelen (Missionar Mörike und Metz).

Stationen: 1) Für die Tamiler a) Ottakamand, (7500′ hoch), in der Nähe des Großbergs Doddabetta, jetzt ein sehr schöner Ort; 1841 Ausbreitungsgesellschaft, nur kurze Zeit; seit 1844 eine Zeitlang Dr. Bernhard Schmid von Tinnewely her. — b) Kotargiri, 6 Stunden davon östlich, 6000′ hoch.; 1841 Ausbreitungsgesellschaft einige Jahre. — c) Kunnur, südlich vom vorigen; seit 1856 amerikanische Missionare (J. Scudder) aus Arkat (§ 132). — 2) Für die Bergstämme von der Gesellschaft in Basel seit 1846: a) Hauptniederlassung in der Nähe des Dorfs Käti, Betsaal, Gemeindeschule, Sanitarium für kranke Missionare. — b) Nebenstation Dschogatore. — c) Sieben Heidenschulen in Badagadörfern. — d) Nachthütten in den Mittelpunkten Woderu, Arekallu und Kotargiri.

---

i) Distrikt Madura und Dindigal.

§ 138. Der Distrikt Madura und Dindigal 1½ Millionen Einwohner zählend, liegt südlich von Koimbatur und Tritschinapalli, von den Südghats an bis an die Ostküste etwa 60 Stunden breit. Auch die Insel Rameschwaram, voll herrlicher Tempel und Bildwerke, von welcher aus die sogenannte Adamsbrücke nach der Insel Manaar bei Ceylon gedacht wird, gehört dazu. Das Land kam 1801 an die Engländer; doch liegt in ihm noch an der Ostgrenze gegen Tandschaur die tributfreie Landschaft des Tondaman mit der Hauptstadt Pudukotta. Im Nordwesten hat der Distrikt viel Bergland und kleinere Gebiete der Palayakar (Barone), sowie die Kette der Palaniberge mit wilden Urbewohnern. Die Einwohnern sind sonst Hindu's; und der Hinduismus ist überall, besonders in den Städten, stark ausgeprägt.

Auf den Palanibergen sind die Einwohner, wie überall auf den Gebirgen in Indien, noch mehr oder weniger in ihrem Urzustande. Sie theilen sich in drei Klassen: Monardi, Pöllier und Paller. Die Monardi's sind nicht sehr zahlreich, aber im Besitz fast aller Schätze und alles Einflusses im Berglande, und halten sich für die Nachkommen eines Königsgeschlechtes, das einst diese Berge beherrschte. Verkommen und ärmer sind die Pöllier, die von den Landbesitzern zu Frohn-

diensten genöthigt werden; und die Paller, Bergwilde, wohnen in Höhlen und hohlen Bäumen, und ihre Kleidung besteht aus Baumblättern.

An der Küste von Madura und Tinnewely wurde durch die Bekehrung der Perlenfischer (Parawer) die katholische Mission Indiens angefangen. Hier wirkte F. Xavier 1543—1545. Später kam Robert de Nobili, als Brahmane verkleidet, (1606) nach Madura selbst und suchte auf die höhern Kasten zu wirken. Darüber entzweite er sich aber mit den Missionaren seines Ordens; selbst sein Onkel, Kardinal Bellarmin, mahnte dringend ab (1613). Er mußte nach Goa, um sich zu vertheidigen, und erst 1623 erlaubte ihm der Papst, in seiner Weise fortzufahren, was er bis zu seinem Tod 1656 mit scheinbar großem Erfolge that. Seine Hoffnung auf allmählige Gleichstellung der Christen aus allen Kasten hat sich aber als Täuschung erwiesen. Spätere Jesuiten hatten Mühe, ihre Gemeinden zu halten; und im Jahr 1744 verwarf der Papst das ganze Anbequemungssystem als unchristlich. Die Missionen sind erst in neuerer Zeit wieder belebt worden, und 1815 zählte man 100,000 Katholiken. Diese kommen jetzt in mannigfaltigen Konflikt mit den protestantischen Missionen; und da ihrer Viele sich an die letztern anschließen, gibt es von Seiten der Priester viele Feindseligkeiten, welche auf Beider Werk störend einwirken.

Der Jesuit Robert de Nobili, ein Verwandter des Papstes Marcellus II. kam von Goa 1606 nach Madura. Statt wie Xavier an die niedrigsten Kasten sich zu wenden, wollte er's mit den Brahmanen versuchen, und gab sich zu dem Ende selbst mit seinen Genossen für höhere Brahmanen vom Westen aus, wobei er sogar seine Abstammung von Brahma beschwor. Sein königlicher Anstand und seine tiefe Kenntniß brahmanischer Wissenschaft verschafften ihm anfangs Glauben, und ein Buch, das dem Evangelium den Weg bahnen sollte, war so täuschend geschrieben, daß es unwissende Brahmanen für das Jadschur Wedam anerkennen konnten. Die Jesuiten ließen sich nun wie Brahmanen verehren, nahmen deren Kleidung und Lebensweise an, und behandelten die unteren Kasten und die aus ihnen schon gesammelten Christen so verächtlich, als es

nur immer ein Brahmane konnte. Die römische Liturgie wurde durch Sanscritworte absichtlich entstellt, und unter die kirchlichen Gebräuche heidnische Ceremonien gemischt. Götternamen wurden mit Namen der Heiligen vertauscht, und häßliche Bilder mit schönen, und mit dem Kreuze. So geschah es, daß viele Brahmanen sich um die Jesuiten schaarten, freilich nur um ein Heidenthum mit dem andern zu vertauschen. Der Betrug wurde von ausgezeichneten Männern, wie Beschi (1700—1744), dem berühmten Tamildichter, mit großem Aufwand von Gewandtheit und Geisteskraft fortgesetzt, ohne doch zu sicherem Erfolge zu führen. Die Missionare der niedern Kasten ließen sich ernstlich dagegen auf; die Brahmanen sahen sich bald enttäuscht und zogen sich zurück, so gut sie konnten.

Die ersten protestantischen Missionen waren die dänisch-hallischen, eingeleitet durch Missionar Schwarz seit 1785. In manchen Städten bildeten sich christliche Gemeinden, die auch in den Zeiten des Verfalls nicht ganz untergingen. Später wirkte auch die Ausbreitungsgesellschaft lange, und zum Theil heute noch, bei Gründung von Pfarreien und Schulen mit. Indessen ist jetzt der ganze Distrikt ein Hauptarbeitsfeld der Bostoner Missionare, welche 1834 von Ceylon aus in Madura ankamen. Sie brachten tüchtige Schullehrer und Katecheten mit, mit deren Hilfe sie weit umher Schulen errichteten. Der Eindruck, den sie machten, wurde so groß, daß die Brahmanen klagten: „Wir kommen um unsern Gewinn;" und daß die römischen Katholiken Verstärkungen an Priestern forderten, um ihre Heerden vom Evangelium abzuhalten. Wurde auch diese Mission viel von Krankheit und Sterblichkeit heimgesucht, so dehnten sich doch ihre Arbeitskreise außerordentlich aus. Ganze Gesellschaften, ja halbe Dörfer, meist niederer Kasten warfen die Götzen weg und stellten sich zum Unterricht. Selbst heidnische Guru's nahmen Lehren des Evangeliums an und verbreiteten sie in einer Weise, die der Wahrheit den Weg bahnte. Auch auf den Palanibergen fanden sie Eingang.

Stationen: 1) Die dänisch-hallische Mission hatte folgende Stationen, in welchen noch lutherische Kirchen stehen: Ramanad (südöstlich, nicht weit vom Meer, Sitz eines Palayakar,

15,000 Einwohner), Madura (in der Mitte des Distrikts, alte Hauptstadt heidnischer Gelehrsamkeit und brahmanischer Hierarchie, mächtige Pagoden und prachtvolle Paläste, 50,000 Einwohner), Dindigal (Tindikal), Fort mit schöner Kirche. — 2) Die Ausbreitungsgesellschaft wirkt in denselben Städten besonders in Ramanad und Umgegend durch Anstellung von Predigern und Schullehrern, auch auf den Palanibergen (Gemeinden: 341 Seelen). — 3) Die deutsch-lutherische Gesellschaft hauptsächlich in Pudukotta in der Landschaft Tondaman, welche ziemlich öde und unfruchtbar ist, auch keinen Europäer hat, außer einem englischen Musikmeister, welchen der Tondaman unterhält; 123 Gemeindeglieder in 15 Orten, von welchen ein Viertheil Paria's, die Uebrigen Sudra's sind; jährlicher Zuwachs. — 4) Bostoner Gesellschaft: Madura mit einem Geistlichen und neun Katechisten. — Dindigal, 1 Geistlicher und 6 Katechisten. — Tirumangalam, fünf Stunden nordwestlich von Madura, neun Katechisten. — Tirupuwanam, fünf Stunden südöstlich von Madura, fünf Katechisten. — Mandapasali, zwei Geistliche und 14 Katechisten. — Melur, vier Katechisten. — Periakulam, 20 Stunden westlich von Madura, ein Geistlicher und 11 Katechisten. — Battalagunda, 11 Katechisten. — Patianur. — Palani, 16 Stunden nordwestlich von Dindigal. Von hier aus mühevolle Wanderungen auf den Palnibergen. Die Pöllier sind sehr willig und empfänglich; und manche Versammlungen sind unter ihnen gegründet. Aber sie sind harten Verfolgungen der Zemindars ausgesetzt, deren Einer 1848 Etliche in Verhaft nehmen, Hunger leiden und schlagen ließ, Andere aus ihren Wohnungen vertrieb und zwang, mehrere Tage im Felde zuzubringen, wo sie Kälte und Hunger litten. Auch ein Missions-Bangala wurde zerstört. — Pasumali, ein Seminar für Prediger und Katecheten, jetzt 63 Zöglinge. — Siwaganga, 12 Stunden südöstlich von Madura. — Asalampatti. — Jede dieser 13 Stationen, die je mit vielen Dörfern in Verbindung stehen, hatte 1861 ihren Missionar; und die Gesellschaft zählte 28 Kirchen, darunter sechs mit eingebornen Geistlichen, ferner 87 Katecheten, 37 Vorleser und 63 Schulmeister. Bekehrte waren es im Ganzen 6447 Seelen, welche in Einem Jahr 1332 Gulden für die Mission beisteuerten, außer einem Beitrag von 934 Gulden zum Jubiläum der Gesellschaft.

---

k. Provinz Tinnewely.

§ 139. Die Provinz Tinnewely (eigentlich Tirunelweli) die gesegnetste in dieser Mission, ist der südlichste und

letzte Tamildistrikt. Bis zum Kap Kumari geht er 47 Stunden herab, mit einer Breite von 25—30 Stunden. Er besteht aus einer großen Ebene, von den schönen Flüssen Tamraparni und Weiparu bewässert, welche auf den Südghats entspringen und hie und da kleine Seen und Teiche bilden. Von diesen wird das Wasser mittelst zahlreicher Kanäle den angrenzenden Gefilden zugeführt, welche jährlich zwei Reisernten haben. Im Süden wird die vielfach nützliche Borassuspalme gebaut. Das Ghatgebirge hat die Höhe des Jura und besteht aus mehreren Zügen, deren Uebersteigung nach Trawankor mehr als drei Tage erfordert. Hier wohnen blos Affen, wilde Elephanten, Tiger, Panther, Leoparden und anderes Wild. Die Elephanten kommen nicht selten in Heerden gegen die Ebenen herab und richten in den Reisfeldern große Verheerung an, weßwegen die Regierung oft große Jagden gegen sie anstellt. Vormals gehörte der Distrikt den Königen von Pandi oder Madura, wiewohl die eigentliche Herrschaft 12 Zemindare oder Lehnsherren unter sich theilten, welche unbeschränkte Macht über Leben und Eigenthum der Einwohner hatten. Zuletzt ging das Land an den muhammedanischen Nawab von Madras über, der es zu Ende des vorigen Jahrhunderts an die Engländer abtrat. Diese erfochten einen entscheidenden Sieg gegen dem mächtigsten Zemindar; und jetzt ergab sich das Land unter die Herrschaft Englands. Wenn nun auch die Macht der Zemindare gebrochen wurde, so blieben diesen doch noch Mittel genug übrig, das Volk zu bedrücken.

Der Einwohner waren es nach der Zählung von 1853 an 1,250,000. Sie theilen sich in Hindu's und Schanars. Die Hindu's haben Charakter, Wissenschaften, Sitten noch in ihrer ursprünglichen Form, indem Alles nach den Vorschriften der Schastra's gefaßt, gethan und eingerichtet wird. Auch die Kasten werden aufs Strengste begrenzt und beobachtet. Gelehrte haben sich noch viele von der Zeit her erhalten, da Madura

eine berühmte Akademie war; und Pantheismus, Fatalismus, Seelenwanderung sind die Grundlagen ihrer Systeme. Von den Hindu's verschieden sind die Schanar oder Palmbauern, welche von Ceylon herübergekommen seyn wollen, und nun im Süden vom Palmzucker leben. Vom Hinduismus haben sie nur wenige Götter aufgenommen, gewöhnlich verehren sie Dämonen (Pei). Unter diesen Wesen stellen sie sich abgeschiedene Geister vor, die unabläßig darauf ausgehen, Schaden zu thun. Dieselben wohnen meist an unheimlichen Plätzen; und haben nur in ihrem kleinen Bezirk zu gebieten. Es gibt männliche und weibliche, Brahmanen-, Sudra-, Paria-Teufel. Bisweilen erscheinen sie in gräßlichen Gestalten, um zu schrecken oder Geschenke zu erhalten. Die liebsten Opfer sind ihnen Menschenopfer, namentlich schwangere Frauen und Kinder; doch nehmen sie auch mit grauen Schweinen, schwarzen Böcken und Hühnern vorlieb; der Geist eines dort gefallenen englischen Hauptmanns sogar mit Cigarren und Schnaps. Die Schanar haben statt der Tempel kleine Lehmpyramiden mit einem Teufelsbild davor. Die religiösen Handlungen bestehen außer den Opfern in sogenannten Teufelstänzen, bei welchen entsetzlich wahnsinnige und unsittliche Dinge getrieben werden. Als Kaste stehen die Schanar über den Paria's, aber tief unter den Sudra's. — Fast neben den Paria's stehen die Paller oder Reisbauern, die durch verächtliche Behandlung der Frauen sich auszeichnen, welche sie nach Belieben fortschicken.

Die Schanar sind es hauptsächlich, unter welchen die Mission so gesegnete Erfolge gehabt hat. Sie pflegen in der Regel gemeinsam zu handeln, und wenn einflußreiche Glieder mit etwas den Anfang machen, so folgen die Uebrigen leicht nach. So kam es, daß die Mission, wenn nur Etliche den Teufelsdienst mit dem Christenthum vertauschten, alsbald nicht nur Einzelne, sondern Viele gewann. Dieß begünstigte schon die katholischen Missionen, welche einst auch hier bestanden, so daß noch

gegen 30,000 Katholiken angetroffen werden, deren Manche sich jetzt zu den Protestanten wenden. Auch Missionar Schwarz, der seit 1778 von Tandschaur aus öfters nach Palamkotta kam, brachte mehrere Hundert Schanarchristen zusammen, welche von 1790 an unter die Pflege des eingebornen Prediger Sattianadan († 1815) kamen, der sehr erfolgreich wirkte. Die Ausbreitungsgesellschaft trat 1800 in dieß Feld, worin sie auf mehreren Stationen, wie Nazareth, Mudelur, an 10,000 Christen zählt.

Im Dienste der englisch-kirchlichen Gesellschaft wirkte seit 1820 der Preuße C. Rhenius nebst seinen Mitarbeitern und legte den Grund zu einem in Indien bis jetzt unerhörten Erfolge. Man begann mit Schulen, in welchen die Bibel Hauptlesebuch war, und mit der Reisepredigt; auch entstand ein Seminar, um Hilfslehrer heranzubilden. Um 1825 gingen die Bekehrungen an, da Etliche zu Rhenius mit den Worten kamen: „Wir haben schon lange genug grobe Speise genossen, wir verlangen nun auch Reis," womit sie ihr Verlangen nach dem Christenthum ausdrückten. So entstanden im Süden und Osten schnell mehrere Gemeinden; und die Zöglinge des Seminars mußten Alle verwendet werden. Die Missionare trafen dann die noch bestehende Einrichtung, daß aus den Gemeinden Männer von 20—30 Jahren, welche Lust bezeugten, im Dienste des HErrn angestellt zu werden, auf 9—15 Monate zu ihnen kämen, um gründlichen Unterricht zu empfangen, bis sie als Katecheten ausgeschickt werden könnten. Diese sollten sodann von Allen, die Unterricht wünschten, zuerst Entsagung vom Götzendienst fordern, in jeder Gemeinde ein Bethaus bauen, täglich darin Morgen- und Abendandachten halten, die Christen den Katechismus auswendig lernen lassen, zugleich aber monatlich auf drei oder vier Tage zu den Missionaren kommen. Bald zählte man 40 Dörfer, in welchen Gemeinden sich befanden, und selbst an den Südghats um Dohnawur her bildeten sich Gemeinde, weß-

wegen hier 1826 (mit einem Geschenk des Grafen Dohna) eine zweite Station errichtet wurde. Um für verstoßene oder verfolgte Christen zu sorgen, kaufte man Landstücke zu Christendörfern; die eingebornen Christen bildeten unter der Leitung der Missionare die sogenannte philanthropische Gesellschaft, welche 1840 schon 40 Christendörfer angelegt hatte. Kadatschapuram, das größte derselben, enthielt wenigstens 1000 Seelen.

Im Westen des Landes ging es nicht so gut, als im Süden und Osten; und im Norden, nur wenige Stunden von Palamkotta lag noch dicke Finsterniß. Dorthin warf sich jetzt (1831, da auch andere Missionare, wie Schaffter, † 1861, kamen) die Mission. Aber dort war die Macht der Zemindare noch groß, welche, über die Fortschritte der christlichen Religion im Süden erschreckt, jeden Widerstand entgegensetzten. Dennoch zeigte sich eben im Gebiete des mächtigsten und feindseligsten Zemindars von Utumaley die Macht des Christenthums so stark und so plötzlich, daß der Zemindar wie erstarrt da stand und nichts machen konnte. In einigen Monaten gab es über 1500 Einwohner aus mehr als acht Dörfern, welche das Joch des Teufelsdienstes abschüttelten. Schnell wurden Gemeinden mit Zucht und Gottesdiensten eingerichtet, Gotteshäuser gebaut, tüchtige Katecheten angestellt; und als der Zemindar aus seiner Betäubung erwachte, und nun ein Jahr lang schrecklich wüthete, war die Sache des HErrn schon so fest gegründet, daß auch die tollsten Angriffe nichts mehr ausrichteten. Auch in die Gebiete anderer Zemindare, bis nach Sriwelipnttur an der Grenze von Madura, drang das Christenthum ein, wenn auch da und dort schon gebildete Gemeinden wieder zerstört wurden. Später wurde, 12 Stunden südöstlich von Palamkotta, die Stadt Sattankulam mit 5000 Einwohnern die dritte Station. Auch die hier stark ausbrechende Verfolgung schlug zum Vortheil für die Mission aus, da selbst bittere Feinde bekehrt wurden.

Fortsetzung.

§ 140. Leider zerfiel Rhenius 1835 mit seiner Gesellschaft. Es hatte sich lange um den Grad von Freiheit gehandelt, der einem deutschen Missionar im Dienst einer englischen Gesellschaft zustehe; je wichtiger die Mission wurde, desto entschiedener verlangte das bischöfliche Interesse, sie zu einer anglikanischen zu machen. Rhenius, der es an Vorsicht fehlen ließ, wurde entlassen. Seine Genossen verließen mit ihm den Distrikt, welcher nun englischen Missionaren übergeben wurde. Doch zurückgerufen von anhänglichen Christen, wagte es Rhenius mit seinen Genossen die Leitung so vieler Gemeinden, als sich ihnen anschlossen, zu übernehmen. Sie erhielten viele Unterstützung von allen Seiten her und errichteten noch eine neue Station in Suwischapuram, 13 Stunden südöstlich von Palamkotta. So gab es jetzt zwei Missionen, was nicht ohne nachtheilige Folgen für die Gemeinden war („zwei Kaufläden" hieß es das Volk); obwohl der Umstand, daß die Gemeinden sahen, wie die Brüder nur in äußeren Formen, nicht in der Lehre uneins waren, auch wieder viel vom Schaden abwendete. Indessen starb Rhenius, von 10,000 Bekehrten betrauert, 1838; seine Genossen kehrten zur kirchlichen Gesellschaft zurück. Auch während der Trennung hatten sich wenigstens 4000 Seelen an die Kirche angeschlossen. Jetzt wandten sich auch in dem sonst unfruchtbaren Norden in ganz kurzer Zeit über 1300 Seelen dem Evangelium zu, und im Südosten in Jahresfrist über 3000. Daraus entstanden die neuen Stationen Nallur im Norden und Meignanapuram im Südosten, so daß es im Ganzen acht Stationen wurden. Dieser Fortschritt geschah hauptsächlich in Folge der noch von Rhenius eingerichteten sogenannten Pilgergesellschaft, welche je zwei eingeborne Christen als Friedensboten abordnete, wodurch einer großen Anzahl von Städten und Dörfern das Wort nahe gebracht wurde.

Ein großes Ungewitter zog sich 1841 über die ganze Mission zusammen. Als sie nämlich auch unter Hindu's großen Eingang fand, erwachten die Brahmanen aus ihrem Schlummer, und in Tirutschendur, einer Seestadt, wo der Götze Subrahmanja jährlich von 100,000 Pilgern verehrt wird, hielten sie lange Berathungen, wie sie dem Umsichgreifen des Christenthums Einhalt thun könnten. Sie verbanden sich dabei, sogar mit Schanar und Maravers, zu der sogenannten Aschengesellschaft, um alle Christen zu zwingen, ihre Stirne mit der heiligen Asche zu beschmieren. Die Heiden rotteten sich nun zu Hunderten zusammen, mißhandelten die Christen, drangen in ihre Kirchen ein, hausten in ihren Dörfern mit Sengen und Brennen und rieben die Stirne Aller, die in ihre Hände fielen, mit der Asche. Es war eine Zeit, da die Christen sich nirgends mehr sehen lassen durften, und weder kaufen, noch verkaufen konnten; in Nazareth machte man förmlich Jagd auf sie, wie auf wilde Thiere. Die Verfolgung dauerte ein Jahr lang; aber, wenn auch Unbefestigte sich abzwingen ließen, so wurden doch von 15,000 Christen nicht zehn wankend, und auch diese nicht, ohne wieder aufzustehen. Als endlich eine erdichtete Mordbeschuldigung eine scharfe Bestrafung der Ankläger nach sich zog, kam die Aschengesellschaft aus der Fassung, verlor ihre Kraft, und ging zuletzt ein. Seitdem blieb im Ganzen die Ruhe ungestört. Nur 1858 nach der Verkündigung der königlichen Proklamation an alle Unterthanen Indiens, welche durch Uebersetzungsfehler dahin mißverstanden wurde, als beabsichtige die Königin die Ausrottung der Landeschristen, brach in der Stadt Tinnewely ein Aufstand gegen die Christen aus, welcher von der Regierung nicht ohne Blutvergießen niedergeschlagen wurde. Getaufte Christen der kirchlichen Gesellschaft sind es etwa 30,000, außer den 10,000 der Ausbreitungsgesellschaft. Jene haben in einem Jahr 15,000 Gulden zur Mission beigesteuert. Unter ihnen arbeiten bereits 24 eingeborne

Geistliche; ihr gewaltigster Prediger, Paul Daniel, endete 1860 seinen segensvollen Lauf.

Besonders wichtig wurde die sogenannte Wandermission, welche seit 1854, angeregt durch den trefflichen Missionar Ragland († 1858), in Nord-Tinnewely im Bezirk Siwagasi, der über 1200 Städte und Dörfer enthält, betrieben wird. Die Wanderungen werden nach einem bestimmten Plane vorgenommen. Drei Missionare, die nur diesen Beruf haben, und etliche Katecheten durchwandern jährlich, wo möglich zweimal, alle Ortschaften, bleiben je 8—14 Tage und reden Morgens und Abends zu den Heiden. Mit großen Aufopferungen gaben sich auch die Christen im Süden für diese Wandermission her, indem sie die Mittel für 30—40 Katecheten, deren 10—12 abwechselnd auf der Wanderung sind, darbieten. Nirgends haben die Wanderer bis jetzt Feindseligkeiten erfahren. Der Erfolg war fünf Jahre lang nicht in die Augen fallend; aber mit Einem Male kam es dort 1860 zu Erweckungen, welche alle Missionsfreunde in Erstaunen versetzen. Die erste Erweckung entstand in Christianpettei, wo sich seit 1840 ein ehmaliger Schüler des Missionar Rhenius, der Katechet Arulappan, in unabhängiger Stellung niedergelassen hatte. Von hier aus kam die Erweckung nach Ukkirankotei, wo die Kaste der reisbauenden Paller und Maraver herrschend ist, und schon vor 80 Jahren eine protestantische Gemeinde sich gebildet hatte, die aber durch Trunkenheit, Prozeßsucht und andere Laster in Verruf gekommen war. Hier wurde die Erweckung so durchgreifend, daß die gerügten Laster gänzlich verschwanden. Unabhängig davon entstand eine ähnliche Erweckung in einem Dorfe bei Surandei, und an vielen Orten mehr. Die Erweckungen gleichen denen in Nordamerika und Irland, werden aber mit Weisheit und Nüchternheit geleitet, und haben auch unter den Heiden schon Frucht geschafft (2600 traten allein 1860 über).

Uebersicht. Die Provinz Tinnewely ist in viele Distrikte

eingetheilt, welche alle theils von der englisch-kirchlichen, theils von der Ausbreitungs-Gesellschaft besetzt sind. Jene hat deren 13. Die Distrikte sind: Palamkotta, mit der befestigten Hauptstadt, durch den Tamraparni von der Heidenstadt Tinnewely getrennt, mit 30,000 Einwohner. Südöstlicher sind die Distrikte Alwarneri, Asirwadapuram und Pragasapuram. Diesseits und jenseits des Sittar liegt Paneivilei, mit Nazareth. An der Ostküste im Süden vom Sittar liegt zuerst Meignanapuram mit der Brahmanenstadt Tritschendur, dann Christianagaram, Kadatschapuram mit Mudalur, ferner Sattankulam, Suwiseschapuram und Edeienkudy bis zum Kap. Von hier an längs der Ghats liegen die Distrikte Dohnawur, Pawur, Surandei. Von Palamkotta nördlich liegt der Distrikt Nallur, und jenseits des Sittar, an Surandei sich anlehnend, Paneiwadalei und daneben östlich Paneikulam. An der Mündung des Weiparu liegt Puthianpattur, südlicher an der Küste bis zum Sittar herab zuerst Pudukotta, dann Sawyerpuram. Nord-Tinnewely ist das Quellland des Weiparu mit dem Distrikt Siwagasi (Hauptstadt 25 Stunden nördlich von Palamkotta).

---

5. Das Malajalam-Land.

a. Süd-Trawankor.

§ 141. Wir kommen zur Westküste Dekkans. Die Ghats erscheinen hier als prächtige, hinter einander gethürmte Berge, bedeckt vom Fuße bis weit hinauf mit dunkeln, tiefschattigen Wäldern, umlagert von reizenden Vorhügeln nach der Küste zu, und durch zahllose Gebirgsbäche geöffnet. Der nächste Küstensaum von Süden nach Norden ist das Malajalamland, d. h. das Land der Malajali oder Bergleute, woraus das Wort Malabar entstanden ist, wie früher die ganze Küste bis Kanara, 140 Stunden lang, genannt wurde, jetzt nur noch der nördliche britische Theil derselben heißt, während die südlicheren Theile Kotschi und Trawankor genannt werden. Die Sprache des Landes, von etwa drei Millionen gesprochen, ist ein Dialekt des Tamil, aber durch Sanskrit vielfach umgebildet.

Das Fürstenthum Trawankor (die Stadt gleiches Namens liegt 10 Stunden vom Kap Kumari) erstreckt sich 75 Stunden lang von Süden herauf, bis zu dem Flusse unterhalb Codungalur, zwischen dem 8. und 10. Grad der Breite. Es steht noch unter der Regierung eines Radscha, jedoch so, daß ohne den englischen Residenten keine öffentliche Maßregel getroffen werden darf. Die Gesammtbevölkerung mag zwei Millionen betragen. — Das ganze Malajalam gehörte einst einer Brahmanenaristokratie, welche zu dem Adel der Nayer in ein eigenthümliches Verhältniß trat. Nur der erstgeborne Sohn eines Brahmanen heirathet in seiner Kaste, die übrigen leben mit Nayerweibern. Es ist darum das Neffenerbrecht eingeführt, welches viele Verwirrung in den Familien anrichtet. Die Kastenordnung ist strenger als im übrigen Indien. Nicht blos die Berührung der niedern Kasten, sondern schon ihre Annäherung verunreinigt den Brahmanen. Muß ihm der Tier oder Palmbauer auf sechs Schritte ausweichen, so steigt diese Entfernung bei den Puleiern oder Leibeigenen bis auf 64 Schritte. Die letzteren sind äußerst verachtet und leben in höchst kläglichem Zustande in den Reisfeldern, die sie als Sklaven bebauen. In Folge der Bemühungen der Missionare ist wohl von der englischen Regierung an den Radscha das Begehren gestellt worden, die Sklaverei aufzuheben und der Sklavenkaste Freiheit zu geben, wie das seit 1844 im englischen Malabar geschehen war. Dieß wurde auch 1854 in einer öffentlichen Proklamation ausgesprochen, aber in einem so wenig ernsten Tone, daß vor der Hand der Zustand der Sklaven nicht viel besser geworden ist. Sehr zahlreich sind ferner die Katholiken hier und im Kotschilande, namentlich an der Küste, mehr im Innern wohnen die syrischen Christen (§ 101 und 142).

Süd-Trawankor, wo die Londoner Gesellschaft ihre gesegneten Stationen hat, erstreckt sich etwa 40 Stunden weit herauf. Die Bewohner der beiden süd-

lichsten Distrikte, bis zum Neyvaru, reden Tamil, unter ihnen finden sich viele Schanar, wie in Tinnewely. Und bei diesen besonders fand auch hier die evangelische Mission den meisten Eingang, worüber die heidnische Regierung Anfangs zufrieden war. Als der Verfolgungsgeist sich regte, hatte das Werk bereits einen festen Boden. Es hat mitunter sehr schwere Zeiten für die Christen gegeben, da die schwachen Radscha's, von Brahmanen und Nayern gedrängt, je und je dem Fortschreiten des Evangeliums Schranken setzen wollten. Besonders wehrten sie sich gegen die Einführung anständiger Kleidung bei den christlichen Frauen; nach schweren Stürmen, in denen viele Bethäuser niedergebrannt und die Christen mißhandeit wurden, erwirkte endlich die Madrasregierung 1860 eine Aenderung des „schamlosen und barbarischen Landesgesetzes". In den Hauptstationen stehen jetzt große Kirchen, und in vielen Dörfern Kapellen. Hungersnoth und Seuchen haben 1860 die Provinz schwer heimgesucht, so daß mehr als 800 Christen weggerafft wurden. Dennoch haben die Christen auch in diesem Trauerjahr an 4000 Gulden für Missionszwecke beigetragen.

Stationen: 1) Mayilady, Station des ersten Missionars Ringeltaube von 1806—1816, Gründers von 10 Gemeinden mit 900 Seelen. Die Station wurde 1818 von Missionar Mault, einem langjährigen treuen Arbeiter, verlegt nach — 2) Nagarkoil, sechs Stunden vom Kap, jetzt Centraldistrikt, wo bald neben den Schulen ein gedeihliches theologisches Seminar errichtet wurde; 1830 und 1842 schwere Verfolgungen; 1861 mit 22 Gemeinden, 1482 Christen und 51 Geb. — 3) Jamestown, 1861 mit 27 Gemeinden, 1722 Christen und 46 Geb. — 4) Santapuram, westl. Distrikt von Nagarkoil; 1861 mit 21 Gemeinden, 1332 Christen, 43 Geb. — 5) Neyur seit 1827; 1861 mit 36 Gemeinden, 2684 Christen und 90 Geb. — 6) Pareitschaley, 1861 mit 86 Gemeinden, 2937 Christen und 129 Geb. — 7) Triwandram (Tiruwanantapuram), 20 Stunden vom Kap, Tempel- und Residenzstadt des Radscha, in welcher die Brahmanen die Oberhand haben; 1830 englische Schule des Radscha, worin die Bibel gelehrt wird; 1838 Anfang; 1861 mit 18 Gemeinden, 758 Christen und 31 Geb. — 8) Kollam (Quilon), 18 Stunden nördlicher, eine Seestadt

mit 40,000 Einwohnern, von welchen die Hälfte Hindu's, die Anderen Moslems, Syrer, Katholiken 2c. sind; 1821 Anfang, 1861 mit vier Gemeinden, 91 Christen und neun Gehilfen.

---

b) Nord-Trawankor mit Kotschi.

§ 142. Nord-Trawankor, früher von unabhängigen Radscha's beherrscht, reicht bis über Kodungalur herauf, seine Breite von 20 bis 30 Stunden erweiternd. Das nördlich anstoßende kleine Fürstenthum Kotschi, mit 300,000 Einwohnern in sechs Distrikten, erstreckt sich mehr im Innern bis zum Ponnanifluß, mit einer Breite von 20 Stunden. Der Radscha residirt in Tirupunatura, hinter der Stadt; denn die ehmalige Hauptstadt Kotschi (1503 portugiesische Festung, 1663 holländisch bis 1796) gehört mit dem nächsten Küstensaum zur englischen Provinz Malabar.

Die Mission der englisch-kirchlichen Gesellschaft wirkte zunächst unter den syrischen Christen; hat aber auch mit Brahmanen und Nayern, wie mit Palmbauern und Sklaven zu thun gehabt. Bis auf die Bergstämme der Areyar, welche bisher sich in scheuer Ferne gehalten hatten, erstreckt sich der Einfluß der Mission. Gesegnet sind ihre Arbeiten besonders an den verachteten Sklaven, die zahlreich sich herzumachen und bekehrt werden. Doch hat Missionar Peet auch schon Brahmanen getauft, im Jahr 1861 allein zehn. Auch viele Katholiken nähern sich der Mission. Diese sind nicht nur Abkömmlinge und Bekehrte der Portugiesen, sondern auch der Holländer, welche, ursprünglich protestantisch, aus Mangel an Unterricht römisch wurden. Dazu kommen viele syro-römische Gemeinden. Ferner hat die Mission auch der Juden in und bei der Stadt Kotschi zu gedenken, unter welchen wiederholt (besonders 1842—1856) gearbeitet worden ist.

Diese Juden sind Ueberbleibsel einer Handelskolonie, wie solche (§ 101) noch in den Zeiten der Römer von Westländern auf dieser Küste mehrfach angelegt wurden. Ihr verantwortlicher

Chef, Joseph Rabban, erhielt vom Könige Malajalams den Besitz eines Grundstücks Andschuwannam mit bedeutenden Privilegien, die ihn hoffähig machten. Kodungulur war ihr Hauptsitz, bis sie, von den Portugiesen vertrieben (1524) und vielfach verfolgt, sich vornehmlich nach Mattantscheri bei Kotschi begaben, dessen König sie schützte. Nach der holländischen Eroberung 1663 lebte das kleine Gemeinwesen von Neuem auf, und trat in Verbindung mit den Brüdern in Amsterdam. Die schwarzen Juden sind übergetretene Sklaven und werden von den weißen Juden verachtet. Von beiden zusammen zählt man etwa 5000 Seelen.

Die syrischen Christen (§ 101), etwa 100,000 Seelen stark in 150 Dörfern, fand Dr. Buchanan 1806 bereits verkommen, die Geistlichen, Kattanar „Herren" genannt, sehr ungebildet, ihre Schule in großem Verfalle. Von Missionsversuchen unter den Heiden war schon lange nicht mehr die Rede gewesen. Wenn ein Brahmane oder Nayer seine Kaste verlor, nahmen ihn die Nasranis gerne in die ihrige auf; dagegen wollten sie durchaus nichts von den niederen Kasten. Ja sie selbst spalteten sich in eine südliche und eine nördliche Kaste. — Die englisch-kirchliche Gesellschaft errichtete 1816 unter Mitwirkung des Obersten Munro und des Radscha ein neues Collegium zu Kottajam, 10 Stunden südlich von Kotschi, wohin der Metropolit seine Residenz verlegte. Man wollte Kenntniß der heil. Schrift fördern, tüchtige Geistliche heranbilden und die Kirchenlehre durch sie allmählig reinigen. Nach und nach wurden manche Verbesserungen in der Kirche eingeführt. Dieß erfuhr der Jakobitenpatriarch in Syrien und sandte 1826 einen neuen Metropoliten, der den bestehenden excommunicirte und so viel Unruhe machte, daß endlich der Radscha ihn mit Gewalt über die Grenzen und auf's Schiff bringen ließ. Die Ruhe war wieder hergestellt; die Missionare Bailey und Baker durften in den syrischen Kirchen das Evangelium predigen. Das N. Testament und die englische Liturgie wurden in das Malajalam übersetzt und für den Gebrauch in der Kirche vom Metropoliten genehmigt. Am Ende zeigte sich aber doch, daß die ungleichartigen Elemente sich nicht

verschmelzen ließen. Der Metropolit Dionysius löste die Verbindung mit den englischen Missionaren auf, und diese fingen nun erst an, bibelglaubige Nasranis in anglikanische Gemeinden aufzunehmen. Seit diesem Systemwechsel (um 1838) blüht die Mission rasch auf. Mit dem Kastengeist unter ihren Nasranis, welche von Alters her in diesem Stücke sehr verheidnischt sind, haben die Missionare namentlich seit dem Uebertritt vieler Sklaven jetzt mehrfach zu kämpfen. Derzeit sind ihrer zehn, mit sechs Landespredigern, 150 Gehilfen und 6747 Kirchengliedern auf neun Stationen. Die Presse liefert viele Schriften, welche weit umher verbreitet werden.

Stationen: 1) Alapula (Allepie), 20 Stunden nördlich von Kollam, Hauptthaven zur Ausfuhr von Pfeffer u. s. w.; 50,000 Einwohner, Hindu's, Moslems, katholische Syrer, auch Parsi's und Araber, 1816 Anfang durch Miss. Norton; schöne Kirche. — 2) Mawelikara, große Heidenstadt mit 60,000 Einwohnern, und vielen Brahmanen; die Syrer haben in ihrem Stadttheile eine große reichbesteuerte Kirche; 1838 Anfang durch J. Peet nach dem neuen System; viele Bekehrungen besonders unter Sklaven und Syrern, aber auch viele Verfolgungen, und Bestreben der Ortsbehörden, die Mission zu verdrängen; 1857 ein Bethaus niedergebrannt; 1860 Sturm vorüber, neuer Segen; Gemeinde von 1838 Seelen. Unterstation Mallapalli und Kawiur. — 3) Tiruwilla, 4 Stunden nördlicher; 1849 Station; großer Eingang bei den Sklaven, welche hier allein das Abendmahl zugleich mit den andern Christen empfangen. — 4) Pallam, unterhalb Kottajam; 1845 Station; die syrischen Christen sehr unzuverlässig, Bekehrte unter Palmbauern und Sklaven nehmen reißend zu. — 5) Mundakajam, 1855 Station H. Baker's auf den östlichen Hügeln der Areyar, viele Bekehrungen und großes Verlangen unter den Bergstämmen. Gemeinden in sechs Dörfern mit 800 Seelen. — 6) Kottajam, von Alapula 7 Stunden landeinwärts, ganz von syrischen Christen bewohnt; 1816 Anfang mit Schulen und Collegium (1861 waren 140 Zöglinge im Colleg und 20 in der Katechetenanstalt). Unterstation Olescha. — 7) Stadt Kotschi (s. oben), englischer Haven, auf einer niedrigen Insel vor der Lagune; 20,000 Einwohner, zur Hälfte gemischte Nachkommen von Portugiesen, Holländern und Eingebornen, sonst Heiden und etliche Moslems; katholisch-syrische und protestantische Kirchen; 1817 Anfang der kirchlichen Mission; großer Widerstand von Seiten der Katholiken, darum 1842 Verlegung der Hauptstation nach

Tritschur; doch Fortbestand in Kotschi, Schulen und eine Gemeinde von 343 Eingebornen. — 8) Tritschur, eine Stadt im Fürstenthum Kotschi, 18 Stunden nördlich von der Stadt Kotschi, hinter einem See gelegen, berühmtes Sanscrit-Collegium für Brahmanen, 12,000 Einwohner; 1842 Anfang; Gemeinde von 390 Seelen. — 9) Kunnankulam, 4 Stunden nordwestlich, 15,000 Einwohner; Hauptsitz der nördlichen Syrer; Miss. Beuttler's Arbeit seit 1850 gesegnet.

---

c. Malabar.

§ 143. Zum Malajalamland gehört auch die weitere Küste Malabar, welche am Flusse Ponnani 40 Stunden lang schräg hinaufläuft bis zum 12° der Breite, wo die Küste Kanara beginnt. Oestlich liegt der Distrikt Koimbatur mit den Nilagiri's. Die Sprache der Provinz ist Malajalam, welches in Palakadu an's Tamil, im Wajanadu an's Kanaresische grenzt. Hieher waren 1498 die Portugiesen, die Entdecker des Seewegs nach Indien, zuerst gekommen. Ihre Hauptfeinde waren die Mapilla's, die Nachkommen und Bekehrten arabischer Handelskolonisten, welche bis dahin den ganzen Verkehr zwischen der Küste und dem Abendlande vermittelt hatten, und deren Macht auch seither durch die eigenthümlichen Kastenverhältnisse des Landes immer im Zunehmen begriffen ist. Denn wer die Kaste verliert, und das ist in Malabar bald geschehen, schließt sich selbstverständlich an die Mapilla's an. Ebenso vermehren sie sich beständig durch Uebertritte aus den niedersten Kasten, welchen sie Erhebung und mächtigen Schutz bieten können. Sie waren es besonders, welche dem Samuri von Kalikut es möglich machten, sich der Portugiesen zu erwehren. Als die Engländer wegen des Pfefferhandels kamen (seit 1609), schützten die Radscha's deren Niederlassungen, namentlich in Walarpatnam und seit 1678 in Talatscheri; ebenso die Franzosen in Mahe (seit 1670). Die niederen Volkskasten, namentlich die Tier (Palmbauern), schlossen sich im Verkehr gerne an die Ausländer an, und lernten ihre Vorurtheile überwinden. Von 1765

an rief der Mapillafürst von Cannanur den Nawab von Maisur herab; Heider Ali eroberte das viel- getheilte Land und wußte es auch im späteren Krieg zu behaupten. Sein Sohn Tippu Sahib machte von 1788 an fanatische Verwüstungszüge, indem er Tausende mit Gewalt beschneiden ließ und über 8000 Hindutempel zer- störte. Unter der großen Verwirrung flohen alle Edeln nach Trawankor, und der größere Theil des Landbesitzes fiel an die Mapilla's. Aber im Frieden von 1792 mußte Tippu ganz Malabar an die Engländer ab- treten, die sofort eine britische Provinz daraus machten, und den Radscha's das Fünftel ihres Einkommens ließen. Die Bevölkerung, welche 1802 nur $^1/_2$ Million betrug, nahm in der Folge schnell wieder zu; man zählt über 1,600,000 Seelen, darunter über 1 Million Hindu's, $^1/_2$ Million Moslems, 14,000 Katholiken, 2000 Protestan- ten, auch syrische Christen ꝛc. Den Franzosen ist die Besitzung Mahe seit 1815 zurückgegeben; und der Sklaven- kaste der Puleiar wurde 1843 die Freiheit angekündigt. Der Fanatismus der Mapilla's, welche je und je sich an die Pflicht des heiligen Kriegs erinnerten, und durch partielle Aufstände um die Krone des Märtyrerthums warben, hat der Regierung viel zu schaffen gemacht. Seit sie 1855 den edeln Oberbeamten Conolly ermordet haben, ist durch Ausnahmsgesetze, welche namentlich die den Märtyrern Segen spendenden Priester treffen, Ruhe geschafft worden.

Für die Bekehrung des Landes geschah lange nicht viel; doch wirkte das Uebergewicht der europäischen Art vorbereitend, und da und dort wurde Englisch gelehrt. Nicht ohne Wirkung indessen waren die Bemühungen des Kaplans Spring von 1816—1828, der insbesondere die Tamilchristen, welche im englischen Heere zu Ta- latscheri und Kannanur dienten, sammelte und un- terwies, auch englische Schulen gründete und etliche Heiden taufte. Auch regte sich ein neues Leben in den Kreisen englischer Beamten und Offiziere; und durch Subscription

wurde in Kannanur eine Kirche gebaut, welche allen protestantischen Religionsparteien offen stehen sollte, und alsbald auch von Tamilchristen benützt wurde. Nach Andscharakandi ferner wurde von Missionar Rhemius aus Tinnewely auf Verlangen des Besitzers einer Pflanzung ein Katechet 1835 geschickt, der den Unterricht der Sklaven in Angriff nahm. Ein englischer Richter, der auf einem Besuch in Mangalur von Missionar Hebich angefaßt wurde, fand sich 1839 bewogen, sein neugebautes Haus der Basler Mission zu schenken, wenn sie in Talatscheri eine Station gründen wolle. Dieß geschah; die Mission breitete sich bald im Lande aus, und hat schon viele Früchte ihrer Arbeit sehen dürfen, am meisten unter Palmbauern, Mugayern (Fischern) und Pulayern (früheren Reissklaven), doch auch an einzelnen Nayern und Mapilla's. Im Jahr 1861 arbeiteten hier 15 Missionare mit 42 Katecheten auf fünf Stationen, welche 1359 Getaufte und 1528 Schüler zählten.

Stationen von Süden nach Norden: 1) Palakadu (Palghat), 20 Stunden von der Küstenstadt Ponnani landeinwärts; 1851 durch einen englischen Beamten veranlaßt; 1858 englische Schule. — 2) Kalikut (eigentlich Kolikodu), 18 Stunden nördlich von Ponnani, Hauptstadt und Rhede; seit 1842 Missionar Fritz, der 1853 eine Kirche baute, Schulen leitete und besonders die Filiale fleißig besuchte. Nebenstationen sind: a) Kodakal, 2 Stunden von Ponnani, wo die Najadi's, eine verachtete Bettlerkaste, wohnen. Diese führen ein wildes, armseliges Leben in den Wäldern und auf den Straßen, ohne von fester Wohnung, von ordentlicher Nahrung und Kleidung zu wissen. Britische Beamte boten die Mittel dar, eine Strecke Landes anbaufähig zu machen. So entstand Kodakal (d. h. Schirmstein), wo sich die Wilden 1844 in Hütten sammelten, aber doch zur Zucht und Arbeit sich nicht bequemen mochten, daher sie am Ende den Mapilla's in's Netz fielen. Dafür siedelten sich Bauern der Umgegend an, welche Christen werden wollten. Jetzt ein Christendorf mit einem Betsaal. b) Kowilkandi (Koilandy), 6 Stunden nördlich von Kalikut, Christenkolonie. Noch andere Filialien. Von hier aus wird auch Malapuram, eine Militärstation unter den unruhigen Mapilla's, öfters besucht, wie auch durch einige Christen der Kalikut-Station auf die Kaffeeplantagen des über den Ghats gelegenen Wajanadu ein kleiner Lichtstrahl gefallen ist. — 3) Tschombala, 14 Stunden

nördlich von Kalikut, nahe bei der französischen Niederlassung Mahe. Die Bekehrung eines heidnischen Schullehrers 1844 brachte in seiner Kaste eine solche Bewegung hervor, daß hier Missionar C. Müller 1849 eine besondere Station errichtete; sie hat eine Kirche, Schulen, Gewerbeeinrichtungen und mehrere Filiale. Eine schon 1843 auf den Wunsch der Fischer in Mahe angelegte Schule mußte auf Befehl der französischen Regierung wieder geschlossen werden. — 4) Talatscheri (Tellitscheri), 16 Stunden von Kalikut; 1839 Anfang durch Missionar Gundert, der aus dem Tamillande hieher kam und die Leitung des Unterrichts der Andscharakandi-Arbeiter übernahm. Erste Taufe unter denselben 1840. Der tüchtigste Gehilfe, Thomas, bekehrt auf einer Pilgerreise, † 1850. In der Stadt selbst ein Krankenhaus, eine englische Schule mit vier Lehrern, Heidenschulen. Nettur, auf einem Hügel außerhalb der Stadt, Betsaal, Waisenhäuser; 1856 Katechetenschule des Missionars Irion, aus welcher 1860 drei Jünglinge zur Erziehung nach Basel gesandt wurden. Lithographische Presse, welche viele Schriften verbreitet. Während der Verheerungen der Cholera in der Festzeit 1861 wurden die Heiden an ihren Göttern so irre, daß ein Reicher, der eben viel Geld auf ein neues Götzenbild verwendet hatte, dasselbe mit Füßen trat; viele Tier aber sich über die Abschaffung des Götzendienstes beriethen und einen Lehrsaal erbauen wollten, darin blos pantheistische Schriften vorgelesen werden sollten. — In Edakadu, 2 Stunden nördlicher, kleine Christen-Niederlassung. — 5) Kannanur, 5 Stunden nördlich von Talatscheri, großer Militärplatz der Briten; seit 1840 Missionar Hebich, dessen Wort reiche Frucht schafft unter Heiden, Moslems, Portugiesen, Heidenchristen und Europäern; viele Predigt auf Reisen und Heidenfesten. Knaben- und Mädchenschulen; in drei Stadttheilen eine kleine schwarze Gemeinde; 1847 liebliche Erweckung, die sich auch auf die andern Stationen verbreitete; 1856 Ordination des bekehrten Radschasohns Ramawarma; Filialgemeinden sind: a) Tschowa in der Nähe, wo sich 1857 über 100 getaufte Arbeiter von Andscharakandi niederließen, b) Tschirakal, 2 Stunden nördlich, Residenz eines Radscha, c) Taliparambu, 6 Stunden nördlich von Kannanur, Haupttempel von Nordmalabar.

---

6. Die Kanara-Länder.

a. Einleitung.

§ 144. Die Länder, in welchen kanaresisch gesprochen wird, sind sehr ausgedehnt und volkreich. Sie erstrecken sich vom Krischnastrom im Norden, der, auf

den Bergen bei Satara entspringend, ganz Dekkan durchschneidet, bis an die Abhänge beider Ghats im Süden, und umfassen das ganze Hochland, das alte Karnata- („Schwarzland") Reich, welches einst bis hinaus an die Ostküste reichte, daher diese auch den Namen Karnatik bekam. Bei den Ostghats gränzen sie nördlich an den Telugu-Distritt Kadapa, wie weiter südlich an's Tamil. Es gehören also hieher die Provinzen Kanara (eigentlich Kannada, von Karnata) unterhalb der Westghats, ferner das Kodagu- oder Kurgland, östlich von Südkanara, sodann das große Königreich Maisur, das eigentliche Hochland, und nördlich zuerst ein Theil von Bidschapur, dann der östliche Theil von Bellary. Maisur ist dem Namen nach ein besonderes Reich, das aber von einer Kommission von Engländern regiert wird, während der unfähige Radscha seinem Vergnügen lebt. Das Uebrige ist meist britisches Gebiet, nur daß im Norden noch zerstreute kleine Distrikte mit eigenen Radscha's sich finden, die aber den Engländern tributpflichtig sind. Zu bemerken ist ferner, daß der nördliche Theil dieses Sprachgebiets zu Bombay gehört, der südliche zur Madras-Präsidentschaft, während auch im Südwesten des Nizamreiches Kanaresisch vorherrscht. Das portugiesische Goa liegt schon auf dem konkanischen Sprachgebiet. — Die schöne kanaresische Sprache wird von etwa 7 Millionen gesprochen, und hat etliche einheimische Originalwerke, auch Uebersetzungen aus dem Sanskrit. In Süd-Kanara jedoch um Mangalur herum besteht noch eine weitere eigenthümliche Sprache, nämlich das Tulu, welches aber nur von etwa 150,000 Einwohnern gesprochen wird, kaum eine einheimische Literatur hat, und erst durch die Basler Mission bearbeitet wurde.

Die Länder sind im Ganzen gesund, wasserreich und schön, reich an Mineralien, Gewürzen, Wäldern und Ackererzeugnissen, und haben unerschöpfliche Hilfsmittel, welche blos durch die Trägheit und Gleichgiltigkeit des Volks verborgen liegen. Die Völker haben eine größere Körper-

und Geisteskraft, als wohl irgend ein Volk der Halbinsel, sitzen aber noch in tiefer Finsterniß. Das Land, jetzt so zerstückt, war einst das Herz des großen Rayerreichs. Um 1330 nämlich erhob sich der Rayer (Radscha) von Widschayanagara an der Tungabhadra, um dem Vorrücken der Muhammedaner ein Ziel zu setzen. Diesen Zweck fest im Auge behaltend, wußten die Rayer die verschiedenen Sekten der Brahmanen, Lingaiten und Dschaina's durch liberale Behandlung zu versöhnen und zusammenzuhalten; sie bewillkommten auch muhammedanische und europäische Abenteurer mit großer Zuvorkommenheit. Die Eroberung der westlichen Tuluküste gab dem Handel neuen Aufschwung, und ermöglichte die ausgedehnte Einfuhr von Pferden, welche zur Bildung einer Reiterei nöthig waren. Ein Orakel hatte nämlich erklärt, daß ohne Kavallerie der Widerstand gegen die Nordländer hoffnungslos sei. Nachdem es lange (meist im Bunde mit Portugal) die Zuflucht eines gemäßigten Hinduismus gewesen war, erlag dieses Reich 1565 einer Vereinigung der muhammedanischen Mächte in der Schlacht bei Talikota. Doch dauerte auch in den meisten Bruchstücken die Herrschaft von Hindufürsten fort. Tippu Sahib zwar (1783—99) wirkte mit viel Gewaltthätigkeit für den Islam (wie in Malabar, s. § 143); doch war diese Herrschaft von zu kurzer Dauer, um bedeutende Veränderungen im Religionsleben hervorzubringen. — Unter den wechselnden Beziehungen zu den Portugiesen in Goa (seit 1509) waren auch katholische Priester in's Land gekommen, namentlich der Westküste entlang. Sie konnten bethörte oder gemiethete Eingeborne vor sich hersenden, die sich den Schein von Propheten gaben und allerwärts verkündigen sollten, daß bald heilige Brahmanen vom Westen her unter ihnen erscheinen und sie mit einer neuen Religion beglücken würden; wehe dem, der sich diesen Botschaftern Gottes nicht unterwürfe. Es wurden auch Tausende für die katholische Kirche gewonnen; jetzt sind die meisten dieser Gemeinden sehr verkommen.

Lange ist dieses ungeheure Ländergebiet nur wenig von der Mission bedacht worden; und die Missionen der Londoner Gesellschaft in Bellary, Belgam und Bangalur (in Maisur), ferner die der Methodisten im Staate Maisur sind bis 1834 die einzigen gewesen. Von da an aber wurden die Küstenländer das Hauptgebiet der Basler Missionsgesellschaft. Längst hatte diese Gesellschaft den Wunsch einer selbstständigen Mission in Indien gehabt, als sich durch den neuen Vertrag der englischen Regierung mit der Compagnie 1833 der Weg dazu eröffnete. Die ersten Missionare (Hebich, Lehner, Greiner), welchen bald vier andere, darunter H. Mögling, und in der Folge immer mehrere nachkamen, begannen auf den Rath frommer englischer Beamten an der noch nie von der Mission besuchten Küste ihr Werk, in Mangalur, dem Tululande, und besetzten von da allmählig eine Küstenstrecke von 160 Stunden, auf welcher sie die einzigen Arbeiter sind. Die meisten Stationen sind an der Küste selbst, weil hier die Bevölkerung am dichtesten ist. Diese Mission ist zugleich wohl die einzige in Indien, die es auch darauf absieht, durch europäische Handwerker und Kaufleute auf eine Umbildung selbst des gewerblichen Lebens hinzuarbeiten. Die Gesellschaft hat jetzt (1861) auf kanaresischem Gebiet (die Nilagiri's eingeschlossen) 29 europäische Arbeiter mit 25 Nationalgehilfen. Kirchenglieder sind es 1369 und Schüler 1443. Die Gemeinden bekamen 1855 eine Kirchenordnung, welche Aelteste zu überwachen haben. Ungemein ergreifend war das erste allgemeine Missionsfest im Februar 1861 zu Mangalur, da über 600 eingeborne Christen von weit her in Einem Geiste beisammen waren, und an den Ansprachen Eingeborner sich erquickten. Außerdem ist der Einfluß der Mission auf die Bevölkerung überhaupt nicht zu verkennen, obgleich es an eifernden Hassern unter Hindu's und Brahmanen nicht fehlt.

———

b. Missionen.

§ 145. Indem wir nun eine Uebersicht der einzelnen Missionsgebiete in den Kanaraländern geben, beginnen wir

1) mit Südkanara, dem eigentlichen Tululande, welches sich vom 12° der Breite an etwa 50 Stunden weit herauf erstreckt bis zu der Mündung des Suwarna (Goldflusses) bei Barkur. Groß ist hier die Sprachenverwirrung. Durch die Nayer (§ 144) ist das Kanaresische Regierungssprache geworden, während die von der Inquisition aus Goa vertriebenen Brahmanen und die sehr zahlreichen und strebsamen Katholiken (wohl 6000 unter einem Bischof) vorzugsweise Konkani sprechen. In den südlichen Distrikten bis zum Tschandragiri-Fluß herrscht das Malayalam vor, das die überall verbreiteten Mapilla's noch weiter hinauf reden. Die Tulu-Sprache wird vorzüglich von den ursprünglich ansäßigen Kasten gesprochen; dahin gehören die Billawar (in Tulu: Birwe) oder Kokosbauern, welche, wie die Tier Malabars, von dem Saft der Kokospalmen, welche sie täglich ersteigen, leben, und dem Bhuta- oder Dämonen-Dienst ergeben sind; ferner die höheren, aber sehr rohen Bants, die gewöhnlichen Landbauern (entsprechend den Nayern Malabars, mit welchen sie auch die Neffen-Erbschaft gemein haben), und die dem Trunke ergebene Fischerkaste. Es gibt übrigens auch Tulu-Brahmanen. Von diesen Kasten fand die Mission besonders bei den Billawern vielen Eingang. Durch eine englische Schule suchte Missionar Mögling seit 1838 auch die höheren Klassen zu erreichen; und 1843 wurden vier Brahmanen bekehrt.

Unter ihnen war A. Kaundinja, ein Saraswata-Brahmane und Sohn eines vormaligen geschätzten Sachwalters. Als dieser seinen Entschluß öffentlich erklärte, erhob sich der ganze Grimm der Brahmanen. Nachdem List und Ueberredung nichts gefruchtet hatte, auch ein wilder Ueberfall, die Neubekehrten mit Gewalt fortzuschleppen, mißlungen war, entehrten einige Brahmanen eine Moschee, indem sie Nachts in einen anstoßenden Teich

ein geschlachtetes Schwein warfen, und die Christen der That beschuldigten. Sogleich versammelten sich Tausende von Moslems und Mapilla's mit ihren Messern auf den Straßen, entschlossen, ihre Moschee mit Christenblut zu reinigen. Das Militär machte sich bereit. Mit Mühe brachte der Oberbeamte die empörte Menge zur Ruhe. Hermann Kaundinja bildete sich später im Missionshause zu Basel aus; 1851 nach Kanara zurückgekehrt, konnte er seine frühere Gattin bewegen, mit ihm zu leben; doch starb sie als Heidin. Seit 1860 hat er eine Württembergerin zur Frau.

Durch die Arbeiten der Missionare Ammann und Bührer vornehmlich breitete sich das Christenthum im Norden von Mangalur unter der Tulu-Bevölkerung aus. Weigle († 1855) vollendete die Uebersetzung wenigstens des Neuen Testaments in's Kanaresische mit großem Glück, wie Ammann in's Tulu. Vieles geschah für die Bildung von eingebornen Gehilfen, während Missionar Hoch den höheren Kasten durch englischen Unterricht das Evangelium bekannt machte.

Stationen: a) Mangalur, Hauptstadt an der Küste mit 40,000 Einwohnern, theils Hindu's, theils Moslems; 1834 Anfang der Mission; 1837 Unterbrechung durch den Aufstand der Kodagu's (s. unten 2); 1839 erste Taufe von Billawar; jetzt (1860) hat die Mission in fünf Stadttheilen ihre Posten, besonders auf Balmattha, einem Hügel außerhalb der Stadt mit dem neuen Christendorfe Kalpane; hier 1847 Katechetenschule, 1848 die Pressen und europäische Handwerker; christliche Familien in mehreren Dörfern, besonders auf den Nebenstationen: Bolma, südlich gelegen, und Sammugga, östlich. (Gemeindeglieder 629). — b) Mulki, besondere Station seit 1843, 6 Stunden nördlich von Mangalur, wo der Bhutadienst noch große Macht hat; zum südlichen Kirchspiel gehört die Stadt, und Kadike mit Koditur; zum nördlichen die Tempelstadt Udapi (6 Stunden nördlich), Station seit 1855, mit Gudde und Utschila.

2) Das Kodagu- oder Kurgland, im Westen von Südkanara, 9 Stunden von der Küste beginnend, reicht 16 Stunden weit nach Osten an die Gränze des Königreichs Maisur, von welchem das Fürstenthum Kodagu früher abhängig war. Es ist ein Bergland mit Höhen bis zu 6000′ über dem Meere. Der Kaweri mit einigen Nebenströmen entspringt auf seiner östlichen Wasserscheide.

Die alten Bewohner, früher ein kriegfertiges Räubervolk unter gesetzlosen Fürsten, sprechen einen Mischdialekt von Kanaresisch und Malayalam. Im Jahr 1834 nahm die britische Regierung Besitz und verbannte den letzten Radscha als Pensionär nach Benares. Zwar veranlaßte die Beitreibung der Landsteuern in Geld, statt in Naturalien, durch den Collector von Kanara 1837 einen Aufruhr der am westlichen Abhange der Kodaguberge wohnenden Gauda (Landbesitzer) gegen die neue britische Obrigkeit. Ein aufrührerischer Zug überfiel Mangalur, wo ein panischer Schrecken die englischen Beamten und Offiziere befiel, und die Regierungsgebäude in die Hände der Aufrührer fielen, welche dieselben plünderten und verbrannten, ohne jedoch das Missionshaus zu beschädigen. Der Aufruhr wurde schnell gedämpft mit Hilfe der eigentlichen Kodagu, welche auf die Seite der Regierung traten.

Der alte Stammsitz der Kodagu-Raja ist Haleri, in der Nähe von Mercara. Mit dem kürzlich in London verstorbenen Radscha ist die Fürstenfamilie in der männlichen Linie erloschen. Eine Tochter des letzten Fürsten, Victoria, ist 1851 in London getauft worden.

Veranlaßt durch einen Kodagu-Flüchtling, welcher nach Mangalur kam und von den dortigen Missionaren Unterricht und Taufe begehrte, welche er 1853 von Missionar Mögling erhielt, kam der Letztere in das bisher für die Mission verschlossene Bergland und gründete, zuerst unabhängiger Weise, ein Gemeinlein von etlichen Kodagu-Familien und nachher von einer Anzahl Holeyar (= Puleiar), früherer Leibeigenen der Fürsten. Später wurde die Kodagu-Mission (1858) von der Kommittee zu Basel in ihren Verband aufgenommen. Die Gemeinden zählen 102 Seelen.

Stationen: 1) Madikeri (englisch Merkara), Hauptstadt. Englische Schule, von der Regierung dotirt. — 2) Anandapura, christliches Dorf auf einer durch H. Kaundinja von der Regierung gepachteten Markung angelegt. — 3) Almanda, 1853 Missionskirchlein und Haus, in der Nähe von Viraradschendrapetta, dem Haupthandelsorte des Landes.

3) Nord-Kanara reicht von Barkur bis zur Grenze Goa's etwa 50 Stunden lang, östlich an Maisur sich anlehnend, welches in der Mitte bis auf drei Stunden gegen die Küste kommt. Die Sprache ist meist kanaresisch. Auch hier arbeitet die Basler Mission. Bekehrte von der eigentlich ansäßigen Bevölkerung sind fast nur der Brahmane Suwartappa und seine Familie.

Stationen; a) Honawara, 45 Stunden von Mangalur, eine See- und Handelsstadt mit 15,000 Einwohnern, mit den Trümmern der alten Kathedrale Ikery; 1845 Anfang, lange neben einiger Erkenntniß völlige Gleichgiltigkeit, ja selbst Feindschaft. — b) Schiwamuga (Schimoga), landeinwärts, 36 Stunden südöstlich, gehört schon zu Maisur; Anfang 1855.

4) Die Provinz Maisur (Mysore, Mahischasura) liegt hinter der Kanaraküste, 120 Stunden lang, und umfaßt den Süden des Hochlandes bis zu den Ostghats, nur durch Pässe und Flußdurchbrüche mit dem Tieflande verbunden. Das Land erhebt sich bis zu 3000 Fuß über die Meeresfläche, bietet äußerst malerische Landschaften dar und ist sehr gesund und fruchtbar. Es hat drei Millionen Einwohner, meist Hindu's von mehreren Sekten. Einst war es ein Staat, der unter verschiedenen Radscha's, 1755—1799 aber unter dem muhammedanischen Nawab Heider Ali und dessen Sohn Tippu Sahib, stand. Der Letztere, ein unversöhnlicher Feind der Engländer, verlor im Kampfe mit diesen (1799) Leben und Reich. Das Reich wurde nun bedeutend verkleinert und einem Abkömmling der alten Radscha's übergeben, bis die englische Regierung, 1830, auch die Verwaltung des Landes übernahm. Seringapatam (Sri-rangapatnam), die ungesunde Hauptstadt liegt auf einer Insel des Kawery. Südlich davon ist Maisur, die Residenz des Radscha, östlich Bangalur, der Sitz der britischen Macht. Das Heidenthum ist in diesem Binnenlande noch viel unerschütterter als in den Küstengegenden. Schöne Anfänge aber haben sowohl Londoner als Methodisten-Missionare gemacht.

Stationen: a) Die Londoner Gesellschaft hat die Sta-

tion Bangalur, in der Mitte zwischen Mangalur und Madras, von beiden je 70 Stunden entfernt, das Hauptquartier des Heers und Sitz der Regierung, mit 130,000 Einwohnern, in zwei Theile getheilt, die Pettah und die Malabarstadt mit den Kasernen, weßwegen die Missionen theils kanaresisch, theils tamilisch sind. Ein wunderbar bekehrter Heide, Namens Sam. Flavel, welcher schon 1819 ein Häuflein von 15 Personen um sich gesammelt, und diesen eine Kapelle gebaut hatte, auch mit ihnen durch's Feuer der Trübsal gegangen war, rief die Londoner Missionare 1820 herbei, und wurde deren Mitarbeiter; 1825 Taufe zweier Brahmanen, worauf ein schrecklicher Aufruhr sich erhob; fünf Tagschulen hatten keinen rechten Fortgang, weil die Eltern zu sehr dagegen waren, daher Versuche mit Kostschulen; 1830 Entstehung eines christlichen Dorfes neben den Missionsgebäuden, aber arge Bedrückung durch die Brahmanen, bis die englische Regierung die Verwaltung der Provinz übernahm, worauf das Land der Mission offen wurde; 1841 theologisches Seminar; 1861 in der kanarischen Mission 132 Getaufte, in der tamilischen 110 mit sechs Evangelisten. — b) Methodisten: 1) Bangalur, seit 1821, für das Militär, die Kanaresen (14 Getaufte) und die Tamiler (159 Seelen) — 2) Gubbi, 25 Stunden nordwestlich von Bangalur, mit 7000 Einwohner, seit 1837; Gemeinde von 17 Seelen. — 3) Kunigal, 10 Stunden auf der einen, — 4) Tumkur, fünf Stunden auf der andern Seite von Gubbi; seit 1838; zusammen 24 Seelen. — 5) Stadt Maisur, einige Stunden südlich von Seringapatam, seit 1799 Sitz des Radscha's; unter 65,000 Einwohner sind 14,000 Brahmanen und 12,000 Moslems; seit 1839; Kirchenglieder 30.

5) Im Distrikt Bellary; einem schmalen Streifen zwischen den Provinzen Maisur und Bidschapur, geht die kanaresische Sprache allmählig ins Telugu über. Die Hauptstadt Bellary, 85 Stunden von Seringapatam, mit einem Fort, liegt an einem Seitenfluß der Tungabhadra, in einer Ebene mitten in bergiger Gegend und hat ein gesundes Klima. In der Nähe liegen die weitläufigen Ruinen von Widschayanagara, der verödeten Hauptstadt der Rayer (S. 437), wo Hampe (das Pampa des Ramajanam) durch ein jährliches prunkvolles Fest an die alte Herrlichkeit erinnert. Nach der Niederlage des letzten Rayer 1565 sollen die verbündeten Fürsten des Dekkans fünf Monate lang mit der Plünderung zu thun gehabt haben, obgleich die Einwohner 1550

Elephantenladungen Geld und Juwelen sammt dem königlichen Thron weggeschleppt hatten.

Station der Londoner Gesellschaft. Die Stadt Bellary mit 36,000 Einwohnern, von welchen ein Fünftel Moslems sind. Missionar Hands, der mit Mühe Erlaubniß bekam, arbeitete von 1810—1835 in der Stadt. Die Erstlinge wurden 1820 getauft; Presse; Wardlaw-Institut; Nebenstation Honnur und Masalada: Besuche auf dem Hampefest, und auf 50 Dörfern in weitem Umkreise. Gemeinde von 329 Seelen.

6) Die Küste Süd-Konkan, über 100 Stunden lang bis zum Fort Viktoria mit der Stadt Bankot. Im Süden liegt das portugiesische Besitzthum Goa, noch 30 Stunden an der Küste einnehmend, der letzte Rest der einst so großen portugiesischen Herrschaft, und nördlich daran Warri, das kleine Gebiet einer Mahrattenfürstin. Sonst ist die Küste ein schmaler Sandstrich, jetzt britisches Gebiet mit etlichen Havenstädten, zur großen Provinz Bidschapur gehörig, welche weit gegen Osten reicht bis an das große Nizamreich, mit einer Bevölkerung von sieben Millionen, bereits unter der Präsidentschaft Bombay. An der Küste ist nur die katholische Mission zu Goa.

Die Stadt Goa, einst Sitz der großen portugiesischen Herrschaft hat noch prächtige Kirchen (mit der vielverehrten Leiche Franz Xavers ꝛc.), auch Klöster, ein Seminar, Hospitäler und 4000 Einwohner. Der Vicekönig, der Erzbischof, Primas von Indien bis China, wohnen in der schönen Landstadt Pangim an der Mündung des Mandawa, mit 20,000 Einwohnern, die in zwei Häven beträchtlichen Handel treiben; St. Lorenzo steht auf der Insel. Die Mission, früher durch die Inquisition berüchtigt, ist längst unbedeutend geworden.

7) Süd-Mahratta, auf den Ghats gelegen, ist der südliche Distrikt der Provinz Bidschapur, unterhalb des der Küste nächsten Rädschalandes Kolapur, ein Duab zwischen dem Krischna und Tungabhadra. Obwohl das Land Südmahratta heißt, ist doch die kanaresische Sprache die herrschende. Das Land ist ein bergvolles Hochland, und die dichtgedrängten Einwohner leben von Ackerbau und Gewerben, viel weniger als die Küstenbewohner in scharfbegrenzte Volksstämme getheilt,

aber auch viel fester vom Brahmanenthum umschlungen, mit welchem eine Abzweigung der alten Schiwareligion, der abscheuliche Lingadienst, um die Oberherrschaft streitet. Eigenthümlich ist die Sekte der Kalagnani's oder Zeitwisser und die mit ihnen verwandte Nudisekte. Diese glauben an eine Prophezeihung eines arabischen heiligen Buchs, daß nach der Eroberung von Seringapatam in Maisur (1799) und nach dem Fall der indischen Königreiche ein König von Westen, der der wahre Gott sei, seine Boten senden werde, welche die Anbetung des einigen Gottes und die Abschaffung des Götzenthums und der Kasten lehren werden. Außer den Basler Missionaren sind auch Londoner Missionare im Distrikt.

Stationen: a) Die Londoner Gesellschaft arbeitet seit 1820 in Belgam, 25 Stunden nordöstlich von Goa, einer Militärstation, welche nach dem Sturz der Mahrattenherrschaft in sehr gesunder Lage von den Briten angelegt wurde, obgleich sie vom Gebiet des Radscha von Kolapur umgeben ist. Sie hat 25,000 Einwohner. Bald Bekehrung zweier Brahmanen und eines Radschputen, welche der Verwandten wegen in Bombay getauft, aber später arg verfolgt wurden. Daher wohl die Unempfänglichkeit der Leute, über welche später viel geklagt wurde. Weil unter den Soldaten viele Tamiler sind, besteht neben der kanaresischen auch eine Tamil-Mission; 1861 hatte die Mission 12 Gehilfen, doch Getaufte nur 146. — b) Basler Stationen sind: 1) Dharwar, 20 Stunden südöstlich von Belgam; 1837 Eröffnung der Mission durch Unterstützung englischer Freunde und Behörden; Eindruck auf Kanaresen nicht tiefgehend; und mehr nur Taufen unter Tamilern und Telugu's, später auch unter Nudi's; Gemeinde von 31 Seelen. — 2) Hubli, drei Stunden südlich von Dharwar, eine der reichsten und gewerbsamsten Städte des Landes mit 15,000 Einwohnern, ohne Europäer; Anfang 1839; Heilsbegierige siedelten sich um das Missionshaus her an, zogen sich aber wieder zurück, erst in neuerer Zeit Bekehrungen in nahen Dörfern; die Mission hat einen Betsaal, allerlei Schulen und Gewerbeanstalten, Gemeindeglieder 68. — 3) Bettigeri, ein Dorf 10 Stunden östlich von Dharwar, gegründet 1839, als einige Abgeordnete der Kalagnani's nach Dharwar mit der Erklärung kamen, Christen werden zu wollen, indem sie in den Brüdern die erwarteten Boten Gottes fänden; aber sie bewiesen wenig Beständigkeit; Getaufte 41. — 4) Malasamudra, 1½ St. von Bettigeri, ein 1841 von der Regierung erbetener Platz zu einem neuen

Dorfe für redliche Heiden, die ihre Kaste und Götzen, Vielweiberei und Unzucht aufgeben, ehrlich von ihrer Hände Arbeit sich nähren und Unterricht erhalten wollen; die meisten Angesiedelten waren 1851 wieder weggezogen; doch steht ein Bethaus, ein Waisenhaus 2c.; Getaufte 58. — 5) Guledgudd, 20 Stunden nördlich von Bettigeri, wo Nudileute über die Auferstehung der Todten gewiß werden wollten, seit 1851. Bekehrung eines angesehenen Mannes, welche Eindruck machte; sehr lebendige Gemeinde von 57 Gliedern.

---

7. Das Mahrattaland.

a. Einleitung.

§ 146. Wir kommen nun in das Gebiet der Mahrattasprache (eigentlich Maratha), welche in verschiedenen Dialekten von 14½ Millionen Menschen gesprochen wird und eine ziemlich reiche einheimische Literatur hat. Ihre Heimath ist das Land Maharaschtra, einer der fünf Theile, in welche die Hindu's das ganze Dekkan von der Narmada an eintheilten. Die Nordgrenze desselben ist die Narmada, die Westgrenze die Küste Nordkonkan und Surat, vom Fort Viktoria bis zur Mündung der Narmada 120 Stunden lang. Die Südgrenze gegen das Karnataka wird durch eine schiefgehende Linie gebildet von Dharwar in Südmahratta an über den Krischna und Godawari bis zur Pain Ganga, die in den Warada einmündet. Von hier herauf ist auch die ungefähre Ostgrenze gegen das Teluguland bezeichnet. Die Linien schließen ein unregelmäßiges Viereck von mehr als 6000 Quadratmeilen ein, also größer als die Hälfte von Deutschland, und seine Haupttheile sind Aurangabad und Bider, ferner Khandesch und Berar. Zwischen der Narmada und Tapti, welche beide in den Meerbusen von Kambay einströmen, liegen die Satpura-Berge im engeren Sinn; und sonst ziehen sich an der Südseite des Narmada hin die vielbesprochenen Windhyaberge (von den Mahratta's auch Satpura genannt), in deren engen Thalgebieten, Schluchten und

Wildnissen die Bhills und Kuli's wohnen, Ureinwohner des Landes, welche von Jagd und Diebstahl leben und dem plumpsten Fetischismus dienen. Das sonstige Mahrattenland ist eine Tafelfläche, die von den Ghats in sanfter Neigung gegen Südosten hinabhängt, wohin der Krischna mit dem Bhima und der Godavari fließen. Die Fläche ist von zahllosen Flußbetten durchfurcht, von Hügelreihen bedeckt, und ihr Gesammtcharakter ist der eines luftigen und daher für Indien gesunden Berglandes.

Die Mahratten (im jetzigen Mahratta 9—12 Millionen) sind kräftig, ausdauernd, thätig, aber roher als andere Bewohner des Dekkans, den Radschputen Centralindiens ähnlich. Ackerbau nährt die Meisten, und hochgehalten ist besonders die Pferdezucht. Das Brahmanenthum mit dem Wischnu- und Schiwadienst ist in alter Zeit eingedrungen; und so sind auch die vier Hauptkasten da, wiewohl in anderer Gestalt. Die Brahmanen, welche aller militärischen Aemter sich bemächtigt haben, theilen sich in acht Hauptklassen. An die Stelle der zweiten Kaste, die verschwunden ist, sind die Radschputen (d. h. Fürstensöhne) getreten, die alten Raubritter, der Lehensadel der Fürsten, ein stolzes, rohes Geschlecht, jetzt sehr herabgekommen. Die Stelle der Waischya's nehmen die Banianen (Wani, Kaufleute) ein, in verschiedenen Klassen, welche sich zum Theil nach der Religion scheiden. Die Grundkaste sind die Sudra's, wozu die große Masse der Kunbi (Bauern) gehört. Dazu kommen die Sankaradschati, d. h. Mischklassen, Nachkommen der Mischung verschiedener Kasten, welche eigene Gemeinschaften, Ordnungen und Häuptlinge haben und sämmtliche Gewerbe und Handwerke treiben. Niedriger sind die Mahar's (§ 149), die aber noch über den Paria's stehen. Jede Kaste hat ihre Heiligen und Mönche, und äußerst zahlreich sind die Gosawis (Goswami) oder Bettelmönche, Anhänger Schiwa's, in 10 Klassen getheilt, häßliche Heilige, die oft ganz nackt gehen, aber einst

auch fanatische Rotten bildeten, welche sich die gräulichsten Plünderungen und Ausschweifungen erlaubten. Die wahren Gosawis sind die, welche sich nicht waschen, nicht scheeren, keine Nägel beschneiden und große Folterqualen sich anthun.

Das Mahrattenvolk war einst in viele kleine Fürstenthümer getheilt. Ueber alle ragte der König von Dewagiri (Daulatabad, § 149), welcher 1308 den Einfällen der Muhammedaner erlag. Bald war ein großer Theil des Landes erobert. Empörungen der Mahratten und Rachezüge des Sultans machten fortan die Geschichte aus, und es gab eine neue Mischung der Einwohner durch die Niederlassung von Moslems und die Bekehrung von Hindu's zum Islam. Aber zu völliger Unterwerfung kam es nie, indem die kleinen Radscha's in ihren Bergschlössern sich stets von Neuem empörten. Im 15. Jahrhundert bildeten sich endlich drei unabhängige Staaten: Golkonda, Bidschapur und Achmednagar. Portugiesen und Mongolen verursachten hierauf neue Kriege. Da war es ein Emporkömmling, Namens Siwadschi († 1680), der mit gewaltiger Kraft und großer Klugheit die Mahrattenfürsten alle zu Einem Reiche zu einigen wußte; aber schon unter seinem Enkel erlangte sein Peschwa, d. h. erster Minister, erbliche Gewalt und machte sich zum wahren Herrscher des Landes. Um 1740 stand dieses Mahrattenreich auf seiner Höhe. Das Dekkan war erobert von einer Küste zur andern; und die Herrschaft reichte im Norden bis Agra hinauf. Der Radscha, der nur Schattenkönig war, wohnte zu Satara, der Peschwa, ein Brahmane, zu Puna; und daneben regierten andere Mahrattenfürsten, fest unter sich verbündet. Aber nun fingen die Verwicklungen mit den Engländern an, und diese siegten unter der Uneinigkeit der Fürsten nach vielen blutigen und gefährlichen Kämpfen. Nach der letzten Niederlage 1817, die der Peschwa erlitt, irrte dieser als Flüchtling mit seiner Schaar in allen Richtungen umher. Da fiel der Bund aus einander,

und die Engländer besetzten die westlichen Gebiete. Auch die ferneren Mahratten wurden allmählig der Herrschaft oder dem Einflusse der Engländer unterworfen. So wurde auch dem Evangelium die Thüre geöffnet, und im Westen fand es manchen Eingang, obgleich der Boden ein besonders harter ist.

---

b) Nordkonkan.

§ 147. Die Küste Nordkonkan, so weit sie zum Mahrattaland gehört, reicht von Bancot an bis Daman, dem Anfang der Suratküste, 80 Stunden lang, mit zwei Millionen Einwohnern. Sie ist bis an die Ghats so schmal als die südlicheren Küstentheile, dabei ein schönes fruchtbares Land, von großen Bergmassen und Dschangals, von Flüssen und zahlreichen Bächen durchschnitten. Die Wege sind meist steinig, und die Fußpfade, je näher den Sahja (Ghats), werden immer schwieriger. Dort kann man nur auf schmalen Steigen durch Engpässe hinaufkommen, auf deren abschüssigem Grunde das Saumroß nur mit Mühe Fuß faßt. Im Gegensatz des Konkans (Bergabhang) nennt der Mahratta sein Tafelland Descha (das Land). In der Mitte der Küste ist eine länglichte Bucht von ansehnlichen Inseln ausgefüllt. Darunter sind Salsette (10 Stunden lang) und Bombay (vier Stunden lang) die größten; kleiner sind Karandscha und Elephante rc. Berühmt sind insbesondere Salsette und Elephante wegen ihrer merkwürdigen Felsentempel. Bombay ist zugleich der Name der Hauptstadt des westlichen Indiens. Sie war Anfangs nur ein Fischerdorf, und die ehemalige Hauptstadt der Insel ist Mahim, welches noch 15,000 Einwohner und ein katholisches Priesterseminar hat. Die Insel wurde 1530 von dem Radscha von Tanna auf Salsette den Portugiesen abgetreten, welche sofort die Stadt Bombay (d. h. gute Bucht, oder Momba Dewi, eine Hindugöttin) erbauten, und 1662 kam sie als Mit-

gift einer portugiesischen Prinzessin an die englische Krone, die sie 1668 der Kompagnie gegen jährlichen Erbzins abtrat. Jetzt ist die Stadt die dritte Präsidentschaft, auch Sitz des Bischofs seit 1837, wohlbefestigt und eine der ersten Städte Indiens, deren Bazars alle Erzeugnisse des Orients und alle Waaren Europa's zur Schau stellen. Unter ihren 300,000 Einwohnern sind 60,000 Fremde, das bunteste Gewimmel von Gesichtern, Trachten, Sitten, Sprachen, Religionen. Die Grundmasse der Bevölkerung bilden die Konkani's und Mahratten, dann kommen die Gudscharati's, die Kanaresen, die Bergstämme, die muhammedanischen Perser und Araber, die Portugiesen, die Parsen, die Juden und Türken, Malaien und Chinesen, und endlich die große Zahl der durchreisenden oder hier weilenden Europäer aus allen Landen. Die Juden, Beni Israel, theils weiß, theils schwarz, werden zu 18,000, die Parsen zu 25,000 geschätzt, die auf dem Land Zerstreuten von beiden mitgerechnet. Letztere sind seit den arabischen Eroberungen aus Persien ausgewandert und stammen von den Feueranbetern ab, unterhalten daher sowohl in eigenen Tempeln, als in ihren Häusern heilige Feuer, welche sie nie auslöschen lassen. Doch kümmern sie sich weniger um Religion als um irdische Wohlfahrt; sie haben sich zum Theil durch Handel und Gewerbe ein großes Vermögen erworben, und gelten viel bei Hindu's und Europäern.

Der Mission stand so ein weites und mannigfaltiges Feld offen, aber langsam kommt sie unter den tief verfinsterten Massen vorwärts. Nicht nur hatte das Christenthum durch christliche Ansiedler, die ihm keine Ehre machten, viel an Achtung verloren, als die Mission anfing, sondern das Land war noch zu kurz unter dem viel vermögenden Einfluß Englands gestanden, als daß die verknöcherten Systeme sehr erschüttert seyn konnten. Den Anfang machten 1812 Serampur-Brüder, die aber wenig in Bombay selbst wirkten, sondern bald nach Surat sich begaben. Sodann kamen 1813 Bostoner

Missionare, welche in Kalkutta und sonst schnöde abgewiesen, aber endlich in Bombay von einem frommen Gouverneur aufgenommen wurden, jedoch durch viele Prüfungen hindurch mußten, ehe sie mit Schule und Predigt beginnen konnten. Ihnen folgten 1814 Londoner, die aber bald nach Gudscharat zogen, und 1823 sowohl englisch-kirchliche als schottische Missionare, welche letztere von 1843 an in kirchliche und freikirchliche sich theilten. Alle diese Gesellschaften, wozu auch Baptisten gekommen sind, arbeiten an Hindu's, Moslems, Juden und Parsen, nicht nur in der Stadt, sondern auch an verschiedenen Orten Konkans. Sie stehen alle einander nahe und bildeten schon 1825 einen Verein zu jährlichen Zusammenkünften. Es erfolgten manche schöne Bekehrungen; aber den Segen dieser Mission darf man weniger nach der Zahl der Getauften schätzen, welche bis jetzt noch klein war (1859 zählte man 540 eingeborne Christen, und unter diesen sehr viele Tamilchristen, die sich als Diener im ganzen Osten zerstreut finden), als nach dem Eindruck, den sie allmählig auf die Stimmung der Bevölkerung macht. Wohl entstanden bis jetzt bei jeder Bekehrung eines Brahmanen, oder Parsen, oder Moslem gewaltige Bewegungen, aber selbst bei diesen gibt sich mehr und mehr ein Gefühl der Schwäche auf Seiten der Gegner zu erkennen. Schon 1834 schrieben die Missionare nach einer solchen Bewegung: „Das ganze Gebäude des Brahmanismus zeigte sich erschüttert, und der Einfluß des Christenthums war nicht zu verkennen.“ Am meisten wirken die Schulen; sodann die vielen Schriften, welche in allen herrschenden Sprachen ausgegeben und verbreitet werden, insbesondere die Zeit- und Streitschriften, welche seit 1832 aufgekommen sind und Veranlassung wurden, daß auch die Gegner sich öffentlich aussprachen, wodurch ihre Schwäche und Thorheit nur immer mehr ans Licht kam. So schloß 1852 ein Vertheidiger des Hinduismus mit den Worten: „Der Hinduismus ist todtkrank, ich bin völlig überzeugt,

daß er ein Ende nehmen muß; gleichwohl, so lange er noch besteht, so laßt uns ihm dienen, so gut wie möglich."

Uebersicht. 1) Bostoner Gesellschaft; 1813 Ankunft in Bombay; 1816 Presse, welche nach und nach 100 Personen beschäftigte und die Bibel, Traktate, besonders auch eine einflußreiche christliche Zeitung in Mahratta herausgibt; 1818—1831 Nebenstation Mahim, im Norden des Bombay Eilands, und Tanna, Hauptort der Insel Salsette; Besuche auf dem Eiland Karandscha mit 10,000 Einwohnern, in Bankot (Fort Viktoria), 34 Stunden südlich von Bombay, und den nahen Dörfern daselbst, in Bassin, 12 Stunden nördlich am Meer, in Kalliani, 14 Stunden östlich; 1819 erste Taufe eines Moslems; 1821 Kapelle in Bombay; 1831 im Ganzen 19 Bekehrte, 30 Schulen auf der Insel und dem Festlande; 1833 Armenanstalt. Von 1842 an warf sich die Bostoner Gesellschaft von der weniger versprechenden Küste weg auf das Hochland; doch blieb Bombay Station; neue Kapelle 1856. — — 2) Englisch-kirchliche Gesellschaft, Ankunft 1823; Tod mehrerer Missionare; 1827 Schulen in Bassin, Tanna, Bandera (2 Stunden von Bombay); 1837 Bischof Carr und Gründung der Moneylehranstalt; 1844 Missionar Isenberg; 1855 waren es 20 Schulen mit mehr als 1500 Kindern; Anlage eines Christendorfs in der Nähe des Missionshauses. — 3) Schottische Missionen; die schottische Gesellschaft begann 1823 in Bankot, wo 6000 Einw. sind und das Land dicht mit ackerbauenden Dörfern besetzt ist, auch vorzüglich gute Luft herrscht; 1824 über 12 Schulen, in welchen keine heidnischen Bücher geduldet werden; 1824—1830 Station Suwarndurg, eine kleine befestigte Insel, acht Stunden südlich von Bankot, und Harni, die auf dem Festland gegenüberliegende Stadt und Festung, wo bald 12 Schulen mit mehr als 1700 Schülern bestanden, und Hausbesuche und Reisen gemacht wurden; 1828 bleibender Missionar in Bombay, das mit den amerikanischen Brüdern in fünf Distrikte getheilt wurde; seit 1829 Dr. Wilson's große Thätigkeit; er tauft 1840 die ersten Parsis, welche später (1846 und 1848) ordinirt wurden, wie 1853 der bekehrte Brahmane Scheschadri; seit 1843 zwei schottische Missionen, beide besonders durch höhere Schulanstalten thätig, in denen besonders Missionar Nesbitt († 1851) bedeutende Erfolge errang; 1856 wurden vier Parsen getauft rc. — 4) Die englische Ausbreitungsgesellschaft, seit 1840 mehr nur für die indobritische Bevölkerung, seit 1859 auch für die Heiden.

---

c. Das südliche Descha (Hochland).

§ 148. Die Mission kam frühzeitig auch auf das Descha (Hochland) Mahratta's herauf, wo das Christenthum den Einwohnern noch fremder war, diese also in mancher Hinsicht sich empfänglicher zeigten, obgleich dort das Heidenthum noch tiefere Wurzeln im Volk hat. Das vordere Descha umfaßt theils das alte Aurangabad, zu dem auch Konkan gehörte, theils südlicher das Reich Bidschapur, und geht nördlich bis an Südmahratta, 180 Stunden lang, mit mäßiger Breite des britischen Gebiets. Im Osten liegt das Nizamreich mit Aurangabad, u. s. w. Auf den Ghats wohnen die uralten Stämme der Mawal-Khora und Mura, in alter Zeit die kühnsten Krieger, jetzt fleißige Ackerbauer, und gegen den Tapti hin beginnen schon die Räuberstämme der Bhills und Kuli's. Sonst aber besteht die Mehrzahl der Bewohner aus strengen Hindu's, mit Moslems vermischt. Wir besuchen die Distrikte, in welchen die Mahrattasprache vorherrscht, von Süden nach Norden, und zwar zuerst die südlichen.

1) Der Distrikt Kolapur, das südlichste Land, ist ein tributärer Radschastaat von 500,000 Einwohnern, im Quellande der südlichen Arme des Krischna, an den Ghats hinter Südkonkan von Goa an herauflaufend, und seitwärts an Südmahratta anstoßend. An seinem östlichen Ende umschließt es die britische Militärstation Belgam (§ 145, 7). Die Landessprache ist bereits Mahratta. Er ist das einzige Gebiet, im südlichen Indien, in welchem 1857 bei der Militärmeuterei europäisches Blut floß. In der Hauptstadt Kolapur mit 40,000 Einwohnern, im Norden des Distrikts, 30 Stunden von Belgam, ließ sich 1853 ein Bostoner Missionar nieder, der das Jahr darauf schon fünf Schulen hatte, aber 1857 Alles verlassen mußte, doch noch glücklich entkam. Die Mission wurde fortgesetzt, aber 1859

aufgegeben, weil sowohl der Mission, als den Bekehrten obrigkeitlicher Schutz fehlte.

2) Der Distrikt Bidschapur ist ein Theil der Provinz gleiches Namens, welcher auch Südmahratta (§ 145, 7) angehört, und welche im Ganzen sieben Millionen zählt. Er liegt nördlich herauf bis zum Nira und Bhima, und grenzt östlich an das Reich des Nizam. Die Hauptstadt Bidschapur liegt an der Ostgrenze. Das Klima gehört zu den besten in Indien. Die Gegend ist bevölkert, und die Mission genießt große Freiheit im Verkehr mit dem Volk. Aber die Wahrheit findet nur schwer den Weg in das Herz des Hindu.

Bostoner Stationen. a) Satara, 32 Stunden östlich von Viktoria, seit 1740 Sitz des Radscha, während sein erster Minister, der Peschwa, als eigentlicher Herrscher in Puna residirte. Die von Festungen umgebene und selbst befestigte Stadt liegt 28 Stunden nördlich von Kolapur, in der Nähe der Ghats und des Krischna. Anfang der Mission 1849. — b) Malkolm-Peth, nordwestlich auf den Mahabaleschwara-Bergen, wohin 1837 Missionar Graves der Gesundheit wegen kam. Er bekehrte bald vier Chinesen, welche dort als Verbrecher ihre Strafarbeit erstanden, zwei Mahratten und einen Katholiken. Die Stadt wurde Station, 1842 aufgegeben, später wieder aufgenommen.

3) Der Distrikt Puna ist von den Ghats an ein Duab zwischen dem Bhima und seinen Seitenflüssen. Die Hauptstadt Puna, 26 Stunden nördlich von Satara, und 36 Stunden südöstlich von Bombay, wurde 1818 von den Briten erobert, und liegt auf einer hügeligen Hochfläche, nur 14 Stunden vom Ghat, in einer Höhe von 2000 Fuß über dem Meere, und von vulkanischen Hügeln umgeben, deren gäh abschüssige Seiten der Landschaft ein wildes Gepräge geben. Auf den Anhöhen standen einst die trotzenden Schlösser der Radscha's die aber vor den britischen Kanonen fielen. Sie liegt an einem Seitenfluß des Bhima, der in den Krischna fällt. Die Stadt ist das Herz vom Descha, und hat jetzt noch 100,000 Einwohner, darunter ein Drittel Moslems. Sie hat viele Pagoden (Dewalaya d. h. Gotteswohnung), terrassen-

förmige Gebäude mit einer Nische in der Mitte, worin der Götze steht. Ueberall sind scheußliche Götzenbilder an den Straßenecken und Häusern angebracht, und bei Prozessionen trägt ein Weib den Götzen auf dem Kopfe. Es ist auch ein Sanskritkollegium da, eine Art Brahmanenuniversität. Die Moslems verbinden mit ihrem Islam, den sie kaum kennen, den Götzendienst, woher das arabische Sprichwort kommt: „O Mann von Hind (Indien), erneure deinen Islam." Die Stadt hat auch viele Juden, die aber höchst unwissend und in kläglichem Zustande sind. Desgleichen sind viele Parsen da, die 1843 einen großen Streit hatten, weil ein reicher, von der englischen Königin geadelter Parsi aus Bombay zu Puna in einen neuen, von ihm für 60,000 Gulden erbauten Tempel einen eigenen Priester des heiligen Feuers setzen wollte, was in die Rechte des Oberpriesters eingriff. — Schon Bostoner Missionare schickten 1813 aus Bombay zwei eingeborne Lehrer, darunter ein bekehrter Jude, nach Puna. Aber die dortigen Brahmanen beklagten sich beim Statthalter, und dieser, in der neuerworbenen Provinz Unruhen fürchtend, ließ die ausgetheilten Bücher mit Beschlag belegen, und die Austheiler einsperren. Dann kam von Bombay der Befehl, daß jenseits der Ghats jede Missionsarbeit verboten seyn solle. Dennoch kamen später je und je, um ihre geschwächte Gesundheit in der gesunden Luft zu stärken, schottische Missionare aus Bombay, und allmählig wurde Puna eine schottische Mission. Hefteten auch die Brahmanen warnende Zettel an den Straßen an, das Christenthum Thorheit und Heuchelei nennend, so war das niedere Volk nur um so begieriger. Doch war der erste Getaufte ein Brahmane, der aber bald nachher verschwand. Die Mission macht sich an alle Klassen der Bevölkerung, und hat an einzelnen Hindu's, Moslems, Parsen und Juden schöne Erfahrungen gemacht, obgleich bei allen Taufen große Aufregungen entstehen.

a) Schottische Mission. Anfang in Puna 1830, Schulen

und Predigtreisen; 1839 wurde von der schottischen Missionsgesellschaft die Station an die schottische Kirche abgetreten; 1842 in den Schulen über 700 Kinder, deren Viele dem Hinduismus entsagten, 1843 Nebenstation Dschudapur; Uebergang zur freien schottischen Kirche; mehrere Schulen für Judenkinder (1842 über 200 Judenkinder); 1853 rc. Klagen über den schädlichen Einfluß der Regierungsschulen, die den Unglauben verbreiten. — b) Baptistenmission seit 1853, durch den Freimissionar Cassidy.

---

d. Das nördliche Descha.

§ 149. Das nördliche Descha besteht aus dem Distrikt Ahmednagar und der Provinz Khandesch; und auch vom Nizamdistrikt Aurangabad haben wir etwas zu erwähnen.

1) Der Distrikt Ahmednagar liegt nördlich von Puna, der nördlichen Konkanküste von Bombay an gegenüber, zwischen den Westghats und dem Nizamdistrikt Aurangabad, nördlich an die Anfänge der Windhyaberge sich anlehnend. Er enthält 1118 Ortschaften mit einer halben Million Einwohner. Die Brahmanen haben im Westen an Nasik ihre wichtigste Stadt. Sie ist das Nationalheiligthum der Mahratten, wohin sie von allen Seiten pilgern. Darum hielt sich einst der Peschwa hier seine zwei Paläste, um in der Mitte seiner Kaste zu wohnen, wenn er von Staatsgeschäften ruhte. Nicht fern liegt das Dharma Radscha Lena, die Felshöhlen der alten Buddhisten mit den riesigen Bildern des sinnenden Buddha's, den Schlangenköpfen und den zahlreichen Klosterzellen. Die Moslems dagegen haben in Ahmednagar im Osten ihre bedeutendste Stadt. Sie war der Sitz der Moslemmacht in diesem Theile Indiens, und reiche Paläste, Moscheen, Wasserleitungen und viele Ruinen zeugen von ihrem einstigen Glanz. Sonst sind noch überall im Lande die Mahars (oder Dhers) verbreitet, d. h. die Kastenlosen, die aber wieder ein Kastengesetz unter sich halten, und mehrere Kasten tief unter sich schätzen. Sie stehen zwischen den Sudra's

und Paria's mitten inne. In jedem Dorfe findet man sie als öffentliche Diener, Thorwächter, Besorger und Führer der Reisenden, Boten, Polizeidiener und Flurschützen. Sie zeichnen sich durch Freiheit von der bigotten Brahmanenknechtschaft aus. Ihre Guru's, die oft an 1000 Schüler zählen, sind Gegner des Götzendiensts und weisen auf den unsichtbaren Gott hin, weßwegen diese Mahars die zugänglichsten Dorfbewohner sind. Im Distrikt haben seit 1832 die englisch-kirchlichen Missionare ihre Hauptstation in Nasik, mit welcher noch zwei Stationen, außer einer in Khandesch verbunden sind, die Bostoner in Ahmednagar. Diese beiden Missionen sind wohl die bedeutendsten in der ganzen Präsidentschaft Bombay. Die Amerikaner allein hatten 1859 zerstreut sechs Stationen (die sechste im Süden war noch nicht bestimmt) und 26 Nebenstationen, 11 Kirchen, vier Nationalprediger, 50 Gehilfen; und die Zahl aller Getauften in 27 Jahren betrug 800 mit den Kindern, davon 570 noch lebten. Es waren darunter 19 von den höchsten Klassen, theils Brahmanen, theils Prabhus, die sich den Brahmanen gleich schätzen, und 33 Kunbi's, Mali's (Barbiere), die Uebrigen von niederen Kasten. Die Bewegung unter der Dorfbevölkerung dauert fort, 1860 allein wurden 131 Seelen hinzugethan, man zählte bereits 803 Getaufte in mehr als 60 Dörfern. Als die Gesellschaft durch den Bürgerkrieg Amerika's gedrängt, den Gemeinden ihren Nothstand darlegen mußte, entzündete sich unter den armen Christen ein wahrer Wettstreit des Gebens, welcher bald auch die Gemeinde in Bombay ansteckte (Oktober 1861). Nicht nur Geld und langgeschonte Ringe und Familienschätze, auch Ochsen, Kühe, Pferde, Hühner, alles mögliche wurde mit Thränen der Freude geopfert.

Stationen: a) Englisch-kirchliche Gesellschaft. 1) Nasik („Näschen"), 44 Stunden nordöstlich von Bombay, am obersten Lauf des Godawary, der hier an heiliger Stätte (Tryambaka) entspringend ganz Dekkan bis an die Ostküste durchschneidet, 30,000 Einwohner, meist Brahmanen; 1832 Mis-

sionar Mitchell und Dixon, dann Farrar, Warth († 1842), Menge, mit Andern; großes Aufsehen in der Stadt und Abneigung gegen die Schulen; ein Haus gemiethet im Allerheiligsten der Stadt, einem Brahmanen hohen Rangs zugehörig; Predigt auf den Treppen des Schiwatempels. Arbeit sehr mannigfaltig, Predigt in drei Sprachen (Englisch, Mahratta, Hindustani), Knaben- und Mädchenschulen, Besuche der Armen und Kranken, Loskaufung von Sklaven, Schule für verkommene Heidenmädchen, Predigtreisen, Druck und Schriftvertheilung; 1842 Ausbruch der fanatischen Wuth der Brahmanen, welche seither sehr abgenommen hat; manche Taufen; Waisenschule und Industrieanstalt; viele Gehilfen, darunter der ordinirte Brahmane Appadschi Bapudschi, der besonders den Priestern am h. Flusse predigt. In 1860 allein 107 Taufen. Erziehungsanstalt in Scharanpur für befreite afrikanische Kinder in einer christlichen Kolonie unter Missionar Isenberg. — 2) Dschunir, eine Stadt mit Höhlentempeln 25,000 E., 24 Stunden südlich, 1846. — 3) Astagam, bei Ahmednagar; 1846, wo gleich eine kleine Gemeinde entstand. — b) Bostoner Gesellschaft 1) Ahmednagar, 38 Stunden südöstlich von Nasik, 56 Stunden östlich von Bombay, 50,000 Einwohner, Militärstation mit einer Festung in der Nähe; viele Dörfer von 100 bis 1000 Einwohner; seit 1832 Mittelpunkt von sechs Missionsdistrikten; vielerlei Schulen, auch eine Katechetenschule; drei Nebenstationen, 13 Gehülfen. — 2) Sirur, 12 Stunden südöstlich, einst die erste Heerstation der Briten; daher gemischte Bevölkerung und geringerer Einfluß der Brahmanen, 6500 Einwohner; 1841 Anfang; drei Nebenstationen, sechs Gehülfen. — 3) Ein südlicher Distrikt, Kolgam mit einer Nebenstation und fünf Gehülfen. — 4) Rahuri, nördlich mit drei Nebenstationen und sechs Gehülfen. — 5) Khokar, nördlich, mit sechs Nebenstationen und 11 Gehilfen. — 6) Wadale, nordöstlich, mit 10 Nebenstationen und 12 Gehilfen, im Bund mit der kirchlichen Mission.

2) Die britische Provinz Khandesch liegt weiter nördlich herauf, die Randgebirge Dekkans am Tapti und zwischen diesen und der Narmada einschließend, ein viel durchbrochenes Bergland, und einst ein Reich, das noch viele Länder jenseits der Narmada umfaßte. Die große Handels- und Gewerbestadt Burhanpur am Tapti, 100 Stunden östlich von Surat, Hauptstadt des alten Khandesch, und Sitz des ersten Mullah der moslemischen Bora-Sekte gehört noch zum britischen Gebiet, das gegen 3000 Städte und Dörfer und zwei Millionen

Einwohner zählt. Da Wohlstand und Kultur jetzt zunimmt, und die Regierung in jeder bedeutenden Stadt Schulen errichtet, ist viel Verlangen nach höherem Wissen entstanden, und erscheint das Land als ein vielversprechendes Missionsgebiet. Auch ist der Einfluß der Brahmanen gering, da neben den Mahratta's viele Radschputen, Bhills und andere Sekten da sind, die wenig oder nichts nach den Brahmanen fragen. Erst neuerer Zeit hat die englisch-kirchliche Gesellschaft sich im Lande Arbeit gesucht.

Station: Malligam, eine Stadt und starke Festung am Flusse Gherna, 28 Stunden nordöstlich von Nasik; der engl. Kaplan hatte manche Heiden getauft; und als der ordinirte Brahmane Appadschi Bapudschi 1849 die Station bezog, war eine Gemeinde von 30 Christen da. Später kamen auch Missionare, welche weithin Predigtreisen machten und auch in Dhulia, einem Garnisonsort 20 Stunden nordöstlich, Christen sammelten. Im Dorfe Wadnir, fünf Stunden von Malligam, wurde 1860 ein Mahar Guru Santosch mit seiner Familie getauft, den Bekehrte angefaßt hatten. Sein Freund, Bhulsa Boa, der, obwohl kein Christ, eine umfassende Kenntniß des Christenthums besitzt und viele christliche Lieder verfaßt hat, unterweist alle seine Schüler in der christlichen Wahrheit, bleibt aber noch Heide. Sehr viele der jetzigen Gehilfen in der Ahmednagar-Mission waren einst seine Schüler gewesen.

3) Der Nizamdistrikt Aurangabad im Nordwesten des großen Nizamreichs gegen das nördliche Descha her ist ein Theil des indischen Allianzstaats Heiderabad, welcher durchschnittlich 130 Stunden lang und breit ist und im Osten zum Teluguland, im Westen zum Mahrattaland gehört. Wenn auch dieses ungeheure Land keine förmliche Mission hat, außer der in Sikanderabad im Süden (§ 129, b), so drängt doch da und dort im Verborgenen Licht ein, wie an Dschalna im Distrikt Aurungabad zu sehen ist.

Dschalna, eine große Militärstation, 60 Stunden nördlich von Nasik, mit 75,000 Einwohner und einer Besatzung von 6000 Mann, gehört dem Nizam von Heiderabad; und die Besatzung wird nach einem Vertrag zwischen ihm und der englichen Regierung unterhalten. Die Regierung ist in den Händen der Moslems, welche einen ungewöhnlich großen Theil der

Bevölkerung ausmachen. Hier bestand 1834 eine Gemeinschaft von etwa 50 Seelen. Ein eingeborner Christ, der in Gesellschaft von Engländern einige Jahre vorher gekommen war, machte die Entdeckung, daß noch andere Christen da seien, und wußte sie zu einem Gottesdienst zu sammeln. Die Zahl nahm zu; auch Katholiken schlossen sich an, selbst einige Heiden warfen ihre Götzen weg und bekannten Christum. Man gab ihnen einen anständigen Ort zum Gottesdienst, und ein Katechet aus Madras wurde ihr Lehrer. Da aber Manche nach Taufe, Vermählung oder Abendmahl Verlangen hatten, kam von Bombay her der englisch-kirchliche Missionar Allen 1834. Erst 1837 wurde sodann Dschalna Bostoner Station. Die Missionare durchzogen die Dörfer weit umher, und erregten überall mehr Erstaunen und Fragen als Widerwillen. Auch in Aurangabad predigten sie. Mangel an Missionaren aber nöthigte 1842, die Station wieder aufzugeben, worauf die Freischotten von Bombay einen tüchtigen eingebornen Gehilfen dort anstellten. — Die Hauptstadt Aurangabad, ehemals Gurka genannt, 42 Stunden östlich von Nasik, mit etwa 70,000 Moslems, war lange Wohnsitz eines Vicekönigs von Dekkan und eine der Hauptstädte im westlichen Indien, deren Ruinen von früherem Glanz zeugen. In der Nähe liegt die wunderbare Felsenfestung Daulatabad, die ursprünglich aus einem isolirten, 500—600′ hohen senkrechten Granitfelsen bestand, der zu einer noch für unüberwindlich gehaltenen Festung durchbrochen wurde; und einige Stunden nördlich ist Roza, wegen seiner gesunden Lage bekannt, und von besonderer Heiligkeit für die Moslems, als deren Lieblingsbegräbnißstätte. — In mehreren Dörfern sind hier christliche Familien getauft von den Missionaren in Nasik 1860.

---

8. Gudscharatländer.

§ 150. Wir kommen zum letzten Missionsgebiet Indiens, dem der Gudscharatsprache, welche nicht nur auf der Halbinsel Gudscharat, sondern auch westlich in der Provinz Katsch und östlich schon an der weiteren Westküste am Meerbusen von Kambay hin, dann auch nördlich bis an die Grenzen von Radschputana und Malwa, vorzüglich in größeren Städten, wenn auch mit Abweichungen gesprochen wird, im Ganzen von acht bis neun Millionen. Außer dem nördlichen Ahmedabad sind nur die Uferdistrikte des Meerbusens von Kam-

bay, und auch diese nicht ganz unmittelbares englisches Besitzthum. Alles Andere steht noch unter verschiedenen indischen Fürsten, welche zum Theil wieder unter einem größeren vereinigt sind, immerhin aber in einiger Abhängigkeit von England. Das Evangelium hat noch wenig Eingang gefunden. Doch geschieht es auch hier, daß durch Engländer oder eingeborne Christen in ihrem Gefolge, auch durch Kaplane, wo englische Garnisonen sind, da und dort ein kleines Licht verbreitet wird. Was die Mission gethan hat, ist Folgendes.

a) Die Küste Surat, von Daman, der Grenze von Nordkonkan, bis zum Tapti etwa 25 Stunden lang. Hinter der nächsten Küste liegt die tributäre Provinz Bagliana mit der Hauptstadt Dharampur, welche östlich über die Gebirge reicht und an Khandesch grenzt. Die Seestadt Daman mit 6000 Einwohnern, darunter viele Parsen sind, ohne weiteres Gebiet außer der Stadt selbst, ist noch portugiesisch. Am Wichtigsten ist die Stadt Surat, am linken Ufer des Tapti, 10 Stunden vom Ausflusse in's Meer, welche seit 1803 ganz in den Händen der Engländer ist.

Surat (Sorath, alt Sauraschtra) ist eine uralte Stadt, die schon Jahrtausende zählt, wovon ihre Bauart zeugt, mit engen, viel gewundenen Gassen und hohen Häusern von Holz und Backstein, deren obere Stockwerke je über die unteren vortreten und die in einem Kreisbogen an den Tapti gebaut sind. Ihre äußere Mauer mit zwölf Thoren hat einen Umfang von 3—4 Stunden. Merkwürdig ist hier das Banianen-Hospital für Thiere, indem der Hindu diese für gebannte Menschenseelen hält. Hier werden verschiedene Thiere auf's Sorgsamste gepflegt und bis in's Alter genährt; und wer ein krankes Thier hat, wie Pferde, Maulesel, Ochsen, Schafe, Affen, Hühner, Tauben ꝛc., bringt sie unter die sorgsame Pflege des Spitals. Selbst für Ratten, Mäuse, Wanzen, sogar Flöhe ist hier auf's Beste gesorgt. Einst gehörte die Stadt zum Reich Sauraschtra, später zum Mogulreiche von Delhi, unter welchem sie Stapelplatz des europäischen Handels wurde. Von hier brachten die Portugiesen alle Herrlichkeit Nordindiens nach Europa, weßwegen auch 1612 Engländer, 1619 Holländer, und später Franzosen hier Faktoreien erbauten. Hier war auch das Thor der Moslems, welche von Indien nach Mekka wallfahrteten. Die kühne Vertheidigung

englischer Kaufleute in ihrer befestigten Faktorei rettete 1664 die Stadt von dem daherbrausenden Siwadschi (§ 146). Die Stadt wurde 1756 zum ersten Male von den Engländern erobert und 1800 vom Nawab des Landes abgetreten, worauf auch 1803 die Mahratten ihre Ansprüche aufgaben. Sie hatte einst 600,000, jetzt nur noch 300,000 Einwohner. Ein großer Theil wurde 1837 eingeäschert; und wenige Monate darauf zerstörte eine Ueberschwemmung gegen 2000 Häuser.

Die Mission wandte sich begreiflich der Hauptstadt zu; und an ihr betheiligten sich Serampur-Brüder, dann Londoner, zuletzt irisch-presbyterianische Missionare. Doch kam es zu keinem großen Resultat; und einige Zeit scheint sie für die Hauptstadt ganz aufgegeben gewesen zu seyn, bis vor wenigen Jahren schottische Missionare kamen.

1) Der Serampur-Missionar Carapet Aratun, ein bekehrter Armenier, kam 1813 von Bombay her nach Surat, hielt Schulen und predigte, nicht ohne Widerspruch, aber mit einigem Erfolg, bis 1817. — 2) Londoner Missionare, darunter W. und Alex. Fyvie, begannen 1814 mit Erlernung der Sprache, Uebersetzungen und Schulen; 1821 mehrere Predigtplätze in der Stadt, später in den Dörfern; 1826 erste Taufe und Einfluß so, daß es hieß, das Feld sei reif; aber Krankheiten hemmten; 1835 Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift in's Gudscharati fertig, neun Personen und acht Kinder getauft, sechs christlich geleitete Schulen mit 300 Kindern; 1839 Missionare Clarkson und Flower; 1845 waren es 24 Getaufte; 1846 Verlegung der Mission nach Baroda und Uebertragung der Station Surat an die irischen Presbyterianer. — 3) Die irisch-presbyterianische Kirche seit 1846, da sie zur Erweiterung ihrer Mission von einer Pfarrwittwe, die von zwei im Militärdienst gestorbenen Brüdern bedeutend geerbt hatte, ein Vermächtniß von 300,000 fl. bekam; seit 1852 wird der Station nicht mehr gedacht. — 4) Von der neuesten schottischen Mission wird 1852 berichtet, daß Missionar Dhandschibhai Naurodschi in Surat drei Schulen zum Besten der Dhers (§ 149, 1) gegründet habe.

h) Der Meerbusen von Kambay. Dieser geht vom Tapti an 40 Stunden in's Festland hinein, mit einer Breite von 8—10 Stunden, bis zur Stadt Kambay, am rechten Ufer des Mahiflusses. Oestlich bespült er die Halbinsel Gudscharat, und westlich einen britischen Ufersaum, durchschnittlich 10 Stunden breit, welcher

in der Mitte getheilt ist durch die Narmada, und hinter welchen zwischen dem Tapti und Narmada ein tributfreies, und zwischen der Narmada und Mahi ein in Allianz stehendes indisches Gebiet liegt, Baroda, dessen Hauptstadt gleichen Namens die Residenz des Gaikawad ist, d. h. des Oberherrn von Gudscharat. Im britischen Küstengebiet sind zu nennen die Stadt Barotsch, an der Narmada rechts, 12 Stunden von der Mündung, 20 Stunden südlich von Kambay, ein Handelsplatz mit reicher Gewerbsamkeit von 40,000 Einwohnern. Jenseits des Mahi an seiner Mündung liegt die alte Handelsstadt Kambay, die einem tributären Nawab gehört, mit schönen Tempeln und Palästen, jetzt nur 30,000 Einwohner. Die Einwohner sind überall theils Hindus, theils Moslems; und auf dem Lande sind die Kulis, welche zum Theil ganze Dörfer bilden, und, weil sie nichts vom Hinduismus wollen, für das Christenthum am empfänglichsten sind. Die Mission, von 1846—1859 eine Londoner, von da an eine irisch-presbyterianische Mission, kam erst spät in jene Gegenden, traf aber bereits Vieles vorbereitet an, theils durch Kaplane, und eingeborne Schriften, theils durch Schriften von Bombay und Surat her. Den Götzendienst verlassen Viele leicht; aber der Verlust der Kaste hält sie auf. Ganz in der Stille gewinnt das Christenthum Einfluß; und zwischen der Narmada und Mahi sind sogar viele Dorfbewohner, die von ihren Nachbarn für Christen gehalten werden, weil sie den Götzendienst aufgegeben haben; und dort bekommen auch die Guru's immer weniger Schüler.

Uebersicht. 1844 Besuch von verlangenden Hindus aus Baroda in Surat, worauf Missionar Clarkson eine Missionsreise dorthin machte, und theils in Barotsch, theils in Baroda und sonst, in vier Monaten 24 Heiden taufte; 1846 Verlegung der Surat-Mission nach Baroda, und 1848 von hier, weil der tributfreie Hof des Gaikawad sich feindselig stellte, nach dem Dorfe Dhiwan im britischen Gebiete am Mahi; hierauf Anlegung des Christendorfs Mahikantha von sechs

Familien mit 32 Personen, wo sie von der Regierung Land bekamen; 1851 zu Borsad neun bekehrte Familien mit 36 Personen; hier ein Bücherladen, Predigt auf den Bazars, Hausbesuche, Schule; 1853 Missionsreisen nach Marwad nördlich und nach Malwa östlich und nördlich; 1856 Wanderungen nach Osten, wo gute Aufnahme von den Hindus und Kulis, weniger von den Moslems; 1859 Uebergabe der Mission an die irisch-presbyterianische Gesellschaft.

c) Die Provinz Ahmedabad. Sie ist ein Theil des Berglands Gudscharat, nördlich von Kambay, an die Halbinsel anstoßend, den Briten zugehörig. Die Hauptstadt, 20 Stunden nördlich von Kambay, hat 120,000 Einwohner, zur Hälfte Moslems, welche, wie die Hindus, prächtige Denkmäler und Ruinen aus alter Zeit haben. Eine Moschee, die auf 400 Granitpfeilern ruht, enthält das Grab Ahmeds I., des Gründers der Stadt. Die Hindus der Provinz sind kühn und kriegerisch, und tragen stets Schild, Bogen und Pfeile bei sich. Denn zahlreich sind die Dörfer der Bhills und Kulis, welche als Diebe und Räuber sehr gefürchtet sind. Auch andere Kasten, wie die Barrias, sind diebisch und räuberisch, wiewohl neuestens Furcht sie niederhält. Doch wurde selbst Missionar Allen 1844 auf der Sträße nach Disa (40 Stunden von Ahmedabad) bei Nacht von Räubern angehalten, deren Händen er nur mit genauer Noth halb nackt unter dem Schutz der Dunkelheit entrinnen konnte. Sonst gehören die Hindus, die wohlhabend sind, zur Dschainasekte, welche sehr scrupulös in Beziehung auf das Tödten der Thiere ist, und wie in Surat, für altersschwache Thiere große Spitäler unterhält. Dagegen kam es noch 1853 vor, daß ein verzweifelnder Hindukaufmann im eigenen Hause einen Holzstoß errichtete, drei seiner Kinder den Hals abschnitt und sie auf dem Holz verbrennen wollte, um die Götter sich günstig zu stimmen. — Nach Ahmedabad kam schon seit 1826 je und je Missionar A. Fyvie aus Surat, verwundert, daß hier das Evangelium mehr Anklang fand, als in der seit Jahrhunderten mit Christen aller Confes-

sionen bekannten Stadt Surat. Einmal fand er sich von Heilsbegierigen so umringt, daß er kaum Zeit zum Ausruhen fand. Auch in Kaira, einer Bezirksstadt, 12 Stunden von Kambay, traf er eingeborne Christen, mit welchen er das Abendmahl feierte. Die heilige Schrift, welche in 10,000 Exemplaren in's Land gekommen war, hatte manches Licht schon verbreitet. Indessen wurde erst 1842 von der englischen Ausbreitungs-Gesellschaft auf Betrieb des Bischofs von Bombay, der viele Beiträge aus seiner Diöcese erhielt, begonnen; und in Kaira und Ahmedabad wurden bald über 20 Heiden getauft. Auch Pattan, über 20 Stunden nördlich, mit einer Bibliothek von 2000 zum Theil sehr alten Hindubüchern, wurde in's Auge gefaßt. Später fehlte es aber der Gesellschaft an Mitteln, und die Station wurde 1849 wieder aufgegeben. Dagegen begannen 1853 die irischen Presbyterianer in Ahmedabad eine Mission, die sich weit auszudehnen verspricht, von welcher aber keine Nachrichten zur Hand sind.

d) Die Halbinsel Gudscharat. Diese ist von Osten nach Westen über 100 Stunden lang mit einer Breite von 70 Stunden und hat über fünf Millionen Einwohner. Nur die Uferküste am Meerbusen von Kambay ist britisches Besitzthum; und das Felseneiland Diu (Dip, Insel) an der Südspitze, ehemals mit heiligen Tempeln und bedeutender Havenstadt, die nur 4000 Einwohner und die Trümmer von Kirchen und Klöstern nebst alten Festungswerken zeigt, gehört den Portugiesen. Sonst herrschen indische Häuptlinge im Lande. Die östliche Hälfte mit den britischen Theilen heißt Katiawar; und der nordöstliche Distrikt ist Radschkot mit der Hauptstadt dieses Namens, welche 50 Stunden westlich von Kambay liegt. Die Einwohner sind größtentheils Hindus mit verschiedenen eigenthümlichen Kasten, die nicht sehr sklavisch am Brahmanismus hängen. An der westlichsten Ecke liegt die heilige Stadt Dwaraka, einst Residenz des vielverehrten Krischna. Dort werden sogar

die Fische für heilig gehalten und von den Pilgrimen fleißig gefüttert. Jeder Pilgrim läßt sich daselbst, wenn er die Ceremonien vollbracht hat, mit einem heißen Eisen ein Mudra (Siegel) auf den Arm brennen, auf das er sich viel einbildet. Auf diese Halbinsel schickte 1841 die irisch-presbyterianische Kirche, welche auf der Synode zu Ulster sich zu einer Missionsgesellschaft constituirte, ihre ersten Missionare ab. Diese arbeiteten bisher theils in Radschkot, theils in Gogo an der britischen Küste, theils in Pur Bander an der Küste des nordwestlichen Distrikts Barda. Hier war die Feindschaft der Muhammedaner sehr entschieden; doch ist ihr gelehrtester Mann, ein Munschi, zum Evangelium bekehrt worden, was tiefen Eindruck machte. Gerühmt wird es von Missionar Mitchell in Bombay, der 1853 eine Reise durch Katiawar machte, wie tief landeinwärts nach so kurzer Zeit bereits die christliche Erkenntniß verbreitet worden sei, und wie wenig Erbitterung und Widerstand sich zeige. Dieselbe Gesellschaft hat allmälig, wie wir gesehen haben, fast alle Gudscharat-Missionen übernommen. Aber die Berichte fehlen uns.

IV. Ceylon.

1. Die Insel.

§ 151. Ceylon ist nur durch einen 12 Stunden breiten Meeresarm, den Golf von Manaar und die Palksstraße vom Dekkan getrennt, aber damit verbunden durch eine Reihe von Sandbänken und Korallenriffen, gewöhnlich Adamsbrücke genannt. Die Insel hieß ursprünglich Lanka, bei den Griechen, die sie schon kannten, Taprobane (Tamraparni), später Simhalam (Pali: Sihalam), woraus Singala und Ceylon entstanden

ist. Sie hat die Form einer Birne, deren Spitze nach Norden gerichtet ist, und ist 120 Stunden lang und 68 Stunden breit. Im Innern ist ein steiles, mit dichten Waldungen bedecktes Gebirge, dessen höchster Gipfel, die Adamsspitze, ein fast 7000′ hoher kegelförmiger Berg ist. Der bedeutendste Fluß ist die Mahawelliganga im Osten, aber sonst rollen auf allen Seiten von den Bergen befruchtende Bäche auf die weiten Ebenen herab, und durchschneiden die ergiebigen Fluren. In den Urwäldern des Hochlands hausen Bären und Panther mit vielen Elephanten. Leider hat sich der Wald über viele einst stark bewohnte und künstlich bewässerte Strecken ausgedehnt. Um so reizender sind die meist gut angebauten Seeküsten. Die Aequatorshitze wird an den Ufern durch Seewinde bedeutend gemäßigt, ist aber brennend im Innern. Die Insel ist reich an Produkten aller Art, namentlich an Zimmt und neuerdings Kaffee.

Die Einwohner der Insel schätzt man auf 1,700,000. Davon sind vielleicht eine Million Singalesen, ein Mischvolk von Drawidas und später eingewanderten Aryas unter Widschaya (543 v. Chr.). Mit ihrer bronzenen Hautfarbe und ihrem langen, schwarzen, in Knoten gebundenen Haar und weibischem Aussehen gleichen sie mehr den Insulanern der Südsee, als den Hindus; und ihre Sprache, theils eine gemeine, theils eine Hofsprache, ist von den Sprachen Dekkans noch verschiedener, als diese unter sich, hat auch eine eigene reiche Litteratur. Unter sie kam etwa 307 v. Chr. der Buddhismus, welcher in Indien als eine Reformation des Brahmanismus aufgetreten war. Ihm huldigten alle Singalesen, doch so, daß der ursprüngliche Dämonendienst der Jakschas (oder Jakka) nie ausgerottet werden konnte, wie auch die Dämonentänzer Kattadiyas noch heute gewaltigen Einfluß haben. Indessen kamen schon 205 v. Chr. Tamil-Eroberer auf die Insel herüber und eroberten den Norden derselben. Später wurden ihre Feldzüge wirkliche Religionskriege gegen die Buddhisten (s. 430). Die Tamiler

verbreiteten sich immer weiter, bis am Ende die beiden Geschlechter und Religionen sich vielfach vermischten und vertragen lernten. Unter der Tamilbevölkerung herrscht der Schiwadienst vor.

Der Buddhismus hat seinen Namen von Buddha, d. h. der Erweckte, Erleuchtete; und der Stifter des sogenannten Buddhismus, Gautama oder Sakja Muni, gestorben 543 v. Chr., wird von den Brahmanen als die neunte Incarnation Wischnu's angesehen. Geboren in der Stadt Kapilawastu in Behar und als Prinz auferzogen, verließ er, 29 Jahre alt, die üppigen Höfe und zog als Bettler in den Schulen der Brahmanen umher. Durch diese nicht befriedigt, führte er sieben Jahre lang ein Leben in der Einsamkeit mit strengster Beschaulichkeit. Dann trat er als Reformator der verunreinigten Brahmanenlehre öffentlich auf, die blutigen Opfer und den Kastenunterschied bestreitend, und sammelte viele Schüler um sich. Als er starb, wurde er mit fürstlichem Pomp verbrannt; und seine Asche wurde in einer goldenen Urne verwahrt, später in acht Städte vertheilt. Nun setzten 500 seiner Schüler die heiligen Schriften des Buddha (im Pali- oder Magadha-Dialekt verfaßt) auf einem Concil fest; und von 246 v. Chr. an wurde die Ausbreitung des Buddhismus in alle Länder beschlossen. Die Anhänger nahmen in und außer Indien außerordentlich zu; und weil jetzt nicht mehr Alle Anachoreten seyn konnten, trennten sie sich in Mönche und Laien. Jene leben meist ehelos und wohnen in Klöstern neben den Tempeln beisammen. In Indien selbst aber begannen im 6. Jahrhundert n. Chr. die Verfolgungen von Seiten der Brahmanen; und letzteren gelang im 12. Jahrhundert die Ausrottung des Buddhismus, mit alleiniger Ausnahme der Dschainasekte. Aber Ceylon blieb ein Hauptsitz des Buddhismus, und von hier aus breitete sich derselbe in Hinterindien aus, wie in China und Japan. Ueber Tibet ist er auch zu den Mongolen gekommen; überall in vielerlei Sekten sich spaltend und auf verschiedene Weise, und mit Beimischung von Vorhandenem, sich ausbildend. Häufig wurden die Kasten, obwohl Buddha gegen sie auftrat, doch noch geduldet. So sind sie auch in Ceylon nicht ganz verschwunden; an die Stelle der Brahmanen traten die Buddhapriester und Mönche, die aber sich nicht in das Politische mischten. Nach der Lehre des Buddha kann sich Jeder, wer er auch sei, durch Reinigung und Büßung zur Stufe eines Buddha erheben. Dieselbe athmet den Geist höchster Milde, ist aber so pantheistisch, daß sie am Ende Alles in ein Nichts auflöst. „Das Höchste,“ heißt es in ihr, „ist das All, unbegreiflich, über alle Anbetung erhaben, ruhig in sich selbst, ohne Herz, ohne

Geist, ohne Kraft, eine reine Substanz, aus der Alles nach einem unveränderlichen Schicksal ausfließt und zu der es wieder zurückkehrt. Die Götter sind blose Menschen, welche sich durch Tugend und Weisheit das Recht erworben haben, allen erschaffenen Wesen Gesetze vorzuschreiben. Alles wird vergehen; der Körper ist Nichts. Die wahre Weisheit ist, frei von jeder Neigung und Leidenschaft, in ununterbrochenem Nachdenken, ohne Gebrauch der Vernunft und des Verstandes, zu der göttlichen Ruhe der ersten Substanz zu gelangen. So lange müssen die Seelen wandern. Dann aber werden sie, wie eine Fackel, ausgelöscht (Nirwana) und ruhen einen ewigen seligen Schlaf im Saal der Herrlichkeit." Der verbreitetste Götze ist Buddha, der unter vielerlei Namen in gleicher Gestalt durch's ganze östliche Asien angetroffen wird. In Ceylon, wo etwa 1500 Priester sind, sind die Buddhabilder in den zahlreichen Tempeln in gigantischer Größe, 30—40' hoch, aufgestellt. Viermal monatlich ist öffentlicher Gottesdienst, wobei Speisen und Blumen geopfert werden. Auch zu Hause übrigens werden Gebete und Fasten gehalten.

Außer den Singalesen und Tamilern sind noch etwa 8000 Wedas (Jakkas) zu finden, Reste der eigentlichen Ureinwohner, die unter allen Einwanderungen und Veränderungen die Besonderheiten ihres Stammes, ihrer Sprache und Sitten bewahrt haben. Weda heißt in der Drawida-Sprache der Jäger. Sie bewohnen ein weites Waldland, östlich und südöstlich vom Mahawelli und dem kandischen Gebirge. Sie theilen sich in Wald- und Dorf-Wedas. Jene, kupferfarbig, schlank und langhaarig, ein rohes, ohne gesellschaftliche Ordnung in den dichtesten Wäldern lebendes Volk, bauen auf Bäumen ihre Hütten, treiben weder Ackerbau noch Viehzucht, und haben nicht die mindeste Spur von Civilisation. Sie besitzen eine außerordentliche Schnelligkeit der Füße, sind stark und unbeugsam, aber mißtrauisch und unzugänglich. Die Dorfwedas stehen gleichsam in der Mitte zwischen den wilden Wedas und den Singalesen, sammeln sich in Dörfern, wohnen in Hütten und bauen kleine Landstriche mit Mais 2c. an. Religionsgebräuche haben sie fast keine; doch glauben sie an böse Geister und bringen den Schatten ihrer Vorfahren Opfer. — Neben den ursprüng-

lichen Einwohnern sind auch über 70,000 muhammedanische Araber auf der Insel, Reste alter Handelskolonien.

---

2. Die Missionen.

§ 152. Zur Verbreitung des Christenthums ist mehr als irgendwo auf Ceylon geschehen. Schon unter dem griechischen Kaiser Justinianus (gestorben 565) gab es christliche Gemeinden in Taprobane (Ceylon), welche meist aus handelnden Persern bestanden und später, als der Handel aufhörte, erloschen (§ 101). Die Eingebornen blieben Heiden, bis die Portugiesen unter Almeida von Malabar aus 1505 die Insel fanden und des Zimmts wegen viele Niederlassungen anlegten. Im Norden herrschten die Tamiler (von den Portugiesen der Sprachähnlichkeit wegen Malabaren genannt), im Süden die Singalesen unter mehreren Fürsten, von denen der Kandy-König für den mächtigsten galt. Außerdem bestanden an der Küste acht arabische Kolonien. Die Portugiesen verbreiteten nun zuerst von Kolombo aus das katholische Christenthum unter den Singalesen, wo später Tausende getauft wurden; und 1544 kam der berühmte Franz Xavier zu den Tamilern und fand bei der Fischerkaste der Parawa am Golf von Manaar, wo sie der Perlenfischerei wegen zahlreich sich aufhielten, großen Eingang (§ 102). Als der Radscha von Jaffna verjagt war, mehrten sich auf unglaubliche Weise die Bekehrungen der Brahmanen und des Volks. Wenngleich fast kein Unterricht dabei Statt fand und somit die Bekehrungen höchst mangelhaft waren, so ist es doch auffallend, wie treu die Bekehrten unter Verfolgungen waren, und wie fest die vielen Tausenden von Katholiken, die auf der Insel übrig sind, noch heute an ihrer Kirche hängen, wie an der portugiesischen Sprache.

Weil übrigens die Portugiesen sonst treulos und arglistig handelten, so rief 1636 der König von Kandy die Holländer von der Koromandelküste herbei, welche

alsbald erobernd eindrangen, und bis 1658 die Portugiesen vertrieben, als deren Erben sie sich nun betrachteten. Die Holländer suchten von nun an einerseits die katholische Religion zu unterdrücken, andererseits die protestantische mit aller Macht zu verbreiten. Sie gründeten ein Seminar zu Jaffna (S. 475); und bis 1688 schätzten sie ihre Bekehrten auf 180,000. Sie errichteten zuletzt, da über 300,000 getauft waren, 240 Pfarrsprengel, freilich meist aus blosen Namenchristen. Die Regierung ließ es sich indessen angelegen seyn, das Volk aufzuklären; und manche gläubige Prediger haben ächten Missionssinn an den Tag gelegt. Ein Hauptverdienst war die Abschaffung der Wittwenverbrennungen und der Vielweiberei, so wie die Uebersetzung der heiligen Schrift. Aber in den Herzen der Bewohner faßte das Christenthum doch keine tiefe Wurzel; und als die Engländer, welche 1795 die Insel besetzten, welchen sie auch im Frieden zu Amiens förmlich abgetreten wurde, und welche sie sich 1815 durch die Eroberung Kandy's ganz unterwarfen, allen Einwohnern wieder die vorige Religionsweise gestatteten, und sich des Unterrichts nicht mehr annahmen, so kehrte das Volk schaarenweise zum Heidenthum zurück; und die Zahl der Götzentempel unter den Tamilern wuchs in elf Jahren wieder von 300 auf 1200 an. Ebenso traten viele Protestanten zur katholischen Kirche über, wie auch die holländische Sprache jetzt durch die portugiesische und englische verdrängt ist. So kam die Zahl der Protestanten auf kaum 150,000 zurück. Dieser Mißgriff der Engländer wurde nicht mehr gut gemacht. Die Christen blieben verlassen, bis die Missionare kamen, die sodann über die Unempfindlichkeit der Bewohner nicht genug Klage führen konnten. In großen Distrikten findet man keinen Singalesen, der nicht getauft wäre; und doch wird Buddha von ihnen ebenso angebetet, wie von den Ungetauften. Ja Buddhapriester taufen selbst Kinder auf den Namen Christi, — um Geld. Ungetauft zu seyn, gilt für eine Schande,

Religionsmengerei für ein Vorrecht der Gebildeten. Dieß ist die Erbschaft der holländischen Religionspolitik, in welche jetzt die protestantische Mission eintrat. Dagegen wirkte die katholische Kirche eifrig und unermüdlich fort, so daß sie 1850 zwei Bischofssitze hatte, Einen unter den Tamilern, den Andern unter den Singalesen, ferner 33 Priester, 500 Katecheten, 300 mit Schulen verbundene Kirchen und 116,000 Gemeindeglieder. Zu bemerken ist noch, daß Ceylon stets der britischen Krone und nie der Compagnie angehörte.

Die protestantischen Missionen sind jedoch bald sehr zahlreich auf der Insel geworden. Zuerst kam die Brüdergemeinde 1740, welche aber von dem Statthalter wieder weggewiesen wurde (§ 103, 2). Auch Missionar Schwarz, der 1760 von Trankebar herüberkam, wirkte nur vorübergehend, obwohl segensreich unter den Tamilern. Die Londoner Gesellschaft ferner, welche seit 1804 theils im Tamilischen in Jaffna, theils im Singalesischen, zuerst im südlichen Matura und Galle, dann auch in Kolombo arbeitete, zog sich 1814 ganz zurück. Dagegen traten vier der großen Gesellschaften ein, welche immer noch mit großem Aufwand zerstreut auf der Insel wirken. Mißlich war es aber, daß die Regierung lange zum Heidenthum eine ähnliche Stellung einnahm, wie die Compagnie in Vorderindien. Sie verhielt sich nicht nur von Anfang an gegen Christenthum und Heidenthum durchaus neutral, sondern sie hatte auch ebenso alles Eigenthum der Buddhapriester, Land, Tempel, Reliquien rc. in Verwahrung und Schutz, war somit genöthigt, ja selbst verpflichtet, den Buddhapriestern zur Ausübung ihrer Ceremonien und Andachten das Nöthige zu reichen, auch bei Festlichkeiten die Reliquien, z. B. den heiligen Zahn des Buddha, öffentlich vorzeigen zu lassen, womit sie sich den Schein gab, als habe sie selbst ein Interesse am Heidenthum. Solchem Uebelstande aber wurde 1846 von Seiten der Regierung entschieden abgeholfen, indem Alles, was zum Buddhadienst gehörte,

den Priestern zurückgegeben wurde, die nun selber für ihre Religion sorgen sollten, worüber sie freilich, weil sie unter sich uneinig waren, sehr bestürzt wurden. Um dieselbe Zeit wurde auch die Sklaverei auf der Insel aufgehoben. Auch wurde 1845 Ceylon vom Bisthum Madras getrennt und erhielt einen eigenen englischen Bischof. Es wurden nun 36 auf christlichen Grundsätzen gebaute Schulen errichtet, auch die Zahl der Kaplaneien von fünf auf zwölf erhöht. Hiebei trat jetzt mit Eifer die Ausbreitungs-Gesellschaft ein, welche im Bund mit der Kirche der Erbauung und Besetzung von Kirchen und Schulen sich annahm, die Bildung einer eingebornen Geistlichkeit bedeutend förderte, und 1861 an 15 Orten eine wirkliche Missionsthätigkeit hatte. Die britische Bibel-Gesellschaft ferner, welche seit 1812 einen ihrer thätigsten Zweigvereine in Indien zu Ceylon hatte, und die britische und amerikanische Traktat-Gesellschaft, auch eine Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Lesebücher für das Volk traten den Missionen kräftig zur Seite. Letztere, welche fortwährend große Thätigkeit entwickeln, nehmen zwar bei der eigenthümlichen Apathie der Eingebornen unmittelbaren Erfolg meist nur in geringem Grade wahr, obwohl mitunter sehr interessante Bekehrungen vorkommen, wirken aber doch allmählig in's Ganze auf eine Art vorbereitend, daß man zu den schönsten Hoffnungen auf die Zukunft berechtigt ist. Zu bemerken ist noch, daß weniger die Kaste, als die Rangabstufung hier ein eigenthümliches Hinderniß der Mission bildet. Die Singalesen können z. B. das Fürwort „du" auf mehr als zehnfache Weise übersetzen, um jedem Angeredeten die ihm gebührende Ehre zuzumessen. Als in einer neuen Bibelübersetzung „du" überall in gleicher Weise ausgedrückt wurde, empörten sich die Gemeinden gegen diese „Lästerung Gottes" und drohten dem Bischof mit Secession.

Die Gesellschaften sind: a) Die englischen Baptisten, welche 1812 als Serampur-Brüder anfingen, haben jetzt (1861)

im Kolombo-Distrikt neun Hauptstationen und in Kandy zwei, je mit vielen Nebenstationen unter der Leitung zahlreicher Gehilfen. — b) Die Methodisten kamen 1814. Es hatte sich nämlich Dr. Coke, der Gründer der Methodisten-Mission (s. 1786), im 67sten Lebensjahre mit sechs Missionaren auf den Weg nach Ceylon begeben, um auf eigene Kosten dort eine Mission zu beginnen. Eines Morgens aber (3. Mai 1814) fand man ihn auf dem Schiff mit gefalteten Händen todt auf dem Boden liegen; seine irdischen Ueberreste wurden in die Tiefe des Meers versenkt. Seine Begleiter, denen jetzt alle Hilfsmittel fehlten, befanden sich in großer Verlegenheit, kamen aber, in Bombay mit Geld unterstützt, nach Ceylon, wo die Behörden sich ihrer freundlich annahmen und ihnen Regierungsschulen anvertrauten, bis sie ihre Missionszwecke verfolgen konnten. Sie vermehrten ihre Stationen durch die ganze Insel, und haben nun (1861) im Singalesischen mit 1661 Gemeindegliedern 17, im Tamilischen 5 Stationen (mit 417 Chr.) — c) Die Bostoner Missionare kamen 1813. Ihre Gesellschaft sandte sie zuerst nach Kalkutta, wo ihnen aber befohlen wurde, mit demselben Schiffe wieder abzusegeln, das sie gebracht hatte. Auf dem Rückwege landete Einer derselben zu Point de Galle auf Ceylon. Er blieb auf Zureden des Statthalters und begann eine Mission. Diese, 1816 durch neue Arbeiter verstärkt, verbreitete sich hauptsächlich im Distrikt Jaffna, wo sie jetzt (1861) 7 Stationen, 7 Nebenstationen, 40 Katecheten und Gehilfen, 49 Schullehrer, 438 Communikanten unter sieben Missionaren und fünf ordinirten Predigern hat. Als 1820 die Gesellschaft eine Presse schickte, duldete das die Regierung nicht; und diese verbot fortan jede Vermehrung des amerikanischen Missionspersonals. Dieses Verbot blieb 11 Jahre in Kraft, in welcher aber die anwesenden Missionare weder durch Krankheit noch Tod vermindert wurden. Durch Dr. Anderson, Abgeordneten der Gesellschaft, erhielt 1855 diese Mission eine neue Gestaltung, besonders in Betreff des Schulwesens. — d) Die englisch-kirchliche Gesellschaft verbreitete sich von 1818 an in Kolombo, Kandy, Jaffna und Baddagam, und hatte 1861 gegen 4000 Schüler, 106 Seminarien und Schulen, 7 Stationen, 193 Gehilfen und 3973 Christen mit 567 Communikanten. — e) Die Ausbreitungs-Gesellschaft hat 15 Missionare, jetzt meist Eingeborne, im St. Thomas-Collegium gebildet.

---

3. Uebersicht.

§ 153. Wir nennen noch die wichtigsten Stationen Ceylons in geographischer Ordnung. Die ganze Insel

ist in 82 Corles oder Distrikte eingetheilt, deren jeder einen Mudeliar oder Landhauptmann an der Spitze hat. Wir theilen sie aber hier in die tamilische und singalesische Küste und das Binnenland Kandy ein.

a) Die tamilische Küste erstreckt sich von der Nordspitze Jaffna an gegen Westen bis in die Nähe von Negombo und gegen Osten bis zum Haven Batti-kaloa herab. Hier herrscht das Brahmanenthum, zu welchem sich etwa eine halbe Million bekennt, und hier sind auch besonders viele katholische und protestantische Namenchristen, wie auch Araber, die dem Islam dienen. An der Nordspitze liegt Jaffna oder Jalpanam, die zweite Hauptstadt der Insel, auf einer Halbinsel gelegen, die 15 Stunden lang und 4 Stunden breit ist. Sie war eine alte arabische Kolonie, später portugiesisch, dann der Stolz der Holländer, jetzt in großem Verfall. Sie bietet vom Meere her, auf welchem eine Menge kleiner Koralleninselchen den Weg zum Festlande bildet, ein malerisches Ansehen dar. Der ihr zugehörige Distrikt ist eine ausgedehnte Ebene, die sich nirgends mehr als 30′ über die Meeresfläche erhebt, der glänzendste, fruchtbarste und bevölkertste Theil Ceylons mit etwa 200,000 Einwohnern. Hier hatten sich einst die holländischen Christengemeinden gebildet, welche unter den Engländern größtentheils zum Hinduismus zurückfielen; und hier ist jetzt das eigentliche tamilische Missionsgebiet.

Missionsorte: 1) Distrikt Jaffna. a) Nicht die frühste, aber die ausgedehnteste Mission ist die der Bostoner. Sie erhielten 1816 alte portugiesische Kirchen, drei Stunden nordwestlich in der Havenstadt Battikotta und in Tillipally, vier Stunden von letzterer, nebst den Wohnhäusern. Dazwischen und im Ganzen nur acht Stunden auseinander liegend bildeten sich die Stationen Panditeripo, Uduwille (Centralschule für Mädchen), Manipi (Presse seit 1833), später Tschawagatscheri und Uduvitty, mit sieben Filialen, lauter Orten in Reisfelder und herrliche Palmgärten eingehüllt. Bis 1832 gab es 90 Volksschulen mit 4000 Kindern, darunter über 500 Mädchen, welche letztere zu bekommen anfangs sehr schwierig

war, und im Seminar, seit 1831 zu Battikotta, 144 Zöglinge; 1849 Aufsetzung eines eigenthümlichen Bekenntnisses für die Gemeinde; 1855 auf Dr. Anderson's Rath Entfernung der englischen Sprache aus den Schulen, weil die Tamiler wohl europäische Bildung, aber kein Christenthum wollten. Die Macht des Hinduismus noch groß; 1844 mußten 57 Zöglinge entlassen werden, weil sie heidnischen Festlichkeiten, Lastern und Lügenkünsten sich hingegeben hatten; doch gute Wirkung dieser Maßregel; 1859 waren es 436 Gemeindeglieder; 1861 eine Erweckung, durch welche auch die von unabhängigen Christen geleitete englische Schule neu belebt wurde. — b) Methodisten seit 1814 in Jaffna und Umgegend, mit einem bedeutenden Seminar; Kirchenglieder 174; jetzt (1861) auch in Wannarponne und Puttur. — c) Englisch-kirchliche Mission seit 1818 in Jaffna, und besonders in Nellur, einer nahen Stadt mit 5—6000 Einwohnern, den Hauptsitz des Hinduismus, wo große Götzenfeste gehalten werden und namentlich viele Kupfer-, Gold- und Silberschmiede durch Anfertigung von Götzenbildern sich nähren; bald acht Schulen umher und eine kleine Gemeinde; gesegnet war der Gehilfe Samuel, 1826 getauft, und 1829 an einem Schlangenbiß gestorben; das Missionscollegium mit 140 Zöglingen ist jetzt nach Tschandikally verlegt, wo fast 50 Jahre lang Chr. David, ein Zögling von Schwarz, gewirkt hatte. Etwa 2000 Christen. — 2) Manaar, auf der Insel Manaar, welche durch die Adamsbrücke mit der Insel Rameswaram verbunden ist, und 28,000 Einwohner enthält. Die Stadt liegt gegenüber von Mantot, einer arabischen Kolonie; sonst ist die Küste hier äußerst gering bevölkert; in Manaar seit 1850 die Ausbreitungs-Gesellschaft, 84 Kirchenglieder. — 3) Kalpentyn, 26 Stunden südlich von Manaar, auf einer lang nach Norden gestreckten Halbinsel, seit 1842 Station der Ausbreitungs-Gesellschaft, mit Mutwal, 210 Kirchenglieder. — Ebenso 4) Putlam, am Meerbusen von Kalpentyn, seit 1848, und — 5) Tschilau, an der Küste, 10 Stunden nördlich von Negombo, Ausbreitungs-Gesellschaft. — Oestlich von Jaffna an liegen 6) Point Pedro mit Kattawelly, an der nordöstlichsten Spitze; seit 1822 Methodisten. — 7) Trinkomali, 54 Stunden südlich von Point Pedro, mit einem geräumigen, 1000 Schiffe fassenden Seehaven und gesunder Luft; seit 1821 Methodisten; Kirchenglieder 54. — 8) Battikaloa, 30 Stunden südlicher, auf einer kleinen Insel, 61,000 Einwohner in der Umgegend an den angrenzenden Ufern; 1824 Methodisten mit 243 Kirchengliedern; von hier aus auch erfolgreiches Wirken unter den wilden Weda's von Eraur 1844. Auch Ausbreitungs-Gesellschaft mit Gemeinde von 175 Seelen.

b) Die singalesische Küste umfaßt den Süden Ceylons von Negombo an und an der Ostküste herauf bis zum 7° der Breite. Je an den Grenzen ist die Bevölkerung gemischter, während im Süden der Buddhismus mit all' seiner Macht und Nacht und großer Stumpfheit oder Feindseligkeit gegen das Evangelium auftritt. Kolombo, die Hauptstadt der ganzen Insel, an der Westküste, wurde 1638 von den Portugiesen erbaut. Außerhalb der Mauern dehnt sich die schwarze Stadt (Petta) längs der See hin. An den nahen Flüssen liegen etwa 300 Boote mit flachen Böden geankert, auf welchen ganze Familien, die sonst keine Wohnungen haben, an Bord sind. Die Stadt ist Hauptstapelplatz der ganzen Insel, da ein wundersames Völkergemisch durch einander wogt. Außer den Europäern (Portugiesen, Holländer, Briten, Deutschen), Amerikanern und Singalesen trifft man fast jede Volksart Asiens an. Da giebt es Mauren von aller Art, Malabaren, Hindus, Chinesen, Malaien, Maldivier, Javaner, Bugginesen und Eingeborne von allen großen Inseln Asiens, Araber, Perser, Türken, auch Parsen oder Feueranbeter; und jede dieser verschiedenen Volksklassen hat ihre eigenen Sitten, Sprache und Gebräuche, und durch ein verdorbenes Portugiesisch verständigen sie sich untereinander. Nur eine Stunde davon ist Kotta, ehemaliger Sitz eines weithin herrschenden Fürstenhauses. Noch findet man im dichten Buschwalde die Trümmer der Paläste, und ringsherum wimmelt in zahlreichen Dörfern und Weilern eine dichte Bevölkerung, meist christliche Buddhisten, welche die Regierunsreligion, wie man früher sagte, bekennen. Das jetzige Dorf Kotta liegt in herrlicher Gegend gerade an den großen, Kolombo umgebenden Zimmtgärten, und ein Arm des durch die Ebenen ziehenden Flusses dehnt sich zu einem See aus, dessen ruhiger Wasserspiegel von Wäldern und schönen Gewürznelken- und Kokospalm-Pflanzungen umgeben ist. — Im Süden ist Galle, die wichtigste Havenstadt, eine der lieblichsten Stellen von

ganz Ceylon, wo die von Suez nach Kalkutta oder Singapur gehenden Dampfboote anlegen. Der Haven besteht in einer halbrunden, von Massen phantastisch gestalteter Felsen eingeschlossenen Bucht. Die Haupthandelsleute des Orts sind Moslems (Mauren) mit ihren geschorenen Köpfen, auf denen sie eine rundgestickte Kappe tragen, die stark mit Baumwolle gefüttert ist, um den Kopf gegen die Sonne zu schützen. — Die Missionsarbeiten an der Küste sind sehr mannigfaltig.

Missionsorte: 1) Negombo, 12 Stunden nördlich von Kolombo, durch einen Kanal mit diesem verbunden und ansehnlich bevölkert; seit 1815 Methodisten, welchen die Papisten lange widerstanden, während 1834 in Sidua und andern sieben Dörfern eine hoffnungsreiche Erweckung Statt fand. Sidua und Minuangodde bilden jetzt (1861) eigene Missionskreise. Zusammen etwa 300 Kirchenglieder. — 2) Kolombo. a) Baptisten seit 1812, da der Serampurbruder Chater von Barma her kam; große Schwierigkeiten mit den Sprachen und Kasten; 1829 Missionar Daniel, der zuerst vergebliche Versuche mit den Moslems der Stadt machte, dann in den Dörfern umherzog und viele Schulen errichtete; 1840 Presse, später auch Seminar zur Bildung von Predigern; Daniel † 1844, beklagt von 200 Bekehrten; 1848 gab es neun Stationen mit 124 Dörfern, welche jeden Monat zweimal besucht wurden. Jetzt (1861) sind es 11 Hauptstationen, in welchen eingeborne Prediger angestellt sind, mit 414 Kirchengliedern. Wenn irgendwo war der Baptismus in Ceylon am Platze, weil hier der Mißbrauch der Kindertaufe aufs Höchste gestiegen war. Aber auch die Baptistenmissionare klagen über die Mattigkeit ihrer singalesischen Christen. b) Methodisten: 1814 Missionar Clough, Harward rc.; werthvolle wissenschaftliche Arbeiten eines Gogerly und Anderer; große Centralschule; viele Beiträge der Bekehrten (über 400 an der Zahl) zu Kapellen und Predigthütten in den Dörfern; die Mission ist jetzt (1861) getheilt in das nördliche Kolombo (Petta) und in das südliche nebst Kolpetty. — c) Englisch-kirchliche Gesellschaft seit 1852, da eine Missionskirche in der Hauptstadt gebaut wurde, welche einen Mittel- und Einigungspunkt für die verschiedensten Nationalitäten bildet; viele Schulen; tamilische Mission, und singalesische auf der Sklaveninsel. — 3) Kotta, wichtigste englisch-kirchliche Station seit 1822; Anfangs Schulbesuch durch Buddhafeste viel unterbrochen; 1827 Collegium zur Bildung von Lehrern; später auch ein Institut für höhere Bildung überhaupt; 1840 in 54 Schulen 1300 Knaben und 250 Mädchen; jetzt (1861) ist die Mission in

drei Distrikte getheilt, von welchen der Eine 20 Dörfer mit 2214 Bekehrten, der andere 12 Dörfer, zusammen mit 600 Bekehrten, enthält, der dritte kleiner ist. — 4) An der weiteren Westküste liegen nach einander: Galkisse, eine Stunde westlich von Kotta, Angulany, Morottu, Pantura (sieben Stunden von Kolombo), ferner Kaltura (5 Stunden weiter), Barberi, Bentot, Amblamgodde, lauter Missionskreise der Methodisten (mit etwa 600 Christen); zum Theil auch der Ausbreitungs-Gesellschaft, je mit vielen Ortschaften, in welchen eingeborne Lehrer und Prediger arbeiten; in Morottu hat 1860 ein singalesischer Christ (Mudeliar de Soyza) um mehr als 60,000 Gulden eine Kirche gebaut und dem Bischof geschenkt. — 5) An der Südküste: Galle (30 Stunden von Kolombo), Belligam, Matura (12,000 Einwohner) und Dondra, Orte, in welchen Stumpfsinn, Unempfänglichkeit und Feindseligkeit groß ist, wie z. B. 1836 die Buddhisten sogar eine Kapelle nebst Schule in Dondra niederbrannten. Methodisten und Ausbreitungsgesellschaft. — 6) Baddagam, ein Dorf fünf Stunden nördlich von Galle, am Flusse Gindura, eine der ersten Stationen der englisch-kirchlichen Gesellschaft. Obwohl hier seit 200 Jahren Europäer wohnten, zeichneten sich doch die Leute durch zähes Festhalten am heimischen Aberglauben aus. Hier wurde 1824 die erste für die Singalesen allein bestimmte bischöfliche Kirche in Ceylon auf einem harten Felsen, der mit 700 Pfund Pulver gesprengt werden mußte, gebaut und von Bischof Heber aus Kalkutta eingeweiht, der dabei 300 Christen konfirmirte. Die Missionare übernahmen neben ihren eigenen Schulen auch die der Regierung; aber langsam und sparsam ging es mit den Bekehrungen. Jetzt sind mit der Station vier Küstenorte verbunden. — 7) Stationen der Ausbreitungsgesellschaft an der weiteren Südküste sind: Tangalle und Hambantot, jenes 20, dieses 35 Stunden von Galle; weiterhin ist an der singalesischen Küste keine Missionsarbeit mehr. Neuerdings ist auf der ganzen Südküste die Feindschaft der Buddhisten im Steigen, ein sehr günstiges Zeichen, nachdem die Priester ein Menschenalter hindurch sich um das Christenthum wenig bekümmert hatten.

c) Das Binnenland Kandy. Dieß war das einstige große Königreich, welches erst 1815 in die Hände der Engländer fiel, bei welchen die Unterthanen gegen die Tyrannei des letzten Königs Schutz suchten. Den geflüchteten König brachten die Engländer gefangen nach Kolombo und von da nach Welur; und nach einem Vertrag mit den kandischen Häuptlingen wurde sodann

der König abgesetzt und das Reich dem britischen Könige unterworfen. Das Land ist gebirgig, an den Grenzen sehr waldig und wegen der Menge einer acht Fuß hohen Grasart schwer zugänglich, sonst voll fruchtbarer Thäler mit herrlichen Lusthainen, und die Berge bis an die Gipfel bewaldet. Die Stadt Kandy (in singal. Mahanaram „Großstadt"), 30 Stunden nordwestlich von Kolombo, liegt in einem etwa 1500 Fuß über dem Meer erhabenen und von Bergen umgebenen Thale. Der größte Fluß der Insel, Mahawelli Ganga, windet sich auf drei Seiten um sie her, und macht ihre Befestigung unüberwindlich. Außer etlichen öffentlichen Gebäuden sind die Hütten der Eingebornen klein und unansehnlich; und auf der Ostseite steht der alte Palast des Königs. Die Stadt enthält viele Buddhatempel; und besonders gefeiert ist der, welcher den Zahn des Buddha enthält, d. h. eine Nachahmung der 1560 von den portugiesischen Behörden verbrannten Reliquie. Das kandische Land ist in zehn Distrikte getheilt und zählt 230,000 Einwohner. Die wenigen Städte außer Kandy sind von Singalesen niedriger Kasten, dann auch von Tamilern und Muhammedanern bewohnt. Die Kandyer sind in kleinen Dörfern oder Weilern zerstreut und fleißig im Ackerbau. Dem Charakter nach haben sie viel Zurückhaltung und Unabhängigkeitsgefühl, und sie bekümmern sich nur um ihre Familien und ihr Dorf. Daneben aber sind sie gastfrei und höflich, jedoch im Ganzen tief entartet. Dazu trägt besonders die noch weit verbreitete Vielmännerei bei, wonach eine Frau mehreren Männern, meist Brüdern, angehört. Uebrigens hat sich in die hochgelegenen Bezirke eine neue tamilische Bevölkerung aus Südindien in den letzten Jahren hergezogen, welche als Feldarbeiter (Kuli's) auf den Kaffeepflanzungen, deren man über 500 zählt, sich anstellen lassen. Ihre Zahl belief sich schon auf 150,000, nimmt aber ab und zu, weil sie bald kommen, bald gehen. So kamen 1859 allein 40,105 aus Indien, und 48,718 kehrten wieder zurück. Sie sind

schon östlich von Kolombo zu finden, wo sich die Baptisten ihrer annehmen. Ihre Hauptmasse aber (jetzt 65,000) ist nordöstlich von der Stadt Kandy. Manche derselben kommen schon vom Tamillande als Christen herüber; durch ihren treuen und unentgeltlichen Dienst mehrt sich allerwärts die Zahl der Taufkandidaten.

Uebersicht. 1) Englisch-kirchliche Gesellschaft in Kandy Anfang 1818; erst nach vier Jahren durfte ein Schulhaus gebaut werden, und dann auch nur für die Fremden und Ansiedler; Thätigkeit mehr für die Kaffern im Schützenkorps und die singalesischen im Kerker; 1825 in fünf Schulen 127 Kinder, sonst Arbeit an den von der Küste herkommenden Singalesen, die sich Christen nennen, aber Kirche und Buddhatempel besuchen; je und je Taufen vom Lande; 1839 gab es 11 Versammlungen, 13 Tag- und drei Sonntagsschulen; gelegentliche Versammlungen zu Gebet und Schriftauslegung in sechs Familien in der Stadt, dazu die Nachbarn eingeladen wurden; 1853 Missionskirche gebaut, erste kandische Frau getauft; Anfang der Tamilkulimission; 1854 Anfang der Reisemission; Katechet in Kornegalle, 10 Stunden nordwestlich. Die Mission theilt sich also in drei Distrikte: a) die Stadt selbst; b) die Reisemission, da das ganze Kandyland beständig durchwandert wird, wodurch in Einem Jahre an 10,000 Personen das Evangelium hören, indem jedes Dorf besucht wird. c) Die Kulimission auf den Kaffeepflanzungen nordöstlich von Kandy, wo bereits 777 Christen der kirchlichen Mission sind; 1854 kam hiefür aus Tinnewely Missionar Hobbs mit sechs dort gebildeten Katecheten. Er findet bei den Pflanzern thätige Theilnahme und hat 1861 die Zahl seiner Gehilfen verdoppelt. — 2) Baptisten kamen 1841 nach Kandy, und hatten bald 16 Nebenstationen, darunter die Gemeinde der Gahalayas, der erblichen Henker der Kandykönige, welche ein eigenes Dorf nahe bei Kandy haben, wo sie sich als Unreine, die sonst nirgends geduldet werden, seit undenklicher Zeit angesiedelt haben; Kapelle in Kandy und Seminar; zweite Station Matelle, für die Kuli's, 64 Kirchenglieder. — 3) Methodisten waren längere Zeit seit 1821 in Kornegalle, jetzt auch in Kandy; nach Bintenne, dem uralten Mahagramam („Großstadt") der Insel am Mahawelle, kommen sie von Ballikaloa (24 Stunden nordöstlich) her. — 4) Englische Ausbreitungsgesellschaft seit 1847 in Kandy, in Badulla (14 Stunden südöstlich), in Newera Ellia (10 Stunden südlich), dem kühlen Erholungsort der Europäer.

Anhang.

I. Die Lappen.

1. Wohnsitze und Volk.

§ 1. Auch in Europa gibt es noch Heiden, von welchen wir hier im Anhang reden wollen*). Es sind die Lappen im Norden von Skandinavien, der großen Halbinsel, die durch ein mächtiges Gebirge der Länge nach in Schweden und Norwegen sich spaltet. Beide Länder sind erst seit 1814 zu Einem Reiche vereinigt, während von 1536 an Norwegen zu Dänemark gehörte. Wo das Gebirge den besonderen Namen Kiölengebirge trägt, etwa in der Mitte, fangen die Wohnsitze der Lappen an, und mehren sich, je nördlicher man hinaufsteigt bis zu dem norwegischen Finnmarken im tiefsten Norden. Das Land besteht aus steilen und furchtbar wilden Gegenden, und erscheint als ein wellenförmi-

*) Weiter könnte noch von den Zigeunern die Rede seyn, unter welchen in Deutschland, England u. s. w. schon vielfach missionirt worden ist. Sie sind, wie ihre Sprache beweist, ein weit versprengter indischer Stamm, der an seinen Kastengewohnheiten und seinem alten Naturdienst mit ungemeiner Zähigkeit festhält, und fast wie die Juden sich gegen die Vermischung mit dem europäischen Völkerleben sträubt, dem er sich jedoch mehr und mehr fügen muß. Da sie wenigstens Namenchristen sind, unterlassen wirs von ihnen zu erzählen.

ges Hochland, in welches zahlreiche Thäler, wie steile, enge Furchen, gerissen sind. An den östlichen Abhängen dehnen sich herrliche Waldungen aus, welche bis an den Fuß des Gebirgs und weit in die Ebene herabkommen. Unzählige Flüsse strömen vom Hochland; und auf der Ebene sind gewaltige Moräste mit zahllosen größeren oder kleineren Seen. Fast ein halbes Jahr lang ist Alles mit Schnee bedeckt und in Eis erstarrt. Die heißen Sommertage, in welchen die Stechfliegen eine große Plage für Menschen und Thiere sind, dauern kaum neun Wochen, und während im südlichen Lappland der längste Tag und die längste Nacht volle 24 Stunden währt, dauert Beides in den nördlichen Gegenden fast drei Monate. Das Gebirge bringt wenig Pflanzen hervor, doch sind Beeren, Moose, Flechten sehr häufig, und dürftige Fichten und Erlen finden sich bis hoch hinauf. Gegen die Ebenen herab aber gedeihen Obstbäume. Waizen, Hafer ꝛc. reifen in den heißen Sommermonaten mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Berglappen aber ziehen im Sommer, der für ihre Rennthiere nicht taugt, auf den wilden Bergen umher, das Moos und die Flechten der Wälder suchend und das Elennthier jagend, und steigen erst im Winter herab, um auch da unter dem Schnee das karge Futter für ihre Heerden zu suchen.

Die Lappen, auch Finnen genannt, sind stammverwandt mit dem drawidischen oder Tamilvolk, das wir in Ceylon gefunden haben, freilich nun weitgetrennt durch sehr verschiedene Erlebnisse. Sie sind kleiner, armseliger Statur, nur 4—4½ Fuß hoch, mit plattgedrücktem, breitem und bleichem Gesicht, hohen Backenknochen, dünnem Bart und bräunlich gelbem Haar. Ihr ganzes Denken und Leben bewegt sich um ihr Rennthier, von dem ihr Unterhalt abhängt, und welches fast einzig vom sogenannten Rennthiermoos lebt, das auch im Winter unter dem Schnee fortwächst. Sie wohnen in armseligen Zelten. Ein gewöhnlicher Lappe hat 300—500 Stück Rennthiere, davon er leidlich leben kann. Mit 200 kann

er kaum auskommen. Wer 1000 und mehr hat, heißt ein reicher Mann. Die Lappen ziehen auf den Höhen ihrer Berge nomadisch herum, sind aber durch die Einwanderungen der Norweger und Schweden, die immer weiter mit der Landkultur vordringen, sehr beeinträchtigt worden. Jetzt findet sich der eigentliche Lappe in seiner ursprünglichen Art nur noch im gebirgigen Innern oder im höchsten Norden, wo er Seelappe heißt, während an den Grenzen der Fremdlinge sich ein Mischlingsgeschlecht gebildet hat. Die Zahl sämmtlicher Lappen beträgt 10,000—20,000. Sie sind aber jetzt in drei Länder vertheilt; und im norwegischen Gebiet, das einen Theil des Stifts Drontheim bildet, sind unter 6000 Einwohnern etwa 3000 Lappen, im schwedischen unter 53,000 Einwohnern etwa 5200, und im russischen Gebiet (seit 1810) unter 6000 Einwohnern etwa 2000 Lappen. Viele derselben sind noch Heiden, Andere blos Halbchristen, und nur die russischen mögen jetzt ganz zur russisch-griechischen Kirche gebracht seyn.

Das alte Heidenthum der Lappen ist Naturvergötterung, ein Geister- und Dämonendienst. Ihr Heiligthum war ein Tisch hinter einem Zelt, der mit grünen Birkenzweigen besteckt war, und auf den ein roher Birkenklotz gelegt wurde. Diesem Gott wurde mit Ende des Sommers ein Rennthier geopfert. Allmählig verfiel der Lappe in einen vielartigen Naturdienst, und die Sonne, der Mond, der Donner und Sturmwind, Alles gestaltete sich ihm zu Göttern. Ebenso hatte er auch für Alles seine Götter, selbst für Rennthiere, Berghühner, Flüsse, See'n, Gebirge, Meere. Diesen Göttern, die ihm in Höhlen, auf Felsen, Bergspitzen und Seeinseln wohnten, opferte er ein Rennthier, dessen Geweih er in die Erde steckte. Ein solcher mit Rennthierhörnern im Kreis umsteckter Fleck war ihm ein heiliger Ort. Eine Priesterschaft kennt er nicht, denn jeder Hausvater ist auch Hauspriester. Dagegen sind Zauberer und Wahrsager desto zahlreicher. Diese bedienten sich des sogenannten Tamus, d. h. einer Art Trommel aus Tannen-, oder Birkenholz, mit kupfernen Ringen, Schellen und Rennthierknochen behangen, und mit allerlei Bildern bemalt; auf der Trommel lag ein Büschel Ringe, der beim Anschlagen herumhüpfte, bis er auf einem Bilde blieb, daraus die Antwoet ersehen wurde. Von einem ewigen Leben hatten die Lappen nur schwache Begriffe; denn

Tabak und Branntwein, nachdem sie damit bekannt geworden waren, waren ihnen auch nach dem Tode unentbehrlich. Haben sie endlich auch den Ruf, ein freundliches, bescheidenes und liebenswürdiges Volk zu seyn, so sind sie doch durch Unzucht und die Getränke, die fremde Kaufleute bringen, leiblich und geistlich tief herabgekommen.

---

2. Aeltere Missionen.

§ 2. Eine Art von Mission unter den Lappen hat schon im 13. Jahrhundert begonnen. Als dem König Magnus I. von Schweden 1275 ein großes Gebiet von Lappland zufiel, war er gleich darauf bedacht, dem Heidenvolke den Segen des Christenthums zuzuwenden. Aber die schwedische Kirche war damals selbst wenig erleuchtet, und das Klima, so wie die Lebensweise der Lappen stellte der Gründung eines christlichen Gemeindewesens eine fast unübersteigliche Schranke entgegen. Die Vereinzelung in ganz kleine Familiengruppen und das unstete nomadische Umherziehen ließ keine feste Ansiedlung um eine Kirche oder Schule zu. Deßwegen hatten die früheren Versuche nur ein geringes Resultat. In einigen Gegenden wohl wurde Taufe und Trauung erzwungen, dabei aber blieb das Heidenthum im Wesentlichen ungeschwächt. Gustav I. Wasa (seit 1524), ein warmer Freund der Reformation, nahm sich mit Ernst der Lappenmission an und drang auf Errichtung von Schulen. Eine solche Schule wurde in der von schwedischen Ansiedlern bewohnten Piteå angelegt. Unter Karl IX. (1600) erhielten sie auch Kirchen, welche zuerst Filiale schwedischer Gemeinden waren, bis Gustav Adolphs Tochter um 1650 dieselben mit eigenen Kirchen versehen ließ. Seit jener Zeit wurde es Sitte, daß die wohlhabenden Lappen eines Distrikts sich eine einfache hölzerne Hütte in der Nähe der Kirche erbauten, in der sie ihren Vorrath aufbewahrten, und die als Herberge für die Paar Tage diente, da sie der Predigt beiwohnten, was drei oder vier Mal im Jahr geschah. Aehnliches thaten in

Norwegen die Könige und Bischöfe Dänemarks. Aber es fehlte theils an den rechten Predigern, theils an der Sprache, da die Lappen schwedisch oder norwegisch nur höchst unvollständig verstanden; theils behandelten die Ansiedler die Lappen mit äußerster Verachtung, indem sie sie auf die schändlichste Weise im Tauschhandel überlisteten und durch Branntwein trunken machten. So kam es, daß die Lappen wohl gezwungenerweise und aus Furcht, die mächtigen Christengötter zu erzürnen, christliche Gebräuche mitmachten, im Herzen aber voll Widerwillen und Grimm blieben. Gewöhnlich ließen sie die Taufe durch ein eigens dazu bestelltes Weib unter allerlei Ceremonien wieder abwaschen und das Kind den heidnischen Göttern zu Ehren umtaufen, dasselbe auch mit heidnischen, sorgfältig geheim gehaltenen Namen benennen. Ging der Lappe zum Abendmahl, so bat er seine Götter zuvor um Verzeihung, und die Hostie wurde als Zaubermittel mißbraucht. Zwangsgesetze endlich, wie das von Christian IV. König von Dänemark, daß jeder in der Zauberei ergriffene Lappe mit dem Leben büßen solle, konnten ohnehin keine Umwandlung des Volks bewirken, noch das tief gewurzelte Heidenthum überwinden.

Den Anfang einer ächten Mission machte der fromme Bischof Bredahl, welcher in Folge der Eroberung der Stadt Drontheim durch die Schweden 1658 ins Nordland vertrieben wurde. Er verweilte drei Jahre in Tronäs, und von da trieb es ihn zu den Lappen, denen er in die Gebirge und Wälder folgte und das Evangelium predigte, oder treue Gehilfen nachsandte. Die Lappen konnten der Macht der Liebe nicht widerstehen; und obgleich Etliche der Gefährten, die spurlos verschwanden, wahrscheinlich unter Mörderhänden gefallen sind, so ließ doch bald der Widerstand der Feinde nach. Manche ließen sich durch den Bischof bewegen, die norwegischen Märkte regelmäßiger zu besuchen, um Gelegenheit zu haben, aus seinem Munde das Evangelium zu hören. Ja, mehrere überließen ihm willig ihre Kinder

zu christlicher Erziehung. Man traf noch lange nachher Spuren der treuen Bemühungen des Bischofs Bredahl unter den Lappen.

Lange fand sich kein Nachfolger von gleichem Geiste. Erst um 1703 lesen wir von einem armen norwegischen Schulmeister, Olsen, der mit apostolischem Eifer und gesegnetem Erfolge, unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren 14 Jahre lang an den Lappen arbeitete. Seine Arbeitsstätte war in Waranger, im nordöstlichen Finnmarken, wo ihn der dortige Propst Paus anstellte. Er brachte manche Finnen (Lappen) so weit in der Erkenntniß, daß sie selbst die Norweger weit übertrafen. Aehnliche treue Männer mögen da und dort im Stillen ihre gesegneten Kreise gehabt haben; aber höchst selten waren sie immerhin. — Namentlich im schwedischen Norden kam der Geistliche gewöhnlich nur Einmal im Jahr in die lappischen Sprengel, um eine kurze Predigt zu halten und die Kirchenabgaben zu fordern, die in Käse, Fleisch oder Geld bestanden, wofür der Abliefernde ein Glas Schnaps aus des Predigers Fäßchen erhielt. Die Kinder wurden getauft, die jungen Leute einige Stunden lang unterrichtet und dann konfirmirt; wer sich Christ nannte, erhielt darauf das heilige Abendmahl. Dann waren die Lappen wieder auf ein Jahr sich selbst überlassen.

---

3. Thomas von Westen.

§ 3. Um Olsens Zeit nahm sich auch der fromme König Friedrich IV. von Dänemark, der schon die ersten Missionare nach Trankebar in Ostindien geschickt hatte, vor, etwas Entscheidendes für seine heidnischen Unterthanen in Lappland zu thun. Er errichtete 1714 das Missionskollegium zu Kopenhagen, das er mit reichen Dotationen versah, und dem er schon das Jahr darauf Anweisungen hinsichtlich der Lappenmission gab. Es sollten für dieselbe tüchtige Katecheten

bestellt, die Zustände der dortigen Kirche genau untersucht, zur Errichtung neuer Missionsplätze dienliche Vorschläge gemacht und darüber gewacht werden, daß die norwegischen Ansiedler unter den Lappen ein untadeliges Leben führten.

Das Kollegium begann seine Thätigkeit mit Eifer und Liebe, und wandte seine Augen zuerst auf den fünfunddreißigjährigen Lektor (Pfarrer) des Kapitels Drontheim, Thomas von Westen. Dieser hatte aus tiefer Armuth unter harten Kämpfen und Entbehrungen zum Predigtamt sich aufgerungen, und bereits mit reformatorischem Ernst auf die norwegische Kirche selbst gewirkt. Im Mai 1716 schiffte er sich mit zwei Katecheten zu seiner ersten Missionsreise ein, und fuhr um das Nordkap nach Waranger, wo er mit Pastor Paus zusammentraf, der ihn gleich bei den Lappen, die dort norwegisch verstehen, herumführte. V. Westen redete die Lappen einzeln an, und die Innigkeit und Wärme, mit der er es that, gewann ihm schnell Vieler Herzen. Er ließ den Einen der Katecheten in Ostfinnmarken zurück, den Andern in Westfinnmarken, und trat im November desselben Jahrs seine Rückreise an, mit Olsen (§ 2), der erschöpft war, und mit zwei Finnenknaben, welche Unterschulmeister werden sollten. Er reiste über Nordland auf Kähnen von einem See zum andern, oft mit augenscheinlicher Lebensgefahr, und feuerte überall die angestellten Pfarrer für die Lappenmission an. In Drontheim angekommen, schrieb er ans Collegium: „Gott behielt fast überall den Sieg. Ihr würdet vor Freude sterben, wenn ihr selbst wüßtet, wie viele Seelen ihr gerettet, wie viele Prediger ihr erweckt, wie viele Herzen ihr geöffnet habt, allein dadurch, daß ihr Evangelisten aussendet. Und nun, seid getrost! Hoffet auf Gott, der Euch schon große Sachen gezeigt hat. Er wird Euch bald größere zeigen; die Engel gehen auf und ab auf der Leiter des Menschensohns.“ So sehr auch der verblendete Bischof Krog ent-

gegenwirkte, ging doch die Sache vorwärts. Es wurde das Seminar in Drontheim auf einen festen Fuß gestellt, die Erbauung neuer Kirchen in den Finnmarken angeordnet und jedem Katecheten die Erlaubniß gegeben, zwei Finnenkinder bei sich aufzunehmen und zu erziehen.

Seine zweite Missionsreise trat v. Westen 1718 mit vier weiteren wackeren Katecheten und jenen Finnenknaben an. Er ordnete in Waranger den Bau einer Kirche an, und wählte acht Knaben zur Erziehung für den Schuldienst aus. Die Finnen von Tanna zeigten große Freude und Willigkeit und hatten, um ihre Liebe an den Tag zu legen, bereits eine Kapelle gezimmert und errichtet. In Parsanger, wo alle Missionare zusammenkamen, wurde durch freiwillige Gaben des Finnenvolks eine Kirche gebaut, und Missionar Rachlev angewiesen, jährlich die Hauptorte der Pasangerfinnen zu besuchen. Auch in Alten auf dem Gebirge Masi wurde eine Finnenkirche erbaut, zu welcher die Finnen auf 129 Rennthieren das Holz herbeischafften. Auf seiner nun folgenden Winterreise durch Nordland verbreitete v. Westen überall neuen Segen, obwohl er oft in stinkenden Fischer- und Baumhütten predigen und am Nothwendigsten Mangel leiden mußte. In Skjervöen, wo früher die Macht des Bösen besonders offenbar war, aber nun Buße und Liebe zum Wort Gottes sich zeigte, ließ er einen Lehrer zurück, ebenso in Lödingen, wo 60 Finnenfamilien, zusammen 300 Seelen, ihm entgegenkamen. Vom Nordland wo er überwinterte, schrieb er Januar 1719: „Meine allergrößte und rechte Herzensfreude hatte ich an den Finnen in Finnmarken, welche ich Alle unterrichtete, prüfte, bestärkte, und wo nur ein Finne war oder reiste, hatte er meistens sein Buch im Busen, Gott im Munde und Christum im Umgange.“ In Nordland aber, wo er den Gräuel des Branntweinhandels, wie auch die Mißhandlungen der Finnen durch die norwegischen Ansiedler aufs Höchste getrieben fand,

durfte er wenigstens manche heilsamen Verordnungen dagegen anregen.

Auch nach der dritten Missionsreise, 1722, blieb v. Westen wieder den ganzen Winter bei den Finnen und wurde reichlich für alle seinen Mühen und Entbehrungen entschädigt. An manchen Orten war eine große Erweckung entstanden, besonders unter der Jugend. In Bodöe und den anliegenden Orten baten sie mit bitteren Thränen auf den Knieen, man möchte ihnen doch in Jesu Namen Unterricht angedeihen lassen. Nun errichtete v. Westen Schulen für sie.

„Es kamen," schreibt er, „die Kinder mit größter Freude in die Schule. Die Meisten hatten nur drei Pfund Habermehl und nichts weiter zu ihrem Unterhalt für jede Woche mitgebracht. Da dieses unmöglich ausreichte, salzten sie ihr Mehl stark, in der Meinung, dadurch die Kraft desselben zu vermehren, damit sie nicht von Hunger getrieben die Schule verlassen müßten. Andere arbeiteten den ganzen Tag für ihren Unterhalt, und ließen sich des Abends und einen Theil der Nacht in der Schule Unterricht geben. Einige lernten das Lesen und den Katechismus auswendig binnen Verlauf eines Monats; Andere, die Bücher erhalten hatten, erbettelten sich Unterricht blos zur Kenntniß der Buchstaben und zum Syllabiren, da sie dann später ihre eigenen Lehrer wurden. Mehrere, vor dem Spott der Norweger sich fürchtend, verbargen sich hinter den Häusern oder an einsamen Oertern, und strebten mit allem Fleiß zu lernen."

In Harjangen, wo die rohsten Finnen wohnten, waren diese durch Missionar Kildal schon in einem Jahre gewonnen. — In Siumen hatten sich's die Finnen fest vorgenommen, v. Westen und seine Gefährten zu tödten, aber bald verwandelte sich der Haß in Liebe. — Aus Rodöe schrieb er: „Ich habe nun fast jede Finnen- und Lappenbucht durchwandert und einen großen Theil der Felsen in den Nordlanden. Der HErr hat reich und weit über meine Gedanken meine geringe Arbeit gesegnet; und gewiß, es war die höchste Zeit, daß Gott den armen Lappen Hülfe sandte. Es waren ganze Buchten, wo kein einziger war, der nicht den Teufeln opferte ꝛc." — Zu Overhalden, einem Arme der großen Bergkette Kjölen, wohnte ein Finnenvölkchen von

etwa 300 Seelen, das nie in die Thäler herabkam, und von dessen Daseyn daher auch die Prediger am Fuß des Berges nichts wußten. Als sie hörten, daß der Finnenapostel auch zu ihnen herauf wolle, hielten sie eine Zaubermesse, um ihn abzuhalten; aber er kam, und in zwei Monaten war Gottes Wort unter ihnen gepflanzt. Aehnlich ging es in Snaasen. — Im Mai 1723 kam v. Westen nach Drontheim zurück. Er schrieb ans Collegium: „Dessen bin ich gewiß, daß so viele Finnen, als ich behandelt habe, bekehrt sind, und größtentheils dürfte ich mein Leben zum Pfand setzen, daß sie nicht wieder in die vorige Thorheit zurückfallen werden."

---

4. Fortsetzung (Südliche Lappen rc.).

§ 4. Wie es häufig geht, daß das Nächstliegende leichter übersehen wird, so ging es auch mit dieser Mission. Nur zwei Meilen von Drontheim waren noch unbekehrte Finnenhaufen. Auch sie besuchte jetzt 1723 v. Westen mit seinem Freunde Skanke, da schon Einige auf dem Wege der Bekehrung waren.

Hier war es, wo besonders stark der Bußkampf der Finnen hervortrat. Skanke schreibt: „Ihr Weinen und ihre Thränen habe ich gesehen, nicht allein reichlich fließend, sondern so, daß man denken konnte, sie müßten selbst hinfließen und aufgelößt werden;" — und v. Westen: „Soeben reiße ich mich los von den neubekehrten Finnen in Stördalen und Merager. Sie haben alles Ernstes der Gewalt des Bösen entsagt und brennen nun recht von der Liebe des dreieinigen Gottes und begehren als neugeborne Kinder die lautere Milch des Evangeliums. Obgleich sie im Anfange mir Mühe genug machten, so war doch der Schluß der, daß sie sich gar nicht mehr von mir trennen wollten. Meinem Kahn wollten sie nachschwimmen, meinem Pferde nachlaufen, und ließen sich zum Abschied gar nicht trösten, wenn ich ihnen nicht einen Menschen verschaffte, der die Worte, die ich ihnen gesagt, wiederholen könnte. „„Gott erfreue den,"" sagten sie in ihrer Einfalt, „„der dieses ausdachte. Die sind lauter Betrüger, die wir früher gehabt haben. Wollte Gott, diese Lehre wäre eher gekommen, so hätten wir längst aller Teufelei entsagt!""

Ein anderes verirrtes Häuflein hielt sich sogar in

Tönsöt mitten im Stift von Christiania auf; und v. Westen hätte gerne auch diese aufgesucht. Aber der Bischof von Christiania, war ihm feind, und die Mission war statutenmäßig nur auf die Lappen in Nordland und Finnmarken beschränkt. Da geschah es, daß von selbst Finnen von Tönsöt zu v. Westen kamen, von dem sie gehört hätten, daß er den Finnen nichts zu Leide thue. Die Besuche wiederholten sich, und auch sonst kamen von da und dorther Finnen nach Drontheim, welche umgetauft worden waren zu ihren väterlichen Göttern, und nun ein Anderes begehrten. So ging es 1724 das ganze Jahr hindurch. Schaarenweise kamen sie. Greise, Jünglinge, Kinder, Mütter, die ihre Säuglinge mit sich trugen, und selten war v. Westen's Haus frei von solchen Besuchen.

Aber er hatte sich unter den großen Anstrengungen aufgerieben und starb 1727. Lange noch redete das Lappenvolk mit tiefster Verehrung von dem Lektor, der den Finnmann lieb hatte. Man zählte 1725 in Finnmarken 376 Familien mit 1725 Seelen, welche Christen waren und unter der Pflege von drei Missionaren und sieben Schulmeistern standen. Im norwegischen Nordland zählte man in acht Distrikten ebenso viele Missionare, 16 Schulmeister, zwei Kirchen, 18 Schulen und 5028 Seelen, theils Ansiedler, theils Lappen. Im Stift Drontheim waren drei Missionare, ein Katechet, drei Schulmeister und 428 Lappen unter ihrer Pflege. In der Folge aber erschlaffte wieder der Missionseifer, und bald waren die Lappen wieder so verlassen als vorher, und ausschließlich auf ihren alten lappischen Katechismus angewiesen.

---

5. Neuere Missionen.

a. In Norwegen.

§ 5. Erst in neuerer Zeit wurde in Norwegen wieder ein Mann erweckt, der dem edlen Thomas v. Westen

gleichkommt. Es ist N. Stockfleth. Erst Soldat, dann Hauslehrer, zuletzt zum Prediger ordinirt, bekam er den Ruf zu der Gemeinde Vadsöe im höchsten Norden, die einen Sprengel von 300 Quadratmeilen umfaßt. Als ihn der Bischof fragte, ob er sich getraue, den großen Mühen und Gefahren dieses Landes sich zu unterziehen, antwortete er: „Ich werde nie glücklich seyn, wenn ich nicht dorthin komme.“ Er kam 1825 in Vadsöe an und suchte bald die Lappen auf wo er konnte. Weil er aber bald merkte, daß ohne Kenntniß der Lappensprache sein Wirken nur ein halbes bleiben müsse, so entschloß er sich, mit seiner Gattin ganz zu den Lappen zu ziehen. Er setzte mit ihnen das mühselige Nomadenleben von 1828—1831 fort, unter unsäglichen Entbehrungen, da er ganz wie die Lappen zu leben und zu wohnen genöthigt war. Auf diese Weise wurde er nicht nur der Sprache vollkommen mächtig, sondern lernte auch das Herz und Leben des Volks bis auf den Grund kennen, was ihn befähigte, später mit großem Segen an ihnen zu arbeiten. Die Frucht seiner Schriftforschung war zunächst ein norwegisch-lappisches Lesebuch und der Katechismus, wie auch die Uebersetzung der Evangelien. Bis zum Jahr 1840 wurde das ganze neue Testament fertig, welches sofort von der englischen Bibelgesellschaft gedruckt wurde.

Eine katholische Mission hat sich 1855 in Altengaard (70° nördlicher Breite), der früheren Residenz der Generalgouverneure von Lappland, angesiedelt. Von hier aus sollen die Polarländer bis zu den Orkaden und Faröer-Inseln herab und bis nach Grönland hinüber für den Stuhl Petri erobert werden. „Wir haben, sagt der letzte Bericht, nur 20 Neubekehrte. Doch zeigt die protestantische, wie die heidnische Bevölkerung eine wohlwollende Gesinnung gegen die Priester. Die Einwohner streiten sich voll Freuden um die Bilder, die Crucifixe und Medaillen, die von Rom mitgebracht werden.“

b. In Schweden.

§ 6. Von den älteren Bekehrungsversuchen unter den schwedischen Lappen ist schon oben (§ 2) die Rede gewesen, wie auch von den allmählig eingeführten kirchlichen Anstalten und Einrichtungen. Die Lappen sind fast über die ganze nördliche Hälfte Schwedens verbreitet, welche den Namen Norrland führt. Dieses Norrland besteht aus vier Provinzen, deren nördlichste Norrbotten heißt, an welches sich südlich Westerbotten anlehnt; weiter südlich liegt im Osten gegen das Meer hin Angermannland und gegen das Gebirge Jämtland. Diese Gebiete werden die Lappmarken genannt. In ihnen sind manche Pastorate eingerichtet, an welche die zerstreuten Lappen nach Umständen auch als unbekehrt sich anschließen; und im Gebirge befinden sich da und dort besondere Bethäuser, wo die Geistlichen im Sommer ein- oder zweimal den Lappen predigen, weil diese wegen der großen Entfernungen nicht in die gewöhnlichen Kirchen kommen können. In den meisten Marken haben die Lappen jetzt die schwedische Sprache sich so weit angeeignet, daß sie die schwedische Kirche besuchen können; und im Tornea-Lappmark ist die finnische Sprache herrschend und von den Lappen verstanden.

Schon früher übrigens wurde doch auch die Sprache der schwedischen Lappen, deren Dialekt dem norwegischen unverständlich ist, bearbeitet. Zur Schriftsprache aber war sie vor dem 17. Jahrhundert nicht erhoben. Erst 1619 ließ Gustav Adolph ein Lesebüchlein verfassen und drucken, das unter Anderem die 10 Gebote und das Vaterunser enthielt. Auch erschien 1648 zu Stockholm eine Art Kirchenbuch in lappischer Sprache, das die Psalmen, Sprüchwörter, den Prediger, die sonntäglichen Evangelien und Episteln und sonst noch Abhandlungen enthielt. Der Uebersetzer war ein Schwede, Namens J. Tornäus; eine neue Bearbeitung gab 1669 Graan, Pastor in Ulea heraus. Erst 1755 erschien zu Stockholm eine Uebersetzung des ganzen Neuen Testa-

ments. Weil die norwegischen Lappen, auch Quänen genannt, diese Uebersetzung nicht verstanden, wurde die andere Uebersetzung des Predigers Stockfleth, von der oben (§ 5) die Rede war, in die norwegische Lappensprache Bedürfniß.

Daß die kirchlichen Einrichtungen im schwedischen Lappland nicht genügend sind, wahres und lebendiges Christenthum unter den Lappen zu wecken und die Reste des Heidenthums zu überwinden, ist leicht zu begreifen. Das arme Nomadenvolk bedarf neben dem, was die Kirche für dasselbe thut, auch der Dienste freiwilliger Evangelisten. Im Jahr 1836 fühlte sich der edle Tellström berufen, diesen Dienst zu übernehmen. Was er in 10 Jahren unablässiger Reisepredigt gewirkt hat, ist über alle Erwartung groß und wichtig. Aber endlich beschränkte ihn Krankheit auf stillere Arbeit. Er hatte zuerst in Lycksele eine Anzahl junger Lappen im Unterricht; sie wurden in einem zweijährigen Curs zu Schullehrern und Lehrerinnen ausgebildet, worauf sie in ihre Heimath zurückkehrten. Dann zog er mit seinen Gehilfen Nordfjell nach Latsjö, wo die Schule erfreulich aufblühte. Eine mächtige Bewegung der Geister steigerte 1849 die Feindschaft der Gegner auf einen hohen Grad, bewirkte aber nachgerade eine allgemeine Reformation in Jämtland. Wo früher die Schrift kaum bekannt war, ist sie jetzt weit verbreitet; und Mäßigkeitsgesellschaften haben der guten Sache soweit gedient, daß das Korn jetzt fast ganz zur Nahrung der Bewohner, nicht mehr zum Branntweinbrennen, dient. Seit 1857 sind die zwei Freunde in Gassele angesiedelt, wo der Unterricht der Jugend einen neuen Aufschwung genommen hat. Ueberall suchen die Katecheten die Lappen in ihren elenden, weitzerstreuten Hütten auf, wo nun das Evangelium die fast ununterbrochenen Winternächte erhellt und erwärmt. Die schwedische Missions-Ges. zu Stockholm hat sich's zur Aufgabe gemacht, an verschiedenen Hauptpunkten der Lappenmarken weitere Schulen an-

zulegen, wo die Kinder unter der unmittelbaren Pflege eines gläubigen Schullehrers leben, der sie beherbergt, verköstigt und kleidet. Auf diese Weise hofft man eine christliche Generation unter den Lappen heranzuziehen. Man darf hoffen, daß so in nicht zu langer Zeit die letzten Reste des Heidenthums in Europa vollends verschwunden seyn werden.

II. Israel.

1. Geschichte der Juden.

a. In den ersten Jahrhunderten.

§ 7. Wir haben bisher in den verschiedenen Ländern Israels nicht vergessen, wo Glieder dieses alten Bundesvolks, von dem alles Heil ausgekommen ist (Joh. 4, 22), angesiedelt sind, und neben den Heiden oder Moslems von der Mission in's Auge gefaßt werden. Wir haben aber doch der Juden und der Judenmission besonders zu gedenken, besonders, so weit letztere ihre Arbeit in Europa hat.

Als das Christenthum anfing, mächtig zu werden, waren es die Juden zuerst, welchen das Evangelium nahe gebracht wurde. Viele derselben nahmen den Gehorsam des Glaubens an, und verschmolzen in der Folge mit den andern Geschlechtern der Erde, als der Oelbaum, in welchen die Gläubigen aus diesen eingepfropft werden (Röm. 11, 17), oder als der Segen, der Israel nach der Verheißung (1 Mos. 12, 3) für alle Geschlechter der Erde werden sollte. Diese Mischung bekehrter Juden und Heiden war es, die hinfort die Stelle des Volkes Gottes vertrat (1 Petr. 2, 9), selbst unter dem Namen Israel (Jes. 44, 5). Israel als Volk verwarf freilich Christum, weßwegen es Röm. 9, 30. 31. mit Rücksicht auf die Gesammtheit, den Heiden gegenübergestellt wird, als ein solches, das das Gesetz der Gerechtigkeit nicht überkommen habe, während die Heiden die Gerechtigkeit aus dem Glauben erlangten. Gab es

aber dennoch viele gläubige Israeliten (Röm. 11, 25.: „Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren."), so war immerhin die Zahl der Unbekehrten noch größer; und diese fuhren fort, feindselig gegen die Christen zu handeln. Wie damals, so kann man jetzt noch von ihnen sagen, daß die Decke Mosis, welche sie die Klarheit im Angesichte Christi nicht erkennen läßt, vor ihrem Herzen hänge, weil ihre Sinne verstocket sind (2 Kor. 3, 14. 15). Sie sind die abgebrochenen Oelzweige, die nicht mehr, wie ehedem, unter der unmittelbaren Pflege Gottes stehen und Seiner besonderen Kundgebung sich erfreuen, weil Gott fortan nur in Christo sich nahe macht; diese läßt Er also im Ganzen ihre eigenen Wege gehen wie vordem die Heiden (Apostelg. 14, 16.). Indessen bleibt ihnen die Verheißung, daß sie wieder eingepfropft werden sollen, und ihnen Blindheit so lange widerfahren sei, bis die Fülle der Heiden würde eingegangen seyn, da dann ganz Israel, nicht blos die Wahl, selig werde, weil Gottes Gaben und Berufung Ihn nicht gereuen mögen (Röm. 11, 24—29). Diese große Verheißung aber, welche die Bekehrung der Gesammtheit Israels in Aussicht stellt, schließt in der Zwischenzeit einzelne Bekehrungen, und unsre Pflicht, auf Bekehrungen in Israel zu wirken, nicht aus. Deßwegen kann sich die Mission den Brüdern aus Israel so wenig entziehen, als den Heiden. Wollten wir warten, bis der Gesammtheit die Decke vom Herzen abgethan wäre, so müßten wir auch die Heidenbekehrung anstehen lassen, bis das Hüllen, damit alle Völker verhüllet sind, und die Decke, damit alle Heiden zugedeckt sind, würde weggethan seyn (Jes. 25, 7). Wie aber die Heidenmission, was klar vor Augen liegt, ihren Segen hat, so erfährt denselben auch die Judenmission.

Die Verwerfung des Evangeliums und den Ruf des Volks: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder" hat das unbekehrte Israel schwer büßen müssen. Sie geben selbst oft als Grund ihrer Zerstreuung „den Haß ohne Ursache" an, wissen ihn aber nicht zu erklären.

Auf ihren Trotz und die übermüthige Selbsterhebung, in der sie es zuletzt, von Gott verlassen, mit dem römischen Volke aufnahmen, folgte im Jahr 70 nach Christus die Eroberung Jerusalems durch Titus, die Einäscherung des Tempels, die Niedermetzlung und Wegführung vieler Hunderttausende von Juden. Die Ländereien Judäa's wurden zum Theil veräußert; und waren die Juden vorher schon in Persien und Arabien, ferner in Aegypten und Cyrene, sodann in Kleinasien, Griechenland und Rom zahlreich gewesen, so zerstreuten sie sich jetzt vollends nach allen Ländern hin. Noch einige Male wollten sie sich aufraffen; aber jedesmal wurden sie nur noch härter niedergeworfen. Ein entsetzliches Blutbad und neue Verödung Judäa's folgte, namentlich im Jahr 133 auf die letzten Versuche der Juden, das römische Joch abzuschütteln. Viele Lehrer wurden hingerichtet und scharfe Verordnungen gegen Juden und Judenthum erlassen. Selbst der erste christliche Kaiser Konstantin, unter welchem im Jahr 323 das Christenthum zur Herrschaft kam, erließ, angestachelt durch christliche Concilienbeschlüsse, harte Edikte gegen sie. Damals fand man sie schon auch in Illyrien, am Rhein, in Gallien und in Spanien. Ueberall aber trieben sie noch Ackerbau, Handel und Gewerbe, besaßen Grundstücke, wurden zu Aemtern und Militairdienst berufen und hatten eigene Gerichtsbarkeit; und erst 418 wurde ihnen der Militairdienst genommen, worauf immer mehr Einschränkungen folgten.

---

b. Im Mittelalter.

§ 8. Als 476 das weströmische Reich unterging, war das Loos der Juden in den verschiedenen Ländern ungleich. In Italien blieben sie ziemlich unangefochten; aber im byzantinischen Reiche erlitten sie Bedrückungen und unter den Westgothen in Spanien grausame Verfolgungen. Die Juden in Palästina, welche

mit Hilfe der Perser 610 Jerusalem einnahmen, träumten sogar von Wiederherstellung der alten Selbstständigkeit, wurden aber vom Kaiser Heraklius empfindlich gedemüthigt. Bald darauf kam der Islam empor (622), welcher die altchristliche Welt überfluthete, und da, wo er eindrang, die Lage der Juden änderte und einigermaßen besserte. Wenigstens lebten sie, einzelne Beschränkungen und Verfolgungen, wie 790 in Mauritanien, 1010 in Aegypten abgerechnet, unter den Chalifen und arabischen Fürsten in ziemlicher Ruhe und nahmen auch im maurischen Spanien an Zahl und Bildung zu. Mancher unterrichtete Jude war Rath, Schreiber, Astrolog oder Leibarzt der maurischen Könige. Wenn es da auch je und je Stürme gab, so waren diese mehr nur Folge politischer Ereignisse. In Palästina stieg ihre Zahl durch häufige Ansiedlungen; und selbst bei den mongolischen Chans standen Juden in Ansehen.

Aber um so trauriger waren in derselben Zeit die Schicksale der Juden im christlichen Europa. Schon im gebildeteren byzantinischen Reiche hatten sie manche harten Stürme zu bestehen, die sie von einem Land in's andere scheuchten; noch mehr in den halbkultivirten, unter Lehenswesen, Faustrecht und Priestergewalt stehenden Westländern. In Folge gewaltsamer Austreibungen war bis zum Schlusse des Mittelalters das westliche Europa fast ganz leer von Juden. Man traf sie meist nur in Deutschland, Italien und Polen an; die andern hatten sich in die osmanischen und nordafrikanischen Staaten geflüchtet. Wie sie es in den letzteren Staaten haben, ist oben (§ 50. 57. 59 u. s. w.) erzählt worden. Günstiger wurde ihre Lage in der Türkei seit der Eroberung Konstantinopels. Durch zahlreiche Ankömmlinge aus allen Ländern Europa's vermehrt, erlitten sie, außer den Erpressungen der Pascha's und der allgemeinen Geringschätzung keinen besondern Druck. Beträchtlich wurden ihre Gemeinden in Konstantinopel, Adrianopel, Salonichi,

Smyrna, Haleb und Damaskus. In Palästina aber, wohin viele Juden aus Polen auswandern, herrschte bis auf die neueste Zeit große Armuth. Jetzt sind in den bürgerlichen Rechten die türkischen Juden den Osmanen gleichgestellt.

Im Mittelalter war in Italien der Zustand der Juden gegen beträchtliche Geldopfer leidlich; und glückliche Zeiten verlebten sie in Neapel, wo sie jedoch 1261 verfolgt wurden, in Salerno u. s. w., ferner in Rom, wo sich die Päpste fast durchgehends ihrer annahmen; in späterer Zeit besonders in Toscana, der Lombardei und Savoyen, wo nur 1435 eine Verfolgung gegen sie ausbrach. Doch mußten sie seit dem 13. Jahrhundert Absonderungszeichen tragen und seit dem fünfzehnten in eigenen Quartieren (Ghetti) wohnen.

In Sicilien besaßen sie Anfangs Grundeigenthum und eine geregelte Communalverfassung, wurden auch von den Arabern und Normannen nicht gekränkt, und von Friedrich II. geschont. Aber später mußten sie schwere Abgaben zahlen, und seit 1296 Zeichen an ihrer Tracht tragen. Als man sie seit 1428 vergebens zu bekehren versucht hatte, wurden sie 1493 auf Befehl Ferdinands des Katholischen, 100,000 Seelen an der Zahl, aus Sicilien vertrieben, da sie sich dann nach Neapel wandten, während die heimlichen Juden oder neuen Christen, wie man die Getauften nannte, noch bis 1570 von der Inquisition verfolgt wurden.

In Frankreich war im 8. und 9. Jahrhundert ihr Zustand blühend, namentlich in Paris, Lyon, Languedoc und Provence. Sie hatten Grundbesitz und einen Meister, der ihre Angelegenheiten verwaltete. Aber seit 877 drückte sie die emporstrebende Geistlichkeit, worauf sie aus den Bisthümern in die Baronieen auswanderten, und bald Königen, Bischöfen, Lehensbesitzern und Städten zugleich ihre Existenz bezahlen und Verhöhnungen abkaufen mußten. Zur Rechtfertigung wiederholter blutiger Aufstände und Hinrichtungen vom 11.—14. Jahrhundert wurden Geschichten von Hostiendurchstechungen, gemordeten Christenknaben und Brunnenvergiftungen vorgebracht. Wechselsweise vertrieben und wieder aufgenommen, erhielten sie endlich den Schutz eines Richters und gegen hohe Summen die Verlängerung ihrer Privilegien, bis sie 1395 auf immer aus dem mittleren Frankreich verjagt wurden.

In England brach am Krönungstage des Richard Löwenherz 1189 ein blutiger Tumult aus; auch erduldeten sie, trotz eines theuer erkauften Freibriefes, viel Ungerechtigkeiten von Seiten der Regierung. Man nahm ihnen Habe und Sy-

nagoge, und 1270 die Befugniß des Grundbesitzes, suchte sie seit 1260 zu bekehren, und wies sie endlich ganz aus dem Lande.

Im deutschen Reiche wurden die Juden Anfangs von den Kaisern, deren Eigenthum (Kammerknechte) sie waren, verkauft und abgetreten. Sie mußten dann überall, in den Rheinstädten, in Sachsen und Böhmen, in Schwaben, Franken und Wien, in Brandenburg und Schlesien, Leibzoll, Kopf-, Gewerbe- und Krönungssteuer nebst andern Abgaben zahlen, und wurden von den vielen Gebietern im Reiche verpfändet, verschenkt und verjagt. Großes Elend bereiteten ihnen die Kreuzzüge, Pöbelaufstände und Austreibungen aus vielen Städten, die Schreckenszeiten von Bauernaufständen, besonders die Verfolgung bei Gelegenheit des schwarzen Todes 1348 f. Oesterreich ausgenommen, wurde Deutschland damals fast von Juden entvölkert. Sie wurden zu Tausenden gemordet, verbrannt, und Viele stürzten sich selbst in die Flammen brennender Synagogen. Doch siedelten sie sich bald wieder im rheinischen und fränkischen Kreise, in Hessen, Sachsen und Brandenburg an, ohne von blutigen Verfolgungen befreit zu seyn. Nur hie und da hatten sie Bürgerrechte und unbewegliches Eigenthum; im Allgemeinen war ihnen blos Handel und Wucher gestattet, und selbst das Gesetz hatte für sie härtere Strafen als für Andere. Oft mußten sie in eigenen Judenstraßen wohnen, seit dem 13. Jahrhundert mit auszeichnender Tracht; und aus manchen Reichsstädten, wie Ulm, Augsburg, Bamberg, Salzburg, Nürnberg, Regensburg (1519), wurden sie völlig verwiesen.

In der Schweiz seit dem 13. Jahrhundert durften die Juden liegende Gründe besitzen; aber bald begannen Verfolgungen, (1401 in Winterthur und Schafhausen), Ausweisungen (1424 aus Zürich, doch später Wiederaufnahme). Genf verjagte sie 1490, Thurgau 1491.

In Polen und Lithauen genossen sie mehr Ruhe und Schutz, ja selbst Vorrechte seit 1264; und seit 1348 vermehrte sich ihre Zahl durch die aus der Schweiz und Frankreich einwandernden Flüchtlinge.

In Rußland findet man Juden im 10. und 14. Jahrhundert; sie wurden jedoch später entfernt.

In Ungarn, wo sie Landbesitz hatten, brachen im 14. und 15. Jahrhundert Verfolgungen aus.

Im christlichen Spanien (im Gegensatz zum maurischen) blieben die zahlreichen Juden bis in's 14. Jahrhundert in ziemlich ungestörtem Genusse ihrer nicht unbedeutenden Vorrechte, selbst in Aemtern und von Königen bevorzugt, und hatten eigene Gerichtsbarkeit und Ländereien. Aber mit der Armuth des Adels, der Macht der Priester und den Mißbräuchen des

Wuchers wuchsen Haß und Verfolgung. Allmäblig nahm man ihnen die Befugniß, beliebig zu wohnen, schmälerte ihre Rechte und erhöhte ihre Steuern. In Arragonien wies man sie aus den Städten; und 1391 f. richtete ein Aufstand eine große Niederlage unter ihnen in Sevilla, Cordova, Toledo, Valencia, Catalonien und Majorka an. Viele retteten sich durch die Taufe oder durch die Flucht nach Afrika. Im 15. Jahrhundert waren Verfolgungen, gewaltsame Bekehrungen, Inquisitionstyrannei gegen die Getauften, die nicht auswandern durften, an der Tagesordnung, bis sie endlich 1492 gänzlich aus Spanien vertrieben wurden. Von den 300.000, die nach Portugal, Provence, Italien, Afrika und der Türkei auswanderten, hatte nach acht Jahren etwa der zehnte Theil, arm und elend, eine Zufluchtsstätte gefunden. Eine sehr große Anzahl nahm die Taufe an.

In Portugal lebten die Juden seit dem 11. Jahrhundert unter einem Großrabbiner. 1429 wurde das Zeichen der absondernden Kleidung ihnen auferlegt. Die 80.000 spanischen Flüchtlinge wurden 1492, gegen 8 Goldpfennige Kopfgeld, auf acht Monate aufgenommen, nach deren Verlauf die Aermeren sich zur Taufe, die Wohlhabenden nach dem Auslande wendeten. König Emanuel befahl 1495 die Verweisung aller Juden, ließ den Armen die Kinder unter 14 Jahren wegnehmen und nach den Schlangeninseln einschiffen, und confiscirte die hebräischen Bücher. Die letzten Juden zogen 1497 ab; und 2000 der neuen Christen, d. h. der getauften Juden, wurden 1506 in Lissabon ermordet. Die Leiden der heimlichen Juden auf der pyrenäischen Halbinsel währten bis zur Aufhebung des Auswanderungsverbots, 1629, wiewohl auch später noch, wie 1655 Autodafe's vorfielen. Erst 1773 wurde der Unterschied zwischen alten und neuen Christen aufgehoben.

Unterdessen hatten sich die Juden noch weiter durch die Welt verbreitet, namentlich in Arabien, wo es unabhängige Juden in Hedschas, schwarze in Mokka, weiße in Sennaar gibt; ferner in Persien, wo sie gedrückt und meist unwissend sind; in Afghanistan, wo sie von Kabul aus bis nach China handeln; in Indien, theils in Malabar (§ 142), theils um Bombay (§ 147); in der Bucharei, wo sie mit bürgerlichen Freiheiten in Seide und Metall arbeiten (die 2000 Juden in Bochara klagten 1849 bitter über schwere Bedrückung); in der Tartarei und in China, wo sie zur Zeit der Jesuiten-Missionare blühten, jetzt aber so gesunken sind,

daß sie das Hebräische vergessen haben (erst 1850 wurde ihre Synagoge in Khaefangfu am gelben Fluß wieder aufgefunden). In Abessinien lebten sie seit vielen Jahrhunderten als Falaschas, unabhängig bis 1608 (§ 45. f.); auch in Sudan und in Loango sind sie zu finden. Ueberall sind sie in den genannten Gegenden in kleineren und größeren Korporationen angesiedelt, aber auch theils durch Landesgesetze gedrückt, theils der Verachtung der andern Bevölkerung ausgesetzt.

---

c. In der neueren Zeit.

§ 9. In den Zeiten der neueren Geschichte wurde im christlichen Europa die Lage der Juden nur langsam besser, wie allmählig die Reformation und das Aufleben der Wissenschaften die Gesinnungen gegen sie änderte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Juden in verschiedenen Ländern als Bürger aufgenommen. Mit der Ertheilung der Bürgerrechte, die immer allgemeiner wurde, verschwanden auch Bedrückungen und Lasten, welche sie vor andern Landesangehörigen zu tragen hatten. Aber erst in der neuesten Zeit gelingt es den Bemühungen von Menschenfreunden, ihre vollständige Emancipation durchzusetzen, d. h. ihre völlige Befreiung und Gleichstellung mit den Christen, nebst der Befugniß, unbewegliche Habe zu besitzen, alle Gewerbe zu treiben, auch staatliche Aemter zu bekleiden, selbst in Parlamente gewählt, und zu Schwurgerichten zugelassen zu werden.

In Italien wurde von den Reformationszeiten an durch die Thätigkeit der Inquisition das Loos der Juden zuerst härter als vorher. Bis auf Pius IX. mußten die Aeltesten der römischen Gemeinde alljährlich einen Tribut darbringen und die Bitte stammeln, fürder ein Jahr in Rom leben zu dürfen, welches ihnen vom Senator mit der Bewegung eines Fußtritts gewährt wurde. Je und je wurden sie aus einzelnen Städten verwiesen, 1540 auch aus Neapel. Dahin kehrten sie nicht zurück, als 1740 ein Dekret sie zurückberief. In andern Städten Italiens genossen sie mehr Freiheit, wie in Venedig,

Padua, Florenz, Pisa, und seit 1600 in Livorno, wo sie durch gute Schulen sich hervorthaten. In vielen Städten haben sie Ghetti, in welche sie gleichsam eingebannt sind; neuestens hat sich ihre Lage gebessert.

In Frankreich kamen wieder Juden 1550 nach Bayonne und Bordeaux; die im Elsaß und Lothringen behielten so ziemlich ihre ältere Verfassung. Der Leibzoll wurde 1784 abgeschafft, und 1791 das Bürgerrecht ertheilt, zu dessen Befestigung man 1807 jüdische Notabeln und ein Sanhedrin einberief. Durch die Verfassungen von 1814 und 1830 und durch das Gesetz von 1831, kraft dessen der Staat die Rabbinen besoldet, wurde die Emancipation der Juden vollendet.

In Belgien herrschen dieselben Grundsätze wie in Frankreich.

In England wurden 1655 die Juden wieder zugelassen, und ihnen 1723 Erwerb von Grundeigenthum gestattet. Zwar wurde die Naturalisationsacte von 1753 wieder zurückgenommen; aber doch lebten sie in ungestörter Freiheit und erhielten 1830 die Zulassung zu den Corporationen und der Advokatur. Der Antrag auf vollständige Emancipation scheiterte 1833 nur noch am Oberhaus, drang aber 1856 durch.

In dem freigewordenen Holland fanden 1603 portugiesische Juden ein Asyl; und sie sowohl als die deutschen Juden lebten uneingeschränkt, wiewohl sie erst 1796 das Bürgerthum erhielten; das Grundgesetz von 1814 bestätigte ihre Emancipation.

Einwanderungen in Amerika wurden durch Engländer und Holländer veranlaßt, 1625 rc. nach Brasilien, 1639 rc. nach Cayenne. Sie leben als freie Bürger in Surinam (seit 1664), in Jamaika seit 1650, und hier 1831 emancipirt; in Canada, seit 1832 emancipirt, und in den vereinigten Staaten (in New-York seit 1670), wo sie theilweise schon 1778, völlig erst 1822 mit allen übrigen Confessionen gleichgestellt wurden.

In Paramaribo, wo ihrer 3000 wohnen, wie auch weiter im Innern des holländischen Guiana's, scheinen sie unter den Negern zu missioniren. Ein Gesetz von 1846 verbietet Freigebung von Sklaven, wenn sie nicht Christen oder Juden werden.

In Dänemark (seit 1600) erhielten sie 1738 Freiheiten und 1814 ein fast unbeschränktes Bürgerrecht.

In Schweden sind seit 1776 Juden in Stockholm und in drei anderen Städten; aber nur Einzelne erhielten als Auszeichnung das Bürgerrecht. Norwegen dagegen versagt ihnen jeden Eintritt.

In Rußland wurden sie von Peter I. wieder aufgenommen, von Elisabeth, 35,000 Seelen stark, 1743 vertrieben. Unter Katharina II. fanden sie sich wieder ein, und Alexander I. begünstigte sie mit gewerblichen Freiheiten, aber Nikolaus I.

vertrieb sie aus manchen Provinzen. Doch wohnen sie in Kurland, in der Krim, in Grusien, wo im Mittelalter die Judenstadt Asvaubani vorkommt, in Kaukasien und besonders in den ehmals polnischen Theilen. Eine Ukase sollte 1817 ihnen die Bekehrung zum Christenthum erleichtern. Sie ertheilte ihnen, nächst vollkommener Freiheit in der Wahl ihrer christlichen Confession und besonderen Ländereien zum Anbau eigener Kolonien, Gewerbefreiheit, Selbstregierung, Befreiung von Kriegs- und Staatsdienst und allen Abgaben auf 20 Jahre, worauf sie dann den übrigen Unterthanen gleichgestellt werden sollten. Sie sollten eigene Gemeinden von israelitischen Christen bilden, in denen kein fremder Christ oder Jude sich aufhalten dürfe. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung. —

In Polen, wo sie ganze Städte und Dörfer bewohnen und zwischen Adel und Bauernstand das Mittelglied bilden, fanden sie bei der Regierung Schutz, obgleich sie vom Druck des Adels, und zuweilen durch Pöbel-Aufstände zu leiden hatten. Unter eigener Gerichtsbarkeit, vom Staatsleben ausgeschlossen, als Handelsleute, Branntweinschenken, auch als Landleute und Handwerker, meist in Armuth, von halben Barbaren und Sklaven umringt, machten sie hier eigenthümliche Erfahrungen. An Bildung standen sie lange den andern Juden nach, sind aber jetzt bedeutend vorgeschritten, obwohl ihre politische Stellung im preußischen, österreichischen und russischen Polen nicht durchaus dieselbe ist. —

In Ungarn genießen sie den Schutz der Magnaten. —

In der Schweiz wurden sie seit zwei Jahrhunderten nur in Endingen und Langenau geduldet, und 1543 aus Basel, 1622 aus Appenzell, 1634 aus Zürich, 1655 aus Schaffhausen, 1816 abermals aus Basel weggewiesen. Doch wurde Vieles seitdem besser.

In Deutschland ging es den Juden sehr verschieden und häufig traurig. In der nächsten Zeit nach der Reformation blieben sie von Ehre und Bürgerthum, Grundbesitz und Zünften, selbst von vielen Handelszweigen ausgeschlossen. Sie waren zu Wucher und Kleinhandel genöthigt, von harten Gesetzen gehemmt, und erkauften ihre Existenz mit erniedrigenden, unter mehr als 60 Benennungen ihnen auferlegten Abgaben. In vielen Orten wurden sie gar nicht geduldet, aus andern vertrieben, und selten wieder zugelassen. Meist ward nur eine festgesetzte Zahl aufgenommen; und außerdem kannte das Gesetz zahllose Klassen von Juden, z. B. privilegirte, tolerirte, unvergleitete, Hof-, Schutz-, Stamm-, Grenz-, Schacherjuden &c. Obgleich ihnen Karl V. 1530 und 1541 den Reichsschutz gewährte, wurden sie doch aus verschiedenen Staaten getrieben, wie aus Baiern, der Pfalz, der Mark Brandenburg, und 1670 aus den österreichischen

Erblanden. Auch gab es je und je arge Volkstumulte, so noch 1779 und später im Elsaß. Wohl bekamen sie je und je Vergünstigungen, und in Oestreich gab es sogar geadelte Juden; aber im Ganzen dauerten die unduldsamen Judenverordnungen mit kränkender Behandlung fort. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts trat Lessing mit Andern kräftig für die Juden auf; und auf Oestreichs berühmtes Toleranzedikt von 1782 folgte in mehreren deutschen Staaten eine Reihe besserer Verordnungen. So erhielten 1787 die Juden in München Erlaubniß, ihr Laubhüttenfest zu feiern, und wurde erst seitdem ihren Frauen gestattet, dort niederzukommen. In demselben Jahre schaffte Preußen den Leibzoll ab, und 5 Jahre hernach die Autonomie der Rabbiner. Für ganz Deutschland wurde der Leibzoll 1803 aufgehoben. Als das deutsche Reich sich auflöste, erblühte den Juden eine bessere Zukunft; und wenn auch nach 1814 da und dort wieder Rückschritte geschahen, und sie in Hessen, Weimar und Meklenburg in ihren Rechten gekränkt, in Hannover, Hamburg und Frankfurt des Bürgerthums beraubt, aus Lübeck und Meiningen vertrieben, und in Preußen von Lehr- und Gemeindeämtern, von der Beförderung im Militair und Anderem entfernt, selbst 1824 an Verbesserungen im Gottesdienste verhindert wurden, so siegte doch endlich der bessere Geist, namentlich in den öffentlichen Verhandlungen der Volksvertreter in Baden, Baiern, Würtemberg, Hessen, Braunschweig, Sachsen und Hannover. In Württemberg erhielten sie 1828, mit wenigen Einschränkungen volles Bürgerthum; in Kurhessen wurden sie 1833, in Oestreich 1849 emancipirt. Letzteres kommt immer mehr auf, wie 1861 in Württemberg, und wird wohl bald durch ganz Deutschland durchgesetzt seyn.

Die Gesammtzahl der Juden ist schwer zu berechnen, weil schon in europäischen Ländern viele Israeliten nicht für Juden gelten wollen, wie z. B. in Belgien. Rußland (besonders Polen) hat an 2 Millionen, Oestreich 1,050,000, Preußen 250,000. Das übrige Deutschland 170,000, die Türkei $^1/_2$ Million, Italien 47,000, Frankreich 105,000, Holland und Belgien 80,000, England 30,000 u. s. w., ganz Europa etwa $4^1/_2$ Million. In Asien schätzt man 300,000, in Afrika (besonders Abessinien und Marokko) 500,000, in Amerika 200,000, in Australien einige Tausend, so daß die Totalsumme der Juden sich auf $5^1/_2$ Million belaufen mag.

---

2. Der innere Zustand der Juden.

a. Seine Ausbildung.

§ 10. Ein kurzes Wort ist noch über die inneren Zustände der Juden zu sagen, dabei wir aber uns auf's Allgemeinste beschränken. Die Juden, aus ihrem Vaterlande vertrieben, können ihrer Religion nicht pflegen wie dort. Denn ein Grundgesetz des Mosaismus verbietet Tempel und Opfer an jedem andern Orte, außer dem, den Gott selbst im gelobten Lande erwählt hatte. So ging in Erfüllung, was Hos. 3, 4. geschrieben steht: „Die Kinder Israel werden lange Zeit ohne Könige, ohne Fürsten, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Leibrock und ohne Heiligthum bleiben.“ Alle ceremonielle Uebungen können jetzt nichts Anderes seyn als symbolische Hindeutungen auf das, was einst im Vaterland Wirklichkeit gewesen war. Demgemäß ist schon das Innere ihrer Synagogen d. h. Versammlungshäuser, eingerichtet, die wohl keine Tempel, aber Erinnerungslokale an den Tempel seyn dürfen. Synagogen zu Schriftvorlesungen, belehrenden Vorträgen und Gebeten sind schon nach der Rückkehr aus Babylon in Palästina selbst aufgekommen, und waren besonders zahlreich zur Zeit Christi. Jerusalem soll damals 480 Synagogen gehabt haben. Dergleichen bauten sich die Juden überall in der Fremde. Doch mögen sie einfacher gewesen seyn, da das Bedürfniß einer symbolischen Erinnerung an den Tempel um so weniger da war, weil sie, so lange der Tempel stand, von Zeit zu Zeit zu diesem wallfahrteten. In ihrer jetzigen Verbannung, da sie keinen Halt an einem Tempel in der Heimath haben, entbehren sie besonders der Opfer und des hohenpriesterlichen Segens. So geben ihnen alle ihre Gottesdienste keine Befriedigung, kaum eine lebendige Anregung; vielmehr sind sie zu geistlosen Formen herabgesunken, die aller Tiefe entbehren, weßwegen man sich nicht wundern kann, wenn der innere Mensch eines Israeliten so außerordentlich arm erscheint.

Bei all dem ist es den Israeliten tief in's Herz eingegraben, von allen Völkern unterschieden sich fort und fort als die Gesegneten zu denken, wie sie es einst gewesen sind. Einst hatte Moses zu ihnen gesagt: „Wo ist so ein herrlich Volk, zu dem Götter also nahe sich thun, wie der HErr, unser Gott, so oft wir Ihn anrufen? und wo ist so ein herrlich Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe, als alle dieß Gesetz, das ich euch heutiges Tags vorlege?" (5 Mos. 4, 7. u. 8). Dieses Bewußtseyn des Vorzugs vor allen Völkern ist den Juden geblieben, darum ist ihnen jede Verschmelzung und Verbrüderung mit den Gojim (Heiden) ein Gräuel. Wie sie nun schon zur Zeit Christi durch Vermehrung eigenthümlicher Gesetze und Gebräuche, das Fernstehen von Andern sich sichern wollten, so noch viel mehr in der Zeit ihrer Verbannung. Bis auf's Kleinste hinein wird die Vorsicht beobachtet und durch Gesetze bestimmt, Andern nicht zu nahe zu kommen, damit ihnen das Bewußtseyn des alten Vorzugs nicht entschwände. Alle Speisen müssen eigens zugerichtet, alle Gefässe eigens gereinigt, alle Thiere eigens geschlachtet seyn, um die Befleckungen der Gojim zu vermeiden; und ein gemeinschaftliches Zusammenleben mit Andern ist schon hiedurch für jeden, der rein seyn will, unmöglich gemacht. Dieses strenge Fürsichseyn, bei welchem Andern fort und fort bemerklich wurde, wie scheu man sich vor ihnen zurückziehe, um sich nicht zu verunreinigen, bekam für die, unter welchen sie wohnten, etwas Unheimliches, zumal auch die Sprache, ein verdorbenes Hebräisch, die Scheidewand völlig machte. Wenn sie dann vollends, wie dieß bei gewissenloseren Juden wohl der Fall seyn mochte, Veranlassung zu dem Verdachte gaben, als ob ein Jude meine, Gojim zu betrügen sei keine Sünde, während sie unter sich treu und redlich sich bezeigten, so ist es wenigstens in etwas erklärlich, wie in früheren Jahrhunderten die Entrüstung gegen das arme Brudervolk, sich oft zu so grauenhaften Ausbrüchen steigern konnte, und warum

es bis heute Mühe kostet, unwissenden Christen ihre widrige Stimmung zu nehmen.

Hätten die Israeliten bei dem einfachen Mosaismus, wie er in der heiligen Schrift sich findet, bleiben wollen, so wäre es ihnen wohl nicht so schwer geworden, mit andern Völkern auszukommen. Aber neben der heiligen Schrift haben sie schon frühe angefangen, Aufsätze der Aeltesten, sogenannte Traditionen, welche sie auf Moses, die Propheten und die Soferim (Schriftgelehrte) zurückführten, und welche theils in einem alten Herkommen, theils in der Auslegung der Buchstaben ihre Begründung hatten, gleich sehr wie die Quelle ihres Gesetzes hochzuachten. Aus diesen Traditionen entstand der später verfaßte Talmud, (d. h. das mündlich Erlernte), der aus der Mischna nnd Gemara besteht. Jene wurde im Jahr 219 nach Christus geschlossen, und diese, eine Auslegung von jener, im 5. Jahrhundert vollendet. Dieser Talmud, der Vorschriften bis in's Einzelnste enthält, auch vielfache Verkehrtheiten bis in's Mark des Israeliten hineinsenkt, hat, obwohl er ein fast unerträgliches Joch auflegt, das größte Ansehen unter den Juden erhalten. Je strenger ein Israelite ihn beobachtet, für desto heiliger gilt er. Durch ihn ist das ganze jetzige äußere und religiöse Leben der Juden gestaltet worden. Durch ihn wird auch von den Rabbinern ein großer Gewissenszwang ausgeübt; und jede Uebertretung seiner Vorschriften, die sich ein Israelite erlaubt, zieht die schärfste Rüge, ja wo die Oberen die Macht dazu haben, harte Strafe nach sich. Uebrigens hat er von jeher auch freisinnige Gegner gehabt: und außerdem wurde er Veranlassung zu vielerlei Sekten und Entzweiungen, weßwegen unter den Juden von jeher eben so viel gezankt und gestritten wurde, als es je bei andern Religionsgenossenschaften möglich ist. Merkwürdig ist auch, daß sie in den verschiedenen Ländern, in welchen sie größere Corporationen bildeten, allmählig eigenthümliche Charaktere annahmen, durch welche sie sich von einander unterschieden, ja sogar einan-

der ausschloßen. So gibt es italienische, spanische, portugiesische, deutsche, polnische Juden, je mit wesentlichen Eigenthümlichkeiten, welche sie auch nach der Verbannung aus den Ländern, in denen sich ihr Charakter ausbildete, so zäh festhalten als das Judenthum selber. Bekannt ist namentlich der Unterschied der Aschkenasim (Deutschen) und Sephardim (spanischen Juden).

---

b. Neuerungen.

§ 11. Indessen sind allmählig an vielen Orten und besonders im westlichen Europa, viele Veränderungen mit den Juden vorgegangen, und der Talmud wird immer mehr beseitigt. Gebildete Juden halten sich kaum an die strengen Regeln und machen sich so mehr zu Gliedern der großen Gesellschaft. Je mehr Letzteres wahrnehmbar war, desto mehr weckten sie die Sympathieen Vieler für sich, die sodann für sie in den Riß standen, ihnen die gleichen bürgerlichen Rechte mit allen Unterthanen auszuwirken. Auch in ihren Gottesdiensten ahmen sie Vieles den christlichen nach. In den Synagogen, die sonst mehr nur als Schreilokale bekannt waren, werden jetzt Predigten gehalten; und überall streben sie nach einer Reform ihrer geistlichen Zustände, worauf viele Zeitschriften, Katechismen, Gesangbücher, Gebetbücher, die sie herausgeben, hinwirken sollen.

Freilich liegt nun für die Israeliten selbst im Verlassen ihrer alten Bräuche eine neue Gefahr, nämlich die, religionslos zu werden, weil sie es nicht verstehen, mit frommem Geiste eine Mittelstraße zu gehen und um ihres Gottes Willen etwa das in Seinem Wort Befohlene zu halten. Sie werfen häufig Talmud und Schrift zumal weg und neigen sich einer Vernunftreligion zu, welche jede göttliche Offenbarung ausschließt; und nicht nur Unglaube und Indifferentismus, sondern auch Atheismus hat da und dort Eingang bei ihnen gefunden. Frömmere Juden, denen Solches ein Aergerniß ist, sind daher meist

heftige Gegner aller Neuerungen; und so liegen überall, wo viele Juden sind, die sogenannten Reformjuden und die Orthodoxen mit einander im Streit. Eine Erwartung des Messias ist bei den Juden im westlichen Europa wenig mehr zu finden; zum Theil weil sie von den Rabbinern, welche auf bestimmte Zeiten, da der Messias kommen würde, hingedeutet hatten, oft getäuscht worden sind. Es hat aber auch die Wirkung gehabt, daß in Vielen der Gedanke aufgekommen ist, der Messias könnte doch schon gekommen seyn, und daß nun christlichen Büchern, namentlich dem Neuen Testament, mehr nachgefragt wird.

Wo die Juden emancipirt sind, kommen sie in innigere Berührungen mit den Christen. Die Interessen des Landes, dem sie angehören, sind nun auch die ihrigen; da sie ein Wort mitzureden haben, wo es das Wohl des Vaterlandes gilt, besonders wenn sie durch Vermögen oder Beruf höher gestellt sind, treten sie den Christen näher; und beider Verkehr wird freundlicher und zutraulicher. Viele Juden verleugnen sogar ihre Herkunft, und Heirathen zwischen Juden und Christen werden immer häufiger. In großen Städten ist es bereits so, daß vornehme jüdische Eltern, ohne selbst von ihrer Genossenschaft auszutreten, ihre Kinder ganz in christlichen Schulen aufwachsen lassen, ihnen christliche Hauslehrer geben, und es nicht ungerne sehen, wenn sie in späteren Jahren Christen werden. Auch sonst erleichtert ihnen höhere Bildung den Uebertritt zum Christenthum, wenn etwas Besonderes Veranlassung zu solchem Schritt wird. Wenn hiebei die nächste Anregung nicht immer ganz rein ist, und Nebenvortheile in's Auge gefaßt werden, so sind doch auch solche Uebertritte, deren Folgen bedeutsam werden können, wenn sie gleich nicht leichtsinnig angestrebt und befördert werden dürfen, nicht so scharf zu beurtheilen oder wegzuschätzen, indem auch da im Innern oft mehr vorgeht, als man sieht. Uebrigens üben die jüdischen Körperschaften doch noch eine große Macht über die Einzelnen

aus; und diesen wird ein Uebertritt oft geradezu unmöglich gemacht, da sie Verstoßung und Enterbung zu fürchten haben, und die nächsten Angehörigen sich im Widerstand bis zur Raserei steigern. Auch sonst kostet es viele Mühe, bis ein Israelite den Entschluß, Christ zu werden, fassen und festhalten kann. Es bedarf noch eines Odems von oben, die Herzen weicher zu machen.

---

3. Missionen unter den Juden.

a. Aelteste und katholische Missionen.

§ 12. Indem wir nun von den Judenmissionen ein Näheres reden, bemerken wir, daß hier nur die im christlichen Europa (auch Amerika) zur Sprache kommen, weil die in den andern Welttheilen je an ihrem Orte besprochen werden.

Man kann nicht sagen, daß früher die christliche Kirche, auch in der Zeit ihrer Finsterniß, die Bekehrung Israels außer Acht gelassen hätte. Nach dem Vorgang der Apostel waren in den ersten Zeiten die Christen stets darauf bedacht, das alte Bundesvolk an sich zu ziehen. Lange aber war Letzteres feindselig, und mußten sich die Christen gegen seine Ränke wehren. Als die Christen die Oberhand bekamen, bezahlten sie den Juden ihre Tücke mit Unduldsamkeit heim, um so mehr, da auch die Juden ihrerseits gerne verächtlich vom Christenthum, namentlich von Christo als einem Gehenkten, redeten.

Im Mittelalter war der Bekehrungseifer der Christen noch unverständiger; und Juden, die sich nicht überzeugen ließen, war man geneigt als Feinde zu behandeln, was sie nur noch verstockter machte. In späteren Zeiten wurden eigene Bekehrungspredigten gehalten, wie in Rom, und sonst in Italien, auch in andern Ländern; und die Juden wurden mehr oder weniger mit Gewalt gezwungen, denselben beizuwohnen. Hatten die Predigten keinen Erfolg, was um so leichter erklärlich ist, da ihnen

Vieles im damaligen Christenthum als vollkommene Abgötterei vorkam, so wurde man ärgerlich, und meinte, so große Hartnäckigkeit sei unerträglich; man müsse ihnen den Ernst zeigen, müsse mit Feuer und Schwert über sie herfallen, oder mindestens bis an's Ende der Welt sie verjagen. Unter all diesen Bewegungen, Mißhandlungen und Drohungen kamen immerhin viele Juden dazu, sich lieber taufen als zu Tode quälen zu lassen. Wenn ein großer Schrecken über sie gefallen war, konnten sie zu Hunderten und Tausenden übertreten; Kinder wurden je und je ohne Umstände und wider ihren Willen getauft. So mischte sich Abrahams Blut durch alle Völker Europa's, mehr als man sich's gewöhnlich denkt; und wenn auch diese Bekehrungsart bitter zu beklagen ist, so hat es doch Gottes Barmherzigkeit für Viele zum Besten gekehrt, indem sicher unter den Nachkommen der Mißhandelten viele erleuchtete gläubige Seelen bis auf den heutigen Tag gewesen sind, die, wenn ihre Väter Juden geblieben wären, das Licht auch nicht gesehen hätten. (Die Familiennamen Christ, Christmann, Christlieb u. s. w. deuten auf Bekehrungen aus dem Judenthum oder Islam.

Eben darum aber, weil die Bekehrungen selten von Herzen gingen, traute man den Getauften lange nicht; und deren Lage wurde nicht viel besser als vorher. Man nannte sie, namentlich in Spanien und Portugal, neue Christen, und bezeichnete sie damit als Geächtete, mit welchen die Andern nicht in Gemeinschaft leben wollten. Sie waren um so übler daran, weil sie auf's Arglistigste beobachtet wurden, und wenn nur der geringste Verdacht gegen ihre Rechtgläubigkeit gefaßt wurde, der Inquisition und dem Feuertode anheimfielen. Ging man auch nicht überall so weit, so blieben sie doch mindestens ihr Lebenlang und wohl manche Geschlechter hindurch verachtet. In Spanien und Portugal wurde erst 1773 der Unterschied zwischen alten und neuen Christen aufgehoben. So kam es, daß da und dort katholische Fürsten an den Proselyten ein Werk der Barmher-

zigkeit thun wollten, indem sie Asyle für sie bauten, in welchen sie unangefochten sollten leben können. Selbst Heinrich III. von England (gest. 1272), ein besonders harter Verfolger der Juden, baute ein solches Asyl, in welchem die Proselyten das Privilegium der Ruhe und Sicherheit haben sollten. Dieses Haus mit einem großen Grundstück wurde 1279 durch die confiscirten Güter solcher Juden bedeutend erweitert, welche wegen Falschmünzerei zum Tode verurtheilt wurden. Aber die ganze Anstalt hörte 1377 auf.

---

b. Aeltere protestantische Missionen.

§ 13. Auch die Reformatoren, namentlich Luther, dachten frühzeitig an die Bekehrung der Juden, und machten es den Christen zur Pflicht, in ihrem Theile dazu mitzuwirken. Aber auch bei ihnen fehlte es häufig an der Geduld, welche die Widerstrebenden tragen kann; und Intoleranz folgte den Bekehrungsversuchen, wenn diese nicht gelangen, auf dem Fuße nach.

Am meisten geschah in Holland. Dorthin flüchteten sich 1603 Tausende geächteter Juden aus Portugal. Es richtete daher schon die Dordrechter Synode von 1619 eine Bittschrift an die Generalstaaten, Christen, welche an der Bekehrung der Juden arbeiten würden, in ihren Schutz zu nehmen. Damals gründete auch die Universität Leyden einen Professorsstuhl für jüdische Controversen; und die ersten Theologen Hollands machten große Anstrengungen, um die Juden zur Erkenntniß des Messias zu bringen. Unter ihnen zeichnete sich F. v. Spanheim, der Vater, aus, ferner Witsius, welcher beweisen wollte, daß ein Jude, der an seine Religion wirklich glaube, auch das Evangelium annehmen müsse, und Prof. Hornbeck, der als der wärmste Freund der Juden geachtet war. Manche Geistliche aus der Schule dieser Gelehrten widmeten sich später mit Eifer der Judenbekehrung, welcher sich auch die Synoden von Leyden

und Delft (1676 u. 1678) liebreich annahmen. Wirklich wurden manche Israeliten in Holland bekehrt; zu bedauern ist nur, daß keine Einzelberichte bekannt geworden sind. Unter Vielen aber können wir den Rabbiner Friedrich Rachstadt nennen, der durch die treue Liebe obiger Männer zur Erkenntniß gekommen, 1670 in Cleve getauft wurde. Er wurde Prediger in Holland und zeigte stets großen Eifer für seine Brüder nach dem Fleisch. Er verfaßte mehrere Traktate, darunter 1685 einen, welcher auf einen sehr reichen Juden, Aaron Faro, den tiefsten Eindruck machte, so daß dieser nach heftigen inneren Kämpfen sich zum Unterricht stellte und 1686 von Rachstadt getauft wurde.

Um dieselbe Zeit entstand ein ähnliches Werk in Hamburg, wohin gleichfalls viele flüchtige Juden gekommen waren. Da zeichnete sich ein Freund von Spener, Namens Esdras Edzardi, ein orientalischer Gelehrter (ob bekehrter Jude, ist ungewiß), durch Liebe und Thätigkeit für die Juden aus. Zu Hamburg 1629 geboren, studirte er hier, so wie in Leipzig, Tübingen und Basel, wo 1650 Buxtorf sein Lehrer war. Er wandte sich darauf mit wärmstem Herzen der Judenbekehrung zu, schlug mehrere Professuren aus, und gründete 1667 aus eigenen Mitteln, und unterstützt von etlichen bekehrten Israeliten, einen Fonds zur Unterstützung von Proselyten, und zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Juden. Eine große Anzahl Juden wurde durch ihn bekehrt. Diese versammelte er noch als achtzigjähriger Greis regelmäßig um sich, um sie in der Treue zu befestigen. Noch auf dem Sterbebette, 1708, redete er die ergreifendsten Worte zu seinen zahlreichen Glaubenskindern. Er hinterließ acht Söhne, von welchen zwei, Georg und Sebastian, schon lange ihm zur Seite standen. In ihren und deren Söhne Händen blieb die Leitung des Werks bis 1760, da der männliche Stamm Edzardi's ausstarb. Von da an kam der Fonds in die Verwaltung etlicher Geistlichen unter der Oberaufsicht des Senats;

er ist noch vorhanden und hat z. B. die Judenmissionsgesellschaft zu Dresden schon beträchtlich unterstützt.

Auch die Brüdergemeine (seit 1720) dachte frühzeitig an die Juden, indem sie 1738 den Bruder L. Dober nach Amsterdam, und Andere, wie Lieberkühn, nach England und Böhmen sandte. Wenn sie auch in der Folge eine eigentliche Missionsthätigkeit unter den Juden nicht fortsetzte, so hatte sie doch stets Mitglieder, die mit warmer Liebe auf die Brüder zu wirken suchten. Dieß dauerte bis auf die neueste Zeit fort.

Zusammenhängender waren die Missionen, welche einst von Halle ausgingen, besonders durch Professor Kallenberg († 1760), der 1728 ein eigenes Institut errichtete, welches „das jüdische Institut Kallenbergs" genannt wurde, und bis 1792 bestand. Der erste Missionar desselben war ein Württemberger, Namens Widmann. Im Ganzen sind etwa 20 Judenmissionare von Halle ausgegangen, welche das Evangelium in Europa, Asien und Afrika verkündigt haben. Unter ihnen zeichnete sich Stephan Schulz aus, der von 1739—1756 unter unsäglichen Gefahren mit außerordentlicher Liebe und Geduld unter den Juden arbeitete. Er legte ihnen zulieb in 11 größeren und kleineren Reisen, die er meist zu Fuß machte, mehr als 6000 deutsche Meilen zurück, und kam auf seiner letzten Reise nach Konstantinopel und Smyrna, nach Aegypten, Syrien, an den Euphrat und zurück nach Palästina. Ueberall sprach er mit unerschrockener Kühnheit und solchem Herzensdrange zu den Juden, daß seine Arbeit zuweilen mit dem überraschendsten Erfolge gekrönt wurde.

Endlich erwähnen wir noch der Proselytenanstalt, welche 1736 in Darmstadt von dem Prediger Fresenius gegründet und von dem Landgrafen Ernst Ludwig unterstützt wurde. Des Letztern frommer Vorfahre, Landgraf Philipp, hatte schon 1539 für die Juden eigene Predigten in der Kirche halten lassen, und sie durch eine besondere Verordnung zum Besuch derselben

aufgefordert, was in ähnlicher Weise auch andere protestantische Fürsten thaten, wiewohl stets ohne Erfolg, weil die Juden entweder nicht kamen, oder, wenn sie kamen, doch nicht das Evangelium annahmen. Erst spät erkannte man, daß vor Allem Juden, die sich bekehren wollten, vor Verfolgungen der Ihrigen, und vor dem Mangel, der ihnen rücksichtlich ihres Lebensunterhaltes drohte, gesichert werden müßten. Erwägung dieser Umstände rief obige Anstalt zu Darmstadt ins Leben. In ihr fanden in den vier Jahren, in welchen Fresenius sie leitete, über 400 Juden ein Asyl und die Wahrheit; aber in der Folge nahm sie ab, und jetzt ist keine Spur mehr von ihr vorhanden.

---

c. Die Missionen in England.

§ 14. Wie bei der Heidenmission, so war es auch am Platz, für die Judenmission freiwillige Vereine zu gründen. Sie haben freilich ihre Nachtheile, und wo die christliche Kirche rechtes Leben hat, sind sie entbehrlich. Denn die Juden werden den absichtlichen Bekehrungsversuchen eines, wie sie sagen, hiefür bezahlten Predigers selten so geneigtes Ohr schenken, wie der unbefangenen Anfassung durch ihre Nachbarn. Es ist auch schon vorgekommen, daß Juden christliche Schriften, z. B. Berichte aus der Heidenmission mit wahrem Segen lasen, während sie den für sie verfaßten Schriften ausgewichen waren. Eben so ist schon mancher Jude einem beredten Pfarrer in die Kirche gegangen und hat ihm mit einem Interesse zugehört, das der Judenmissionar kaum in ihm erweckt hätte. Indessen erfordert die Arbeit unter Juden eine besondere Vorbereitung und Begabung. Daher war es natürlich, daß mit dem Erwachen des Missionssinnes, auch Gesellschaften zum Besten der Juden, als der nächstgelegenen Nichtchristen, sich bildeten. In England bildete sich 1808 „die Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Juden,“

welche bis auf diesen Tag die bedeutendste geblieben ist. Anfangs bestand ihre leitende Committee aus Kirchlichen und aus Dissenters; aber 1815 kam die ganze Leitung in die Hände der ersteren. Nach dem Tode ihres Präsidenten, Sir Thomas Baring, übernahm der bekannte Graf v. Shaftesbury diese Stelle. Die Erzbischöfe und viele Bischöfe und Geistliche der englischen Kirche nehmen lebhaften Antheil an ihrem Wirken. Von Anfang an weihten sich dieser Sache besonders der Prediger L. Way, und Ch. Simeon, Professor zu Cambridge, mit viel Aufopferung ihrer Zeit und ihres Vermögens. Die jährliche Einnahme beträgt über 32,000 Pfund Sterling (384,000 Gulden). Die Gesellschaft wirkt nicht nur in England selbst, sondern auch in Frankreich, Deutschland, Holland und Polen, auch in Nordafrika und in der Türkei, und 1861 hatte sie auf 33 Stationen über 120 Arbeiter, unter welchen 56 bekehrte Israeliten (Proseliten) waren. Sie hat mancherlei Druckereien, in welchen hebräische Bibeln und einzelne Theile der h. Schrift mit und ohne europäische Uebersetzungen herausgegeben werden; auch ist bereits eine zweite sehr gute Uebersetzung des N. Testamentes in hebräischer Sprache zu Tage gefördert worden. Außerdem gibt sie viele Traktate in Druck, die geeignet sind, auf Israeliten Eindruck zu machen.

Die Gesellschaft errichtete bald mancherlei Anstalten in London selbst. Im April 1814 legte der Herzog von Kent den Grundstein zu der bischöflichen Judenkirche. In dieser wird jeden Sonntag in englischer, deutscher und hebräischer Sprache für die Proselyten gepredigt, neben welchen sich auch Juden zahlreich einfinden. Ueber dem Hauptportal der Kirche stehen in hebräischer Sprache die Worte: „So wollest Du hören im Himmel und gnädig seyn der Sünde Deiner Knechte und Deines Volkes Israel," 1 Kön. 8, 36., Worte, welche schon viele Juden aufmerksam gemacht haben. In dieser Kirche wurden bis 1858 im Ganzen 343 erwachsene jüdische

Personen, und 441 jüdische Kinder getauft. 1861 war die Gesammtzahl der Taufen auf 881 gestiegen. Rechts und links von der Kirche wurden später zwei große Gebäude errichtet, das Eine für Erziehung und Unterricht jüdischer Knaben, das Andere für jüdische Mädchen. Beide Anstalten können je 50 Kinder aufnehmen und sind stets voll. Die Kinder werden gekleidet, genährt und wohl unterrichtet, und singen in englischer und hebräischer Sprache Lieder zur Ehre des Heilandes. Zu beiden Seiten dieser Anstalten, die im Hintergrunde eines breiten abgesonderten Platzes stehen, zieht sich eine Anzahl einfacher Gebäude, in welchen der Geistliche der Kirche, und die Zöglinge des Judenmissionsseminars wohnen. Auch Dr. Ewald, der vieljährige, gesegnete Missionar, hat hier seit 1851 seine Wohnung. Hier ist auch das Arbeitshaus für Proselyten, in welchem die Schriftsetzerei, Buchdruckerei und Buchbinderei erlernt und geübt wird. Der ganze Platz hat den Namen Palästinaplatz, und ist durch ein Gitter von den Straßen abgeschlossen.

In London wohnen viele bekehrte Israeliten, deren Zahl aber nicht zu ermitteln ist. Dort wollte schon 1832 eine Anzahl Bekehrter sich zu einer besonderen jüdisch-christlichen Gemeinde zusammenthun, ohne den Plan ausführen zu können. Die in der Anstalt Bekehrten führt äußerer Beruf häufig nach allen Richtungen hinweg, so daß der Anwesenden zu wenige sind, um eine eigenthümliche Gemeinde vorzustellen. Die Bekehrten übrigens werden auch Namenchristen, welchen sie liebend nahe kommen, zu großem Segen. Ueberhaupt zählt die englische Kirche schon 70 Geistliche, die bekehrte Juden sind; und groß ist deren Anzahl auch unter den Pfarrern der Dissentergemeinen.

Die Londoner Judengesellschaft hat auch an andern Orten Englands Judenmissionare, wie in Liverpool, Manchester und Bristol. Neben ihr besteht seit 1844 in London die sogenannte britische Gesellschaft für

Juden, deren Leitung in den Händen von Dissenters verschiedener Denominationen ist. Diese sendet gleichfalls Missionare in's Ausland, hat aber ihr Hauptarbeitsfeld in London (Birmingham, Hull u. s. w.). Ihre Missionare sind Alle bekehrte Israeliten. Ferner hat sich 1840 in London eine Gesellschaft von Frauen gebildet, zur Bekehrung des jüdischen weiblichen Geschlechts, wozu sie Errichtung von Schulen, Bildung von Lehrerinnen, auch Besuche in den Familien als Mittel gebraucht. — Außerdem gibt es in England thätige Christen, die für sich auf Juden zu wirken suchen. Dahin gehört z. B. der früher zum Judenmissionar bestimmte Prediger Georg Müller in Bristol, dessen ausgedehnte Waisenhäuser für Kinder aller Klassen berühmt geworden sind. Er sucht durch Umgang, Traktate, Vorträge auf öffentlichen Plätzen, und liebliche Unterweisungen nicht ohne Erfolg die Judenbekehrung zu fördern. — Endlich erwähnen wir noch, daß die schottische Nationalkirche seit 1839 auch die Judenmission zu einem Zweig ihrer Missionsthätigkeit gemacht hat, und gesegnete Stationen unterhält, wie Salonika, Smyrna, Alexandrien. Als von ihr 1843 die freie schottische Kirche sich trennte, nahm auch diese sich der Judenmission an, und bedeutend sind deren Stationen in Konstantinopel, Pesth und Amsterdam geworden. Ebenso hat die unirte presbyterianische Kirche Missionsstationen in Algier, Aleppo, Hamburg u. s. w. und die irischen Presbyterianer eifern ihr nach.

---

d. Missionen auf dem Continente.

§ 15. Wir zählen noch die weiteren Stationen und Gesellschaften der Judenmission auf dem Continente auf, am Schlusse auch Amerika's gedenkend.

1) Frankreich. Hier war die Zahl der Juden nach der Schätzung von 1857, in Paris, Metz,

Nancy, Straßburg, Colmar u. s. w., zusammen 105,736. Sie stehen hinter den deutschen Juden an Bildung zurück, haben unter sich auch weniger Handwerker als in Deutschland. Sie theilen sich in fanatische Israeliten und Rationalisten. Die Arbeit unter ihnen ist keine leichte. Doch nicht immer unfruchtbar.

a) Straßburg: hieher kam 1832 Missionar Hausmeister in Diensten der Londoner Gesellschaft. In Stuttgart durch die gewaltige Predigt Ludwig Hofackers bekehrt, wurde er Zögling in Basel, und war bis an seinen Tod (1860) ein besonders thätiger und gewandter Missionar. Durch ihn bildete sich 1835 in Straßburg die „Gesellschaft von Freunden Israels," welche den Missionaren helfend zur Seite steht und Wahrheit suchender Juden durch Unterstützung sich annimmt, um sie in den Stand zu setzen, durch eigene Handarbeit ihr Brod zu verdienen. In Straßburg beschloß auch Missionar Goldberg sein thätiges Leben, 1848. Derselbe, 1780 in Schlesien geboren, sollte Rabbi werden, bekam aber einen Widerwillen vor dem Studium des Talmud. Im dreiundzwanzigsten Jahre trieb ihn Neugierde in den Saal der Brüdergemeine zu Neuwied. Er wurde innerlich ergriffen, unterrichtet und 1821 in Eßlingen getauft. In Diensten der Londoner Gesellschaft arbeitete er in Dresden, Schlesien, Baiern, zuletzt neben Hausmeister in Straßburg, wo manche Israeliten die Taufe erhielten. Auch in Colmar und Mühlhausen arbeiten Judenmissionare der englischen Gesellschaft. — b) in Metz wirkte Missionar Oster von 1835 an mehrere Jahre. Er machte von da auch viele Reisen zu andern Städten in Frankreich. Der Boden war hart und die Arbeit schwer, weil der Missionar nur auf Unterredungen mit den Juden beschränkt ist, und öffentliche Vorträge vor versammelten Juden selten und fast unmöglich sind. — c) In Toulouse bildete sich schon 1832 eine Gesellschaft von Freunden Israels, die sichs zur Aufgabe stellte, Bibeln und Traktate zu verbreiten, für Proselyten Sorge zu tragen und Beisteuern zu sammeln. — d) In Lyon findet die Kirche der evangelischen Gesellschaft vielfache Gelegenheit, an Juden und Judenkindern etwas zu thun. — e) in Nismes wurde 1845 eine Gesellschaft gegründet, die wenigstens durch Beiträge sich hervorthut. — f) In Paris arbeitet seit 1855 Missionar Markheim in Diensten der Londoner Gesellschaft, Brunner für die britische Gesellschaft, die auch in Bordeaux, Lyon, Marseille das Werk betreibt.

2) Die deutschen Bundesstaaten (die Großstaaten ausgenommen). In ihnen sind da und dort Missio-

nare der englischen und schottischen Gesellschaften angestellt, welche ihre ausgedehnten Wirkungskreise häufig bereisen. Besonders gerne erscheinen sie auf großen Märkten, wo sie keine Gelegenheit unbenützt lassen, den Juden ans Herz zu reden und Traktate in die Hände zu geben, obgleich sie bisweilen mit Hohn und Spott, ja gar mit Anspeien und Schlägen zurückgewiesen werden. Häufig kommen sie durch die wiederholten Besuche mit Juden und selbst Rabbinen in ein freundschaftliches Verhältniß, und werden ihre Besuche nicht ungerne gesehen, weil den Juden die Liebe und Freundlichkeit, mit welcher man ihm zuvorkommt, wohl thut. Doch sind die Früchte im Ganzen spärlich. Manche scheinen Eindrücke zu haben, aber nicht den Muth, etwaigen Stürmen sich auszusetzen. Im Ganzen ist wahrzunehmen, daß viel mehr Verlangen nach etwas Besserem verbunden mit der Ahnung, der Messias könnte doch schon gekommen seyn, vorhanden ist, als früher. Wenn freilich Uebertritte Statt finden, so fehlt es nicht an den gröbsten Aeußerungen des Zorns und Aergers.

a) Württemberg wurde früher jährlich von Missionar Hausmeister in Straßburg bereist. Seit einigen Jahren ist auch ein Missionar der britischen Gesellschaft in Cannstatt ansäßig. — b) Baden, früher von Straßburg aus besucht, hat einen eigenen Missionar an Prediger Sutter in schottischen Diensten. — c) In Baiern fand Dr. Delitsch in Erlangen, welcher schon als Student in Leipzig durch Missionar Goldberg zu lebhaftem Interesse an der Judenmission angeregt wurde, Freunde Israels, und wurde Vorstand eines Judenmissionsvereins. In Verbindung mit ihm arbeitet zu Nürnberg der ergraute und erfahrene Missionar der Londoner Gesellschaft, Deutsch, dem ein Sendbote der britischen Gesellschaft zur Seite steht. — d) Ein schottischer Missionar arbeitet in Rheinbayern. — e) In Frankfurt a. M. bildete sich schon 1820 eine Judenmissions-Gesellschaft, die sich mit andern, namentlich der Londoner Gesellschaft, verband. Letztere hat schon lange einen Missionar hier angestellt, gegenwärtig Dr. Poper, nebst einem Kolporteur. Dort hat 1861 der alte H. Stern seine vieljährige Arbeit im Dienst der britischen Gesellschaft zu Ende gebracht. Er war ein erst im Alter bekehrter jüdischer Lehrer und gewann viele Seelen durch seine

große Herzlichkeit. Die Juden haben hier eine eigene Bibelgesellschaft gestiftet, die sich aber schon gespalten hat. — f) Im Königreich Sachsen bildete sich 1822 durch Goldbergs Bemühungen eine Dresdener Gesellschaft. Obgleich nur schwach von dieser unterstützt, hatte er doch die Freude, in den ersten sechs Jahren 18 erwachsene Juden und 17 Kinder zu taufen. Goldberg besuchte auch die Messen zu Leipzig, häufig mit viel Segen, und machte die ersten Missionsreisen nach Schlesien, Böhmen und andern deutschen Staaten. Jetzt ist kein Missionar mehr in Sachsen. — g) Die Freistadt Hamburg hat über 8000 Juden, in Reformjuden und Orthodoxe getheilt. Letztere machen Anstrengungen, das talmudische Judenthum zu erhalten, und während jene nur Eine Synagoge, die sie den neuen Tempel nennen, haben, besitzen sie deren zwei, neben andern Gebetslokalen. Beide aber widerstehen der Wahrheit. — Die Londoner Gesellschaft arbeitet hier seit 1836, und die Missionare Becker und West sind mit zwei Kolporteurs sehr thätig, neuerdings besonders auch in Ostfriesland. — h) In Altona und Hamburg wirken Missionare der unirten Presbyterianer; die Gleichgiltigkeit der christlichen Nachbarn macht dort einen sehr erkältenden Eindruck auf die Juden.

Fortsetzung (Preußen).

§ 16. 3) Das Königreich Preußen bot der Londoner Gesellschaft ein reiches Arbeitsfeld dar, indem es besonders viele polnische Juden hat und aufnimmt. Daß der Boden nicht unfruchtbar ist, kann man an dem ersehen, daß allein in den Jahren 1822—1841 nicht weniger als 2200 Juden getauft wurden. Es waren diese freilich nicht lauter Früchte der eigentlichen Mission, sondern Viele wurden durch die Verhältnisse, in welche sie zu Christen kamen, wie dieß namentlich in der Hauptstadt Berlin der Fall ist, zum Uebertritt bewogen. Doch wurden sie Alle von frommen Predigern unterrichtet, und nicht ohne die Ueberzeugung der Letzteren, daß etwas Wahres in ihren Seelen vorgegangen sei, zur Taufe zugelassen. Im Osten, wie in der Provinz Preußen, Posen und Schlesien, ist die Mission besonders gesegnet.

a) In den Rheinlanden ist Kreuznach, die Station

der Londoner Gesellschaft, ein interessantes Arbeitsfeld durch die vielen zugänglichen Juden jener Gegend. Seit Jahren wirkt hier Missionar Stockfeld, der viele Reisen in die Ferne, auch in die Hessenlande, macht und es rühmt, daß die Juden in vieler Hinsicht milder geworden seien und Beweise aus der Schrift mit weniger Widerwillen anhören. Sein Kolporteur hat 1860 in 144 verschiedenen Ortschaften, unter Gesprächen über das Evangelium, Schriften an Juden und für Juden verkauft. Stockfelds lange und treue Thätigkeit hat in vielen Christen in den Rheinlanden Liebe und Theilnahme für Israel geweckt, und so bildete sich 1842 in Köln der Rheinisch westphälische Verein für Israel. Dieser, einen eigenen Missionar suchend, warf seine Augen auf Pastor Kalthoff, welcher längst als besonderen Freund Israels sich bezeigt hatte. Kalthoff trat 1844 seine erste Missionsreise an, und wanderte fortan im Jahre neun Monate hindurch bei den Juden umher. Wegen vorgerückten Alters aber hat er 1857 seinen Wanderstab niedergelegt und eine Pfarrstelle angenommen. — In Köln wirkt ein eifriger Sendbote der britischen Gesellschaft.

b) In Berlin ist der älteste Hilfsverein der Londoner Gesellschaft auf dem Kontinente. Es kam 1818 Prediger Way (§ 14) von England dahin, und feuerte das Interesse für Israel an. Unter Andern gewann er den britischen Gesandten in Berlin, Sir George Rose, für die Sache, der ihr bis an seinen Tod (1854) treu blieb. Allmählig (1822) entstand die Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, mit welcher auch Professor Tholuck sich verband, der Schriften für die Juden schrieb, auch 1824 eine Zeitschrift: „der Freund Israels, für Christen und Israeliten," herausgab. Tüchtige Missionare wurden der Londoner Gesellschaft empfohlen. Darunter sind: Prediger Reichardt, der in Deutschland und Polen, in der Türkei und Palästina sein Arbeitsfeld hatte, jetzt seit vielen Jahren in London, ferner Prediger Becker, vieljähriger Leiter der polnischen Mission, und Prediger Hartmann, ältester Missionar in Breslau. Die Berliner Gesellschaft sandte aber auch eigene Missionare aus, unter welchen besonders zu nennen sind: Händes, ein geborner Christ, der sich gründliche Kenntnisse des Judenthums erwarb und große Macht an vielen Juden bis an seinen Tod ausübte, und Börling, ein Jude aus Berditschew in Rußland, durch Missionar Moritz 1821 bekehrt, und in Basel erzogen, welcher 1835 in die Dienste der Berliner Gesellschaft trat, und viele Juden zu Christo brachte, aber 1840 Pastor im südlichen Rußland wurde. — Die Berliner Gesellschaft, die von vielen Zweigvereinen, wie in Königsberg, Danzig ꝛc. unterstützt wird, hat stets einen oder etliche Arbeiter in ihren Dien-

sten, in der Hauptstadt selbst erst in neuerer Zeit. Auch besteht daselbst seit 1852 der bekannte Jerusalemsverein (§ 78) unter der Leitung Dr. W. Hoffmanns. Dort hat aber auch die Londoner Gesellschaft ihre Missionare, und 1834—1837 hat Prediger Ayerst über 200 Juden im Unterricht gehabt und 47 getauft. Der Missionare sind es gegenwärtig (1861) vier (Bellson, Dr. Klee, Dr. Schulze, Dr. Biesenthal), von zwei Kolporteurs unterstützt, und einem Schullehrer, der 40 Kinder in der Schule hat. Viel wird auf Reisen gethan, Manches auch durch Schriften und Proselytenpflege. Im Ganzen sollen in Berlin mehr Juden bekehrt worden seyn als in London: ihr Rationalismus und neuerdings der zunehmende Materialismus führen auch viele in die Reihen der entschiedenen Religionsfeinde.

c) In der Provinz Preußen hat die Londoner Gesellschaft zwei Stationen, nämlich: 1) in Danzig, wo etwa 3000 Juden sind, nicht strenge Talmudisten, sondern mehr dem Unglauben zugewandt, die wohl prachtvolle Synagogen bauen, sie aber fast nie betreten. Ihre Kinder schicken sie unbedenklich in die Schulen und lassen sie alles Christliche mitmachen. Taufen kommen manche vor. — 2) In Königsberg in Ostpreußen stehen Missionar Tartakover von der Londoner, und Jakobi von der Britischen Gesellschaft. Die deutschen Juden der Nachbarschaft stehen meist im Unglauben und sind darum unzugänglicher als die russischen und polnischen. Andere besuchen die christlichen Kirchen und haben nichts dagegen, wenn ihre Kinder in reiferem Alter Christen werden. — Selbst Rabbiner zerfallen mit ihrem Talmud, wenn sie das Neue Testament lesen, und reden dem Christenthum entschieden das Wort. Auch hier werden Manche bekehrt. Pastor Resener in Memel hat allein 185 Juden, meistens polnische, getauft.

d) Die Provinz Posen ist besonders gesegnet. Die Stadt Posen (mit Fraustadt) ist Station der Londoner Gesellschaft, wo Graf, Skolkowski und andere bewährte Arbeiter stehen. In Bromberg hat die Britische Gesellschaft einen Vertreter. Die Provinz, einst zu Polen gehörig, hat an 100,000 Juden, und von hier verbreiten sie sich über ganz Preußen. Sie sind im Allgemeinen zugänglich. So sehr auch die strengen Juden toben, wenn Bekehrungen vorkommen, so ist doch bereits kaum eine Stadt in der Provinz, in welcher nicht Proselyten wären. Von diesen sind Einige Geistliche, Andere Missionare, die Meisten Handwerker. Die Juden erkennen es an, daß durch die Mission die Christen Liebe gegen sie lernen, und ihre Achtung vor der Person Christi nimmt zu, wie auch das Neue Testament immer mehr Eingang findet. In Posen kommen auch viele Ehen zwischen Christen und Jüdinnen vor, wobei es den

Letzteren, wie die Missionare versichern, an wirklicher christlicher Anregung nicht immer fehlt; nur haben sie die Kraft nicht, die tief eingewurzelten Gewohnheiten des Judenthums völlig zu lassen. Interessant sind die 12 Missionsschulen, die in und um Posen seit Jahren bestehen, und trotz vieler Angriffe von Seiten der Juden, stets gegen 500 Judenkinder zählen, welche bei amtlichen Prüfungen sich oft den christlichen überlegen gezeigt haben.

e) In der Provinz Schlesien ist die Mission nicht minder gesegnet. Die Hauptstation der Londoner Gesellschaft ist seit 1820 Breslau, in welcher sechs Missionare (Hartmann, Behrens 2c.) stationirt sind, außer einem Arbeiter der Britischen Gesellschaft, die nach allen Richtungen Reisen machen. Der Juden sind es in der Provinz 27,000, und bis 1835 wurden 345 getauft. Wie häufig theilen sie sich auch hier in Orthodoxe und Reformjuden, und zwar nehmen die Letztern merklich zu. Der häufige Umgang mit Christen vermindert die Vorurtheile. Viele bekennen laut, daß sie das Judenthum aufgegeben haben; denn wenn sie an das Alte Testament glaubten, so müßten sie auch an das Neue, als seiner Erfüllung, glauben. Solche, die früher nie mit einem Missionar sprechen wollten, und schon beim Namen Jesu zornig wurden, lassen mit sich reden, und werden erst ärgerlich, wenn auf die Erlösung durch Sein Blut aller Nachdruck gelegt wird. Getauft werden stets Viele, nicht blos in der Mission: ja jüdische Eltern haben schon ihre Kinder zur Taufe in die Kirche gebracht. Sehr zugänglich sind sie besonders in Frankfurt a. d. O., wo sich neuestens eine jüdische Gesellschaft zur Kolonisirung Palästina's gebildet hat.

Fortsetzung.

§ 17. 4) Das Königreich Polen wurde um seiner vielen Juden willen frühzeitig von der Londoner Gesellschaft ins Auge gefaßt; und weil es seit 1815 eine eigene Constitution hatte, und seine Kirchengesetze anders sind als in der griechischen Kirche Rußlands, so konnte man sich hier Erfolg versprechen. Prediger Way von England wirkte 1818 von Kaiser Alexander I. die Erlaubniß zur Mission aus. Letztere wurde mit großem Eifer und mit viel Segen von Warschau aus, wo allein 40,000 Juden wohnen, betrieben, aber zur Zeit des russisch-griechischen Kriegs 1855 von

von Nikolaus I. völlig aufgehoben. Im Ganzen waren etwa 400 Israeliten getauft worden, und noch viele Andere hatten ihre Heimath verlassen, um auswärts die Taufe zu empfangen.

Anfangs beschränkten sich die Missionare (Mac Caul, Reichardt, Becker) auf Unterredungen, Hausbesuche und Schriftvertheilungen; aber bald gingen sie weiter, und wurde ein Arbeitshaus für Taufkandidaten nöthig. Der in verschiedenen Sprachen für die Juden gehaltene Gottesdienst wurde immer zahlreicher besucht; und die heilige Schrift fand starken Absatz. Zwar arbeiteten die Juden auf alle erdenkliche Weise den Missionaren entgegen; aber sie konnten die Wirkung an den Herzen nicht verhindern. Schon das machte tiefen Eindruck, daß Christen freundlich und liebreich mit ihnen verkehrten; und wenn sie das römische und griechische Christenthum nicht für die Religion des wahren Messias halten konnten, so wurden sie nachdenklicher über den Glauben der Missionare, und immer geneigter anzunehmen, der Messias müßte schon da gewesen seyn, wenn er nicht bald käme. Zwar hielten sie noch immer am Talmud; aber Dr. Mac Cauls Werk: „Nethiwoth Olam" oder „die alten Wege" überzeugten Viele vom Unterschied der heiligen Schrift und dem, was die Rabbinen lehrten. Mac Caul berichtet von einem späteren Besuch in Warschau: „Alles, was ich sah und hörte, ließ mich schließen, daß der Tag der gnädigen Heimsuchung Israels schon weit über die Dämmerung vorgerückt sei. Die vieljährigen Arbeiten der Gesellschaft, und besonders die Missionsreisen, haben eine sehr merkliche Veränderung in der Stimmung der Juden gegen das Christenthum bewirkt. An jedem Orte sammelten sich die Juden in Schaaren um den Missionar, um ihn zu hören; und Tausende von Büchern und Traktaten wurden ausgetheilt." — Seit 1840 waren sieben Missionare in Polen, 1843 wurden ihrer neun. Durchschnittlich wurden jährlich 10 Juden getauft. Andere Stationen in Polen waren Kalisch, 55 Stunden westlich von Warschau, Sieradz, an der Wartha, 14 Stunden östlich von Kalisch, — Lublin, 40 Stunden südöstlich von Warschau, — Suwalki, 60 Stunden nördlich von Warschau. — Es ist zu erwarten, daß die vielen nach der Aufhebung der Mission zurückgebliebenen Schriften und Eindrücke auch jetzt noch im Stillen weitere Wirkung thun werden.

5) Vom eigentlichen Rußland wurden, wie oben bemerkt, die Juden durch Nikolaus I. vertrieben, ausgenommen die in den Kolonien Südrußlands Angesiedelten, 26000 an der Zahl. Auch sonst blieben Viele zurück und Andere mögen jetzt wieder ins Reich zurückkehren.

Aber eine Mission wäre auch bisher ziemlich erfolglos gewesen, weil das russisch-griechische Kirchengesetz keine andere Taufe als in den Schooß der griechischen Kirche erlaubte. Von dem Plan Alexanders I. übrigens, Kolonien israelitischer Christen mit beliebigen Confessionen zu gründen, ist oben (§ 9) die Rede gewesen. Von Alexander II. ist 1861 jedem Nichtchristen gestattet worden, sich in einer beliebigen Kirche taufen zu lassen, wie auch Kinder aus gemischten Ehen hinfort nicht mehr nothwendig griechisch seyn müssen. Aber eine Mission konnte bisher um so weniger eröffnet werden, als selbst die im freieren Polen aufgehoben worden sind.

Kaiser Alexander I. begünstigte nach den Befreiungskriegen, wie die Bibelverbreitung, so auch die Judenmissionen. Von ihm aufgefordert, durchzog Missionar Moritz 1817—1825 alle Theile des Reichs, und überall nahmen die Juden seine Vorträge und seine Bücher freundlich auf. Einmal 1819 bat ihn in Borisow ein benachbarter Rabbine, Namens Kletsck, auch zu ihm zu kommen. Moritz that es, und fand eine große Versammlung vor, die mit Aufmerksamkeit ihn anhörte. Noch 20 Jahre später kam ein Brief von Kletsck, mit 40 Unterschriften, an die Missionare in Warschau, des Inhalts: „Lebt ein gewisser Moritz noch? Ist er bei euch? Wenn das nicht ist, könnten wir nicht durch Einen von Euch in Warschau getauft werden?"

6) Mit Oestreich, das über eine Million Juden zählt, die seit 1849 in gleiche Rechte mit den Unterthanen gestellt sind, ist es ein Aehnliches wie mit Rußland. Hier duldet die römische Kirche keine fremden protestantischen Missionare. Merkwürdig ist jedoch, was 1860 Missionar Lawrence mittheilt. In Galizien wurde den 20 ansäßigen protestantischen Familien einer kleinen Stadt plötzlich der Gebrauch des Kirchhofs genommen. Da trat eine Anzahl Juden zusammen, kaufte ein gut gelegenes Stück Land, und bot es den Protestanten, wie wenn diese ihre Brüder wären, zu einem Begräbnißplatz an. Noch wichtiger ist die gleichfalls von Lawrence mitgetheilte Nachricht, daß in Mähren, wo nur sieben lutherische Gemeinden sind, 139 Juden durch ihren Dienst getauft worden seien, in wie viel Zeit,

konnte er nicht sagen. Daß hiebei, setzte er hinzu, irdische Vortheile der Beweggrund gewesen seien, könne man nicht annehmen, da diese Lutheraner sehr arm und bedrückt seien. Indessen hat doch die Londoner Gesellschaft ihre Arbeit in Krakau; eine andere in Pesth hat aufgehört.

a) Die Stadt Krakau war von 1815 an eine Republik, unter dem Schutze von Rußland, Preußen und Oestreich. Nach dem Aufstand von 1846 wurde sie dem östreichischen Reiche einverleibt und Hauptstadt von Westgalizien. In den Tagen ihrer Freiheit konnte von der Londoner Gesellschaft unter den 32,000 Juden in der Stadt und Umgegend gearbeitet werden. Diese, großentheils sehr arm, standen damals noch in tiefer Verachtung bei der katholischen Bevölkerung, und durften Nachts aus ihrem besonderen Quartier bei schwerer Strafe nicht herausgehen. Missionar Dr. Gerlach erhielt 1834 von der Stadtobrigkeit die Erlaubniß, öffentlich zu predigen, eine Schule für Judenkinder zu errichten und die heilige Schrift unter den Juden zu verbreiten. Andere Missionare folgten nach; und die Mission wurde lebhaft. Trotz des Widerstands der katholischen Priester und der Rabbiner wurden viele Juden getauft. Bestürzt über den Fortgang des Werks, nahmen die Rabbiner ihre Zuflucht zum Cherem (Fluch). Zuerst gaben sie ernste Warnungen, dann Drohungen, und endlich sprachen sie in der Synagoge feierlich den Bann aus, mit den Worten: „Verflucht ist der Mann, der die Missionare besucht; verflucht sind seine Eltern; verflucht ist seine ganze Verwandtschaft; die Thüren seines Hauses sollen vernagelt werden." Aber diese Erklärungen thaten nicht nur keine Wirkung, sondern die Juden strömten nur noch zahlreicher den Missionaren Behrens und Hiscock zu. In den Revolutionsjahren 1848 und 1849, da die Rechtsgleichheit aller Unterthanen verkündigt wurde, ruhte die Mission. Als jedoch Missionar Hoff die Arbeit wieder begann, wehrten ihm die Behörden der Stadt unter dem Vorwand, daß der Mission gegenüber die alten Gesetze des Reichs noch gelten. Hoff wandte sich persönlich nach Wien, und wirkte volle Freiheit für die Mission aus. Er starb 1854; und dann widmete der Mission einen Theil seiner Zeit ein Prediger der Stadt, Namens A. Otremba, welcher jetzt Agent der Londoner Gesellschaft ist, häufige Reisen in Galizien macht, einige feste Stationen im Lande hat, und jährlich etliche Juden tauft. Der Proselyten sind es im Ganzen über 100. Die Juden bequemen sich immer mehr an die Sitten der Christen, und ihre Stimmung gegen das Christenthum wird günstiger. Sie schicken ihre Kinder in

christliche Schulen; und wenn die jüdischen Lehrer davor warnen, weil sie könnten dem Judenthum entfremdet werden, so antworten die Eltern, sie hofften selbst noch Christen zu werden, und wünschten das auch von ihren Kindern. Fremde Missionare aber werden kaum zugelassen.

b) Pesth in Ungarn, welches letztere bekanntlich eine freiere Verfassung hatte, wurde 1842 eine schottische Station. Es war dieß Folge des Berichts einer Untersuchungsreise, welche die schottische Kirche 1839 in Europa und Asien machen ließ. Pesth wurde bald eine sehr bedeutsame Station. Die Familie Saphir, Verwandte des bekannten Satyrikers, war die erste, welche die Schotten tauften. Diese eröffneten Schulen für jüdische Kinder, welche von etwa 300 derselben benützt wurden, hielten Vorträge für die Juden, schickten Colporteure in Ungarn aus und verbreiteten Gottes Wort und dessen Kenntniß. Eine nicht unbedeutende Zahl Juden wurde gewonnen und getauft. Als die Mission in vollster Blüthe stand und auch wohlthätig auf die evangelischen Christen gewirkt hatte, brachen die Revolutionsstürme los; und obgleich die Missionare sich nicht in's Politische mischten, so gelang es doch dem römischen Einfluß, sie aus Pesth, Ungarn, ja ganz Oestreich zu vertreiben. Der ausgestreute Samen wirkte aber doch in Vielen nach. Insbesondere dauerte die Schule des Proselyten Ph. Saphir fort, der Pastor und Superintendent war. Die Schule war eine Privatschule mit 360 fast ausschließlich jüdischen Kindern. Sie kam 1851 in große Gefahr durch die Verordnung, alle Privatschulen müßten unter katholische Aufsicht gestellt werden. Auf Ansuchen der protestantischen Gemeinde jedoch wurde Saphirs Schule für eine öffentliche erklärt, die nur jährlich einen Bericht an die Regierung zu erstatten hat. Einzige den zuerkannten Rechten beigegebene Bedingung ist, daß die jüdischen Eltern schriftlich erklären müssen, sie wollen ihre Kinder in der christlichen Religion unterrichten lassen. Auf diese Bedingung sind fast alle Eltern gerne eingegangen. Die Schule steht heute noch und ist zu einer großen Lehranstalt angewachsen. Für die meist jüdischen Schüler kann sie unentgeldlich benützt werden. Ihr jetziger Vorsteher ist Adrian van Andel, ein warmer Freund Israels.

Schluß.

§ 18. 7) Von den nördlicheren Ländern Europa's geben wir noch folgendes Einzelne in Betreff der Judenmission.

a) In Belgien waren einst die Juden sehr zahlreich und wohlhabend; aber 1369 wurde ihnen die Verhöhnung einer Hostie

Schuld gegeben; und damals wurden viele Juden in Brüssel und Löwen mit Confiscation ihrer Güter lebendig verbrannt, die Andern aus dem Lande verbannt. Später kamen wieder Juden; aber ihre Zahl ist nicht groß, und Missionar Ewald, der 1858 sie besuchte, fand, daß die Emancipation das Judenthum fast vernichtet habe. Die Synagogen sind leer, die Rabbiner ohne Einfluß und ohne Gemeinden; und Tausende von Juden verleugnen ihre Herkunft. Bei der Volkszählung von 1858 bekannten sich nur noch 1336 in ganz Belgien als Juden, während doch in Brüssel allein, wie der Ober-Rabbiner versichert, 3000 seyn sollen. Ehen zwischen Juden und Christen, und Uebertritte zur katholischen Religion sind an der Tagesordnung. — Evangelische Mission ist keine im Lande; doch nimmt sich eine gesegnete evangelische Gesellschaft auch der Juden an, und nicht ohne Erfolg.

b) Holland. Von den älteren Bemühungen in diesem Lande war oben (§ 13) die Rede. Hier wirkte stets die Kirche selbst auf die Juden, deren 20,000 in Amsterdam, in Holland über 60,000 sind; und eine große Anzahl ist in die reformirte Kirche eingetreten. Darunter sind besonders bekannt: der Dichter Da Costa († 1861), Dr. Capadose, Bueno und De Pinto, welche unablässig für ihre Brüder nach dem Fleisch thätig sind. Sonst hat die Londoner Gesellschaft 1847 eine Judenmissionskapelle in Amsterdam erbaut, welche etwa 500 Personen faßt, und fleißig von getauften und ungetauften Juden besucht wird. Ihr Missionar Pauli dehnt seine Arbeit auch auf Rotterdam, Leyden, Utrecht und Haag aus und findet, daß die Juden immer mehr mit ihrer Religion unzufrieden werden und wünschen, als Christen angesehen zu werden. Viele kommen als Studenten auf die Universität, werden Christen und in der Folge Prediger. Bekehrt werden Viele, auch durch Geistliche Hollands, je und je unter großen Aufregungen. Nach der Aufhebung der Mission in Pesth hat die freie schottische Kirche Amsterdam zu einer ihrer Hauptstationen gemacht; und sie hat ein kleines Seminar zur Bildung von Evangelisten und Colporteuren mit der Mission verbunden. Prediger Schwarz endlich, Missionar in Amsterdam, gibt eine holländische Zeitschrift für die Juden heraus, und hat auch eine eigene Kirche, in welcher er Juden und Christen predigt.

c) In Dänemark sind jetzt im Ganzen 6000 Juden. Ihre Synagoge in Kopenhagen ist modernisirt. Londoner Missionare besuchen sie jährlich von Hamburg und Schweden aus, dabei auch die Städte in Jütland, Schleswig und Holstein, in welchen größere Judengemeinden sich finden, nicht übergangen werden. Großes Aufsehen machte die Bekehrung

der beiden Töchter Moresko 1852 in Kopenhagen durch Missionar Moritz.

d) In Schweden gibt es nur etwa 1000 Juden. Bis vor wenigen Jahren durften sie nur in vier Städten wohnen. Jetzt ist ihnen erlaubt, in jedem Seehaven, der über 4000 Einwohner hat, sich niederzulassen; aber noch sind ihnen kleinere und im Innern des Landes gelegene Städte verwehrt. Seit 1843 ist der hochbetagte Missionar Moritz in Diensten der Londoner Gesellschaft in Gothenburg stationirt. Die Judenmission war etwas ganz Neues im Lande; und Moritz macht daher häufige Reisen durch ganz Schweden, auf welchen er als bekehrter Jude auf Geistliche und Volk tiefe Eindrücke macht und reiche Beisteuern für seine Gesellschaft erhält. Ueberall, besonders in Stockholm, herrscht unter den Juden große Gleichgiltigkeit und Haß gegen das Christenthum. Aber je und je werden einzelne Seelen getauft, trotz des Widerstands fanatischer Verwandten.

8) In der Schweiz sind jetzt etwa 10,000 Juden, aber sehr ungleich vertheilt. So hat die kleine Stadt Wifflisburg (Avenches) im Kanton Waadt mehr als 300 Juden, eine Kantons-Hauptstadt oft nur etliche Familien. Am häufigsten sind sie in Bern, Wifflisburg, Basel, Genf, Zürich und Aargau. Bekannt ist die Thätigkeit des Vereins zu Basel seit 1831.

In Basel entstand schon 1821 eine kleine Gesellschaft, welche verlangender Israeliten sich annehmen, Judenkindern Unterricht verschaffen und den Christen Israel an's Herz legen sollte. Erneuert wurde die Gesellschaft 1831 unter dem Namen: „Verein von Freunden Israels in Basel." Derselbe macht sich Unterricht und Pflege der Proselyten zur Aufgabe, ferner eigentliche Missionsthätigkeit durch Betstunden und Reisen, endlich Verbreitung von Schriften unter Israel. Brenner von Basel stand mit viel Liebe und Geschick dem Vereine vor, machte auch viele Reisen, bis er 1838 starb. Er begann die schätzbare Zeitschrift: „Der Freund Israels," welche bis heute die umfassendsten Nachrichten über die Judenmissionen in aller Welt gibt. Sein Nachfolger, Pfarrer Bernoulli, steht gleichfalls rüstig zur Sache. Viele Juden sind schon mit Hilfe des Vereins zur Wahrheit und zur Taufe gekommen. In dem zum Eigenthum gekauften Proselytenhause wohnt der bekehrte Israelite Hemann als Proselytenvater. Der Verein hat viele Hilfsvereine in der ganzen Schweiz, namentlich in Genf, Waadt, Bern, St. Gallen, Zürich, Neuchatel und Schaffhausen. Seine jährlichen Einnahmen belaufen sich auf 10,000 Franken.

9) In Italien haben es die Juden bisher am schlimmsten unter allen Juden in Europa gehabt, indem sie überall den härtesten Beschränkungen und Auflagen unterworfen waren, meist in schmutzige Ghetti eingeschlossen, aus welchen sie für gewöhnlich sich nicht entfernen durften. Man schätzt sie auf 47,000. Seit der Einwanderung der spanischen Juden sind sie meist in zwei Sekten getheilt, die ihre eigenen Synagogen haben, nämlich in die spanischen Juden und in die Beni Italia. Mit 1848 wurden sie in den sardinischen Staaten freier; und die neuesten Bewegungen in Italien haben auch den Juden viel Freiheit eingebracht. Diesen können jetzt Bibeln und Schriften ohne Gefahr eingehändigt werden, wie sie auch überall in Häusern und Synagogen besucht und angesprochen werden können. Die Londoner Gesellschaft aber hat seit 1854 einen Missionar in Turin, der auch die Juden in Rom und sonst zu besuchen sich angelegen seyn läßt.

a) In Turin war der Zustand der Juden früher höchst kläglich. In ihrem Ghetto eingeschlossen, waren sie in Handel und Verkehr beschränkt; sie durften kein Amt bekleiden, keine Aerzte und Apotheker werden, konnten keine guten Bücher bekommen, und waren selbst des Schattens der Freiheit beraubt. Seit 1848 haben sie bürgerliche Freiheiten gewonnen. Aber langsam erheben sie sich zu etwas Besserem. In ganz Sardinien schätzt man sie zu 8500, wovon ein Drittel in Turin wohnt; die Andern sind in verschiedenen Städten zerstreut. Zu ihnen sandte 1854 die Londoner Gesellschaft Missionar Lauria, der Krankheits halber Kairo verlassen mußte. Er fand den Boden freilich schwierig. Doch lernten ihn und den Protestantismus die Juden allmählig schätzen; sie hören seine Vorträge an, lassen sich die Bücher gefallen, und zeigen häufig eine freundliche Gesinnung. In andern Städten sind die Juden reger für geistige Interessen, wohl auch wohlhabender; 1860 fand Lauria nach dem Kriege in Mailand und sonst freien Zutritt zu den Juden; und konnte ohne Furcht und Rückhalt Christum verkündigen. Der Erstling aus einer sehr bigotten Familie wurde 1861 in der Waldenser Kirche getauft.

b) Auch in Rom macht Lauria Besuche. Hier aber haben es die Juden noch nicht viel besser, als früher, nur daß die argen Verfolgungen aufgehört haben. Vor dem Eingang zu

ihrem feuchten, fieberischen Ghetto, auf welches sie neuestens jedoch nicht mehr beschränkt sind, steht noch die katholische Kirche, in welcher die Juden einst genöthigt wurden, Predigten anzuhören; und noch hat dieselbe die Inschrift, hebräisch und lateinisch eingegraben: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist" (Jes. 65, 2). Als Napoleon I. über Rom Herr war, bat man ihn, die verhaßte Inschrift wegzunehmen, erhielt aber die Antwort: „Was geschrieben ist, das ist geschrieben." Es mögen etwa 4200 Juden im Ghetto wohnen; aber wenigstens 2500 bedürfen fortwährender Unterstützung, um leben zu können. Sie haben drei Synagogen, sind aber höchst unwissend, und meist talmudisch gesinnt. Doch findet der Missionar bei seinen Besuchen keine unfreundliche Aufnahme.

c) Endlich hat Dr. Mayer von der britischen Gesellschaft, einst Rabbiner in Glasgow, 1861 eine hoffnungsreiche Mission in Livorno angefangen, wo er besonders von den Studenten der jüdischen Hohenschule viel besucht wird.

10) In Amerika, wovon wir hier auch noch reden, weil die dortigen Juden unter lauter europäisirten Christen wohnen, wie in Europa selbst, schätzt man sie zu 200,000. In den Vereinigten Staaten sind es 150,000, (40,000 allein in New-York, 20,000 in Philadelphia). Der größere Theil lebt vom Kleinhandel, Andere wissen sich emporzuschwingen. Viele verschwimmen unter den andern Einwohnern Amerika's so, daß ihre Abkunft entweder unerkannt oder unbeachtet bleibt. In Charlestown haben sie eine bedeutende Synagoge. Die Mission hat ihrer auch nicht vergessen.

In Surinam, wo reiche jüdische Pflanzer sind, macht die Brüdergemeine schöne Erfahrungen. Als einmal 1837 eine Negerin, die ihr eigenes Kind tödtete, um es aufzuzehren, und deßhalb zum Tode verurtheilt wurde, durch den Dienst der Brüder sich gründlich bekehrte, bat der Pflanzer Van Embden, ein Israelite, die Brüder, ihre Arbeiten auf seine große Pflanzung auszudehnen; ja er baute ihnen 1841 eine schöne Kapelle auf seinen Gütern. — In Demerara wurde 1860 ein Jude aus Hannover mit seiner Familie getauft, bekehrt durch das, was er an einem christlichen Todtenbette erfahren durfte. Viele Juden wohnten der Taufe bei; ein junger Spötter aus Surinam wurde dabei so umgestimmt, daß er 1861 die Taufe empfing und

an der großen Arbeit unter Israel sich jetzt eifrig betheiligt. Auch in Brasilien wird an den Juden gearbeitet. — Die Baptisten in New-York gründeten 1845 eine Gesellschaft, die sich die Judenbekehrung zum Zweck setzte; und die Presbyterianer haben dort einen Judenmissionar. — Der Staat Indiana besitzt seit 1845 einen Verein für Israel. — In Jamaika, wo die spanischen Juden sehr zahlreich sind, weil sie seit langer Zeit hier unbewegliches Eigenthum hatten haben dürfen, geben sich die Christen seit 1840 viele Mühe, Israel zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen.

Auch in den andern Welttheilen (z. B. Vandiemensland) bleibt nirgends das alte Brudervolk von der Mission unbeachtet. Gewiß kommt noch die Zeit, da der Gesammtheit die Decke vom Herzen fällt, wie wir auch hoffen, daß der HErr die Hülle, damit alle Völker verhüllet sind, hinwegnehmen wird.

Register.*)

I. Personen-Namen.

*) Die Zahlen weisen auf die Seiten des Buchs. Wenn die nächstfolgende Seite das gleiche Wort wiederholt, ist es im Register selten bemerkt.

II. Orts-, Völker- und Länder-Namen.

III. Erklärte Ausdrücke, Secten, Religionen 2c.

Druckfehler und Zusätze.

S. 14. Lin. 17. v. u. statt: Tscholufen, lies Jolofen (so S. 15, L. 8.).
" 16. L. 11, statt: Lindon, lies Lindoe.
— statt 1847, lies 1841.
" 17. L. 2. statt Vorgas, lies Verga.
" 20. L. 5 statt Krieg, lies Kriege.
Mitte statt überzuflanzen, lies —pflanzen.
" 21. Mitte, statt Missionar, l Missionare.
" 24. L. 17. v. u. statt Benguama, l Benguema.
" 26. L 2. statt gegenwärtige, lies frühere.
L. 8. v. u. nach: meth.-bisch. "unter Bisch. Burns, der über 1392 Kirchenglieder die Aufsicht führt (1861) und auch eine in Cap Mount unter den Vey's begonnene Mission leitet. Auch die amerik. Presbyterianer haben hier 7 Stationen, 3 für die amerik. Neger und 4 für die Eingebornen."
L. 3. v. u. nach: Schule, — "unter der Leitung der Presbyterianer, aus welcher bereits die besten Beamten der Regierung, so wie mehrere Geistliche hervorgegangen sind."
" 28. L. 14. füge bei: "Auch die amerik. Methodisten haben 1860 unter den Grebo's zu missioniren angefangen."
" 34. L. 17. v u. setze nach Hauptstadt ein Komma.
" 37. L. 13 v. u. "Zu Ehren seines Vorgängers hat endlich König Badahung 1860 und 1861 Leichenfeierlichkeiten begangen, welche aller Beschreibung spotten. Die Hauptstadt schwamm im Blut der Menschenopfer; ein Teich, der einen Kahn tragen konnte, wurde damit angefüllt und Pyramiden von verwesenden Köpfen aufgethürmt. Die Vorstellungen und Drohungen der brit. Regierung haben noch zu keinem Resultat geführt; die Sklavenjagd in den umliegenden Ländern dauert fort."
" 43. L. 2. Ischaga (1862 von Dahome aus überfallen und gänzlich vernichtet).
L. 4. Idschaje (März 1862 von den Ibadanern erobert und verbrannt).
" 46. L. 6. v. u. nach "kamen". Zuerst waren sie in Kameruns und Bimbia thätig, bis Missionar Saker zuletzt in Viktoria eine neue hoffnungsreiche Niederlassung gründete.
" 48. L. 8. zusammenstellten. Die spanischen Behörden haben bisher der Mission keine Hindernisse in den Weg gelegt.
L. 15 Dringste, l. Dringendste.
" 49. L. 3. v. u. lies: nebst einem Bischof und barmherzigen Schwestern.
" 50. Mitte, statt: finden, l. fanden.
" 56. Mitte, statt Aeußere, l. Aeußeres.
" 60. L. 10. v. u. ließ Hemel en Aarde.
" 62. L. 13. statt Geika, l. Gaika.

S. 63. Mitte statt Hartebust, l. Hartebeest.
" 64. L. 2. statt erinnen, l. erinnern.
Mitte statt nehmen, l. nahmen.
" 67. L. 10. statt Pocaltsdorp, l. Pacaltsdorp.
" 76. Mitte, setze nach Knappshope ein Komma.
" 79. L. 13. v. u. statt Umzumwulo, lies —wubo.
" 80. L. 7. v. u. Owaherero, — mit Kaffern und Betschuanen verwandt.
" 82. L. 4. — statt die Räuber, l. den Räuber.
" 83. L. 10. v. u. statt 1843, l. 1842.
" 86. L. 23. füge bei: Jonker unterwarf sich dasselbe und kehrte ruhm- und beutebeladen zurück, starb aber, halb bußfertig, an der Stelle, wo er der Herero-Mission den Todesstoß gegeben hatte, am gleichen Tage mit der Königin von Madagascar (18. Aug. 1861.).
" 87. L. 1. statt Zwartbovis, l. —boois.
" 93. oben statt: 2. Land, l. 5) Land rc.
" 95. oben statt: 6. Betschuana, l. 5) Land der Oranje-Republik (Basutos).
" 101. L. 8 Nun hat sich 1861 die holl. reformirte Kirche des Kaplands aufgemacht, eine neue Mission unter den Eingebornen der zwei Freistaaten anzufangen. Ein Schweizer, Gonin, ist ihr erster Sendbote.
" 102. L. 6. v. u. streiche das Komma nach Distrikt.
L. 3. — statt: 3) die Mission, l. 2). d. M.
" 121. L. 10. v. u. statt: Er wurde, l Letzterer wurde rc.
" 126. L. 14. v. u. statt Loando, l. Loanda.
" 135. L. 3. v. u. Doch haben seit 1848 italienische Lazaristen unter Bischof Biancheri eine Station in Monkullu bei Massowa, wie sie auch im Süden Abessiniens in Narea und Kaffa, ja selbst unter den Gallas um Damot nicht ohne Erfolg arbeiten sollen.
" 139. L. 9. statt: gelesen will, l. gelesen wissen will.
" 140. L. 13. statt Egypten, l. Aegypten.
" 141. L. 15. "Es sollen 30 Franciskaner bereit seyn, dort einzudringen."
" 153. L. 1. statt Bombas, l. Bambas.
" 156. L. 12. v. u. statt etwa 250,000, l. an 500,000.
" 158. L. 1. statt 1842, l. 1839 (ebenso S. 159. L. 6.).
" 159. L. 10. statt 1844 l. 1843.
" — L. 16. statt 1855 l. Februar 1856
" 161. L. 12. hat (Freibrief vom November 1850). Erklärte Protestanten sind es nun über 15,000.
" 162. L. 16. griechischen. Einer ihrer Priester, der mit Luther's Charakter bekannt war, Debadschi Oglu, hat schon 1760 ein Buch verfaßt, in welchem er auf Reformation der Kirche dringt, freilich ohne die Glaubensgerechtigkeit erfaßt zu haben.
" 162. L. 15. v. u. statt 1 Million, l. 2 Millionen.
" 165. L. 6 Tultscha (wo sie in den Malakanen, vgl. S. 260, Glaubensbrüder zu erkennen glauben).
" — L. 10. Philippopolis hat 60,000 (nicht 120,000) Einwohner.
" — L. 11. Adrianopel 140,000 (nicht 130,000) Einwohner.
" 168. Mitte: 70,000 spanische und 10,000 deutsche Juden.
" 169. L. 3. v. u. welcher u. s. w. Lies: welcher mit Missionar Farman die Bibel in's Spanischhebräische übersetzte, aber seit 1856 sich der Mission unter den Muhammedanern widmet.

S. 170. L. 15. Feld, welches bereits seit Jahren durch ein Priesterseminar, das der evangelisch gesinnte, aber sehr vorsichtige Peschi maldschjan leitete, vorbereitet war.
" — L. 5. v. u. statt 1840, lies 1839.
" 171. L. 10. v. u. Evangelischen — in Constantinopel (Juli 1846), Nikomedia, Adabazar und Trebisond.
" — L. 9. v. u. statt December l. November.
" 172. L. 14. Mädchenanstalt (seit 1845).
" 176. Stationen: Tokat 55,000 E., Marsowan 20,000 E., Siwas 50,000 E., Jozgat 20,000 E, Arabkir 50,000 E.
" 177. L. 9. v. u. Erweckungen — durch einige Tractate.
" — L. 6. v. u. statt bald, lies s. 1849.
" 179. L. 10. v. u. Marasch 30,000 E.
" — L. 7. v. u. Aintab 40,000 E.
" 181. L. 14. statt 30,000 l. 80,000 E.
" — L. 7. v. u. Kurden (S. 186.).
" 184. L. 9. v. u. heißen. Ihre Zahl mag sich auf 40,000 belaufen.
" 185. Stationen: Kharput südlicher mit 100,000 E., Mardin 20,000 (nicht 12,000) E., Mosul 50,000 E.
" — L. 13. v. u. statt 1850 — lies 1851 gef. Anf. prot. Gem., vielfach verfolgt.
" — L. 3. v. u. statt jetzt — lies seit 1858 eine prot. Gemeinde, von den türkischen Behörden gegen die Unduldsamkeit der Geistlichen geschützt.
" — L. 1. v. u. statt 1841 u. s. w. lies – 1841—1844, erneuert durch —
" 186. Mitte, statt 1857 lies 1858.
" — L. 16. v u. statt 150 lies 1500.
" 187. L. 5. Die Kurden, etwa 2 Mill., in mehr als 200 Stämmen.
" 189. L. 20. statt Vernichtungszüge l. Eroberungszüge.
" 199. L. 2. v. u. Ein Anfang ist schon in Tadif durch zwei Lehrer gemacht, deren einer vor 20 Jahren Maronitenpriester gewesen war. Die Araber lassen sie ihre Kinder im Christenthum unterrichten und steuern selbst zu ihrem Unterhalt bei.
" 200. L. 4. statt neben 70,000 Muh. — l. unter 70,000 Einw.
" — L. 6. nach Gemeinde; — 1855 amerik. Station.
" — L. 7. Antakieh, 10,000 Einw.
" — L. 12. An 1000 regelmäßige Zuhörer. Missionar Coffing wurde 1862 in der Nähe sammt einem prot. Diener von gedungenen Mördern erschossen.
" 210. L 11. statt Bienenhandels, l. Binnenhandels.
" 226 L. 14. statt Hallidah lies Hollidah.
" 232. L. 15. v. u. Druck. Das A. T. ist vom schott. Dr. Glen übersetzt worden.
" 238. L. 1. v. u. Umständen. Bischof Johanan, der 1841 Amerika besucht hatte, wagte 1860 zu heirathen. Unermüdlich als Evangelist war besonders der Diakon und Räuber Gewergis, umgewandelt in einen tapfern Prediger der "freien Gnade", die er noch sterbend rühmte.
" 239. L. 8. v. u. Neuestens haben die Geldverlegenheiten der amer. Gesellschaft einen wahren Wetteifer der Freigebigkeit bei diesen armen Gemeinden hervorgerufen (1861).
" 243. L. 10. statt 1770 lies 1773.
" 244. L. 11. Bereits ist dort Missionar Löwenthal mit Siaposch-Afghanen ("Schwarzkitteln") in Berührung gekommen, welche noch Heiden und darum dem Evangelium zugänglicher sind.

S. 245. L. 9. statt Alexanders I. lies II.
" 247. L. 9. streiche nicht nur.
" 266. L. 7. statt es lies dieses.
" 267. L. 12. statt Amte lies Aernte.
" — L. 7. v. u. statt: seit die 1650, lies: die seit 1650 2c.
" 270. L. 9. — lies: Kamtschadalen.
" 271. L. 14. statt macht lies machte.
" 273. L. 8. lies Kuskokwin.
" 278. L. 16. statt allein Herr lies Alleinherr.
" 287. L. 5. Merkwürdig ist, daß neuestens 1862 die syrorömischen Nasranis, 80,000 an der Zahl, einem Bischof aus ihrer Mitte, der in Mesopotamien geweiht worden ist, sich zuwenden und dem römischen kaum 12 Gemeinden übrig lassen.
" 310. L. 3. Verfall. 28 Kirchenglieder; methodische Reisepredigt.
" — L. 7. Gemeinde — von 20 Communikanten.
" — Mitte, Rawalpindi 1855 (st. 1856). Peschawer 1857 (st. 1859).
" 312. Mitte. Eine neue Station wird in Dera Dschat begonnen, wozu ein indischer Offizier 1000 Pf. St. beisteuerte — Der amerik. Presbyterianer Löwenthal widmet seine Kraft insbesondere der Puschtu-Bibelübersetzung.
" 313. Mitte, setze: 1) Kohistan.
" 317. L. 13. nach 1861. — Sabathu s. S. 330.
" 319. L. 18. Auch amerik. Presbyterianer sind hier s. 1854.
" 327. L. 15. statt von lies vom.
" 329. L. 10. v. u. Sabathu, außer denen im Pandschab (S. 309.) und im Duab (S. 333. 339 f. 341 f.) zusammen mit 24 Missionaren.
" 330 L. 3. erstattet. Sehr thätige Presse und Schulen unter Miss. Rudolph.
" — L. 6. anbot. 16 Communikanten.
" 333. L. 17. 12,000 E. Station 1856.
" 341. Mitte. Communikanten waren es in 1861 über 100.
" 342. L. 15. statt 1852 lies 1853.
" — L. 12. v. u. Communikanten 36.
" 344. L. 10. v. u. Höhere Schule für 400 Knaben. Communikanten 37.
" 367. L. 14. v. u. Santals an (s. S. 384. 10.). Der kleine Abschnitt: Zu den Santal-Distrikt 2c." ist mit Nr. 10 auf Seite 384 in Verbindung zu bringen.
" 370. L. 10. statt Bengalens lies Bengalen.
" 382. L. 19. Die Worte: "Die Baptisten allein 2c." gehören zum Schluß von S. 381, 2.).
" 395 Mitte. statt 1844 lies 1842.
" 397. L. 10. statt Nadial lies Nandial.
" 402. L. 1. v. u. Lond. Station. 1858 waren es 620 eingeb. Christen.
" 403. L. 9. Muhammedaner. Damals waren es 587 Christen.
" — L. 16. Taufen — (1841).
" 405. L. 9. Ausbreitungs-Gesellschaft bis 1855. —
" — L. 16. amerik. holl. Station.
" 417. L. 4. v. u. Eine schwere Zeit machte die Mission 1847 durch, indem sie von allen Katechisten Beweis verlangte, daß sie der Kaste entsagt haben. Viele verließen den Dienst der Mission; das Seminar löste sich fast auf. Seither sind viele zurückgekehrt, und die segensreichen Folgen haben sich im gesünderen Fortschritt der Mission geoffenbart.
" 419. Lin. 13. v. u. statt dem lies den.

S. 420. L. 3. lies: die 176,000 Schanar.
„ 428 L. 17. Kapellen. Der erste Brahmane wurde 1849 bekehrt und predigt noch immer mit ungeschwächtem Muth.
„ — L. 20. Die Christen (1858 waren ihrer 14,673 in 175 Gemeinden).
„ 431. L. 16 v. u. statt 1845 lies 1843.
„ 434. L. 4. statt Rhemius lies Rhenius.
„ — L. 21. v. u. Schule. Bewegung unter den Palmbauern, besonders im nahen Gebiet von Kotschi 1862.
„ 436. L. 7. statt Distritt lies Distrikt.
„ 453. L. 8. geht nördlich bis über den Tapti hinaus, südlich bis an Süd-mahratta ꝛc.
„ 462. L. 6 v u. setze b) statt h).
„ 463. L. 17. v. u. statt: eingeborne Schriften lies Christen.
„ 464. L. 14. v. u statt angehalten lies angefallen.
„ 481. L. 4. v. u. statt Ballikaloa lies Battikaloa.
„ 4̶85. L. 10. v. u. setze Stadt vor Piteä.
„ 495. L. 3. v. u. erwärmt. Tellström † 7. März 1862, von allen Lappen beweint.
„ 505. L. 13. Neuestens hat Alexander II. den Juden die Aussicht auf die höchsten Staatsämter eröffnet.
„ 522. L. 10. statt: weil den Juden, lies: dem Juden.

Weitere Schriften des Calwer Verlagsvereins.

Die Partiepreise gelten nur bei mindestens 25 Exempl., gegen baare kostenfreie Vorausbezahlung zumalgenommen.

Handbüchlein biblischer Alterthümer zum Verständniß der heiligen Schrift. Mit Abbild. Von dem Verfasser der biblischen Geographie, bibl. Naturgeschichte 2c. 3. Aufl. In Calw 18 kr., in Part. 15 kr.; im Buchhandel einzeln 24 kr. oder 7½ ngr. in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.

Handbuch der Bibelerklärung für Schule und Haus. Die wichtigsten Abschnitte der heil. Schrift, in geschichtl. Zusammenhang ausgelegt, mit übersichtl. Angabe der nicht erklärten Stellen. Erster Band, das Alte Testament enthaltend. 3. Aufl. Mit drei Karten. In Calw roh 1 fl. 12 kr; im Buchh. roh 1 fl. 36 kr. od. 1 thlr.

— — Zweiter Band, das Neue Testament enthaltend. 3. Aufl. Mit 2 Karten. In Calw 54 kr.; im Buchh. 1 fl. 12 kr. od. 24 sgr.

Bibelwegzeiger. Einleitung in die heilige Schrift und ihre sämmtlichen Bücher für Schule und Haus. in Calw einz. 12 kr., in Part. 9 kr.; im Buchh. einz. 16 kr. od. 5 sgr., in Part. à 12 kr. od. 4 sgr.

Biblisches Handbüchlein zum Gebrauch in Schulen und Familien. (Ein Auszug aus Obigem). in Calw einz. 6 kr., in Partieen 4 kr.; im Buchhandel einz. 8 kr. od. 2½ sgr., in Part à 6 kr. od. 2 sgr.

Biblische Geschichten, 2 mal 52, für Schulen und Familien. 156. Aufl. Preis: in Calw einz. 12 kr., in Part. 9 kr., im Buchh. einz. 16 kr. od. 5 sgr., in Part. 12 kr. od. 4 sgr.

אלה תולדת בני ישראל, dieses sind die Geschichten der Kinder Israel (Der alttestamentliche Theil der biblischen Geschichten für jüdische Schulen besonders abgedruckt). Mit Bildern. Preis: in Calw einzeln 7 kr., in Part. 6 kr., im Buchh. einz. 9 kr. od. 3 sgr., in Part. 8 kr. od. 2½ sgr.

Chronologische Karten zum Alten und Neuen Testament, bearbeitet von C. G. Weitbrecht. 2 Bogen in großem Kartenformat. In Calw 9 kr. zu je 12 Exempl. eines frei; im Buchh. 12 kr. od. 4 sgr.

Gebetbüchlein für christliche Schulen. Vierte Aufl. Preis: in Calw einz. 6 kr., in Part. 5 kr.; im Buchh. einz. 8 kr. od. 2½ sgr., in Part. 6 kr. od. 2 sgr.

Biblische Geographie für Schulen und Familien, mit Abbildungen und Karte. Siebente Aufl. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part. 15 kr.; im Buchh. einz. 24 kr. od. 7½ sgr.; in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.

Christliche Glaubenslehre. Ein Zeugniß für und wider. Erster Theil: christliche Apologetik. Preis: in Calw einz. 27 kr.; in Part. 24 kr.; im Buchh. einz. 36 kr. od. 12 ngr.

— — Zweiter Theil: Die eigentliche Dogmatik. Erste Hälfte. Preis in Calw einzeln 27 kr.; in Partieen 24 kr., im Buchhandel einzeln 36 kr. oder 12 ngr.

— — Zweiter Theil: Die eigentliche Dogmatik. Zweite Hälfte. Preis in Calw einzeln 27 kr., in Partieen 24 kr.; im Buchhandel einzeln 36 kr. oder 12 ngr.

— — Zweiter Theil: Die eigentliche Dogmatik. Zweite Hälfte. Schluß. Von den letzten Dingen. Preis in Calw einzeln 27 kr., in Partieen 24 kr.; im Buchhandel einz. 36 kr. od. 12 sgr.

Karte des heiligen Landes für Schulen. Holzschnitt in Fol. Preis: in Calw 100 Ex. 1 fl. 54 kr.; im Buchh. einz. 2 kr. od. ½ sgr., 100 Ex. 2 fl. 30 kr. od. 1½ thlr.

Karte des gelobten Landes, gezeichnet von H. Groß. Stahlstich in Fol. Preis: in Calw einz. 9 kr., in Part. 7 kr.; im Buch. einz. 12 kr. od. 4 sgr., in Part. 9 kr. od. 3 sgr.

Karten der Welt- und Kirchengeschichte. Drei Blätter. In Calw 12 kr. Im Buchhandel 16 kr. oder 5 sgr. Zu je 12 Exempl. eines frei.

Christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien. Mit Abbildungen. 17. Aufl. In Calw einz. 15 kr. in Part. 12 kr.; im Buchh. einz. 20 kr. od. 6½ sgr., in Part. 16 kr. od. 5 sgr.

Erstes Lesebuch für Schulen. 14 Aufl. In Calw einz. 9 kr. in Part. 6 kr. Im Buchh. einz. 12 kr. od. 4 sgr., in Part. 9 kr. od. 3 sgr.

— — Erste Abtheilung (ABC=Buch) besonders. Preis in Calw einz. 5 kr., in Part. 4 kr., im Buchh. einz. 6 kr. od. 2 sgr. in Part. 5 kr. od. 1½ sgr.

Die Naturgeschichte der drei Reiche. Ein Handbüchlein für Schulen und Familien. Von Dr. G. H. v. Schubert. Preise in Calw einzeln 24 kr., in Part. 21 kr.; im Buchh. 32 kr. oder 10 sgr., in Part. 28 kr. oder 9 sgr.

Biblische Naturgeschichte für Schulen und Familien. Fünfte verm. u. verb. Aufl. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part 15 kr., im Buchh. einz. 24 kr. od. 7½ sgr., in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.

Die Naturlehre, als kurzer Inbegriff der Sternkunde, der Physik sammt Chemie und der Lehre von der Erdbildung. Für Schulen und Familien. Von Dr. G. H. von Schubert. Zweite Aufl. Preis: in Calw einz. 24 kr., in Part. 21 kr.; im Buchhandel einz. 32 kr. od. 10 sgr., in Part. 28 kr. od. 9 sgr.

Das Calwer Rechenbuch. Erstes Bändchen erste Abtheilung: Handbuch für den Lehrer der kleineren Rechenschüler. Preis: in Calw 18 kr., im Buchh. 24 kr. oder 7½ sgr. Zu je 12 Ex. eins frei.

— — Zweite Abtheilung: Lesebuch für die kleineren Rechenschüler. Preis in Calw 7 kr., im Buchh. 9 kr. oder 3 sgr. Zu je 12 Ex. eins frei.

Kurze Reformations=Geschichte, erzählt für Schulen und Familien von W. Redenbacher. Mit Abbildungen. Zweite Aufl. Preis: in Calw einz. roh 12 kr., in Part. von 25 Ex. 3 fl. 45 kr., im Buchh. einz. 16 kr. oder 5 sgr., in Part 12 kr. oder 4 sgr.

Der neue Robinson oder die Schicksale des Philipp Ashton, während seines erzwungenen Aufenthalts unter den Seeräubern und auf der unbewohnten Insel Roatan. Eine wahre Geschichte. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Dr. G. H. v. Schu=

bert. 4. verb. u. verm. Aufl. In Kartonband in Calw einz. 30 kr., zu je 12 Exempl. eines frei; im Buchh. 40 kr. oder 13 sgr. Zu je 12 Ex. 1 frei.

Kurze Seelenlehre, gegründet auf Schrift und Erfahrung, für Eltern, Erzieher und Lehrer zum häuslichen und Schul-Gebrauche, von C. H. Zeller. 3. Aufl. In Calw 12 kr.; im Buchh. 16 kr. od. 5 sgr. Zu je 12 Ex. eines frei.

Biblisches Spruchbuch zum Schulgebrauch. 2. Aufl. Preis: in Calw einz. 6 kr., in Part. 5 kr.; im Buchh. einz. 8 kr. od. 2½ sgr., in Part. 6 kr. od. 2 sgr.

Handbüchlein der Weltgeschichte für Schulen und Familien. Mit Abbildungen. Dritte Aufl. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part. 15 kr.; im Buchh. einz. 24 kr. od. 7½ sgr., in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.

Die allgemeine Weltgeschichte nach biblischen Grundsätzen für nachdenksame Leser. Fünfte Aufl. Preis: in Calw 21 kr.; im Buchh. 28 kr. od. 9 sgr. zu je 12 Exempl. 1 frei.

Lesebuch der Weltgeschichte, oder die Geschichte der Menschheit von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit, allgemeinfaßlich erzählt von W. Redenbacher. Erster Band. In Calw 24 kr. in Part. 21 kr.; im Buchh. einz. 32 kr. od. 10 sgr. in Part. 28 kr. od. 9 sgr.

Geschichte von Württemberg, neu erzählt für den Bürger und Landmann. 2 verb. und verm. Aufl Mit 13 Abbild. In Calw 15 kr. in Part. 12 kr.; im Buchh. 20 kr. od. 7½ sgr., in Part. 16 kr. od. 5 sgr.

Kleines Festbüchlein für Kinder. Mit Bildern. geb. In 64er Preis: in Calw 18 kr., mit Goldschnitt 24 kr. zu je 6 Exempl. eines frei; im Buchh. 24 kr. od. 7½ sgr., mit Goldschnitt 32 kr. od. 10 sgr.

Biblische Poesieen für Kinder, vom Verf. des „armen Heinrich ꝛc." Mit Abbild. Gesammtausgabe, verb. verm. u. nach der Zeitfolge geordnet. In Umschlag geheftet: in Calw 15 kr., in Partieen 12 kr.; im Buchh. einz. 20 kr. od. 6½ sgr., in Part. 16 kr. od. 5 sgr.

Lieder und Gedichte für Christenkinder vom Verf. des „armen Heinrich." Mit Bildern. In Calw einz. 12 kr., in Part. 9 kr.; im Buchh. einz. 16 kr. od. 5 sgr., in Part 12 kr. od. 4 sgr.

Missionsschriften.

Calwer Missionsblatt. Jährlich 24 Nrn. in 4. mit je einem Bilde. Preis: in Calw 36 kr.; im Buchh. 48. kr od. 15 sgr.

Missionsblatt für Kinder. Jährlich 12 Hefte in 8. jedes mit einem Bild. In Calw 18 kr.; im Buchh. 24 kr. od. 7½ sgr.

Missionskarte, in groß quer Folio. In Calw 9 kr. in Part. 7 kr. Im Buchh. einz. 12 kr. oder 4 sgr. in Part. 9 kr. oder 3 sgr.

Missionslieder (33) zum Gebrauch in Missionsstunden. 27. Aufl. geh. Preis: in Calw 100 Ex. 1 fl. 54 kr.; im Buchh. einz. 2 kr. od. ½ sgr., 100 Ex. 2½ fl. od. 1½ thlr.

Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden. Jährl. 12 Nrn. in 8. geb. In Calw 48 kr.; im Buchh. 54 kr. od. 17½ sgr.

Christliches Tagebüchlein.

Lebensworte für alle Tage im Jahr. Eine Auswahl aus sämmtlichen Loosungsbüchlein des Grafen v. Zinzendorf, herausgegeben von A. Knapp. broch. Preis: in Calw 15 kr., im Buchhandel 24 kr. od. 8 sgr.

Bei J. F. Steinkopf in Stuttgart erscheinen (seit 1836):

Jugendblätter. Illustrirte Monatschrift zur Förderung wahrer Bildung. Redigirt v. Dr. C. G. Barth. Jeder Jahrgang von 12 Monatsheften mit vielen Bildern 3 fl. 12 kr. od. 2 thlr.

Jeder Jahrgang, welcher zwei Bände mit selbstständigem, keiner Veraltung unterliegendem Inhalte bildet, ist auch abgesondert zu haben.

Der Plan derselben umfaßt Alles, was sich in den Gebieten der Natur, der Wissenschaft und Kunst von anregenden Beziehungen und allgemeinen Interessen findet, und zu dessen Ausführung haben sich Männer von bewährtem Talent und Charakter vereinigt, deren Beiträge — lauter Originalarbeiten — auf den gründlichsten Kenntnissen und dem edelsten Streben beruhen. Dabei wird stets Unterhaltung und Belehrung so verbunden, daß auch das Fernerliegende im Wechsel mit Erzählungen und Bildern die Aufmerksamkeit fesselt, und nie der Finger fehlt, der nach oben weist. So liefert diese Zeitschrift in ihren vorhandenen Bänden eine auserlesene Jugend- und Familienbibliothek, welcher um geringe Kosten durch die folgenden Monatshefte aus der gleichen gesunden Quelle immer frischer Zufluß gewährt werden kann.

Christliche Kinder- und Jugendschriften

aus dem Verlage von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Barth, Dr. C. G., Erzählungen für Christenkinder. Gesammtausgabe mit Umrissen von H. Groß. Vier Bände. Preis 4 thlr. oder 6 fl. 24 kr.

I. Der arme Heinrich. Gotthilf und Erdmann. Der Weihnachtmorgen. Setma. Die Rabenfeder. Die Uhrfeder.

II. Der alte Buchmann. Das Bild in Deinach. Der Fensterladen. Liudger. Die Urväter. Die Reiherfeder.

III. Schmidgalls Jugendjahre. Waldmeisterlein. Thomas Platter. Das Pergament. Die Altväter. Die Erzväter.

IV. Die Flucht des Camisarden. Mic und Nic. Der Negerknabe Cuff. Jerry Creed. Die C-Feder. Die Seefeder.

Jeder Band auch einzeln à 1 fl. 36 kr. oder 1 thlr.

Barth, Dr. C. G., Erzählungen für Christenkinder 21 Bändchen. 12. geh. einzeln je à 15 kr. oder 5 sgr.

Benoni. Bild in Deinach. Der alte Buchmann. C-Bund. Cuff. Felsenkind. Fensterladen. Flucht des Camisarden. Gotthilf und Erdmann. Armer Heinrich. Kleeblatt. Liudger. Mic und Nic. Pergament. Platter. Schloß im See. Schmidgalls Jugendjahre. Setma. Tres amigos. Waldmeisterlein. Weihnachtsmorgen.

—— Ferner 8 Bändchen. kl. 8 geh. Jedes à 12 kr. od. 4 sgr.
Die Altväter. C-Feder. Die Erzväter. Die Rabenfeder. Die Reiherfeder. Die Seefeder. Die Uhrfeder. Die Urväter.

Barth, Dr. C. G., Kleinere Erzählungen für die christliche Jugend.

I. Bändchen. 3. Aufl. 12. geb. 1 fl. od. 20 sgr.

Inhalt: 1. Der Apotheker und sein Arzt. 2. Die Geschichte des Peter Trom. 3. Das Rubinenkreuz. 4. Das Frauenkreuz. 5. Die Wachsfigur. 6. Das Stöberwetter. 7. Die Geschichte des Michel von Breitenfurth. 8. Das Concilium Nepomucenum. 9. Geschichte einer Sturmhaube. 10. Das Kutschenrad.

II. Bändchen. 2. Aufl. 12. geb. 1 fl. od. 20 sgr.

Inhalt: 1. Der Bernhardskrebs. 2. Die Geschichte vom Sternwirth. 3. Das verlorene Kind. 4. Die vier Brüder. 5. Die drei Häuser. 6. Der Sacktuchhändler. 7. Der seltsame Appetit. 8. Die Schatzgräber. 9. Der blaue Herr. 10. Das Rettungshaus auf dem Arlberge.

III. Bändchen. 12. geb. 1 fl. od. 20 sgr.

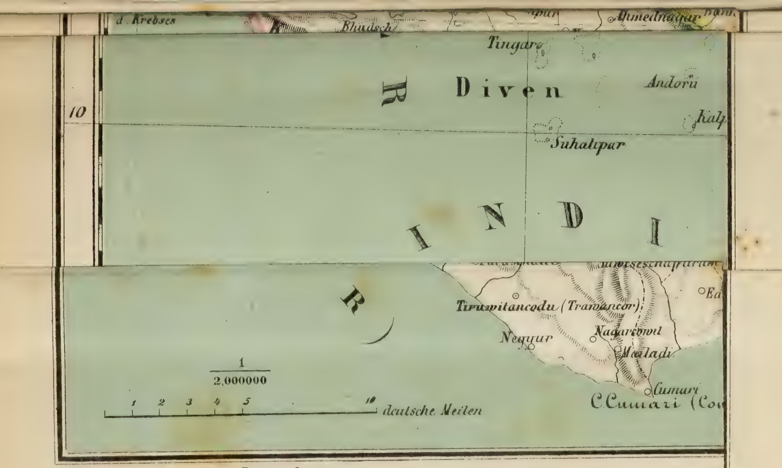
Inhalt: 1. Zwei Schiffsjungen. 2. Der Kontrast. 3. Nilus und Theodulus. 4. Die Winternacht. 5. Das Joch in der Jugend. 6. Der kleine Schornsteinfeger. 7. Der Knabe im Ledersack. 8. Die Pistolenkugel. 9. Glück aus Todesfurcht. 10. Die Erscheinung. 11. Die Nacht am Tage.


Das
CAPLAND
und dessen
CHBARLAENDER.
Zulu
Reich
NATAL
Pietermaritzburg
Griqu
Buschmänner
Coranas
Agter Roggeveld
Middel Roggeveld
Kl. Roggefeld
Die grosse Karr
Kannaland
Worcester
Wellington
Zuurbrack
Zwellendam
Caledon
Gnadenthal
Amalienstein
Georgetown
C. Agulhas (Navel Cap)
Umbashi
Mosley
Umsimoubu
Buntingville
Palmerton
Simkulu
Ifami
Umlazi
Urban
Inanda
Umpumulo
Umvoti
Emaus
Tugela
Buffaloriv
Elephant Fl.
Ugrabib
Orlam
Huimuno
Klip
Hartebeest
Fisch Fl.
Adrians Fl.
Sack
Amandelbaum
Schietfo
Riet
Bokkweld
Wupperthal
Ceres
Tulbagh
Breede
Gauritz
Flanderug
Matatane
LAND
Kur
1: 10, 500000
Geogr. Mln.
30
32
34
38
40
48
75
105

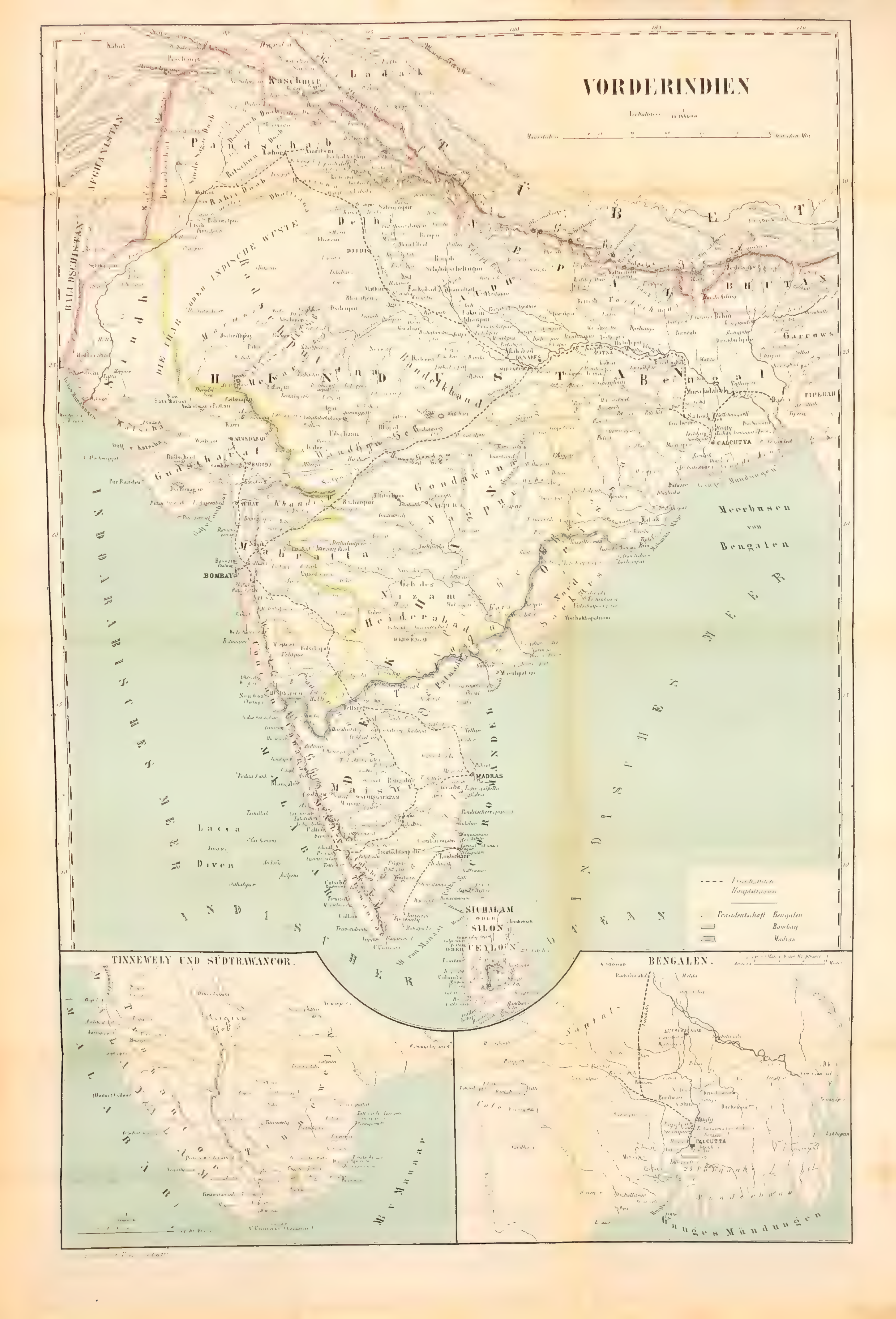


MISSIONSKARTE
von
AFRICA
UND ARABIEN
PORTUGAL
SPANIEN
ALGERIEN
TURKISCHES
KLEIN ASIEN
Kaspi See
SAHARA
SONRHAY
HAUSSA STAATEN
BORNU
DARFUR
SUDAN
Asante
OBER GUINEA
ÄTHIOPISCHES MEER
SOMALI
Aden
Aequator
LUNDA
BALONDA
ANGOLA
MAROLOLO
OVAMBO
MOSELEKATSE'S
MADAGASCAR
Natal
Sierra Leone
Bananen Inseln
Dschalunka
Mosi
Elfenbein-küste
Askanti
Dagomba
Dahome
Joruba
Fanti
Gold Küste
Egba
OBER GUINEA
GROSS NAMAQUALAND
KLEINNAMAQUA LAND
Zulu Reich
NATAL
Das CAPLAND und dessen NACHBARLAENDER


Das russische ASIEN.
NÖRDLICHES EISMEER
KAMTSCHATKISCHES M.
OCHOTSKISCHES M.
JAPANISCHES REICH
MANDSCHUREI
MONGOLEI
TÜRKEI und VORDER ASIEN
RUSSLAND
SCHWARZES MEER
BULGARIEN
WALACHEI
KRIMM
ASOWM
CONSTANTINOPEL
MARMARA M.
KLEINASIEN
ARMENIEN
GEORGIEN
IONISCHES MEER
ADRIATI MEER
CANDIA
MITTELLÄND MEER
CYPERN
RHODUS
Karpatho
DAMASCUS
Beirut
Bagdad
Syrische Wüste
Alexandria
CAIRO
AEGYPTEN
Libysche Wüste
PERS. M.
DER LIBANON.
Tripolis
Sidon
Tyrus
Lithogr. v. Fr. Malte Stuttgart



Art. Anstalt v. Fr. Malté Stuttgart.



VORDERINDIEN
Kaschmir
Pandschab
AFGHANISTAN
BALUDSCHISTAN
Delhi
Bengalen
BHUTAN
Garrows
CALCUTTA
BENARES
PATNA
Meerbusen von Bengalen
BOMBAY
MADRAS
Nizam
Heiderabad
Gondwana
Mahratta
Lacca Diven
SICHALAM ODER SILON CEYLON
TINNEWELY UND SÜDTRAWANCOR
BENGALEN
Ganges Mündungen

Handbuch
der
Missionsgeschichte
und
Missionsgeographie,

verfaßt von

Johann Christoph

Pfarrer Blumhardt in Bad Boll,

und

herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein.

Dritte, ganz neue Ausgabe.

Zweiter Band.

Mit 3 Karten.

Preise: Bei unmittelbarer kostenfreier Bestellung und Vorausbezahlung in Calw jeder Band das Ex. roh 40 kr., Partieen von 25 Ex. 15 fl.
Im Buchhandel einz. 54 kr. oder 17 sgr., in Partieen 48 kr. oder 16 sgr.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf.
1863.

Inhalt.

Dritter Theil (Schluß).

Das heidnische Asien.

Vierter Theil.

Australien.

Fünfter Theil.

Amerika.

V. Hinterindien.

1. Einleitung.

§ 154. Hinterindien, ein ungeheures Land, das gegen Süden in eine lange Erdzunge ausläuft und von den Garrobergen an der Südseite des Brahmaputra an bis gegen den Aequator (vom 26—1° n. Br.) 750 St. lang, und von den Mündungen des Brahmaputra vom bengalischen Meerbusen an bis zur chinesischen Tonkinbay 480 St. breit ist, bietet abermals in jeder Hinsicht eine merkwürdige und eigenthümliche Welt dar, die freilich, wie alle weiteren Länder Asiens, noch lange nicht genug bekannt ist. Die Portugiesen eroberten unter Albuquerque 1511 Malakka, worauf zwar ein lebhafter Handel an der westlichen Küste sich aufthat; aber das Innere blieb bis in die neuesten Zeiten fast ganz verschlossen. Die nördlichen Grenzgebirge, gegen Vorderindien Langtan, gegen China (Yünnan) Sineschan genannt, schließen es gegen die oberen Gegenden Asiens ab, und sicherten es vor der Herrschaft der roheren Völker, die vom mittleren Hochasien aus ihre verwüstenden Eroberungszüge machten, so daß nur zur Seite indische und chinesische Einflüsse Statt fanden. Man sagt daher, es bilde den Uebergang von Indien zu China. Vom nördlichen Gebirgskranz ziehen mächtige Bergrücken in theilweise paralleler Richtung gegen Süden herab, welche zwischen sich ausgedehnte Thalflächen, von majestätischen Strömen bewässert, bilden, und große Reiche, wie Barma, Siam und Annam gegen einander abgrenzen. Das

periodische Anschwellen der Flüsse, wodurch die Thäler in große Seen verwandelt werden, befördert die überaus üppige Vegetation. Das Klima ist im Ganzen gesund, was sich auch an dem kräftigen Wuchse der Bewohner erkennen läßt. Das Land zählt aber kaum 24 Mill. E., ungeachtet es wohl 200 derselben ernähren könnte.

Sprachen, Sitten, Religionen sind sehr verschieden in den einzelnen Gebieten Hinterindiens. Allen aber, so weit sie nicht zu den Wilden gehören, ist der wunderliche Hochmuth gemeinsam, nach welchem sie sich selbst als den Mittelpunkt der Welt und ihren Fürsten als den König der Menschheit betrachten. Diesem Nationalstolz gemäß zeigt sich einerseits manches Edle in ihrem Benehmen und Wesen, andererseits aber auch Verschlossenheit gegen alles Bessere, das von Außen her kommt. Vielweiberei herrscht überall, Wollust und Unkeuschheit so schauderhaft, daß selbst Väter ihre Töchter zu schändlichem Gewerbe preisgeben; auch Lüge, Hinterlist und Dieberei sind Grundzüge des Charakters der Völker. Zur sittlichen Entartung trägt vornehmlich die maaßlose Despotie ihrer Herrscher bei. Der König ist der unumschränkteste Gebieter über Leben und Tod, über Hab und Gut seiner Unterthanen, und wird darum mit der ausschweifendsten Kriecherei gefürchtet und angebetet. Was die Religion betrifft, so finden sich im Norden Gebirgsvölker, die den rohesten Gestirn- und Himmelsdienst haben, andere, die selbst Felsgestalten, Bergströme und Wälder als ihre Götzen anbeten, wie auch solche, die den Hinduismus und Islam angenommen haben, indem bengalische Brahmanen und Moslems eifrigst ihre Religion dort auszubreiten suchen. Auch sonst sind überall auf den Gebirgen wilde Urvölker mit eigenen Sprachen und Dämonenverehrung, in ähnlicher Weise wie auf den Gebirgen Vorderindiens. In den Hauptländern im Süden aber ist der Buddhismus herrschend, wie wir ihn in Ceylon (§ 151) gefunden haben, der zwar viele reine Gebote und Grund-

sätze des Friedens und der Liebe lehrt, aber doch als eine Religion ohne Gott und Hoffnung erscheint, dabei höchst absprechend gegen andere Religionen macht und sich mit der grausamsten Verfolgung Andersdenkender verträgt, wie das zuerst die katholischen und dann auch die protestantischen Missionen erfahren haben, wo nur die einheimischen Regierungen sich frei dazu fühlten. Mitten unter diesen Buddhisten aber leben unter andern Gebirgsvölkern die verachteten Karenen, welche mit ihrem alten Dämonendienst von den Einflüssen der Hauptreligionen frei geblieben sind, um in unsern Tagen durch die Mission das Erstlingsvolk Hinterindiens zu werden. Auch an den Küsten von Malakka finden sich Ueberbleibsel des ältesten Heidenthums; dort sind die Moslems besonders eifrig, die Heiden an sich zu ziehen.

Die Karenen, „Hunde" von den Umwohnern genannt (wie die Kols § 122. Schweine heißen müssen), sind von den umwohnenden Völkern sehr verschieden. Es mögen im Ganzen zwei Millionen seyn. Bekannter sind sie erst durch die Mission in den nun englischen Provinzen Barma's geworden, wo sie in ihren zerstreuten und abgeschiedenen Wohnsitzen bis tief in's Innere und bis nach Siam hinüber wohnen. Im Süden sind sie in zwei Stämme getheilt, von welchen der Eine größere, Pwo genannt, um Maulmein und Rangun, der Andere Sgau oder Pschga, weiter südlich wohnt. Beide sprechen verschiedene Mundarten einer und derselben ganz eigenthümlichen Sprache, die einsilbig und intonirt ist, wie das Chinesische, obgleich die Worte selten die gleichen sind. Von ihnen und unter sich verschieden sind die mancherlei Karenenstämme der Bghai's nördlich im Tongulande (§ 162.) Die Karenen wohnen in zerstreuten Dörfern und Höfen, zu denen außer ihnen und den wilden Thieren fast Niemand den Weg finden kann. Denn die ganz versteckten Pfade laufen nicht selten über Abgründe, Felsklippen, gefährliche Bergwände, durch tiefe Schluchten, und gehen dem viel geschlängelten Lauf eines Baches meilenweit nach, über den man unzählige Mal setzen, und in dessen Wasser man oft eine Stunde lang bis an die Knöchel waten muß. Weil es keine Brücken gibt, ist man oft, besonders in der Regenzeit, genöthigt, durch beträchtliche Flüsse zu schwimmen. Dabei schläft der Wanderer oft in freier Luft in den Wäldern, wo, abgesehen von Insekten und Gewürm, der Tiger, das Nashorn, der wilde Elephant seine Lage sehr gefährlich machen.

Endlich trifft man 10, 20, 30 Hütten an und muß abermals, um zum nächsten Dorfe zu kommen, sich meilenweit durch die Wildniß arbeiten. Diese Abgeschiedenheit macht die Karenen zu einfachen Naturkindern, freilich oft von der verwahrlostesten Art. Sie sind äußerst schüchtern und unentschlossen, entbehren aller Bildung und wissen sich mit dem Wenigsten zu begnügen. Ihre einzige Sorge auf der Welt ist, einiges Geld zu sammeln, um die Abgaben zu zahlen, unter denen sie seufzen. Die beständige Unterdrückung durch die Barmanen führte manche zum Räuberhandwerk. Ihre Hütten sind des Regens und des Wilds wegen auf Pfosten 6′ hoch und mehr über dem Boden erhoben, und können nur auf Leitern bestiegen werden; andere werden auf Bäumen errichtet. Wandernd von Ort zu Ort, suchen sie immer neuen Boden auf, wo sie in einigen Tagen ihre leichten Bambusdörfer aufschlagen. Sie ziehen Schweine und Geflügel in Menge auf, und leben von deren Fleisch, da sie nicht, wie die Buddhisten, das Tödten der Thiere scheuen. Ihre Kleidung ist ein weißes Hemd aus Baumwolle, wozu manchmal ein Turban kommt; Frauen schmücken sich mit Halsketten. Von der Religion der Barmanen wollen sie nichts wissen; nur haben sich etliche verleiten lassen, Klöster und Pagoden zu bauen, damit sie nicht in der andern Welt als Schweine, Hunde oder Schlangen leben, oder gar in der Hölle, mit Mühlsteinen zerquetscht, als Lampendocht brennen müßten. Sonst ist ihre Religion die Anbetung der Nats oder Geister; und auf ein zukünftiges Leben haben sie keine Hoffnung. Indessen machen Zauberer als seltsame Propheten Aufsehen unter ihnen, und alte Traditionen mahnen an den Einen Gott, dem sie durch den Sündenfall untreu geworden seien, der aber dennoch sich ihrer wieder erbarmen werde. Unter sich leben sie friedlich, in einer Art von Brüderschaft, ohne je Krieg unter sich zu führen; und ihre Hütten erschallen fast beständig von Musik und Gesang. Trunksucht ist ihr größtes Laster. Denn sie brennen aus Reis ein geistiges Getränk, das sie Todeswasser nennen. Dieses opfern sie den Nats zur Zeit der Vollmondsfeste, bei welchen keine Frauen und Kinder seyn dürfen, und vor welchen alle Waffen und Messer entfernt werden, damit sie im Rausch einander nicht umbringen. So sehr übrigens die Karenen in der Abgeschiedenheit leben, so wissen doch die Barmanen und Siamesen auf allerlei Weise sie mit Abgaben von Elephantenzähnen, Rhinoceroshörnern, Früchten und Gemüsen zu beschweren und zu Sklaven- und Frohndiensten auf's Unwürdigste zu mißbrauchen.

---

2. Arakan.

§ 155. Das alte Arakan (Rakaing), von dem der nördliche Theil jetzt Tschittagang heißt, war ein langer schmaler Landstrich an der Ostküste der Bai von Bengalen, etwa 250 St. lang und gegen Süden immer schmäler werdend von 50 bis auf 4 St. Breite. Von Awa wird es durch die hohe Bergkette Yoma getrennt, die im Süden vom Vorgebirge Negrais anhebt und in nordöstlicher Richtung streichend, allmählig sich von der Küste entfernt, bis sie in den wilden und unerforschten Landstrich von Tschittagang sich verliert. Weiter nördlich geht das Gebirge bis gegen Asam hin, und hat gegen Osten das 5000′ hohe Tafelland Manipur (die Stadt gleichen Namens liegt 100 St. n. ö. von Tschittagang), und fällt westlich in die bengalischen Distrikte Silhet und Tippera herab. Die Berge an der Küste erheben sich in auf einander folgenden Ketten bis zu 5000′ Höhe. Die Ebenen von sehr geringer Ausdehnung sind meist abgegrenzt durch Vorsprünge der niedrigen Bergketten oder von dichten Waldgürteln eingefaßt, auch von zahllosen Bächen durchschnitten. Dazu bildet die Springfluth hie und da mit Wasser bedeckte Striche, welche auf Booten befahren werden und statt der Straßen dienen. Der Boden ist sehr fruchtbar, da er hauptsächlich Alluvialniederschlag der Flüsse ist. Die ganze Küste besteht jetzt aus drei Theilen: Tschittagang, Arakan und Tongkhawen: und die Mission (theils englische, theils amerikanische Baptisten) hatte bisher um die Städte Tschittagang, Akyab und Sandoway ihre Hauptkreise.

a) Tschittagang, Hauptstadt der Provinz gl. Namens, früher Islamabad genannt, 4 St. vom Meer, am Karnaphuli, hat neben vielen volkreichen Dörfern 12,000 E. Die Provinz, welche schon 1760 an die Briten fiel, grenzt an Komilla und gilt selbst als eine bengalische Provinz. Die Küstenlänge

beträgt 50, und die Breite bis zum Koladain 45 St. Die Einwohner, etwa eine Million, sind dem Grundstamme nach bengalische Hindu's, unter welchen jetzt ein Drittheil Moslems sind, und viele Mughs, d. h. Flüchtlinge aus Arakan. Es begegnen sich hier der Brahmanismus und Buddhismus; und der Kastenzwang ist daher nur gering. Die Mission, von Serampur aus angefangen, wird von Baptisten fortgesetzt.

Mission: 1812 der Serampur Missionar De Bruyn, der unter den Mughs arbeitete, aber bald von einem Hausgenossen ermordet wurde; statt seiner Reveiro, ein von ihm Getaufter, bis Peacock kam, der bis 1820, da er starb, eine Gemeinde von 100 Seelen sammelte, auch aus Katholiken. Ihm folgte J. Johannes, ein in Kalkutta erzogener Ostindier, der noch heute, also schon 41 Jahre lang, den Posten einnimmt; 1820 kam auch mit dem Bestreben, eine Zufluchtsstätte für verfolgte Barmanenchristen aufzusuchen, der amerikanische Baptist Colman von Rangun her, der schon 1822 starb. In den Kriegsjahren 1824—1826 hatte die Provinz viel von Einfällen der Barmanen zu leiden; die Gemeinde wurde auseinander gesprengt, blieb aber standhaft und kehrte nach dem Frieden mit Johannes zurück. Dieser stand mit Missionar Fink in Arakan in Verbindung, welcher 1839 ganz herzog, Tschandago zur Nebenstation machte und bis 1846 blieb; Gründung eines Seminars; viel Arbeit in den Dörfern, Besuche auf den Mela's der Umgegend; 1861 waren es 53 Gemeindeglieder.

b) Die Station Akyab, auf einer Insel an den Mündungen des Arakan, 80 St. s. von Tschittagang, liegt in der eigentlichen Provinz Arakan, welche bis zum Kap Negrais eine Küstenlänge von 200 St. hat. Der Fluß Arakan oder Huritong bildet von der Hauptstadt Arakan an, welche nördlich 20 St. landeinwärts liegt, und einst 100,000 Einwohner hatte, ein Delta mit vielen Mündungsarmen, und empfängt 12 St. oberhalb der Stadt zwei tief im Norden entspringende Flüsse, davon der westliche Koladain heißt. Vor den Deltamündungen liegen viele zum Theil große Inseln, darunter Akyab. Bis an die Grenze Barmas über die Yoma-Berge sind es vom

Meer an nur 20 St. Arakan, jetzt in vier Distrikte: Akyab mit der Stadt Arakan, Aeng, Ramri, Sandoway, eingetheilt, ist der Ursitz der barmanischen Sprache, aber vom Buddhismus nicht in vollem Maaße beherrscht. Man sieht nur wenige Pagoden und armselige Klöster. Einst war es ein unabhängiges Königreich bis über Dakka in Bengalen hinaufreichend, und sehr stark bevölkert; aber durch die vielen Kriege wurde es so leer, daß es zur Zeit der britischen Eroberung (1826) kaum 250,000 Köpfe zählte. Diese bestehen aus 5 Klassen: Bengalesen, Moslems aus Hindustan, Bergstämmen, Barmanen und Mughs (d. h. Arakanen). Die beiden letzten haben eine starke Aehnlichkeit und scheinen wesentlich eines Stammes zu seyn. Sehr verschieden von ihnen sind die Bergstämme, deren Einer, die Kemmi's, in den Sumpfwaldungen am Koladain hin nordwärts wohnt; während ein anderer, die Khayens, seine Dörfer auf den Höhen am östlichen Arm des Arakan hin hat. Ihrer Viele haben nach der britischen Eroberung des Landes die Berghöhen verlassen und sich in den Ebenen der Provinz angesiedelt. Beide haben eigenthümliche, auch von einander verschiedene Sprachen, und sind äußerst roh und unwissend, doch gutmüthig und der Wahrheit zugänglich. Sie hatten bisher von den räuberischen Ueberfällen eines dritten nördlichen Bergvolks, der Schendu's, welche sowohl den Barmanen als den Briten Trotz bieten, viel gelitten. — Die Akyab-Missionen wurden von den engl. Baptisten 1821 begonnen und bis 1839 fortgesetzt. Von da an übernahmen dieselben die amerik. Baptisten, welche schon 1835 gekommen waren, mehr mit der Absicht, Stationen zu gewinnen, von welchen aus nach Barma hinübergewirkt oder Flüchtlinge von da gesammelt werden könnten. Daneben geschah viel für die Buddhisten des Landes selbst, und eine gesegnete Arbeit begann unter den wilden Bergvölkern. Da es aber später der Gesellschaft an Geldmitteln und Arbeitern gebrach,

gingen die Stationen alle ein, zumal da man in Pegu von 1852 an freie Hände hatte.

Missionen: 1) Engl. Baptisten: 1821 Anfang in Akyab durch Missionar Fink von Serampur, ein bekehrter Eingeborner von der Insel Ternate; 1832 nach Kruda, drei St. unterhalb Akyab, wo die Mehrzahl der Neubekehrten wohnte; es entstanden 4 Stationen, die 15 St. aus einander lagen; 1839 übergab Fink die Akyabmissionen den amerik. Baptisten und er selbst ging nach Tschittagang. — 2) Amerik. Baptisten kamen 1835 nach Kyuk Phyu, einer kleinen Seestadt auf der Insel Ramri, von wo aus 60—70 Dörfer besucht wurden; bald Ausdehnung des Werks nach Tscheduba und Sandoway; 1839 Akyab mit der Nebenstation Kruda übernommen; von 1842 an kamen von Zeit zu Zeit Barmanen aus Awa als Flüchtlinge, vom Könige verfolgt als Liebhaber der „weißen Bücher;" 1851 Bericht von tiefen Eindrücken auf die Buddhisten, deren 22 getauft wurden, und sonst Viele mit Ueberzeugung sich an die Missionare hielten; in Ramri 300—400 Zuhörer. — Die Kemmimission begann 1841, da die Missionare Kinkaid und Stilson eine Besuchsreise machten auf dringendes Begehren eines Häuptlings und großes Verlangen fanden. Der Besuch wurde wiederholt; aber hemmende Umstände traten ein. Später kam ein Häuptling von ferne mit drei seiner Leute und wollte durchaus getauft seyn, hoffend, wenn er getauft zu den Seinen zurückkehrte, würden sie Alle hören und Christen werden. So wurde 1846 die Kemmi-Mission erneuert; und noch manche Kemmi's wurden getauft. Missionar Ingalls machte häufige Besuche bei ihnen, gründete eine Schule und sah die günstigsten Aussichten vor sich. Auch wurde die Kemmisprache in Schrift gebracht. Die ganze Nation schien 1850 verlangend nach einem Missionar zu seyn, den besonders der Häuptling Tschetze begehrte, dessen Dorf in einer Umgebung von 10,000 Kemmi's stand. Ebenso kam die Mission von Akyab aus auch mit den Khayens in Berührung, und hatte dieselben Hoffnungen. Dennoch sind diese Missionen eingegangen, und werden seit 1855 nicht mehr in den Berichten erwähnt.

c) Die Station Sandoway, eine Seestadt 60 St. s. v. Akyab, und Grenzstadt des Distrikts Arakan, wurde 1840 von amerik. bapt. Missionaren aus Barma den Karenen zu lieb besetzt. Von ihr aus ist es nämlich bis an die Grenze Barmas nur 8 St. und bis an den Irawady, den Hauptfluß Barmas, nur 18 St.; und an den östlichen Abhängen des Ge-

birgs, das Arakan von Barma trennt, wohnen viele Karenenhaufen, 50 St. weit hinab, bis Bassein, einem Hauptsitze der Karenenmission in Pegu. Von Bassein aus waren viele bekehrte Karenen, die sich unter den Verfolgungen das „weiße Buch," das die Barmanen ausrotten wollten, nicht hatten nehmen lassen, zu ihren nördlicheren Brüdern heraufgekommen, und hatten ihnen „die Ankunft Gottes im Lande," wie sie sagten, gemeldet, worauf auch unter diesen eine Bewegung entstand. Mission. Abbott bot ihnen von Sandoway aus die Hand. Bald sah man große Züge von Karenen über das Gebirge daher kommen, welche der Gefahr nicht achteten, in die Hände der Grenzwächter zu fallen; und die Missionsschule in Sandoway zählte schon nach wenigen Monaten 50 Zöglinge, die sich zur Verkündigung des Evangeliums noch tüchtiger machen wollten. In Jahresfrist waren 427 Karenen getauft und in 5 Jahren über 3000; und bald entstanden mehrere Christendörfer mit hübschen Kapellen in ihrer Mitte. Darüber wurden neue Verfolgungsedikte von Seiten des Königs in Awa angeregt; ganze Familien wurden in ihren Wohnungen oder Gotteshäusern ergriffen, die Männer gepeitscht, die Frauen paarweise gefesselt und Alle eingekerkert und dem Hunger preisgegeben, bis ein Lösegeld erpreßt war, das sie oft aller ihrer Habe beraubte. Dennoch weigerten sie sich, Mann für Mann, Christo zu entsagen. Ueber 200 Familien wanderten, durch die Gebirgspässe sich hinschleichend, nach der englischen Provinz Arakan aus und bauten sich neue Dörfer an. Aber unter diesen fing jetzt die Cholera an zu wüthen; Viele kehrten wieder über die Berge zurück in's Land der Verfolgung, und noch Mehrere kamen unterwegs elend im Dschangal um. Abbott selbst, der mit dem Prediger Myat Kyau 2000 Karenen in einem Jahre getauft hatte, verlor Frau und Kinder und mußte 1845 erschöpft nach Amerika zurückkehren. Auch andere Missionare starben oder erkrankten, und schon trium-

phirten die Buddhistenpriester. Aber die Karenen Arakans und östlich davon wurden von den barmanischen Missionen mit National-Gehilfen versehen; und als 1848 Missionar Abbott nach Sandoway zurückkam, konnten ihm die Prediger Tway Poh und Myat Kyau 1500 neugetaufte Karenen zuführen und von unzähligen Anderen reden, die vom Süden bis zum Norden herauf mit Begierde auf die Taufe warteten. Die Mission ging im Segen fort, indem die Missionare von Sandoway und Bassein einander entgegenarbeiteten. Bis Ende 1852 waren es dort 50 Gemeinden mit etwa 5000 Communikanten unter 55 Predigern und 6 Missionaren, obgleich in der vorangegangenen Kriegszeit 25 Gemeinden zerstreut, deren Kirchen und Dörfer zerstört und Viele aller ihrer Habe beraubt worden waren. Weil aber fortan dieser Landestheil britisch wurde, konnten auch die Karenen im Norden leichter von Bassein allein aus besorgt und geleitet werden; und so hörte Sandoway auf, eine Station zu seyn.

---

3. Birma. (Barma.)

a. Land und Volk.

§ 156. Vom Kap Negrais an in den Meerbusen von Martaban umbiegend, kommen wir nach Barma selbst, dem bisher mächtigsten und glänzendsten Reiche Hinterindiens. (Die Engländer nennen es Birma oder Burma, eine Verstümmelung von Mranma). Es besteht aus den Thälern des Irawady (eigentlich Airawati) und Saluen, mit den Reichen Pegu, Awa und vielen Gebirgsstämmen im Norden. Die Thalebenen des Irawady flachen sich gegen den Meerbusen hin immer mehr ab, so daß von Awa an gegen 200 St. lang der Boden größtentheils mit Morast bedeckt ist, neben Urwäldern, die das treffliche Tekholz erzeugen. Der Fluß bildet mit seinen Mündungen ein großes Delta, ist weit hinauf

schiffbar, tritt im Juni über seine Ufer und macht das Land als ein befruchtender Nil zu einem weiten Meere. Der Saluen mündet weiter östlich und bildet die Grenze gegen Martaban. Von Siam trennt das Scheidegebirge der Schyan. Die Barmanen oder Mranma, etwa 5 Millionen, zerfallen in 18 Stömme, die, obgleich in Sprache und Sitten verschieden, doch Eine Nation bilden. Ihre Sitten haben viel Wunderliches und Seltsames. Die Sünden der Wollust sind so herrschend, daß feile Dirnen ganze Dörfer bilden, Eltern mit ihren Töchtern Gewerbe treiben, Frauen mit Willen des Mannes Alles gestattet ist. Sie sind äußerst lebhaft, reizbar und ungeduldig, dabei falsch, rachgierig und grausam. Ihr Stolz ist so groß, daß sie sich unbedingt für das größte, reichste, mächtigste und klügste Volk halten und tief auf die Europäer herabsehen. Auch der barmanische Kaiser glaubt, es gebe keinen Seinesgleichen. Dieß ist in sofern wahr, als es kaum eine grausamere Regierung auf der Welt geben kann; denn auf die geringsten Vergehungen sind die martervollsten Todesarten gesetzt. Die herrschende Religion ist der Buddhismus (§ 151), für welchen prächtige Tempel, schimmernd von Gold, aufgerichtet werden. Der Götze Gautama (hier Gaudama) mit untergeschlagenen Beinen wird durch Kapellen, Obelisken, Pagoden mancher Art verehrt; und das Land ist wie mit Tempeln bedeckt, mit Priestern überschwemmt. Letztere sind barfuß und leben in Klöstern äußerst enthaltsam und ehelos beisammen. Unter ihnen hat fast jede Familie ein Mitglied, das sodann der Wächter der Religion ist. Eine erbliche Priesterschaft gibt es nicht. In den Palibüchern wird den Abtrünnigen die furchtbarste Strafe gedroht. Von den Stämmen im Norden und auf den Gebirgen gilt das oben (§ 154) von Hinterindien überhaupt Gesagte, insbesondere von den durch Barma verbreiteten Karenen.

Der Stolz der Barmanen wurde indessen in den letzten Zeiten sehr gedemüthigt, und die Macht ihres Reichs

bedeutend vermindert. Veranlassung dazu gab der wachsende Uebermuth der Könige, unter welchen schon im vorigen Jahrhundert Eroberer und Usurpatoren waren, die als furchtbare Geißeln rechts und links mit ihren Heeren ausrückten und viele Völkerschaften sich unterwürfig machten. Sie unterjochten 1782 Arakan, und zwangen 1793 Siam zur Unterwerfung. Der König Padunmang drang auch gegen Norden herauf und unterwarf sich die Landschaften von Asam am Brahmaputra. Da floh aber ein Theil der Besiegten mit barmanischen Empörern auf englisches Gebiet und rüstete sich zum neuen Angriff. Die englische Regierung ließ diese zwar entwaffnen, weigerte sich aber, sie auszuliefern oder zu vertreiben. Boa, der Nachfolger Padunmangs seit 1819, reizte nun indische Völker gegen die Engländer auf, forderte sogar trotzig von diesen die Abtretung des Theils von Bengalen, der früher zu Arakan gehört hatte, und fiel 1824 in Katschar, südlich von Asam, ein, das sich unter britischen Schutz begeben hatte. So blieb den Engländern nichts übrig, als dem übermüthigen Barmanen den Krieg zu erklären, der durch die Einnahme von Rangun, der südlichen Hauptstadt, und stetiges Vorrücken den Strom hinauf bald entschieden war. Im Frieden von Jandabu 1826 mußte der stolze Barmane die Provinzen Arakan, Martaban und Tenasserim, an England abtreten, dazu dem Reich Asam seine Unabhängigkeit wieder schenken, das sodann gleichfalls an England fiel, ferner Rangun für einen Freihaven erklären und einen englischen Geschäftsträger an seinem Hofe dulden. So fiel fast alles Uferland an England; und von dieser Zeit an war das Land europäischem Einflusse, so wie dem Christenthum offen. Die erfahrene Demüthigung aber konnten die Barmanen nie verschmerzen; und ihren Groll ließen sie auf mancherlei Weise den englischen Geschäftsträger fühlen, namentlich auch durch Mißhandlung solcher Barmanen, die zum Christenthum bekehrt wurden. Indessen wagte der Hof zu Awa keinen

völligen Friedensbruch, so lästig ihm auch der Handelsvertrag mit England war. Da wurde der König wahnsinnig; Tharawady, sein älterer Bruder, riß 1837 durch Ermordung des rechtmäßigen Thronfolgers die Regierung an sich. Dieser herrschte nach herkömmlicher wild grausamer Weise so, daß der englische Geschäftsträger Awa verließ, worauf Tharawady sich nicht mehr an den Vertrag zu Jandabu gebunden erachtete. Er starb 1847; und unter seinem Nachfolger brach der lang verhaltene Groll der Barmanen in offenen Krieg aus. Schnell wurden von den Engländern die Städte Rangun, Bassein, Pegu, Prome eingenommen, und obwohl der König zu keinem förmlichen Frieden sich verstand, das ganze Land Pegu 1852 ohne Weiteres zur britischen Provinz geschlagen, was Lord Dalhousie gerathener fand, als die Eroberung des Landes noch weiter zu verfolgen. Mit der Provinz Pegu war das ganze Uferland dem ostbritischen Reiche einverleibt; es soll nun zu einer eigenen Präsidentschaft erhoben werden. Das entvölkerte Land füllt sich immer mehr mit Auswanderern aus dem Innern. Barma aber hat mit seiner Macht auch seine Selbstständigkeit verloren, und ist damit dem Evangelium zugänglicher geworden.

---

b. Anfang der Mission.

§ 157. Barma war vor dem Beginn der Mission ein durchaus unbearbeiteter, fast chinesisch verschlossener Boden. Es hatten zwar schon im 17. Jahrhundert Holländer und Engländer, auch Franzosen und Portugiesen Niederlassungen im Lande; aber in Folge eines unklugen Benehmens der Holländer wurden Alle aus dem Lande gejagt; und nur den Engländern gelang es, viele Jahre später in Awa, so wie zu Syrian unterhalb Rangun Faktoreien anzulegen und die Insel Negrais in Besitz zu nehmen. Aber Christenthum kam dadurch keines in's Land; und auch die römische Pro-

paganda, die in jener Zeit etwas versuchte, gewann keinen Boden. Den ersten Anfang machten Baptisten aus Serampur (§ 104, 1) 1807, die von Singapur aus nach Rangun kamen und wenigstens die barmanische Sprache erlernten und Bibelübersetzungen anfingen. Dr. Carey's Sohn Felix kam als Arzt 1811 in die Gunst des Vicekönigs, verlor aber auf einer Fahrt den Irawady hinauf Frau und Kinder, die bei heftigem Sturme in die Fluthen sanken. Er selbst, kaum gerettet, verließ 1814 das Land. Auch andere Missionare hatten kein Bleibens im Lande. Da kam aber, durch eigenthümliche Schicksale hergeführt, Adoniram Judson aus Amerika an, welcher mit ungemeiner Geisteskraft bis 1850 fortarbeitete, und wohl verdient, der Apostel Barma's zu heißen. Im theologischen Seminar Andover erzogen und von deistischen Grundsätzen zu einem lebendigen Glauben an Christum gebracht, wurde er 1812 Veranlassung zur Gründung der Bostoner Gesellschaft, und von dieser mit Genossen nach Indien geschickt. In Kalkutta zurückgewiesen, kam er nach Isle de France, von da wieder nach Madras und endlich (Juli 1813) nach Rangun. Schon unterwegs hatte er Bedenken über die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe bekommen; und der Verkehr mit den Serampurbrüdern brachte seinen Entschluß, Baptist zu werden, zur Reife. Die Folge davon war, daß in Amerika, neben der Bostoner, auch die Gesellschaft der Baptisten zu Philadelphia sich constituirte, welche hinfort die barmanische Mission als ihr Feld betrachtete.

Judson begann unter vielen Prüfungen und in sehr engen Verhältnissen mit seiner vortrefflichen Gattin die Arbeit in Rangun, erlernte die barmanische und die Palisprache und verfaßte Traktate, die in Singapur gedruckt wurden. Aber erst 1817 kam, durch Letztere angeregt, ein angesehener Barmane mit der Frage zu ihm: „Wie viele Zeit brauche ich wohl, um die Religion Jesu zu lernen.“ Da weitere Brüder kamen, wurde 1819

ein öffentlicher Predigtplatz (Zayat) errichtet; und 27. Juni der erste Bekehrte Maung Nau getauft, dem im November zwei andere folgten. Frau Judson begann Arbeiten für Frauen. Schwere Prüfungen folgten, wie die war, daß Missionar Wheelock, der krank nach Bengalen fahren sollte, in der Fieberhitze aus dem Schiff sprang und ertrank. Noch mißlicher war die beginnende Feindseligkeit der Behörden, welche die Wahrheitssucher zurückschreckte. Die Missionare beschlossen, zum gefürchteten Kaiser selbst in die Residenzstadt Amarapura neben Awa, 200 Stunden weit den Irawady hinauf, zu reisen, um Erlaubniß zur Predigt einzuholen. Sie erhielten eine feierliche Audienz, Januar 1820, bei der alle Anwesenden ihr Haupt auf den Boden legten und sie selbst auf den Knieen mit gefaltenen Händen den Kaiser anblickten und eine in Gold gebundene Bibel als Geschenk überreichten. Der Kaiser warf einen Blick in den begleitenden Tractat, der die Persönlichkeit Gottes lehrte, und ließ ihn verächtlich fallen. „Warum verlangt ihr solche Erlaubniß?" rief der Minister ihnen zu: „Seine Majestät braucht diese Bücher nicht," und ließ ihnen, als man sie darauf ohne viele Umstände aus dem Saale hinausschaffte, keine Zweifel mehr übrig, daß der Uebertritt eines Barmanen zum Christenthum mit dem Tode bestraft werden würde. Mit gebrochenem Herzen wanderten sie gegen Abend beim Mondlicht aus der Stadt, fast an der ganzen Mission verzweifelnd, weil nun kein Barmane es ferner wagen würde, in Glaubenssachen mit ihnen zu reden. Aber die Bekehrten, und etliche Wahrheitsforscher baten sie dringend, das Land doch nicht zu verlassen. Auch in Rangun fanden sie zu ihrer Beschämung, daß das junge Häuflein mehr Glauben hatte, als seine Lehrer, indem es sie mit Bitten und glaubensfrohen Erklärungen zu neuem Muthe aufrischte. Nur wenig gestört, setzten sie die Predigt fort, und die Gemeinde wuchs an Zahl und an Gnade. Selbst am Hofe, jetzt zu Awa, wurden die Aussichten günstiger, indem 1822

der Kaiser einen der Missionare, Dr. Price, als Arzt zu sich berief, in dessen Begleitung auch Judson erschien. Einmal sah diesen der Kaiser gravitätisch an und fragte: „Und du, Schwarzrock, was bist denn du? Bist du auch ein Arzt?“ — „Nein,“ antwortete Judson, „ich bin kein Arzt, sondern ein Lehrer der Religion.“ — „Hat sich denn auch schon Einer meiner Unterthanen bekehrt?“ fragte der Kaiser weiter. Judson sagte frei: „Ja!“ und durfte dem Kaiser, der noch Mancherlei fragte, einmal predigen. So schlug nun Judson seinen Wirkungsplatz in Awa auf, während Wade und Hough in Rangun blieben.

Indessen brach 1824 der Krieg zwischen Barma und England aus; und kaum war die englische Flotte vor Rangun erschienen, als der Vicekönig befahl, Alles, was einen Hut trage, d. h. alle Europäer in Fesseln zu schlagen. Auch Hough und Wade wurden mit ihren Frauen eingesperrt; den Wächtern wurde befohlen, sie zu ermorden, sobald der erste feindliche Schuß fiele. Der Schuß fiel; aber die erschrockenen Wächter wagten nicht, den Befehl auszuführen. Die Brüder wurden zwar nach dem Richtplatz geschleppt; doch wartete man, weil Hough zu Unterhandlungen mit den Engländern sich erbot. Diese rückten vor, die Barmanen verließen in wilder Flucht die Stadt, und die Brüder waren gerettet. Indessen waren Price und Judson in Awa in gleicher Gefahr. Auch sie wurden mit den andern Frauen auf die Nachricht vom weiteren Vorrücken der Engländer in Fesseln gelegt. Man warf sie in den sogenannten Todtenkerker, wo sie 11 Monate lang, zu Paaren mit Ketten gebunden, schmachteten. Dann schleppte man sie nach Amarapura, wo sie als Menschenopfer geschlachtet werden sollten, um dem neuen Barmanen-General den Sieg über die Engländer zu sichern. Aber der Umstand, daß dieser Oberbefehlshaber in Ungnade fiel, rettete sie im Augenblicke der Ausführung. Sie kamen wieder nach Awa und blieben in Haft, bis sie, da die englische Armee

immer weiter vorrückte, aufgefordert wurden, an den Unterhandlungen Theil zu nehmen, in Folge deren zu Jandabu März 1826 der Frieden abgeschlossen wurde. Die Haft hatte fast zwei Jahre gedauert. Judson fand seine Gattin, die frei geblieben war und zur Erleichterung oder Befreiung ihres Mannes Unsägliches gewagt hatte, von dem anhaltenden Grauen zu einem bloßen Schattenbilde abgemagert. Sie starb noch im Oktober dieses Jahrs zu Amherst in Abwesenheit ihres Mannes.

Im Frieden von 1826 gewann England die Küstenländer Martaban und Tenasserim; und hier konnte sich nun die Mission als auf englischem Boden befestigen. Maulmein wurde die Hauptstation. Hier wurden auch 1828 die Karenen zuerst entdeckt, welche alsbald mit rührendem Eifer der Mission sich hingaben. Kothahbyu, einst Räuber und Mörder, wurde der Apostel des Bergvolks, das die Bibel als die den Vätern verheißene Gottesschrift annahm. Sobald sie das Evangelium in ihrer Sprache besaßen, für welche die Schrift erst erfunden werden mußte, fühlten sie sich als eine Nation, die sich ganz um dieses Buch schaaren müsse, und arbeiteten eifrig an der Sammlung ihrer weitzerstreuten Glieder. Von Amerika kamen fortwährend neue Missionare; und nur bis 1831 waren es 31 nebst 24 Frauen. Viele zwar wurden ein Opfer des Klima's oder mußten aus Kränklichkeit wieder zurückgehen; aber die Zurückbleibenden wurden sichtlich gestärkt und gesegnet. Judson blieb die Seele des Ganzen, hat auch die Uebersetzung der heil. Schrift vollendet (1. Ausg. 1834) und viele Traktate abgefaßt, die nun in unermeßlicher Menge durch alle Ritzen Barmas einschlüpften. Wo es für die Missionare selbst zu schwierig war, drangen die Bekehrten ein, welche unter den in Barma selbst fortdauernden Verfolgungen muthig ausharrten. Viele Barmanen und unzählige Karenen waren bereits gewonnen, als der zweite barmanische Krieg 1852 ausbrach, in welchem freilich für die Bekehrten die früheren Schrecken

sich wiederholten, der aber Süd-Barma oder Pegu unter die Herrschaft Englands brachte, so daß dort nun das Evangelium einen ungehinderten Lauf hat. Die Mission hatte 1860 im Ganzen 10 Stationen und 274 Nebenstationen mit 270 Kirchen, unter 18 verheiratheten Missionaren und 350 Nationalpredigern und Gehilfen. Die Gemeinden unterhalten sich in der Regel selbst, und geben noch dazu ansehnliche Beiträge.

---

c. Königreich Awa. (Birma.)

§ 158. Das Königreich Awa, d. h. derjenige Theil Barmas, der noch seinen eigenen König hat, beginnt jenseits Miaday ungefähr 90 St. n. von den Mündungen des Irawady, und reicht zuerst bis zur Hauptstadt Awa 110 St. weit, und dann noch weitere 80 St. bis Banmo. Seine Breite von den Grenzgebirgen gegen Arakan bis zum Saluen, der Grenze gegen Siam, beträgt 160 St. In früheren Zeiten hatte das südliche, jetzt englische, Pegu meist seine eigenen Könige, was Anlaß zu vielen Kriegen gab, in welchen bald die Einen, bald die Andern übermächtig wurden. Im vorigen Jahrhundert warf sich nach 20jähriger Herrschaft des Pegugeschlechts ein Bauer, Alompra, auf, um das Joch abzuschütteln. Es gelang ihm, Awa und Pegu zu erobern, das Königsgeschlecht auszurotten und große Eroberungen zu machen. Er starb 1760. Thronstreitigkeiten und entsetzliche Kriege folgten, bis Padunmang, dritter Sohn Alompra's, die Oberhand gewann, der nun von 1781 bis 1819 regierte. Dieser, nachdem er Awa in einen Schutthaufen verwandelt, gründete drei Stunden davon die neue Residenzstadt Amarapura; und die Einwohner des Landes mußten von überall her dahin übersiedeln. Sein Nachfolger Boa (§ 156), mit welchem England in Verwicklungen kam, verlegte den Regierungssitz wieder nach Awa, das hergestellt wurde, abermals zum großen Nachtheil der

Habe, Nahrung und Arbeit der Bevölkerung. Das Land liegt jetzt entsetzlich verwüstet und entvölkert; denn in den Kriegen waren die Sieger stets gewohnt, Alles vollständig zu morden und zu zerstören. So sind jetzt die fruchtbarsten Gaue zur Wüstenei verurtheilt; und die Zahl der Einwohner ist von 17 auf 5 Mill. herabgeschmolzen. Die grausame Herrschaft der Könige aber ist doch jetzt durch die Berührungen mit England gemildert worden.

Grenzstadt am Irawady ist Miaday, 2 St. n. von Prome. Hier wird in einem flachen Granitstein ein heiliger Fußstapfen des Buddha gezeigt. Ueber 50 St. nördlicher ist die in Trümmern liegende heilige Stadt Pagan, der frühere Hauptsitz des Buddhismus, deren Ruinen am Stromufer hin eine Strecke von drei St. bedecken und eine Stunde weit in's Land sich hineinziehen. Bald bekommt der Strom eine östliche Biegung; es sind noch 50 St. bis Awa. Diese 1822 neu erbaute Stadt hat drei St. im Umfang, ist mit einer 20′ hohen Mauer umgeben und in die äußere oder große und innere oder kleine Stadt getheilt. In letzterer mit eigenen Mauern liegen die hölzernen Krongebäude, über 100 an Zahl, alle prachtvoll vergoldet. Herrliche Pagoden, mit Gold geschmückte Klöster für 3—500 Priester, Riesenbilder des Gaudama zeigen die Heiligkeit der Stadt. Der Einwohner sind es 100,000. In der Nähe sind auch 8—900 Katholiken, Abkömmlinge der von Alompra 1756 zu Syrian gefangenen und hieher geführten Franzosen, Portugiesen und anderer Europäer. Sie leben wie andere Barmanen in 6 Dörfer vertheilt und haben zwei Priester von der Propaganda in Rom, die sich aber auf ihre Gemeinden beschränken. Der Irawady fließt hier vom Norden, der Maintanga von Osten, und der Maittha vom Süden her; und jenseits des Ersteren liegt die Stadt Sagaing mit 50.000 E. Auf dem Wege nach Amarapura steht eine prächtige Pagode, in welcher Buddha als Hahn dargestellt ist, weil der Hahn hier den Hügel aus der Erde gekrazt haben soll. Amarapura, obwohl 1823 mit Feuer verbrannt, ist in den verschonten Vorstädten so groß als Awa. Es sind hier viele Chinesen ansäßig, welche mit ihrem Vaterlande, besonders Yünnan, Handel treiben. Im Jahr 1840 wurden Awa und Amarapura durch ein furchtbares Erdbeben schwer heimgesucht. — Weiter nördlich liegen die seit 800 Jahren in Trümmer gesunkenen Städte Alt-Pagan und Tagung, von undurchdringlichem Dschangal überwachsen, jetzt eine Behausung der Tiger und Elephanten. Im Grenzlande, 80 Stunden von Ava, liegt Banmo (Bamo) in einem weiten, fruchtbaren Thale,

über welches eine hohe Gebirgskette hereinblickt, die Grenzmauer gegen China. Der Paß herüber ist so eng und gefährlich, daß man läuten muß, ehe man eintritt, um eine Begegnung zu verhüten, die zum Verderben führte. Hier gehen die Karawanen nach China; hier kam auch um 1750 ein chinesisches Heer herüber, das aber von den Birmanen vernichtet wurde. — Von Banmo 36 St. n. w. weiter hinauf an einem Seitenflusse liegt Mogaung, bereits unter den Schaians und den den Karenen verwandten Kathaians, durch deren Wildnisse der Weg nach Asam führt, dahin man nur noch 50 St. zu reisen hat.

In dem noch unabhängigen Königreich Awa hat das Evangelium keinen freien Lauf. Doch ist durch Schriften, Reisen und bekehrte Eingeborne so viel geschehen, daß überall vom Christenthum geredet wird, ja fast in allen großen Städten den Irawady hinauf, wie 1853 berichtet wurde, einzelne Christen zu finden sind, die mit Begierde auf Lehrer warten. Einflußreich wurden besonders die Reisen des Missionar Kincaid. So verkündigte er 1833, da er mit mehreren Gehilfen nach Awa reiste, während einer 54tägigen Fahrt auf beiden Ufern des Irawadi in etwa 300 Städten und Dörfern das Evangelium und vertheilte gegen 15,000 Schriften. Da kam es vor, daß ein Weib ausrief: „Die Wahrheit hat wie ein Blitz in mein Herz hineingeleuchtet.“ In Prome fanden sie schon einen Jüngling und einen Greisen, die im Glauben standen. Von Pako Keku sammelten sich Abends noch 400 Menschen am Ufer um ihr Boot, die bis Mitternacht aufmerksam zuhörten. In Awa selbst taufte er zwei Junge, darunter einen gefeierten Priester. Kincaid war es auch, der 1837 das ganze Land bis in die Nähe von Asam durchdrang. Er trat die Reise mit 4 christlichen Barmanen an, nachdem er mit Mühe Erlaubniß von der Regierung bekommen hatte, und kam bis Mogaung, sah sich aber außer Stands, die Wildnisse zu durchdringen und kehrte deßhalb zurück; wurde von Räubern gefangen und entrann wunderbar unzähligen Gefahren. Als er sich nach Awa durchgebettelt hatte, fand er die Stadt in großer Aufregung.

Tharawady hatte sich des Throns bemächtigt (1837—1847), und wie er sich nicht scheute, trotzig gegen England aufzutreten, so duldete er auch die Mission nicht in der Nähe. Es kam zu blutigen Verfolgungen, selbst Kreuzigungen. Erst seit der zweiten Demüthigung von 1852 ist der Widerstand gemäßigter; 1859 wurde der Bann, der von Tharawady auf die Büchervertheilung gelegt worden war, aufgehoben. Zur Gründung von Stationen aber fehlt es der amer. Ges. an Mitteln; Awa, das von 1826—1837 eine gesegnete Station gewesen war, hat vor der Hand nur einen eingeb. Prediger, der die wenigen Bekehrten zusammenhält.

In Awa blieb nach dem Frieden von 1826 Dr. Price, und setzte neben seiner ärztlichen Thätigkeit mit Genehmigung der Regierung seine Schule und den sonntäglichen Gottesdienst fort; aber 1828 traf ihn sein Diener eines Morgens todt im Sessel an. Kincaid erneuerte 1833 die Mission, Ganze Schaaren strömten ihm und seinen Gehilfen zu; seine Wohnung war den ganzen Tag mit Zuhörern angefüllt. Auf kurze Zeit kam dann auch Missionar Cutter mit einer Presse, und später wurde Simons ein treuer Gehilfe. Der sichtbare Erfolg und besonders die Taufe des gelehrten Buddhapriesters Maung Kay erregte die Aufmerksamkeit der Regierung; und der Minister untersagte den Aufenthalt in Ava. Sie schlugen nun ihre Wohnung außerhalb des Stadtthors auf, gewannen 7 Glieder und hielten eine Töchterschule. Da kam 1834 ein neuer Sturm. „Der amerikanische Lehrer," hieß es, „richtet Spaltungen unter den Völkern an. Nicht zufrieden damit, ruhig wie andere Ausländer in der goldenen Stadt leben zu dürfen, läuft er umher, theilt Bücher aus und predigt mit dem Zweck, den Glauben zu zerstören, der seit Jahrhunderten von diesem Volke hochgeachtet ist." Man wollte ihre Büchervertheilung und Predigt verbieten, drohte mit der Landesverweisung; und Viele der Neubekehrten wurden in Schrecken versetzt. Aber Maung Kay fuhr fort, muthig zu predigen; und sonst beschränkte man sich, Kincaid's Wohnung zu bewachen und die Barmanen, die hinein wollten, zurückzuweisen. Das Werk ging fort; und Malcolm, der Abgeordnete der Gesellschaft, fand 1835 Alles erfreulich und rühmte besonders den alten Gehilfen Ko Gwa, der im Palast angestellt war, und andere Getaufte, die eine höhere Stellung hatten. Nach der Rückkehr Kincaid's von seiner großen Reise, war der Bürgerkrieg ausgebrochen. Der neue König Tharawady, der

vorher freundlich gewesen war, verbot nun „als Vertheidiger des Glaubens" alle Missionsthätigkeit; die Ausländer mußten die Station verlassen. Die kleine Gemeinde aber, unter einem wackeren Gehilfen, beharrte in der nachfolgenden Schreckenszeit fest im Glauben. — Der gegenwärtige Kaiser begünstigt die katholische Mission so sehr, daß er 1856 sogar eine Gesandtschaft mit Geschenken an den Papst abordnete.

---

d. Das westliche Pegu.

§ 159. Die 1852 von den Engländern eroberte Provinz Pegu bildete einst ein eigenes Königreich, auch Talaing genannt, das seine Nordgrenze an den Abhängen der Galladaietberge hatte, welche vom Irawady östlich bis zum Sitang laufen. Zur jetzigen Provinz gehören aber auch andere Distrikte, die sonst zu Awa gehörten, nemlich Prome im Westen und das Taunguland im Osten. Die Provinz enthält das große vielarmige Delta des Irawady, welches 30 St. unter Prome beginnt, und zuerst den Sarawady nach Osten, dann den Bassein nach Westen abwirft. Im Osten sind noch weitere besondere Flüsse, wie der Pegu, der Sitang und besonders der Saluen, der im Süden durch Martaban geht, nördlicher von Siam scheidet. Das Peguvolk ist von den Barmanen sehr verschieden; erst 1836 schrieb Fr. Judson in ihrer Sprache den ersten Traktat, ein Leben Jesu. Neben Peguanern und Barmanen leben Karenen besonders in den hohen Waldregionen von Taungu, wo sie fast die einzigen Bewohner sind; und unter ihnen macht die Mission die überraschendsten Fortschritte. Wir wenden uns zuerst nach dem westlichen Theil der Provinz, in welchem sich die 3 Missionskreise: Prome, Henthada und Bassein befinden.

1) Prome, eine große uralte Stadt mit 40,000 E. reich an Pagoden, liegt 80—90 St. den Irawadi herauf, 24 St. n. ö. von Sandoway; 2 St. s. von ihr liegen die

Trümmer der alten Stadt Sare Kettara. Kincaid und Simons eröffneten die Mission 1854, welche auch für das verschlossene Awa wichtig schien. Sie siedelten sich eigentlich in Schwedaung, 3 St. von Prome an. Bis 1860 wurden im Ganzen 216 Heiden getauft, darunter 34 Karenen und 15 Khaians, sonst Barmanen. Weit herum wirken 10 Gehilfen, darunter 4 ordinirte. Nebenstationen sind: Thaiet Myo bei der Grenzstadt Miaday, 2c. Karenen aber waren bei einer 1859 angestellten Untersuchung keine mehr jenseits der Grenze zu finden.

2) Henthada (Henzada) liegt etwa 40 St. s. von Prome am Irawady, unterhalb der Stelle, wo dieser in den Bassein und Rangun sich vertheilt. Sie ist die Hauptstadt eines sehr fruchtbaren und volkreichen Distrikts zwischen diesen Flüssen. Missionar Thomas ließ sich 1854 dort nieder, und gründete bald aus Bekehrten die erste Karenengemeinde im Henthadabusch 8 St. s. von der Stadt; und in der Stadt selbst weihte er die neue Kapelle durch Taufen ein. In einem Jahre waren es schon 4 Gemeinden mit mehr als 60 Gliedern. Die Mission ist theils eine karenische, theils eine barmanische; und bis 1860 sind hier im Ganzen 46 Gemeinden unter 66 Predigern mit 1525 Seelen gegründet worden. Auch die Barmanen-Mission hat 5 Gehilfen, theils in Henthada, theils auf Nebenstationen.

3) Bassein (Persaim), eine große Distrikts- und Handelsstadt, liegt am Mündungsarm gleiches Namens, etwa 25 St. vom Ausfluß. In diesem Distrikt war es, wo nur durch gelegentliche Besuche von Missionaren und sonst durch die rastlose Thätigkeit von Bekehrten und Gehilfen bald eine große Begierde unter den Karenen angeregt und bedeutende Gemeinden gebildet wurden, hauptsächlich um Maubi und Pantanau her. Eine Ehrendame der Königin, die sich umsonst bemüht hatte, ihren Bruder vom Evangelium abzubringen, suchte ihn endlich von Awa dadurch zu entfernen, daß sie ihm die

Ernennung zum Karenengouverneur in Bassein auswirkte 1836. Kaum war er angekommen, als eingefangene Karenen vor ihn gebracht wurden, beschuldigt, den fremden Gott anzubeten. Er setzte sie frei; und das Werk nahm unter seiner Amtsführung 2 Jahre lang bedeutend zu, besonders auch auf den westlichen Grenzbergen (§ 155). Den höchsten Grad erreichte die Verfolgung 1852, als das englische Heer gegen Bassein kam. Da wurde Thagua, der Prediger des weißen Buchs in der Umgegend, von den Beamten festgenommen, auf die Anklage hin, er habe die Engländer in's Land gerufen, daß sie es erobern. Schon auf dem Wege zum Gefängniß bekam er 30 Peitschenhiebe; und auch sein Sohn und Neffe wurden ähnlich mißhandelt. Einige Tage lag er im Kerker; und so oft er vorgeladen wurde, erfuhr er körperliche Mißhandlungen. Zuletzt banden sie ihn an ein Kreuz, schossen nach ihm, rißen ihm die Eingeweide heraus und hieben ihn in drei Stücke. Aber 5 Tage nachher zogen die Engländer in Bassein ein, und die Jünger, die noch gefangen saßen, wurden in Freiheit gesetzt. Seitdem wurde Bassein, statt Sandoway's, Mittelpunkt der Mission unter den westlichen Karenen, von welcher auch ein Zweig an den Barmanen arbeitet. Es sind jetzt 50 Gemeinden mit mehr als 5000 Seelen unter 60 Predigern und Gehilfen; und die Seelsorger werden meist von den Gemeinden allein unterhalten. Auch bestehen einige höhere Bildungsanstalten. In Bassein halten sich auch Chinesen zur Kirche, welchen durch Handel mit Karenen das Christenthum bekannt geworden war.

---

e. Das östliche Peguland.

§ 160. Das östliche Pegu reicht vom mittleren Hauptarm des Irawady bis an den Sitang im Osten. In ihm liegt am Flusse Pegu, 36 St. einwärts, die einst große und prächtige Stadt Pegu, Hauptstadt eines mächtigen Reichs, ferner Rangun, 26 St.

südlicher, am Flusse Rangun, mit 70,000 Einwohnern, von 1826 an barmanischer Freihaven, seit 1852 englisch, eine sehr bedeutende Handelsstadt. Der Wohnsitz des Distriktstatthalters ist Dallah, 18 St. s. w. an der Mündung des Flusses Dallah. Von Pegu östlich, dem Kowaen zu, einem Arm des Sitang, dehnt sich eine ungeheure, mit dunklem Buschwerk bewachsene und von allen Arten wilder Thiere belebte Ebene aus; hier sind besonders viele Karenen ansäßig. Sonst aber sind die Barmanen des Landes, namentlich in den Hauptstädten, besonders hitzige Vertheidiger des Buddhismus.

Die Stadt Pegu wurde 1767 durch Alompra dem Boden gleich gemacht und erst 1790 theilweise wieder aufgebaut. Ein über 2000 Jahre alter Prachttempel, ein wahres Riesenwerk, 361′ hoch mit den Terrassen, vergoldet, und viele Pagoden sind Ueberreste vergangenen Glanzes. — Rangun liegt auf einem großen flachen Wiesengrunde, umgeben von einem 16—18′ hohen Pfahlwerke. Die Häuser, meist Bambushütten, welche etliche Fuß über dem Boden stehen, einstöckig und mit Strohdächern bedeckt sind, im Inneren durch ausgespannte Tücher gegen die Sonne geschützt, dehnen sich auf beiden Seiten des Flusses wohl eine Stunde weit neben einander aus; und zwischen ihnen ragen viele kleine Pagoden mit ihren vergoldeten Spitzen aus den Bäumen empor. Die Straßen sind eng und mit Backsteinen gepflastert; und am Flusse gehen Treppen hinab, wo die Boote landen. In der Nähe steht die berühmte Pagode des Schudagon mit einem riesenhaften Bilde des Gaudama auf einem in Terrassen aufgemauerten Hügel, umgeben von Zayats, kleinen Pagoden, Klöstern und stattlichen Bäumen. Des Morgens strömen von allen Seiten Männer und Weiber herbei, und knieen betend hinter ihren Opfergaben mit aufgehobenen Händen. Zugleich umschwärmen Hunde und Krähen die Altäre und fressen die eben dargebrachten Opfer weg.

Wie in Rangun die Mission durch Missionar Judson begann, haben wir oben gesehen. Nach den ersten Kriegsunruhen von 1826, da das Land noch barmanisch blieb, wanderte ein früherer Offizier, Ko Thaha, im 50. Jahr getauft 1822, von Dorf zu Dorf und zog Schaaren von Einwohnern zu sich her. Zum Hirten 1829 geweiht, taufte er 13 Barmanen, worauf eine mäch-

tige Aufregung entstand, so daß Judson, der 1830 in die Stadt kam, nicht öffentlich auftreten durfte, wiewohl er viele heimliche Besuche erhielt. Dagegen machten die Bekehrten weite Reisen in's Land hinein, nach Pegu im Osten und bis Bassein im Westen. Judson fühlte bald in Rangun die Frucht dieser Reisen, indem er aus solchen Gegenden immer mehr Besuche erhielt. „Ueber die ganze Länge und Breite des Landes hin," schrieb er, „ist die Forschbegierde angeregt; und bisweilen erschrecke ich über mich selbst, einem Manne ähnlich, der eine gewaltige Maschine, die er nicht mehr in seiner Gewalt hat, sich in Bewegung setzen sieht." Er selbst wagte 1830 eine Predigtreise bis nach Prome, Kincaid 1833 bis Awa. Aber über dem Versuche des Missionar Bennet 1835, Schulen zu errichten, brach die offene Verfolgung aus. Die Eltern der Kinder mußten Geldstrafen erlegen; der Schullehrer wurde öffentlich gepeitscht, Ko Thaha eingekerkert und in den Stock gelegt; und 4 Monate lang suchte man die Christen in der ganzen Stadt. Der eingeborne Prediger Sanlone wurde erst nach vielen Martern und Drohungen, weil er englischer Unterthan war, freigelassen, dagegen alle seine Habe eingezogen. Dessen ungeachtet fuhren Bekehrte aus dem nahen englischen Maulmein ungestört zu predigen fort; und unter den Aengsten kamen immer wieder neue Früchte zu Tag. Besonders wirksam war jetzt auch die Predigt unter den nördlich von Rangun gegen Pegu hin in verborgenen Dörfern wohnenden Karenen, welche bald so angeregt wurden, daß sie ihr Letztes um Christi willen herzugeben bereit waren. Im Dorfe Maubi wurden 1836 an Einem Tage 89 Karenen getauft, und 60—80 folgten nach. Später ließen sich in andern Dörfern 128, darunter ganze Familien, die betagten Patriarchen des Waldes an der Spitze, taufen. Auch in diese Dörfer drang die Verfolgung, indem ein alter Häuptling, ein als Mörder und Räuber berüchtigter Mann, die Christen verklagte. Trotz der Bedrängnisse wurden die Boten fortwährend mit offe-

nen Armen aufgenommen; und einmal traf Missionar Simons tief in den Waldbezirken ein Dorf an, wohin Bekehrte aus Maubi gekommen waren, in welchem er auf die Frage, wie Viele Christen werden wollten, mit lautem Rufe die Antwort erhielt: „Alle, Alle, das ganze Dorf!" So rasch griff das Evangelium um sich, obgleich in Rangun bald auch Marterwerkzeuge gegen Zuhörer angewandt wurden. Von dort zogen sich 1838 die Missionare zurück, weil ihre Anwesenheit den Zuhörern den Charakter von Rebellen gab; aber 15 Gehilfen blieben angestellt in Rangun, Maubi und Pantanau.

Wie gesegnet das Werk in Rangun fortging, beweist das, daß einige Jahre später 40 junge Männer nach Maulmein kamen, um dort die Schule zu besuchen, und daß ein ganzer Trupp Karenen von Rangun her meldete, wie Einer der eingebornen Prediger von Sandoway kürzlich herübergekommen sei, und auf einmal 372 Karenen getauft habe, die schon lange den wahren Gott verehrt hätten. Um den über 500 bekehrten und noch verlassenen Christen in der Provinz zu Hilfe zu kommen, ehe sie zurückfielen oder den katholischen Priestern, die auch thätig waren, zur Beute würden, begab sich Judson 1847 noch einmal nach Rangun; aber der Vicestatthalter machte auch diesem Versuche mit neuen Verfolgungen ein schnelles Ende. Judson, nach Maulmein zurückgekehrt, machte von da 1850 zu seiner Erholung eine Seereise, starb aber auf derselben und wurde in's Meer gesenkt, ohne den Tag der Befreiung Pegu's zu erleben. Nach ihm kamen Kincaid und Vinton nach Rangun; und bereits legte die Regierung kein Hinderniß mehr in den Weg. Die Einnahme der Stadt durch die Engländer den 13. April 1852 machte vollends ihnen eine offene Thüre. Jetzt wurden neue Orte, wie Dallah, Maubi rc. durch Nationalgehilfen besetzt, und bis zum Oktober über 60 Bekehrte getauft. Waren auch manche Karenendörfer während des Kriegs geplündert und zerstört worden, so war um so größer

ihre Freude, daß Pegu (Dez. 1852) zu einer britischen Provinz erklärt wurde. Jetzt erst wurde Rangun eigentliche Station; und wie viel war in 40 Jahren der Noth vorgearbeitet worden!

Stationen: 1) Rangun, Mittelpunkt der Barmanen-Mission; 1852 Pastor Ko Thaha, schon 82 Jahre alt, später Ko En; 5 Predigtplätze, 2 in der Stadt, 3 auf den nahen Dörfern Kemmendein, Pasulaung, Kanelet; 1854 Pasundaung barmanische Gemeinde mit dem Pastor Ko Schway Dok; 1859 Einweihung der schönen Kirche von Backsteinen in Rangun; Grundstück bei Kemmendein von der Regierung verwilligt zur Errichtung eines Zayats für Schulen und Gottesdienste, mitten unter buddhistischer Bevölkerung; Besuche bei den Barmanen im Osten und bis in die Stadt Pegu von Missionar Stevens und Dawson; Nebenstationen Schway Lung, Pantanau, Thongzai, Ananben. — 2) Kemmendein, das Dorf, eine Stunde von Rangun, Mittelpunkt der Karenen-Mission, welche 1852 in 28 Gemeinden 1200 Glieder zählte; 1854 Gründung des Maubi-Vereins aus 13 Gemeinden mit 777 Gliedern; Gründung eines theologischen Seminars unter Dr. Binney, das jetzt (1861) 40 Zöglinge zählt. — Im Ganzen hat die Mission 3 Missionare, 47 Prediger und Gehilfen, 50 Gemeinden mit 2460 Seelen.

---

f. Provinz Martaban.

§ 161. Die englische Provinz Martaban beginnt östlich von Pegu, von dem sie durch den Sitang getrennt ist. Sie umfaßt nicht nur die Gegend zwischen dem Sitang und Saluen, die eine Breite von 40 Stunden hat, sondern auch eine lange, durchschnittlich 50 Stunden breite Strecke an der Ostseite des letztern hin 80 Stunden nach Norden, gelehnt an das von Siam scheidende Grenzgebirge. Die durch den Saluen getheilte Küste beträgt 50—60 Stunden, von der Mündung des Sitang an bis über Amherst herab. Die Provinz fiel theilweise schon 1826 in die Hände der Engländer, und wurde 1852 ganz englisch. Weil sie früher zu Pegu gehörte, sind peguanische Buddhisten überall verbreitet, besonders in den Städten. Aber auf den Ge-

birgen und in den Waldbezirken, diesseits und jenseits des Saluen wohnen viele ackerbauende Karenen, von den Stämmen der Pwo's und Sgau's.

Hauptstädte: Martaban, Festung mit 6—8000 Einwohnern; Fabriken in Lack- und Töpferwaaren. Ihr gegenüber an der andern Seite der Mündung liegt Maulmein, 1826 noch eine waldige Einöde mit wenigen Fischerhütten, 1849 schon eine blühende Stadt von 60,000 Einwohnern mit bedeutendem Handel. Sie ist der Sitz des Gouverneurs, und gilt für so gesund, daß die Briten in Ostindien gern hier verweilen, um die in Bengalen gesunkenen Kräfte wieder zu stärken. Chinesen, Hindu's und die verschiedenen christlichen Partheien haben ihre eigenen Gottesdienste. Neue und uralte Pagoden ragen in der Stadt und Umgegend hervor, und in beinahe 30 Klöstern leben 500 Buddhapriester; auch werden heilige Feigenbäume, die man öfters bei Nacht beleuchtet sieht, sorglich gepflegt. — In der Mündungsbai selbst liegt die Insel Balu, 6 Stunden lang und 3 Stunden breit, äußerst fruchtbar mit 10.000 Einwohnern, meist Karenen. Am Südende der Bai, 12 Stunden südlich von Maulmein, 40 Stunden östlich von Rangun, liegt Amherst, eine neu angebaute Militairstadt, die Anfangs 70,000 Einwohner, meist Peguaner, zählte, aber seit 1827 sehr abgenommen hat. Am Sitang hinauf sind östlich die Städte Sitang, 10 Stunden, und Schwaigyin, 25 Stunden aufwärts, die bedeutendsten Orte Martabans.

Nach dem Frieden von 1826 hatte sich die Mission zuerst in Amherst (§ 157) angesiedelt. Aber schon 1827 wurde Maulmein der Hauptsitz der Behörden und der barmanischen Mission, und blieb es wenigstens bis 1852. Hieher kamen zunächst Judson, Wade und der neu ankommende Boardman, der aber bald nach Tawoy zog. Judson, voll Kraft und Lebendigkeit, und Meister in der barmanischen Sprache, blieb die Seele des Ganzen, bis an seinen Tod 1850 (s. § 160). Nach Maulmein kam 1830 die Presse, welche Unglaubliches ausrichtete. Hieher kam auch 1839 das in Tawoy begonnene theologische Seminar, erst 1859 nach Rangun verlegt, von welchem eine Menge Prediger und Gehilfen durch alle barmanischen Länder ausgingen, wo sie insbesondere an den Karenen so große Dinge ausrichteten, meist ohne persönliche Mithilfe von Seiten der Missionare.

Die barmanische Uebersetzung der ganzen Bibel, durch Judson besorgt, wurde 1834, und die der Karenensprache 1852 vollendet. Geldverlegenheiten der amerikanischen Gesellschaft hinderten je und je den Aufschwung der Mission, besonders durch Verminderung der Zahl der Zöglinge im Seminar, während sie andrerseits die neu gegründeten Gemeinden zur Selbstthätigkeit und zu ansehnlichen Missionsbeiträgen anspornten. In der Provinz Martaban sind gegenwärtig (1860) nur zwei eigentliche Stationen, da amerikanische Missionare ihren Sitz haben; aber um so mehr ordinirte und andere eingeborne Prediger sind in den zahlreichen Gemeinden angestellt.

Stationen: 1) Maulmein, seit 1827; jetzt (1861) mit 15 Nebenstationen und ebenso vielen Gemeinden unter 3 Missionaren, theils für Barmanen, theils für Karenen, und 18 Gehilfen; zusammen 145 Barmanen- und 765 Karenenchristen. Andere Stationen, da jetzt nur noch eingeborne Prediger stehen, waren zu Zeiten: a) Wadesville in der Nähe, b) Tschummeräh, 24 Stunden weiter den Saluen hinauf, wo alsbald 66 Karenen getauft wurden, c) Newville, östlich davon, d) Amherst, wo von 1835 an Missionar Haswell unter den Peguanern lange arbeitete, e) Ko Tschettingsville, nach dem Namen eines Gehilfen, auch Neu-Tschummeräh genannt, f) die Insel Balu, g) Dongyan, 12 Stunden nördlich von Maulmein, wo Miß Eleonore Macomber mit Gehilfen, von 1836 bis an ihren Tod 1840, thätig war, mitten unter einem der Trunkenheit ergebenen, halbwilden Volke; in Folge ihres Wirkens ließen sich viele Heiden nebst dem Häuptling taufen; auch da die Heiden Versuche machten, das Zayat in Brand zu stecken, arbeitete sie in ihrer Schule fort mit ausgezeichnetem Erfolge. Als sie, 39 Jahre alt, starb, ließ sie den Ihrigen in der Heimath sagen: „Ich bereue nicht, hieher gekommen zu seyn, auch nicht, daß ich allein kam." — 2) Schwaigyin, seit 1853 begonnen von Missionar Harris, der 800 Seelen taufte, besonders unter den sehr zahlreichen Karenen. Bis 1859 waren 10 Gemeinden mit 1201 Bekehrten unter 14 Predigern und Gehilfen gebildet. Im letzten Jahr allein waren 127 getauft worden, und steuerten die Christen 92 Rupien bei zur Mission. Aber 1860 mußten 35 gleichgiltige Christen aus der Liste gestrichen werden. Da Schwaigyin ungesund ist, wird jetzt ein gesünderer Niederlassungsort gesucht; und die Missionare sind einstweilen in der Stadt Sitang.

Im Jahr 1859 hat auch die Ausbreitungs-Gesellschaft dieses vielversprechende Feld betreten, indem sie in Maulmein eine englische Missionsschule für Barmanen eröffnete. Den Eltern wurde mitgetheilt, daß die Schule die Bekehrung ihrer Kinder bezwecke; dennoch waren bald über 100 Knaben beisammen, eine Zahl, die sich bis 1861 mehr als verdoppelt hat. Ein Sohn und ein Enkel des Exkönigs von Delhi sind unter den Zöglingen. Schon predigt auch Missionar Shears in der Landessprache; und die zerstreuten Protestanten von der gegenüberliegenden Tamil-Küste werden in eine Gemeinde gesammelt und von einem Katechisten bedient. Wer, wie der Verfasser, die Kindertaufe für einen Segen der Kirche Christi hält, kann sich nur freuen, wenn diese weitgestreckte Ländermasse den Baptisten nicht allein überlassen, sondern, ohne Proselytirversuche an Bekehrten, den Heiden auch eine andere Form der Gemeindebildung geboten wird.

---

g. Das Taunguland.

§ 162. Am Sitangfluß weiter herauf, jenseits Pegu's, ist die Provinz Taungu, im Mittelpunkt der Karenen, die hier ein eigentliches Vaterland haben, aber in viele Stämme, zum Theil sehr wilder Art, getheilt sind. Das Land hatte seine eigenen Könige, bis es 1612 von Awa erobert wurde. Die Stadt Taungu, seit 1852 britisch, liegt 18 Stunden nördlich von Schwaigyin, 50 Stunden von Prome. Zwischen beiden Städten und den Flüssen ist ein Hochland und eine Wasserscheide, bis zu welcher vom Sitang herauf die Sgau-Karenen weit ausgebreitet wohnen. Auch diesseits des Sitang bis zum Saluen hinüber ist Alles voll Karenen. Im Süden der Stadt Taungu trennt ein Seitenfluß des Sitang die südlicheren Paku's, an den horizontalen Streifen ihrer Röcke erkennbar, von den Bghai's; und neben den Paku's auf den Höhen bewohnen die

Manni-pghas den südöstlichen Theil der Provinz. Nördlich von beiden und nordöstlich über die Provinz hinausreichend, sind die Bghai's, an den senkrechten rothen Streifen der Kleider erkennbar, und in 3 Hauptstämme getheilt. Im Sitangthale und auf den nächsten östlichen Anhöhen sind die Klein-Bghai's (Bghai-pho), welche mehr die mildere Art der südlichen Karenen haben. Oestlicher auf den Bergen selbst sind die Wild-Karenen (Bghai-ghota), und hinter diesen die Groß-Bghai's, wegen ihrer kurzen rothen Hosen gewöhnlich die Rothkarenen genannt. Letztere bewohnen den östlichen Theil der Gebirge im Thale des Saluen und hinter diesem im englischen Martaban, wo sie von Maulmein aus leicht besucht werden. Dieser wildeste Karenenstamm wohnt gegen 50 Stunden nördlich hinauf in einer Breite von 30—40 Stunden, und theilt sich wieder in westliche und östliche Rothkarenen, von welchen jene unter einem eigenen Oberherrn, Saubwa, stehen, diese jetzt den Barmanen unterworfen sind. Jene haben 96 große Dörfer und mögen 60,000 Seelen zählen, während diese wenigstens dreimal stärker sind. Weiter nördlich wohnen im Flußgebiet des Sitang theils andere Karenenstämme, wie die Nord-Pwohs, theils Schans, welche blaue Beinkleider und getupfte Jacken tragen, und im nördlichen Saluengebiet vorherrschen, weil an der Grenze von Siam, ihrer eigentlichen Heimath. Unter allen diesen Stämmen wird viel natürliche Wildheit, Raub und Blutrache angetroffen. Ihre Religion, welche sich hier an einen nahen Berg, als den Sitz des Gottes Thako Moscha, anlehnt, ist der gewöhnliche Dämonendienst, wiewohl auch noch Sagen von dem wahren Gott und Schöpfer aller Dinge, den sie Japay nennen, vorhanden sind.

Ueber die Wildkarenen schrieb 1857 ein Gehilfe, daß sie fast keine Kleidung haben, armselig sich nähren, beständig im Krieg leben und fortwährend auf Ueberfälle von ihren Nachbarn gerüstet seyn müssen, weßwegen sie auch in den Versammlungen

bis an die Zähne bewaffnet, mit Schwertern, Speeren und Bogen erscheinen. Bei Nacht leben sie fortwährend in Furcht vor den Tigern, und wohnen in Bambushütten, welche 12—15' hoch über der Erde auf Pfosten stehen. Sie haben bisher dem englischen Gebiete mit plötzlichen Ueberfällen und Räubereien viel zu schaffen gemacht, weßwegen militairische Vorkehrungen gegen sie getroffen sind. Noch mehr aber waren die Rothkarenen zu fürchten. Diese bildeten zusammen seit undenklichen Zeiten einen unabhängigen Staat unter einem Saubwa, der über Leben und Eigenthum gebieten konnte. Sie sagen, sie seien einst durch die Barmanen vom Norden, wo sie bei Ober-Pagan mit den Chinesen verbunden waren, in ihr jetziges Wohnland vertrieben worden. Hier auf dem hohen Tafelland waren sie ein Schrecken für die Barmanen und Schans, indem sie stets auf Plünderungen, Menschenraub und Mord ausgingen. Erbeutete Menschen verkauften sie, so weit sie ihrer nicht bedurften, als Sklaven, und zwar Barmanen an Schans, und Schans an Barmanen. Sie blieben unabhängig bis in die Zeiten des jetzigen Saubwa herein, des 90jährigen Kapho. Zu ihm flüchtete sich einmal ein Glied der königlichen Familie, das zu Awa in Ungnade gefallen war. Im Verlauf aber verdrängte dieser Prinz den Saubwa und machte sich zum Oberherrn über das östliche Rothkarenland, und dieses den Barmanen zinspflichtig. So blieb dem Saubwa nur noch das westliche Rothkarenland. Als der Prinz vor einigen Jahren starb, wurden seine beiden Söhne die Gebieter; doch soll die Hauptmacht in den Händen eines Schan-Offiziers seyn. Die Schans in Mobia, 35 Stunden nordöstlich von Taungu, empörten sich 1855 gegen diese Karenen; und auch der Saubwa unterstützte sie. Aber die Barmanen unterdrückten den Aufruhr und besetzten seitdem die Hauptstadt. Schon sollten auch die westlichen Rothkarenen unterworfen werden, als sich die englische Behörde von Taungu darein legte und dem Kapho Schantruppen zur Vertheidigung sandte, worauf der Angriff unterblieb. Ein rebellischer Häuptling indessen, Namens Menlong, der 1857 aus dem englischen Gebiete, wo er den Karenen um Schwaigyin ein Schrecken gewesen war, zu den östlichen Rothkarenen floh, gewann diese so sehr, daß das ganze Land in Unruhe gesetzt war, bis die Briten 1860 ihn einfingen und hinrichteten. Die wilden Stämme sehen darin ein Gottesgericht und bereuen, dem Evangelium nicht schon früher Gehör geschenkt zu haben. So scheint sich für die Mission eine neue Thüre zu öffnen.

Eine Mission in der Stadt Taungu zu gründen, bekam Missionar Dr. Mason von der Conferenz zu

Maulmein den Auftrag. Im September 1853 fuhr er mit Gehilfen den Sitangfluß herauf, und kam wohl behalten in Taungu an, wo bald Barmanen, Schans, Khaians, Taungthu's und Karenen aller Stämme sich um ihn sammelten, und namentlich die Letzteren große Theilnahme und Einfalt an den Tag legten. Mason überließ die Mission dem trefflichen Gehilfen Sau Quala, der schon 1830 in Tawoy getauft und 1847 ordinirt worden war, und nun getrennt von Weib und Kindern die schwierige Aufgabe übernahm. Sau Quala ging mit ganzem Ernst an's Werk, und sammelte zuerst junge Bghai's, die er unterrichtete und alsbald als Gehilfen brauchte. Wie er, so zogen auch diese in den Dörfern umher; und 1856 waren es 2124 Getaufte in 30 Kirchen. Viele hatten lesen gelernt, und lehrten es Andere mit dem größten Eifer. Sau Quala kam auch zu den Wild-Bghai's auf die Berge; und er sowohl als Sau Schapau weckten ein ungemeines Verlangen unter ihnen, dem alsbald durch die neuen Gehilfen nachgeholfen wurde. An die Missionare schrieb er folgenden Brief:

„Geliebte Lehrer! Weil Gott mir mein Werk gezeigt hat, ruhe ich nicht. Ich steige empor auf die Berge und hinab in die Thäler, hierhin und dorthin, bei Tag an diesem Ort, und bei Nacht wieder an einem andern. Dennoch weiß ich, daß ich das Werk nur unvollkommen ausrichte; und mein Herz ist tief betrübt. Kommen die Leute zu mir aus der Ferne, und machen mir Vorwürfe, und sagen: „„Lehrer, du bist gekommen, die Leute zu ermahnen; und du bist nicht an unserem Fluß, in unsrem Lande gewesen; hast du uns nicht auch lieb?““ — dann kann ich den Mund nicht aufthun. Denn ich weiß, wenn der Gerichtstag kommt, so werden Viele, die Gott nicht kennen, mir Versäumniß vorwerfen, und ich werde nur stammeln können. Ich wünsche aber von Herzen, daß das Reich Gottes im ganzen Taungulande ausgerichtet werde, und auch unter den Menschentödtern weit jenseits der Wälder; ja, das wünsche ich mehr, als ich aussprechen kann. Brüder, Lehrer und Lehrerinnen, betet für mich!“

Dr. Mason machte 1857 wieder einen Besuch in Taungu, dießmal auf dem Rücken eines Elephanten,

durch das Buschland hindurch, wo die Karenenhäuptlinge mit ihren Leuten ihn empfingen, aus Bambus eine Sänfte bauten und ihn von Dorf zu Dorf trugen, manchmal an steilen Bergen hinauf, dann wieder durch enge Schluchten Wege hauend, bis sie 1000′ hoch über der Ebene standen. In diesen dichten Wäldern wurde er ganz unerwartet von bekehrten Eingebornen willkommen geheißen. Man brachte ihm das Neue Testament, und sang christliche Lieder. Weithin sah man die Bergwände bedeckt mit Männern, Weibern und Kindern, die ihm entgegengekommen waren; und er wurde von Gehilfen in Empfang genommen, die einzig von der Kirche in der Wildniß herangebildet waren. Hier unter den aufgethürmten Bergen traf Mason auf die Fußstapfen Sau Quala's. Am südlichen Abhange dieser Bergketten standen 6 Christendörfer, am nördlichen 15, alle in 3 Jahren wie durch ein Wunder aus der Finsterniß des Heidenthums hervorgewachsen. Er schrieb damals: „Beide, Sau Quala und Schapau, sind thatsächlich Bischöfe; und kein Bischof hat je mit mehr Umsicht, Aufrichtigkeit und Erfolg gearbeitet, als sie in diesen 3 letzten Jahren. Eine solche Anzahl von Gehilfen und Schullehrern aufzustellen, wie dieß hier geschehen ist, so daß 45 Stationen alle mit Lehrern besetzt sind, und das Alles aus ihrer eigenen Mitte, ohne Beihilfe der Missionare, das ist, glaube ich, eine Thatsache, die in der Missionsgeschichte ihresgleichen nicht hat.“ Mason blieb nun auf der Station; und der Segen der Mission geht seinen wunderbaren Gang fort. Es sind hauptsächlich die Paku's mit den Mannipghas und die Klein-Bghai's in der Provinz, unter welchen das Christenthum fast allgemein geworden ist. Auch unter den Sgau Karenen im Westen wirkt das Wort. Von den Wildkarenen, deren Mundart schwer zu verstehen ist, kommen häufig Abgeordnete, die sagen, daß sie ein Haus gebaut hätten, und um einen Lehrer bitten, dem sie Lebensmittel und Kleider geben wollten, so gut sie's selber hätten. Bei der letzten Missionscon-

ferenz (1859) waren auch Abgesandte vom ersten Dorfe der Nord-Pwohs, das christlich geworden ist.

Uebersicht: Die Arbeit in der Provinz Taungu theilt sich in eine Paku-, eine Bghai- und eine Sgau-Mission. Zusammen waren es 1861 im Ganzen 139 Stationen, mit Kapellen, Schulen und unordinirten Predigern und Lehrern versehen, darunter 77 förmliche Gemeinden (35 mehr als im vorigen Jahr), für welche 3 ordinirte Prediger (Sau Quala, der aber nun gestorben ist, Pwai Pau, Schapau) angestellt waren. Der Getauften waren es 3628, davon 1096 im letzten Jahre getauft wurden; christliche Familien 3364; die christliche Bevölkerung bestand aus 26,079 Seelen, die nach baptistischen Grundsätzen zwar noch nicht getauft, aber doch christlich sind, zwei Drittheile der ganzen Karenbevölkerung. Auch bestand seit 1857 eine Erziehungsgesellschaft von Eingebornen, von 86 Häuptlingen gestiftet, um erwachsene Mädchen und Jünglinge zu Lehrern zu bilden. Solcher Jünglinge sind es jetzt 85; und die englische Regierung hat zu ihrer Unterstützung an 5000 Gulden beigesteuert. Die jüngeren Lehrer sind im Ganzen regsamer als die älteren, und genießen ganz dasselbe Ansehen unter dem Volk. Neuerdings wird an den Schan's gearbeitet, die wenigstens Zutrauen bezeigen.

Bereits ist jetzt auch ein Grund zur Mission unter den westlichen Rothkarenen im Osten gelegt. Man war ihnen schon im Norden bis auf zwei Tagreisen nahe gekommen, noch mehr 1857 im Osten, da man zu Bghai's kam, die einen gemischten Dialekt sprachen, und sich aus Furcht vor den Rothkarenen, in deren Land zu wohnen sie vorgaben, gegen das Evangelium sträubten. Kein Gehilfe wagte es damals weiter zu gehen, weil sie fürchteten, in die Sklaverei verkauft zu werden. Auch Quala, der einmal in Begleitung einer Gesandtschaft im gefährlichen Lande war, gab einen entmuthigenden Bericht, weil er sich nicht verständlich machen konnte. Jetzt aber (1859) entschloß sich Missionar Mason, auf Elephanten eine Reise dahin zu machen. Nach 20 Tagen kam er nordöstlich in der Hauptstadt des alten Saubwa, Kapho, an. Er wurde auf's Freundlichste aufgenommen; und der Saubwa drückte ein starkes Verlangen aus, sein Volk lesen lernen zu lassen, versprach auch, ein Zayat zu bauen für Schule und Gottesdienst,

und eine Wohnung für den Missionar, den er dringend bat, da zu bleiben. Ja er erklärte öffentlich, sie würden, wenn sie lesen könnten und das Wort Gottes verstünden, alsbald ihren Teufelsdienst fahren lassen. Mason ließ 3 Lehrer zurück, für welche der noch immer mächtige Saubwa auf's Beste sorgte. Bereits denkt man auch, zu den östlichen, freilich jetzt barmanischen Rothkarenen zu gelangen. Ein Katechismus in ihrer Sprache ist gedruckt, und soll in den zu errichtenden Schulen gebraucht werden.

---

b. Tenasserim.

§ 163. Wir kommen zum letzten Distrikt des ehmaligen barmanischen Reichs, Tenasserim genannt, einer Küstenstrecke von Martaban an, die etwa 150 Stunden lang und 20—24 Stunden breit ist, im Osten theils durch den Fluß Tenasserim, theils hinter diesem durch einen langen Gebirgsrücken von Siam getrennt wird. Die Küste wurde erst 1793 von Siam an Barma abgetreten, und ist seit 1826 englisch. Zu ihr gehören eigentlich 3 Provinzen: Ye, Tawoy, und Tenasserim oder Mergui. Die Küste ragt hoch hervor, und über ihr stehen gleich noch höhere Berge und Hügel, an deren westlichem Abhang manche Flüsse, wie der Tawoy, einen langen Lauf haben. Die Einwohnerzahl war durch die grausame Fremdherrschaft eines Menschenalters auf 200,000 gefallen, ist aber nun im Zunehmen begriffen. Auf den Gebirgen bis nach Siam hinein sind eine Menge Karenen. (§ 156.)

Hauptorte sind: 1) Tawoy, an der Ostseite des südlich laufenden Tawoyflusses, 14 Stunden oberhalb der Mündung, sonst vom Meere nach Westen nur 4 Stunden entfernt, mit etwa 9000 Einwohnern. Zu beiden Seiten des Flusses liegt eine Kette von Dörfern mit etwa 18,000 Seelen. Die Stadt ist dem Buddhismus sehr ergeben, an welchen unzählige Gaudamabilder jeder Größe, 200 Klöster und 1000 Pagoden erinnern. — 2) Mergui, 60 Stunden von Tawoy, liegt auf einer Insel in der Hauptmündung des Tenasserim. Auf einem steil am Ufer sich erhebenden Hügel stehen die Häuser der Engländer und ganz

oben mehrere Pagoden, die dem Seefahrer von weitem entgegenglänzen. Unter der siamesischen Herrschaft wurden 1686 alle Engländer niedergemetzelt. Die Einwohner, von 50,000 auf 10,000 herabgesunken, nehmen schnell wieder zu. Viele Chinesen haben sich niedergelassen und barmanische Frauen geheirathet. Es sind auch 4 Moscheen für Muhammedaner da, und eine katholische Kirche mit einem Priester für 400 portugiesische Christen. — 3) Die Mergui-Inseln, die sich längs der Küste 50 Stunden weit ausdehnen, sind fast unbewohnt, obwohl ihr Boden fruchtbar seyn soll. Die wenigen Bewohner darauf gehören zu dem allerversunkensten Karenengeschlechte, den Selongen.

In Tawoy begann Missionar Boardman von der amerikanischen Baptistengesellschaft 1828 die Mission; und hier wurde man zuerst mit den Karenen bekannt. Ein armer Karenen-Sklave, welchen Boardman loskaufte, unterrichtete und taufte, Ka Tha Byu, brachte seinen Landsleuten die Botschaft von dem weißen Lehrer, der vom Meere hergekommen; und so eilten die Wilden (Hunde), wie man sie hieß, von ferne her zum Missionshaus. Sie erzählten, wie ein Muselman ihnen vor 12 Jahren ein heiliges Buch zurückgelassen hätte, das sie verehren sollten. Boardman gab ihnen zunächst nur ein Schriftchen mit, das Einer, der es verstand, ihnen von Haus zu Haus vorlesen sollte. Die Wirkung war, daß kleine Schaaren nach der Stadt kamen, und Boardman bald Ka Tha Byu als Verkündiger des Worts an sie absenden konnte. Während dieser umherzog, kamen Abgesandte nach Tawoy mit der Erklärung, von nun an dem Evangelium dienen zu wollen. Boardman besuchte sie in ihren Dörfern. Das heilige Buch war eine alte englische Liturgie! Der alte Zauberer, der es bisher aufbewahrt hatte, hörte, daß das Buch vom wahren Gott rede, daß aber nur dieser anzubeten sei, worauf er sein Feierkleid zerriß und sammt seinem Hirtenstab in den Bach warf, um hinfort ein rechter Jünger zu werden. Unter unsäglichen Beschwerden besuchte Boardman auch ferne Dörfer, wo die Leute schnell ein Zayat bereiteten, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten, und bald die Botschaft weiter trugen.

Seitdem kamen die Karenen in Haufen wohl 30 Stunden weit her, selbst aus den Grenzen Siams; und durch die beständigen Reisen der Gehilfen wurde die Aufregung immer größer. Leider war es Boardman nicht lange vergönnt, in diesem gesegneten Arbeitsfelde zu stehen. So hingefallen seine Kräfte waren, wiederholte er doch, Januar 1831, mit Mason (§ 162) den Besuch und kam 3 Tagreisen weit in die Berggegenden. Sein Ende nahte heran. Neben seinem Sterbelager taufte Mason 34 Karenen; und Boardman rief fröhlich aus: „HErr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen." Am folgenden Morgen starb er im Boot, das ihn zurückbringen sollte. Judson heirathete später seine hochbegabte Wittwe, nachdem sie in Tawoy 3 Jahre lang den Schulunterricht geleitet hatte. Indessen setzte Mason mit seinen Gehilfen das Werk emsig fort, und es folgten Taufen auf Taufen. Schon 1832 schrieb er mitten aus den Bergschluchten der Karenen: „Nicht länger schreibe ich von den Gräueln des Heidenthums; vielmehr habe ich nur von Segnungen des Evangeliums zu sagen. Mein Brief ist nicht mehr aus einem Heidenlande datirt; denn der Götterglaube ist von den Ufern dieses Flusses weggeflohen. Mein Auge ruht auf Gefilden, welche die Hand der Christen angebaut hat; und ich sehe nur solche Wohnungen, die von christlichen Familien besetzt sind. Als Br. Boardman vor 3 Jahren dieses Volk besuchte, beugten sie ihre Kniee noch vor den Dämonen; und alle Laster der Finsterniß wurden von ihnen geübt. Aber er predigte ihnen das Evangelium in der Kraft des heiligen Geistes; und siehe, Alles ist neu geworden."

Besonders zeichnete sich das Dorf Mata Miu, d. h. Dorf der Liebe, aus, welches 1834 mit 100 Bekehrten in 18 neuen Wohnungen angelegt wurde. Wie waren die stumpfen, sinnlichen Menschen jetzt so lebendig und regsam geworden, dem HErrn zu dienen! Als sie einmal die Worte JEsu vorlesen hörten: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht 2c.," sahen sie einander verwundert an, im Gewissen geschlagen, daß sie bisher,

wie alle Heiden, so gefühllos gegen Kranke und Leidende gewesen seien. Ein neuer Liebeseifer war sofort unter ihnen angeregt, Schulen und Kapellen wurden überall errichtet; Missions- und Mäßigkeitsvereine blühten unter ihnen auf. Diejenigen, die zu Schullehrern bestimmt wurden, waren stets bereit, ihre Familien zu verlassen und Reisen von 6 Monaten nach entfernten Dörfern zu machen, Schriften und Lebensmittel auf dem Rücken. Sie schliefen unterwegs auf Bäumen oder auf dem Boden, und duldeten alle Arten von Entbehrung. Ein alter Sgau-Häuptling konnte nicht sterben, bis auch sein Bruder bekehrt wäre; so ließ er sich zuletzt von seinem Enkel eine Tagreise weit zu ihm tragen und ruhte nicht, bis er den Anfang eines Gnadenwerks in ihm entdeckte.

Das bei Tawoy angeregte Feuer theilte sich bald den Karenen aller Orten mit; und Alles, was wir von den Karenen in Pegu und sonst erzählten, hatte seinen Grund in dem, was in Tawoy geschah. Die nächste Frucht ärntete Missionar Wade 1832 in Mergui, wo bis 1838 über 70 Karenen getauft waren. In der Nähe von Mergui siedelten sich immer mehr Karenen aus Siam an, z. B. 1844 gegen 200 Familien, meist Pgho's, von einem englischen Kapitän eingeladen, um dem Hunger und der Unterdrückung in Siam zu entgehen; und auch unter ihnen wirkte nun die Mission. Selbst auf den Mergui-Inseln war die Arbeit an den verkommenen Selongen, von Missionar Kincaid angefangen, nicht umsonst. Daneben wurde auch die Arbeit unter den Barmanen Tenasserims nicht aus der Acht gelassen, hatte aber nur geringen Erfolg. Später schien es auch bei der Karenmission nicht mit derselben Lebendigkeit vorwärts gehen zu wollen, wie an dem ersichtlich ist, daß die Zahl der Getauften (1000), und die der Gehilfen (22) sich manche Jahre ziemlich gleich geblieben ist. Die barmanische Gemeinde in Tawoy zählte 1860 nur 13 Mitglieder.

Im Ganzen gehören zur Station 10 Kirchen mit 1100 Gliedern, zur gesammten barmanischen Mission aber 16,000 Getaufte oder etwa 14,000 Familien (an 100,000 Namenchristen) in ungefähr 280 Kirchen. Der Katholiken sind es in allen diesen Ländern, die das apost. Vikariat Westsiam bilden, nur 6480 Seelen.

4. Halbinsel Malakka.

§ 164. Die gegen Süden laufende Erdzunge Malakka erstreckt sich bei einer Breite von nur 50—60 Stunden über 300 Stunden weiter bis zum Kap Romania, in der Nähe des Aequators, von einem niedrigen Granitgebirge durchzogen. Die Küsten sind flach, dicht bewaldet und wasserreich, die Berge wegen des Zinns berühmt. Seewinde und tägliche leichte Regen kühlen die Hitze ab und verursachen meist einen ewigen Frühling. Köstliche Früchte gedeihen das ganze Jahr hindurch im Ueberflusse. Die nordöstlichen Theile sind Siam unterworfen; im Süden aber herrschen 6 unabhängige malaiische Fürsten, Sultane genannt, an den Küsten hin, während im Innern und in den Wäldern auch Wilde, ja Menschenfresser leben. Die Einwohner, etwa 500,000 sind meist Malaien, ein von den Bewohnern der Nachbarländer ganz verschiedenes, weit über die Inseln bis Madagaskar verbreitetes, Geschlecht. Seit 400 Jahren zum Muhammedanismus bekehrt, sind sie viel mit arabischem Blut vermischt. Ihre Sultane spielten eine glänzende Rolle, und ihr Handel war weit verbreitet, bis die Seeherrschaft der Europäer andere Verhältnisse herbeiführte. Heftigkeit, Treulosigkeit, Ungezähmtheit, Raub- und Mordlust charakterisirt sie. Stets mit Dolchen bewaffnet, leben sie in beständigen Kriegen unter sich. Zu Hause sind sie faul und überlassen die Arbeit ganz den Sklaven. Ihre Sprache zerfällt in viele Dialekte, ist aber sehr klangreich und wohltönend. Den Engländern gehören die Insel Pulo Pinang, die Stadt und der Distrikt Malakka, und die Insel Singapur; und auf diesen 3 Punkten wurden Missionen errichtet, hauptsächlich um als Vorposten für China zu dienen, ehe dieses offen war, weßwegen sie jetzt nur noch geringe Bedeutung haben. Uebrigens waren lange vorher auch katholische Missionen da, schon in Tawoy und Mergui in Tenasserim, sodann auf der Halbinsel im Lande Ligor

(an der Ecke, welche die Halbinsel bei der Insel Salanga macht), ferner im Lande Queda, in Singapur und sonst; und die Katholiken dieser Gegenden, meist eingewanderte Portugiesen, gehören heute noch zum Sprengel von Westsiam (S. 40).

a) Pulo Pinang d. h. Betelnuß-Insel, auch Prinz Walesinsel genannt, mit den Städten Georgetown, dem Sitz der Regierung, und Jamestown, 350 Stunden südlich von Maulmein, beherrscht den Eingang zur Straße von Malakka, hat einen sicheren und geräumigen Haven und vermittelt den Handel zwischen China und Indien. Die Insel bildet ein unregelmäßiges, 8 Stunden langes und 6 Stunden breites Viereck, und ist im Osten flach, im Norden sehr gebirgig. Ehe die Engländer kamen, trug sie fast nur Wälder, am Gestade von armen Fischern bewohnt, im Inneren menschenleer, wiewohl man viele Gräber und andere Zeichen einer ausgestorbenen Bevölkerung fand. Jetzt sind zwar immer noch viele, sehr nützliche Waldungen da; aber sonst erscheint das besonders mit Zuckerrohr und Gewürzen angebaute Land als ein wahres Paradies. Ein englischer Kapitän, der die Tochter des Sultans von Dschohor auf dem gegenüberliegenden Festlande heirathete, erhielt (1785) die Insel nebst einem kleinen Stück auf dem Lande zur Mitgift; und ihm kaufte sie die ostindische Compagnie ab. Aber erst seit 1805 erfreute sie sich eines Aufschwungs. Sie hat nun 90,000 Einwohner, darunter 62,000 Malaien, 14,000 Chinesen, 300 Europäer.

Mission. 1808 gründeten römische Katholiken, von Siam eine Zeitlang vertrieben, eine Katechetenschule für junge Chinesen und Siamesen; 1816 Missionar Milne's (Londoner Gesellschaft) Besuch auf Pinang, gesegneter Erfolg seiner ausgetheilten Schriften; 1819 Medhurst von Malakka errichtete chinesische Freischulen, zu welchen die Chinesen einen Tempel hergaben; Beighton und Ince nach ihm gründeten zwei Malaienschulen, eine Druckerpresse, eine Bibliothek, ein Waisenhaus, eine Mädchenschule, Apotheke 2c.; 1827 Missionar Dyer für die Chinesen, Beighton für die Malaien; Reisen auf dem Festland; 1832 erste Taufe einer Malaiin, bald 13 weitere; 1835

Missionar Davies; 1839 große Bewegung wegen der Schrift: „Vergleichung Muhammeds und Christi;" 1845 Aufhebung der Mission, weil die Missionare starben oder krank abreisten, und wegen geänderter Verhältnisse in China. Neuestens Dr. Pruen (Chinesische Kolonisationsgesellschaft), als Arzt und Missionar; 1857 Taufe von 11 Personen, mehrere Schulen. Auch Freimissionare wirken im Segen.

b) Die Stadt Malakka, 115 Stunden südlich von Pinang, gehörte seit 1509 den Portugiesen, seit 1641 den Holländern, bis sie 1824 durch einen Tauschvertrag englisches Besitzthum wurde. Ihr Distrikt, ein Theil des Königreichs Dschohor, umfaßt 17 Stunden an der Küste und 12 Stunden nach innen. Unter den 26,000 Einwohnern waren 1824 etwa 5000 Chinesen, 17,000 Malaien, 2000 Malabaren und ebenso viele Portugiesen. Als Seeplatz ist die Stadt nicht sehr günstig, weil der Haven schlecht ist; und es herrscht daher Todesstille in der Stadt.

Mission. 1815 Dr. Milne (Londoner Gesellschaft), aus Makao in China vertrieben, mit dem Plane, auf das verschlossene China zu wirken, Presse, Schulen, Besuche in Häusern und Krambuden, obwohl alle Volksklassen Verachtung gegen das Christenthum zeigten und die Chinesen mißtrauisch waren; die Zeitschrift: „Das chinesische Magazin," und viele malaische, chinesische und englische Schriften; andere Missionare wie Thomson, Medhurst, später Milton, Ince, Beighton rc.; 1816 Leang afa, der bekannte Chinese, getauft; Bedeutung der Malaienmission, weil auswandernde Chinesen immer unverheirathet sind und Malaiinen heirathen, wodurch sie mit deren Sprache vertraut werden; 1817 Gründung des anglochinesischen Collegiums durch Dr. Morrison, wozu er 1000 Pfund Sterlinge gab, und jährlich 100 Pfund Sterlinge beitrug; nach Milne waren Tomlin, später Dr. Legge Vorsteher; 1821 starb Milne; 1826 günstiger Bericht von Tyerman und Bennett; Malakka Zufluchtsstätte für christliche Chinesen, die um ihres Glaubens willen aus China vertrieben wurden; 1835 Zunahme der Versammlung, Bekehrte 30; 1837 Taufe von 30 Chinesen, Schülerzahl 800, im Collegium 70; Wanderung von 6 eingebornen Christen, mit Bibeln und Schriften beladen, durch die Wälder im Innern des Landes; 1843 Verlegung des Collegiums und der ganzen Mission nach Hongkong in dem nun geöffneten China und Aufhebung der Mission in Malakka.

c) Singapur (Löwenstadt), 25 Stunden südlicher,

ist eine Insel an der Südspitze der Halbinsel, in der Nähe des Aequators. Der Haven ist von 20 unbewohnten Eilanden umgeben, die ihn völlig gegen den Wind abschließen. Die englische Compagnie kaufte die Insel 1818 den Landessultanen ab, und legte eine Kolonie an aus Chinesen und Malaien, die bald 30,000 Einwohner ausmachten (jetzt 80,000). Der Haven wimmelt von Schiffen aller Gestalten. Ueberhaupt ist eine außerordentliche Regsamkeit auf der Insel, dem wichtigsten Punkte der Handelsstraße zwischen Indien und China. Die Insel ist auch Missionsplatz des Islam, der schaarenweise die heidnischen Stämme verschlingt.

Mission: Sorge der britischen Behörden für Schulen, Pressen und Uebersetzungen. Allmählig Missionare von vier Missionsgesellschaften, sämmtlich mit dem Blick auf China; 1819 Londoner Mission; 1823 das malaiische Collegium, von Morrison gegründet. Die Missionare Smith, Tomlin, Gützlaff waren zeitenweise da und verbreiteten das Wort auf Reisen; 1834 Bostoner Gesellschaft; 1837 englisch kirchliche Gesellschaft, auch amerikanische Presbyterianer. Von 1842 an, da China geöffnet war, blieben nur noch die Londoner bis 1849; 1851 machten die heidnischen Chinesen einen Angriff auf die christlichen, vertrieben sie aus ihren Pflanzungen und verheerten dieselben, Einschreitung der englischen Polizei, dabei 10—12 Chinesen fielen. Seit 1861 Missionar Venn im Dienst der Ausbreitungs-Gesellschaft.

---

5. Siam.

a) Land und Volk.

§ 165. Wir gehen von der Halbinsel Malakka wieder herauf zu den östlichen Seitenländern Barma's, welche im Norden an die chinesische Provinz Yünnan grenzen und in ähnlicher Weise, wie Barma, als Flußthäler und Gebirgszüge gegen Süden herablaufen, und so ihre natürlichen Grenzen bekommen. Der nächste Strom ist der Menam. An ihm beginnt, in der gleichen Breite mit Banmo, Oberlaos; sodann liegt über 100 Stunden weiter herab, in der Breite von Awa bis Prome,

das Land der Jünschans, endlich noch 140 Stunden lang bis zum Meerbusen von Siam der eigentliche Mittelpunkt der siamesischen Welt und Bildung, das Königreich Schan oder Siam. Hinter der nächsten hohen und breiten Gebirgsschranke gegen Osten strömt der Mekiang oder Kambodscha, welcher zuerst durch Südlaos, das Land der Länzän Schans, hernach durch Judara Schan oder das Reich Kambodscha fließt. Der westliche Theil auch dieser beiden Länder, namentlich Batabang im Süden, ist jetzt dem Könige von Siam unterworfen. — Das Klima Siams, wenn gleich sehr verschieden, ist doch im Ganzen gesund. Hie und da erzeugt es Wechselfieber, die aber ungefährlich sind; und nur im Urwald des Gebirgs herrschen tödtliche Waldfieber. Es sind nur 2 Jahreszeiten, die trockene und die nasse; im August überschreitet der Menam seine Ufer und verwandelt die Felder in einen See, die Wohnungen der Menschen in Inseln. Das Land ist äußerst fruchtbar und reich an den werthvollsten Produkten. Reis wächst ohne viele Mühe; und die köstlichsten Früchte, Färbehölzer und Holzarten, auch der Brodbaum finden sich in Menge. Das Gutta Percha ist hier heimisch. Sodann gibt es viele ergiebige Eisen-, Kupfer-, Zinn- und Goldgruben, obwohl nur die Eisenminen gehörig ausgebeutet werden. Siam ist auch bekannt als das Land der weißen Elephanten, die verehrt werden als Wohnungen der Seelen verstorbener Könige.

Die Einwohner schätzt man auf 5 Millionen. Sie bestehen aus Einheimischen und aus Fremden. Unter jenen sind die Siamesen die Ersten, deren Geschlecht zwischen den Chinesen, Hindu's und Malaien mitten inne stehen soll. Ihre Hautfarbe ist hellbraun. Ihr Gesicht hat durch die stark hervorstehenden Backenknochen die Form eines verschobenen Vierecks. Den Kopf tragen sie glatt rasirt; und nur auf dem Wirbel lassen sie ein Büschel Haare wachsen, die schwarz und fast so hart wie Borsten sind. Die Nägel lassen sie wachsen, färben sie roth, oder

setzen künstliche Nägel von Metall an. Ihr Gesichtsausdruck hat etwas Ungefälliges, Düsteres, ja Unheimliches. Ihre Kleidung ist dürftig; sie gehen baarhaupt und baarfuß, und haben nur ein Stück Zeug um die Lenden, die Frauen auch noch eine Art Schürze um die Brust, nebst allerlei Geschmeide. Die Häuser stehen auf eingerammtem Pfahlwerk in dem Fluß oder auf Flößen, die am Ufer befestigt sind; und bei jedem Haus ist ein kleines Schiff für den Gebrauch der Familie. In diesen schwimmenden Wohnungen finden sich die reichsten Waarenniederlagen. Sie sind ein ackerbautreibendes Volk, mit Gewerben und Künsten verschiedener Art. Ihre Sprache ist wie die der Chinesischen einsilbig, die Literatur meist in Pali, arm und ohne Interesse. Die herrschende Religion ist der Buddhismus, im 6. Jahrhundert eingedrungen, dem in Ceylon ähnlich. Die Priester oder Mönche heißen Phra, d. h. die Großen, bei den Europäern Talapoinen, nach dem Talipat (Palmblatt-Fächer) den sie tragen. Ihre Klöster, Wata's, stehen alle unter dem vom König ernannten, im Palast verweilenden Oberpriester (Sangharat, d. h. König der Vereine). Solcher Priester sind in der Hauptstadt 50,000, im ganzen Reiche zehnmal so viel. Die Wata's, auf den höchsten Punkten stehend, enthalten innerhalb einer Ringmauer einen Tempel mit Gaudamabildern, umfangreich aus Ziegeln erbaut, mit Säulen und Vergoldung geschmückt, eine Bibliothek und die Wohnungen der Talapoinen. Neben dem Buddhadienst besteht aber auch Verehrung brahmanischer Götter, Sterndeuterei, Zauberei und Dämonendienst. — Die Regierung ist rein despotisch und der König in seinem Reiche der unbeschränkte Herr über Personen und Dinge. Seine Sklaven sind glücklich, den Staub des goldenen Fußes aufzunehmen; ja er nennt selbst seine Fürsten nur seine „edlen Hunde, erlauchte Ratten.“ Niemand darf ohne seine Erlaubniß etwas besitzen, Niemand ungestraft ihm in's Gesicht blicken. Die Siamesen nennen sich Thai, d. h. Freie, obwohl sie noch nie einen Schatten von

Freiheit genossen haben. Doch sind noch unterschieden von ihnen die Sklaven, meist Kriegsgefangene, die entweder zu ewiger Sklaverei verurtheilt, namentlich bei den Großen dienen oder doch einen Theil des Jahrs im Frohndienst der Regierung stehen. Der Siamese läßt für sich seine Frau arbeiten, und lebt der Wollust und dem Trunk ergeben, von Tabak und Opium betäubt, oder in's Spiel versunken, sorglos dahin. Das ganze Land ist in Spieldistrikte abgetheilt, die verpachtet werden und dem Könige viel eintragen. Alles spielt, lügt und betrügt, von ernstem Streben ist keine Spur; wahrlich ein jämmerliches Volk!

Ebenso sorglos, aber weniger verbildet sind die Schanen von Laos, welche seit 1827 mit Siam vereinigt sind. Auch die Kameh's, die Eingebornen vom siamesischen Kambodscha, welche eine eigene Sprache reden, (§ 167) sind so armselig und träge als ihre Nachbarn.

Außer diesen einheimischen Völkern sind noch viele Fremde in Siam: Peguaner, Hindu's, Malaien und andere Muhammedaner, portugiesische Abkömmlinge, meist sehr gesunken, besonders aber chinesische Männer aus Kanton und Hainan, welche in Siam durch Ackerbau, Handel und Gewerbe ihr Glück machen, inländische Frauen nehmen und sich zur Landesreligion bequemen. Ihre Thätigkeit hat das Küstenland fast in eine chinesische Kolonie verwandelt. Jede dieser Klassen von Fremden hat einen eigenen Oberbeamten, an dem sie sich in Allem zu halten haben, die Portugiesen z. B. einen Consul oder Bischof.

Die Geschichte Siams beginnt mit der Einführung des Buddhismus und indischer Bildung im 6. Jahrhundert. Die Portugiesen, seit 1547, öffneten es dem europäischen Verkehr und dem Katholicismus. Bald darauf 1568 wurde Siam von Pegu unterworfen, jedoch 1590 wieder befreit. Allerlei Thronstreitigkeiten folgten. Um 1630 kamen die Holländer und halfen zum Sturz der Portugiesen. Höher stieg der Einfluß der

Franzosen von 1663 bis 1689, worauf der holländische Einfluß wieder zunahm. Später wurde Siam von den Barmanen erobert, bis diese 1769 vertrieben und der Staat zuerst durch einen chinesischen Kolonisten wieder hergestellt wurde. Die jetzige Dynastie stammt vom Feldherrn Schakri ab, der 1782 sich erhob und bis 1811 regierte. Unter seinem Sohne Phindin-Klang wurde der fast ganz abgebrochene Verkehr mit Europa 1822 durch einen Vertrag mit den Briten wieder angeknüpft. Beim Tode des Königs 1826 bemächtigte sich einer der älteren unehlichen Söhne des Throns; und der rechtmäßige Thronfolger verbarg sich im Kloster. Unter jenem wurde 1829 Laos erobert, auch 1834 ein Feldzug zu Wasser und zu Land gegen Annam unternommen, wiewohl ohne erheblichen Erfolg. Als er 1851 starb, trat der rechtmäßige Thronfolger aus seiner Verborgenheit und bestieg den Thron unter dem Namen Somdet-Phra-Paramander-Maha-Mongkut. Er hatte im Kloster fleißige Studien getrieben, und begann nun, sein Heer europäisch zu organisiren, Straßen und Kanäle anzulegen, selbst Dampfschiffe zu bauen. Er begünstigt Handel und Gewerbe, hat eine Druckerei errichtet, auch allen Nationen die Freiheit zugesichert, ihre Religion zu verbreiten. Mit den Engländern und Franzosen wurden Handelsverträge geschlossen. Doch ist er 1861, um gegen die Engländer, deren Eroberungsgelüste der Hof immer fürchtete, durch eine Gesandtschaft mit Paris und Rom in einen besonderen Bund getreten. Jetzige Hauptstadt des Reichs ist Bangkok.

Hauptstadt war seit 1350 Ajuthia (Ayodhya) am Menam, etwa 25 Stunden nördlich von Bangkok. Letzteres, ein zweites Venedig, ist mitten im Wasser zu beiden Seiten des Menam erbaut, auf einer kleinen Insel, welche auf allen Seiten von Kanälen und Gräben durchfurcht ist, so daß jedes Haus von Wasser umgeben ist. Der bei Weitem größte Theil der Stadt besteht aus schwimmenden Häusern, d. h. aus Bambushütten, welche auf Flößen errichtet und durch eingerammte Pfähle befestigt sind. Will man den Wohnplatz verändern, so

löst man die Pfähle und führt das Gebäude fort. Der Strom ist hier Alles: Straße, Kanal, Börse, Markt und Garten. Die Mandarinen aber besitzen fast sämmtlich steinerne Häuser, wie auch die Könige und Großen. Die Stadt zählt 300,000 Einwohner, zur Hälfte Chinesen, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum, weil Viele zusammen in einer Hütte wohnen. Bangkok ist Mittelpunkt des chinesischen Handels in Siam. Es laufen jährlich wenigstens 7000 rührige Chinesen als Einwanderer auf ihren Dschunken ein. Sie bezahlen alle drei Jahre eine Abgabe, wofür ihnen ganz freier Handel und Gewerbe gestattet ist. So scheint Siam zu einem verjüngten China aufzublühen. Auch der Binnenhandel liegt in ihren Händen; und ihre Zahl soll sich auf 1½ Millionen belaufen.

---

b) Missionen in Siam.

§ 166. Indem wir die Missionen in Siam näher beschreiben, reden wir zuerst von den

1) Katholischen Missionen. Diese begannen schon 1511 durch die Portugiesen in Tenasserim und auf der Halbinsel Malakka, Länder, welche bis 1785 unter siamesischer Herrschaft standen. Im eigentlichen Siam fanden erst 1662, mit De la Mothe Lambert, französische Missionare, von Ludwig XIV. gesandt, Eingang, besonders durch den Dienst gelehrter Mathematiker. Sie bewogen den König 1684, eine Gesandtschaft nach Frankreich zu schicken. Aber der Leichtsinn des Volks, die noch ungebrochene Herrschaft des Buddhismus und der Widerstand der Portugiesen ließen die Erfolge nur gering seyn. Eine Revolution stürzte 1689 den begabten Griechen Phalkon, der, vom Anglikanismus zur römischen Lehre übergetreten, sich zum ersten Minister Siams aufgeschwungen hatte; und die französischen Truppen, welche Bangkok und Mergui besetzt hatten, mußten das Land verlassen. Den fortgesetzten Bemühungen der franz. Ges. für Ausbreitung des Glaubens standen die wiederholten Einfälle der Barmanen im Wege. Zuletzt (1780) wurden die Missionare selbst verfolgt und aus dem Lande gejagt, wiewohl ohne sich ganz vertreiben zu

lassen. Die Stationen in Tenasserim und auf Malakka bilden ihre Vorposten, wiewohl auch diese sammt der siamesischen Mission fast vergessen blieben, bis 1808 in Pulo Pinang mit Rücksicht auf Siam eine Katechetenschule gegründet, und s. 1822 die Mission neu begonnen und eifrig fortgeführt wurde. Wenn übrigens Siam auch ein harter Boden blieb, so setzte es doch dem Gottesdienst der ansäßigen Katholiken (meist Portugiesen), so wie der Bekehrung der Eingewanderten (Chinesen, Malaien ꝛc.) nicht nur keine Hindernisse in den Weg, sondern schien die französischen Priester lieber zu sehen, als die englischen, weil es von jenen nichts für seine Unabhängigkeit fürchtete. In Bangkok ist ein kleines Seminar; und die Gesammtzahl der Katholiken in allen diesen Ländergebieten, die das apostolische Vikariat Ostsiam bilden, beträgt 7050 Seelen. Seit 1853 sind auch zwei Priester in Laos. Der neue König von Siam erklärte 1852 gegen den Papst, daß er zwar nicht an Christus glaube, sondern ein frommer Anhänger der Lehre Buddha's sei, aber die ungereimten Fabeln, durche welche sie verdorben sei, verachte, und die Christen in seinem Lande überall beschützen werde. Dieselbe Versicherung ertheilte 1861 die siamesische Gesandtschaft dem Papst in noch stärkeren Ausdrücken; und so scheint die kathol. Mission in Siam einen Aufschwung zu bekommen, der den evangelischen Bestrebungen sehr im Wege seyn wird.

2) Die protest. Missionen wurden zuerst durch Arbeiten in Singapur vorbereitet, wo Milton ein siamesisches Wörterbuch verfaßte und einzelne Theile der Schrift übersetzte, während die dortigen Anstalten für die Chinesen auch auf die chinesische Bevölkerung in Siam Bezug hatten. Gützlaff und Tomlin sodann und bald auch der Amerikaner Abeel waren die ersten Missionare, die sich etwas länger in Bangkok aufhielten. Die Siamesen erschracken Anfangs, weil die Sage unter ihnen herrschte, daß eine abendländische Religion den Buddhismus stürzen werde; und seit die

Engländer in Barma Sieger waren, fürchtete man, auch ihre Religion werde bald sich siegreich erweisen. Die Furcht legte sich indessen; aber man fand die Stumpfheit des Volkes fast unüberwindlich. Gützlaff zwar schied mit dem Gefühl, daß ein regeres Verlangen sichtbar geworden sei. Auf seine Aufforderung kamen 1833 die amerik. Baptisten nach Siam, denen die Bostoner (1834—50), und die amerik. Presbyterianer 1840 folgten. Jede Gesellschaft hatte ihre Presse; und die Schriftvertheilung wurde eifrig betrieben. Eben hatte auch der Verkehr mit Siam, der früher fast keiner, seit 1822 nur sparsam gewesen war, zugenommen; und 1841 und 1842 kamen 51 Schiffe nach Bangkok, während vorher jährlich kaum drei oder vier einliefen. Auch bauten sich schon die Siamesen Schiffe nach europäischer Art, und lernten allerlei dazu gehörige Wissenschaften, welche gegen das System ihrer Religion waren. Auch der neue siamesische Kalender, den die Missionare einführten, um den chinesischen zu verdrängen, der alle Jahre mit großem Pomp von China her dem Könige gebracht wurde, und der von der Vorstellung ausging, daß die Erde eine Ebene sei, um welche sich täglich die Sonne drehe, fand Eingang, so daß selbst ein Prinz, der dem Priesterstande angehörte, öffentlich sagte, das System der Chinesen sei gänzlich unhaltbar. Dazu hatte sich bereits eine neue Sekte gebildet, welche einen großen Theil der heil. Buddhabücher verwirft und Sitten civilisirter Nationen das Wort redet; und selbst Prinzen hielten sich zu ihr. So waren manche günstige Umstände eingetreten, als die Mission auftrat. Dessen ungeachtet war Feindschaft und Mißtrauen groß, besonders gegen die verbreiteten Schriften; und 1843 wurden, weil man bei einem Zerwürfnisse zwischen dem englischen Statthalter in Singapur und der siamesischen Regierung die Missionare im Verdacht hatte, als stünden sie im Bunde mit den Engländern, alle verbreiteten Bücher, deren man habhaft werden konnte, verbrannt. Dergleichen Verbote regten

aber nur um so mehr das Verlangen des Volks an; und sonst konnte der König zu Aufhetzern sagen: „Seid ihretwegen ohne Sorgen; es wird Niemand zu ihnen übertreten, als höchstens Chinesen. Sie sind gute Leute; suchet jeden Vortheil aus ihren Büchern zu ziehen, aber fliehet ihre Religion.“ Andererseits klagten die Missionare sehr über das Hazardspiel und die Genußsucht des Volks als die Haupthindernisse der Mission. Indessen gaben sich die Siamesen alle Mühe, ihre eigene Religion zu halten; und 1844 sandte der König eine Priestergesandtschaft nach Ceylon, der Pflanzstätte des Buddha-Glaubens, um über die Mittel zur Hebung des Buddhismus sich zu erkundigen. Er erhielt die Antwort, die Buddha-Religion auf Ceylon sei dem Erlöschen nahe, hauptsächlich in Folge der Missionsschulen und Seminare, sowie des gesammten englischen Einflusses; und wenn ihr nicht von außen aufgeholfen werde, stürze sie bald ganz in sich zusammen. Diese Antwort konnte den König nur unruhig machen. Wenn daher auch die Missionare das Verlangen nach Büchern, das Kommen der Priester, die Freundlichkeit der Vornehmen, das Begehren nach europäischer Kunst und Wissenschaft als schöne Anzeichen rühmten, so mußten sie doch stets in der Furcht stehen, daß Ein Ton des Königs Alles ändern könnte. Beim Regierungsantritt des neuen Königs wurde die Mission ungleich sicherer. Da durfte Dr. Bradley sogar in einem Buddhatempel vor 500 Priestern, selbst im königlichen Palaste predigen; und auch die hohen Damen lernten das Englische und fragten nach der christlichen Religion. Dazu durften die Missionare nach allen Richtungen ungestört durch's Land ziehen. Zwar kehrte 1855 das Mißtrauen zurück, und der König verbot sogar den Eintritt neuer Missionare; aber es änderte sich das wieder, und Hindernisse von oben sind kaum mehr bemerkbar. Aber groß ist die Stumpfheit des Volks, welche besonders auch von dem selbst unter Kindern allgemeinen Tabakrauchen hergeleitet wird.

Uebersicht: a) Amerik Bapt.: 1833 Dr. Jones; 1845 waren es 20 chinesische Bekehrte; 1851 verbrannten die Gebäude mit Missionswohnungen, Druckerei, Büchernie-derlage, Buchbinderei, Schriftgießerei und fast aller beweglichen Habe, auch der zweiten Ausgabe des siamesischen N. Test. 1861 hatte die Mission, in eine chinesische und siamesische, getheilt, zwei Missionare (S. T. Smith, Telford), einen eingeb. Prediger, nachdem der bewährte Pe Soi 1860 entschlafen war, 32 Bekehrte, und vier Nebenstationen. — b) Bostoner: 1834 Robinson und Johnson, später Dr. Bradley, ein Arzt, der am Hof beliebt wurde; seit 1843 eine siames. und chines. Mission; 1844 Anfang einer Monatsschrift; 1850 Austritt Bradley's aus der Ges., worauf er die Station als Freimissionar fortführte, und 1860 die ersten vier Bekehrten taufte. — c) Amer. Presb. 1844 W. P. Buell; 1844—47 die Station verlassen; 1847 Miss. Jenks, jetzt (1861) 6 Missionare (Matton, Dr House, Mac Gilvary ꝛc.) ein Geh. (Nai Tschun, der erste Bekehrte Siams, früher Priester, getauft 1859). Häufige Reisen den Menamfluß hinauf nach Ajuthia und in den Dörfern, von Haus zu Haus predigend, vor aufmerksamen Zuhörern. Neue Station Petschaburi, 30 St. südw. von Bangkok am Golf, 1861; wo die Missionare einen Siamesen Nai Kon fanden, der aus den christlichen Büchern seines heidnischen Vaters mit dem Evangelium genau bekannt geworden war und schon seit 4 Jahren nur Gott in Christo anbetete, auch sein Söhnlein das Vaterunser und die zehn Gebote gelehrt hatte, und unter dem Spott der Nachbarn ringsum seinen Glauben verkündigte.

---

6. Das Königreich Annam.

a) Das Reich.

§ 167. Im weiteren Hinterindien werden keine protest. Missionen mehr angetroffen. Weil sich aber hier bedeutende katholische Missionen befinden, können wir es nicht übergehen. Wir haben (§ 165) die Thalländer des Mekiang, welche aus Kambodscha und Südlaos bestehen, genannt. Etwa 20—30 St. östl. vom Mekiang fließt durch Kambodscha noch ein anderer ansehnlicher Fluß, der auch vom tiefen Norden herzukommen scheint, und nach einer seiner Mündungsstädte Saigon

genannt wird. Die Ostgrenze aber von Kambodscha und Laos ist die Annamkette, der letzte hohe Gebirgszug von N. nach S., hinter welchem die Küstenländer Tongking und Kotschinchina sich ablagern. Die beiden letzteren begreift man unter dem Namen Annam (als Nord- und Süd-Annam), von den Chinesen Kuetsching-tsching genannt, woraus die Portugiesen Kotschinchina machten. Zum Reich aber gehört auch Kambodscha und das nordöstliche Laos (§ 168). Die Regierung ist unumschränkt, sofern die ganze Gewalt in der Person des Königs vereinigt ist. Doch sind auch Gesetze vorhanden; und der König hat einen geheimen Rath und 6 Ministerien zur Seite. Die Einwohner des ganzen Reichs, das der Größe von Frankreich gleichkommt, alle Stämme und Völker mitgerechnet, mögen 20 Mill. betragen. Die kathol. Missionare schätzen sie zu 27 Mill. Annam war bisher den Fremden fast ganz verschlossen; und auch seinen Einwohnern war das Auswandern verboten. Die Beziehungen der Europäer zum Lande waren daher bis jetzt unbedeutend. Nur Franzosen und Jesuiten hatten im 17. u. 18. Jahrh. einigen Einfluß; und auch Holland und England hatten eine Zeitlang Handelsfactoreien. Doch haben 1833 die Nordamerikaner eine eigentliche Handelsverbindung angeknüpft; und der neueste Krieg mit Frankreich, der bereits (1861) zu Gunsten des Letzteren entschieden ist, wird die Thüren ins Land öffnen.

I. Kambodscha (von etwa 2 Mill. bevölkert) war bis 1808 ein unabhängiges Reich, und wurde damals von den Annamesen in Besitz genommen, welche den Landeskönig unter ihrer Botmäßigkeit regieren lassen. Der westl. Theil Batalang fiel an die Siamesen (§ 165). Das Land ist im Norden eine Hochebene mit vielen stattlichen Wäldern. Die Einwohner, Kamehs genannt, sind dem Buddhismus sehr ergeben und stehen noch auf einer niederen Stufe der Bildung, haben aber eine ziemlich ausgebildete Sprache mit einer Litteratur von alter Zeit her, in derselben Schrift geschrieben, welche die Siamesen zu den Palibüchern brauchen. Hauptbandelsstädte sind Saigon, am Saigon, 18 St. vom Meere, und weiter oben seitwärts

Dongnai, ferner Kangkao oder Hotion im Südwesten am Hastingsarchipel, 50 St. n. vom Kap Kambodscha. Aber neue Hauptstadt ist Panompeng, an der Spitze des Mekiang Deltas, 65 St. n. v. der Mündung. — Oestlich von Saigon, längs der Südküste, liegt Tschampa, ein mehr von Malaien, als Annamesen bewohnter Landstrich, da die ursprünglichen Einwohner, ein verlornes und verfolgtes Geschlecht, die wilden Lawa's, meist auf die Berge vertrieben sind. — Nördlich von diesen zieht sich über 100 St. lang ein hohes Bergland zwischen Kambodscha und Kotschinchina, 20—30 St. breit, das Moi-Gebiet, von zahlreichen armen und wilden Bergstämmen verschiedener Dialekte und Sitten bewohnt, die meist von wilden Früchten und Wurzeln leben. Auch sonst wohnen auf der ganzen Annamkette hinauf wilde Bergstämme, die wahrscheinlichen Ureinwohner der Länder. — Die östlichen Stämme der Laos im Norden, so weit sie nicht zu Siam gehören, den Annamesen unterworfen, an Tonking stoßend, sind ein ruhiges, harmloses, hart arbeitendes Geschlecht (§ 165).

II. Tongking oder Nord-Annam, lehnt sich nördlich an die chinesischen Provinzen Yünnan und Kuangsi an, und erstreckt sich nach Süden 120 St., mit einer Breite von mehr als 160 St. Die Hauptstadt Ketscho liegt am Song Ka, einem tief im Nordwesten entspringenden Flusse, 45 St. von der Mündung. Tongking soll eine Bevölkerung von 17 Mill. haben. —

III. Kotschinchina (Südannam) ist ein 250 St. langes Küstenland zwischen der Annamkette und dem Golf von Tongking, und hat eine Breite von nur 40—50 St. Es ist im Westen gegen die Berge hin eine völlige Wüste, sonst aber ausnehmend fruchtbar und reich bevölkert (etwa 8 Mill.). Die Hauptstadt Hue liegt 150 St. s. v. Ketscho, nahe am Meere. — Die Annamesen (im Norden Kiobiain, im Süden Kiodain genannt, beide in Sprache, Kleidung und Gesichtszügen einander ganz ähnlich) sind vermuthlich aus einer Mischung der ursprünglichen Einwohner mit chinesischen Einwanderern entstanden, und haben darum von den letzteren Bildung, Sitten, Religion und Schriftzeichen angenommen, obgleich ihre Sprache von allen chinesischen sehr verschieden ist. Sie sind von Natur klein und untersetzt, mit hervorstehenden Augenknochen, stumpfer Nase, wenig Bart und schwarzbrauner Hautfarbe, dem Charakter nach leichtsinnig und lügnerisch, rachsüchtig und ehrgeizig, aber auch wißbegierig, mitleidig und höflich. Sie sind geborne Handelsleute, aber nur ins Innere, weil sich der König den Ausfuhrhandel als Monopol vorbehalten hat. Dem Volk ist es verboten, des Handels wegen das Land zu verlassen; und unter allen Nachbarn haben nur die Chinesen das Recht, des Tauschhandels halber ins Land zu kommen. Die meisten Bewohner sind

Ackerbauer, die beste Klasse, während die Mandarinen, deren Zeitvertreib in der Regel Wein, Spiel, Opium, Schauspiel, Musik und Schlemmerei bilden, die schlechtesten sind. Die Religion ist meist von den Chinesen hergekommen; und so steht der Kult des Confucius oben an. Aber überall herrscht auch der Buddhismus, der Dämonendienst, der Ahnenkultus und das finstere Treiben von Zauberern, Hexen, Wahrsagern und andern Gauklern.

---

b. Katholische Missionen.

§ 168. Annam ist merkwürdig geworden durch kathol. Missionen und darauf folgende Christenverfolgungen. Jene begannen 1615. Als nemlich die Jesuiten aus Japan vertrieben wurden, kam 1615 P. Buzomi und 1624 Alex. von Rhodes mit andern Arbeitern nach Kotschinchina, welches damals noch für sich bestand. Schon 1627 begann der letztere auch in Tongking zu wirken. Vom Könige in Ketscho gut aufgenommen, taufte Alexander von Rhodes bald dessen Schwester und andere Verwandte und bildete Katecheten, welche die Mission fortsetzten, auch nachdem der Widerstand der Priester, Kebsweiber und Verschnittenen die Verbannung Rhodes bewirkt hatten (1630). Er kehrte 1640 von Macao nach Kotschinchina zurück, wo die Christen sich langsamer vermehrten als in Tongking und bitter verfolgt wurden. Unter allen Verfolgungen aber wurde doch das Katecheteninstitut auch hier eingeführt und bewährte sich alsbald. Ein Katechete Andreas eröffnete 1644 die lange Reihe der Blutzeugen. Rhodes auf's neue verbannt, ging nach Rom, und weiter nach Paris 1652, um von Frankreich Priester zu erhalten, welche sich dem Hofe angenehmer zu machen und den Ansprüchen Portugals erfolgreicher entgegenzutreten wußten, als bisher den Jesuiten möglich gewesen war. Es bildete sich in Paris die Kongregation des Seminars für auswärtige Missionen, welche seither Hinterindien zu ihrem Wirkungskreis machte. Sie arbeiteten in der Stille und von den Großen

geachtet, fort; aber die Eifersucht der Portugiesen rief 1664 ein neues Verfolgungsedikt gegen die Christen hervor. Als Kaufleute, Aerzte, Mathematiker rc. verkleidet, drangen neue Missionare ein, ohne von den Unterbeamten viel belästigt zu werden. Auch spanische Dominikaner betheiligten sich seit 1694 an dem Werk. In den Verfolgungen, die 1700 und 1712 sich erneuerten, wurden die europäischen Priester noch geschont; erst 1723 wurde Missionar Bucharelli mit 9 Christen von Tongking enthauptet. Die Verfolgungsedikte sahen seither immer mehr von Layen ab und bießen auf die Priester fahnden. Vier Jesuiten, die sich 1736 von Macao aus in Tongking einschlichen (darunter der deutsche Kratz) ließen sich durch keine Folter bewegen, auf das Kreuz zu treten, und wurden enthauptet. Dennoch schätzte man die Christen in Tongking auf 250,000 Seelen. In Kotschinchina war man lange Zeit milder gewesen; dagegen hatten die Streitigkeiten über Schonung heidnischer Gebräuche sich von China auch dahin verbreitet und waren der Mission sehr schädlich geworden. Von 1750 an kam auch hieher die schwere Zeit, da die Missionare, 29 an der Zahl, mit 2 Bischöfen gewaltsam aus dem Lande geschafft, 200 Kirchen zerstört und die Christen der Willkür roher Soldaten preisgegeben wurden. Aber auch hier erhielt sich das Christenthum fort.

Um jene Zeit fingen die Länder an von blutigen Bürgerkriegen zerrissen zu werden, die 50 Jahre lang dauerten, und aus welchen die jetzige Gestalt des Reichs hervorging. Damals hatten noch Tongking und Kotschinchina ihre besonderen Regenten, welche vom Kaiser in China ihre Belehnung erhielten. Es war auch Benthuan im äußersten Süden und ein Theil von Kambodscha, westlich davon, mit Kotschinchina vereinigt, und die Grenze dieses Staats immer mehr erweitert worden, bis 1732 ein Thronwechsel kam, und mit ihm große Verwirrung. Zuletzt 1774 entstand eine Revolution, in welcher drei Brüder aus den westlichen Bergen, die 3

Tay sen genannt, sich empörten und den Thronerben gefangen nahmen und enthaupteten, worauf sie das ganze Land unter sich vertheilten, also, daß auch der König von Tongking nach China sich flüchten mußte. Gialaong aber, ein Neffe des enthaupteten Thronerben, floh zum Bischof von Atrang, Pigneaux de Behaine, der ihn wiederholt verbarg, seinen Sohn erzog und 1786 selbst mit dem Prinzen nach Frankreich reiste, um die Hülfe Ludwigs XVI anzuflehen. Der Hafen Turon sollte den Franzosen eingeräumt werden; französische Offiziere von Ponditscheri begleiteten den Fürsten zurück in seine Heimath; und es gelang ihm 1790, sein väterliches Reich Kotschinchina wieder zu erobern, und nach 12jährigem Kampfe (1802) den Taysen auch Tongking abzugewinnen. Er nannte fortan seinen Staat Annam, erklärte sich für unabhängig vom chinesischen Kaiser, und nahm den Titel Kaiser an. Hue wurde Residenzstadt. Der politische Bischof aber, der sieben Missionare mitgebracht hatte, war lange der eigentliche Leiter der Regierung, und leistete durch Umbildung des See- und Kriegswesens, durch Einrichtung von Schulen und nützlichen Anstalten dem Reiche die größten Dienste. Unter diesen Umständen wurde den Missionaren ihre Arbeit nicht mehr in dem Maaße erschwert, wie früher. Die Mission kam in regelmäßigen Gang; und durch eingeborne Priester, die gebildet wurden, kam ein besserer Zusammenhang in die weit verbreitete Gemeinde. Selbst in Kambodscha geschah Einiges für die Verbreitung der katholischen Kirche. Doch traute selbst Gialaong den Priestern nicht durchaus; 1795 und 1797 gab es in Kotchinchina noch Stürme, in welchen das Blut eingeborner Priester floß. Aber dann kam eine lange Zeit der Ruhe und Freiheit, in welcher auch das Seminar entstand und die Frauenklöster erweitert wurden. Man sprach noch 1859 von 530,000 Christen, davon $^5/_6$ auf Tongking kämen, $^1/_6$ auf Kotschinchina, wenige 100 auf Kambodscha. Diese Zahl wird von andern, auch franzö-

sischen Berichterstattern angezweifelt, und behauptet, die katholische Kirche mache keine Fortschritte unter der niederen Volksklasse. Doch wissen die meisten Reisenden so viel als Nichts vom Innern des Landes.

Indessen fürchteten die Nachfolger Gialaong's die Macht der Priester, welche dem Begründer ihrer Dynastie zum Throne verholfen hatten; und der Sturm brach von 1830 an um so heftiger wieder los. Nach den ersten Vorspielen erließ Minh Menh (unehelicher Sohn Gialaongs) 1833 ein Dekret, das geradezu die Franken-Religion, als welche des Herzens Geradheit schände, auszurotten gebot; und Hinrichtungen, Torturen, Quälereien folgten nach. Es hieß: „die Fremden betrügen das Volk, indem sie einen Himmel und eine Hölle lehren, die Verehrung des Gottes Phot (Buddha) hindern, Häuser bauen, um das weibliche Geschlecht zu verführen (Klöster), den Kranken den Augapfel ausreißen (letzte Oelung)." Darum sollten sie gezwungen werden, das Kreuz mit Füßen zu treten, und sollte man alle ihre Häuser niederreißen. Zuerst starb Missionar Gagelin, Octbr. 1833, durch den Strick; Marchand, der Theilnahme an einem Aufruhr beschuldigt, wurde mit glühenden Zangen gemartert, an einem Kreuze festgebunden und durch Abschneiden des Fleisches von seinen Gliedern getödtet 1835; Jaccard nach langer Gefangenschaft, in der er dem Kaiser viele Mittheilungen über Europa machen mußte, am Ende gehenkt, 1838; auch sonst kamen bewundernswürdige Beweise von Glaubenstreue vor. Seitdem hat die Verfolgung nie aufgehört; und Todesstrafe blieb auf dem Bekenntniß des Christenthums, ja selbst auf der Beherbergung der Lehrer, wenn auch die meisten der entdeckten Christen nur verbannt wurden. Bald blieben für 200,000 Christen nur noch drei europ. Priester in Kotschinchina. Auch als Thieutri 1841 auf den Thron kam, trat er fast mit derselben Wuth auf, wie sein Vater. Ueber 1000 Kirchen und Klöster wurden zerstört. Die Priester mußten in Höhlen und Schlupfwinkel sich ver-

kriechen, und die Aussichten waren trostlos. Eine französische Corvette erzwang 1843 die Freilassung von fünf Missionaren, und erneuerte 1845 ihren Besuch mit gleichem Erfolg. Kaiser Tuduc, 1847, ließ bei seiner Thronbesteigung alle gefangenen Christen los; der Vicekönig von Tongking bezeugte öffentlich ihre Unterthanentreue, und neue Arbeiter rückten nach; aber 1855 brach die Verfolgung, die nie ganz geruht hatte, wieder auf's Lebhafteste aus. Zwei spanische Bischöfe, Diaz und Melchior, wurden 1857 und 1858 hingerichtet, nachdem ihnen seit 1833 drei Bischöfe und zehn Missionare, meist Franzosen, im Tode vorangegangen waren. Weil aber die ganze Mission von Frankreich und den Philippinen aus betrieben wird (sie steht unter zehn französischen und vier spanischen Prälaten mit 60 europäischen und 240 einheimischen Priestern), so überzogen (1858) der Kaiser von Frankreich und die Königin von Spanien Annam mit Krieg. Turon wurde erobert und befestigt, später aber aufgegeben, um dafür das Delta des Mekiang mit Saigon zu besetzen. Es scheint nun, daß das fruchtbare, aber ungesunde Kambodscha eine französische Kolonie werden soll, womit freilich für die Erleichterung des Looses der Christen im Innern, namentlich in Tongking, nichts gewonnen wäre, wenn sich der König nicht zu einem Friedensschluß herbeiläßt. Vorerst wüthet die Verfolgung nur noch heftiger.

VI. Der indische Archipel.

1. Einleitung.

§ 169. Wir haben noch eine große Inselwelt zu betreten, den indischen Archipel. Er liegt in südöstlicher

Richtung zwischen Hinterindien und Australien und die Entfernung vom Kap Kambodscha bis Neuholland beträgt über 900 St. Das Meer, das sie durchwogt, halb so groß als Europa, heißt das südchinesische Meer, und bei den Europäern in Ostindien die östliche See. Wahrscheinlich sind die Inseln Ueberbleibsel eines in das Meer versunkenen Festlandes. Der äußere halbmondförmige Bogen beginnt mit den Andamanen und Nikobaren unterhalb Barma; dann kommen mit vielen kleinen Inseln zur Seite zwei der großen Sundainseln, Sumatra und Java, welchen die kleinen Sundainseln folgen, und darauf die südlichen Bandainseln, den Molukken angehörig, zwischen Neuholland und Neuguinea. Oestlich von Sumatra und nördlich von Java sind zuerst die beiden andern großen Sunda-Inseln, Borneo und Celebes, sodann weiter östlich die Molukken, welche in drei Gruppen sich theilen, von welchen die mittleren die Amboinen, die südlichen die obengenannten Banda- und die nördlichen die Ternate-Inseln sind. Nördlich von dieser zweiten Reihe liegen die Philippinen, zu welchen von Borneo aus die Sulu- und von Celebes aus die Sangir-Inseln überleiten. Von den Philippinen zieht sich nördlich noch ein Band von kleinen Inseln nach der bereits chinesischen Insel Formosa hin, mit welcher die ganze Inselmasse sich schließt. Unbeschreiblich ist die Pracht und Fülle der Natur, die sich auf dieser Inselwelt, welche mitten vom Aequator durchschnitten wird, dem Auge entfaltet. „Es läßt sich," bemerkt ein Reisender, „im vollsten Sinne sagen, daß hier im Strahlenglanze der tropischen Sonne, überhaucht von den Gewürzdüften der mit den köstlichsten Pflanzen bedeckten Eilande, Land und Meer, in einander verwebt wie ein reichgemalter Teppich, mit einander wetteifern, die Herrlichkeit der göttlichen Schöpfungswerke darzustellen."

Der Flächeninhalt aller Inseln wird auf 34,000

□Meilen geschätzt, ist also dreimal so groß als Deutschland; und der Einwohner von allen Abstufungen der Farbe, Gestalt und Gesittung mögen es 20 Millionen seyn. Die Aeltesten der letzteren scheinen die Papua's (oder Nigrito's) zu seyn, armselige Neger, welche auf den Andamanen die einzigen Bewohner sind, aber weiter im Osten als gehaßte und verachtete Auswürflinge in die Wälder, Berge und Klüfte verstoßen erscheinen, und erst in Neuguinea wieder die Hauptbevölkerung werden. Neben ihnen und oft mit ihnen verwechselt haust gleichfalls im Innern der Inseln, besonders auf den Molukken und unter dem Namen der Dajacken auf Borneo, der Batta's auf Sumatra, das armselige Geschlecht der Alfuren (Horafora's) von brauner Farbe mit langem schlichtem Haar. Diese sind furchtbar in ihren Sitten, wild und mörderisch, haben fast keinen Gottesdienst, fürchten nur die Mächte der Natur und verbinden mit dem Glauben, daß die Seelen aus den Wolken gekommen seien und dahin wieder zurückgehen, Furcht vor Gräbern und Geistererscheinungen. Unter ihnen scheint durch alle Inseln hindurch eine einzige Ursprache zu herrschen, wie auch die Anbetung des Krokodils und Anderes ihnen gemeinschaftlich ist. Höher stehen die Malaien, die Verdränger jener Wilden, welche, vor Jahrtausenden aus Hinterindien eingewandert, durch Mischung mit Papua's, Hindu's, Arabern, Chinesen, Siamesen, auch Europäern zu einem räthselhaft vielgestaltigen Volke geworden sind. Sie haben eine gelblichte Hautfarbe, schwarze Haare und Augen. Von Sumatra aus, wo sie zuerst erscheinen, haben sie sich nach allen Inseln ausgebreitet und sind aus einem ackerbauenden ein Handel und Schifffahrt treibendes Volk geworden. Sie sind als rohe Seeräuber der Schrecken der Seefahrer, weil sie planmäßige Angriffe machen und überall auf ihren wohlausgerüsteten Langbooten, Prau, d. h. Fliegende, genannt, auf der Lauer stehen. Ihre Sprache, die auf Sumatra und Ma-

lakka am reinsten gesprochen wird, ruht auf einer gemeinschaftlichen Grundlage, hat aber überall andere Beimischungen erhalten und so sich mannigfaltig verschieden gestaltet. Ihre ursprüngliche Religion ist ein roher Naturdienst; aber sowohl der Hinduismus als der Buddhismus hat vielen Eingang gefunden, und von Gudscharat her ist der Islam so entschieden eingedrungen, daß jetzt in jenen Gewässern Malaie und Moslem gleichbedeutend ist. Aber obwohl fanatische Moslems, haben sie doch in seltsamer Mischung ihren Kult mit der alten Landesreligion verbunden. — Neuestens wird der Gestadesaum der Inseln immer mehr von chinesischen Auswanderern besetzt, welche durch ihre Betriebsamkeit den trägen Malaien dasselbe Schicksal drohen, das sie den Papua's und Alfuren bereitet haben; und in den See- und Handelsplätzen halten sich außerdem Kolonisten und Fremde aus Europa auf, am zahlreichsten die Holländer.

Den ersten Anfang mit der Bekehrung jener Völker machten die Portugiesen, welche seit 1510 Besitz von den Inseln zu nehmen anfingen. Doch war der Erfolg ihrer Mission gering, obgleich der berühmte F. Xavier in kurzer Zeit Tausende bekehrt haben soll, dabei man aber zufrieden war, wenn sich die Leute nur taufen ließen. Später wurden die Portugiesen von den Holländern verdrängt, deren Handelsgesellschaft ausdrücklich den Hauptzweck aussprach, in allen Landen, welche ihnen unterworfen würden, den evangelischen Glauben zu pflanzen. Die Insulaner waren wirklich nicht blos willig, sondern selbst begierig nach dem Evangelium; doch ist zu bedauern, daß die Holländer nur mit Vergießung vielen Bluts zu ihrer Herrschaft gelangen konnten, ja ganze Inseln durch ihre grausame Habgier entvölkerten. Indessen unterließen sie nicht das evangelische Friedenswerk; und ihren Kaplanen, wenn sie auch oft sehr oberflächlich zu Werk gingen, gelang Vieles. Sie lernten die Sprachen der Eingebornen und schrieben Bücher

in denselben; sie reisten allenthalben umher und predigten; sie erbauten Kirchen und Schulhäuser, und hatten solchen Erfolg, daß ganze Städte, Dörfer und Inseln von dem Dämonendienst sich lossagten, und am Schlusse des 17. Jahrh. über 40,000 Christen gezählt wurden. Aber der fromme Missionseifer erschlaffte bald; und die Pflege der Gemeinden war so gering, daß die Bewohner ganzer Distrikte wieder in's Heidenthum zurückfielen. Doch zählte man 1727 in den holländischen Kolonien 48 Geistliche; und gedeihlich war das vom Freiherrn v. Imhof zu Batavia angelegte Seminar. Auch die heilige Schrift wurde in's Malaiische übersetzt. Während der Revolutionskriege aber gingen fast alle Gemeinden zurück und mußten die meisten Kirchen geschlossen werden, weil es an Predigern fehlte. Auf kurze Zeit hatten die Engländer, welche auch hier Napoleon bekämpften, die Inseln inne; und unter ihnen versuchten sich da und dort englische Baptisten und Londoner Missionare. Erst 1817 kam Holland wieder in den vollen Besitz seiner Gebiete; und ihm gehören nun fast ausschließlich sämmtliche Inseln, außer den Phiippinen, wo die Spanier die Herren sind, und einigen unabhängigen Völkerschaften und Sultanaten. Jetzt fingen die Missionen wieder an lebhafter zu werden und in regelmäßigen Gang zu kommen; und es zeigte sich immer mehr, daß Leute, die wieder zum Heidenthum zurückgefallen sind, doch mehr Empfänglichkeit haben, als Andere, und zum Theil in großen Schaaren sich wieder sammeln lassen. Die niederländische Gesellschaft seit 1797 wurde 1819 selbstständig und trat an die Spitze der Thätigkeit, wobei sie Java zum Mittelpunkt erwählte. Neben ihr bildeten sich auch andere holländische Gesellschaften; und sonst kamen amerikanische, hallische, rheinische und goßnersche Missionare. Indessen steht die mißtrauische Politik der Holländer, welche die der engl. Compagnie weit überbietet, sehr im Wege, indem sie manche Beschränkungen und Bedrückungen auflegt, welche

erst in neuester Zeit etwas nachgelassen haben. Daher geschieht noch lange nicht, was das große Arbeitsfeld erforderte. Die katholischen Missionen haben sich fast auf die Philippinen beschränkt.

---

2. Sumatra.

a. Die Insel und Bewohner.

§ 170. Wir übergehen die Andamanen, auf deren Einer, der Roßinsel, die Sipahis, welche nach der Meuterei von 1857 gefangen genommen wurden, ihren Strafort erhielten, und die Nicobaren, auf welchen die Brüdergemeinde von 1768—1786 verunglückte Missionsversuche machte (§ 103, 2.), und kommen zu der ersten großen Sundainsel Sumatra, wo sich uns eine vielgestaltige große Welt eröffnet, obwohl nur theilweise bekannt. Die Insel, von der Sonnenlinie in zwei fast gleiche Hälften getheilt, erstreckt sich in südöstlicher Richtung 460 St. lang mit einer Breite von 40 bis 100 St. Sie hat im Westen gegen den Ocean ein schroffes Felsgestade, welches weiter hinein zu einer die ganze Insel durchziehenden Gebirgsmasse ansteigt, deren höchste Gipfel, z. B. der Vulkan Indrapura, an 13,000′ h. sind. Auf der Ostseite, auf welcher man stufenweise in's Niederland herabsteigt, sind zahlreiche Hügelländer und Flußthäler, welche eine Alles überwuchernde Pflanzenwelt darbieten, so daß ein Affe vom höchsten Gipfel bis an's Meer gelangen könnte, ohne je den Boden zu berühren. Gesund sind die 2—5000 Fuß hohen Hochthäler, während im Tiefland besonders des Ostens Fieber herrschen. Reißende Thiere aller Art sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, gewöhnlich zu 7—8 Mill. geschätzt, bestehen aus mehreren Nationen, welche sieben verschiedene Sprachen reden. Auf den Gebirgen der Mitte wohnen die rohen oder verzerrt cultivirten Urstämme der Battas, meist dem Teufelsdienst ergeben, mit schauerlichen Sitten, einerseits den Indo-

germanen, andrerseits den Alfuren, Balinesen und Dajakken verwandt. Sonst sind die Einwohner, besonders im östlichen Tiefland, im südlichen Hochgebirge und in der Nordspitze Atschin, Malaien, und ist Sumatra als der eigentliche Ursitz dieses weit verbreiteten Volkes anzusehen, das sich durch fanatischen Muhammedanismus auszeichnet. Sie sind in viele kleine unabhängige Staaten, auch größere Sultanate getheilt, die aber in ihren Einrichtungen ziemlich übereinstimmen.

Ueber die Malaien s. § 169 und 164. — Die Atschinesen von gelbbrauner Farbe scheinen vom Festlande eingewandert, die dortigen Urbewohner unterjocht und mit diesen sich vermischt zu haben, und so ein Uebergangsgeschlecht zwischen Kaukasiern und Malaien geworden zu seyn. Sie sind Moslems, aber durch unnatürliche Ausschweifungen entartet, dabei streng und finster, hinterlistig und rachsüchtig, im Kriege tapfer und ausdauernd, und waren bis in die neuere Zeit herein die gefürchtetsten Seeräuber. Zur Zeit, da die Portugiesen kamen und Malakka eroberten (1511), hatten sie dort ihre Hauptmacht; und dort griffen sie auch die Portugiesen in 130 Jahren sieben Mal an. Mit den Holländern sind sie noch nicht in ernstlichen Conflikt gekommen, werden aber wohl auch zuletzt ihrer Ueberlegenheit unterliegen. — Die Batta's, Battaks oder Battarah's, an den südlichen Grenzen der Atschinesen, sind ein bisher gänzlich ununterworfenes Volk, auch abgeschlossener als die Japanesen gewesen. Denn sie lassen nur ungern Fremde ein und bestrafen jeden Batta, der Miene macht, das Land zu verlassen, mit dem Tode. Ihr Gebiet umfaßt die höchsten Gebirgs-Rücken und ist von allen Seiten mit Wildnissen umgeben; doch verschmelzen sie sich an den Grenzen mit Atschinesen und Malaien. Sie sind wohl die einzigen Bewohner der Insel, welche noch ihre ursprüngliche Sprache, Lebensweise und Gebräuche beibehalten haben. Sie scheinen auch früher eine höhere Stufe der Bildung eingenommen zu haben, und besitzen ein einfaches Alphabet, und eine eigene Silbenschrift, auch etliche Bücher und bestimmte Gesetze, Adat (Hadad) genannt. Jedes Dorf bildet einen kleinen Staat für sich. Fürchterlich ist ihr Kannibalismus an Kriegsgefangenen und Verbrechern, deren Fleisch sie öffentlich und ceremoniell verzehren, dabei die Einen lebendig, d. h. ohne vorausgegangene Tödtung, in der schrecklichsten Weise, die sich denken läßt, verzehrt werden müssen, die Andern nach Tödtung durch Lanzenstiche. Gegen 60—100 Personen wurden so früher jährlich verzehrt. Ihre Religion ist ein armseliger Dämonendienst; denn

von dem höchsten Gott, dem Weltschöpfer, sagen sie, er schlafe immer und esse nur einmal im Jahre, so daß sie es nur mit bösen Göttern und Geistern zu thun haben. Dabei sind sie doch sehr gutmüthig und gerechtigkeitsliebend, und selbst gegen Reisende, wenn deren Zweck kein politischer ist, gastfreundlich und zuvorkommend. Seit 1824 aber wurden sie von den Padris, einem sehr fanatischen Malaienstamm im nahen Berglande Menangkabu mit fürchterlicher Wuth und Zerstörungssucht angefallen. Ueber ihrem zähen Widerstande gegen den Islam wurden unzählige Dörfer zerstört, über 230,000 Batta's niedergemacht und der Muhammedanismus im Süden eingeführt. In dieser Bedrängniß baten sie zuletzt die Holländer an der Küste um Hilfe, welche sodann ganz Menangkabu sich unterwarfen. Ihnen ergaben sich dann auch die meisten Stämme der Batta's, in deren Grenzen nun die kannibalischen Sitten verschwinden. Nur im Tobahgebiet, jenseits des großen Binnensees Tobah, der auf jenen Berghöhen 18 Stunden von der Küste beginnt, sind etwa 150,000 Batta's unabhängig geblieben, welche nach ihren alten Sitten leben.

Die Holländer, welche, siegreich gegen die Portugiesen in Malakka, von 1664 an auf Sumatra Eroberungen zu machen begannen, und unter mancherlei Schicksalen von 1825 an auch, was die Engländer an der Westküste besaßen, überkamen, breiten sich seither unter fortwährenden blutigen Kämpfen immer mehr aus; und wenn auch ihr unmittelbares Besitzthum fast nur auf die Provinz Palembang und das Land von hier aus quer durch die Insel bis Benkulen im Westen, ferner auf einzelne Städtegebiete und den westlichen Ufersaum vom Atschingebiete an sich beschränkt, so haben sie sich doch viele Staaten abhängig gemacht, andere, selbst Gebirgsvölker, durch Verträge an sich gebunden, so daß der größte Theil Sumatra's unter ihrem übermächtigen Einflusse steht. Aber ihre Herrschaft steht keineswegs auf festen Füßen, und wird oft durch größere Volksaufstände bedroht, ähnlich den Erdbeben, welche dort hie und da ganze Inseln und Forte vernichten. In den Handelsstädten, wie in Padang, giebt es auch handeltreibende Hindu's und besonders viele Chinesen, als Handwerker und Händler, ferner Araber, welche auf Kriegs-

zügen und als Söldner hergekommen sind. Die vielen Inseln um Sumatra her sind im Westen noch alle unabhängig, im Osten jetzt meist holländisch.

---

b. Missionen.

§ 171. Die Missionen in Sumatra konnten nie einen guten Fortgang gewinnen, theils wegen des Fanatismus der muhammedanischen Malaien, welche, wie der Stamm der Padri's, fortwährend bemüht sind, selbst mit Gewalt die Heidenstämme zum Islam zu bekehren, theils wegen der ängstlichen Politik der Holländer zu Batavia, welche von vornherein allen nicht holländischen Missionaren die Niederlassung verbietet und auch die holländischen stets durch Verbote gegen Schulen und Schriftenvertheilung beschränkt. So kam es, daß einerseits unter den Malaien der Erfolg stets gering war, andererseits die Baptisten, welche in den zuerst englischen Gebieten 1819 Anfänge machten, 1825 nach der Uebergabe an Holland, zurücktraten. Die holl. Mission aber, welche 1820 auf den Inseln im Osten begann, hörte 1842 aus Mangel an Arbeitern und Mitteln auf. Die niederländische Bibelgesellschaft hat indessen einen gelehrten Sprachforscher, van der Tunk, sieben Jahre lang unter den Batta's unterhalten, durch den zwei Evangelien und andere Schriften in der Batta-Sprache verfaßt worden sind (1859). Bostoner Missionare ferner, welche von 1833 an Eingang unter den Batta's versuchten, mußten 1840 den Verboten der Regierung weichen. Zwei katholische Missionare, wie vor ihnen zwei amerikanische Baptisten, wurden von den Battas getödtet und verzehrt. Eine neue Mission indessen, die noch fortbesteht, begann 1856 der sogenannte Ermeloer Verein, gestiftet von Pastor Witteveen in Ermelo im holländischen Gelderland, unter den Batta's. Nun hat die rheinische Mission, veranlaßt

durch die Wirren auf Borneo (§ 178.) 1861 zwei Missionare nach Sumatra gesandt, welchen sich — vorerst auf drei Jahre — die drei Sendboten des Ermeloer Vereins anschließen sollten.

Uebersicht: 1) das Gebiet Atschin, eine Menge kleiner, von einander unabhängiger Staaten unter einem Sultan, zieht sich 125 St. an der Westküste hin, welche hier den Namen Pfefferküste trägt, bis zum Flusse Singkel, nebst dem über ihr liegenden Berglande. Missionen sind hier noch keine gewesen. — 2) Das Gebiet der Batta's ist das Küsten- und Gebirgsland 90 St. weiter herab, bis zum Reiche Menangkabu. An der Küste sind die Städte Singkel, Tapus, Barus 1840 erobert worden; Tapanuli, auf einer kleinen Insel in der herrlichen Bai gl. Namens, mit gegenüberliegender Altstadt, 30 St. von Singkel, war zuvor englisch, wie Natal, 36 St. weiter an der Küste herab. — a. Baptisten: 1820 kam nach Tapanuli Miss. Burton, von dem frommen englischen Residenten Prince in Natal zu den Battas gewiesen, machte Streifzüge unter diesen und fand bei ihnen zuerst die merkwürdige Mischung von wilder Grausamkeit und unerwarteter Bildung; 1822 Niederlassung in Siboga, einem Battadorf an der Bai neben der englischen Niederlassung, freundliche Aufnahme von Seiten des Radscha, Erlernung der Sprache, Verwunderung des Volks, Burton in ihrer Sprache reden und vorlesen zu hören; 1824 Reise in's Innere mit Miss. Ward, in Silindong große Versammlung der Häuptlinge, in der ein alter Mann, auf den Stab gelehnt, auftrat und sagte: „Ich habe lange gelebt und immer gefunden, daß unsre Adats gut sind, und wir sie nicht zu ändern brauchen; wollt ihr uns Dinge lehren, durch welche der Batta reich und glücklich wird, so wollen wir eure Schüler sein;" man hielt den Fremdlingen zu Ehren ein Volksfest, gestattete ihnen aber nicht die Weiterreise an den Tobasee; 1825 Flucht vor den gewaltsam eindringenden fanatischen Padri's und Bawu's, welche die Batta's niedermetzelten und das Land verödeten; Uebergabe Tapanulis an Holland, Aufhören der Bapt.-Mission; nur Ward blieb als Kolonist in Padang bis 1840. — b) Bostoner Mission: 1834 kamen Munson und Lyman nach Tapanuli und wollten von Siboga aus an den Tobasee reisen. Aber bei Sakka, einer Battafestung, hielt man sie für Spione und ermordete sie (28. Juni) nebst einem ihrer Begleiter; ob ihre Leichname verzehrt wurden, ließ sich nicht ermitteln. Aber sobald es unter den Batta's laut wurde, welche gute Absichten die Gemordeten gehabt hätten, fielen sie über das Dorf her, zündeten es an, tödteten die Einwohner,

verwüsteten die Felder und vertheilten die Habseligkeiten der Gemordeten unter sich zum Andenken. Ein anderer Bostoner Missionar, Ennis, ging 1837 von Natal aus auf das Gebirge und kam auf die weite Fläche Mandeling, hielt sich auch links davon in der Landschaft Angkola längere Zeit auf, und konnte Tausende von Zuhörern um sich sammeln, wurde aber durch Krankheit zur Rückkehr genöthigt. Missionar Thomson endlich that 1840 sein Aeußerstes zu Batavia, um Erlaubniß zu einer Niederlassung unter den Batta's zu bekommen, fand aber kein Gehör und verließ das Land. — c. Der Ermeloer Verein schickte 1856 Missionar van Asselt, welcher nicht unter dem Namen Missionar, sondern als Bezirksaufseher im hochgelegenen Dorfe Sipirok hart an der Grenze des Tobalandes stationirt wurde. Er begann mit einer Schule, und als er die Sprache verstand, mit kleinen Ansprachen. Nun schickte der Verein 1858 Miss. Betz, und der Rotterdamer Frauenverein zwei Miss., welche 1859 in Siboga sich niederließen; 1860 Taufe eines Radschasohnes und drei Schulen in Siboga, Loemont und Sipirok. Dahin richteten sich nun auch die Blicke der holländischen Mennoniten; vor ihnen aber trat die Rheinische Gesellschaft in's Werk ein. Br. Klammer besetzte October 1861 Sipirok, Br. Denninger Waringin und Betz Bungabander; Heine und van Asselt sollten sich in Silindong niederlassen, das eine noch unabhängige Landschaft ist. — 3) Menangkabu, ein altes Reich, der frühere Sitz malaiischer Kultur, dem zur Zeit seiner Blüthe fast ganz Sumatra gehorchte, jetzt den Holländern unterworfen, die den Radscha zum Vasallen gemacht haben, nimmt weitere 40 Stunden von der Küste und dem Berglande ein. Die Küstenstadt Padang ist die älteste holländische Niederlassung. Hieher kam 1821 der Bapt.-Miss. Evans, der aber, wenn er seine Absicht offen aussprechen wollte, das sogenannte Mucklaufen fanatischer Malaien zu fürchten hatte, eine Wuth, in welcher sie mit gezücktem Dolche umherrennen und Alles vor sich niederstoßen, bis man sie wie Wild zu Boden schlägt. Besuche in Dörfern waren fruchtlos; und Schulen verbot die Regierung. Ohnehin waren es unruhige kriegerische Zeiten. Evans kehrte zurück, und Ward blieb als Kolonist. — Die holl. Ges. schickte 1820 Miss. Hellendorn als Prediger für Europäer, der jedoch eine Malaienschule hielt, auch eine Malaiin taufte, aber später nach Amboina versetzt wurde. — Von Padang aus kam auch 1837 der Bostoner Miss. Ennis in's innere Land Menangkabu, um in's obere Land der Batta's zu gelangen, was ihm aber nicht gelang. — 4) Manche andere Nationen, wie die Lubu's und zuletzt die Redschangs ziehen sich 150 St. weiter herab. Unter den letzteren liegt an der

Küste Benkulen, 100 St. von Padang, früher englisch, auf ungesundem Sumpfboden, da die Eingebornen die Häuser auf Bambuspfählen bauen, mit der Festung Marlborough eine Stunde davon auf einem trockenen und erhöhten Platze. Die Holländer drangen 1840 von Palembang her bis Benkulen, und versahen alles Land bis daher der ganzen Länge nach mit Festungen. Hieher kam 1821 der Bapt. Robinson, welcher, unterstützt von dem frommen engl. Gouverneur Raffles, Schulen für Malaien und Chinesen errichtete. Seine Traktate fanden vielen Eingang und wurden auch von Häuptlingen im Innern begehrt, auch durch Seefahrer aus entfernteren Theilen der Insel weiter verbreitet. Aber eben damals hatten die fanatischen Padris viele Heidenorte zum Islam gebracht, wie Kawur und Bander, 45 St. weiter herab, von wo der Häuptling an Raffles schrieb, daß die Christen für sie zu spät kämen. Mit der Uebergabe Benkulens an Holland hörte die Mission auf, die nicht wieder erneuert wurde. — 5) Auch die Lampongs, das letzte Bergvolk im äußersten Süden, haben noch keine Mission gehabt. Sie sind noch ziemlich unbekannt, wild und roh, wie sie die Sitte haben, den Kindern die Nase und den Schädel platt zu drücken und die Ohren lang zu zerren. — 6) Die Hauptinseln längs der Westküste sind: die Verken-Insel, die Banjakgruppe, Nias, Batu, die Mantawi-Inseln mit Nord- und Süd-Pora, die beiden Boggies oder Nassau-Inseln, endlich Engano. Die Bewohner aller dieser Inseln sind wild und roh, haben ihre besonderen, dem Batta verwandten, Sprachen, und den alten Dämonenendienst ohne Islam. In Nias veranstalten die Radscha's jährlich einen Unterthanenverkauf auf 12 Jahre, weswegen Niasser als Sklaven und Sklavinnen an der ganzen Westküste Sumatra's in Menge angetroffen werden. Nias und Batu besuchten 1834 die Bostoner Missionen, fanden aber keine Möglichkeit, eine Arbeit dort zu beginnen. — 7) Die holl. Provinz Palembang im Südosten Sumatra's ist durchschnittlich 100 St. l. und 50—80 St. breit. Die Hauptstadt liegt am vielästigen, tief im Westen entspringenden Flusse Palembang, 20 St. vom Meere. Der Sultan des Landes ließ 1811 alle in seinem Reiche anwesenden Holländer ermorden. Aber die Holländer eroberten 1821 wieder die Stadt, nahmen den Sultan gefangen uud stellten einen von ihnen abhängigen Reichsverweser an, obwohl das Volk ungern den Befehlen sich fügte, und die Empörungen fortdauerten. Missionen sind keine in der Provinz; und nur die Hauptstadt wurde bisweilen von Missionaren der nahen Inseln besucht. — 8) Weitere Malaienstaaten nördlich herauf sind zuerst Dschambi, ferner das große Reich Siak, den Batta's entlang, welches 1857 dem holländ. Gouvernement

sich unterwarf, endlich dem Atschingebiet entlang Assahan, Dilly, Riah. Missionen läßt hier der Islam nirgends zu. — 9) Längs der Ostküste unterhalb Singapur liegen die Inseln: Bintang, wo das holl. Fort Rhio (Riouw) steht und der Radscha seit 1806 unterwürfig ist, mit dem kleinen Eilande Loz, daneben Batang und Gallang mit eigenen Radscha's und weiter herab Linga. Ganz unterworfen sind, gegenüber von Palembang, zuerst Banka, 60 St. l., mit ergiebigen Zinnminen, welche von Chinesen bearbeitet werden; dann Billiton. Ueberall liegen noch viele kleinere Inseln umher. Im Fort Rhio arbeitete seit 1827 Miss. Wentiak, dem ein Jahr lang Miss. Güzlaff kräftig zur Seite stand. Wentiak machte tiefe Eindrücke auf Bintang, Loz und andern Eilanden; aber die Eifersucht des muham. Radscha bewirkte 1833 seine Versetzung nach Java. Sein Nachfolger, Röttger, dehnte die Mission auf Linga und Banka aus, beseitigte zuerst das Unwesen der wilden Ehen unter Christen, taufte 1836 in Banka mehrere Moslems und Heiden, und gewann auch die Zuneigung des obigen Radschas, so daß diesem 1842 der König von Preußen freundliche Briefe und Geschenke zukommen ließ. Aber Röttger erkrankte, und alle Mission auf jenen Inseln erlosch. Nur auf Billiton hatte der Goßner'sche Miss. Mühlnikel seit 1853 Schule und Predigt für eingeborne Arbeiter in den Zinnminen; aber er starb 1859.

---

3. Java.

a. Die Insel.

§ 172. Die zweite große Sundainsel Java (eig. „Gerstenkorn"), von W. nach O. gestreckt, ist 280 St. l. und im Durchschnitt 40 St. br. Die Südküste ist ein hohes Felsgestade, hinter welchem die Gebirge, von Westen nach Osten ansteigend, von 5—8000′ sich erheben und 38 theils ausgebrannte, theils noch brennende Vulkane haben. Die Nordküste mit tiefer fetter Schlammerde wird von keinem Land an Fruchtbarkeit, Herrlichkeit und Pracht übertroffen. Die Insel gehört auch zu den gesundesten Tropenländern, wenige Orte ausgenommen, wie die Hauptstadt Batavia, welche an einem Flusse in sumpfiger Gegend liegt und früher ein so tödtliches Klima hatte, daß in 21 Jahren über eine Million Menschen

hingerafft wurden, weswegen man es einen großen Todtenacker nannte. Seit übrigens die alten hohen Mauern um die Stadt weggeräumt und die Kanäle ausgefüllt wurden, hat die Gefährlichkeit des Orts aufgehört. Der Einwohner auf der Insel, deren äußere Gestalt edler ist, als die der reinen Malaien, sind es etwa 10 Millionen. Unter ihnen sind kaum der 60. Theil Europäer, Chinesen und Araber, die Andern malaiischen Geschlechts, nach ihren Sprachen in Javanen, Sundanesen, Maduresen und Malaien eingetheilt. Die Zahl der Malaien, welche nur in zerstreuten Gruppen auf der Nordküste sich finden, ist sehr gering; dagegen haben sich Maduresen im Osten gegenüber von der Insel Madura zahlreich angesiedelt. Die Sundanesen sodann bewohnen die westlichen, die Javanen den mittleren und östlichen Theil der Insel. Alle haben den sonderbaren Brauch, daß sie in der Jugend die Glasur von den Zähnen feilen, und diesen durch künstliche Mittel eine glänzend schwarze Farbe geben. Unter den Sprachen ist die javanische besonders interessant. Sie zerfällt in die alte gelehrte Sprache indischer Einwanderer, Kawi genannt, in welcher viele poetische Werke aufbehalten sind, und in die noch lebende Sprache, die wieder theils Hof-, theils Volkssprache ist. Sie hat eine eigene Schrift, und einen wunderbaren Reichthum zur Bezeichnung der feinsten Unterschiede.

Die Einwohner Java's bekamen Bildung und Religion aus Indien, woher zuerst der Brahmanismus, dann der Buddhismus kam, und bildeten einst verschiedene Königreiche, welche zuletzt von einem einzigen unterjocht wurden. Aber 1327 kamen die Araber, unterwarfen sich die ganze Insel, und führten muhammed. Religion und Sitte ein. So breitete sich der Islam durch die ganze Insel aus; und nur in den hohen Berggegenden im Westen und Osten sind heidnische Stämme übrig geblieben. Indessen machte sich im 15. Jahrh. unter ewigen Empörungen und Bürgerkriegen ein java-

nisches Herrscherhaus wieder empor; und es entstand das große Reich von Matarem im Süden der Insel, dessen Herrscher den Titel Susuhunan oder Anbetungswürdige führten, und mit Aufbietung aller Kräfte ganz Java nebst Madura unter ihrem Scepter vereinigten, jedoch ohne die fremde Religion auszustoßen, die sich indessen dem Heidenthum anbequemte.

Nun aber kamen zuerst die Portugiesen (1579), welche jedoch schon seit 1594 von den Holländern verdrängt wurden. Diese ließen sich im Nordwesten im Lande Bantam nieder, erzwangen einen Handelsvertrag mit den Eingebornen, und wirkten sich noch weitere Vergünstigungen im Westen und Osten aus, woraus 1610 Batavia, und die Niederlassung in Japara (auf der mittleren Halbinsel an der Nordküste) entstand. Unter blutigen Händeln des Landes gelang es ihnen, die Franzosen, Portugiesen und Engländer ganz zu vertreiben und immer größeres Gebiet und bedeutenderen Einfluß sich anzueignen. Als 1746 gegen den Susuhunan ein Bruder sich empörte, rief er die Holländer zu Hülfe. Er erlangte die Hülfe 1749 um den Preis der Abtretung aller kaiserlichen Rechte über Java. Nach seinem Tode wurde das Reich Matarem als ein Lehen unter den rechtmäßigen Erben und jenen Empörer getheilt, da denn jener Susuhunan, dieser Sultan hieß, während die Holländer die nördlichen Provinzen für sich nahmen. Die Herrschaft der Letzteren war drückend genug. Aber eine Aenderung trat ein, als 1811 die Engländer auch Java den mit Frankreich vereinigten Niederlanden abnahmen. Da wurde durch den ausgezeichneten Gouverneur Raffles eine bessere und freiere Verwaltung eingeführt, deren System die Holländer nicht mehr ganz verlassen konnten, als ihnen das Land 1815 wieder zugestellt wurde. Doch hatten die Holländer in Folge der Bedrückungen ihrer Beamten 1825 mit Aufständen zu kämpfen; und 1830 mußten obige Sultane, der feindliche sowohl wie der treue Bundes-

genosse der Holländer, noch einen bedeutenden Theil ihrer Reiche hergeben. Sie besitzen jetzt nur noch die Mitte des Südens, der Küste 100 St. entlang, während die Holländer im Norden, Westen und Osten die Herrschaft führen, auch die beiden Sultane der Insel Madura von sich abhängig gemacht haben. Jener Gebiet ist zusammen von etwa 2 Mill. bewohnt; die Hauptstadt des nordwestlicheren Gebiets des Susuhunan ist Surakarta, fast in der Mitte der Insel gelegen, und die des südöstlicheren Gebiets des Sultans Dschokjokarta (südlich von jener gelegen), mit je 100,000 E. Obwohl beide Fürsten scheinbar die Macht in Händen haben, sind doch an ihren Höfen die holländischen Residenten die eigentlichen Herrscher, welche jene möglichst entzweit zu halten suchen.

Das holländische Gebiet auf Java mit etwa 7 Mill. E. auf 2000 □M. ist in 17 Provinzen oder Residenzen getheilt, und diese wieder in Distrikte oder Regenzen, welchen je als Regent ein vornehmer Javane, mit einem Holländer zur Seite, vorsteht. Die Regenzen zerfallen endlich in Städte und Negereien (nicht von Neger, sondern vom indischen Nagar, Stadt, Dorf). Die bedeutendste Residenz ist Batavia; und unter dessen Regenzen zeichnen sich die vier Preanger Regenzen durch ihren Kaffeebau aus. An der Spitze des Ganzen steht der Generalgouverneur mit seinem Rathe, der alle holl. Kolonien in Indien regiert und meist in dem Landsitze Buitenzorg (Sorgenfrei) wohnt. Die Regierung hat sich zur Eigenthümerin von allem Grund und Boden erklärt, bestimmt fast den ganzen Anbau des Landes, betreibt den ganzen Produktenverkehr monopolistisch und überläßt den Eingebornen nur die Bebauung gegen eine kleine Vergütung, so daß diese aus Grundbesitzern zu hörigen Frohnbauern oder Meiern geworden sind. Früher nahm sie sich des christl. Unterrichts der Eingebornen noch einigermaßen an, wenn sie auch in den Mitteln oft fehl griff. In unserm Jahrhundert

aber ist eine einseitig auf's Aeußere gerichtete, gegen das Christenthum argwöhnische und feindselige Politik aufgekommen, in Folge deren der Mission in allen holländ. Kolonien ihr Werk sehr erschwert wird. Und das am meisten in den civilisirteren Kolonien; am ehesten noch läßt man die Sendboten unter den rohen Heiden abgelegener Kolonien Bahn brechen. Das fühlen auch fromme Holländer tief, besonders wenn sie von englischen Besitzungen in's niederländische Indien eintreten. Der Abstand in der Achtung und Förderung, die dem evangel. Sendboten von den beiderseitigen Regierungen und Beamten zu Theil wird, macht sich dann peinlich fühlbar. Die Missionare stehen tief unter den Predigern. Die Beamten, welche Theilnahme an dem Missionswerke zeigen, „sind mit Laternen zu suchen." Für die Seelen der europäischen, besonders deutschen, Truppen wird nicht gesorgt. Selbst der Präsident der javanischen Hilfsmiss.-Ges. bestritt 1847 mit aller Kraft die Möglichkeit einer Christianisirung der Javaner! Indessen breiten muhammedanische Kaufleute und Seefahrer den Islam überall ungestört aus; und die Regierung, welche die Verbreitung von Bibeln und Traktaten hindert, kann selbst 5000 Korane unentgeldlich vertheilen!

Batavia, im ehemaligen Reich Dschakatra, seit 1610 Hauptstadt aller holl.-ostind. Besitzungen, in einer langen Bai, an der Mündung des Grootfl., mit einer vortrefflichen Rhede, welche 1200 Schiffe faßt, ist jetzt fast ganz verlassen. Die Festungswerke liegen in Trümmern, die öffentlichen Gebäude fallen ein, und die Privathäuser stehen verödet. Nur die chinesische Vorstadt ist noch bewohnt; und blos der Handel führt die Kaufleute auf einige Morgenstunden nach Batavia zusammen. Die Bevölkerung der einst so großen Stadt hat sich wegen des ungesunden Klima's nach den nahen Ortschaften gezogen, in welchen jetzt das zerstückelte Batavia zu finden ist, nämlich nach Weltefreden, wo die Kasernen stehen, Molenvliet, Ryswyk. Nordwyk. Doch sind die Häuser zu Rathsversammlungen, die Hospitäler, das Zuchthaus ꝛc. noch in der Stadt. Man zählte 1824 im Ganzen 53,861 E., darunter nur 3025 Holländer und Abkömmlinge derselben, 23,108 Javanen und Malaien, 14,708 Chinesen,

600 Araber, 12,420 Sklaven. Buitenzorg, 18 St. s. von Batavia, der Landsitz des Gen.-Gouverneurs, der auch in Ryswyk seinen Palast hat, liegt reizend am Fuße des Salak und steht durch einen Kanal mit Batavia in Verbindung.

---

b. Missionen.

§ 173. Obwohl vor 1811 an keine Mission gedacht wurde, geschah doch schon früher Manches an den Eingebornen. So ist in der Nähe von Batavia ein Dorf Depok, in welchem 1822 über 200 eingeborne Christen wohnten, deren Väter etwa 100 Jahre vorher sich hatten taufen lassen. Außerdem giebt es viele Namenchristen auf Java, nämlich Abkömmlinge von europ. Christen, die sogenannten Altgäste, die eine eigenthümliche und seltsame Art angenommen haben, aber allmälig aussterben. Deren Kinder, mit eingebornen Concubinen erzeugt, Lipplappen genannt, gelten auch für Christen. Ferner kamen 1831 etliche tausend Neger von Guinea als Soldaten, die sogenannten schwarzen Holländer, deren Viele der röm.-kath. Priester zu Batavia getauft hat, und die nun Alle sich für Christen halten, auch commandirt werden, dem Gottesdienst in den kath. oder reformirten Kirchen beizuwohnen; und Kinder, die sie mit javanischen Frauen zeugen, lassen sie gleichfalls taufen. Eine eigentliche Mission aber entstand erst, als von 1811 an Java auf etliche Jahre in die Hände der Engländer kam. Es war der uns schon bekannte Generalgouverneur Raffles, der mit Wärme Alles ergriff, was in's Missionsgebiet einschlug (§ 171, 4.). Unter ihm kamen die ersten Missionare (Kam, Supper, Bruckner, zuerst unter Jänike in Berlin, dann im Seminar der niederl. Ges. zu Rotterdam gebildet und von dieser der Londoner Ges. übergeben) nach Java; und ihnen folgten Baptisten, später auch Bostoner. Noch unter Raffles besuchte der von Canton vertriebene Miss. Milne auf Kosten der Regierung alle bedeutende Plätze Java's, wo Chinesen wohnen, bis Madura hin, und ver-

theilte, von Jedermann freundlich aufgenommen, N. Testamente und Tractate, gewann auch das Interesse holländ. Christen für die Chinesenmission. Als 1815 Holland die Insel wieder überkam, waren die Missionen schon im Gange, von der niederl. Ges. verstärkt, und konnten nicht mehr durch die Aengstlichkeit der neuen Regierung unterdrückt werden. So erhielt auch der Londoner Miss. Medhurst von 1822 an alle Freiheit zur Predigt und Büchervertheilung. Außer den festen Missionsplätzen zu Batavia, Samarang und Surabaya wurde das Land vielfach bereist, nachdem für Bibelübersetzungen und Tractate das Nöthige geschehen war; und besonders Medhurst, der dreimal den Osten bereiste, zeichnete sich durch kräftigen Eifer aus. Indessen war doch der Regierung nicht wohl bei der Sache; und je und je wandelte sie Furcht an, die Javanen, unter welchen freilich viele Aufstände entstanden, möchten durch die Arbeiten der Missionen noch mehr aufgeregt werden. So verweigerte sie 1821 den Druck der javanischen Bibelübersetzung, verbot 1831 dem Miss. Brückner in Samarang, argwohnend, als wiegle er im Interesse der Engländer das Volk gegen die Regierung auf, die Büchervertheilung, und untersagte endlich 1842 allen nicht holländ. Missionaren die Arbeit, und zwar auf allen holländ. Besitzungen im Archipel, von welchem Verbot nur die rheinischen Missionare auf Borneo ausgenommen wurden. So mußten Bostoner und engl. Missionare von Java scheiden; und nur Goßner'sche Missionare, durch Holländer eingeführt, fanden seit 1851 Eingang. Ihnen werden auch wohl rheinische Brüder jetzt folgen. Wie aber Gott auch auf andere Weise sich Bahnen zu brechen weiß, werden wir unten bei Surubaya sehen. Die einzelnen Missionskreise sind:

1) Batavia, die Hauptstadt an der Nordküste, 30 St. vom W. her, mit seiner jetzigen Zerstückelung, bildetete bisher den Mittelpunkt der Missionen in Java, wird aber jetzt nur noch von Goßnersbrüdern bearbeitet.

Uebersicht: a. Londoner Mission: 1813 Ankunft der ersten Missionare; Supper blieb bis 1816, bildete einen Hilfsverein unter den Christen (der 1847 am Einschlafen war), wirkte unter Chinesen und Malaien; 1815 Ankunft des Miss. Milne aus Kanton, der ein Jahr lang die Chinesen der Insel besuchte. Ihm folgte auf kurze Zeit 1819 Miss. Slater, der in Malakka und Kanton die chines. Sprache erlernt hatte; eine Feuersbrunst zerstörte seine Wohnung nebst Büchervorräthen, aber den Verlust deckte der Eifer christlicher Freunde; 1820 Schulen, bes. in Chinesendörfern, eine Kapelle erbaut; 1821 Ankunft des Miss. Medhurst, eines unermüdeten Arbeiters in Batavia und auf Reisen, Verfassers vieler Schriften; Arbeiten im Dorfe Depok, Predigt an vier versch. Orten, Vorlesungen auf öffentlichen Plätzen; 1825 erste Reise Medhurst's mit den Abgeordneten Tyerman und Bennett durch die Insel; 1826 zweite Reise bis zu den merkwürdigen Bewohnern der Tengger Berge im Osten, welche, vom Islam unberührt, Brahmadienst und Feueranbetung verbinden; 1827 in Batavia zunehmender Widerstand der Chinesen und Malaien, Medhursts javanisches Wörterbuch; 1829 dritte Reise mit Tomlin nach dem Osten, und von da nach Bali; 1830 neue Thätigkeit in Batavia mit Young; 1831 schöne Miss.-Kapelle, regelmäßige Predigt vor 200 malaiischen Verbrechern in Ketten unter dem Schatten eines großen Baumes; Bostoner Miss. Abeel ein Jahr lang; Taufe des Lukas Monton aus Celebes, eines fortan eifrigen Gehülfen unter Chinesen und Malaien, und Anderer; 1832 Bildung einer Gemeinde von Bekehrten, die manchen Zuwachs erhielt; Waisenhäuser für Knaben und Mädchen; aber 1842 Aufhebung der Londoner Mission durch die Regierung, worauf Medhurst nach China ging. — b. Baptisten: 1813 Miss. Robinson sammelte eine Gemeinde in Weltevreden, und arbeitete unter Malaien und an einer malaiischen Bibelübers.; 1818 der Chinese Thian öffentlich getauft; 1821 Abreise nach Sumatra, weil Hindernisse von Seiten der Regierung; 1831 kurze Zeit Brückner aus Samarang, der es anders fand als früher, Eifer für Schulen und Liebe zu Schriften wahrnahm. — c. Die brit. Frauenges. für weibl. Erziehung in Indien und China unterhielt in Batavia von 1834 an Lehrerinnen, welche eine Waisenschule gründeten, aber als Fremde 1842 die Arbeit einstellen mußten. — d. Bostoner (von der reform. holl. Kirche in Amer.) hielten sich 1836 längere Zeit in Batavia auf, um für Arbeiten auf den Sundainseln sich vorzubereiten (s. § 174.). — e. Die niederl. Ges. Ihr gehörten eigentlich die ersten Londoner Missionare an, wie Supper; 1820 kamen, von ihr gesendet, deutsche Brüder, sich für andere Plätze vorzubereiten, unter welchen Knecht 1833 zu Ba-

tavia Opfer des Klima's wurde. Später Starink u. Akerfloot († 1829), von den Molukken nach Batavia versetzt, um unter den Heidenchristen zu Depok, und in der Umgegend von Batavia zu predigen; 1827 Miss. Gützlaff, der zu Parapattan bei Batavia sich aufhielt, um auf China sich vorzubereiten; 1834 Miss. Wentink; 1847 van Cattenburg. In Depok wenig Leben. — f. Goßner'sche Brüder, von Domine Heldring in Hemme ausgesandt (Aug. u. Ad. Mühlnickel, Zeese, später auch Michaelis und viele Andere), seit 1851, erhielten Erlaubniß von der Regierung zur Mission, für welche der Oberstatthalter 500 Gulden gab. Sie gründeten Schulen im Umkreis der Stadt und auf den Dörfern, und nahmen sich einer Malaiengemeinde, aus Mischlingen bestehend, an; Arbeit in Tschikoja, einem Landgut; von 1855 an viele Taufen von Muhammedanern und Anlegung eines Christendorfs, indem sie ein Grundstück in der Nähe der Stadt ankauften; auch viele Schulen. — g. Neuestens will eine Javagesellsch., die sich in Holland gebildet hat, durch Miss. King, früher Kaufmann auf der Insel, ein Missionsseminar in Batavia gründen. Der Rotterdamer Missionsverein aber will unter den Sundanesen auf Java, 2 Mill. mit eigener Sprache, missioniren.

2) Samarang, 110 St. ö. v. Batavia, eine Stadt im Lande Demak, unweit der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit einem Hafen, lebhaftem Handel und etwa 60,000 E.

Mission: Samarang war der vieljährige Hauptwirkungskreis des Miss. Brückner, eines der drei Erstlinge von 1813, welcher aber 1816 Baptist wurde. Ein javanischer Adhipati (Distriktsvorsteher) freute sich über die Absichten der Mission, deren Zweck er mit dem vierten Theil seiner Einkünfte unterstützen zu wollen erklärte. Doch fand man viel Gleichgiltigkeit und Kälte bei Christen, Chinesen, Malaien und Javanen vor. Brückner vollendete 1821 seine javanische Uebersetzung des N. Test., mitten unter Hungersnoth, Cholera und Feuersbrünsten, verlegte aber 1823 seinen Wohnsitz nach Salatiga, 12 St. südlicher im höher gelegenen Innern an der Grenze der unabhängigen Javanen, wo er mehr Eingang unter dem Volke fand. Aber ausgebrochene Unruhen und Heranrücken wilder Schaaren von Dschokjokarta trieb ihn nach Samarang zurück. Den Druck seiner Uebersetzung verschob die batavische Bibelges., welche zum Theil aus Mitgliedern der Regierung bestand, indem man fürchtete, die Empörer dadurch zu reizen. Darum ging Brückner nach Serampur, den Druck dort zu besorgen. Er kam 1831 wieder nach Samarang und vertheilte die mitgebrachten Schriften, was ihm aber bald die Polizei verbot. Doch hatten

die ausgetheilten Schriften auch durch die großen Märkte der Stadt ihren Weg weithin, auch in die unabhängigen Staaten, gefunden; und Brückner bekam Beweise, daß sie mit Segen gelesen wurden, selbst von Fürsten. Indessen blieb dem alternden Missionar viel zu seufzen übrig. Er lebte später in Samarang in Zurückgezogenheit, und starb vor einigen Jahren halb im Elend. Erst seit 1849 steht ein Rotterdamer Missionar in Samarang, der 1852 als Erstlingsfrucht 10 Javanen taufen konnte. In 1861 waren es 120 Christen in S. und 160 auf 5 Nebenstationen.

Zu erwähnen ist hier auch, daß 1858 sich durch die merkwürdige Bekehrung des Chinesen Ang-bun-suei in Indramaju eine chines. Gemeinde unter dem Prediger Krol von Tscheribon bildete.

3) Tschambring, in der Nähe der Stadt Japara, welche 20 St. von Samarang, an der hier sich nördlich erstreckenden Halbinsel herauf, liegt, ist die Station des holl. Mennoniten-Vereins seit 1854. Ihr Missionar Jansz taufte als Erstlinge einen Mann und vier Frauen; 1860 ist ihm aber jede Thätigkeit von der Regierung verboten worden.

4) Surabaya, 72 St. in gerader Richtung östl. von Samarang, eine Provinzhauptstadt und jetzt blühendste Stadt Java's, an der Straße von Madura, wo der große Kediri mündet, regelmäßig gebaut. Sie liegt zwischen herrlichen Gärten versteckt, ist reich und schön und hat fast 100,000 E. und den besten Hafen Java's.

Missionen: Die Stadt wurde lange keine förmliche Station; und nur der Londoner Missionar Kam, der für die Amboinen bestimmt war, blieb von 1814 an als Prediger einige Jahre, und nach ihm ebenso Miss. Butenaar, bis 1820, da die Stadt von der Regierung Prediger erhielt. Unter diesen nahm sich Rumpold der Mission in etwas an, wie auch Gerike, der von der Regierung für eine Uebersetzung der Bibel in's Javanische angestellt war und sie 1850 vollendete. Aber erst eine merkwürdige Erweckung, die in der Nachbarschaft durch einen angesiedelten deutschen Uhrmacher, Namens Emde, entstand, rief die eigentliche Mission in's Leben. Dieser Emde, in der Grafschaft Waldeck 1774 geboren, hatte seines Vaters Handwerk gelernt, war aber unter dem Verlangen, Indien zu sehen, in den Seedienst gerathen und 1809 nach Surabaya

gekommen, wo er 1811 unter den Engländern seinen Abschied bekam, wie sein Freund Lambrecht, gebürtig aus Westphalen. Beide lebten zusammen und nahmen sich zwei javanische Schwestern aus einem herabgekommenen Fürstengeschlecht zu Frauen. Miss. Kam wurde 1814 mit ihnen bekannt; und sie lernten sich Abends miteinander aus der Schrift erbauen. Miss. Butenaar taufte die Frauen und Schwäger; und die traulichen Versammlungen wurden zahlreicher besucht. Der neue holl. Prediger brachte darob Emde als einen Schwärmer und gefährlichen Mann in's Gefängniß. Weil er aber auch da die Gefangenen mit seiner Schwärmerei anzustecken drohte, ließ man ihn frei. Auch Klagen beim Generalgouverneur wurden nicht beachtet; und Emde's Versammlungen gingen fortan ungestört fort. Emde beherbergte durchreisende Missionare u. Freunde u. gründete einen freigebigen Missionsverein. Die schlichten Handwerker brachten sogar eine malaiische Bibelübersetzung mit einander in 10 Jahren fertig, und steuerten zu ihrem Druck 16,000 Gulden zusammen, obwohl sie arme Leute waren. Aber die Javaner lagen ihnen besonders am Herzen; und ihnen zu lieb mußten die Frauen und Emde's Tochter Wilhelmine, neben Brückners Schriften, holl. Tractate in's Javanische übersetzen, wie auch Kernsprüche der Schrift aufschreiben, die sodann vertheilt wurden. Einer der Brüder, Schmittgall, ein Deutscher, hielt in den Versammlungen kleine Ansprachen an die Javanen, welche Emde hereintrieb. So ging es manches Jahr fort, auch Emde's Schwiegervater wurde bekehrt. Da geschah es 1838, daß ein Javapriester aus dem Dorfe Weiung, durch einen Tractat angeregt, zu Emde kam und nach dem Heilsweg fragte. Er erhielt ein N. Test. und erklärte bald seinen Bauern, er könne weder Priester noch Moslem bleiben; alle seine Sünden wären gegen ihn aufgewacht, nur bei Jesu finde er Ruhe für sein Herz. Nun versammelten sich täglich 20—25 Seelen bei dem alten Priester, der nach Emde's Anweisung mit ihnen betete, las und sich unterhielt. Miss. Brückner besuchte sie 1842 und war erstaunt, zu sehen, wie diese Brüder einander lieb hatten; aber der holl. Prediger wollte sie lange nicht taufen, weil er unlautere Absichten vermuthete; endlich aber, 12. Dez. 1843, taufte er 18 Männer, 12 Frauen und 5 Kinder nach sorgfältiger Prüfung. Doch fehlte ihnen ein Hirte; und nur Schmittgall besuchte sie je und je aus der Stadt. — Bereits kam man auch in andern Dörfern zusammen, und Einer aus Weiung sang, betete, las mit ihnen. Dazu half auch ein Puppentheater (denn dergleichen lieben die Javanen über Alles), in welchem ein reicher holl. Kolonist, Coolen, den die Bewegung interessirte, biblische Geschichten seinen javanischen Dienstleuten auf seinem Landgut Ngoro vorführte. Viele ström=

ten da zusammen; aber wenn sie kamen und getauft seyn wollten, schickte er sie, weil er die Behörden fürchtete, von seinem Gute fort. Diese Verwiesenen nahm ein anderer Gutsbesitzer, Gunsch auf Sidukare (8 St. s. von Surabaya) bei sich auf. Er baute ihnen eine Kirche, gab ihnen Land zum Anbau, und trug zum Unterhalt der Reiseprediger bei, welche nur aus bekehrten Javanen bestanden, und mehrere Tagreisen in der Runde umher in schlichter Weise die Leute zum Evangelium einluden. Die Zahl der Bekehrten wuchs von Jahr zu Jahr. Wer getauft seyn wollte, ließ sich vom Prediger in Surabaya prüfen; und so fanden in den nächsten drei Jahren noch drei große Javanentaufen Statt. Emde aber hielt Alles in guter Ordnung. — Als 1847 Prediger van Rhyn aus Holland, welcher im Namen der Rotterdamer Ges. eine Untersuchungsreise im Archipel machte, auch nach Surabaya kam, ließ er sich von Br. Schmittgall zu den Dörfern führen, und war erstaunt über Alles, was er sah. Seine Gesellschaft nahm hierauf Emde's Tochter Wilhelmine förmlich in Dienst, weil sie nach dem Tode ihrer Mutter unausgesetzt thätig gewesen war, in ihrer Muttersprache dem Werk zu dienen; und bis 1848 waren 500 Javanen getauft. Dann wurde dem Mädchen Miss. Jellesma, ein Friese, an die Seite gestellt. Er durfte, so wollten es die argwöhnischen Behörden, anfangs nur in Surabaya wohnen, um von da aus die Landleute zu besuchen. Deswegen sorgte er für die Ausbildung tüchtiger Lehrer; und bald hatte er über 20 Zöglinge, die ihn auf seinen Dorfbesuchen begleiteten. Die Bekehrten hatten nämlich besondere kleine Christendörfer angelegt, deren es bis 1852 sechs waren, darunter das bedeutendste Modjo Warno, von einem gewissen Abisai 1840 mitten in der Wildniß nicht weit von Sidukare, gegründet und nach fünf Jahren von 300 Seelen bewohnt. Die ganze Gemeinde unter dem Vorsteher Abisai zählte mehr als 1000 Seelen. Hier bekam endlich Jellesma Erlaubniß zu wohnen; und hieher verlegte er auch 1852 das Seminar. Bis 1855 bestanden in 17 Dörfern Gemeinden, zusammen mit 2223 Seelen, die getauft waren. In Schonung javanischer Volkssitte (adat) verfuhr er weitherziger als die Surabayer, welche es gar zu genau nahmen und aus den Christen halbe Holländer machten, wie ihm andererseits die Freiheit auf Ngoro (S. 82.) zu weit ging. Jellesma theilte sein Kirchspiel in drei, da ihm zwei weitere Missionare nachgeschickt wurden. Als er 1858 starb, ließ ihm seine Ges. die Grabschrift setzen: „Ein Apostel der Javanen, zur Ehre Christi." Auch Emde starb 1859. Br. Hoezoo in Modjo Warno hat 1475 Christen in seiner Pflege, Gemeinden 9, mit sehr schwachen Schulen; Harthorn im östlichen Malang und Smeding in Ke=

diri leiten eine ähnliche Anzahl; etwa 3000 Christen im Ganzen. — Goßner'sche Missionare, wie Kelling 1856, haben auch wiederholt in Surabaya, bes. unter den Sträflingen, gearbeitet, zum Theil unter eifriger Mitbetheiligung hoher holl. Beamten.

5) Die Insel Madura, gegenüber von Surabaya, 40 St. l. und im W. 13 St. br., wird auch zu Java gerechnet. Sie enthält im W. das Sultanat Bankalan, im O. das Sultanat Sumenap; und nur Pamakasan, die südliche Mitte, ist holländisch, wiewohl auch die Sultane einen holl. Residenten neben sich haben, der im Grunde statt ihrer regiert. In Sumenap war schon 1833 eine etwa 300 Seelen starke Gemeinde, die aber zu Zeiten sehr vernachlässigt wurde. Der Sultan, ein geistreicher Mann, kannte die Unterschiede auch der christl. Confessionen auf's Genaueste, glaubte aber, daß unter den trägen Muhammedanern wenig auszurichten sei.

---

4. Die kleinen Sunda-Inseln.

§ 174. Wir kommen zu den kleinen Sunda-Inseln, wie die nächste, von Java an nach O. hin liegende Inselreihe bis Timor genannt wird. Sie nimmt bis zur Ostspitze von Timor eine Linie von 360 St. ein. Nebeneinander liegen: Bali, Lombok, Sumbawa, Komodo, Flores, ferner Adinaro und Solor, Lomblem, Pantar, Ombay; und südlich davon liegen hauptsächlich die Inseln Sandelbosch, Sawu, Rotti und Timor, an deren nordwestlichem Theil die Ombaystraße ist. Die westlicheren Inseln sind noch ziemlich unabhängig, außer Bali, während die östlicheren, wie Timor, mehr unter der holl. Regierung stehen. In jenen herrscht noch das Heidenthum mit dunkeln Begriffen von einem guten und einem bösen Geist vor; in diesen haben die ersten holländ. Eroberer das Christenthum eingeführt, so daß dort unzählige Namenchristen sind, denen aber die geistliche Pflege fehlte, bis

die Mission kam. Wir reden ein Weniges von den einzelnen Inseln.

1) Bali, zunächst an Java, auch Klein-Java genannt, etwa 100 □M. groß mit 3 oder 700,000 E., noch nicht ganz bezwungen, trotz der 1846—1849 daselbst geführten Kriege, wiewohl die Fürsten jetzt das Protectorat der holl. Regierung anerkannt haben, hat acht verschiedene despotische Radscha's, die willkürlich mit Person und Eigenthum der Unterthanen schalten. Unter ihnen ist der von Baliling im Nordwesten, und der von Badung im Südwesten, mit welchen die Holländer es vorzüglich zu thun hatten. Den obersten Rang aber hat der von Klung Kung in der südl. Mitte, in dessen Gebiet die Hafenstadt Kasumba liegt.

Bali ist eine vulkanische Insel mit gesundem Klima. Das Hochland ist meist mit Waldungen besetzt, in welchen der Tiger haust. Die Sprache der Balinesen gleicht der javanischen (hat aber kein D) und besitzt eine Literatur. Opiumrauchen und Betelkauen wird leidenschaftlich getrieben. Vornehme lassen sich die Nägel wachsen, welche daher bis auf 5 Zoll spitz wie Nadeln verlaufen. In den Ohrläppchen haben Männer und Frauen große Löcher, ohne daß etwas drin hänge. Der Adel des Mannes ist ein ererbter Dolch, der viele Menschen getödtet hat. Die Frauen werden vom Radscha, als dessen Eigenthum sie gelten, in beliebiger Menge gekauft, und nach dem Tode des Mannes, wenn sie keinen Sohn geboren haben, entweder mit dem Manne verbrannt, oder vom Radscha verkauft. Die Religion ist der Hinduismus oder Buddhismus, da der Islam wenig Eingang gefunden hat. — Die Insel besuchte 1829 von Java aus Miss. Medhurst nebst Tomlin; aber er fand bei dem Radscha von Baliling keine günstige Aufnahme, durfte auch nicht durch's Land reisen. „Niemand," hieß es, „hat euch gerufen, gefällt es euch, so gehet hin, wo ihr hergekommen seid." Es gelang ihm, einen Balinesen vom Fieber zu heilen. Aber dieser brachte dafür dem Götzen ein Opfer; und als Medhurst ihm Vorwürfe machte, fühlten die Umstehenden sich und die Götzen beleidigt, und sagten: „Was geht es ihn an, wenn wir spielen und Opium rauchen? Den Göttern haben unsre Väter gedient; auch wir wollen ihnen dienen, obschon er uns Arzneien gibt." Den Kranken drohte man mit Gift, wenn sie sich wieder an Medhurst wendeten. So war es Zeit, zu gehen. Der Bostoner Miss. Ennis (1836 in Batavia angekommen) fand 1838 eine freundlichere Aufnahme. Der Radscha ließ sich gerne in Gespräche

ein, gestattete auch die Reise durch's Land. Einzelne, selbst Radscha's, luden ihn ein, wiederzukommen oder zu bleiben. Auch der Radscha von Klung Kung war freundlich. Doch geschah nichts Weiteres auf Bali.

2) Oestlicher liegt Lombok, auch Sasak genannt, mit einem 8000′ h. Vulkan und von starken Brandungen umgeben, 70 □M. groß, mit etwa 250,000 E., die den Islam angenommen haben.

Die Insel wird von den Balinesen beherrscht, deren 10,000 unter den Sasaks wohnen. Seit 1834 hat der Engländer King auf der Insel sich niedergelassen und den Handel an sich gezogen. Ein holl. Comptoir seit 1839 wurde wieder aufgegeben. Auch hier fand der Bostoner Miss. Ennis eine freundliche Aufnahme. Doch dabei blieb es.

3) Sumbawa, 75 St. lang, ist die nächste Insel, die gute Häfen, äußerst fruchtbaren Boden und 6 Radscha's hat, sonst aber noch unbekannt ist.

Auf Sumbawa ist der Vulkan Tomboro merkwürdig, der 1825 durch einen furchtbaren Ausbruch in sich zusammenstürzte und jetzt nur noch eine Hochebene bildet. Das Sultanat Bima im Osten ist von Holland abhängig. Hier war 1853 eine Zeitlang der Goßnerbruder Lenz, ehe er nach Flores versetzt wurde. Sonst ist weder hier noch in Komodo eine Mission.

4) Die Insel Flores, 90 St. l. und nur 15 St. br., auch Mandschirei genannt, hat steile und gebirgige Küsten, im Süden zahlreiche Baien, darunter die Ende-Bai, von einem 3000′ h. Vulkan begränzt.

Die E. von Flores sind an den Küsten Moslems; und die vom Kampong Ende trieben früher Seeraub, weswegen dieser Kampong 1838 von holl. Kriegsschiffen beschossen wurde. Das Innere ist noch ziemlich unbekannt und von einem unkultivirten heidnischen Volke bewohnt, das außer den Opiumhändlern nicht leicht Fremde zuläßt. Dahin wurde 1854 Br. Lenz versetzt. Als er mit seinen Genossen auf einem Fluß in's Land hineinfuhr, sahen sie lange keine Spur von Menschen, sondern nur Affen. Diejenigen, die sie endlich sahen, liefen weg. Des andern Tags trafen sie einen Häuptling, der sie nicht annehmen wollte, weil er sich vor Weißen fürchtete; erst als sie Briefe vom Sultan von Bima vorzeigten, erlaubte er ihnen, am Flusse eine Zeitlang zu wohnen. Die Eingebornen gingen alle fast nackt. Einige, schrieb Lenz, essen ihre Eltern und Kinder, wenn sie krank werden. Der arme Lenz! Er soll 1856 den Hungertod gestorben seyn. Sein Haus und seine Leiche wurden von den wilden Ein-

gebornen verbrannt. — Die östlicheren Inseln bis Ombay sind alle noch ohne Mission.

5) Die große Insel Sumba, auch Sandelbosch (Tschindana) genannt, 50 St. l. und 28 br., liegt s. w. von Flores.

Sandelbosch ist hügelig und kahl. Die Eingebornen, sonst bäurisch und plump, haben gute Dörfer und Geschicklichkeit im Weben. Das Sandelholz im Innern haben die Priester für Pomali, d. h. heilig erklärt, und auszuführen bei Todesstrafe verboten. Alle E. sind Heiden und stehen unter der Herrschaft kleiner Fürsten, die dem Namen nach Hollands Botmäßigkeit anerkennen. Doch ist kein holl. Beamter hier, so auch kein Missionar. Letzteres gilt auch von den Sawu-Inseln.

6) Die Insel Rotti, mit bedeutender Vieh- und bes. Pferdeausfuhr, liegt 24 St. s. w. von Timor, und wird von 16 kleinen Radscha's unter holl. Botmäßigkeit beherrscht. Das alte abgeschmackte Heidenthum ist größtentheils von einem freilich todten Christenthum verdrängt, das seit 1820 von Timor aus wieder gepflegt wurde.

Die Rottinesen, im Ganzen etwa 40,000, reden eine eigenthümliche, vom Malaiischen abgeleitete Sprache, mit nur wenig Consonanten; und gegen den sonstigen Charakter jener Inselbewohner sind sie fröhlich und lebhaft, aber auch unmäßig im Essen und Trinken und sehr wollüstig, dabei an die Heimath anhänglich und mit der Seefahrt nicht bekannt. Ihre solid gebauten, reinlichen Dörfer liegen meist auf hohen Anhöhen; die Wohnungen der Radscha's sind um der häufigen Kriege willen mit dicken Mauern umgeben. Vom alten Heidenthum sind auch die Christen nicht ganz frei geworden. Dasselbe ist da und dort durch ein Ruma Pomali, d. h. heiliges Haus, vertreten, davor ein heil. Baum steht und heilige Menschenschädel liegen, und welches wunderliche Heiligthümer, wie Schädel von Schafen und Schweinen, getrocknete Büffelohren rc. enthält. Die Priester, Tuwan Tanah, d. h. Herren des Landes, spielen noch eine große Rolle, sofern ohne sie nichts unternommen wird. — Den Christen war zuletzt fast alle Pflege benommen; auch die übrigen Schullehrer waren durchaus untauglich. So geschah es, daß die Christen ungescheut auch die Götzenfeste mitmachten. Erst von 1819 an sorgte Miss. Le Bruin von Timor aus für etwas Besseres. Sein Eifer fand Anklang, und bald ließ selbst ein Radscha sich taufen. Mit besonderem Nachdruck schaffte Miss. Terlinden in manchen Orten das Heidenthum weg. Später bekam Rotti an Hartig einen eigenen Missionar; und es kamen bessere Schullehrer auf. So gab es 1832 an

9000 Christen auf der Insel mit 2000 Schülern. Aber 1844 zerstörte ein beispiellos wüthender Orkan nicht nur das Wohnhaus des Missionars zu Thie, wo es stand, sondern auch sämmtliche Schulhäuser und Wohnungen auf der ganzen Insel. Hartig hatte zwar bald wieder ein Schulhaus fertig; aber als auch dieses durch Unvorsichtigkeit einiger Kinder, die zur Strafe darin bleiben mußten, mit allen Schulbüchern abbrannte, so weigerten sich die Ortsbeamten, es wieder aufzurichten, worauf Hartig nach Timor sich zurückzog. Rotti bekam lange keinen eigenen Missionar, weil es immer an Arbeitern für die vielen Inseln fehlt; und die Gemeinden standen bisher unter der Fürsorge des Miss. Heimering auf Timor. Miss. B. fand 1860 den freundlichsten Empfang, und seit 1861 ist der Goßnersbruder Pape von Macassar auf Rotti.

7) Die Insel Timor zieht sich n. w. weiter herauf. Sie ist 110 St. l. und 20—25 St. br. und hat nahezu eine halbe Mill. E. Der südwestliche Theil, mit dem Hauptort Kupang und dem Fort Kandia, im Ganzen 16,000 Seelen zählend, gehört den Holländern und hat daher viele Namenchristen; der östliche mit den Hauptorten Dili und Batu Gede, wie sonst noch die Insel Solor, gehört den Portugiesen, hat daher viele Katholiken. Die Bewohner sind stolze Malaien neben den wilden Urbewohnern, Alfuren und Papua's, von vielen Radscha's beherrscht, welche als Vasallen unter einem Oberfürsten stehen, der sich Kaiser nennt, zu Sonabai, ziemlich weit im Innern, residirt, und oft mit den Holländern Kriege führt. An der Küste herrscht die malaiische Sprache; die wilden Stämme haben jeder seine eigene Mundart. Feuer, Sonne und Mond werden angebetet. Ueberall haben sich auch Chinesen als Vermittler des Handels angesiedelt. Der Handelsverkehr ist freilich unbedeutend, und beschränkt sich fast auf Wachs und Sandelholz, das die Wilden aus dem Innern bringen.

Timor mit allen Eilanden umher ist vulkanisch, bergig und waldreich und hat einen üppigen Pflanzenwuchs. Die E. sind wohlgestaltet, von kupfriger und schwärzlicher Hautfarbe, mit schwarzem, bisweilen krausem Haar. Die Frauen tragen allerlei Schmuck. Hände, Arme, Beine, Brust 2c. werden tätowirt. Die Kinder wachsen wild und ungepflegt auf. Trägheit ist ein

Hauptzug des gefühl- und gedankenlosen Volks; Töchter, für die ein Kaufpreis gegeben wird, sind ein Reichthum. Vielweiberei ist sehr gebräuchlich, besonders bei den Fürsten. Statt der Religion herrscht abgeschmackter Aberglaube ohne Götzen und heilige Gebräuche. Krankheiten werden den Zaubereien des Teufels zugeschrieben und durch Thieropfer versöhnt. Von dergleichen Thorheiten sind auch die Namenchristen nicht frei. Diese wurden früher alle 3—5 Jahre von Predigern aus Java besucht, seit 1802 aber nicht mehr; und seit 1795 waren die Schulen im Verfall. Als daher 1819 der apostolische Le Bruin nach Kupang kam, wurde er mit Freuden aufgenommen; und schon im ersten Jahre ließen sich zu den 3000 Christen 80 Heiden taufen. Le Bruin bildete einen Bibel- und Missionsverein, zu dem auch heidnische Fürsten beisteuerten. Die Schulen kamen wieder in Flor; und 1827 waren es 724 Schüler. Entlegenen Gemeinden auf andern Inseln diente er durch inhaltreiche Sendschreiben. Er starb 1829, und an seiner Statt wirkte Terlinden († 1832). Diesem folgte Heimering, seit 1843 von Hartig aus Rotti unterstützt, den später (1858) Donselar, Schot u. s. w. ersetzten. Wirkliche Gemeindeglieder, die halb heidnischen Namenchristen nicht mitgerechnet, waren es 1840 über 600, in Kupang selbst 350 nnter 3500 Seelen. An den eigentlichen Heiden geschieht wenig; doch taufte Heimering im J. 1859 noch 27 Erwachsene.

---

5. Die Banda-Inseln.

§ 175. Die weiteren Inseln gegen Osten und zuletzt Nordosten, 230 St. bis gegen Neu-Guinea sich hinziehend, heißen die Banda-Inseln. Sie begränzen theils im Süden die Bandasee, welche zwischen ihnen und den Amboinen (Ceram) liegt; theils liegen sie in derselben, und theilen sich daher in südliche und nördliche, jene von W. nach O., diese von S. nach N., je in zwei Reihen aneinander liegend. Nur wenige größere Inseln ragen unter unzähligen Eilanden hervor. Die Natur der Inseln bleibt sich gleich, indem sie, wie die bisherigen, vulkanisch, bergigt, üppig, reizend sind, mit wenigen Ausnahmen. Die Ureinwohner sind überall Alfuren oder Papua's, mit Malaien, auch Chinesen, vermischt, abgeschmacktem Fetisch- oder Teufelsdienst

ergeben, unter kleinen Radscha's. Die Meisten aber sind den Holländern, die früher zum Theil übel gehaust haben, unterwürfig; und durch sie sind auch überall Namenchristen in Menge geworden, welche aber oft ungescheut sagen, sie hätten zwei Glauben, den der Compagnie und den ihrer Väter. Zum Theil haben sie schöne Kirchen; und im Anfang ihrer Bekehrung gab es einst doch auch geistliche Pflege und Schulen. Beides aber wurde in der Folge immer spärlicher, indem nur von Ferne bisweilen Prediger kamen und wieder tauften. Zuletzt hörte auch das auf; und erst von 1820 an geschah wieder etwas durch die Mission. Anfangs kamen die Missionare nur besuchsweise, wie Le Bruin von Timor aus, Miss. Kam und Finn von den Amboinen her. Dann kamen eigene Missionare von der holl. Ges., die eine feste Station auf einer dieser südwestlichen Inseln, wie die Ges. sie heißt, hatten, und von dieser aus herumreisten und insbesondere das Schulwesen besorgten. Dergleichen Missionare waren: Bär, Dommers, Höveker, Wienkotter, Luyke, Verhag, Heimering und Holty (letzterer kam 1833). Sie wirkten zum Theil nur kurze Zeit; seit 1843 ist nur noch Heimering auf Timor übrig. Begreiflich konnten die Missionare, die in diesem selten von Schiffen besuchten Winkel einen sehr beschwerlichen Posten hatten, und bald mit Krankheiten, bald mit Gleichgiltigkeit und Widersetzlichkeit der Christen, bald mit dem Unfug des übrigen Heidenthums, bald mit Entbehrungen aller Art, selbst Hunger, zu kämpfen hatten, unmöglich alle Bedürfnisse befriedigen und bei Weitem nicht alle Inseln, auf welchen alte Christen sich finden, besuchen und pflegen, geschweige an den Heiden das Nöthige thun. Nach 15jähr. Wirksamkeit zog sich die Gesellschaft 1841 zurück, weil sie keine Schiffsverbindung mit diesem Arbeitsfeld herstellen konnte, und versetzte ihre wenigen Arbeiter auf zugänglichere Inseln. Seither werden sie selten besucht. — Wir geben noch einen kurzen Ueberblick über die Inseln.

1) Die südlichen Banda-Inseln, bis Neu-Guinea hin, sind wieder in eine südliche und nördliche Reihe getheilt.

a. Die südliche Reihe von Letti bis zu den Aru-Inseln: 1) Letti mit 8000 E. unter 7 Radscha's hat im Dorfe Serewaru schon seit 1736 eine Kirche, war zuerst Filial von Timor, dann Station mit Miss. Luyke bis 1842. Manche Heiden wurden getauft, und viele liebliche Erfahrungen neben traurigen gemacht. Miss. Teffer traf auf seinem Besuch 1861 eine geordnete Gemeinde, in welcher die Aeltesten am Sonntag die Gottesdienste hielten und auf Zucht drangen. Bis Mitternacht dauerten oft die Erbauungsstunden; ein sterbender Häuptling hatte Christum mit Kraft gepredigt und strenge Absonderung von den Heiden anbefohlen, auch alle heidn. Bücher verbrannt. Die Leute hatten Einsicht in das Erlösungswerk, und wußten sich der muham. Sendlinge zu erwehren, und Heiden durch ihren Wandel und Lehren zu gewinnen. Teffer konnte 320 Personen taufen. Weinend und händeküssend ließ man ihn weiter: „bete doch viel für uns und komm bald wieder." — 2) Moa hat seit 1717 eine Kirche; aber man betete noch 136 Götzen an, theils Fetische, theils Bilder von abscheulicher Gestalt. Miss. Dommers errichtete 7 Schulen. Sein Nachfolger Verhaag fand Widerstand gegen die Vermehrung der Schulen von Seiten der Orangkaja's (Vornehmen), und konnte die heidnischen Feste, besonders die Puppenfeste, bei welchen die verstorbenen Voreltern in kleinen hölzernen Bildern dargestellt werden, so wie die Fragen und Opfer an den Oblewa (den himmlischen Lehrer), von dem die Insulaner abzustammen wähnen, nicht hindern. (Höveker 1829 u. s. w. arbeiteten hier). — 3) Lackar bekam durch Dommers 2 Schulen. — 4) Serwatta mit vielen kleinen Inseln wurde 1825 von Miss. Kam besucht. Niemand konnte sich erinnern, daß vor ihm je ein Lehrer gekommen wäre, weswegen man unter den Christen nichts hörte und sah, als Abgötterei. Doch wurde eine Volksversammlung gehalten; und Kam konnte 120 E. taufen, aber nichts für Schulen thun. — 5) Babber und Dai. — 6) Timorlaut, wenigstens 20 St. l. von N. nach S. und 6—10 St. br., waldig, von sanften Volksstämmen bewohnt. — 7) Larat, an der Nordspitze der vorigen. — 8) Die drei Key-Inseln mit dem Dorfe Ely und einer Menge Eilande umher, die alle in tropischer Ueppigkeit blühen, aber früher zum Sclavenhandel benützt wurden. Hier endet der lebhafte Inselverkehr; und es gibt kaum einen einsameren Aufenthalt für den Europäer, als diese kleinen, im weiten Ocean wie zufällig hingestreuten, nur selten von einem Fahrzeug berührten Stückchen Landes. — 9) Die Aru-Inseln endlich, s. ö. davon, in zwei Parallel-Reihen v. S. nach N., auf

welchen die Alfuren sich der Holländer ziemlich erwehrt haben. Doch traf 1830 Miss. Finn von Banda her in vier Negereien etwa 200 des Unterrichts freilich sehr bedürfende Christen an. — 10) Auf Wokang, Wammer und Mangkoor wohnen nur Christen.

b. Die nördliche Reihe beginnt schon östlich von Ombay, an der Nordseite Timors hin, und reicht bis an die Key's: 1) Wetter, ziemlich bevölkert, mit einem holl. Residenten, nebst dem Eiland Baba im W. Hier taufte 1825 Miss. Kam 88 Personen. Die Insel wurde von da an Filial von Kisser. — 2) Makisser oder Kisser, eine öde und unfruchtbare, oft von Dürre heimgesuchte Insel, unter Radscha's und einem holl. Residenten, wurde 1823 von Miss. Kam besucht, der in den Thälern des bergreichen Eilandes eine große Zahl nach Unterricht verlangender Christen fand, die wohl eine Kirche, aber keine Lehrer hatten und so herzlich nach der Taufe begehrten, daß von den 5000 Bewohnern der Insel nicht weniger als 1500 getauft wurden. Ein alter Insulaner, der freiwillig die Jugend unterrichtete und Predigten in der Kirche vorlas, erhielt zur Freude Aller viele Bücher von einem Beamten. Auch ein Radscha wurde Christ, und nur 3000 Heiden blieben übrig. Hieher kam 1825 Miss. Bär, der Erstling aus der Missionsschule zu Basel, in Diensten der holl. Ges., ein Mann voll Freudigkeit und Entsagung, der mit Freundlichkeit ungemeinen Muth und Festigkeit vereinigte. Anfangs hatte er Miss. Dommers zum Genossen, später war er allein, sorgte für Schulen und reiste umher. Gegen den Radscha, der an den Götzenfesten hing, trat er oft stark auf, ohne an Liebe und Achtung beim Volk einzubüßen. Dieß bewies er besonders 1834, als während einer Theurung das ganze Dorf mit der Kirche, mit den versteckten Götzen und mit allen Vorräthen abbrannte, und dann die Leute opferten, um die durch's Feuer vertriebene Seele des Dorfes zurückzurufen. Indessen ließ sich Bär wegen der Erfolglosigkeit seiner Arbeit 1841 nach Amboina versetzen. Bei der Unmöglichkeit, den Verkehr mit diesen Inseln zu unterhalten, gab die Gesellschaft den Posten auf. — 3) Roma mit 2000 E., ungesund, Bär's Filial. — 4) Damme, fruchtbare Vulkaninsel mit Muscatbäumen, deren E. einst von den Holländern aus Rache vernichtet wurden, war eine Zeitlang Dommer's Station, später Filial. — 5) Nila, Mose ꝛc.

2) Die nördlichen Banda-Inseln liegen in der Bandasee selbst, welche von Serwatta nördlich über Nila herauf bis zu den Amboinen ungefähr 250 St. breit ist. Sie zerfallen in eine westliche und in eine östliche Reihe.

a. Die westliche Reihe liegt in der Richtung von Nila nach Ceram. Sie bildet die eigentlichen Banda-Inseln, aus drei größeren und sieben kleinen Eilanden bestehend. Die bevölkertste ist Banda, neben welcher dicht westlich Gunong Api (Feuerberg) mit einem beständig brennenden Vulkan ist. Wegen des ungesunden Klima's aber wohnt der holl. Statthalter nicht auf Banda, sondern auf der Insel Neira, wo zwei Forts stehen, mit etwa 1500 E. Die Ureinwohner, 24,000 unter 9 Radscha's, wurden 1621 völlig ausgetilgt; und es haben sich für die Pflanzungen des Muskatnußbaums europ. Ansiedler niedergelassen, welche den Boden unter sich getheilt haben, zu dessen Anbau zuerst Sklaven, dann herbeigeführte Verbrecher benützt wurden. So besteht die Bevölkerung der Inseln (6500) theils aus diesen Sträflingen, theils aus Anakma's, d. h. Abkömmlingen von Sklaven aus Java, theils aus Pflanzern und der Besatzung (300 Mann) mit den Beamten. Der Christen waren es 1819 etwa 1300, die aber fast nur Heidnisches an sich hatten. Für sie und die Heiden kam 1819 Miss. Finn von Amboina, der wohl einen harten Boden fand, aber 1830 günstig berichtete über Zunahme der Gemeinde und Fortgang der Schulen auf Neira, Pulo Ay u. s. w.; doch löste ihn 1841 ein regelmäßiger Prediger ab.

b. Die östliche Reihe zieht sich von den Key's herauf gegen die Insel Ceram und besteht aus einer Menge kleiner Inseln, wie Tianda, Bun, über welche hier nichts zu berichten ist.

---

6. Die Insel Borneo.

a. Die Insel.

§ 176. Nachdem wir die südliche Grenze des indischen Archipels durchwandert haben, begeben wir uns in seine Mitte herein, und reden zuerst von der dritten großen Sunda-Insel, Borneo oder Brunei, auch Kalamantan genannt, nördlich von Java. Sie ist 330 St. l. und 270 St. br., so groß als Deutschland, und wohl die größte Insel der Erde, aber bisher nur längs des Küstensaumes bekannt, im Innern unerforscht. In der Mitte wird sie von der Mittagslinie durchschnitten. Sie scheint theilweise aus kleineren Inseln durch Anschwemmungen zusammengewachsen zu seyn, die

besonders im Landstrich Landak im W. unverkennbar sind, wo ein allmähliges Anschwemmen fortwährt und der Boden bis auf eine ziemliche Strecke weit in's Innere wenig über die Meeresfläche sich erhebt. Auch sind die Küstenstriche fast überall flach, morastig und außer an den Flüssen meist unbewohnt. Erst 10—20 St. landeinwärts beginnt das Innere allmählich sich zu erheben und bildet ein ununterbrochenes Gebirgsland, 1000—3000′ hoch, außer 36—40 isolirt stehenden kegelförmigen Bergen, von denen der höchste, Kina Balu, die Höhe von 13,700′ erreicht. Zahllose Ströme winden sich den sumpfigen Küsten zu; sie sind die einzigen Straßen des Landes für den Verkehr mit dem Inneren. An der Küste ist das Klima heiß und feucht, im Inneren ist die Temperatur gemäßigt. Die Insel ist außerordentlich fruchtbar, auch reich an Gold, Eisen und Zinn, wie an Krystallen und Diamanten. Die ganze tropische Vegetation ist hier neben mächtigen Waldungen mit den geschätztesten Holzarten zu finden, wie auch alles größere und kleinere Wild und Gevögel der tropischen Länder. Die Bevölkerung, 3 Millionen (?), besteht, außer einer geringen Zahl Javaner, Hindu's und Araber, auch ansässiger Europäer, aus Malaien, Dajaks, Papua's, Chinesen und Bugi's.

1) Die Malaien, theils von Malakka, theils von Java her um's 12. Jahrhundert eingewandert, sind, obwohl sie kaum $1/4$ der Bevölkerung ausmachen, die eigentlichen Herren des Landes. Sie bilden 30—40 kleinere und größere Staaten unter eigenen Fürsten und haben sich $2/3$ der ackerbauenden Dajaken unterworfen, während sie mit dem noch freien Theil im Innern in Handelsverbindung stehen. Daher ist auch das Malaiische Conversationssprache auf Borneo. Ihre Orte liegen meist an den Mündungen der großen Flüsse und bilden gleichsam die Pforten zu den Dajak'schen Distrikten. Ihre Haupstädte sind im N. W. Bruni oder Borneo, im W. Sambas und Pontianak, im S. O. Banjermassing, im O. Koti, wo Bugireiche sind, je mit 3—600 Häusern. Ihre Dörfer im Innern haben nur 20—60 Häuser; und 5 oder 6 derselben, welche den Fürsten und Vornehmen angehören, bilden eine Kotta, d. h. Stadt, die mit einem hohen Bretterzaun von Eisenholz umgeben

ist, der zugleich als Verschanzung dient. Ackerbau, Handel, Schifffahrt, Seeräuberei sind ihre Beschäftigungen; im Handel sind die inneren Dajaks ganz von ihnen abhängig. Diese sind in den meisten malaiischen Staaten nicht Unterthanen der Fürsten, sondern der ganzen malaiischen Bevölkerung, so daß einzelne Malaienfamilien eine Anzahl Dajakenfamilien als erbliches Eigenthum besitzen, mit denen sie nur allein Handel treiben. Wenn die Dajaks Schulden oder Geldstrafen nicht bezahlen können, werden sie mit der Familie als Sklaven verkauft und dadurch zum Islam genöthigt. Denn alle Malaien sind Moslems, aber geistlich sehr stumpf und sittlich verderbt, auch von den Hadschi's, d. h. solchen, die eine Wallfahrt nach Mekka gemacht haben und nun als Geistliche gelten, durchaus beherrscht. Diese Hadschi's, die in der letzten Zeit immer zahlreicher geworden sind, unterhalten den Fanatismus, der 1859 schlimme Früchte getragen hat.

2) Die Dajaks (d. h. Kopfabschneider oder Oberländer), wenn auch nicht die Ureinwohner, doch die ältesten Einwanderer vermuthlich vom asiatischen Festlande, gehören zu den gräulichsten Heidenvölkern der Erde. Sie sind gelb oder gelbbraun und zerfallen in 20—30 Stämme, welche eben so viele verschiedene Sprachen reden, und in 4 Hauptdialekte sich zusammenfassen. Abscheulich ist schon ihre Gewohnheit, Löcher in die Ohrläppchen zu bohren und diese so zu zerren, daß die Lappen bis auf die Schulter herabhängen, und ihre Bekleidung, die bei Männern und Frauen nur aus einem Lappen um die Lenden besteht. Feuergewehre haben sie nicht, aber einfache Waffen von vorzüglicher Güte, da sie durch Eisenmanufaktur bei nur rohen Schmelzöfen sich auszeichnen. Reisbau ist ihre Hauptbeschäftigung; die Frauen verstehen sich auf's Weben. Die Prau's (d. h. Kähne) sind oft 50' lang; doch treiben sie nicht unter sich Handel, sondern nur mit den Malaien und Chinesen an der Küste. In der Nähe großer Flüsse treiben sie wohl auch Seeräuberei. Ihre Wohnungen stehen auf Pfählen von 15—20' über der Erde; im unteren Raume haust ihr Vieh. Was die Religion betrifft, so zeigen Ruinen von Buddhatempeln, auch Inschriften, daß einst der Buddhismus verbreitet war. Jetzt haben sie nur abgeschmackte Begriffe und fast keinen Kult. Sie reden von einer Menge guter und böser Geister, an welche sich alle ihre religiösen Begriffe und Handlungen, Thorheiten und Gräuel anknüpfen. Wichtig ist ihnen der große rothe Vogel Antang, auch Kolong genannt, als guter Geist, weil der erste Kopfabschneider in einen solchen Vogel verwandelt wurde, von dem dieses ganze Vogelgeschlecht abstammt. Aus seinem Flug erholen sie sich Raths in allen Dingen. Sonst tragen sie sich viel mit Geschichten von Geistern der Oberwelt (Sangiang), der

Unterwelt (Djata), von Buschgeistern, Erdgeistern; und wer viel zu erzählen weiß, wird ein Olomaga Liau, d. h. Leiter der Seelen, eine Art Priester, die bei großen Festen Amtsverrichtungen haben. Altäre gibt's nicht, dagegen Götzen in jedem Hause. Neben diesen Priestern stehen die weiblichen Bliangs als Aerzte und Priesterinnen, die bei keinen Krankenlagern und Festen fehlen dürfen, im größten Ansehen; sie werden aus Sklaven ausgewählt, weil sie zugleich als öffentliche Mädchen gelten. Mannigfaltig ist der Aberglaube mit geschnitzten Bildern, mit Amuletten, bei Festen, besonders Todtenfesten. Die bürgerliche Verfassung ist ziemlich freistaatlich. Doch giebt es Oberhäupter (Tomongong) und in jedem Dorfe Häuptlinge (Radennen) mit geringen Auszeichnungen. Viele Dajaken sind Budaks, d. h. Leibeigene, oder Pandelinge, d. h. Verpfändete, die von ihren Gläubigern verkauft werden können und ein jämmerliches Loos haben. Blutrache ist allgemein; und einem Feinde den Kopf abschlagen, gilt als Ehrensache. Schrecklich ist diese Barbarei, da Keiner für mannbar gilt, Keiner heirathen kann, der seinem Mädchen nicht Menschenschädel vorweisen kann, nicht von solchen, die im Krieg getödtet werden, sondern von solchen, die er im Hinterhalt überfallen hat. Oft vereinigen sich 40—80 zu einer Menschenjagd, und lauern im Dickicht, um niederzustoßen, was kommt, Mann, Weib und Kind. Die Köpfe bringen sie jubelnd nach Hause und hängen sie an den Häusern auf; sie bilden den kostbarsten Nachlaß eines Dajaks. Doch ist diese Sitte, so weit die holl. Botmäßigkeit reicht, im Verschwinden begriffen. Aber die Kayangs an der Nordostküste am Barramflusse, gegenüber von der Insel Labuan, sind noch arge Kopfabschneider. — Die Frau, welche wohl eheliche Treue hält, führt das Regiment im Hause, bestellt die Bliangs, ordnet die Gottesdienste an, und spielt bei allen Heidengräueln die Hauptrolle. Viele Kinder werden noch vor der Geburt getödtet, oder müssen, wenn das nicht gelingt, nach der Geburt elend verschmachten. Uneheliche bleiben keine am Leben. Sonst werden die Kinder durch eine Art Taufe mit dreimaligem Untertauchen einem Dewa (Götzen) geweiht. Wie der Charakter eines Dajak im ganzen Leben sich darstellen werde, mag man aus Obigem zur Genüge erkennen.

3) Die Papua's oder Negritos, hier Olot genannt, unstreitig das Urvolk, hausen in den unzugänglichsten Wäldern und Gebirgen, in voller Wildheit und in geringer Anzahl. Sie führen ein obdachloses Jäger- und Räuberleben und schweifen nackt mit vergifteten Pfeilen umher, ein Schrecken wehrloser Pilger und Ansiedler, aber von streitbaren Nachbarn grausam gejagt und niedergeschossen.

4) Die Bugi's in Ostborneo, von Celebes eingewan-

dert, treiben sich thätig und regsam an der Küste umher, und sind zum Theil reiche Leute, aber ein unbändiges Geschlecht, voll Haß gegen die Weißen. Im Osten haben sie eigene Reiche. Sie sind Moslems und den Malaien an Verstand und Bildung überlegen.

5) Die Chinesen sind seit 1760 aus der Provinz Fokien eingewandert, und mehren sich jährlich. Angesiedelt sind sie, um die Mineralreichthümer auszubeuten, namentlich in Sambas, in Pontianak und in Banjermassing, im Ganzen etwa 300,000. Sie bildeten Anfangs Gemeinden, in welchen jedes Mitglied, durch Eid gebunden, gleiches Recht am Ertrag der Unternehmung erhielt, und jeden Augenblick bereit war, zu den Waffen zu greifen, wenn die Anführer das Zeichen gaben. Zuerst waren sie den Malaien tributpflichtig; aber durch Zusammenhalten, List und Schlauheit wußten sie Malaien und Dajaks von sich abhängig zu machen, und unermeßliche Reichthümer zu sammeln, die sie zum Theil nach China zurückbringen. Im Gebiet der Holländer entrichten sie zwar an diese einen Tribut, erwehren sich aber ihres Einflusses. Sie sind Heiden und nur dem Erwerb zugewandt, geistig regsam aber zum Theil durch Opiumgenuß verdumpft.

Die erste Kunde von Borneo erhielten die Europäer durch einen Gefährten Magellans, nach dessen Tod er 1521 auf Borneo landete. Damals zerfiel das Küstenland in drei große muham. Reiche mit blühenden Handelsstädten. Die Holländer erhielten vom Sultan in Sambas 1609 das Recht freien Handels und Erlaubniß zur Erbauung eines Forts, und legten 1643 die Factorei auf Pontianak an. Portugiesen und Spanier (1625 und 1645) konnten nichts gewinnen; nur ließ sich 1687 Pater Ventimiglia, ein Sicilianer, unter portug. Schutze als Missionar bei Banjermassing nieder und predigte auch im Innern mit Erfolg, bis er 1691 starb. Die Engländer, welche die Insel Balembangang im äußersten Norden besetzt hatten, wurden 1775 durch einen Ueberfall von den Sulu-Inseln her vertrieben und setzten sich erst 1841 an der Nordwestküste fest. Die Holländer aber erhielten 1778 vom Sultan von Bantam das Gebiet von Landak und Sukadana, wo Pontianak liegt, für ewige Zeiten, und herrschten von Sambas an über die

Uferbewohner. Auch auf Banjermassing bekamen sie 1787 Einfluß durch Beistand gegen die Bugis, und erweiterten s. 1812 ihr Gebiet an den südl. Flüssen. Um diese Zeit fiel zwar Alles eine Zeitlang in die Hände der Engländer; aber auch nachher war Hollands Ansehen so groß, daß 1818 noch mehrere Fürsten unter seine Obhut sich stellten. Ein Resident beherrscht die Radscha's und Sultane, welche einen Gehalt von Holland beziehen, und zugleich theilweise ihre Souveränität abgetreten haben; und holländ. Beamte handhaben die polizeiliche Ordnung in Gemeinschaft mit den Fürsten. Auch die Dajaks im Niederlande stehen unter holl. Aufsicht. In welch große Gefahr aber die holl. Herrschaft 1859 durch eine grauenhafte Verschwörung gerieth, werden wir unten (§ 178.) am Schlusse sehen.

---

b. Missionen.

§ 177. Die Missionen haben in Borneo erst spät begonnen und keinen günstigen Boden gefunden, weil die muhammed. Malaien fanatische Moslems sind, die Dajaks aber aus Anhänglichkeit an ihre eigenen Sitten allem fremden Einfluß widerstreben. Die Mission brachte denn wohl manche schöne Frucht zu Tag. Aber oft hatte sie nur ein kümmerliches Bestehen; und zuletzt wurde wenigstens die auf Banjermassing durch die Empörung fast zertrümmert. Wir haben von Bostoner, engl.-kirchlichen und ganz besonders rheinischen Missionen zu reden, geben aber zugleich eine geographische Uebersicht.

1) Das Sulureich auf dem nach N. O. gestreckten Landstrich, 50 St. w. und ö. herab, beherrscht der Sultan der nahen Sulu-Inseln, ein Moslem, der zugleich Kaufmann ist. Derselbe herrscht der That nach unumschränkt, obwohl aus den Datu's (d. h. Großen) Einer das Volk vertritt und ein Anderer den Fürsten beaufsichtigt. Er

hat auch stehende Truppen und herrscht mit großem Trotz, hat auch die auf seinen Inseln einst angesiedelten Spanier weithin vertrieben. In seinen Landen kann von keiner Mission die Rede seyn.

Das Sulureich erstreckt sich auch auf die nördlich von Borneo gegen die Philippinen hin ausgebreitete Mindorosee, auf die Inseln in ihr und die sie zu den Seiten begränzenden, namentlich von der Celebessee (die auch Sulusee heißt) scheidenden Inseln. Die östlichen Inseln, aus 3 auf einander folgenden Gruppen, den Tawi-Tawi-, den Sulu- u. den Basilan-Inseln bestehend, deren Viele einst spanisch waren u. katholische Missionen hatten, ziehen sich 100 St. weit gegen die Westspitze von Magindanao hin. Unter ihnen zeichnet sich Sulu, der Sitz des Sultans u. Hauptplatz eines starken Handels, durch Natur, Städte und Burgen aus. In der See selbst liegen nur wenige Eilande, darunter Kangajan-Sulu, ein ehemaliger spanischer Missionsposten. Dicht an Borneo im N. liegt die große Balembangang, wo einst die Briten umsonst eine Militairkolonie versuchten, u. neben ihr die noch größere Insel Bangai. Von ihnen aus zieht sich nördlich 230 St. weit eine Kette bis zur Insel Mindoro, darunter Balabak u. besonders die 90 St. lange Insel Palawan, welche immer noch größtentheils dem Sulureich angehört, in deren Norden mit dem Hauptort Taitai aber die Spanier herrschen. Auch Dumaran im N. derselben östlich ist halb suluisch, halb spanisch. Die nördlicheren Calamianes aber, welche die Reihe an Mindoro knüpfen, sind ganz spanisch. In Taitai ist ein Missionsposten der Franziskaner; und die E. dieser spanischen Lande sind meist zu katholischen Christen gemacht.

2) An der Ostküste Borneo's vom Fluß Sibokuan, der Sulugrenze, ist zuerst, 60 St. lang bis zum Kuran, Tirun, ein dajakisches Land; und an der übrigen Küste, 180 St. l., sind die muham. Bugireiche Koti und Pasir. Nirgends ist hier eine protest. Mission.

3) Die Nordwestküste, 200 St. l. von der Sulugrenze an bis zum Kap Datu umfaßt das große Bruni-Reich unter einem Sultan, der viele malaiische Radscha's und Dajak'sche Oberhäupter unter sich hat und noch unabhängig ist. Aber die Insel Labuan, 15 St. n. von der Hauptstadt Bruni, gehört seit 1840 den Engländern; auch der 140 St. lange Landstrich von Cap Datu bis

Kudorong, da der kühne engl. Abenteurer Brooke, um der Seeräuberei daselbst zu wehren, 1841 Radscha von Sarawak geworden ist und seitdem sich erhalten hat, steht unter englischer Botmäßigkeit. Für die Insel Labuan haben nun die Engländer einen englischen Bischof ernannt, der aber in Sarawak residirt; und nur hier besteht bis jetzt eine evang. Mission, die der besondern engl.-kirchl. Miss.-Ges. für Borneo angehört.

Uebersicht. 1) Labuan. Englische Ansiedler haben um einen Missionar gebeten, der aber noch nicht kam. Dagegen kamen römische Missionare und bauten eine Kapelle, wie auch in der Hauptstadt Bruni. — 2) Sarawak, Hauptstadt der Provinz gl. N., von den Eingebornen Kutsching genannt, von einem prächtigen Fluß durchströmt; s. 1848 frisch aufblühender Freihafen von 15,000 E.; 1848 Ankunft zweier Missionare, darunter Mac Dougall; Brooke schenkte 300 Morgen Landes; bald Dajakentaufen; denn die Dajaken sind bereit, sich unterweisen zu lassen u. nehmen gerne Schulen an. Eine Kirche, 1851 vollendet, überragt die an den Ufern des Flusses hingestreckte Stadt. Der Bischof von Kalkutta, der sie weihte, schrieb: „Einer der dunkelsten Schlupfwinkel der Unwissenheit, Grausamkeit u. Verwüstung, wo Seeräuberei, Mord, Brand u. Jagd auf Menschenköpfe am offenen Tage einherstolzirten, ist nun, so zu sagen, zu einem Garten Gottes geworden;" u. die Häuptlinge der Dajaken sagten: „die Malaien wollen uns gerne zu Verehrern ihres Allah machen, wir halten es aber für viel besser, des weißen Mannes Allah anbeten zu lernen." Ein Seminar ist errichtet; 1855 die Nebenposten Linga, 18 St. n., u. Lundu, 4 St. s. v. Sarawak; von Zeit zu Zeit Dajakentaufen; bei einer Untersuchungsreise 1859 zeigten sich auch die Dajaken im Innern empfänglich, u. 1860 fing Miss. Chalmers ordentl. Gottesdienst im Dajakischen an. Die Verschwörung im S. O. hatte auch Saramak bedroht, wurde aber, nachdem ihr 2 frühere Missionsgehilfen zum Opfer gefallen waren, von den Dajaken vereitelt, indem sie die Plane der Malaien offenbarten. Auf 3 Stat. 156 Kirchenglieder.

4) Die Westküste, vom Kap Datu bis zum Kap Simbar 160 St., enthält die Provinzen: Sambas, unter welchen die freieren chinesischen Kolonieen mit dem Hauptort Montrado sich finden, Landak mit Pontianak und dem Goldland Mandur u. s. w., und steht unter holl. Oberherrschaft. Der Londoner Miss.

Slater besuchte 1819 Pontianak und vertheilte unter den Chinesen Schriften. Auch Medhurst durchreiste 1828 diese Gegenden und fand den Boden mit Rücksicht auf die Dajaks vielversprechend. In Folge dieser Berichte begannen 1834 die rheinische und die Bostoner Ges. auf Borneo ihre Arbeiten, aber nur die letztere blieb auf der Westküste bis 1850.

a. Bostoner Mission. 1836 Untersuchungsreise von Pontianak aus durch Miss. Arms, von Sambas aus durch Miss. Robbins, später ausgedehnter durch die Miss. Doty und Pohlmann; 1839 Anfänge in Sambas, Montrado, 20 St. südlicher, u. Pontianak, 38 St. südlicher, hauptſ. für Malaien und Chinesen; ferner für die Dajaks, deren Mißtrauen später wich; von 1846 an auf Pontianak beschränkt, worauf Krankheit die übrigen 2 Missionare vertrieb 1847. Die Mission ist nicht wieder erneuert worden. — b. Rheinische Missionare machten nur kurze Untersuchungsreisen, wie Miss. Barnstein, der zu Mempawa 1836 längere Zeit unter den Dajaks war, u. in Pontianak einen malaiischen Soldaten taufte; ferner Miss. Becker.

Fortsetzung. (Rheinische Mission.)

§ 178. 5) Die Südküste, gleichfalls 160 St. l., steht unter holl. Botmäßigkeit, sofern die einheimischen Sultane und Häuptlinge abhängig geworden sind. An ihr sind zuerst die Malaienstaaten Kuttaringan und Pambuan, dann bis zum Pulopetak, Küstengebiete der großen Dajaken (so genannt wegen der Macht und Anzahl), nämlich Katingan und Kabaian, welche von der holl. Regierung bestätigte Tomongongs (Oberhäuptlinge) haben. Das Inselstück zwischen dem Pulopetak und Dusson bewohnen die kleinen Dajaken. Zwischen dem Dusson aber und den östlichen Küstenbergen, welche von Buginesen besetzt sind, liegt das schmale, nur 20—25 St. breite Sultanat Banjermassing oder Banjer (mit 262,140 E.), welches nach Süden in den holl. Distrikt Laut ausläuft und vom Kap Selatan an gegen 90 Stunden landeinwärts geht, so weit der Fluß Negara vom Nor-

den herkommt. Im Norden davon seitwärts nach W., im Quellgebiet der Flüßchen Sirau, Krammas, Sihong, Patei, welche, zusammengeflossen, in den Dusson, 50 St. vor dessen Mündung, sich ergießen, wohnt ein ganz anderes Volk, als die Dajaks sind, mit anderer Sprache, Religion und Sitte, vielleicht hinduischer Abkunft (von Aryas) und nach den Malaien eingewandert. Ihre Traditionen erzählen von lebhaften Kämpfen, welche ihre Stammväter mit ihnen wie mit Dajaken hatten. Ihre Landschaften sind Sihong, Patei und Daju, zusammen Land Sibong genannt, weil dort ihr gemeinsames Oberhaupt (Suta Ono) ist. Sie haben eine Art Bundesrepublik unter sich, die aus einer Anzahl Landgemeinden besteht, in denen jedes Familienhaupt bei Berathungen Sitz und Stimme hat. Die drei Bezirke sind dem Residenten in Banjer zinspflichtig.

Die Hauptstadt Banjermassing oder kurz Banjer mit etwa 30.000 E. hat nur eine einzige Straße; u. diese ist der Fluß, nämlich ein Arm des großen Dusson, der sie der Länge nach durchschneidet. Etliche Nebenflüßchen bilden die Nebengäßchen der Hauptstraße. Die Häuser aber stehen alle auf sumpfigem Boden. Auf einer hölzernen Brücke muß man von der Hausthüre bis auf das Floß gehen, welches vor jedem Hause im Wasser liegt; und von da an kann man mit großen u. kleinen Kähnen weiterfahren. Der älteste Theil der Stadt gehört dem Sultan und ist ganz von Malaien bewohnt, fast eine Stunde lang an beiden Seiten des Flusses. An ihn schließt sich flußabwärts die europäische Stadt an, die Wohnungen der Beamten u. die Regierungsgebäude, am sumpfigen Flußufer hin, auf eingerammten Pfählen ruhend. Gegenüber liegt der chines. Kampong, die Kolonie eingewanderter Chinesen, welche eine abgeschlossene Gemeinde unter einem von der holl. Regierung bestätigten Kapitän bilden.

Die Provinz Banjer nebst Umgegend war bisher Hauptwirkungsplatz der rheinischen Missionare. Sie wurden, als die holl. Reg. allen nichtholl. Missionaren die Arbeit im indischen Archipel verbot, allein für Borneo von diesem Verbot ausgeschlossen; nur sollten sie stets zuvor ein Jahr lang in Batavia sich aufhalten, damit man prüfen könnte, ob ihre Art eine politisch auf-

regende sei oder nicht. So waren die ersten Missionare bereits in Batavia ein Jahr lang gewesen und hatten das Malaiische und Chinesische gelernt, ehe sie 1835 in Banjer ankamen. Barnstein brachte von Java den bekehrten Lukas Monton (§ 173, a.) mit sich; und dieser wurde bald von einem reichen Chinesen, Namens Bola, eingeladen, in seinem Hause vor Chinesen, Malaien und Arabern die christliche Lehre darzulegen, was Viele nachdenklich machte. Monton predigte auch in Kampongs und Praus der Malaien und theilte Bücher aus. Er und Barnstein fuhren sodann den Fluß hinauf in's Innere zu den kleinen Dajaken und reisten auch seitwärts nach Westen zu den großen Dajaken, deren Oberhäuptling in Gohong sogar den Blutbund (Sabat) mit ihnen schloß, durch Schnitte in die rechte Schulter, deren Blut in einen Trank gemischt und von Allen getrunken wurde. Es kamen weitere Missionare nach; u. die Arbeiten vertheilten sich in gewöhnlicher Weise. Bei allen Theilen der Bevölkerung war Anfangs die Aufnahme gut. Schon die Holländer freuten sich, nach 20 Jahren endlich Geistliche zu bekommen; sie ließen nun ihre unehlichen Kinder taufen. Von allen Seiten wurden Bücher und Unterricht verlangt; u. der Verkehr mit Heiden, Moslems u. malaiischen Christen wurde lebhaft. Ein erweckter Chinese, Baba Jn, der mit einer Dajakin verheirathet war, und deren Sprache redete, führte den Missionaren Dajaken in Menge zu; u. sein Sohn Ambon riß bei einem Götzenfeste den Schmuck der Bilder öffentlich mit den Worten ab: „die Götzenbilder werden fallen." Einige Chinesen und Dajaken wurden gewonnen. Einer der letzteren konnte nach einer Predigt sagen: „Diese Nachricht hat mein Herz getroffen, sie hat gefaßt." Als 1838 auch der hallische Miss. Berger, der mit den rheinischen befreundet war, ankam, vertheilten sie sich außer der Hauptstadt, u. es entstand unter den umwohnenden Dajaken eine Station um die andere. Zuletzt waren es 8 Stationen, auf welchen

lebhaft von 10 Missionaren das Werk des HErrn getrieben wurde. Aber in nicht zu langer Zeit ließ der erste Eifer der Bevölkerung nach; u. die Brüder bekamen eine schwere Arbeit, die wohl bisweilen durch liebliche Erfahrungen versüßt wurde, aber im Ganzen einen schleppenden Gang behielt. In der Hauptstadt wurden die mal. Christen, die besonders 1840 aufzuwachen schienen, wieder lau u. kalt; die muh. Malaien zeigten sich stumpf und von ihren Hadschi's fanatisirt und feindselig, die Chinesen durch Opium verdorben, die Europäer in stolzes Genußleben versunken u. durch Unzucht entnervt. Unter den Dajaken kamen wohl mehr Früchte zu Tag, u. in jeder Station gab es wahrhaft Bekehrte; aber Alles mußte wie aus Feindes Hand erobert werden, weil die Dajaken gegen die Einschränkungen von Seiten der holl. Regierung fortwährend grollten. Wenn daher letztere durch förmliche Dekrete die Mission zu heben suchte, u. das eine Mal Ansiedlung an den Stationen und Besuch der Gottesdienste, das andere Mal (1849) unter Strafandrohung, Kinder zur Schule zu schicken, befahl, so diente dieß zwar wohl dazu, daß die Missionare Zuhörer, die Schulen Schüler bekamen; aber weil Beides nicht von Herzen ging, kam nicht viel dabei heraus. Wenn sodann umgekehrt, wie zuletzt 1858 geschah, der Resident vermerken ließ, daß ihm nicht so viel am Schulbesuch der Kinder, mehr an ihrer Arbeit in den Kohlengruben liege, so lichteten sich plötzlich die Reihen der Schüler und Zuhörer. Dessenungeachtet ging ein verborgener Segen durch die Dajakenstämme von der Mission aus, und schliff sich Vieles von den rohen Sitten ab; auch ist durch die Bekehrungen, so sparsam sie nach Verhältniß waren, ein unvertilgbarer Grund gelegt. Wurde daher auch durch die Empörung von 1859 für den Augenblick die Mission zertrümmert, so ist doch ein schöneres Aufblühen zu hoffen.

Stationen. a. Die Provinz Banjer konnte ihrer ganzen Länge nach, weil muhammedanisch, nicht bearbeitet werden; u.

die Mission seit 1835 beschränkte sich zuletzt auf die Pflege der Christen in der Hauptstadt u. sonst. Diese bestanden aus Europäern, Halbeuropäern, Militair, zusammen 80 Seelen, für welche keine Kirche in der Hauptstadt, aber seit 1842 ein großes Privathaus zu Versammlungen diente. Miss. Barnstein taufte von 1836—1856 in Banjer 132 Seelen, darunter 20 Heiden mit Kindern. Nebenposten, mit gleichfalls 80 Seelen zusammen: Martapura, die Sultansstadt, 9 St. s. ö. u. s. w.

b. Am obern Pulopetak, der bis zum Dusson schiffbar ist, unter den kleinen Dajaken: 1) Bethabara an der Ostseite, 15 St. n. v. Banjer, 1838 von dem hallischen Miss. Berger gegründet. Er kaufte Budaks u. Pandelinge (§ 176,2.) los, unter der Bedingung, daß sie sich ansiedeln, den heidnischen Gräueln entsagen, die Gottesdienste besuchen, die Kinder zur Schule schicken wollten; 1842 mehrere Taufen, worauf offene Feindschaft der Moslems und Heiden. Nach Berger's Tod 1845 rheinische Station, später auch Sitz des holl. Gezaghebbers (Richters), daher jetzt Hauptstation. Hardeland legte, durch Beiträge aus Europa unterstützt, eine große Pandelingskolonie an u. hatte nach 5 Jahren 66 Getaufte, 360 Schüler. Aus den Pandelings gingen tüchtige Gehülfen hervor, wenn auch weit nicht alle geriethen; 1859 waren es 70 Gemeindeglieder, 400 Schulkinder, 200 Pandelinge. — 2) Apui, an der Westseite gegenüber, nur 1838—40. — 3) Palingkau, 1 St. weiter oben; 1840 Miss. Becker. Anfangs wenig Zuhörer u. Schüler, bis 1842 ein Dekret half. Die Gefahr eines Einfalls der wilden Dajak Parits wurde dadurch abgewendet, daß die Missionare aus Dajaken eine tüchtige Landwehr bildeten, und so den Feind zurückschreckten. Daher große Hochachtung vor den Missionaren, die nun 15 Erwachsene taufen konnten, darunter den neuen Tomongong Ambo, der jetzt Nikodemus heißt. Dennoch wurde die Feindschaft so groß, daß die Meisten zurückfielen, nur Ambo nicht. Das Volk im Ganzen wurde sehr unfreundlich. Becker machte darauf Untersuchungsreisen ins Innere, predigte den fern wohnenden Heiden u. fand seine Bücher weithin verbreitet. In der Nähe kaufte er 1843 viele Pandelinge aus der Gewalt ihrer Schuldherren los u. sammelte sie um sich; es waren 1859 über 200, u. der Schüler 300. — 4) Bintang, 1 St. weiter hinauf, 1843—51.

c. Am unteren Mentangei, der eigentlich die Fortsetzung des Kapuas ist, gleichfalls unter den kleinen Dajaken: Pulotelo, auch Bersaba genannt, 7 St. w. von Palingkau, 1844 von van Höfen besetzt; 1851 kam Miss. Beyer mit Pandelingen und Getauften; Bau der Kirche u. Schule; in 22 Kampongs waren 1839 über 2000 Heiden, die unter der Zucht des Wortes Gottes standen, u. 50 Pandelinge, darunter

über 200 Getaufte. — 2) Tanggohang, 9 St. weiter herauf, nahe am Einfluß des Mendangei in den Kapuas; 1855 Miss. Rott unter günstigen Umständen; 1859 über 100 Schulkinder.

d. Am Flusse Kabaian, westlicher, 30 St. herauf schiffbar, unter den großen Dajaken, da Anfangs der Einfluß der holl. Regierung noch gering u. das Kopfabschlagen stark im Schwang war. Hier sind die Orte Gohong, 20 St. von der Mündung, nur 6 St. w. von Pulotelo, südlicher Buntoi u. Panda Alei. Die ersten Versuche von 1841—1845 mißlangen, weil der Tomongong von Gohong, mit welchem der Blutbund geschlossen wurde, nun gestürzt war, dagegen ein Anderer, der Singa Radscha, d. h. Löwenkönig, sich eingedrängt hatte, ein Mann, den zuerst Eifersucht, dann Rache, weil die Regierung ihm Vorwürfe wegen seines Treibens machte, endlich die bitterste Feindschaft reizte, sogar Mörder gegen die Missionare zu dingen. Ihm folgte 1846 ein schwacher, aber fügsamer Sohn. So wagte sich 1854 Miss. Hofmeister wieder dahin, u. zwar nach Penda Alei, nur 12 St. von der Mündung. Denn in der Nähe der Mündungen galt das Ansehen der Regierung, während die am oberen Kabaian immer noch Jagd auf Menschenköpfe machten und besonders auf den Kopf des weißen Missionars erpicht waren, weshalb schon vor einigen Jahren der Resident ein Kriegsschiff den Kabaian hinaufschickte u. ihren Hauptort verbrennen ließ. Hofmeister hatte bereits 110 Schüler, als die Empörung ausbrach.

e. Im Lande Sihong endlich im Norden hat, nachdem der erste Versuch 1845 mißglückt war, 1851 Miss. Denninger sich niedergelassen, obgleich der Suta sein Versprechen freundlichen Empfangs nicht hielt, sondern die Einfahrt mit Baumstämmen versperrt hatte. Er brachte 20 Pandelinge, darunter 13 Getaufte, mit. Seine Station wurde Maratowo in der Nähe Sihongs. Man legte ihm viele Hindernisse in den Weg; der Erste, der mit seiner Frau 1852 getauft wurde, Mujan, ein fleißiger Reisbauer, wurde vom fanatischen Volke sogar vergiftet; ja Denninger selbst bekam mit seiner Frau Gift, genas aber wieder. Darauf erfolgte eine Spaltung unter dem Volk: die Einen wollten dem Residenten Folge leisten und die Kinder zur Schule schicken, die Andern widersetzten sich. Besonders feindselig war der Bezirk Blawa, wo die Wittwe eines verstorbenen Suta nicht nur Giftmischereien versuchte, sondern auch die Pandelinge verführte u. Raub- u. Mordanfälle gegen den Missionar veranlaßte. Die Schule gedieh besonders durch den tüchtigen Gehülfen David Ismael. So wurde noch 1857 die letzte Station von Miss. Klammer gegründet, die östlichste u. nördlichste (60 St. von Banjer), Tameang Lajang im Distrikt Patei.

So war unter Sorge und Mühsal viel gearbeitet, als die Zerstörung kam. Die Haupturheber der Empörung waren die Hadschi's, deren Feuer in Mekka geschürt ward. Sie durchzogen rastlos die Kolonien, bekehrten die Dajaken zum Islam u. feuerten die Sultane zum heil. Kriege an. Die Verschwörung zu Gunsten des Reichsverwesers Hidayat wurde unter Hunderttausenden verzweigt, ohne daß die Regierung etwas ahnte. Es sollten am 1. Mai 1859 alle Europäer u. namentlich die Missionare ermordet u. der Herrschaft der Holländer ein Ende gemacht werden. Nur in Java erfuhr man davon; und von da kam ein Kriegsschiff, das den Ausbruch in Banjer verhinderte. Dagegen brach in Pulopetak u. Kahaian die Wuth in helle Flammen aus. Die Missionare flüchteten sich, als sie die Gefahr merkten, meist in Bethabara und in Tanggohan zusammen. Der erste Christ, der fiel, war Andreas, ein getaufter Eingeborner, der auf der Reise am Dusson mit den Worten: „Ich bin ein Christ und werde ein Christ bleiben," unter den Dolchstichen der Mörder niedersank. In der Nähe Banjers wurde ein früherer Missionar mit andern Europäern vor den Augen seiner Frau ermordet, u. diese mit 7 Kindern gefangen fortgeschleppt. Nun erwachte die Regierung u. sandte ein Dampfboot nach Bethabara, das die dortigen Geschwister wohl aufnahm, aber sich weigerte, auch nach Tanggohan zu fahren. Nachher gesandte Hülfe kam zu spät. Rott mit seiner Tochter, Wigand nebst Frau u. Töchterlein, Kind mit seiner kaum ihm angetrauten Gattin lagen in ihrem Blute; und nur Rott's Frau war gerettet. Auch Miss. Hofmeister u. seine Frau am Kahaian fielen; die Kinder wurden später gerettet. Miss. Klammer dagegen, der entfernteste Missionar, konnte sich noch durch Flucht retten. Sämmtliche Stationen sind zerstört worden, u. betrübend war auch das verrätherische Benehmen vieler losgekauften Pandelinge, wiewohl von Getauften u. Ungetauften auch rührende Beweise von Treue vorkamen.

Unterdessen sind die Feinde besiegt worden; das Reich Banjermassing wurde der niederl. Krone verfallen erklärt, 1860; aber der Krieg ist noch nicht völlig zu Ende. In Banjermassing dauert die Mission unter den geflüchteten Gemeindegliedern fort; bisher aber erlaubte die Regierung den Sendboten nicht, ihre verlassenen Stationen, wo sie, bes. in Pulopetak, dringend zurückverlangt werden, wieder zu besuchen, und die Wiederaufnahme dieser Arbeiten steht noch in weitem Feld.

---

7. Die Insel Celebes.

a. Die Insel.

§ 179. Oestlich von Borneo liegt die vierte große Sunda-Insel, Celebes (eigentlich Nigri-Orang-Bugis, d. h. Land der Bugi-Leute), die durch drei große Einschnitte, die Tomini-, Tolu- u. Boni-Bucht, wodurch 4 große Halbinseln entstehen, einem doppelten Hufeisen gleicht. An der Westseite ist sie von der Luyken-Spitze an bis zum Kap Rivers 210 St. lang; u. die Nordküste an der nordöstlichen Halbinsel hat eine Länge von 140 St. Außer der letzteren ist nur noch die südliche Halbinsel wichtig, da die beiden östlichen Halbinseln (Tambuko u. Balante) fast ganz unbekannt sind. Die ganze Insel ist von verschiedenen, bis auf 8000′ Höhe ansteigenden Bergketten durchzogen, u. hat im Norden auch Vulkane. Die Flüsse sind nirgends bedeutend, aber zahlreich und oft reißend, meist unschiffbar. Das Klima ist sehr gesund, u. die große Hitze wird durch Land- und Seewinde gemildert. Der Boden ist höher u. minder morastig als auf den andern Sunda-Inseln, u. tropische Früchte gedeihen ausgezeichnet. Die Einwohner werden zu 3—5 Millionen geschätzt, und bestehen außer den Orang Laut, d. h. Wasserbewohnern, die zum Theil auf dem Wasser in ihren Fahrzeugen wohnen u. vom Fischfang leben, aus den Bugis (Buginesen) u.

Makassaren, jene zunächst im Reiche Boni, diese im Reiche Makassar zu Haus, welche in den Küstenländern vermischt wohnen. Beide reden verschiedene Dialekte einer Sprache, die der javanischen sehr ähnlich ist, von der sie auch die Buchstabenschrift haben, u. besitzen mancherlei Schriftstücke. Beide bekennen sich auch jetzt zum Islam. Die Bewohner der Binnenlande sind meist Heiden, u. haben mit den Dajaken auf Borneo in Allem, auch in der Sprache, viel Aehnlichkeit. Aber die Holländer nennen sie hier Alfuren. In tiefen Wäldern mögen auch Papua's zu finden seyn.

1) Die Bugis sind den sonstigen Malaien, zu deren Geschlecht sie auch gehören, an Geisteskräften u. Kenntnissen weit überlegen; u. die Makassaren gelten gleichfalls für klug u. verständig, aber auch listig u. rachgierig. Vorzüglich thätig zeigen sich die Bugis im Handel, den sie auf allen dortigen Gewässern theils für eigene Rechnung, theils als Frachtschiffer betreiben, haben aber an den Chinesen u. an den Europäern oder deren Nachkommen bedeutende Concurrenten. Sie gelten für ehrlich, aber auch für sehr gefährliche Seeräuber. Erst seit 1512 ist der Islam eingeführt; u. nun bestehen viele Sultanate, welchen eine Menge Radscha's als Lehensträger untergeben sind. Wenn sie auch fanatisch sind, u. keine christl. Missionen zulassen, so ist in ihren Sitten doch Vieles vom Alten geblieben, wie die Sitte, daß beim Tode eines Radscha ein Mädchen geopfert wird. Vielweiberei konnte der Islam nicht einführen; denn der Bugi hält seine Frau hoch, die sogar als Fürstin eine Provinz erben u. regieren kann, ohne daß ihr Gatte sich darein zu mischen hat. Die Frauen sind so geachtet, daß sie meist an den Geschäften der Männer Antheil nehmen, u. stets den Vortritt haben, wie sie auch nicht selten gebildeter sind als die Männer.

2) Die Alfuren sind stark gebaut, von hellbrauner Farbe, u. tragen als einzige Kleidung, wie die Dajaken, eine kleine Schürze von Baumbast oder Kattun um die Lenden. Auch die Wohnungen gleichen denen der Dajaken. Wie bei diesen ist auch auf Celebes das Kopfabschlagen gebräuchlich, u. kann Keiner heirathen, ohne den Schädel eines Feindes gewonnen zu haben. Die Köpfe werden geräuchert u. als Trophäen aufgehängt. Indessen sind die Alfuren des Hochlandes auf Menado ein sehr gutmüthiger Menschenschlag. Sie nehmen, wie die Bugis, nur ein Weib. Ihre Religion ist derselbe abgeschmackte Aberglaube, wie er auf Borneo herrscht, u. dreht sich bis in die kleinsten Einzelnheiten um die Furcht oder Verwahrung vor

bösen Geistern. Auch haben sie Priesterinnen, ähnlich den Bli-angs auf Borneo.

Bedeutung hatte die Geschichte auf Celebes nur im Süden. Hier waren die Bewohner einst hinduische Heiden, ohne mit der brahmanischen Bildung sehr bekannt gewesen zu seyn. Da kamen fast gleichzeitig 1512 Moslems aus Sumatra u. Portugiesen mit Jesuiten zum König von Makassar. Der König war entschlossen, eine der beiden Religionen anzunehmen, forderte aber von den Moslems 2 ihrer gelehrtesten Mullahs, u. von den Jesuiten 2 ihrer geschicktesten Väter, um beide kennen zu lernen u. dann zu wählen. Die Moslems waren in 8 Monaten wieder da; u. als die Jesuiten 2 Jahre später kamen, hatte sich der König bereits für den Islam entschieden. Nun gab es große Bewegungen auf der Insel. Das Reich der Bugis in Boni wurde erobert u. der Islam ihm aufgedrungen. Es bedurfte aber ein ganzes Jahrhundert, bis der Islam die kräftigen Bugistämme, die zäh an den ererbten Sitten hingen, durchdrungen hatte. Unter ihren Eroberungen kamen die Makassaren 1655 auch mit den Holländern auf der Insel Buton im Südosten in feindliche Berührung; u. nun gab es einen furchtbaren Kampf zwischen beiden Mächten, der mit der Eroberung der wichtigsten Plätze der Halbinsel schloß, 1677. Damals waren die Makassaren das herrschende Volk gewesen; nun ihre Uebermacht gebrochen war, kam Boni empor. Die Anmaßungen des Fürsten stiegen endlich so hoch, daß er s. 1821 Aufstände gegen die Holländer anstiftete. Nach gewaltigen Kämpfen wurde 1838 Boni zur Unterwerfung gebracht u. eine dauernde Ruhe hergestellt. Jetzt hat Holland die Oberherrschaft über die meisten Sultane, die theils ihm zinsbar sind, theils einen holl. Residenten zur Seite haben, der ihre Hände bindet. In der Stadt Makassar ist das holl. Gouvernement, mit einem Gebiet von 150,000 E. Die Stadt, früher Vlaardingen genannt, ist von 2 Forts geschützt. Goach, die Residenz des Sultans, liegt in

der Nähe. — Sonst besitzen die Holländer auch die Ostspitze Menahasse von der nordöstlichen Halbinsel, eine Landschaft mit 100,000 E., deren Oberbeamter der Resident von Menado seit 1824 unter dem Gouverneur von Amboina steht. Der Besitz von Celebes ist den Holländern nicht sowohl des Handels wegen wichtig, da der Aufwand darauf die Einnahmen übersteigt, als darum, weil es der Schlüssel zu den Molukken ist, u. sie großentheils mit Reis und andern Lebensmitteln versorgt.

---

§ 180. Reden wir von den Missionen auf Celebes, so ist im Süden bis jetzt so gut als nichts geschehen, während sie im Norden die herrlichsten Resultate haben.

1) Makassar an der Westseite der südlichen Halbinsel, 14 St. von der Luykenspitze herauf, mit 24,000 E., darunter 5000 Chinesen, sonst Bugi's, Makassaren u. Europäer, darum in 4 Quartiere getheilt, mit einer guten u. sicheren Rhede u. durch mehrere zu der Stadt gehörige Inselchen, welche eine zahlreiche und betriebsame Bevölkerung haben, gedeckt, hat neben den Moscheen auch eine holl. Kirche mit einem Prediger. Der Freihaven zog 1848 eine christl. Handelsgesellschaft an, die aber nicht viel ausrichtete. Für die Mission geschah nichts wegen der Aengstlichkeit der holl. Politik, obgleich der Engländer Lay, der 1837 malaiische Bibeln verbreitete, sehr gut aufgenommen wurde. Doch hat Dr. Mathes 1848 bis 1859 die Bibel in's Makassar'sche übersetzt. Die neueste Goßner'sche Mission ist vorerst eingestellt worden.

Goßners-Brüder (Schmidt u. Lenz) kamen 1854; aber ein Jahr lang war ihnen nicht erlaubt, Schulen einzurichten. Doch durften sie mit 5 Kindern anfangen, u. 1855 gab endlich der Statthalter volle Lehrfreiheit. Sie verfertigten Schulbücher für Chinesen u. Malaien; u. als neue Brüder (Jackstein, Jäsrick, Pape) 1857 ankamen, fingen sie auch unter den Chinesen zu arbeiten an. Aber in Folge von neuen Verwicklungen brach ein Krieg mit Boni aus, und nun will

die Regierung keine Mission dulden, bis die Verhältnisse in Ordnung wären. — Rotterdamer Missionare (seit 1848) in Bonthain an der Südküste, 15 St. ö. von der Luyken-Spitze, u. in Bulekomba (westl.) arbeiten bes. an Halbeuropäern. Der erste makassar'sche Traktat Miss. Donselaar's wurde 1859 von der Regierung mit Beschlag belegt, und als der erste Schritt zur Evangelisirung der Heiden verdammt. Die äußerste Behutsamkeit wird von christl. (nicht von muhamm.) Sendboten verlangt!

2) Wichtiger für die Mission ist Menehasse (Minahassa), die Nordostspitze der nördlichen Halbinsel, bis zum Lande Balang Mogondo, etwa 25 St. l. u. 10—15 St. breit, schon längst ein holl. Besitzthum. Die Hauptstadt ist Menado, an einer großen u. schönen Bai, durch das Fort Amsterdam geschützt. Die Gegend ist reich an Reis, und hat in den Hochlanden Kakao, in den Niederlanden Kaffee in Menge. Die ganze Landschaft ist in 27 Distrikte vertheilt, welche unter christlichen Beamten, aber auch unmittelbar unter einheimischen Radscha's stehen. Die Bevölkerung besteht aus Alfuren sanfterer Art, ursprünglich in mancherlei Aberglauben u. Dämonendienst mit allem Unsittlichen, das diesem anhängt, versunken, doch nicht gerade Kopfabschneider, auch trotz der Bemühungen der Ternate-Sultane s. 1465 nie zum Islam bekehrt. Dagegen zogen diese Stämme schon um 1700 die Aufmerksamkeit der Christen in Holland auf sich; und es wurde ihnen ein christlicher Lehrer zugesandt, welcher Schaaren der Eingebornen taufte u. Schulen unter ihnen aufrichtete. Aber man taufte ohne Prüfung, oft Hunderte an Einem Tag, und das hoffnungsreiche Feld wurde sparsam mit christlichen Bildungsmitteln versehen; unter den Kriegskämpfen in Europa vergaß man die dortigen Kirchen gänzlich. Als nun 1817 Miss. Kam auf seinen Reisen auch dahin kam, drückten die Häuptlinge der Alfuren, so wie die Nachkömmlinge der früheren Christen großes Verlangen nach christlichen Lehrern aus; u. 2 Jahre später taufte der Prediger Lenting in Amurang 200 Personen, u. traf an einem

andern Orte troß des Mangels eines eingeb. Lehrers 500 Bekenner Christi; auch erboten sich die Leute, die zahlreich herbeikamen, auf ihre Kosten Kirche u. Schule zu erbauen, wenn er ihnen nur einen Lehrer verschaffte, da sie seit 29 Jahren alles Unterrichts entbehrten. Jetzt nahm sich die holl. Ges. der Christen und heidnischen Alfuren an u. schickte von 1820 an Missionare (Müller von Basel u. s. w.). Unter Andern, die zum Theil auch bald starben, kam 1826 Hellendoorn, der Arbeit genug fand, indem Alte u. Junge in großer Anzahl sich einstellten, Jünglinge und Jungfrauen noch besonderen Unterricht begehrten, die Schulen Nachhülfe forderten u. nicht wenige Heiden die Taufe wünschten. Das Werk wuchs, u. 1831 kamen Riedel u. Schwarz, unter Jänicke in Berlin erzogen, die besonders gesegnet waren, aber noch manche Andere in der Folge an die Seite bekamen. Viele ältere Getaufte waren Feinde des Evangeliums u. legten dem Missionar mehr Schwierigkeiten in den Weg als die Heiden. Riedel aber führte regelmäßigen Unterricht ein, u. taufte nur die, welche ihn treulich benützten. Dennoch mehrte sich die Zahl der alten und neuen Christen auf 5000, die der Gemeinden auf 16. Um die Schwierigkeiten der Alfurensprache, die in viele Mundarten zerfiel, zu beseitigen, war man darauf bedacht, eine gemeinsame, nämlich die malaiische Sprache, durch die Schulen einzuführen; und der Versuch gelang über Erwarten. Wenn es auch nicht an Widerspruch und Feindseligkeiten fehlte, ging es doch überall vorwärts. In Tondano u. Umgegend geschah es, daß ein Dorf nach dem andern seinen Häuptling mit der Bitte um Schule u. Lehrer zu Riedel sandte. Dieser willfahrte ihrem Verlangen nach Kräften; u. der HErr bekehrte die Herzen der Eltern zu ihren Kindern, u. ließ das von den Kleinen in der Schule gelernte Glaubensbekenntniß in malaiischer Sprache ein kräftiges Mittel werden, um manchen Heiden zum Nachdenken über sich selbst u. zum Verlangen nach der Taufe anzuregen.

Leute, die seit Jahren in wilder Unzucht gelebt, entschlossen sich freiwillig, in eine geordnete christliche Ehe zu treten. Ein alter Priester, der seit 30 Jahren durch seine Betrügereien viele Dörfer irregeführt, bat mit Thränen, ihm doch nicht länger die Wohlthat der Taufe zu verweigern, damit seine Seele Ruhe finde. „Aberglaube und Götzendienst,“ schrieb Riedel, „sind in ihren Grundfesten erschüttert, u. der Tag des Evangeliums bricht an.“ Hellendoorn starb 1839; aber mit jedem Jahr nahmen die Schulen, die Taufen, die Gemeinden, die Kirchen zu. Um Kema herum allein, zu welchem damals 23 Dörfer gehörten, wurden, meist erst von 1832—1838, in jedem Dorfe Schulen errichtet, zusammen mit 1441 Kindern. In ähnlicher Weise ging es durch die ganze Landschaft fort; u. kaum konnte man mit den Schullehrern, die selbsterzogen oder in Amboina gebildet waren, dem Bedürfnisse nachkommen. Die segensreiche Vereinigung von Kirche u. Schule findet sich unter allen holl. Besitzungen nur hier u. in Amboina, ist aber durch den Residenten von Menado 1844 eine Zeitlang aufgehoben worden, bis die Christen Hollands sich der Sache ernstlich annahmen. Schwierig war auch die Sonntagsheiligung, da die Beamten den hartgeplagten Bauern auch den 7ten Tag kaum frei lassen wollten. Viele Alfuren waren blutig geschlagen worden, wenn sie zur Kirche gingen, statt Kaffee zu ärnten. Auch wurden christliche Hochzeiten durch Formalitäten u. Sporteln erschwert, von welchen die Heiden frei waren. (Erst 1860 wurde dieser Beschwerde abgeholfen.) Bei van Rhyn's Besuch 1847 wurde ferner das Alfurische zur Kirchensprache erhoben, u. der erste Alfure Adr. Angku zum Prediger geweiht, worauf Graafland's Seminar Lehrer heranbildete (seit 1850). Nun mehrten sich die Taufen schnell; um 1848 gab es schon Christen in jedem Dorf. Zwischen hinein kamen schwere Heimsuchungen, wie 1854, da ein epidemischer Typhus Tausende wegraffte, darunter auch etliche Missionare; doch schien damit erst eine rechte Gnadenzeit

für die Alfuren angebrochen zu seyn. Besonders gesegnet war das Jahr 1857. „Wir stehen hier," schreibt Ulfers, „mitten in der Aernte. Es sind nicht mehr die Erstlinge, die wir dem HErrn auf den Altar legen; es sind die reichen Garben des Frohlockens aus den reichen, vollen Aernten, welche wir durch Gottes freie Gnade berufen sind, einzusammeln in die Scheunen des ewigen Lebens." Mitten in dieser schönen Arbeit wurde 1859 Miss. Schwarz, der im Ganzen 15,000 Alfuren getauft hatte, abgerufen, nachdem Riedel, vom Alter geschwächt, schon seit 3 Jahren nicht mehr gearbeitet hatte († 1860). Dörferweise fallen die Alfuren dem Evangelium zu. Schon erstehen aus den Getauften Prediger, welche das Wort Christi vor ihre heidnischen Brüder tragen; u. zahlreiche Beweise liegen vor, daß die Alfuren sich nicht nur äußerlich zu Christo wenden, sondern daß sie von dem HErrn selbst mit dem heil. Geist getauft u. in die ganze Wahrheit von Ihm eingeführt sind. So legen sie Gemeindekassen an u. verpflegen die Kranken u. Schwachen. Zur Mission steuerten sie 1860 über 1150 fl. bei. Der gelehrte de Briese, der neulich das niederländische Indien für Kulturzwecke zu untersuchen hatte, sonst kein Freund der Mission, ist doch voll des Lobes dieser gesegneten Arbeit. Er rechnet 60,000 Christen unter 100,000 Alfuren. Die ganze Landschaft wird bald eine christliche genannt werden können und dann wohl auch das Wort ihren Brüdern im Westen der Halbinsel bringen.

Die wichtigsten Stationen u. Gemeinden in der Landschaft, welche nach N. gestreckt ist, also westlich die Celebessee, östlich die Molukkenstraße hat, sind folgende: die Hauptstadt Menado, am Flusse Wenanae, liegt westlich in der Bai, 9 St. vom Nordkap. An der Küste weiter herab liegt die Station Tanawangko, wo Bossert s. 1848, jetzt Graafland mit seinem Seminar. In der Amurangbai liegt zuerst Tomponatas; dann die Station Amurang, wo Herrmann seit 1836 wirkte, später Miss. Tendeloo, für Handel und Schifffahrt günstiger gelegen als Menado; die 6000 Christen gemischter Art. Ausgezeichnet ist dagegen die Gemeinde Wuwuk, aus welchen der eifrige Pangkei hervorging, welcher den

Heiden des Landes Mogondo das Evangelium bringen will, ehe sie dem Islam zur Beute werden. Von hier an über Towasan seitwärts kommt man nach der fernsten Station Kumalumbuai im Innern (Ulfers s. 1849: in 1859 mit 1700 Getauften in 12 Gemeinden), 18 St. von Menado. Von da wieder n. ö. sind es bis Belang an der Molukkenstraße 9 St. In der Richtung wieder von Belang nach Menado, welches 16 St. entfernt ist, sind Tompaso u. die Station Tomohon, noch 7 St. von Menado (wo s. 1843 Miss. Wilken mit 15,000 Christen). Unter der hochgelegenen Station Langowang, 4 St. von Belang, liegt ein schöner See. Auf der Bergfläche um denselben viele Gemeinden; am Ausfluß des Wenange aus dem See liegt die zweite Hauptstadt Tondano, Station Rooker's, 8 St. von Menado, mit sehr gesegneten Gemeinden, u. seitwärts Tataaran. Von Tondano n. ö. bis Kema an der Molukkenstraße (wo Miss. Hartig s. 1848) sind es 6 St. Dort liegen an der Küste Rerer, Lalumpei u. s. w. Endlich nennen wir noch Miss. Linemann's Bezirk, Likupang, 4 St. s. ö. von dem Nordkap am Meer, wo sich die übrigen 10,000 Heiden 1857 alle für Christum erklärten. Allein 1860 haben die 7 Missionare zus. 2142 Erwachsene getauft.

---

8. Die Molukken.

a) Einleitung.

§ 181. Zwischen Celebes u. Neu-Guinea liegen die Molukken in einem Meeresraum, der 300 St. l. ist, u. erstrecken sich von S. nach N. durch 7 Breitegrade, also 210 St. weit. Sie theilen sich in 2 Hauptgruppen, von welchen die südlichere die Amboinen, die nördlichere die eigentlichen Molukken oder die Ternate-Inseln sind. Sonst begreift man unter dem Namen Molukken auch die Banda-Inseln, weil diese mit in das Regierungssystem der Holländer gehören. Amboina ist vorzugsweise die Gewürznelken-Insel, Banda die Heimath des Muskatnußbaumes.

Die Ersten, welche diese Insel besuchten, waren die Portugiesen, welche 1511 zu einer Zeit, da der Sultan von Ternate fast über sämmtliche molukkische Inseln

unumschränkt herrschte, im Namen des Königs von Portugal Besitz von ihnen nahmen, aber erst 1564 auch Amboina besetzten. Hier wurden sie von den Insulanern treuherzig aufgenommen, vergalten aber die Gastfreundschaft auf die schändlichste Weise. Sie hatten ihren Hauptsitz in Ternate. Die unglücklichen Einwohner von Amboina trugen das grausame Joch 60 Jahre lang, nahmen aber dann mit größter Bereitwilligkeit das Anerbieten der Holländer an, ihre Feinde von diesen Inseln zu vertreiben. So wurden Holländer 1617 die Herren von Amboina, und allmählig auch der andern Molukken, freilich ohne es den Einwohnern zu erleichtern. Sie fanden es bald vortheilhafter, die Gewürzbäume auf den eigentlichen Molukken auszurotten u. ganz auf die Amboinen u. Banda-Inseln zu verpflanzen, und schlossen 1638 mit dem Sultan von Ternate u. den Radscha's anderer Inseln einen Vertrag zur Ausrottung ihrer Gewürzbäume, indem sie ein Jahresgeld als Entschädigung verwilligten. Die Vertilgung zu überwachen, u. den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, weil die Regierung den Alleinhandel haben wollte, wurden verschiedene Festungen angelegt, ohne daß der Zweck ganz erreicht wurde. Das ganze Vornehmen diente nur dazu, die Geschichte jener Inseln zu einer Blutgeschichte zu machen. Ganze Inseln wurden entvölkert. Wurden schon 1622 alle Engländer in Amboina, welches ihnen gemeinschaftlich mit den Holländern gehörte, niedergemetzelt u. sonst viele Grausamkeiten begangen, so überstiegen von 1650 an die Gräuel alle Grenzen, da über dem verschärften Gebot, die Gewürzbäume, den Hauptnahrungszweig der Einwohner, niederzubrennen, alle Inseln unter Waffen traten, u. nun die furchtbarsten Strafen folgten, bis jede Empörung niedergeworfen war. Von da an waren ruhigere Zeiten, bis 1796 u. wieder 1810 die Engländer die Inseln wegnahmen. Aber seit 1817 sind wieder die Holländer die alleinigen Besitzer, doch so, daß überall die Inseln ihre unmittelbare

Radscha's haben, welche nur unter der holl. Herrschaft stehen. Der Gouverneur residirt in Amboina. Mit dem Gewürzmonopol hält es die Regierung so, daß zu Amboina für den Gewürzbau die Häuptlinge die Vermittler sind zwischen den Beamten u. Eingebornen, auf den Banda-Inseln der Bau den Sträflingen oder Kolonisten unter der Verwaltung von Beamten übertragen ist, während auf Ternate keine Gewürze erzeugt werden dürfen. Indessen sind die Holländer freisinniger geworden gegen Fremde und Eingeborne. Früher wurden 700,000 Pf. Muskatnüsse ausgeführt, was sehr abgenommen hat, weil auch in andern Ländern jetzt der Gewürzbau eingeführt ist.

Die ursprünglichen Einwohner der Inseln sind Alfuren, deren altes Heidenthum nur erst 80 Jahre, ehe die Portugiesen kamen, auf den meisten Inseln vom Islam verdrängt wurde. Doch blieben viele Heiden übrig, an welchen die römischen Priester (auch F. Xavier 1546), um so leichtere Arbeit hatten, weil das Heidenthum durch den Islam in Verachtung gekommen war. Auch Moslems fügten sich der neuen Weise. Als aber die Holländer Herren waren, wurde der protest. Glaube von der Regierung den Einwohnern fast ebenso gewaltsam aufgedrungen; und weil man durch Gaben von Reis Viele in die Schulen lockte, wurden die Bekehrten nachher gewöhnlich Reischristen genannt. Es war natürlich, daß sich solche Christen mehr nur äußerlich von den Moslems u. Heiden unterschieden, u. heidnischer Aberglaube und heidnische Bräuche vielfach herrschend blieben. Indessen waren im Anfang u. sonst doch auch ernstere Prediger u. Christen dagewesen; u. weil Kirchen, Schulen u. mal. Bibeln u. Katechismen bestanden, u. es außer zu Anfang dieses Jahrhunders nie ganz an angestellten Predigern fehlte, erhielt sich doch das Christenthum, wenn auch verdorben u. todt; u. die Mission, als sie kam, fand an ihm immerhin einen Faden, an dem sie anknüpfen, u. durch welchen sie auch den

Heiden nahe kommen konnte, wie wir dieß auf andern Inseln gesehen haben. Die herrschende Sprache ist die malaiische. Bedeutend ist freilich bis jetzt auf den vielen Inseln die Mission noch nicht geworden. Sie konnte nur wenige Stationen förmlich besetzen; die Missionare waren auf stetes Herumreisen gewiesen, was aber doch gute Früchte trug, weil dadurch wenigstens die Schulen in einige Ordnung kamen, die Sakramente verwaltet u. Gottesdienste erneuert, u. je u. je auch Heiden hinzugethan wurden. Von 1855 an war Amboina fast die einzige regelmäßige Station.

---

b. Die Amboinen.

§ 182. Indem wir eine Uebersicht geben, reden wir zuerst von den Amboinen. Diese bestehen aus 3 größeren Inseln (Buru, Ceram, Amboina), u. aus 8 umliegenden kleineren, während die Gruppe der Ceramlaut s. ö. von Ceram liegt. Der ganze holl. Bezirk Amboina ist von 130,000 Menschen bewohnt. Christliche Gemeinden gab es 1818 auf Amboina 28, auf den andern Inseln 60.

1) Buru, 40 St. l. u. 20 St. br., die Heimath des Kadscheputbaums, dessen Oel Hauptausfuhrartikel ist, hat mehrere Radscha's unter einem Sultan, der den Holländern unterworfen ist. Die Radscha's sind Moslems, das Volk noch Heiden; doch sind auch Christen da. Hier herrscht die schon von Marco Polo wahrgenommene sonderbare Sitte, daß nach der Niederkunft der Frau ihr Mann die Rolle einer Wöchnerin spielt, sich legt u. von der Frau mit Leckereien stärken läßt. Hier werden auch die Krokodile göttlich verehrt. Aber die Kopfabschneiderei ist durch die Moslems verdrängt. 1818 Miss. Finn von Amboina besuchsweise; 1822—1825 Miss. Bormeister, in Basel gebildet, unter großen Schwierigkeiten; 1827 Kam; von 1838—1844 war kein Missionar da, aber Kaiser's u. Jellesma's Besuche waren gesegnet. Später Miss. Roya bes. in Schulen eifrig; u. Miss. Tobi hatte 1860 für die Jugend die besten Hoffnungen.

2) Amblau, kleine Insel mit wenigen Christen; die Heiden erklärten dem Miss. Vormeister, beim Glauben ihrer Väter bleiben zu wollen, u. brachten ihn durch Spott u. Gelächter zum Schweigen. Später besser.

3) Zwischen Buru u. Ceram liegen a. Manipa, mit wenigen Christen unter Moslems u. Heiden, oft besucht, schon von Vormeister, 1824. — b. Kelang, Gemeinde u. Schule. — c. Bonoa, mit Christen, so verwildert, daß sie wie die Heiden Kopfabschneider waren; doch hatte Vormeister in der Schule 80 Kinder.

4) Ceram, eine große u. schöne Insel, 90 St. l. u. 15 St. br., mit einem bis an 8000′ h. Waldgebirge, besonders an der steilen Nordseite. Der Sumpfboden der Niederungen ist die eigentliche Heimath der Sagopalme, die hier wild wächst u. mit den fischreichen Bächen den trägen Einwohnern Ueberfluß an Nahrung giebt. Die Bewohner der Seeküste sind meist Malaien, unter ziemlich freien Radscha's, da die Holländer nur im Westen Faktoreien haben. Im Innern sind Alfuren der wildesten Art, die, wie die Dajaken, ihre Wohnungen mit Menschenschädeln zieren. Unter ihnen werden böse Geister verehrt; u. schauerlich ist die Gewohnheit, sich feierlich unter furchtbaren Bannflüchen dem Fürsten der Finsterniß zu ewigem Dienste zu weihen. Uebrigens giebt es im westlichen Theile der Insel auch christliche Negereien. Sie beginnen an der Nordküste, 50 St. von Westen her mit Wahai, einem holl. Fort, seit 1844 Station, mit mehreren Gemeinden in der Nähe. Auf der südwestlichen Landzunge die Faktorei Luhu mit christlichen Negereien, dergleichen auch jenseits der Bucht liegen, darunter Kaibobo, wo sich trotz des anfänglichen Widerstrebens der Heiden 1822 Miss. Akersloot niederließ, dem Miss. Bonk folgte († 1838). Weitere 4 Gemeinden liegen im Westen, darunter Kamarian, wohin Miss. van Ekris 1858 zog. Ferner Elpaputi, wohin 1822 Miss. Starink zog, der auch unter den Alfuren großen Eindruck machte. Als aber ein Alfure bekehrt wurde, mußte er sich mit großen Summen loskaufen u. lief stets Gefahr, daß die Heiden ihm den Kopf abschnitten. Hinderlich war bes. die Verkommenheit u. Trägheit der Christen, die zum Theil einem Alfurenfürsten jährl. Tribut in Menschenköpfen entrichten mußten. Als ein Schullehrer diesen Tribut verbot, brach ein für die Regierung sehr beschwerlicher Krieg aus. Zwar verbrannten auch mehrere Häuptlinge u. Räthe ihre Götzen. Dennoch schwebte Starink stets in Gefahr, u. zog bald nach Java. Ebenso später Jellesma. Die zerstreuten Christen, 5700 an der Zahl, unter denen es noch Kopfabschneider giebt, werden doch von Zeit zu Zeit besucht; eigentliche Kirchenglieder zählte v. Ekris in 1860 nur 260, davon die meisten in Kaibobo.

5) Amboina, zwar nicht die größte, aber die wichtigste Insel, war stets der Centralpunkt aller Missionen in jenen Gewässern (schon 1671 der berühmte Prediger F. Caron, dessen malai. Traktate viel Segen stifteten). Die Insel, 16 St. l., ist durch eine lange Bucht in 2 durch eine ganz schmale Erdenge verbundene Stücke getheilt, von welchen das östliche Hitu, das westliche Leitimor heißt. In letzterem steigen die Berge auf 1500′, in jenem auf 5000′ an. Die Insel hat auffallend viel Regen. Das Klima war früher sehr gesund; doch herrschen seit 1837 (in Folge der Erdbeben?) bösartige Fieber, seit 1857 die Blattern. Hier u. auf den 3 Uliassers (s. 6.) werden allein die Gewürznelken gepflanzt. Der E. (Amboinesen genannt, wenn christl. Eingeborne, Inländer, wenn Moslems oder Heiden, Burgers, wenn Halbweiße) sind es im Ganzen 45,000, darunter 22,000 Christen, meist aus früherer Zeit, in 28 Dörfern. Jedes Dorf hatte seine Kirche u. Schule, doch nur einen Schullehrer, der zugleich als Prediger diente, während der Prädikant der Hauptstadt jährlich herumzog, u. Taufen, Abendmahl u. Trauungen besorgte. Aber die Lehrer waren meist unwissend, die Insulaner träge, daher viel heidnisches Unwesen fortdauerte u. besonders Trunksucht überhand nahm. Die Eingebornen alle stehen unter ihren Radscha's, welche die Abgaben einsammeln u. den Feldbau, der hier für die Regierung besonders wichtig ist, überwachen. Die Hauptstadt Ambon, an der inneren Küste Leitimors gelegen, u. vom Fort Viktoria eingeschlossen, hat 10,000 E. u. 3 Quartiere für Malaien, Europäer u. Chinesen. In der Zeit, da Amboina in den Händen der Engländer war (1810—1815), kam, vom engl. Residenten berufen, der Baptist Jabez Carey, Sohn des berühmten W. Carey, (§ 104, 1.), eigentlich ein Rechtsgelehrter, u. wirkte durch Versammlungen u. Antheil am Schulunterricht bis 1817, da er, von der neuen holl. Reg. beengt, nach Bengalen zurückkehrte. Miss. Kam (§ 173.) aus Herzogenbusch, durch die Brüdergemeinde angeregt, aber von seiner Familie zurückgehalten, bis er im Tod seiner Frau u. seines Kindes den Ruf zum Missionar erkannte, kam 1814, und wirkte mit großer Rührigkeit u. viel Segen, auch durch Rundreisen nach Ceram u. den andern Inseln, bis er, von 14,000 Christen betrauert, 1833 starb. Noch wird sein Name, als des Molukkenapostels, überall mit Achtung genannt. Er hatte auch für Bildung von Lehrern gesorgt; denn vor allem lag ihm daran, daß alle Getauften selbst Gottes Wort lesen möchten. Auch um den Kirchengesang hat er sich sehr verdient gemacht. Auf sein Betreiben wurde die Mission wieder verstärkt, und von 1818 an kamen immer neue Missionare, die theils auf Amboina umherreisten, theils sonst auf den Inseln wirkten. Gerike, gest. 1834, that viel für's Innere der Ge-

meinden, so auch Roskott, der seit 1835 das Seminar für Bildung von Schullehrern leitete u. sich die höchste Anerkennung der Regierung erwarb, Bär von Makisser († 1851), der ehrwürdige Luyke von Lette (§ 175, 1. a.) 2c. Es stehen hier 2 Prediger u. 4 Missionare, welche je und je überall hin auf den Inseln Rundreisen machen. Da aber die Hälfte der Inselbewohner Christen sind, ist freilich die Zahl der Arbeiter zu klein. Die Gemeinden haben viele christl. Erkenntniß, aber wenig Leben; doch zeichnen sie sich günstig vor den übrigen Bewohnern aus. Wenn nur die Regierung ihren Beamten die kleinliche Bevormundung aller christl. Thätigkeit niederlegte, welche den Missionaren noch 1861 den Wunsch nach einer Verpflanzung auf andere Posten nahe legte!

6) Die 3 Uliassers: Haruko mit Saparua u. Nussalaut, welche zusammen 17,000 E. mit 22 Schulen u. Gemeinden haben, wurden stets als Filiale von Amboina angesehen, u. zuerst von Kam bedacht. Doch hatten sie je und je besondere Arbeiter, wie Ruden, Luyke, Bossert u. s. w. Jetzt steht Verhoff in Saparua, wo allein 3058 eingeborne u. 1200 halbeuropäische Communikanten sich finden.

7) Ceramlaut, im S. O. von Ceram, mit vielen kleinen Eilanden, scheint kaum Christen zu haben.

---

c. Die eigentlichen Molukken.

§ 183. Die eigentlichen Molukken oder Ternate-Inseln liegen nördlich von den Amboinen. Sie beginnen mit den Obi-Inseln und schließen mit Mortai, deren Nordkap von Obi 130 St. entfernt ist. Von Celebes nach Obi herüber leiten die Xulla-Inseln. Von Obi weiter nördlich liegt Batschan, bereits an der Südwestseite der großen Insel Dschilolo gelegen, welche über 90 St. weit in ähnlicher Weise wie Celebes, u. ganz wie sie durch Buchten in Halbinseln verzackt, sich nach N. hinzieht, zuletzt noch an Mortai herauf. An der Westseite von Dschilolo liegen die wichtigsten, obgleich nur kleinen Inseln. Nach Batschan kommt Tavallei, ferner Matschan, Motir, Tidor u. endlich Ternate selbst. Ueberall haben muham. Malaien die Küsten inne, Alfuren oder Papua's das Innere. In Ternate, einer Insel von 170,000 E. auf 130 □M., welche

vulkanische Natur hat, auch 1840 durch ein Erdbeben arg verwüstet wurde, herrscht ein mächtiger Sultan, dem die andern zahlreichen Sultane u. Radscha's einst alle zinsten, u. der früher in Dschilolo seine Residenz hatte. Auch jetzt noch, da er zu einem holl. Vasallen herabgesunken ist, hat er eine große Macht, obgleich manche der kleinen Sultane, wie auf Tidor u. Batschan, jetzt mehr von Holland, als von ihm abhängen. Er sucht die Alfuren zum Islam zu bekehren; aber das Verbot des beliebten Schweinefleisches hält sie vielfach davon zurück. Die Stadt Ternate, von 6000 E. bewohnt, und in der Gestalt eines Amphitheaters an der Meeresküste erbaut, enthält den prächtigen u. weitläufigen Palast des Sultans, und schließt außer dem Fort Oranien zugleich die Wohnung des holl. Statthalters ein. In ihr wohnen auch 700 protest. Christen, ferner Ueberbleibsel von kathol. Portugiesen.

Für die Mission konnte auf den reich bevölkerten Inseln bisher nur wenig, fast nichts geschehen. Christen gibt es auf den meisten, bes. in Matschan u. Batschan (Kirche 1821). Wohl kam 1819 Miss. Jungmichel als Prediger für die Christen nach Ternate, u. wurde auch von diesen gerne gehört, konnte aber so wenig als sein Nachfolger Höveker, mehr thun, als die vorhandenen Christen, die H. treulich besucht, im Glauben befestigen, weil der holl. Resident allen Versuchen zur Bekehrung der Moslems der Insel entschieden abwehrend entgegen tritt. So geschah auch nichts auf Tidor und Dschilolo, als was reisende Missionare vorübergehend, namentlich durch Büchervertheilung, versuchten.

---

9. Die Sangir-Inseln.

§ 184. Zu dem letzten Archipel, den Philippinen, leiten von den vorigen Inseln einige Inselreihen über den 90 St. langen Meeresraum. Die östliche Linie von

Dschilolo bis zum Süden Magindanao's hin enthält die Salibabo's, welche durch die holl. Regierung christliche Schulen und Gemeinden haben, von denen aber neuestens nicht die Rede geworden ist. Die westliche Reihe, gegenüber vom Menahasse auf Celebes, besteht zunächst aus den Sangirinseln, welche drei Gruppen enthalten, welche die 3 größeren: Tagulandang, Siao u. Sangir Besar, umschließen. Sie sind holländisch u. wurden in neuerer Zeit von der Mission bedacht.

Dle Sangir-Inseln, deren im Ganzen 47 gezählt werden, von welchen aber die meisten unbewohnt sind, u. nur die 7 größeren Negereien haben, bieten einen reizenden Anblick dar; aber die genannten 3 Hauptinseln haben feuerspeiende Berge, aus deren eckigen Kratern stets Schwefeldampf aufsteigt. Beim Ausbruch 1856 wurde die Asche bis auf die Philippinen geweht. Sie sind fruchtbar u. haben namentlich Sago, Kakao u. Zuckerrohr in großer Menge. Das Klima ist gesund; nur leiden die Eingebornen, die sonst festen Körperbau haben, vielleicht vom Wasser her, sehr an Hautkrankheiten. Die trägen, listigen Einwohner schätzt man auf 30,000 Seelen. Ihre Sprache ist verschieden von dem Malaiischen, obwohl letzteres in den Schulen im Gebrauch ist. Die Wohnungen sind auf Pfählen, 4—5' h., über der Erde gebaut, doch so, daß oft 8—15 Familien in einem Hause ohne Stubenabtheilung beisammen wohnen. Die Frau ist Sklavin des Mannes. Das Volk theilt sich in Adel, Unterthanen u. Sklaven; u. es herrschen 6 Radscha's unter holl. Botmäßigkeit, davon 4 auf Sangir Besar kommen. Diese größte Insel, 13 St. l. u. 6 St. br., hat 2 Städte, Taruna im W. u. Tabukan im O., nebst 15 christl. Negereien. Siao hat deren 2, Tagulandang 3. Außerdem sind die Inseln von einzeln stehenden Häusern wie übersät. Das ursprüngliche Heidenthum ist vor 400 Jahren durch den Islam nur vermindert worden. Daneben führten die Portugiesen das

kathol., und statt dessen die Holländer das protest. Christenthum ein. Letztere bauten Kirchen u. legten auch christliche Schulen an, welche je nach 5, 10, 20 Jahren, von Predigern aus Celebes besucht wurden, um Taufen zu verrichten. Das Abendmahl wurde nicht gereicht. Schlechte Schullehrer lasen am Sonntag den Kindern ein Kapitel aus der malaiischen Bibel vor, die Alten kamen höchstens an Festtagen zur Kirche. Da das Evangelium so sparsam mitgetheilt wurde, mag es begreiflich seyn, daß man mehr Aberglauben und Laster antrifft, als christl. Glauben u. Sitte. Etwa 1/4 der Einwohner bekennt sich zum Christenthum. Das Heidenthum aber ist der Teufelsdienst der Alfuren, besonders durch Priesterinnen gepflegt, die sich für Statthalter des Teufels (Kasuan) ausgeben, den sie in sich hineinrufen, bis sie in seiner Vollmacht gebieten.

Die Mission hat bisher nur wenig an diese Inseln gedacht. Zuerst kam 1821 Miss. Jungmichel aus Ternate, der 200 Kinder taufte, sonst aber die Schule in sehr niedrigem Zustande antraf u. sich nicht entschließen konnte, die äußerst unwissenden Erwachsenen zu taufen. Die Besuche wurden wiederholt. Neuestens aber wurde eine förmliche Mission auf diesen entlegensten Inseln errichtet, u. zwar durch Goßners-Brüder, deren 4 seit 1857 ihre Thätigkeit unter Christen u. Heiden auf den Sangirinseln begonnen haben, u. zwar Schröder u. Steller auf Sangir Besar (Großsangir), theils zu Tabukan im O., theils zu Manganitu im W., ferner Grohe in Siao, u. Kelling in Tagulandang. Fanden sie auch die Gemeinden im traurigsten Verfall, die eingebornen Schullehrer höchst unwissend, auch Vielweiberei, Unzucht u. Trunkenheit im Schwange, so wurden sie doch überall mit Freuden aufgenommen. Der Resident von Menado geht ihnen mit Kraft an die Hand, u. hat die gröbsten Unsitten, wie Vielweiberei, Hahnenkämpfe rc. verboten. Auch die von Pastor Heldring in Holland geleitete Missionsunternehmung, unter dem

Titel „Der Sendeling Werkman“ ist besonders auf den Sangirinseln thätig. Anfänge eines neuen Geisteslebens sind schon erkennbar; die Kirchen u. Schulen füllen sich, u. Hunderte entsagen der Vielweiberei. In 1861 endlich wagten die Brüder, herzukommende Heiden u. Muhammedaner nach gehörigem Unterricht zu taufen.

---

10. Die Philippinen.

§ 185. Wir kommen zum letzten Theil des indischen Archipels, den Philippinen, welche nördlich von den vorigen Inseln über 400 St. weit gehen u. gegen 1200 Inseln u. Inselchen in sich schließen. Die größten Inseln sind die erste südliche, Magindanao oder Mindanao, u. die letzte nördliche, Luson oder Manila. Sie sind auch vulkanischer Natur; u. ihrer viele haben noch thätige Vulkane. Sie sind ferner, wie alle bisherigen Inseln, von gebirgiger Beschaffenheit, auch von einer Menge von Baien durchschnitten, u. bieten vortreffliche Ankerplätze. Klima und Naturbeschaffenheit machen sie zu den reizendsten Inseln der Erde; im Ueberfluß liefern sie alle tropischen Erzeugnisse. Auch der Reichthum der Thierwelt auf dem Land u. im Wasser entspricht dem Reichthum der Pflanzenwelt. Die Einwohner sind theils Urstämme, Alfuren oder Papua's, welche im unzugänglichen Innern der Inseln im Zustande völliger Wildheit hausen, theils eingewanderte Malaien verschiedener Stämme, gewerbsame Chinesen u. Europäer, vorzüglich Spanier, mit Mischlingen u. Negersklaven, im Ganzen wohl 4 Millionen. Die eingebornen Völkerschaften sind entweder den Spaniern unterworfen u. von diesen zum Christenthum bekehrt, oder bilden sie noch unabhängige Reiche, wie besonders auf Magindanao, wo die Spanier nur einzelne Küstenpunkte haben. Die Spanier haben einen Generalgouverneur über alle ihnen unterworfenen Inselgebiete, zu welchen auch die nörd-

licheren Babuyanen u. die im großen Ocean über 600 St. östlich gelegenen Marianen (§ 202.) gehören, u. herrschen über etwa 3 Millionen Menschen. Der Hauptsitz der Herrschaft ist die Insel Luson, mit der Hauptstadt Manila. Hier wohnen über 150,000 Menschen; hier sind auch die berühmten Kirchen, in welchen Alles von gediegenem Gold u. Silber strahlt.

Die Philippinen sind bis jetzt der evangel. Mission völlig unzugänglich. Das römische Christenthum wurde auf ihnen schon 1521 von ihrem Entdecker, dem berühmten ersten Weltumsegler Magellan, eingeführt. Auf der Insel Zebu ließ er bei seiner Ankunft vor der Menschenmenge, welche durch Kanonenschüsse in Bestürzung, u. durch Arznei in Verwunderung gebracht ward, mit Pracht die Messe feiern, u. sogleich 800 Alfuren taufen. Aber bald darauf wurde er auf dem nahen Eiland Matan erschlagen; u. ganz Zebu fiel wieder vom Christenthum ab. Ueber 40 Jahre lang kämpften sodann Spanier u. Portugiesen um den Besitz der Philippinen in einer Weise, die den Eingebornen das Christenthum nicht empfehlen konnte, bis die Inseln den Spaniern verblieben. Da kamen 1564 Augustiner-Mönche. Zebu wurde bestraft, auf den eroberten Inseln das Christenthum unter den Waffen gepredigt u. 1579 ein Dominikaner zum ersten Bischof von Manila geweiht. Mönche verschiedener Orden kamen nach u. fingen an, die Mission zweckmäßiger mit Erlernung der Landessprache, mit Uebersetzung eines Katechismus, kurz mit eigentlichem Unterricht zu betreiben. Die 4 Orden wetteiferten miteinander, freilich mehr um die Zahl der Getauften, als um deren christlichen Ernst. Um 1690 wurden ebenso die Bissayer Inseln bekehrt. Die Einfuhr der heil. Schrift u. anderer Bücher ist strenge verboten, u. wird darum jedes Schiff argwöhnisch untersucht. Unzählige Mönche, von 4 Provincialen befehligt, leben in üppigen Klöstern; u. 1200 Pfarreien sind von ihnen besetzt. Weltliche Regierung, Unterricht u. alle Thätigkeit der

Bewohner liegen unter ihrem Drucke. Feste u. Processionen werden im Uebermaß gehalten. Arm u. unwissend bleiben dabei die eingebornen Weltgeistlichen auf 3000 Pfarreien. An der Spitze stehen der zu Madrid ernannte Erzbischof von Manila, die Bischöfe von Neu-Segovia, Zebu u. Neu-Caceres.

VII. China.

1. Einleitung.

a. Land und Volk.

§ 186. Das chinesische Reich ist das größte Reich Asiens u. nächst Rußland das umfangreichste der ganzen Erde. Denn es ist mit seinen Außenprovinzen, der Mandschurei u. Mongolei im Norden, und seinen Schutzländern: der Halbinsel Korea, gegenüber von Japan, ferner Butan u. Tibet im Westen, 250,000 □ M. groß, also anderthalbmal so groß, als ganz Europa. Das eigentliche China (sprich Tschina), in 18 große Provinzen getheilt, beträgt nur 60,000 □ M., ist etwa 600 St. l. u. br., aber auch so noch 5 mal so groß, als Deutschland. Dasselbe ist gegen Norden geschützt u. abgesperrt durch die berühmte chinesische Mauer, welche von der Podocki-Bai im gelben Meer nach Westen 800 St. lang über Berg u. Thal, über Schluchten, Flüsse u. Bäche an der Grenze der Mandschurei u. Mongolei hin sich zieht, u. schon vor 2000 Jahren unter dem Namen Wälle der Serer (Chinesen) bekannt war. Die Ostküste des ganzen China von Tongking an im tropischen Süden bis zur Amur-Mündung an der Grenze Sibiriens ist 1300 St. lang. Außer den vielen Küstenflüssen, unter welchen der Peiho im Norden, an dem die Hauptstadt Peking liegt, der bedeutendste ist, sind besonders 2 Hauptströme zu nennen,

welche ganz China durchschneiden u. deren Mündungen ein gemeinsames, zum Theil künstlich vielfach durchschnittenes Deltaland bilden, der nördliche Hoangho oder gelbe Fluß, u. der südliche Jang-tse-Kiang (eigentl. Kind des Weltmeers) oder blaue Fluß. Ein Dritter, Sikiang oder Tiger, lauft der Tongking'schen Südgränze parallel u. mündet nach Bildung eines vielarmigen Delta's unterhalb Kanton in der erweiterten Bucht der Bocca Tigris. Außer den natürlichen Flüssen giebt es aber noch über 400 künstliche Kanäle, durch welche die Flüsse verbunden werden, u. deren ansehnlichster der sogenannte Kaiserkanal ist, der von Hang-tscheu an, westlich von Ningpo, bis Peking, 300 St. l. u. 200—1000' br. ist und den untern Lauf der beiden großen Flüsse und eine Menge Seen durchschneidet. Zum chinesischen Reiche gehören noch die Inseln Hai-nan u. Formosa, ferner die Inselgruppe Lieu-khieu oder Lutschu unterhalb Japan. Dicht an den Ufern liegen noch viele kleinere Archipele, wie die Lema-Inseln mit Hong-kong und Makao in der Kantonbai, die Amoy-Inseln, die Tschusan-Gruppe bei Ningpo u. s. w.

Die Bevölkerung des eigentlichen China's beträgt nach den gewöhnlichen Angaben 350, u. die des ganzen chinesischen Reichs nach den neuesten Ermittlungen über 414 Millionen, also fast den dritten Theil sämmtlicher Bewohner der Erde. Freilich sind sie sehr ungleich vertheilt u. in den östlichen Provinzen, namentlich an den Küsten, besonders zusammengedrängt. Eine Stammesverschiedenheit wird kaum mehr wahrgenommen, weil die Völker alle in Sprache, Sitte u. Lebensart ein durchaus gleiches Gepräge angenommen haben. Den Urstamm vermuthet man unter den südwestlichen Gebirgsvölkern, die zum Theil noch in halber Wildheit leben u. Jao oder Mu-jao, d. h. böse Unterthanen, genannt werden. Sonst sind Mongolen durch alte Eroberung China's, u. vor 200 Jahren Mandschuren, zu welchen

jetzt noch der Kaiser mit seinem ganzen Hofstaate, auch alle Militäroffiziere gehören, in's Land gekommen; aber auch die Letzteren sind so in das chinesische Wesen einverleibt, daß man eher sagen kann, China herrsche über die Mandschuren, als die Mandschuren über China. An Körpergröße sind die Chinesen den Europäern gleich, weniger an Muskelkraft; in der Gesichtsbildung, welche mongolische Abstammung verräthbt, stehen sie in der Mitte zwischen dem Neger u. Europäer. Das Hervortreten der Backenknochen ist milder als bei dem Neger, u. die Lippen sind weniger dick und aufgeworfen. Alle Männer scheeren das Haupt kahl bis auf einen Haarbüschel auf dem Wirbel, welchen man zu einem langen Zopf, der künstlich umwunden wird, anwachsen läßt, eine Sitte, welche erst von den Mandschuren bei Todesstrafe eingeführt wurde, die aber neuestens die Insurgenten abschaffen. Die Hautfarbe der Chinesen ist braungelb, dunkler im Süden als im Norden. Bei Männern gilt Dickleibigkeit, bei Frauen Schmächtigkeit für Schönheit. Letzteren werden (seit 934) planmäßig die Füße verkrüppelt, indem man den Kindern die Zehen unter die Fußsohle drückt u. die Ferse nach vorn preßt, damit sie den Knöcheln gleich werde. So wird der Fuß ein förmlicher Klumpen u. der Gang der Frauen schwankend u. unsicher, weßwegen sie im Gehen die Arme schwingen, als wollten sie fliegen. Nur bei niedrigen Klassen behalten die Mädchen ihre natürlichen Füße, während ein anständiges Mädchen so nicht erscheinen darf. Sonst ist die Kleidung der Chinesen zweckmäßig und anständig. Die Häuser aber sind niedrig, schwerfällig u. plump, mit ausgeschweiften Dächern u. kindischen Verzierungen. In Städten sind die Straßen sehr enge u. unreinlich, auch stinkend; u. außer den Tempeln giebt es wenige große u. in die Augen fallende Gebäude. In den Gemächern geht es sehr schmutzig zu, da auch Schweine u. Geflügel Zutritt haben. Was die Nahrung betrifft, so ist wohl Reis die Hauptspeise; aber sonst kann der Chinese Alles

essen. Hunde hängen in den Fleischerbuden neben Schweinen u. Ziegen; selbst Ratten u. Mäuse, Affen u. Schlangen sind ihnen kein Abscheu, eher Eier u. Milch. Beim Speisen bedienen sie sich zweier spitziger Stäbchen, die sie in einer Hand halten u. bewegen. Als Getränk ist allgemein der Thee.

Um noch Einiges von den Chinesen zu berühren, so ist ihre vornehmste Beschäftigung der vom Staat hochgeehrte Ackerbau, darin sich nur wenige Länder mit ihnen messen dürfen. Kein Fuß breit tragbares Land liegt wüste; auch die Hügel sind terrassenförmig bearbeitet. Durch Cisternen in der Höhe, durch Kanäle u. Pumpen in der Ebene bringen sie überall hin das Wasser; u. für den Dünger wissen sie Alles zu benützen. Außer vielen andern sind Reis, Thee u. Baumwolle die vornehmsten Artikel; u. Seidenzucht, deren Einführung einer Kaiserin um 2600 v. Chr. zugeschrieben wird, wird im ausgedehntesten Maßstabe betrieben. Die Industrie ist bei keinem andern Volke so sehr entwickelt; u. an Erfindungen sind sie unerschöpflich gewesen. Sie hatten Magnet u. Kompaß, Schießpulver, Papier, Buchdrucken durch Holzschnitt und bewegliche Typen, Glocken, Schnellwagen u. Ziffern, Spielkarten, Papiergeld, ferner eiserne Kettenbrücken, Feuerspritzen, artesische Brunnen, Heizung mit natürlichem Gas früher als Europa. Daneben hatten sie Wassermühlen zur Bewässerung der Felder, Schubkarren mit Segeln, sinnreich ausgedachte große Seeschiffe, die seit 2000 Jahren unverändert geblieben sind, u. vieles Andere, worüber die Europäer staunen. Auch alle möglichen Handwerke werden getrieben; u. in praktischer Geschicklichkeit übertreffen sie alle andern Völker, was sie selbst in dem Grade fühlen, daß sie sagen: „Wir allein sehen mit zwei Augen, die Christen mit Einem, alle andern Völker sind blind.“ Besondere Neigung haben sie ferner zum Handel; u. in großen Städten sieht man Laden an Laden. Zur See kommen sie östlich nicht über Japan hinaus; desto mehr bewegen sie sich in den indischen Gewässern, früher bis nach Malabar. Der Landhandel geht in die Länder Vorderasiens herein. Für die Christen aber war der Handel zu Lande auf Kjächta mit den Russen, u. zur See auf Kanton beschränkt, bis 1842 in Folge des Opiumkriegs noch weitere Häfen eröffnet wurden.

Die chinesische Sprache unterscheidet sich von allen andern Sprachen durch ihre Originalität, ihr hohes Alter, ihre Unveränderlichkeit und ihre wunderbare Verbreitung in den bevölkertsten Gegenden Asiens. Sie ist die

einzige von allen alten Sprachen, die heute noch gesprochen wird u. zugleich die verbreitetste unter allen lebenden Sprachen ist. Es unterscheidet sich die Schriftsprache von der gesprochenen Sprache. Erstere besteht nicht aus Buchstaben, sondern ihre Charaktere sind Zeichen wie unsere Zahlzeichen. Ursprünglich waren es 240, die aber durch Verbindung von Strichen auf 44,000 in den chinesischen Wörterbüchern angewachsen sind, von welchen freilich 6—10,000 für's Gewöhnliche ausreichen. Die gesprochene Sprache besteht etwa aus 450 einsilbigen Lauten, welche sich durch den feinen Unterschied der Betonung bis auf 1600 vervielfältigen, daraus denn lauter einsilbige Wörter gebildet werden, die nur durch verschiedene Höhe oder Tiefe des Tons der Stimme sich unterscheiden, so daß ein einziges Wort auf 8 verschiedene Weisen mit jedesmaligem anderm Sinne ausgesprochen werden kann. Dabei ist die Grammatik höchst unvollkommen, unterscheidet nicht einmal Zeitwort und Nennwort u. weiß nichts von Beugungen; sondern Accent u. Stellung müssen Alles machen. Uebrigens unterscheidet sich die Sprache der Gebildeten, welche wieder im Norden bei Peking anders ist, als im Süden bei Nanking, u. welche die Kuan-hoa, d. h. allgemeine, auch Mandarinensprache genannt wird, von den Localdialecten, die zwar alle gleich geschrieben werden können, aber unendlich verschieden lauten. Um das Lesen zu erleichtern, werden jetzt von der Mission verschiedene Dialekte mit Lautzeichen geschrieben; dadurch erst wird die Schrift auch Mädchen u. Armen zugänglich. Sehr reich ist die Litteratur der Chinesen, und eine kaiserliche Sammlung beläuft sich auf 160,000 Bände. Weil Talent u. Gelehrsamkeit zu den höchsten Stellen befähigt, ist die Zahl der Studirten ungemein groß. Ihr Rang bestimmt sich nach dem Erfolg von 4, aufsteigend strengeren, Prüfungen. Die Chinesen sind ein lesendes Volk u. haben wohlfeile Bücher, selbst Zeitungen. Die Schriften handeln vornehmlich von der Natur, z. B. Astronomie, durch welche sie schon im 8.

Jahrh. Sonnen- u. Mondsfinsternisse berechneten, Kalender u. Almanache verfertigten, auch sonst von Naturwissenschaften, namentlich von Botanik, von Arzneikunde, in welcher sie sehr viel leisten, u. welche auch zu Apotheken geführt hat, ganz besonders von Geschichte, in welcher sie bis auf 3000 Jahre vor Christus zurückgehen, von Erdkunde, wiewohl nur auf China beschränkt, nebst Karten von allen Provinzen, selbst von Poesie u. Philosophie. In Allem haben sie Vieles erkannt. Aber wie arm sind dennoch diese hochgebildeten Chinesen, die in zeitlichen Dingen wohl 2 Augen haben mögen, aber in der Hauptsache um so blinder erscheinen!

---

b. Religion und Sitten.

§ 187. Wie Alles, so hat sich auch das religiöse Leben der Chinesen ganz eigenthümlich gestaltet. Die älteste Volksreligion war eine Verehrung der Geister u. Vorfahren, verbunden mit Naturvergötterung u. Zauberei. Man schätzte die Zahl der Götter gleich dem Sande des Flusses Hoangho. Aber im Laufe der Zeit traten 3 Religionsstifter auf, deren Systeme die Massen des Volks wohl durchdrangen, aber ohne das Alte außer Uebung zu bringen. Der Erste war Kong-fu-tse, gewöhnlich Confucius genannt (549—477 v. Chr.), der die alten Ueberlieferungen in 3 Büchern, die King genannt, sammelte, ordnete u. bearbeitete, u. zuerst in Staatsämtern, dann lehrend u. wandernd, sein Augenmerk auf die Sittenlehre u. deren Anwendung auf den Staat richtete. Seine Lehre ist kaum eine Religion zu nennen, da sie keinen persönlichen Gott außer der Natur anerkennt. Die Natur allein in den Formen der Urkraft u. Urmaterie, d. h. des Himmels u. der Erde, ist Gott; u. Produkt von Beiden ist der Mensch, dessen Vernunft die Himmelskraft unmittelbar ist. Was dieser vernünftig erkennt, ist Wahrheit; u. wenn auch der Einzelne irren

kann, so doch nicht die von den Weisen geleitete Menge, das Volk, dessen Stimme Gottes Stimme ist. Hauptregel ist: Andern zu thun, was wir an uns selbst thun würden; die kindliche Pflicht ist die höchste, der Grundpfeiler der 5 Tugenden. Der Mensch ist von Natur durchaus gut, kann auch leicht das Gute thun, während das Böse Anstrengung erfordert. Der Chinese kennt demnach kein Bußgefühl, keine Demuth, weiß nichts von einer Sehnsucht nach Erlösung, u. ist in stolzer Selbstzufriedenheit befriedigt mit dem, was er ist u. was er hat. Jene King-Bücher wissen auch nichts von einem Leben nach dem Tod; alle Vergeltung fällt noch in's Diesseits. Begreiflich verlieren Gebete und Opfer, die dennoch reichlich verrichtet werden, ihren Sinn u. sinken zu Gewohnheitsspielen herab. Auch die Tempel des Kong-fu-tse sind nur Hallen der Erinnerung an ihn. Aber seine Lehre ist die alte Reichsreligion, auf welcher das ganze Staatsleben, alle Gesetze u. eigentliche Volkssitten ruhen, u. welcher alle Gebildeten, besonders alle Beamten u. der Kaiser selbst, angehören.

Neben der Reichsreligion, aber von geringerem Einflusse, kam die Lehre des Laotse, gewöhnlich Lo-kwam genannt, auf. Sein Buch, Tao-te-king, d. h. Vernunft u. Tugend, ist gleichfalls sehr geschätzt. Hienach liegt Allem, was besteht, Tao zu Grund, d. h. der Weg, die Vernünftigkeit. Zu diesem Tao werden alle guten Wesen zurückfließen; u. wer den Anfang dazu macht, durch Abkehr von der Welt, dem unterwirft sich die Welt mit ihren Kräften. So wurden die Taisten (Anhänger des Tao) Einsiedler, u. als solche hochgepriesene Zauberer u. Geisterbeschwörer, die im Lande umherzogen u. viel Aberglaube nährten u. verbreiteten, selbst einen Unsterblichkeitstrank zu haben vorgaben. Die Sekte fand bald Eingang am Hofe, bald wurde sie hart verfolgt. Um 600 n. Chr. erhielt ein Taist, Namens Tscheong, vom Kaiser den Titel Thin-ss, d. h. himmlischer Meister, u. galt fortan als Haupt der Taisten. Derselbe

gilt nun als unsterblich, indem stets sein Geist in den eines Nachkommen von ihm fährt, der sodann dieselbe Würde bekommt. Dieser Geisterkönig hat seinen Sitz in Long-fu-schan, d. h. Berg der Drachen u. Tiger, in der Provinz Kiangsi, nördlich von Kanton, welche als Heimath der Zauberer und Schwarzkünstler gilt; u. dahin strömt das Volk, um durch den himmlischen Lehrer, der unumschränkt über die Schutzgeister u. Teufel regiert, von allen Qualen der letzteren befreit zu werden. Derselbe stand früher den höchsten Beamten des Reichs gleich u. hat noch einen Gerichtshof, Palast des wahren Menschen genannt, u. ringsherum 24 Taistenklöster. Solcher Klöster giebt's noch da u. dort, die von einzelnen Ortschaften unterhalten werden, u. deren Priester als Aerzte, Zauberer, Wahrsager u. Bettler umherziehen.

Die dritte Religion, welcher bei Weitem die größte Mehrzahl der Bewohner China's anheimgefallen ist, ist die Lehre des Buddha oder Fo, wie ihn die Chinesen nennen, seit 65 n. Chr. in China eingedrungen. Es finden sich über 10,000 Werke in der Palisprache vor. Wir wissen aber bereits vom Buddhismus (§ 151.), daß auch er keinen Gott zur Grundlage hat, von keinem Gott weiß. Doch dulden seine Priester jede Gestaltung der Vielgötterei und räumen jedem bekannten Götzen eine Stelle in ihren Tempeln ein, so daß die Götter des chinesischen Buddhismus so zahlreich, als immer möglich, sind. Die Lehre von der Seelenwanderung, welche einerseits die schrecklichste Hölle für die Verstorbenen verkündigt, um von einer Stufe zur andern zu gelangen, bis der höchste Gipfel der Seligkeit, die endliche Vernichtung, erreicht ist, fand überraschend schnellen Eingang in China; u. jetzt ist Alles so vom Buddhismus erfüllt, daß selbst reine Anhänger des Kong-fu-tse nicht leicht ganz frei von ihm sind. Klöster mit Hunderten von Mönchen u. Nonnen saugen das Land durch ihren Bettel aus u. betrügen das Volk durch ihre Rosenkränze u. Mährchen; u. zahllose Buddhatempel (Pagoden) sind da, in welchen die Gebete ge-

murmelt, der Weihrauch dargebracht, die Göttertrommel gerührt wird. In jedem Winkel des Landes sieht man den bettelnden Mönch, der um Geschenke willen Himmel u. Hölle vormalt; u. der Priester sind es so viele, daß auf 100 Einwohner Einer kommt. Aber der Buddhismus ist zu einem todten Formelwesen herabgesunken.

Im Leben stellt sich die Volksreligion in abgeschmacktester Weise dar. Weil keines der herrschenden Religionssysteme auf dem Glauben an einen persönlichen Gott ruht, so reducirt sich beim Chinesen die übersinnliche Welt auf untergeordnete Mächte, den Menschengeistern gleich, die nach ihrem Tode auch in ihre Reihen treten, und so seine einzigen Götter werden; andererseits nimmt sich aller Gottesdienst entweder als Aberglauben, oder als reine Komödie, oder als kindische Spielerei aus. Der Chinese hat für Alles seine Geister, was er nur um sich u. über sich sehen mag, u. in Allem, worin er sich bewegt. Zur Verehrung dieser Geister sind Opfer, Spenden, Anrufungen, Gebräuche aller Art selbst von Kaisern empfohlen u. angeordnet werden. So stehen überall Schutzgötter, köstlich geschmückt, in Holz oder Stein oder Metall, manchmal auch nur von Papier u. blos gemalt; u. jeden Morgen beschäftigt sich zuerst der Chinese mit diesem Bilde, ihm seine Schuldigkeit für den Tag in's Andenken zu rufen. Gegen die bösen Geister werden die Taopriester zu Hilfe genommen. Die Anbetung der Ahnengeister ist so sehr heilige Pflicht, daß ein Widerspruch gegen dieselbe die Chinesen am meisten entrüstet. Jeder Chinese glaubt, die Geister seiner Ahnen empfangen zu haben und in seinem Körper zu beherbergen. Seine Lüste u. Neigungen hält er für Anregungen dieser Geister. So bestehen für die Voreltern eigene Hallen, worin jeder Vorfahr sein Täfelchen hat, vor welchem der Gottesdienst geschieht. Unter den Naturgeistern spielt der Drache, Sinnbild der Majestät, der über jedem Dorfe zum Schutz wohnt, eine besondere Rolle. Die Opfer, die den Geistern dargebracht werden, sind nur

Rauchwerk, Papierschnitzel, kleines Vieh, auch Blumen, Wein, Früchte. Von den Speisen nimmt der Götze den Duft für sich; das Uebrige verzehren die Opfernden in lustigen Gelagen. Des Wunderlichen wäre noch viel zu sagen, das bei gewissen Festen, die sehr zahlreich sind, vorgenommen wird, wie die Verbrennung von Gold- u. Silberpapier, das an die Stelle der Menschenopfer gekommen ist, u. jetzt einen der bedeutendsten Handelsartikel ausmacht, das Kleiderverbrennen, die Entsendung eines Gottes, wie des Küchengottes, in den Himmel, indem sein Bild unter der Thürschwelle verbrannt wird 2c. 2c. Viel wäre ferner zu sagen von anderem Aberglauben, wie von Vorzeichen, Träumen, Wahrsagereien, Astrologien, Loosen. Alles erscheint so unvernünftig, daß es nur dazu dient, das sittliche Gefühl abzustumpfen. Wenn daher auch von den Gelehrten viele schöne Sittenregeln ausgesprochen und selbst auf Tafeln an öffentlichen Plätzen vorgestellt werden, wie über Arbeitsamkeit, Gehorsam, Familienliebe, über Menschenliebe, Treue u. Wahrhaftigkeit, über Seelenruhe und Maßhalten in allen Dingen, wenn ferner auch das Familienleben ein heiliges seyn soll u. manche liebliche Züge enthält; so ist doch das ganze Leben des Chinesen mit Lastern aller Art durch u. durch verderbt. Dieß bezeugt schon der Druck der Frauen, so viel diese sonst gelten mögen, die häufige Vielweiberei, der Verkauf eigener Kinder, der Kindermord, der bes. an erstgebornen Mädchen verübt wird u. in so grauenhafter Ausdehnung herrscht, daß der Staat sich genöthigt sah, in allen großen Städten Findelhäuser zu errichten, die schamlose Aussetzung unzähliger Buhldirnen, die als Sklavinnen gehalten werden, um ihren Herren recht viel Geld zu verdienen, die gänzliche Vernachlässigung der Armen u. Elenden, die, trotz etlicher Staatsanstalten, zu Tausenden verschmachten, ohne daß irgend Mitleiden unter dem Volk für sie empfunden würde, der häufige Selbstmord, namentlich unter dem weiblichen Geschlecht, die zu jeder Lüge, auch zu Mord schnell entschlossene Geldgier,

der immer weiter um sich greifende verderbliche Genuß des Opiums, für den eigene Herbergen bestehen, deren allein in Amoy nahe an 1000 seyn sollen, u. Anderes mehr.

---

c. Das Kaiserthum.

§ 188. China ist schon seit den ältesten Zeiten ein einheitlicher Staat; und auch die Eintheilung in 18 Provinzen (s. § 190.), je mit mehreren Distrikten, ist uralt. Die Geschichte führt die eigentlichen Begründer u. die Blüthe des Reichs bis auf 2600 Jahre zurück; u. obgleich viele Dynastieen auf einander folgten u. zum Theil einander aufrieben, blieb sich doch immer das Ganze gleich. Ja selbst als die mongolische Dynastie Juan (1279—1368), welche Kubilai gründete, China beherrschte, u. später, nach der Zwischenregierung der chinesischen Dynastie Ming (1368—1644), die jetzige Mandschu-Dynastie Ta-tsing oder Tsing aufkam, bildeten sich die fremden Eroberer vollkommen in das Chinesische herein, so daß mit den Regierungsveränderungen kaum die geringste Veränderung in den Zuständen u. Verhältnissen des Volks gefühlt wurde. Das Oberhaupt des Erdenrunds oder himmlischen Reichs, wie es die Chinesen nennen, ist der Groß-Khan oder Kaiser, der Vertreter oder das Organ des Himmels, schon in ältester Zeit der Sohn des Himmels genannt. Er hat seine Macht nicht durch menschliche, sondern allein durch himmlische Bestimmung erhalten, wie auch sein Emporkommen Statt gefunden haben mag, weil des Volkes Wille für den des Himmels gilt. Er empfängt fast göttliche Verehrung, hat selbst Altäre, auf welchen wohlriechende Dinge verbrannt werden, u. vor denen man sich niederwirft, wie vor jedem kaiserlichen Schreiben. Von ihm geht auch alles Volksleben aus, alles Wohl oder Wehe des Volks, weil es Zeugniß giebt von seiner

Würdigkeit oder Unwürdigkeit. Wenn daher Landplagen kommen, so thut er, wie 1832 geschah, in Sacktuch gekleidet, öffentliche Buße, indem er alle Schuld auf sich nimmt. Die Stimme des Volks kann auch zur Revolution berechtigen, ja gar verpflichten, sofern durch sie nur eine durch des Kaisers Willkür u. Neuerung gestörte Ordnung wieder hergestellt werden soll. Sonst ist China nicht ein Staat, sondern der Staat; außer ihm giebt es kein Gemeinwesen, weswegen auch kein fremder unabhängiger Staat anerkannt wird. In dem Volk aber ist kein Unterschied der Stände durch Geburt, kein Adel, keine Kaste; u. Alle sind, außer dem Kaiser, von Geburt einander gleich. Doch unterscheidet man 4 Stände: die Gelehrten, wozu die Beamten gehören u. Alle, die eine der 4 Prüfungen bestanden haben, die Ackerbauer oder Landwirthe, die Handwerker oder Mechaniker, u. die Kaufleute. Zu keinem dieser Stände gehören die Bootsleute, Lastträger, Knechte; auch giebt es Auswürflinge u. Geächtete, wie die Schauspieler u. die Verurtheilten, ferner Sklaven, zuerst nur Staatssklaven, dann auch Privatsklaven, indem Arme sich selbst, oder Väter ihre Kinder verkaufen, namentlich Handel mit jungen Mädchen getrieben wird. Die Gesetze sind bestimmt ausgebildet. Strafen, Gefängnisse, Foltern, Hinrichtungen entsetzlich grausam. Die Staatsbeamten, durch wiederholte strenge Prüfungen gewählt, Koang, d. h. Vorgesetzte, von den Europäern Mandarinen (von dem indischen Mautri, d. h. Rathsherr) genannt, zerfallen in 9, je in 2 Rangstufen getheilte Klassen, u. gehören zur Regierung, nicht znm Volk, sind Organe des Himmelssohnes, ja des Himmels selbst. Weil sie gering besoldet sind, erlauben sie sich viele Erpressungen u. Unterschleife. Sämmtliche Mandarinen eines Distriks wohnen in einem Gebäude, Jamum, zusammen, in welchem außerdem die Gerichtshöfe u. Gefängnisse sind, u. wo man fortwährend Töne u. Erscheinungen von bestraften Personen hört u. sieht, welche dazu dienen, das Volk in Furcht zu erhalten.

Das chinesische Heer soll aus 1,700,000 Mann bestehen, ist aber in Wahrheit kaum die Hälfte, u. hat wenig kriegerischen Geist u. Form. Die Einkünfte mögen sich auf 200 Millionen Thaler belaufen, u. sollen fast nur zu Staatszwecken verwendet werden, da der Kaiser von dem Ertrage seiner großen Domänen lebt. Der Staat sorgt für Magazine, Brücken, Kanäle, Posten, auch allerlei wohlthätige Anstalten, wie für Armen- u. Findelhäuser, ganz besonders für Schulen in ausgedehntestem Maaße.

Das dem Alterthum fast ganz unbekannte chinesische Reich (doch s. die Sinim, Jes. 49, 2.) war zur Zeit seiner Blüthe für Fremde nicht verschlossen u. stand auch im Handelsverkehr mit fernen Ländern. So kamen indische Buddhisten schaarenweise in's Land u. breiteten ihre Lehren aus; ebenso 636 die Nestorianer. Auch Juden sind einst nach China ausgewandert u. leben noch jetzt sehr verkommen in Khai-fung-fu (I, 503.). Parsi's ferner, meist aus Bombay, sind sehr zahlreich in Kanton. Muhammedaner insbesondere, von den Chinesen Wui genannt, kamen frühzeitig in Menge u. blühten im 13. Jahrh., bis sie durch blutige Verfolgungen herabkamen, so daß sie im Inneren nur noch als Gastwirthe u. Opiumverkäufer u. sonst noch in den Küstenstädten, von den Heiden sich sondernd, leben. Auch Christen hatten Anfangs freien Zutritt; u. erst als China merkte, daß der Einfluß des Christenthums dem Geiste des Landes gefährlich werden könnte, sperrte es sich mit scheuer Aengstlichkeit ab, so daß jeder Ausländer mit der seltensten Vorsicht umwacht wurde. Es war strenge verboten, einem Fremden in der chinesischen Sprache Unterricht zu ertheilen oder Schriften an ihn zu verkaufen. So war der Verkehr der Europäer mit China bis auf die neueste Zeit den drückendsten Beschränkungen unterworfen. Dagegen ergießt sich der Strom der Auswanderung, besonders aus den Provinzen Kwangtung u. Fo-kien fortwährend mit jährlich 2—3 Mill.

nach Siam u. in den indischen Archipel, auch nach Kalifornien u. Australien, nach allen Richtungen; doch sind es nur Männer, die im Ausland Weiber nehmen u. daher sich meist bleibend dort einbürgern.

---

d. Neueste Geschichte.

§ 189. Die neueste Geschichte China's ist verhängnißvoll für dasselbe geworden. Einerseits wurde es gewaltsam immer mehr den Fremden geöffnet, andererseits durch eine großartige Revolution im Innern erschüttert. Schon lange, u. schon von 1580 an hatten nur die Portugiesen zur Belohnung für ihre Hilfe gegen die Seeräuber einen kleinen Raum als Besitz erhalten, nämlich Makao auf der Insel Hiong-San an der Westseite der Boccabai. Ihre Halbinsel ist durch eine Barriere-Mauer quer über die Landenge begränzt u. scharf bewacht. Hier hatten auch Engländer u. andere Nationen Faktoreien. Sodann hatten die Engländer seit 1720 einen schwankenden Handel mit China, zu dem ihre Kompagnie das Monopol besaß, u. der sich von 1757 an auf die Stadt Kanton beschränkte, unter der Vermittlung officiell anerkannter chinesischer Mäkler, die Hongs genannt, welche für die Fremden verantwortlich waren. Diese durften die eigentliche Stadt nicht betreten, u. hatten ihre Faktoreien in den Vorstädten, außerhalb der Mauer. Gab es hier auch öfters Reibungen zwischen Engländern u. Chinesen, so wußten doch jene durch ihre Klugheit sich stets fortzuhelfen.

Als 1833 das Monopol der engl. Compagnie aufgehoben wurde, stieg das Bedürfniß nach Erweiterung des chines. Handels. So kam Lord Napier als erster Oberaufseher nach Kanton mit der Befugniß, die Handelsverhältnisse der Engländer in China zu reguliren. Aber die Mandarinen erkannten weder ihn noch seine Nachfolger an; u. bald brach über dem Opiumhandel

der erste Krieg mit China aus. Der Opiumhandel nämlich, welcher bis 1767 in den Händen der Portugiesen, die das Opium aus der Türkei erhielten, gewesen war, u. den die Engländer später wohl angefangen, aber schwach betrieben hatten, konnte nur noch als Schmuggelhandel getrieben werden, weil ihn seit 1799 der Kaiser auf's Strengste verboten hatte. Die Compagnie nun ließ zwar ihre Fahrzeuge am Schmuggel nicht Theil nehmen, bereitete u. monopolisirte aber die Schmuggelwaare selbst in Indien, u. gab sie an Privatschiffe ab, denen sie Freihandelsscheine ausstellte. So nahm der Schmuggelhandel in so steigendem Maße zu, daß zuletzt (1837) 39,000 Kisten im Werth von 25 Mill. span. Thalern eingeschmuggelt wurden. Der Kaiser, der jeden Vorschlag, den Opiumhandel gesetzlich zu gestatten, mit Entrüstung von sich wies, erließ immer strengere Verordnungen; das Opiumrauchen aber wurde immer allgemeiner, die Silberausfuhr immer bedeutender; daher beschloß er, zum Aeußersten zu schreiten. Der Commissär Lin, welchen er nach Kanton schickte, verlangte von den Fremden die Auslieferung des Opiums, das sie an Bord hatten; u. der Oberaufseher Elliot, der beim Widerstand für die im Hafen liegenden Theeschiffe fürchtete, forderte die engl. Kaufleute auf, ihr Opium als Eigenthum der engl. Regierung, in deren Namen er zur Entschädigung sich verpflichtete, ihm zu übergeben, u. lieferte es unter Protest an die chines. Regierung ab. Es waren 20,283 Kisten im Werthe von 29 Mill. Gulden. Die Vernichtung dieses Opiums von Seiten des Kaisers führte (1839) zu dem offenen Kriege, welcher der Opiumkrieg genannt wurde, obwohl es bei demselben mehr um erweiterte Handelsfreiheit auf Seiten der Engländer zu thun war. Diese nahmen im Verlauf die Forts in der Tigermündung weg, eroberten Amoy, das für unüberwindlich gehalten wurde, besetzten die Insel Tschusan, gewannen das von Tataren vertheidigte Tschin-hai, auch Ning-po, Schang-hai u. Tschin-Kiang-fu,

bis sie vor den Thoren Nankings, der zweiten Hauptstadt des Reiches standen. Da erst baten die Chinesen um Frieden; u. so kam es 1842 zum Vertrag von Nanking, in welchem neben der Kriegsentschädigung den Engländern die Insel Hong-kong am Ostende der Tigerbai förmlich abgetreten, und außer Kanton die Häfen Amoy, Futschau, Ningpo u. Schanghai für den Handelsverkehr eröffnet, auch Zulassung von Consuln in den 5 Häfen versprochen wurde. Vom Opiumhandel stand kein Wort in dem Vertrag. So standen jetzt viele Thüren nach China offen, welche auch alsbald von Schaaren von Missionaren benützt wurden.

Diese Demüthigung hatte in vielen Chinesen einen unauslöschlichen Groll geweckt, dessen nächste Folge eine dem ganzen Reiche drohende Empörung wurde, die noch immer im Fortschreiten begriffen ist. Der Urheber ist ein Bauersohn, 1813 zu Fahien unweit Kanton geboren, aus der Familie Hung, deswegen Hung-Siu-tsiuen, später Tai-ping-wang, d. h. Friedefürst, genannt. Er war zum Gelehrten ausgebildet, aber mehrmals im Examen nicht bestanden, u. verfiel 1837 in eine schwere Krankheit mit Visionen, bei welchen Erinnerungen von dem, was er von Missionaren in Kanton gehört hatte, mit seinem Heidnischen sich vermengten. Bald gesellten sich 3 Jünger zu ihm, von welchen Einer sich Mund Gottes des Vaters, ein Anderer Mund Jesu nannte, u. die eine Zeitlang in der Umgegend von Kanton predigten u. weissagten, u. viele Unzufriedene, welche der Regierung fluchten, daß sie den Barbaren nicht kräftiger sich widersetzt hätte, anlockten. Weil daher 1848 die Mandarinen eine förmliche Verfolgung gegen sie anordneten, wandten sie sich westlich in die Provinz Jünnan, zu dem kräftigen Bergvolk der Miao-tse, das fast immer in einer Empörung gegen die Mandschu-Dynastie sich befand u. in die Zopftracht sich nie hatte fügen wollen, weswegen auch Hung sich jetzt Bart u. Haar wachsen ließ. Eine Hun-

gersnoth u. die Zerstörung der Seeräuberschiffe durch die Engländer, dadurch die Zahl der Unzufriedenen wuchs, half 1850 zur offenen Empörung. Hung gab sich jetzt für einen Sprößling der 1644 entthronten Ming-Dynastie u. für den jüngeren Bruder des himmlischen Jesu aus, u. verhieß die Vertreibung der Dämonen, d. h. der Mandschu's, die Wiederherstellung der ächten Dynastie u. der altchinesischen Religion, welche nur den Einen Gott kenne, welcher der wahre HErr des Himmels u. Vater des himmlischen Jesu sei. Darum befahl er, die Götzentempel zu zerstören u. die heidnischen Priester umzubringen. Sein Anhang stieg zu 50,000 Mann u. wuchs im Vorrücken, weil längst geheime Gesellschaften den Samen der Unzufriedenheit verbreitet hatten. Nach Osten vordringend, eroberte er die nächste Provinz Kwangsi u. wälzte sich weiter her in die Provinz Kwang-tung, in welcher Kanton liegt. Mit Todesverachtung gingen sie in den Kampf, singend stürzten sie sich den Truppen der Mandarinen entgegen, Mord- u. Raublust mit Religiosität vermischend, u. im Fanatismus durch immer neue Offenbarungen des Hung sich steigernd. Nach 2 Jahren wandten sie sich plötzlich nördlich in die Provinz Hunan und bis an den blauen Fluß. Seine ersten Jünger, zu welchen ein Vierter kam, hießen jetzt Ostkönig, Westkönig, Südkönig und Nordkönig, u. ein Fünfter, Yü, wurde der helfende König. Der Ostkönig bekam den Auftrag, nach Norden zu rücken, der Hauptstadt Peking zu; u. der Nordkönig rückte nach Osten gegen die zweite Hauptstadt Nanking. In letzterer hielt Hung 1853 seinen Einzug. Nanking, von allen Götzen gereinigt, wurde Residenz; von hier aus schickte er Beamte in alle eroberte Provinzen, u. gingen die neuen Lehren u. Offenbarungen aus, wie auch die Heerhaufen zu weiteren Eroberungen. Doch kam ein Stillstand in die Eroberungen, da der bis 60 St. vor Peking vorgerückte Ostkönig wegen Krankheiten umkehren mußte u. auf dem Rückzug aufgerieben wurde,

die Kaiserlichen 1854 u. 1855 sonst manche Vortheile gewannen u. Hung mit inneren Zwistigkeiten zu kämpfen hatte. Nachdem er aber gefährlicher Könige seiner Partei unter viel Blutvergießen sich entledigt hatte, so daß nur noch Yü übrig war, der nun Feldmarschall wurde, u. neben welchem ein Friedenskönig u. ein Glückskönig ernannt wurden, begannen die Eroberungen auf's Neue; u. jetzt noch steht die Hauptmacht in Nanking ungeschwächt, wenn gleich unter mancherlei Wechseln langsam zunehmend. Die Provinzen, in welchen Hung bis jetzt regiert, umfassen über 60 Mill. E. — Hung bleibt übrigens durchaus ein selbstseliger Chinese, der keines Missionars, keines Fremden bedarf, weil er u. sein Volk Alles längst schon hat, nur verdorben durch die Buddhisten u. Mandschuren. Mit ächt chinesischer Selbstgenügsamkeit will er sich sein christlich hergerichtetes Altchinesenthum mit keinem Finger anrühren lassen. Man hoffte, die Ankunft seines Vetters Hungyin, der, von Miss. Hamberg 1852 getauft, ein geachteter Hilfslehrer geworden war, dürfte zur Reinigung dieser Mischreligion beitragen. Aber Hungyin ist zum Schildkönig ernannt u. alsbald in Vielweiberei verwickelt worden, worauf er auch bald seine Sympathien für die Missionare verlor. Miss. Roberts, der sich 15 Monate lang in Nanking bei seinem ehemaligen Schüler aufhielt, u. die günstigste Schilderung der Rebellen, als wohlmeinender, noch schwacher Christen gab, mußte 1862 flüchten, nachdem ihm der Schildkönig seinen christl. Diener ermordet hatte. Jede Missionsthätigkeit unter den Rebellen erwies sich noch schwieriger als unter den Altchinesen. So ist zu fürchten, daß Hung-siu-tsuen, wenn er Herr des Ganzen wird, nur um so feindseliger dem Christenthum entgegentreten werde; u. von ihm aus wird man zunächst für die Verbreitung des Christenthums nichts erwarten dürfen, obwohl die großen Erschütterungen zuletzt dem Evangelium eine Bahn zu den Herzen bereiten können.

Hung's neue Religion verbietet Wein, Tabak u. Opium, auch alles Spiel mit Würfeln oder Karten. So lange der Krieg dauert, sind die Männer zur Ehelosigkeit verurtheilt, sogar auf Concubinat steht Todesstrafe. Vier Tage nach Eroberung einer Stadt müssen alle Weiber sich entfernen. Die neue Lehre, vom Kaiser selbst in Gedichten aufgeschrieben, wird nur Wenigen genau bekannt. Im Ganzen will er, im Gegensatz zu dem Götzendienst der Buddhisten u. zu dem herrschenden sittlichen Verderben, nur die uralte heidnische Religion wieder aufrichten, vermengt mit Bruchstücken aus dem A. u. N. Testament u. einigen christlichen Gebräuchen. Die Versammlungen, die gehalten werden, beginnen mit dem Gesang eines Liedes zur Ehre Gottes; geschriebene Gebete werden verbrannt, auch chinesische Opfer gebracht. Der siebente Tag ist ein Tag des Gottesdienstes, dem großen Gott für Seine Güte zu danken, dabei die 3 Personen, Vater, Jesus u. der heil. Geist, gepriesen werden, welche vereinigt mit ihm selbst, als Himmelskönig, den Einen wahren Gott ausmachen. Auch eine Taufe findet Statt, dabei der Täufling gefragt wird, ob er keine bösen Geister anbeten, nichts Böses thun u. die 10 Gebote halten wolle. Sein auf Papier geschriebenes Sündenbekenntniß wird über ihm verbrannt; u. man gießt ihm Wasser über den Kopf mit den Worten: „Reinigung von vergangenen Sünden, Erneuerung u. Wiedergeburt.“ Ein Abendmahl kommt nicht vor. Dagegen gerathen je u. je Gemeindeglieder in Entzückungen und bekommen Offenbarungen. Die Armen werden auf Gemeindekosten gespeist u. gekleidet. Bei all dem finden sich die eigentlichen Grundlehren des Christenthums nicht vor; auch ist der Ahnendienst geblieben.

Inzwischen war der zweite chinesische Krieg ausgebrochen, dessen Ende zu höchst wichtigen Resultaten führte. Der Kaiser nämlich, der den Frieden von Nanking unterzeichnet hatte, Tao-kuang, starb im Febr. 1850; u. sein erst 19jähriger Sohn, Hien-fong, der ihm folgte, war ein eifriger Götzendiener, der bald als entschiedener Feind des vorschreitenden Christenthums, wie auch alles Verkehrs mit Fremden auftrat. Er entließ die alten Beamten, welche jenen Frieden mit unterschrieben hatten, u. setzte an ihre Stelle rechte Söhne des Reichs, welche sogleich eine feindselige Haltung gegen die Fremden annahmen und strenge Verordnungen gegen das Christenthum erließen, wodurch insbesondere die Katholiken im Lande neuen Verfolgungen ausgesetzt wurden.

Die Wegnahme eines chinesischen Schiffes, das unter englischer Flagge fuhr, von Seiten der Mandarinen, welche Rebellen darauf vermutheten, und die schnöde Behandlung des engl. Konsuls, wie auch das schroffe Verhalten des erbitterten Obercommissairs Jeh von Kwangtung war die nächste Veranlassung zu dem Krieg, zu dem der Zündstoff schon lange aufgehäuft war. An ihm nahmen bald auch die Franzosen Antheil, wegen der erneuerten Verfolgung der Katholiken u. der grausamen Hinrichtung eines kathol. Missionars in der Provinz Kwangsi, ebenso die Nordamerikaner u. Rußland. Zuerst wüthete der Krieg, ohne daß anderswo der freundliche Verkehr zwischen Chinesen u. Engländer gestört worden wäre, nur um Kanton u. seine Vorstädte, dabei es der Oberkommissair Jeh, der seit einem Jahre über 70,000 Menschen als Rebellen hatte hinrichten lassen, auf's Aeußerste trieb, indem er selbst durch vergiftetes Brod die Engländer aufzureiben suchte. Endlich aber kam Lord Elgin 1857 mit bedeutender Kriegsmacht, die nur durch die Meuterei in Indien aufgehalten wurde. 40 engl., 14 französ. und etliche nordamerik. Kriegsschiffe fuhren vereint vor Kanton, u. eroberten die feste Stadt in wenigen Tagen, dabei ihnen auch Jeh in die Hände fiel. Dadurch war aber der Hof zu Peking noch nicht gedemüthigt; darum fuhr die Flotte gegen den Peiho hin. Erst als die Festungen fielen u. die Fremden vor Tientsin, 35 St. von Peking, standen, brach der Trotz des Kaisers; u. im Juni 1858 kam der Vertrag von Tientsin zu Stande, der besonders mit Rußland u. Nordamerika, dann mit England u. Frankreich abgeschlossen wurde. Ihm gemäß sollten noch weitere 11 Havenplätze eröffnet werden, u. die Angehörigen der 4 Staaten hinfort das ganze Land durchreisen u. überall sich ansiedeln dürfen, ferner die Konsuln auf gleicher Stufe mit den Bevollmächtigten stehen und in Peking selbst Gesandte residiren. Der wichtigste Artikel aber war, daß hinfort Christen jeden Bekenntnisses sollten

das Christenthum verbreiten, und jeder Chinese dasselbe unbelästigt annehmen dürfen. So war das Größte geschehen, das man nur für China wünschen konnte, wenn auch die Ausführung noch lange hinter dem Vertrag zurückbleiben mag. — Indessen ging dieser Wechsel den Chinesen sauer ein; in Kanton erließen die Mandarinen Proklamationen, als ob der Friede, weil erzwungen, nichts gälte. Das Schiff, welches den engl. Gesandten 1859 nach Peking bringen sollte, wurde auf dem Peiho von einer Festung herab zusammengeschossen. Diese Niederlage führte zur Erneuerung des Kriegs. Engl. u. franz. Truppen rückten nun 1860 nach Peking vor; der Kaiser floh; aber das umfangreiche, mit Kostbarkeiten voll gepfropfte Sommerschloß des Kaisers wurde der Plünderung preisgegeben u. verbrannt. Der tief gedemüthigte Kaiser ließ den neuen Frieden, der zu den früheren Bedingungen noch bedeutende Entschädigungen forderte, von seinem Bruder unterzeichnen (24. Oct. 1860) u. starb bald darauf (Aug. 1861), erst 29 Jahre alt. Ki-Siang, sein 9jähriger Sohn, folgte ihm unter der Vormundschaft seines Onkels Kung. Neuerdings scheint es, daß die Westmächte dem Kaiser zur Dämpfung der Rebellion beistehen wollen, da letztere ihren Handel, bes. in Schanghai, bedroht. Das Reich ist auch sonst von Aufruhr in vielen Provinzen zerrissen, weil die Regierung durch ihre Demüthigung alles Ansehen eingebüßt hat; und seine Wiederherstellung durch chinesische u. tatarische Kräfte scheint fast eine Unmöglichkeit zu seyn.

---

2. Katholische Missionen.

§ 190. China blieb schon in den ältesten Zeiten vom Christenthum nicht unberührt. Gewiß ist, daß von 636 an der nestorianische Patriarch Jesubab Missionare dahin sandte, darunter Olapuen aus Syrien, der sich die Liebe des Kaisers erwarb, Gemeinden bildete u. als Bischof in allen Provinzen Kirchen baute. Nach

kurzer blutiger Verfolgung von 699—712 erholten sich die Gemeinden unter einem freundlichen Kaiser; und neue Missionare kamen. Die Christenpriester gelangten sogar zu Ehrenstellen. Eine Gedenktafel zu Singnanfu in der Provinz Schensi von Jesuiten aufgefunden, zeugt von der weiten Verbreitung des Christenthums in China, das aber unter inneren Kämpfen und unter den Mongolenstürmen weit herabsank, ohnehin mit Abgötterei vermischt und sehr äußerlich war.

Unter Kubilai, dem Gründer der mongolischen Dynastie, kam der berühmte Reisende Marco Polo mit Briefen u. Geschenken vom Papst an den Kaiser, u. blieb, da dieser Vorliebe für das Christenthum zeigte, bis 1292. Hatten der Papst und Ludwig der Heilige schon vorher Franszískaner in die vorderen Nebenländer China's geschickt, wie 1246 an den Mongolen-Khan, und 1253 an den Tartaren-Khan Mangu in Balu, aber ohne Erfolg zu sehen, so kam jetzt 1294 der Franziskaner Joh. von Monte Corvino unter Kubilai's Nachfolger nach Peking. Er baute Kirchen u. Klöster in der Hauptstadt, wurde Erzbischof und scheint, obwohl von den neidenden Nestorianern verleumdet, ziemlichen Erfolg gehabt zu haben. Als er, 80 Jahre alt, 1328 starb, betrauerten ihn Christen u. Heiden. Zu seinen Zeiten baute auch ein Suffraganbischof in der Havenstadt Zayton (Tsinan-tschen-fu), nahe bei der Insel Amoy, eine stattliche Kirche. In der Folge kamen abermals Franziskaner; und 1353 erkannte der Kaiser sogar die Oberherrschaft des Papstes über alle Christen in seinem Reiche an. Als aber 1368 die Ming-Dynastie aufkam, scheint diese älteste kathol. Mission, so gut wie die Nestorianer, ihr Ende gefunden zu haben. Später fand man von ihr nur noch Spuren in lateinischen Pergament-Bibeln.

Die Mission wurde erneuert, als 1537 die Portugiesen in Makao sich niederließen. Den Anfang machte F. Xavier, der von Japan her, ungeschreckt durch die

ihm als Fremdling drohende Todesgefahr, bei Nacht auf der Insel San-schan vor der Mündung des Kantonflusses sich an's Land setzen ließ, aber bald am Fieber erkrankte u. starb (2. Dez. 1552). Nach ihm kam Valignani, der die oberste Leitung der indischen Jesuiten-Mission hatte, nach Makao, wo er 30 Jahre lang blieb, und wenigstens tüchtige Werkzeuge erwählte. Unter diesen zeichnete sich Matth. Ricci aus (1582—1610), ein Mann von außerordentlichen Gaben, auch mathematischen u. mechanischen Kenntnissen, der zuerst 7 Jahre mit den Landespriestern lebte, um ganz Chinese zu werden. In der Tracht eines chinesischen Gelehrten kam er dann nach Kanton, von da in die Provinz Kiangsi u. weiter nördlich nach Nanking, wo Tausende zu ihm strömten, da er der chinesischen Sprache ganz Meister war. In Peking empfahl er sich 1600 dem Kaiser durch eine Stand- u. Repetir-Uhr; er wurde selbst in den Staatsdienst aufgenommen. Er breitete nun seinen Glauben eifrig aus; und die Zahl der Christen, darunter auch Mandarinen, wuchs täglich. Insbesondere hatte er an der Tochter eines hohen Mandarins von Schanghai, Candida, eine große Stütze, indem sie ihr Vermögen zur Unterstützung der Christen, zum Bau von Kirchen u. zum Druck von Schriften (an 130, darunter Uebersetzungen aus Thomas von Aquino) verwandte. So erhoben sich in Tschili 30, in Kiangsi 90 Kirchen; und Vereine, in welchen die eifrigsten Christen Betrachtungen über das Leiden u. Sterben des Erlösers anstellten, wurden gegründet, freilich auch Verbrüderungen zu Ehren der Jungfrau Maria, wie die Namen heidnischer Götter mit denen der Heiligen vermengt wurden. Ueberhaupt kam Ricci schließlich zu der Ueberzeugung, daß die Verehrung des Confucius u. der Ahnen kein Religions-, sondern Staatsgebrauch sei, also der Ahnendienst wohl mit dem Christenthum sich vertrage, auch sonst viele chinesische Ceremonieen zu dulden seien. Diese Praxis der Jesuiten hat später zu großen Streitigkeiten

geführt. Auf Antrieb eines Mandarinen wurden 1615 alle Missionare nach Makao verwiesen; doch wurde dieser kaiserliche Befehl 1628 wieder zurückgenommen, weil das drohende Nahen der mongolischen Eroberer portug. Hilfe erwünscht machte. Neue kräftige Missionare traten auf. Unter diesen war der Kölner Adam Schall (1622—66), so eifrig u. gelehrt als Ricci, der nicht nur bei Hof Zutritt gewann, sondern auch nach der Eroberung 1644 dem ersten Mandschukaiser sich unentbehrlich machte. Missionare verbreiteten sich durch alle Provinzen und brachten die Zahl der Christen auf 1/2 Million. Aber ein neuer Kaiser erklärte 1662 die Religion der Christen für falsch u. dem Reiche gefährlich, u. verbot sie bei Todesstrafe. Jedoch kam noch einmal eine Blüthenzeit für die Mission unter dem Kaiser Kanghi von 1669—1722. Dieser, ein Freund der Künste u. Wissenschaften, begünstigte die Jesuiten, deren Viele durch sprachliche u. mathematische Kenntnisse, durch Arzneien u. künstliche Handarbeiten ihn ganz für sich gewannen, so daß er 1692 die christl. Religion für gut erklärte u. deren Annahme allen Unterthanen freistellte. Auch baute er 1703 eine prachtvolle kath. Kirche neben seinem Palaste. Jetzt aber begannen die Dominikaner gegen die verderbliche Praxis der Jesuiten anzukämpfen; und es gab harte Händel, in welchen die letzteren alle Bullen des Papstes selbst mit Verfolgung der Legaten von sich wiesen, wie denn Kardinal Tournon 1710 im portug. Gefängniß von Makao starb. Diese Streitfragen dauerten auch in Verfolgungszeiten fort. Eine solche kam 1722 unter dem Nachfolger Kanghi's, welcher als erbitterter Feind des Christenthums das Edikt von 1692 aufhob und außer den Jesuiten, die zur Herstellung des Kalenders in Peking bleiben durften, alle römischen Priester nach Makao verwies. Die Verfolgungen wurden blutig; Bischof Sanz wurde 1747 hingerichtet, und zugleich durch die Bulle Benedikts XIV. 1742 jeder Missionar verpflichtet, die chines. Gebräuche

zu unterdrücken. Damit schwand die Aussicht auf rasche Ausbreitung des Katholicismus, und die Zahl der Christen sank auf 200,000 herab. Die Propaganda zu Rom, Spanier, Portugiesen, Franzosen fuhren freilich trotz aller Gefahren mit Missionsversuchen fort; aber die Aufhebung des Jesuitenordens 1774 schwächte die Mission bedeutend. Sie wurde nur spärlich durch Lazaristen ersetzt. Zu Anfang des Jahrhunderts waren noch 130,000 Christen da, als eine Landkarte, wodurch die Streitigkeiten über die Arbeitssprengel der ital. u. portug. Missionen geschlichtet werden sollten, neue Verfolgung veranlaßte, 1805. Bisch. Dufresse 1815 u. P. Clet 1820 fielen ihr zum Opfer. 1826 zog sich mit Erlaubniß des Kaisers der letzte Lazärist von der Mission in Peking zurück. Indessen kamen seit 1828 wieder franz. Lazaristen, 1841 folgten ihnen Jesuiten, worauf der franz. Gesandte La Grené 1845 einen kaiserlichen Duldungserlaß der kath. Religion im Reiche auswirkte. Nun drangen Schaaren von Missionaren nach, auch ital. Franziskaner und span. Dominikaner. Die Gesammtzahl der Katholiken im eigentlichen China bestand 1859 aus etwa 200,000, in den Nebenländern aus 20,000 Christen. Eigenthümlich ist die Praxis der Missionare mit kranken Kindern, welche sie mit Begierde noch vor ihrem Tode heimlich zu taufen suchen, u. deren sie einmal in 4 Jahren 185,000 tauften. Die letzte Verfolgung war 1856 in der Provinz Kwansi, wo sogar ein französ. Missionar grausam hingerichtet wurde. Der neueste Friede mit China ist besonders zu Gunsten der Katholiken ausgefallen, indem ihnen alle ihre früheren Besitzungen zugesichert sind; u. in Peking wird bereits die große Kathedrale neben dem kaiserl. Palaste hergestellt. — Wir geben noch den Stand der kath. Missionen von 1859, womit wir eine Uebersicht der Provinzen China's verbinden. Ueberall ist neben den Missionaren ein apostolischer Vikar.

a. Provinzen an der chinesischen Mauer hin: 1) Tschili oder Petschili, mit 28 Mill. E. In Nordtschili neben Korea Lazaristen; in Osttschili, wo Peking, Jesuiten mit mehr als 30,000 Christen. — 2) Schansi mit 10 Mill. E. u. der Hauptstadt Thai-juang; Franzisk. mit 20,000 Christen. — 3) Schensi, Hauptstadt Singan; Franzisk. mit 30,000 Christen. — 4) Kwansu oder Kansu, doch im Nordwesten in's Innere hineinreichend, nebst Schansi 14 Mill. E.

b. Provinzen an der Ostküste: 1) Schantong, 29 Mill. E., Hauptstadt Thinan; Franzisk. mit 8000 Christen. — 2) Kiangfu, 38 Mill. E., Jesuiten mit 76,000 Christen; großer Haven- u. Handelsplatz Schang-hai mit 2 Mill. E.; Collegium in Zikawei seit 1850. — 3) Nganhoi, 34 Mill. E., vormalige Residenz Nangking, nur wenige Christen. — 4) Tschekiang, 27 Mill. E., Hauptstadt Hang-tscheu-fu, ferner Küstenstadt Ningpo mit 4—500,000 E., in der Nähe Insel Tschusan (200,000 E.) mit der Hauptstadt Ting-hai (30,000 E.); Lazaristen mit 2000 Christen. — 5) Fu-kiang (Fokien), 16 Mill. E., Hauptstadt Fu-tscheu-fu oder Fu-tscheu mit 500,000 E., Insel Amoy, an der Mündung des Drachenflusses. Dazu Formosa oder Thaiwan mit $2^1/_2$ Mill. E.; span. Dominikaner aus Manila mit 40,000 Christen.

c. Provinzen zwischen dem gelben u. blauen Fluß, in der Mitte: 1) Honan, 23 Mill. E., Hauptstadt Kaifung; Lazaristen mit 2000 Christen. — 2) Hupe, 27 Mill. E.; Hauptstadt Wutschang; Franziskaner. — 3) Ganz im Westen an der Nordseite des blauen Flusses: Szü-tschüan (Sse-tschuen), Hauptstadt Tschingtu; auswärtige Mission mit 56,000 Christen (s. d, 3.).

d. Provinzen an der Südseite des Jan-tse-kiang (blauen Flusses), in der Mitte: 1) Kiangsi, 30 Mill. E., Hauptstadt Nan-tschang; Lazaristen mit 9000 Christen. — 2) Hunan, $18^1/_2$ Mill. E., Hauptstadt Tschang-schai, Franziskaner mit 10,000 Christen. — 3) Kwei-tscheu, zusammen mit Szü-tschüan (c, 3.) $21^1/_2$ Mill. E.; auswärtige Mission 1200 Christen.

e. Südliche Provinzen: 1) Kwang-tung, 19 Mill., Hauptstadt Kanton mit 1 Mill. E.; ausw. Mission 10,000 Christen. — 2) Kwansi, westlicher, 7 Mill. E., Hauptstadt Kweiling; ausw. Miss. mit 30,000 Christen. — 3) Jünnan, $5^1/_2$ Mill.; ausw. Miss. mit 3000 Christen, unter 1 Mill. Muhammedaner.

f. Nebenländer: 1) Halbinsel Korea, welche außerhalb der Mauer liegt; ausw. Miss. mit 15,000 Christen. — 2) Mandschurei, ausw. Miss. mit 5000 Christen. — 3) Tatarische Mongolei, Lazaristen.

3. Die evangelische Mission.

a. Die Zeiten Morrisons.

§ 191. Die evangelische Mission hatte einen schweren Anfang. Denn noch war China ungeschwächt u. hielt mit Strenge jeden Fremden von seinen Grenzen ab. Die Mission konnte sich daher nur heimlich u. wie auf Schleichwegen bewegen; und das ging 35 Jahre lang so fort, bis ihr 1842 durch den Frieden von Nanking mehr Freiheit gegönnt wurde. In dieser schweren Zeit war lange der berühmte Robert Morrison der einzige Missionar, der aber durch Erfassen der chinesischen Sprache, für welche fast noch kein Hilfsmittel vorhanden, u. die so unbekannt war, daß man 1792 für eine nach Peking bestimmte englische Gesandtschaft erst nach vielen Nachforschungen in Paris, Rom u. Neapel einen Dolmetscher finden konnte, den Grund zu den späteren Arbeiten legte. Morrison, der Sohn eines Schuhmachers in Northumberland, geb. 5. Jan. 1782, in London bereits durch einen Chinesen in der Sprache etwas gefördert, kam in Dienste der Londoner Ges. 1807 in Makao an, segelte aber gleich, weil Portugiesen u. Engländer seinetwegen erschraken, Kanton zu, um im Verborgenen dort chinesisch zu treiben. Er miethete sich eine kellerartige Wohnung u. lebte in tiefster Verborgenheit. Er mußte seine Papiere sorgfältig verbergen, trug chinesische Kleidung, ließ Haare u. Nägel lang wachsen u. eignete sich in allen Stücken die Lebensart eines Eingebornen an. Mit aller Macht warf er sich auf die Sprache. Ein Katholik aus Peking lehrte ihn die Mandarinensprache, ein anderer Chinese die Mundart von Kanton u. die Schriftzüge. Inzwischen gab es Mißhelligkeiten unter den Chinesen u. Engländern in Kanton, die ihn 1808 wieder nach Makao zurücktrieben. Hier war sein Aufenthalt in hohem Grade unsicher; nur selten durfte er sich Nachts den Genuß freier Bewegung

erlauben, wegen der Eifersucht der chinesischen Behörden und der Besorgniß der Engländer um ihre Faktoreien. Doch wurde er bald als tüchtiger Dolmetscher anerkannt, und als Uebersetzer der englischen Faktorei mit einem ansehnlichen Gehalte, der ihn von Europa unabhängig machte, angestellt. All sein Wirken für das Reich Gottes geschah im Stillen. Er hatte kleine Privatvereine, die heimlich in der Nacht sich versammelten und denen er des Sonntags bei verschlossenen Thüren das Evangelium predigte. Es konnte den Anschein haben, als treibe er die Vorsicht zu weit; aber der Erfolg zeigte, daß eben dieß der sicherste Anfang war. Denn schon 1812 kam in Folge katholischer Bestrebungen ein strenges Mandat der Regierung gegen die Ausbreitung des Christenthums, welches auch die Furcht der Engländer für ihn und sich steigerte. Er berichtete aus dieser Zeit, daß Missionare nicht in's Innere dürften, weil sie Gefahr liefen, in Ketten nach Kanton gebracht und aus dem Lande gejagt zu werden, während jeder Chinese, der sie beherbergte, hingerichtet würde. Zwar kam 1813 ein Mitarbeiter, Dr. Milne, in Makao an. Aber der Gouverneur hieß ihn in 18 Tagen die Insel verlassen; und auch in Kanton konnte er um des Argwohns der chines. Behörden willen nicht bleiben, weswegen er nach Malakka sich zurückzog und dort das anglo-chinesische Collegium gründete (§ 164.). In demselben Jahre aber vollendete Morrison die Uebersetzung des N. Testaments. Als Beweis seiner Sprachkenntniß, wie auch seiner unsicheren Lage mag das dienen, daß die Chinesen und der Hof sich über den guten Styl ärgerten, der in den amtlichen Briefen aus Morrisons Feder zu erkennen war, und daß man nach den Lehrern fahndete, welche die Geheimnisse der Sprache den Fremden verrathen hätten. Morrison hat in Lösung dieser Aufgabe Außerordentliches geleistet. Denn neben seiner Bibelübersetzung, die 1819 vollendet wurde, erschienen, da nun eine Presse in Makao errichtet wurde, unzählige Traktate, auch verschiedene

Zeitschriften unter seiner Leitung; und besonders werthvoll ist sein großes Wörterbuch in 3 Quartbänden.

Für die eigentliche Mission that übrigens Dr. Morrison auch Manches und hatte die Freude, einzelne Chinesen der Kirche Christi einverleiben zu dürfen. Der Erstling war Tsaako, den er an einer abgelegenen Quelle taufte. Sein bester Gehilfe aber wurde der bekannte Leang-afa, von Dr. Milne bekehrt und 1816 in Malakka getauft. Dieser wackere Chinese brannte vor Begierde, die Seinigen zu bekehren. Nach Kanton zurückgekehrt, schrieb er eine Schrift, zu der er selbst die Druckformen schnitt. Aber die Polizei entdeckte sein Vorhaben; er wurde festgenommen, vor Gericht geschleppt und in Ketten geworfen, seine Schrift verbrannt. Durch die Bitten mehrerer befreundeter Kaufleute wurde er zwar los, mußte aber zuvor noch 30 Schläge mit dem großen Bambus aushalten und eine bedeutende Geldbuße erlegen. Später wurden doch durch ihn seine Gattin, ein Sohn und eine Tochter und über 10 andere Chinesen bekehrt. Auch Morrison taufte noch Etliche, einmal einen betagten Vater mit 2 Söhnen. Unter beständigen Gefahren bildete sich so doch zuletzt ein Häuflein, das im Glauben treu blieb und vielfach das Werk unterstützte.

Bereits waren über 100,000 Schriften unter dem Volk verbreitet, immerhin ein Ersatz dafür, daß noch nirgends das Evangelium öffentlich verkündigt werden durfte, als 1825 die Nachricht von Milne's Tod in Malakka eintraf. Dieß bewog Morrison, dahin zu gehen, um die dortige Anstalt zu erhalten. Auch sein Besuch in England blieb nicht ohne Bedeutung für die chinesische Mission. Nach Makao 1826 zurückgekehrt, errichtete er jetzt eine Art Spital, in welchem Kranke, Blinde, Unglückliche aller Art liebende Pflege fanden und gute Eindrücke erhielten. Allmählig gestalteten sich die Aussichten für die Mission günstiger. Es bestanden zu Malakka, Java, Kanton und Makao Pressen, welche für die Erleuchtung China's arbeiteten; die Zahl

eingeborner Lehrer nahm zu; und neue Arbeiter kamen herbei. Die Aeußerung Morrisons, daß amerik. Missionare eher würden geduldet werden, als die englischen, weil sie dem argwöhnischen Mißtrauen der Regierung weniger ausgesetzt wären, veranlaßte die Bostoner Ges., 1829 Miss. E. Bridgman zu senden; eine andere amerik. Ges. sandte Miss. Abeel. Besonders wichtig wurde die Sendung Gützlaff's, der von Siam her 1831 die Küsten China's betrat. Freilich konnten vorerst die Missionare nur Morrisons stille Art fortsetzen. Bei einem Versuch Abeels u. Stevens, zu Wasser in's Innere vorzudringen, wurden sie am 5. Tage von chines. Soldaten durch Flintenschüsse zu rascher Umkehr bewogen; und noch 1830 galt es im chines. Strafgesetzbuch als ein Criminalverbrechen, das Evang. Christi zu predigen oder dasselbe zu bekennen und darnach zu leben. Dazu wurden alle Fremde in Kanton als Kaufleute einregistrirt, und mußten, wenn die Geschäftssaison im Frühjahr vorüber war, sofort nach Makao sich begeben, wo sie ihre Familien nach speciell eingeholter Erlaubniß wohnen ließen, weil keine „barbarische Frau" es wagen durfte, den Vorstädten Kantons zu nahen.

Dr. Morrison starb (Aug. 1834) nach 27jähriger Arbeit, mit dem Hoffnungsschimmer, daß China's Nacht sich endlich noch zerstreuen werde. Seine Freunde stifteten zu seinem Gedächtniß die Morrison'sche Erziehungsanstalt. Die Leitung der kleinen Gemeinde in Kanton fiel auf seinen 19jährigen Sohn, J. Morrison, der die Gaben und Fähigkeiten seines Vaters geerbt hatte († 1843), Medhurst (1817—35 in Malakka) und Bridgman, während Leang-afa mit der Presse sich beschäftigte. Letzterer theilte einmal während der 5tägigen öffentlichen Prüfungen zu Kanton über 11,000 Traktate und Schrifttheile unter den chines. Studenten aus, und auch der nachmalige Rebellen-Kaiser Hung erhielt

dabei ein Schriftchen, „die guten Worte" betitelt, das bedeutenden Eindruck auf sein Gemüth machte.

---

b. Gützlaff's Zeiten.

§ 192. Die zweite Periode der chines. Mission kann man füglich die Zeiten Gützlaff's nennen, da dieser Mann die Hauptrolle darin spielte. Der Anfang seiner Wirksamkeit fällt freilich noch in die Zeit, da China ganz verschlossen war, im Verlauf aber wurden wenigstens einige Thüren aufgethan, daß man bereits, wie siegesfroh, ausrief: China offen! Karl Gützlaff, in Pommern 1803 geboren, wurde als 17jähriger Jüngling vom König von Preußen, der in einem von ihm verfaßten Gedichte sein Talent erkannte, dem Missionsseminar Jänicke's in Berlin übergeben. Von da kam er 1823 in das Seminar zu Rotterdam; u. die holl. Ges. sandte ihn 1826 nach Batavia. Hier und in der Umgegend wirkte er etliche Jahre im Segen, und machte sich mit der chines. Sprache vertraut (§ 173.). In Siam (1828 bis 1831, s. § 166.) verheirathete er sich mit einer reichen Engländerin, was ihn in den Stand setzte, von seiner Ges. sich frei zu machen; denn es zog ihn nach China hin. Er verlor aber noch Frau und Kind in Bangkok und hatte eine schwere Krankheit durchzumachen, ehe er seine merkwürdigen Reisen an den Grenzen China's hin antreten konnte.

Zuerst wurde Gützlaff 1831 von einem chines. Handelsfreunde aufgefordert, mit ihm auf seiner Dschunke eine Reise in den Norden China's nach Tien-tsin am Peiho zu machen. Erst 28 Jahre alt, war er doch schon ganz Chinese, führte den chinesischen Namen Schiki und unterschrieb sich Gaehan, d. h. Chinesenfreund. Er nahm die Einladung an, und kam von Bangkok aus zuerst nach der Insel Namo, östlich von Kanton. Mehrmals schwebte er in Todesgefahr, auch vor Matrosen, die in seinen Bücherkisten Gold und Silber vermutheten.

Aber überall brachte er den Küstenbewohnern das Evangelium in Wort und Schrift nahe, bis er die rührige Handelsstadt Tien-tsin erreichte. Hier begrüßten ihn alsbald mit ihm in Bangkok bekannt gewordene Chinesen, die ihm Glück wünschten, daß er sich unter den Schutz des Sohnes vom Himmel stellen und den getreuen Unterthanen des himmlischen Reichs widmen wolle. Da sie ihn als Missionsarzt kannten, strömten bald Kranke herbei. Ein reicher Kaufmann nahm ihn in sein Haus auf, das fortan nie leer von Neugierigen wurde. Nach 4 Wochen gesegneten Aufenthalts fuhr er noch mit der Dschunke an der Mandschurei hin, und kam nach einem halben Jahre nach Makao zurück. Schon nach 10 Wochen trat er seine zweite Reise an als Dolmetscher und Arzt auf einem Kriegsschiffe, das die Seeprovinzen, ferner Korea, Japan und die Lutschu-Inseln erforschen und die Zuneigung der Eingebornen sich erwerben sollte. Wohl gab die Polizei die strengsten Befehle, die fremden Schiffe am Landen zu hindern. Aber sie war zu feig zum Widerstand; und die Engländer konnten überall an's Land kommen. Gützlaff wurde freundlich aufgenommen, heilte Kranke, vertheilte Bücher, predigte das Evangelium und sah nichts von einer Feindschaft der Chinesen; ja selbst Beamte bedauerten es, so strenge Befehle zu haben. Doch geschah es in Amoy, daß die, welche Bücher annahmen, von den Mandarinen mit dem Bambus und Halsblock bestraft wurden. Die dritte Reise machte Gützlaff 6 Wochen später die Küste entlang, auf einem mit Opium befrachteten Schnellsegler. Er hatte 3 mal mehr Bücher mitgenommen, und reißend schnell wurde er sie los; wo er schon gewesen war, riß man sich um die Bücher, und ward er als alter Freund aufgenommen. Ebenso gut lief 1833 eine vierte Reise ab, die er mit einem amerik. Missionar auf einem Handelsschiffe machte. Medhurst's Reisen (seit 1835) zeigten ebenso, wie viel ein thätiger Missionar da und dort für die Verbreitung des Evang. thun könne.

Immerhin aber durfte Gützlaff es nicht wagen, irgendwo sich niederzulassen. Denn seit 1834 verbot der Kaiser selbst allen Handel mit den fremden Teufeln; und die Bücher nannte er entartete und schmutzige Schriften, welche die Barbaren unter dem Vorwande der Tugend einschmuggeln wollten. Auch Leang-afa fühlte sich nicht mehr sicher, und begab sich einstweilen nach Malakka. Gützlaff blieb 1834—1837 in Makao; und unter seinem und der amerik. Missionare Einfluß entstand die Ges. zur Verbr. nützlicher Kenntnisse in China, welche vielerlei Bücher herausgab, und die Zeitschrift: „Das chines. Magazin"; während die Morrison'sche Erz.-Ges. Schulen für beide Geschlechter gründete. Trotz aller Regierungsverbote kam eine verbesserte Ausgabe des N. Test. heraus, und bildete sich 1838 die ärztliche Miss.-Ges. für China, deren Spitäler in wenigen Jahren über 10,000 Kranke behandelten, welche alle das Evang. hörten und Bücher erhielten. Gützlaff hatte daneben eine besondere Schule und machte auch je und je Ausflüge in's Innere, erhielt sogar in einer Stadt das Bürgerrecht. Von schiffbrüchigen japanischen Matrosen hatte er das Japanische gelernt; doch, als er 1837 mit Parker und Williams Japan besuchen wollte, wurden sie mit Kanonenschüssen am Landen verhindert. Inzwischen stieg die Feindschaft zwischen Engländern und Chinesen; und die Arbeiten wurden sehr gehemmt, Gützlaff jedoch als zweiter Sekretär der engl. Gesandtschaft zu Makao angestellt, ohne die Missionsarbeit aufzugeben. Als 1839 der Krieg ausbrach, mußte auch er von Makao nach den Philippinen flüchten. Später predigte er auf der eroberten Insel Tschusan, wurde nach Einnahme Ningpo's Statthalter daselbst und fand immer viel Gelegenheit zum Missioniren. Bei den Friedensverhandlungen in Nanking 1842 gab er selbst jedem der kaiserlichen Bevollmächtigten ein Exemplar des N. Testaments mit dem Bemerken, das sei die Offenbarung Gottes, des HErrn

Himmels und Erde, der Seinen eingebornen Sohn zur Erlösung aller Völker in die Welt gesandt habe.

Nun, da die Freudenkunde erscholl: „China offen!" war kaum eine Miss.-Ges. in Europa und Amerika, die sich nicht an dem großen Werke der Bekehrung China's betheiligen wollte; und Schaaren von Missionaren eilten herbei, um die eröffneten Freistädte zu besetzen; noch zu Gützlaff's Zeiten waren es 16 Gesellschaften, die eintraten. Als er 1851 starb, waren im Ganzen von 1807 an 150 Arbeiter in China gewesen, von welchen 83 noch ihren Posten hatten. Aber wenn auch in den 5 geöffneten Havenstädten die Arbeit ziemlich ungestört vor sich ging, so gestattete doch der Friede von Nanking dem Europäer nur, eine Tagreise weit landeinwärts zu gehen; und somit schien für China im Großen noch wenig geschehen zu können, außer dem, was durch die Verbreitung der Schriften, die immerhin ihren Weg in's Innere fanden, möglich war. Stießen doch die Missionare selbst in der Nähe jener Städte je und je auf erbitterten Widerstand, wie 1846 auf der Insel Honam, welche vor Kanton liegt, da sie beinahe in einem Steinregen das Leben einbüßten. Um aber tiefer in das chines. Reich hineinzuwirken, faßte Gützlaff den großartigen Plan, durch getaufte Chinesen das Werk auszurichten, überzeugt, daß die Bekehrung China's nur durch Chinesen gelingen könne, weil nun einmal die Chinesen alles Fremde, so auch das Evangelium, als eine Gabe Fremder, verachteten, weswegen er auch Missionaren anrieth, ganz Chinesen zu werden und in Kleidung und Sitte sich ihnen anzubequemen, was wirklich von Vielen bis auf den Zopf hinaus geschah. Er gründete den sogenannten chinesischen Verein, der in Hongkong seinen Mittelpunkt hatte und sich zur Aufgabe stellte, Bekehrte so weit zu unterrichten, daß sie als Gehilfen oder Prediger in die Ferne geschickt werden könnten. Sie sollten von Zeit zu Zeit wiederkehren und ihre Getauften und Angefaßten mitbringen, damit auch sie zu Predigern gebildet würden.

Taufkandidaten strömten herbei, die nach kurzem Unterricht getauft und in ihre Heimath zurückgesandt wurden. Bald stieg die Zahl der Prediger auf 40, welche überall Jünger sammelten; zuletzt zählte man 600 Mitglieder. Der Verein dehnte sich allmählig fast auf alle Provinzen des Reichs aus, selbst nach Peking. Denn Gützlaff war mit höheren Beamten in Kanton bekannt geworden, auch mit dem Generalgouverneur Kijing, welcher die Uebersetzung des N. Testaments und andere Schriften zur Untersuchung nach Peking schickte, worauf die kaiserliche Erklärung kam, daß diese Bücher zur Tugend ermahnen und die von ihnen gelehrte Religion erlaubt seyn solle. Sogleich schickte der Verein 1847 den Professor Litijuän nach Peking, welchem der Magistrat der Stadt die Büchervertheilung erlaubte. Der Verein bekam viele Unterstützung aus Deutschland und sonst, besonders durch die chines. Stiftung in Kassel seit 1845. Auch fanden sich die Rheinische und die Basler Ges. bewogen, ihm zu seiner Verfügung Missionare zuzuschicken. Letztere jedoch merkten bald, daß die ausgesandten Prediger das lange nicht waren, was man sich von ihnen dachte; sie erschraken vor den untauglichen, theilweise unsittlichen Männern, mit welchen sie sich identificiren sollten, beschränkten sich zunächst auf Beaufsichtigung und Förderung der bessern Gehilfen, und zogen sich endlich vom Verein zurück. Während Gützlaff 1849 Europa durchflog, und in allen Ländern Vereine bildete, unter welche er die Provinzen China's als Missionsgebiete vertheilte, entdeckte sein Stellvertreter in Hongkong, der Basler Hamberg, die Gebrechen des Vereins; man erkannte, daß Gützlaff den verschmitzten Chinesen gegenüber zu leichtgläubig gewesen war. Er wurde deßhalb vielfältig verkannt, starb aber doch im Frieden, bald nach seiner Rückkehr auf Hongkong, den 9. Aug. 1851, mit dem Zeugniß treuer Hingabe an das Werk des HErrn. Der chines. Verein wurde noch eine Zeitlang von Miss. Neumann im Namen des Berliner

Hauptvereins für China geleitet, bald aber, weil die Täuschungen zu bitter waren, ganz aufgelöst. Um so rühriger arbeiteten die Missionare da fort, wo ihnen dem Friedensschluß gemäß Thüren offen standen.

---

c. Neuere Zeit.

§ 193. Wir nennen so die Zeit vom Frieden von Nanking (1842) an, in welcher der eigentliche Anfang mit der Mission in China gemacht wurde. Außer den gewöhnlichen bildeten sich in Deutschland, England und Amerika viele besondere Gesellschaften und Vereine für China, deren es zuletzt über 25 wurden. So hatten sich nur bis 1858 über 400 Arbeiter im Ganzen in China eingefunden, und standen noch 237 (die Frauen mitgerechnet) auf dem Platze. Zunächst war freilich ihre Arbeit auf die geöffneten Häven beschränkt, mit Erlaubniß von einer Tagreise landeinwärts. Aber die Behörden nahmen es selten mit dem Verbot strenge und ließen die Missionare, wie ihre Gehilfen, oft 100 St. weit nach China hineinkommen, in Städte, da noch nie ein Europäer gewesen war. Meist fanden sie freundliche Aufnahme; insbesondere waren sie mit den Schriften willkommen. Zu einer milderen Stimmung trug besonders auch die Rebellion im Innern bei, um deren willen die Chinesen es nicht mit den Fremden verderben wollten. Aber gefährlich waren doch die Wanderungen, wegen der vielen Räubereien, die in China herrschen; und auch Missionare haben müssen zu Land und zur See das Leben lassen. Förmliche Feindschaft herrschte fast nur in der Provinz Kwangtung, wo man die Europäer als die Zerstörer der Freiheit China's ansah, und immer nur mit dem Schimpfnamen „fremde Teufel" belegte. Hier waren aber auch die Engländer um ihres anmaßenden Wesens willen verhaßt; und selbst der fromme Leang-afa klagte 1843 bitter, wie oft er die Chinesen sagen höre,

sie würden schon die neue Lehre annehmen, wenn dieselbe nur vorher die Engländer besser machte. War dieß im Anfang ein großes Hinderniß, so war es noch mehr die natürliche Stumpfheit, und der rein äußerliche Sinn der Chinesen; und lange schien man fast vergeblich zu arbeiten, wozu noch das Opiumrauchen, die Sinnlichkeit und die Habsucht des Volkes kam. Aber beim Tode Leang-afa's konnte Miss. Medhurst es rühmen, wie viel die Achtung vor dem Wort zugenommen habe, wie gefüllt die Kirchen seien, wie geneigt so Viele, dem Evangelium unterthan zu seyn. Stieg doch die Zahl der Bekehrten und Getauften bis 1855 im Ganzen auf 728 Chinesen, von welchen 213 allein der Basler Mission nach 8jähriger Arbeit angehörten; und jetzt (1862), trotz der dazwischen gekommenen Kriegszeit, schätzt man sie auf 2000. Regelmäßige Zuhörer werden überall häufiger, und manche Kapellen füllen sich den ganzen Tag immer auf's neue. Besonders erfreulich ist die wachsende Zahl zuverlässiger Gehilfen auf den verschiedenen Missionsposten. Wie hat nur in Poklo der treue Greis Tsche in kurzer Zeit über 100 Taufkandidaten gesammelt und im Glauben befestigt, so daß sie in der Pöbel-Verfolgung, die ihn das Leben kostete (1861), Alles dafür in die Schanze schlugen.

Nun ist durch den Frieden von Tientsin ganz China den Fremden, die den vorgeschriebenen Paß vorweisen können, geöffnet. Damit ist geschehen, was man sich vor 30 Jahren nicht hätte träumen lassen. Mit frischem Eifer setzen die Miss.-Gesellschaften die Arbeit fort und sammeln an jedem neugeöffneten Orte, zuletzt 1861 in Tientsin, Erstlingsfrüchte ein, mit einer früher nicht geahnten Schnelligkeit des Erfolgs. Dazu bietet ihnen auch die Noth, welche die Rebellion über das Land verbreitet, viele Gelegenheit. Wahr wird werden, daß auch die vom Lande Sinim kommen, Jes. 49, 12.

d. Provinz Kwangtung.

§ 194. Wir geben noch eine Uebersicht der Arbeitsplätze der verschiedenen Missionsgesellschaften und beginnen mit der Provinz Kwang-tung im S. O., welche n. ö. an Fokien und w. an Kwansi stößt, mit 19 Mill. E. Ihre lange Seeküste, die im Meerbusen von Tongking beginnt, umfaßt auch die Insel Hainan, in deren Mitte noch unabhängige wilde Bergvölker sich befinden. Die Provinz ist, wie überall, in Distrikte, Kreise und Oberämter abgetheilt; und über ihr steht ein Oberstatthalter, auch Vicekönig genannt. Die Hauptstadt ist Kanton, im N. der Bocca-Tigris-Bai, hinter Inseln gleichsam versteckt. Diese Bai war bis in die neuere Zeit der einzige Verkehrsweg mit China für die Europäer, daher auch der Mittelpunkt der Mission.

Die Bocca-Tigris-Bai, von Kanton an bis zur weiten See hinaus, etwa 40 St. l., wird gebildet einerseits durch den von W. her fließenden Sikiang oder Tigris, mit welchem sich vor Kanton der Nordfluß verbindet, andererseits durch den von Osten kommenden Tung-kong (Ostfluß), welcher mit den vorigen durch den Perlfluß verbunden ist. Die Bai bespült westlich eine Küste, die aus zusammenhängenden Inseln besteht, deren letzte Hiong-san, mit der kleinen Halbinsel Makao, ist. Die Ostküste der Bai, nördlich der Tung-kong-Kreis, s. der Sinonkreis, ist durch viele Buchten zerrissen, nnd schließt mit der Insel Tung-tschung (7 St. l.), neben welcher östlich, bereits außerhalb der Bai, Hong-kong liegt. Im Süden ist die Bai zwischen Makao und Tung-tschung 11 St. br.

Hier haben wir eines der Hauptgebiete der chines. Mission vor uns, zu dem aber auch einige östlichere Kreise gehören.

a. Die Hauptstadt Kanton, chines. Kwang-tschau-fu (breite Stadt), 34 St. von Makao, gegenüber von der Insel Honam, einer Vorstadt, in welcher ein großer Buddhatempel steht, und neben der Insel Wampoa, 5 St. ö. von Kanton, an deren Südseite die fremden Schiffe einen Ankerplatz haben, ist eine der ältesten Städte des Reichs, an Zahl der Bewohner die vierte, an Reichthum die zweite. Sie hat wenigstens 1 Mill. E., die sich bei den engen Gassen ungemein zusammendrängen.

Die eigentliche Stadt, früher unzugänglich, ist von einer 2 St. langen Mauer umgeben; u. eine zweite Mauer trennt die Altstadt, worin die Tataren u. Soldaten wohnen, von der Neustadt. Die ausgedehnten Vorstädte sind aber größer als die eigentliche Stadt. Diese hat 12 Außenthore, ferner 4 in der Scheidemauer, u. Wasserthore gegen die Flüsse hin, welche alle beständig bewacht u. Nachts geschlossen werden. Die ausländischen Faktoreien liegen in den westl. Vorstädten. — In Kanton bestand schon vor dem Frieden von Nanking eine kleine Gemeinde, welcher der bewährte Leang-afa bis an seinen Tod (12. April 1855) mit Salbung u. Ernst als Prediger vorstand. Nach dem Frieden kamen Londoner, Bostoner, Methodisten, engl. u. amer. Baptisten, u. errichteten ein Hospital für Kranke, deren täglich Unzählige bedient wurden u. das Evangelium hörten. Im Verlaufe füllten sich die vielen Kapellen, während Anfangs der Fremdenhaß auch auf die Missionare übertragen wurde. Getauft wurden Manche. Während des Kriegs verloren die Bostoner ihre Gelasse durch Brand, die Methodisten mußten Alles zurücklassen u. nach Makao sich flüchten, das Hospital der Londoner wurde von chines. Soldaten besetzt. Aber 1860 waren in der Altstadt 4, in der Neustadt 2, in den Vorstädten 6 christl. Versammlungslokale, u. wurde, unter dem Schutz der englisch-franz. Waffen, selbst auf den öffentlichen Plätzen u. vor den Tempeln gepredigt. Die Gesellschaften alle, auch die amer. Presbyterianer (seit 1845, in 1861 vier Miss.; die Bostoner 3), arbeiten mit erneuter Thätigkeit in der Stadt.

b. Makao (s § 189.), auf der Insel Hiong-san, die alte portug. Besitzung, auf der allein Europäer sich niederlassen durften, hat etwa 30,000 E., darunter 5000 Portugiesen u. andere Ausländer, welche unter der Controle portugiesischer Behörden leben, während die Chinesen unter ihrer eigenen Obrigkeit sich befinden. Seit Hong-kong englisch ist, hat es viel von seiner Bedeutung verloren. Nach dem Frieden von Nanking zogen, neben den Londoner u. Bostoner Missionaren, die vorher hier waren u. eine kleine Gemeinde hatten, auch die nordamer. Presbyterianer aus Singapur hieher; u. für die Chinesen des Orts geschah viel durch Schulen, Apotheke, Schriften, Verkehr, Predigt. In den letzten Kriegsjahren war es abermals, wie früher, eine Zufluchtsstätte der Missionare, die jetzt andere Wirkungsplätze suchen.

c. Hongkong, die seit 1842 an die Engländer abgetretene Insel, 13—14 St. ö. von Makao, durch eine schmale Meerenge vom Festland getrennt, 3—4 St. l. Sie hat mehrere Fischerdörfer, ist aber felsig und nur an wenigen Stellen urbar, auch ungesund; aber wichtig durch einen breiten, ausgezeichnet sicheren

Haven; hier steht nun die neue Stadt Victoria mit 40,000 E. Der westliche Theil der Stadt enthält die armseligen Wohnungen der Chinesen, der östliche die prächtigen Gebäude der Europäer, mit Kasernen, Kirchen, Landhäusern ꝛc. Anfangs gab es zahlreiche Sterbfälle; aber das Klima hat sich gebessert. — Es kamen s. 1842 Londoner (Dr. Legge von Malakka mit 66 Communikanten), englisch Kirchliche, Nordamerikaner, amer. Baptisten (34 Gemeindeglieder in 1861), Methodisten, welche theils eine Zeitlang blieben, theils weiter zogen; u. es fehlte nicht an Hospitälern, Kapellen, Schulen, Wanderungen durch die Insel. Die engl.-kirchl. Ges., welche 6000 Pf. Sterl. von einem Ungenannten erhalten hatte, schickte unter Anderen G. Smith, der später Bischof von Hongkong wurde. Hier hatte auch Gützlaff's chinesischer Verein seinen Sitz, daher 1846 die rhein. u. Basler Missionare u. Miss. Neumann vom Berliner Verein für China hieherzogen. Seit 1856 Findelhaus des Berliner Frauenvereins für ausgesetzte Chinesenkinder unter dem Hausvater Ladendorf. Zogen auch die Basler bald in den Sinonkreis, so dauerte doch ihre Thätigkeit für Hongkong fort. Seit 1856 ist Victoria Station, mit dem Dorf Sau-ki-wang, einem Wohnort von Gemeindegliedern. Miss. Lechler mit 46 Hakka-Communikanten, im Ganzen etwa 200 Christen.

d. Der Sinonkreis, die 12—15 St. breite Halbinsel des Festlandes, gegenüber von Hongkong, welche an ihrer buchtenreichen Westseite etwa 12 St. weit die Bocca-Tigris-Bai hinaufreicht. Die Stadt Sinon oder Sanon liegt im W. an der Nam-thau-Bai. In diesen Kreis zogen 1847, noch in Verbindung mit dem chines. Verein, der Gehilfen u. Prediger mitgab, die aber bald entlassen werden mußten, die rhein. u. Basler Brüder. Sie waren der Sprache, namentlich des Hakka- u. Hoklo-Dialekts, bereits mächtig, u. trugen chines. Kleidung bis auf den Zopf. Uebrigens konnten sie dieses Feld betreten, weil nach dem Friedensschlusse eine Tagreise in's Land hinein erlaubt war. — Die rhein. Brüder wählten die Westküste. Nach einem kürzeren Aufenthalt in Tai-ping, 21 St. von Victoria, das schon im Tung-kung-Kreis liegt u. undankbar sich erwies, machten sie 9 St. südlicher 1848 Seihiang, ein Strandstädtchen in einer Bai, zu ihrer Hauptstation. An Weihnachten 1850 hatten sie schon 26 Communikanten, u. sie gründeten ein Katechetenseminar. Aber an Gefahren fehlte es nicht; 1849 wurde Miss. Genähr durch einen Ueberfall all seiner Habe beraubt. Seit 1850 wurde auch Fukwing, 3 St. nördlicher, an derselben Bai, Station, wo bald 17 Chinesen von Krone getauft wurden. Die dritte Station wurde 1851 San-kiu, 2 St. einwärts nach N. Auch die Station Hoau kam dazu, wo Lobscheid in Diensten der

Ges. zur Evangelisation China's wirkte. Als 1856 der Obercommissär Jeh auf den Kopf jedes Fremden hohe Preise setzte, mußten die Brüder fliehen; aber nach dem Frieden wurden die Stationen wieder besorgt. — 2) Die Basler Brüder Hamberg u. Lechler, zogen auch 1847 von Hongkong aus, u. verkündigten an der Ostseite des Kreises von Ort zu Ort das Evang. Von Räubern überfallen, die sie der Habe beraubten u. verwundeten, sogar einen ihrer Schullehrer tödteten, kehrten sie nach Hong-kong zurück; u. erst 1848 zog Hamberg († 1854) nach Tung-ko, 12 St. n. von Viktoria. Von 1853 an war Pukak (oder Fung-ko), in der Mitte des Kreises, 5 St. ö. von Seihiang u. w. von Tungko, die Hauptstation, woran sich andere Orte, besonders Lilong, 2 St. nördlicher, anschlossen. In jenem waren 1855 der Getauften 19, in Lilong 87, in andern Dörfern der Umgegend 31. Nach wiederholten Verfolgungen blüht die Mission wieder; Hauptstation ist Lilong mit 111 Kirchengliedern unter Miss. Winnes; die Nebenorte Pukak, Tung-ko, Maham u. s. w. Hier und in Hongkong arbeitet auch der Berliner Missionar Hanspach.

e. Der Tia-tschiu-Kreis, an der Ostgrenze der Provinz gegen Fokien. Zu ihm gehört die Insel Namo, 95 St. ö. von Victoria, wohin sich der Basler Miss. Lechler 1848 begab. Von hier aus ging er an's Land nach Jam-tsao, wo er freundlich aufgenommen wurde u. längere Zeit im Segen wirkte, bis 1852 Verfolgung ihn nöthigte, die Station zu verlassen. Schottische Missionare, die sie 1861 besuchten, fanden die Christen noch treu.

f. Der Tschong-lok-Kreis, nördlich vom vorigen, ist seit 1852 Nebenstation der Basler Mission, die hier einen wackern Lehrer mit zunehmender Gemeinde hat.

g. Der Poklo-Kreis, östlich von Kanton, wurde von dem uneigennützigen Tsche, welchen Dr. Legge 1856 getauft hatte, bearbeitet, u. lieferte bald reiche Früchte. Hunderte warfen ihre Götzen weg u. wünschten, getauft zu werden. Miss. Chalmers u. Legge machten die lieblichsten Erfahrungen auf ihren Besuchsreisen, u. konnten nach strenger Prüfung über 100 Seelen taufen. Da erhob sich der Pöbel gegen die Christen. Die Obrigkeit wurde Oct. 1861 gestürzt, Tsche, weil er Christum nicht verleugnen wollte, gefoltert u, getödtet, die Kapelle zerstört; die Bekehrten aber blieben treu u. retteten sich, indem sie Häuser u. Felder im Stiche ließen, nach Kanton. Noch ist die Ordnung nicht hergestellt.

h. In Tschautschiu, s. w. von Tiatschiu, haben die amerik. Baptisten 1860 eine Station errichtet; ein Theil der Gemeinde besteht aus Christen, die in Siam den

HErrn gefunden haben. Auch englische Presbyterianer haben dort in Swatau seit 1857 eine hoffnungsvolle Arbeit.

---

e. Provinz Fokien.

§ 195. Die Provinz Fu-kiang oder Fokien, an der Ostküste weiter herauf, vom Wendekreis des Krebses oberhalb der Insel Namo an bis gegen die Berghöhe vor Wen-theu-fu, ist etwa 140 St. lang, im Innern durch den Gebirgszug Ta-jü-ling, 70—80 St. von der Küste entfernt, begränzt, und hat 15 Mill. E. Nordwestlich sind die berühmten Theeberge von Buhie, auf welchen der Thee, das Haupterzeugniß der Provinz, wächst. Zur Provinz gehört auch die 100 St. lange und 40 St. breite Insel Formosa oder Thaiwan, welche den Schluß der Philippinenkette bildet. Hieher wurde 1631 von der holl. Regierung der Prediger Junius gesandt, welcher mit vieler Mühe die Sprache erlernte und bei seinem Tode eine protest. Gemeinde von 5900 Erwachsenen gesammelt hatte. Aber das Licht wurde bald wieder durch fortwährende Kämpfe mit den Seeräubern, welche jetzt noch an der Küste häufig sind, und die spätere Unterjochung der Insel durch den Kaiser von China 1683 wieder ausgelöscht; und kaum möchte noch eine Spur von den schönen Anfängen zu treffen seyn, wiewohl im Innern der Insel noch unabhängige Stämme seyn mögen. Dicht an der Küste in der Mündung des Drachenflusses liegt die kleine Insel Amoy mit dem bekannten, schon im 17. Jahrh. von den Engländern besuchten Haven, welcher 1842 für den Handelsverkehr freigegeben wurde. Die Hauptstadt der Provinz aber ist Fu-tschen-fu oder Futscheu am Minfluß, etwa 4 St. vom Meere, oder von der Pagodeninsel, wo die Schiffe ankern. Auch diese Stadt hat seit 1842 ein britisches Konsulat.

Die beiden freigegebenen Städte wurden alsbald von vielen Missionsgesellschaften in's Auge gefaßt; und so

lästig es den Mandarinen und Gelehrten war, so fanden die Missionare doch beim Volk Eingang. Letzteres ist freilich sehr verderbt durch den zunehmenden Opiumgenuß. In Amoy allein wird jährlich eine Million Dollars für eingeschmuggeltes Opium ausgegeben und stehen gegen 1000 Opiumläden offen. Anfangs durfte der Reisende selbst auf der Insel in keinem Dorfe übernachten, mußte also vor Sonnenuntergang wieder in der Stadt seyn. Aber bald wurde den Missionaren Vieles gestattet, so daß selbst Nebenstationen auf dem Festlande errichtet werden konnten. Die meisten Schranken sind jetzt gefallen. Wir geben einiges Einzelne von den Stationen.

1) Die Stadt Amoy oder Emoy, chines. Hia-mun, liegt neben 136 Dörfern u. Weilern auf einer 4 St. langen Insel. Von den 400,000 E. wohnt mehr als die Hälfte in der Stadt, die auf einem Vorgebirge sich in's Meer hineinstreckt. Die eigentliche Stadt oder Citadelle ist klein u. ummauert, u. hat enge, schmutzige Gassen, aber schöne Tempel. Ihr Haven ist ein Vorhaven der wichtigeren Städte Tschang-tschu und Tschwang-tschu, wo die eingebornen, durch Handel reich gewordenen Kaufleute wohnen. — In Amoy ließen sich bes. Londoner, engl. Presbyterianer seit 1844 (der edle Sandeman, † 1860), u. Sendboten der amer. holl. Kirche nieder. Sie wirkten in schönster Eintracht, u. genossen große Achtung beim Volk, das schaarenweise zu ihnen in's Haus kam, u. bei den Behörden, die einmal sie zu einem besonderen Mahl einluden, selbst beim Vicekönig von Futscheu, dem sie, als er auf Besuch kam, ihre Aufwartung machen durften. Im Hospital 1844 war die erste Betstunde, u. Besuche von Tausenden; 1846 Anfang einer Mädchenschule, Taufe zweier betagten Chinesen durch Bostoner Missionare; wichtige Dienste des frommen Gehilfen Goto; Sonntags- u. Wochengottesdienste, selbst Predigten vor den Tempeln u. auf den Straßen ungehindert; 1848 Bau der ersten Kirche unter den 5 Hävenstädten mit einem Thurme; 1853 Taufe von 9 Personen in Peh-tschui-ja auf dem Continente, einem Dorfe von 6000 E., 6 St. s. w.; 1854 Zahl der Getauften zus. 200, darunter Männer von Bildung u. viele Frauen, welchen sonst in China schwer beizukommen ist; bedeutende Erweckung, u. Nebenstationen, außer in Peh-tschui-ja, in Tschiobe u. Bessi; 1855 tauften die Amer. 83, die Londoner 45, die Presb. 13 Personen. Aber jetzt kamen Widerwärtigkeiten für die Bekehrten von Seiten ihrer Hausgenossen u. Verfolgungen der Mandarinen, wozu die Errichtung der Ka-

pelle in Tschiobe Anlaß gab. Die Annahme des Christenthums u. der Verkehr mit Fremden wurde öffentlich verboten, der Kirchenbesuch erschwert, die an Sonntagen geschlossenen Läden der Christen der Plünderung preisgegeben. Aber die Gemeinden blieben fest und trugen gerne zum Unterhalt der Kirchen u. Schulen bei; 1857 ein Kirchenopfer von 50 Dollars; es zählten die Lond. 202, die Bostoner 210 u. in Tschiobe 36, die engl. Presb. 52, also alle zusammen 500 Gemeindeglieder, u. bestanden 9 Schulen in Amoy u. in den Filialen auf dem Kontinente, auch eine Evangelistenschule. Ein besonderes Werk der Gnade hat sich in dem Dorf Kangthan geoffenbart. Die Londoner (A. u. J. Stronach u. Lea) reden 1861 von 256 Communikanten, darunter 80 Frauen, von dem glücklichen Fortgang der theol. Schule, u. gesegneten Besuchen in Orten, da nie das Evang. verkündigt war, auch in Tschwang-tschu, der größten Stadt in der Nähe, wo gute Aufnahme in den Vorstädten, aber Mißhandlung in der Stadt selbst. In Haitschung, 5 St. von Amoy, hat ein Bekehrter, Namens Tat, ein Wunder der Gnade, ein Bethaus errichtet, und ein Gemeinlein gesammelt. Miss. Lea aber wurde an der Küste von Räubern überfallen u. ausgeplündert. Im Ganzen zählt man 10 Missionare u. 623 Communikanten, wovon die größte Zahl (267) zu der amer.-holl. Kirche gehört.

2) Die Hauptstadt Futscheu, 60 St. n. von Amoy, mit vielleicht 500,000 E. Sie wird durch eine fast 3 St. lange Mauer, oder vielmehr einen 30′ hohen Wall mit Thurmthoren eingeschlossen, u. liegt 1 St. n. vom Ufer des Min in einer von Bergen umringten fruchtbaren Ebene. 2 Mill. wohnen in der Stadt u. nächster Umgebung. Ihre Vorstädte ziehen sich an beiden Seiten des Flusses hin, über welchen eine lange steinerne, von Kaufläden eingefaßte Brücke führt. Der Fluß ist voll von schwimmenden Wohnungen, Fähren u. Handelsschiffen. Die Stadt ist armselig gebaut u. hat wenig Tempel. Auf dem südlichen Hügel Wuschischan, der mit vielen Tempeln u. Pavillons bebaut ist, befindet sich das britische Konsulat. Die Bewohner, vielfach vom Opium verderbt, haben ein düsteres, zurückhaltendes, unruhiges, unhöfliches Wesen; man sieht viele Verbrecher mit dem Halsblock u. Bettler vom schmutzigsten Aussehen. — Hier ließen sich 1846 Bostoner, 1847 amer. Methodisten (unter Bisch. Baker mit 5 Miss.), 1849 engl.-kirchl., 1849 schwedische Missionare nieder. Die Bostoner (Johnson) machten sich zuerst an die ärmsten Klassen. Als die engl.-kirchl. Miss. kamen, widersetzten sich die vielen Gelehrten der Stadt auf jede Weise ihrer Niederlassung; aber Weltens ärztliche Thätigkeit vereitelte ihren Plan. Den Methodisten ging es ebenso. Die schwedischen Missionare fielen 1850

unter chines. Seeräuber; Fast wurde ihr Opfer, während Elquist, von einem großen Stein an die Stirne getroffen, sich in's Wasser stürzte, u. tief untertauchend das Ufer erreichte, worauf er aber entmuthigt zurückkehrte. Die Schwierigkeiten waren groß; 1852 wurden 2 Chinesen, welche im Hause des Missionars Schule hielten, ergriffen u. gefangen gesetzt. Man war zu Zeiten fast auf die Büchervertheilung u. Schularbeit beschränkt; auch das Klima machte zu schaffen. Die Zahl der getauften Erwachsenen in der Meth.-Mission beläuft sich auf 62, die der Gehilfen auf 6; 2 Nebenstat. Die kirchl. Mission berichtete 1861 von den ersten 4 Taufen nach 11jähriger Arbeit. Die Bostoner haben 4 Miss. u. eine Gemeinde von 16 Communikanten, davon 4 Gehilfen sind.

---

f. Provinz Tschekiang.

§ 196. Die Provinz Tschekiang, von Wentscheu-fu beginnend, nimmt von der Ostküste bis zur Nordseite des Golfs von Tschekiang hin, etwa 100 St. ein, und reicht nach innen etwa 80 St. mit der großen Bevölkerung von 25 Mill. Die Hauptstadt ist Hang-tscheu-fu im Innern des Golfs, der tief hineingeht; u. bei ihr beginnt der Kaiserkanal. Ihre Bevölkerung wird auf 1—2 Mill. geschätzt. In der Provinz ist Ningpo mit 4—500,000 E., eine 1842 den Fremden geöffnete Stadt, 5 St. vom Meere und etwa 40 St. von Hang-tscheu. Nordöstlich von ihr, an dem südl. Eingang des Golfs, liegt die etwa 3 □M. große Insel Tschusan mit der Hauptstadt Tinghai.

Ningpo, in einer großen, von 3000′ hohen Bergen umschlossenen Ebene gelegen, ist die schönste der geöffneten Küstenstädte. Sie gilt als eine Gelehrtenstadt, da sie unter den E. ein Fünftheil Gelehrte zählt. Sie ist mit einer anderthalb St. langen Mauer umgeben, durch welche 6 Thore mit Wachtposten in die Vorstädte u. zum nahen Fluß führen. Da u. dort hat die Stadt Gärten u. Begräbnißplätze, letztere mit Buschwerk u. Melonen bepflanzt; ferner viele Tempel u. große Privathäuser, auch breite u. reinliche Straßen. Aber Manches zeugt vom Verfall früheren Glanzes. Der Handel nach innen u. zur See ist lebhaft. — Die Insel Tschusan, für den Handel sehr wichtig, hat eine betriebsame, halb chines., halb japanische Be-

völkerung von 200,000 Seelen, u. die Hauptstadt an der Südseite zählt 30,000 E.

Weil während des Kriegs die Insel Tschusan und Ningpo von den Engländern besetzt wurden, gab es schon damals für Miss. Gützlaff und Dr. Lockhart Gelegenheit zu Missionsarbeiten. Nach dem Frieden aber lebte Gützlaff noch ein Jahr lang als englischer Statthalter auf Tschusan, weil so lange die Insel als Unterpfand besetzt blieb. Da wirkte er nach Kräften für das Evangelium, predigte Vornehmen und Geringen, und vertheilte Bücher, bis er im Nov. 1843 nach Hongkong zurückkehrte. In jener Zeit begab sich auch Dr. W. Chr. Milne, Sohn, von Tschusan nach Ningpo, und nahm, als Chinese gekleidet, mitten in der Stadt als der erste Europäer Wohnung. Im Juli 1843 wagte derselbe die Landreise durch die Provinzen Tsche-kiang, Kiang-si und Kwang-tung 540 St. weit nach Kanton und Hongkong, welches er in 35 Tagen erreichte. Damals gründete auch zuerst Miß Aldersey, welche früher in Surabaya auf Java arbeitete, eine Mädchenanstalt, dabei sie 2 chinesische, auf Java getaufte Mädchen zu Gehülfinnen hatte. Sie wirkte hier längere Zeit ganz allein und selbstständig, später im Dienst der kirchl. Ges. bis 1860. Jetzt leitet die blinde Agnes Gützlaff, eine Chinesin, in England erzogen, eine Blindenschule. Indessen kamen jetzt verschiedene Missionare, die hier ein günstiges Feld fanden. Denn die Grenzordnung von 1842 gestattete den Fremden, im ganzen Bezirk Ningpo herumzuwandern und nach Belieben zu verweilen, was zur Gründung von Nebenstationen führte. Es standen 1857 im Ganzen 16 Missionare und 17 Frauen im Dienste der Mission; und besonders gerühmt wurden die Missionsärzte Lockhart und Parker, als über die Dankbarkeit und den guten Willen des Volks verfügend, und die Missionare Edkins und Macgowan, welche die Gelehrten zur Achtung nöthigten. Im Dec. 1861 wurde Ningpo von den Rebellen erobert, nachdem die Consuln

Achtung für die Fremden und Schonung für's Volk ausbedungen hatten; die Mission ist dadurch bedeutend gestört; doch haben 1862 die Engländer die Stadt zurückerobert.

Neuester Stand von 1861: 1) Amer. Presb. seit 1844, 4 Kapellen in Ningpo, 8 Missionare, 7 eingeb. Katecheten u. 3 Lehrer, 112 Communikanten. Nebenstat.: a. Siao-Gyiao-Deo, über 20 St. n. von Ningpo seit 1856; — b. Pahz-gyiao, ein Dorf 2 St. weiter seit 1858; — c. Hangtscheu, die Hauptstadt, 1859, vorerst nur einige Monate besetzt, worauf die Rebellen sie zerstörten. — 2) Amer. Bapt. seit 1844, 3 Missionare u. 3 Nat.-Geh.: in Ningpo verschiedene Gottesdienste, 317 Getaufte. Nebenstat: a. Tschusan u. Umgegend, 16 Getaufte; — b. Kinghwa, in einem dicht bevölkerten Distrikt mit wenig Buddhismus; — c. Nai-ing-kong-tschaiao, 10 St. von Ningpo; — d. Jihz-kong, 7 Getaufte. — 3) Engl. kirchl. Ges. seit 1848, im Ganzen 140 Getaufte, viele Schulen, auch Mädchenschulen, 12 Gehilfen. Nebenstat.: a. Kwun-häw, 9 St. von Ningpo, im Distrikt Sänpoh. — b. Tsong-gyiao, 2 St. von der Stadt, ein Dorf mit 10,000 E. — c. Z-kyu mit 60,000 E., 7 St. von Ningpo, auf dem Landweg nach Sänpoh; — d. Ju-jiao, eine ähnliche Stadt, 7 St. an der Hauptstraße nach Hang-tscheu. — e. Schauhing, 20 St. n. w., erste Taufen 1861.

---

g. Die Provinzen Kiangnan (und Hupe).

§ 197 a. Das ehemalige Kiangnan, 140 St. lang weiter an der Ostküste herauf, an den Mündungen der beiden großen Ströme Jang-tse-kiang und Hoangho, mit einer Weite nach innen von gleichfalls 140 St., ist in 2 Hälften getheilt worden, davon die Provinz Kiangsu mit 38 Mill. E. die östliche und die Provinz Ngan-hoi mit 34 Mill E. die westliche ist. Nördlich grenzen beide an Schantong, südlich an Tschekiang. Der Vicekönig, der über die 3 Provinzen Kiangsu, Ngan-hoi und Kiangsi gesetzt war, residirte bisher in Nanking oder Kiang-ning-fu, der ehemaligen Residenz des Kaisers, an der Südseite des Jang-tse-kiang, 75 St. von der Mündung. Jetzt residirt hier

der Rebellenkaiser Hung (Tai-ping-wang § 189.), der alle Götzen der Stadt zertrümmert, alle Tempel dem Boden gleich gemacht, und nur einen Tempel, der in ein Bethaus nach seinem Sinne umgewandelt wurde, verschont hat. Auch die Buddhaklöster sind niedergerissen und die Mönche dem freien Leben zurückgegeben worden. In Kiangsu liegt die wichtige Küstenstadt Schanghai, die auch eine Zeitlang von den Rebellen besetzt gewesen, aber wieder geräumt worden ist. Neuere Angriffe auf sie (1860 und 1862) sind von den Franzosen und Engländern zurückgeschlagen worden.

Schanghai liegt am Zusammenflusse des Wu-song u. Hwong-zu, etwa 40 St. n. von Ningpo, mit 2 Mill. E. Sie wird für die Mutterstadt der klassischen Literatur, des Geschmacks u. der Mode gehalten. Das Aeußere der Stadt verräth freilich nichts von ihrem Wohlstand u. ihrer Größe. Denn sie hat, wie die meisten chines. Städte, enge u. schmutzige Straßen. Die innere Stadt ist mit einer Mauer umgeben, um welche ein Wassergraben läuft. Die Umgegend ist eine weit ausgedehnte Fläche, von vielen Bächen u. Kanälen durchschnitten, die in der Regenzeit das Wasser ableiten, in der trockenen Zeit zur Bewässerung dienen. Die Stadt ist der Stapelort von Su-tschau im Inneren. Etwa 200 St. ö. von ihr beginnt Japan, welches man bei günstigem Wind in 3 Tagen erreichen kann.

Nach Schanghai kamen allmählig Missionare von 10 verschiedenen Gesellschaften, besonders aus England und Nordamerika, und es erhoben sich zahlreiche Kirchengebäude in der Stadt, und Kapellen in der Umgegend. Am thätigsten erschien bisher die Londoner Ges., deren Missionsarzt Lockhart 1843 mit einem Hospital begann, dahin in 8 Monaten 8000 Kranke kamen, welche alle Gottes Wort hörten und Schriften erhielten. In den Städten und Dörfern der Umgegend nahm man auch das Wort willig auf. Hier vollendete Dr. Medhurst 1855 die beste chines. Bibelübersetzung († 1857). Eingeborne Gehülfen brachten das Evangel. in's Innere. Je und je gab es auch Gefahren von Seeräubern. Im Ganzen blieb der Erfolg in Schang-

hai hinter dem in andern Küstenländern zurück. Aber immerhin wurden manche Chinesen getauft; und die Bereitwilligkeit des Volks läßt auch hier große Aernten hoffen. Selbst in der Zeit, da die Stadt von den Rebellen besetzt und von einem Belagerungsheer eingeschlossen war, konnten die Missionare fast jeden Tag ungehindert in ihren Kapellen predigen; und auch während des englischen Kriegs wurde die Arbeit nicht sehr gestört. Nur 1859 kam es zu unangenehmen Auftritten. Da nämlich der sogenannte Kulihandel, welcher in Indien so stark betrieben wird, auch an den chines. Küsten immer mehr zunimmt, indem von den Europäern Arbeiter für entfernte Kolonien geworben werden, was in der That nur eine Art Sklavenhandel ist, gegen den die chines. Behörden in öffentlichen Erlassen auftraten; so kam es zu tumultuarischen Auftritten gegen die Kapellen und Wohnhäuser. Später, als die Rebellen wieder nahten, war das Volk froh an dem Schutze der Fremden. Mehrere Missionare haben von hier aus den Rebellenkaiser in Nanking besucht, wurden zuerst freundlich aufgenommen, wirkten sogar ein Duldungs-Edikt aus, fanden aber zuletzt, daß es nur auf Gewinnung der Havenstadt durch Güte oder Gewalt abgesehen sei. Als die Taipings sich in dieser Hoffnung getäuscht sahen, warfen sie die Maske ab, und der Verkehr mit den Missionaren wurde abgebrochen.

Gesellschaften in Schanghai: 1) Londoner Ges. 7 Nebenstationen, wie Tsayso, wo in 6 Monaten 17 Seelen getauft wurden, ehe die Rebellen den Ort zerstörten, u. die Gemeinde zerstreuten; mehrere wurden getödtet, andere fortgeschleppt. — 2) Bostoner Ges. (bes. in Schulen wirksam; Miss. Bridgman 1829—1861). — 3) Amer.-bisch. Ges., unter Bisch. Boone mit 9, zum Theil auch chinesischen, Missionaren; 82 Communikanten. — 4) Engl.-kirchl. Ges. mit 13 Getauften. — 5) Amerik. Presbyt. s. 1850, 5 Miss., erste Taufe 1859, Presse. — 6) Sabbatharian Bapt. s. 1847 mit 9 Getauften. — 7) Holländ. Ges.

Beengt in Schanghai, haben die Londoner Missionare 1861 eine neue Station in Hankau am Jang-

tse-kiang begonnen, wo der Gouverneur sie freundlich aufgenommen hat. Die Stadt, zusammen mit Wutschang, der Hauptstadt von Hupe, liegt im Mittelpunkt China's und heißt wegen ihrer hohen Bedeutung „das Herz des Reiches." Vor der Verwüstung durch die Rebellen wohnten hier über 2 Mill. Menschen in 3 durch den Hankiang getrennten Städten. Durch ihre inwohnende Lebenskraft haben sie sich bereits wieder erholt und bieten das erste bedeutende Missionsfeld im Innern des Landes.

---

b. Nordchina.

§ 197 b. Im Norden der beiden großen Ströme liegt die gebirgige, gesunde Provinz Schantung mit 30 Mill. Sie trennt das gesegnetste Land China's von den magern Ebenen, durch die der Peiho fließt. Für den Handel kommt hier nur Tschifu oder Yentai in Betracht, welche Stadt an dem Vorgebirge liegt, in das die weitgedehnte Bergmasse ausläuft. Der Haven wird von vielen chinesischen und koreanischen Dschunken besucht. Hier haben Londoner, dann amer. nnd engl. Baptisten (Hall, Kloekers), auch die Pariser, Bonhoure und Rau, 1860 eine Mission begonnen, welche Oct. 1861 durch einen Aufruhr von Horden unterbrochen wurde, welche der Stillstand des Verkehrs auf dem Kaiserkanal ihres Erwerbs beraubt hatte. Mit den Taipings verbündet, verheerten letztere das Land und tödteten die amer. Miss. Holmes und Parker, welche sie um Schonung für die armen Bauern bitten wollten. Sie näherten sich auch Tschifu mit Mord und Brand, wurden aber durch die französ. Besatzung zurückgeschlagen. Arbeiter von 6 verschiedenen Gesellschaften sind in 1861 hieher gekommen. Schon der gesunden Lage wegen scheint diese Provinz bedeutende Anziehungskraft auf die Fremden im Süden zu äußern.

Der Lond. Miss. Edkins hat hier Dez. 1860 zwei Erstlinge getauft. Weiter westlich der Küste entlang an der Straße nach Tientsin liegt an einem Vorgebirge Tengtschau, wo 3 amer.-presb.

Missionare mit einem Bostoner sich niedergelassen haben 1860, u. die große Stadt Whanghien, von Tschifu wie von Tengtschau 8 St. entfernt, besuchen.

Neuestens ist nun auch in der nördlichsten Provinz Tschili die Mission eröffnet worden. Tientsin, die Havenstadt der Residenz Peking, an der Verbindung des großen Kanals und des Peiho gelegen, mit 500,000 E., darunter auch eine alte muhammedanische Kolonie, ist 1860 von Londoner und amer. Miss. besetzt worden.

Es ist eine Stadt der Blinden, wohl in Folge der ungeheuren Staubwolken u. Sandstürme, mit welchen der Westwind sie bedeckt. Ein Blinder war auch der erste von 4 Bekehrten, welche Missionar Blodget (Bostoner) schon im ersten Jahre zu einer Gemeinde gesammelt hat. Miss. Edkins (Londoner) hat 6 Personen getauft. Bis jetzt ist hier das Evangelium besser aufgenommen worden, als in irgend einer der südlicheren Städte, wozu auch das menschenfreundliche Benehmen der engl.-franz. Besatzung beigetragen hat. Engl. Methodisten sind gleichfalls hingezogen; u. die Bostoner scheinen sich von Schanghai aus auf diesen Punkt werfen zu wollen.

Von Tientsin führt eine 35 St. lange, ungemein befahrene Straße nach der Residenzstadt Peking mit 2 Mill. E. Diese theilt sich in die stark befestigte Nordstadt, wo der massive Kaiserpalast mit künstlichen Hügeln und Seen innerhalb einer rothen Ringmauer sich erhebt, und in die von niedern Mauern umgebene Südstadt. Unendlich viele Tempel aller chinesischen und tatarischen Götter ziehen den Besucher an. Auf den Festungswerken steht noch das alte Observatorium der Jesuiten, und neben dem Palast ihre nach vieljähriger Schließung wieder geöffnete Kathedrale. Bis jetzt haben die Gesandten der Westmächte protest. Missionaren den Zutritt zur Hauptstadt verwehrt, während katholische zugelassen werden. Nur Dr. Lockhart (Lond. Miss.) konnte in seiner Eigenschaft als Arzt ein Spital eröffnen 1861.

In Peking besteht auch eine russ.-griech. Mission seit 1724, ursprünglich zum Besten gefangener Kosaken und ihrer fast verheidnischten Nachkommen, der Albazins, errichtet. Dazu gehörte der gelehrte Hyacinth und andere wissenschaftlich bedeutende Männer, die aber nicht einmal ihre Heerde vor dem Heidenthum bewahrt, noch weniger sie irgend vermehrt haben.

VIII. Japan.

1. Land und Volk.

§ 198. Wir kommen zuletzt noch nach Japan, das bisher noch verschlossener als China war, und bis heute der Mission kaum eine Thüre geöffnet hat. Weil aber in den letzten Jahren Vieles versucht worden ist, das Land dem Verkehr und dem Evangelium zu öffnen, können wir nicht umhin, ein Näheres von demselben zu sagen, zumal da sich's um 37 Mill. rührige, begabte Menschen handelt, die darin wohnen.

Japan oder Schipen, d. h. Land des Lichts, des Sonnenaufgangs, besteht aus lauter Inseln, welche östlich von China liegen und vom 28—49° n. Breite gegen Kamtschatka sich hinziehen. Den Anfang oder Uebergang bilden schon die Lieu-kieu- oder Lutschu-Inseln, gegenüber von Tschekiang in China, von denen man freilich nicht ganz gewiß ist, ob man sie zu China oder Japan rechnen soll, die wir aber, obgleich ihre Regenten für ihre Königstitel nach China Tribut zahlen, doch lieber zu Japan nehmen, weil sie offenbar von daher regiert werden, selbst eine japanische Besatzung haben. Nordöstlich von ihnen ist der zweite Inselbogen, der das eigentliche Japan ausmacht, und außer unzähligen kleinen Eilanden folgende 4 große Inseln enthält: 1) Kiusiu, durch die Koreastraße von Korea getrennt, fast 100 St. lang, mit der Seestadt Nangasaki an der Westseite, welche Stadt bisher allein den Koreanern und Chinesen offen stand, und neben welcher das kleine Inselchen Desima liegt, mit welchem die Holländer sich begnügen mußten; — 2) Sikok über der Straße von Bango, etwa 60 St. l.; — 3) Die Hauptinsel Niphon, 260 St. l., mit dem schönsten Haven und der Weltstadt Jeddo, der Residenz des Kaisers, die einen Umfang von

5—6 St. hat, und mehrere Millionen einschließt, an der Südküste im Osten, in einer tiefen Bucht, an deren Westende, 40 St. davon, die jetzt dem Verkehr geöffnete Stadt Simoda liegt. Die zweite Haupt- und Reichsstadt Miako oder Kio liegt 100 St. s. w.; — 4) Jesso, größte Breite 120, größte Länge 100 St., von der Sangarstraße an, an welcher w. die Hauptstadt Matsmai und ö. die Havenstadt Hakodade liegt. — Weiter nördlich liegt zuerst die schmale, aber 260 St. lange, und nahe an's Festland sich anlehnende Insel Saghalien oder Tarrakai, welche einst ganz zu Japan gehörte, jetzt kaum noch mit der südl. Hälfte; dann n. ö. die dritte Reihe, die Kurilen, welche n. ö. das ochotzk'sche Meer abschließen u. bis Kamtschatka reichen, zur Hälfte dem japanischen Reiche, sonst den Russen zugehörig. Der Gesammtflächenraum der Inseln beträgt 12—13,000 □ M. Sie sind vulkanischer Natur, felsig, und mit hohen, bis an die Schneegrenze reichenden Gebirgen durchzogen; und noch sind an 24 Vulkane thätig. Die kleinen Inseln sind zum Theil nur kahle Klippen. Die Einwohner sind, außer wenigen Aino's und Mandschu's (jene, mongolischen Ursprungs, sind Ur- und Hauptbevölkerung auf Jesso, Tarrakai und den Kurilen), eigentliche Japanen, eine Mischung von Mongolen und Malaien. Sie bilden zusammen seit undenklichen Zeiten einen Gesammtstaat, der sich jetzt als theokratisch despotische Erbmonarchie darstellt. Nach ihrer Geschichte landete 660 v. Chr. von Westen her ein Fürst mit einem Heere und wurde Herrscher, auch Lehrer in Künsten und staatlichen Dingen. Dieser Herrscher, Mikado, gewöhnlich Dairi genannt, der Sproß des Sonnengottes, hatte anfangs alle geistliche und weltliche Macht in Händen, und der Teikun oder Siogun war sein Kronfeldherr. Letzterer aber erhob sich in der Folge über den Mikado, und entriß ihm bis 1585 auch den letzten Rest von weltlicher Macht. Seitdem residirt der Teikun oder weltliche Kaiser in Jeddo, und der Mi-

kado, der geistliche, in Miako. Jener hat 7 Ministerien unter sich; dieser ist so sehr Gott, daß ihn Niemand ansehen, oder ihm nahen, er auch nie die Erde betreten darf, darum immer getragen werden muß. Die 24 Daimios sind Churfürsten, welche der Teikun aus den 3 Zweigen des königl. Hauses wählen, und deren Einer, der Fürst von Kanga, weil er auch geistliche Würde besitzt, sogar vornehmer als der Teikun ist. Unter den Daimios stehen 600 kleinere Lehensfürsten, und die Kannis oder der Briefadel. Das Land selbst aber ist in 8 große Landschaften, 68 Provinzen und 622 Distrikte getheilt; und überall stellt sich ein reich ausgebildetes Volksleben dar.

Die Japanen haben eine helle Olivenfarbe, u. in Gesichtsbildung, Haltung, Kleidung &c. etwas durchaus Eigenthümliches. Im Ackerbau, besonders in der Gemüse- und Blumengärtnerei, auch in der Baumzucht übertreffen sie weit selbst die Europäer. Ihre Kunstfertigkeit ist weit u. breit berühmt. Sie haben Gold-, Silber-, Eisen- u. Kupferhütten, so wie Eisen- u. Kupferhämmer u. Gießereien, ferner Thermometer, Barometer, Uhren u. Spieluhren in großer Vollkommenheit. Fabriken aller Art sind in Menge vorhanden. In der Seidenweberei werden sie nur von den Chinesen übertroffen. Weniger ausgebildet ist die eigentliche Kunst, so schon die Baukunst, obwohl die Tempel mit Geschmack gebaut, die Brücken mit Tüchtigkeit ausgeführt, die Schnitzarbeiten bewunderungswürdig fein sind. Sie sind dabei beständig darauf aus, immer weiter zu lernen u. aus Allem Vortheil zu ziehen. — Ihre Sprache ist von der der Nachbarn ganz verschieden, hat aber viel von der chinesischen aufgenommen. Sie theilt sich in Gelehrten- und in Vulgärsprache, u. wird auf dreierlei Art geschrieben. Sie kennen seit dem 13. Jahrh. die Buchdruckerei mit Holztäfelchen, u. haben an Büchern aus allen Gebieten des Wissens Ueberfluß. In jedem Dorfe sind musterhafte Schulen für Knaben und Mädchen, in großen Städten höhere Schulen, in Jeddo eine Universität, u. in Miako, das schöner gebaut ist, u. für 600,000 E. über 500 Tempel u. im Haupttempel ein 83′ h. Buddhabild, auch die größte Glocke der Welt (19′ h., 2,400,000 holl. Pfd. schwer) enthält, eine Akademie der Wissenschaften u. Künste, die große Bibliothek u. die kaiserliche Münze. — Die Religion ist dreifach. Die ursprüngliche ist die Sinto-Religion, eine Verehrung von Geistern, besonders der Ahnengeister. Die 2 höchsten Geister, männlich u. weiblich, von Sonne u. Mond entsprossen,

Stifter der japan. Dynastieen, werden im Spiegel, dem Symbol höchster Reinheit, angebetet; u. der Mikado ist Abkömmling derselben, wird daher als irdische Gottheit verehrt. Auf zweiter Stufe stehen die Heldengeister, Kami, welche der Mikado für Götter erklärt hat, u. die in Tempeln verehrt werden. Die Seelen der Guten lösen sich nach dem Tode in das allgemeine Weltleben auf, die der Bösen wandern in Thierkörper, besonders den Fuchs. Zu beobachten sind die Gesetze der Natur u. der Obrigkeit, ferner Enthaltung von Blut, Fleischspeisen u. von Leichen, sodann geweihte Feste, Wallfahrten an heilige Orte (umzäunte Höfe mit Hallen u. einem einfachen Tempel) u. Kasteiung des Leibes. Auch in Häusern sind Kamikapellen mit metallenen Spiegeln. Wenn aber gleich die wenigsten Japanen dem Kamikult angehören, so feiern doch Alle 5 große Jahresfeste, als Naturfeste. Verbreiteter ist der Buddhismus, der von Korea kam, u. jetzt Staatsreligion u. Religion der Vornehmen ist, mit Buddhatempeln u. Klöstern, aber in sehr unreiner Form, da neben Buddha, hier Sjaka (d. h. Sakja) genannt, die ganze brahmanische Götterwelt sich findet, nebst vielen schamanischen Elementen. Die dritte vom Staat anerkannte Religion, eine Nachahmung der Lehre des Kong-fu-tse, hier Sju-to genannt, ist mehr Sache der Gelehrten; u. unter den Gebildeten herrscht viel Freidenkerei, die sich von allem Glauben an ein Uebersinnliches losgemacht hat. Das Christenthum aber ist bei Todesstrafe verboten. — Ueberaus wachsam u. einzig in ihrer Art ist die Polizei, welche mit ihrem Spionirsystem Hohe u. Niedere wie mit einem Netz umschlingt. Die Gesetze werden mit Unparteilichkeit u. großer Strenge geübt; u. die Strafen bestehen aus Verbannung, Hausarrest, dabei die Thüren mit Brettern vernagelt werden, Enthauptung, Kreuzigung u. Bauchaufschlitzung. Letztere, Harikari, d. h. glückliche Beförderung, genannt, ist ein Vorrecht der hohen Stände; u. diese sind oft dazu gezwungen, um Schimpf von sich abzuwenden, oder sich zu rächen, weil der Gegner dasselbe thun muß. Die Einkünfte des Landes übersteigen weit die Ausgaben, weswegen hier der reichste Staatsschatz ist. Straßen u. Postverbindungen, Brücken u. Kanäle sind überall, auch Reisekarten u. Reisehandbücher im Gebrauch. — Der Stände giebt es 8, aber ohne Kastenthum. Bäder, Spiele, besonders das Schachspiel, Dichtkunst, Musik u. Malerei, auch Theater, in welchen Frauen auftreten, sind Liebhabereien. Weiß ist die Farbe der Trauer. Der Mann hat nur eine gesetzmäßige Frau, aber Nebenfrauen nach Belieben; Ehebruch der Frau wird mit grausamem Tod bestraft. Sonst ist die Stellung der Frau höher als in ganz Asien. Aber an Häusern der Unzucht fehlt es nicht; u. dazu dienen besonders auch die zahlreichen Theehäuser u. Thee-

gärten, in denen man sich erholt. Im geselligen Leben herrscht viel Feinheit u. Zartheit; u. Höflichkeitsformen, für welche es ein eigenes Buch giebt, binden auf's Strengste alle Japanen vom Kaiser bis zum ärmsten Bettler herab. Sonst rühmt man ihre Intelligenz u. Bildsamkeit, ihre Mäßigkeit, Reinlichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit u. Treue; aber auch Mißtrauen u. Hinterlist, Hochmuth, Rachsucht, Neigung zu Härte und Grausamkeit sind hervorstechende Züge im Charakter der Japanen.

---

2. Katholische Mission.

§ 199. Nirgends in der Welt hat das Christenthum ein so trauriges Loos gehabt, als in dem gebildeten Japan. Die erste Kunde von Japan brachte der Venetianer Marco Polo im 13. Jahrh.; aber der erste Europäer, der es betrat, war der portugies. Länderentdecker Pinto, dessen Schiff 1542 im Haven von Bango auf der Insel Kiusiu Anker warf. Nun entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Japan und den Portugiesen in Makao und Goa. Da zog 1549 Franz Xavier mit einem in Goa bekehrten Japanen aus Malakka und Andern nach Kiusiu (Cangoxima). Er predigte schon nach 6 Wochen in der Landessprache u. taufte bald Hunderte. Auch auf die Insel Niphon kam er; und als er nach 2 Jahren und 4 Monaten Japan verließ, konnte er seinem Begleiter Torrez 4 Christengemeinden übergeben. Andere Jesuiten folgten nach. Bis 1581 zählte man 150,000 Christen, 200 Kirchen, 59 Missionare, und viele eingeb. Gehülfen, meist auf Kiusiu und im südlichen Niphon. Es erstanden stattliche Kirchen, Missionshäuser, Seminarien, auch eine Universität. Eine Gesandschaft der bekehrten Fürsten erfreute 1585 den Papst Gregor XIII. Da erließ 1587 Kaiser Taikosama, von den Bonzen aufgestiftet, ein Ausweisungsdekret. Daher trat 1591 der päpstliche Visitator, der mit den japanischen Gesandten und Franziskanern nach Miako kam, als Bevollmächtigter des Vicekönigs von Goa auf, um Eingang

zu finden. Während aber die Jesuiten verkleidet und heimlich wirkend im Lande herumzogen, führten spanische Franziskaner, von den Philippinen 1593, eine freiere Sprache, die den Kaiser reizte, sie 1597 hinrichten zu lassen. Die Jesuiten blieben, und langsam, obwohl unter Gedränge, erholte sich die Mission; 1613 zählte man 130 Jesuiten, außer einigen Franziskanern, Augustinern und Dominikanern, und nahe an 200,000 Getaufte im Lande. Einflüsterungen von holländischen und englischen Kaufleuten sollen nun Kaiser Daifusama zur Verfolgung der Christen veranlaßt haben. Ein Edikt verkündigte, daß das ganze Geschlecht der Portugiesen für ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt seyn solle. Nun erst (bes. 1635) wurde Japan ganz gegen die Fremden abgesperrt. Kein Japane sollte fortan, ohne dem Tod verfallen zu seyn, das Land verlassen, kein Edelmann von Ausländern etwas kaufen dürfen; wer die christliche Religion ausbreite, oder den Christennamen trage, solle den Tod zu erleiden haben; und auf die Entdeckung eines Priesters oder eingeb. Christen solle ein Preis ausgesetzt seyn. Nun begannen die grausamsten Verfolgungen; und in wenigen Jahren wurden über 20,000 Christen hingerichtet. Ueberall wurden die Kirchen niedergerissen, die Missionare, 144 an der Zahl, nach Nangasaki geschleppt und auf 3 Schiffe gebracht 1614. Wohl blieben ihrer noch 18 zurück, nebst einer Anzahl tüchtiger Gehilfen, und kamen heimlich immer neue Missionare. Aber diese alle erlitten zuletzt den Märtyrertod; und über 50 Jahre lang dauerte die Verfolgung fort, die immer unmenschlicher wurde, bis das Christenthum ausgerottet und Japan seit 1637 vollständig abgesperrt war. Der Heldenmuth und die Standhaftigkeit, womit die Christen um des Glaubens willen ihr Leben ließen, beweist immerhin, daß in dieser Mission eine Macht des Lebens vorhanden war, was auch gegen sie sonst, und nicht ohne Grund, gesagt werden konnte. Dem Christenthum ward fortan alle Duldung versagt; und da,

wo es einst Anhänger hatte, müssen jetzt noch alle Einwohner an bestimmten Tagen ein auf die Erde gelegtes metallenes Krucifix mit Füßen treten; auch vor dem Rathhause zu Nangasaki liegt beständig ein solches, so daß alle Eingehenden darauf treten müssen. Noch immer sind Polizeibeamte, Nachkommen früherer Katholiken, angestellt, deren einziger Beruf ist, etwa verborgene Christen aufzuspüren.

Indessen behielten doch die Holländer, welche 1600 mit einem Schiffe in Japan bleiben mußten, seit 1609 die Vergünstigung, jährlich etliche Schiffe mit Handelswaaren nach Japan senden zu dürfen. Ihre Eifersucht auf die Portugiesen mag viel zu den traurigen Vorgängen in Japan beigetragen haben. Vorgeworfen wird ihnen, daß sie durch Vorstellungen über die staatsgefährlichen Lehren der Jesuiten den Kaiser aufgeregt, und daß sie 1638, als die Christen von Arima sich endlich empörten, den Japanen bei der Belagerung von Ximabara mit ihren Kanonen geholfen hätten (40,000 Christen wurden damals niedergemetzelt, die letzten Jesuiten 1644 getödtet; die übrigen Katholiken starben allmählig aus). In Anerkennung ihrer Dienste wurde den Holländern zur Zeit, da Portugiesen und Spaniern bei Todesstrafe die Landung in Japan verboten wurde, freier Verkehr im Lande gestattet. Sie hatten ihre Niederlage auf dem Inselchen Firando, nahe bei Nangasaki auf Kiusiu; mußten aber 1640 auf das von den Portugiesen verlassene Inselchen Desima übersiedeln, welches mehr einem Gefängnisse glich, als einem Handelsplatz. Denn dasselbe ist nur 600′ l. und 240′ br. und nur durch eine eingehängte, mit Thoren und Wachen besetzte Brücke mit der Stadt verbunden. Hier standen sie unter der allerstrengsten Aufsicht, mußten alle Zeichen des Christenthums vermeiden, die Spione, mit denen man sie umgab, selbst unterhalten, und durften blos mit Genehmigung des Statthalters, und in Begleitung von 20—30 Polizeidienern, auch nur bis zu Son-

nenuntergang ihr Inselchen verlassen. Solches ließen sie sich über 200 Jahre um des gewinnreichen Handels willen gefallen. Mehrere in dieser langen Zeit von Engländern und Russen gemachte Versuche, mit Japan in Handelsverbindungen zu treten, schlugen fehl; und Japan blieb ein durchaus abgeschlossenes Land.

---

3. Protestantische Mission.

§ 200. Unter diesen Umständen konnte von einer protest. Mission in Japan bisher nicht die Rede seyn; indessen suchte man außerhalb Japan sich zu ihr vorzubereiten. So gelang es dem Miss. Dr. Medhurst in Batavia, von einem Reisenden japanische Bücher zu erhalten, aus welchen er sich ein japanisches Wörterbuch anlegte; u. Gützlaff traf 1831 mit 3 schiffbrüchigen Japanen zusammen, von welchen er das Japanische zu lernen anfing. Letzterer verfaßte 1836 mit Hülfe jenes Wörterbuchs den ersten japanischen Traktat, dem mehrere folgten, die er mit einem Aufwand von 22,000 Dollars drucken ließ. Endlich machte er sich 1837 auf den Weg nach Japan. Von den Lutschu-Inseln segelte er auf einem amerik. Schiffe direkt nach Jeddo. Aber unterwegs warfen ihm seine Reisegefährten aus Furcht vor der Untersuchung ohne sein Wissen seine Bücherkisten über Bord; und in Jeddo wurden sie so scharf mit Kanonenschüssen begrüßt, daß der Kapitän eiligst umkehrte. Nicht besser ging es im Haven von Kago-sima im S. von Kiusiu. So mußte Gützlaff das ungastliche Land mit dem Rücken ansehen; und auch seine 7 in Makao getaufte Japanen konnte er nicht zu Missionszwecken für ihr Vaterland verwenden.

Näher zur Sache schien 1845 ein Missionsversuch auf den Lutschu-Inseln zu führen. Hier ist unter vielen kleinen Eilanden die größere Insel 20 St. l. und 5 St. br., mit der Hauptstadt der ganzen Gruppe Schuidi, und mit der Havenstadt Napa, 1 St. davon, die 20,000

C. hat. Letztere, Samuren genannt, verrathen japanisches Blut und sind dem Buddhismus, wie derselbe in China und Japan sich gestaltet hat, ergeben. Ihr Regent oder Vicestatthalter, Namens Tsung-li, will nur der oberste Minister eines Königs seyn, der aber vielleicht gar nicht vorhanden ist. Doch hat er die vollziehende Gewalt auf der Insel und wird wahrscheinlich von Jeddo aus mit seinem Amte betraut. Ein zweiter Regent in Schuidi heißt Putsching; und ein Dritter ist der Statthalter von Napa. Chinesisch gebildete Gelehrte bilden den vierten Theil der Bevölkerung. Wahrscheinlich ist diese ursprünglich eine Kolonie Japans, die aber Bildung und Literatur in China überkam. Jedenfalls bilden die Lutschu-Inseln die Brücke zu Japan, und eine Mission daselbst schien es gleichfalls zu seyn. Es war der Schiffskommandant Clifford, der schon 1816, da er auf Kriegsschiffen, welche eine Gesandtschaft nach China führten, auf die Lutschu-Inseln kam, so für die Bewohner eingenommen wurde, daß er Alles versuchte, die größeren Gesellschaften zu einer Mission daselbst zu bestimmen. Da ihm aber dieses nicht gelang, so stiftete er 1845 mit seinen Genossen eine eigene Gesellschaft, die sich Seemännische Lutschu-Miss.-Ges. nannte. In deren Dienste trat der Arzt Dr. Bettelheim, ein geborner Jude aus Ungarn, der, bekehrt und getauft, mit seiner tüchtigen Frau, einer Engländerin, vor Lutschu ankerte, aber von den Behörden dringend gebeten wurde, das Land wieder zu verlassen. Endlich wies man ihm einen halb verfallenen Buddhatempel in der Nähe von Napa zur Wohnung an, wo ihn die Regierung mit Lebensmitteln versorgte, aber beständig auf lästige Weise überwachte. Nach 9 Monaten begann er auf den Straßen von Napa in der Landessprache zu predigen. Das machte großes Aufsehen; und zwei Jahre später wurde er am Tage des Begräbnisses des vorgeblichen Königs auf offener Straße mit Stöcken und Steinen überfallen. Da er fortfuhr

zu predigen, floh Alles vor ihm, wo er sich nur zeigte. Auch die Läden wurden vor ihm geschlossen; und ein Diener, der Arznei von ihm bekommen hatte, wurde auf's Grausamste quer über den Bauch geschlagen. Auch seiner Baarschaft wurde er beraubt. Indessen warf er Traktate über die Gärten und Höfe der Häuser, die aber von den Behörden gesammelt und in einer Kiste ihm wieder zugeschickt wurden. Selbst durch kleine Beutelchen mit Schiffszwieback, die er den Traktaten hinzufügte, konnte er nur nackte hungrige Knaben anlocken. Das Volk war ihm wohl nicht abgeneigt; aber die Behörden, die vor Japan zitterten, schreckten es durch grausame Strafen zurück. Bettelheim bat endlich die engl. Regierung, Lord Palmerston, um Schutz und Vermittlung; darauf kam von Zeit zu Zeit aus Hongkong ein Kriegsschiff, zu zeigen, daß er unter engl. Schutze stehe. Das wirkte in etwas; und auch der Bischof von Victoria, Dr. Smith, kam 1850 und predigte an einigen Orten. Doch boten die Behörden Alles auf, den Missionar los zu werden. Indessen schrieb Bettelheim 1853 von 5 Seelen, die er seine Brüder in Christo nennen dürfe; auch verfaßte und übersetzte er manche Schriften. Ein Bekehrter, Satschi Nama, ertrug geduldig ein verborgenes Märtyrerthum bis an seinen Tod. Aber als ein Missionar, Moreton, 1854 zu Hilfe kam, schied Bettelheim, von seiner Ges. nicht genug unterstützt, von Napa. Moreton blieb auch nur bis 1856; und 1860 löste sich die Seemanns-Ges. ganz auf. So war man auch mit dieser Brücke nicht weiter für Japan gekommen. Aehnlich erging es kathol. Missionaren, die seit 1844 wiederholt von franz. Kriegsschiffen auf den Lutschu-Inseln eingeführt wurden. Der erste Bekehrte 1855 verschwand alsbald.

Unterdessen ist Japan wenigstens für den Handel zugänglicher geworden. Zwar durfte 1846 eine kleine Flotte der Amerikaner, die gegen Jeddo herfuhr, um einen Verkehr anzubahnen, nicht zu landen wagen;

doch befreite 1849 ein Kriegsdampfer 16 in Japan gefangen gehaltene Seeleute. Ein Geschwader von 12 Schiffen aber setzte es 1853 durch, daß wenigstens ein Schreiben des nordamer. Präsidenten an den Kaiser übergeben wurde. Dasselbe Geschwader landete 1854 wenige Meilen s. von Jeddo, und setzte es nach mehreren Zusammenkünften mit kaiserlichen Commissarien durch, daß wirklich ein Vertrag abgeschlossen wurde. Demgemäß sollten die vorbeifahrenden Schiffe Kohlen, Wasser und Lebensmittel auf Japan einnehmen, und wenn sie Noth litten, Schutz sich versprechen dürfen. Ferner sollten Hakodade auf Jesso, Simoda auf Niphon, und Napa auf Lutschu dem Verkehr mit Amerika eröffnet, auch ein Consul auf Simoda geduldet werden, und das Gebiet der drei Havenstädte bis auf 2 St. zugänglich seyn. Ein ähnlicher Vertrag wurde 1858 mit den Engländern, die eben China bezwungen hatten, abgeschlossen; und Russen, Franzosen und Preußen gewannen gleiche Vergünstigungen. Freilich gab es jetzt ernste Bewegungen in Japan selbst, da die Partei der Edeln ergrimmt über die Zugeständnisse war. So gehaßt sind die Fremden, daß sich die Patrioten verschwören, sie, koste es was es wolle, aus dem Lande zu jagen. Der Kaiser, welcher den Vertrag mit den Fremden unterzeichnete, soll von den Daimios zum Selbstmord genöthigt worden seyn. Als 1861 der Taikun die Tochter des geistlichen Kaisers heirathen wollte, konnte er die Reise nach Miako nicht unternehmen, bis die ganze Straße umgewühlt und neuhergestellt wäre, weil nämlich der britische Gesandte sie auf einem Ausflug passirt hatte. Aber ein Anfang ist gemacht, und 1860 kam sogar eine japanische Gesandtschaft nach Nordamerika, 1862 eine andere nach Frankreich, England und Deutschland. Die Insel Tsusima in der Straße von Korea wurde von den Russen zu bleibender Niederlassung besetzt. Mit all dem ist freilich für die Verkündigung des Evangeliums, gegen welche sich die japanische Regierung mit aller Entschiedenheit stemmt, noch nichts gewonnen. Indessen ist

den Amerikanern und Engländern wenigstens die Ausübung ihrer Religion und die Errichtung gottesdienstlicher Gebäude in den Havenstädten ausdrücklich gestattet, was seit 1858 von den Engländern benützt wird. Nur sollen sie nichts sich erlauben, was religiösen Zwist und Hader hervorrufen könnte; und die Gesetze gelten noch, nach welchen jeder Japane, der sich bekehrt, und Jeder, der sie zu bekehren sucht, mit dem Tode bestraft wird. Die Missionare daher, welche bereits die freien Baptisten, die amer.-holl. Kirche, und die amer.-bisch. Ges. nach Kanagawa, Nangasaki und andern Orten geschickt haben, dürfen vor der Hand nur durch Spracharbeiten, Verbreitung chines. Bibeln und ärztliche Behandlung, so wie durch freundlichen Umgang und gelegentliche Belehrung der Missionsarbeit Bahn brechen. Aber mögen auch von den Protestanten viele Bibeln verkauft, mag von den Katholiken in Yokuhama sogar eine Kirche erbaut werden, für die Mission wird Japan wohl verschlossen bleiben, bis die Ausschließungspolitik, wie in China, durch blutige Kriege endlich beseitigt wird.

Vierter Theil.

Australien.

I. Einleitung.

§ 201. Wir betreten nun die neue Welt, wie man Australien und Amerika nennt, weil diese Welttheile vor noch nicht 400 Jahren gänzlich unbekannt gewesen sind. Zuerst eröffnet sich uns, östlich von Süd-Asien, der Welttheil Australien oder Polynesien, von den Franzosen Oceanien, von den Engländern Australasia genannt. Er ist eigentlich die Fortsetzung des indischen Archipels, namentlich der Molukken, welche die Brücke zu den größten Inseln Neuholland und Neuguinea bilden, und besteht aus lauter Inseln, die, meist kleinere und größere Gruppen bildend, und in mäßiger Entfernung von einander abstehend, in dem ungeheuren Meer zwischen Asien und Amerika liegen. Das Meer wird der große Ocean genannt, oder die Südsee, auch das stille Meer, von dem ersten Seefahrer Magelhaen (§ 185.) her, der auf seiner viermonatlichen Fahrt von Südamerika her beständig ruhiges Wetter hatte. In diesem Meer ziehen sich die Inseln, die (außer Mikronesien und den Sandwichsinseln) südlich vom Aequator, und meist noch in der heißen Zone liegen, von W. nach O. gegen 4500 St. hin, haben aber doch nur, die größte Insel Neuholland mitgerechnet, eine Gesammtoberfläche von 160—170,000 □M. Neuholland wird um seiner Größe willen von den andern Inseln als Continent oder Festland unterschieden; und sonst noch unterscheidet man größere Inseln, wie Neu-

Guinea, Neu-Britanien, Neu-Caledonien, Neu-Seeland, Tasmania als Inselländer von den Inselgruppen. Nach dem portugies. Entdecker Magelhaen 1519 waren es vornehmlich Holländer, welche die Kunde dieses Welttheils erweiterten. Aber erst seit den Jahren 1770 ist durch den berühmten Weltumsegler Cook die Geographie der Inseln näher aufgeschlossen worden; und fortwährend entdeckt man bisher unbekannte Inseln, wozu auch die Mission, die hier ihre ersten Triumphe feierte, das Ihrige beiträgt. Wir bemerken noch, daß die Bewohner der Inseln unsere Antipoden (Gegenfüßler) sind, und es bei ihnen Nacht ist, wenn wir Tag haben, und umgekehrt. Sie haben zugleich, so weit sie südlich sind, Sommer, wenn bei uns Alles Eis und Schnee bedeckt.

Die Inseln der Südsee sind mit sehr wenigen Ausnahmen entweder basaltisch und vulkanisch, wiewohl wenige Vulkane in Thätigkeit sind, oder verdanken sie ihren Ursprung den Korallen. Jene können als Ueberreste größerer, durch Wasserfluthen untergegangener Inseln, oder als die hervorragenden Höhenpunkte eines unter Wasser gesetzten Continentes aufgefaßt werden. Daß wenigstens einst gewaltige Revolutionen müssen Statt gefunden haben, beweist die zackige Gestalt fast aller Gebirge; und daß selbst diese müssen einst unter Wasser gestanden seyn, sieht man an dem, daß auf den höchsten Bergspitzen Korallen, Muscheln und andere Seesubstanzen sich finden. Außer diesen Gebirgsinseln giebt es noch eine zweite Klasse, die sich mit wellenförmigen Hügeln nur 40—200 Fuß über das Meer erheben, ohne Spuren von Vulkanen. Man heißt sie erhabene Koralleninseln. Die eigentlichen Koralleninseln dagegen, die über die Wasserfläche nur ein Paar Fuß sich erheben und ganz als angeschwemmtes Land mit minder üppigem Pflanzenleben erscheinen, sind im Laufe der Zeit durch sehr kleine, aber unermeßlich zahlreiche Schaalthierchen entstanden. Diese bauten ihre Kalkhäuser auf Un-

tiefen des Meers und schufen zuletzt eine den Wasserspiegel erreichende Bank, worauf sie in horizontaler Richtung sich weiter ausbreiteten. Mit ihrem Absterben verwandelte sich der Kalk in festes Gestein, das Meer schwemmte Sand und Pflanzensaamen an; und so bildete sich allmälig eine herrliche, schön bewachsene Insel, meist in Form eines Kreises mit einer Lagune oder Vertiefung im Innern, oder ein Inselkranz um die Lagune. Uebrigens haben sämmtliche Inseln, auch die vulkanischen, einen Korallenring um sich her, Atoll, wie die Malaien sagen, oder Wallriff genannt; zwischen ihm und dem inneren Inselrand sind Wasserbecken von geringer Tiefe, während außerhalb des Ringes die Seite steil in eine fast unergründliche Tiefe des Meeres fällt. Dieser Korallengürtel, 3—20 Ellen breit, ist von dem nächsten Rande der Insel bis auf eine Stunde in's Meer hinaus entfernt, als eine Schutzwehr gegen die Meereswellen, oft kaum von einer kleinen Oeffnung durchbrochen, durch welche allein eine Landung möglich ist. Solche Korallenbildungen finden sich aber nur in nicht bedeutender Entfernung zu beiden Seiten des Aequators.

Von der Pracht und Herrlichkeit der Inseln der Südsee, auf welchen die Seeluft die Hitze sehr ermäßigt, wissen die Reisenden nicht genug zu erzählen. Mitten auf den Eilanden steigen oft mächtige und wundersam gestaltete Berghöhen auf, mit Felsenzacken und Schluchten von alpenartiger Kühnheit; und dazwischen liegen stille grüne Thäler, durch welche ein klarer erfrischender Bach rieselt. Um die Berge her dehnen sich fruchtbare Niederungen bis an's Meeresgestade aus, auf denen die schönsten Fruchtbäume, darunter die Kokospalme und der Brodfruchtbaum eine besondere Stelle einnehmen, fast ohne alle Pflege gedeihen und die herrlichsten Blumen wild wachsen. Dazu herrscht ein fast immerwährender Frühling und Sommer mit der mildesten und reinsten Luft, unter dem klarsten blauen Himmel. Die stille reine Meeresfluth ringsumher liegt so klar, daß man haustief

hinunterschauen und noch auf dem Grunde Alles deutlich unterscheiden kann. Viel Eigenthümliches bildet die Thier- und Pflanzenwelt dar. Aber seltsam ist, daß man auf den eigentlichen Australinseln, ohne Neuholland, außer den kleinen australischen Hunden und Schweinen, die jetzt aussterben, nirgends ein eingebornes vierfüßiges Thier angetroffen hat.

Die ursprünglichen Einwohner sämmtlicher Inseln, die man nur zu 2 Mill. schätzt, und die auch sehr im Abnehmen begriffen sind, namentlich da, wo Europäer ansässig werden, theilt man gewöhnlich in 2 verschiedene Geschlechter, welche durch Körperbau, Farbe und Sprache sich wesentlich von einander unterscheiden, nämlich in die Papua's im W., und die Australindier oder Oceanier im O. Es macht sich übrigens auch ein drittes Geschlecht bemerklich, das mit keinem von jenen eigentlich zusammenfällt, und das Mikronesien im Nordwesten bewohnt. Wir theilen das Ganze nach diesen 3 Geschlechtern in Mikronesien, Papualänder und Oceanien (letzteres also im beschränkten Sinne).

II. Mikronesien.

1. Die Inseln.

§ 202. Unter Mikronesien, d. h. Kleininselland, versteht man neuestens die ganze Inselwelt von Japan an bis zu dem Aequator, und von China an östlich bis zum 194° ö. L. Es erstreckt sich also mehr als 1000 St. s. von Japan und 1500 St. von den Philippinen nach O., und besteht aus lauter kleinen Inseln, die in beinahe 130 Gruppen, in etlichen Hauptarchipeln, sich vertheilen. Nach einer mäßigen Schätzung

sind nur etwa 200,000 E. auf ihnen, die sich durch manche eigemthümliche Züge von den Malaien und von den Polynesiern unterscheiden, doch im Osten in Sitten, Sprache, Natur und Charakter den letzteren näher stehen, ohne so wild und grausam zu seyn. Der Reisende Lesson nennt ihr Geschlecht das mongolisch-pelagische oder karolinische; und wir können es das mikronesische nennen. Sie kamen wahrscheinlich von den Meeren China's her und scheinen von den Mongolen abzustammen. Von nußbrauner Farbe und thatkräftig an Geist und Körper, sind sie aufgeweckt und schlau zum Handel, und zeigen einen gewissen Unabhängigkeitssinn. Von Religion ist wenig zu sehen. Weder Tempel, noch Priester, noch Götterbilder sind da; nur die Geister der Todten werden mit einfachen Ceremonien verehrt. An Häusern, zum Theil sehr langen, außer Hütten, die auf 4 Pfosten ruhen, fehlt es nicht. Vielweiberei ist gewöhnlich; aber das Weib ist mehr Gefährtin als Sklavin des Mannes. Die Inseln werden gelegentlich von amerik. und engl. Kauffahrern, häufiger von Walfischfängern besucht; auch sind da und dort englische und portugies. Ansiedler, mit Faktoreien zur Einsammlung des Kokusnußöls. Dieselben müssen aber die Lebensmittel an die Häuptlinge bezahlen, welche noch außerdem wenigstens die Hälfte des Gewinns für den ihnen verliehenen Schutz erwarten. Der Einfluß der Weißen, besonders der Matrosen, Kuppler und Rumbereiter, ist sehr verderblich; und die Bevölkerung nimmt rasch ab, da Unzucht, Unmäßigkeit, Krankheit (auch Pocken) und Tod die Inseln zusehends lichten.

Die Hauptgruppen sind: 1) Die Bonin-Inseln, 240 St. s. von Jeddo beginnend und 60 St. weit s. reichend.

2) Die Marianen, auch Ladronen- oder Diebsinseln genannt, 200 St. südlicher, bereits innerhalb des Wendekreises, und in einer Reihe von 16—20 Inseln 220 St. weit herabreichend, 700 St. ö. von den Philippinen. Sie sind alle vulkanischen Ursprungs; Magelhaen entdeckte sie 1521 und nahm alsbald Besitz von ihnen für die Spanier. Sie wurden unter Philipp II. fester

bestimmt und nach dem Namen seiner Gemahlin Marie, Königin von England, Marianen genannt. Obgleich schon so lange im Besitz der Spanier (§ 185.), sind sie doch bis heute geogr. unbekannt geblieben. Ihre größte Insel ist Guahan, mit der Hauptstadt San Ignacio de Aganha. Zuerst schätzte man die E. zu 150,000; aber 1816 war nur noch Eine eingeb. Familie da unter 5386 Seelen. Letztere sind vorzugsweise Abkömmlinge der Kolonisten von Mexico und von den Philippinen, die sich mit den Eingebornen gemischt haben. Sie reden alle spanisch und sind katholisch.

3) Die Karolinen oder Neu-Philippinen beginnen etwa 100 St. südlicher. Sie nehmen von W. nach O. bis zu den Strongsinseln 22 Grade ein, also gegen 600 St.; und bestehen aus 46 Gruppen, welche über 400 Inseln in sich fassen, mit 15- oder 80,000 E. Sie sind theils basaltisch, theils niedrige Koralleninseln. Die Portugiesen entdeckten sie 1526. Sie sind in Distrikte getheilt, mit Häuptlingen oder Königen, welche Tribut erheben, und deren Mächtigster in Uleai, gerade s. von den Marianen, ist. Am östlichsten sind die Strongsinseln, deren größte, 12 St. im Umfang, Ualan heißt. Diese hat hohe dichtbewaldete Berge, romantische Landschaften und schöne Pflanzungen von Brodfrüchten, Bananen, Jams und Zuckerrohr. Die E. mit ziemlich heller Hautfarbe, etwa 1500, sind kühne Seefahrer, dabei gutmüthig, und die Frauen nicht ohne natürliche Sittsamkeit und Züchtigkeit. Auch findet sich in jedem Hause ein Webstuhl zur Verfertigung von Kleiderstoffen. Die Ansiedler auf Ponape, jetzt auf wenige geschmolzen, dürfen sich Alles erlauben; besonders war ein amerik. Neger lange der Schrecken Jedermanns.

4) Die Pelew-Inseln, deren größte Babel-thu-ap, 24 St. im Umfang hat, liegen w. von den Karolinen. Die E., früher als harmlos geschildert zeigten sich später im ungünstigsten Lichte.

5) Die Monteverdos-Inseln, s. ö. von den Karolinen, 29 erst 1806 entdeckte niedrige Inseln.

6) Die Marshallsinseln, etwa 30 an der Zahl, gerade ö. von den Karolinen, die sich in 2 Inselreihen theilen, die westliche Ralickreihe und die östliche Radackgruppe, jede unter einem König, wurden 1529 und wieder 1788 entdeckt. Die E., 30—40,000 Malaien, stehen im Rufe großer Feindseligkeit gegen die Fremden. Einem höchsten Wesen, Anis, bringen sie vor jeder wichtigen Handlung unblutige Opfer. Manche Palmen sind der Gottheit heilig, die auf ihren Gipfeln sich niederlassen soll, und werden durch ein Viereck von Balken eingeschlossen, worin man jedoch eintreten und die Palmen benützen darf. Hier herrscht wie auf den Karolinen das malaiische Lehenssystem.

Am Kampf auf Böten nehmen auch die Frauen als Hintertreffen Theil.

7) Die 1788 entdeckte Kingsmill- oder Gilbertgruppe, bereits über den Aequator hinausreichend, und mit den vorigen zusammen auch Mulgrave-Archipel genannt, mit etwa 40,000 E., welche eine dunkelbraune Hautfarbe haben und fast alle tätowirt sind. Ihre Wohnungen sind oft von ungeheurem Umfang und dienen zugleich als Rathhäuser. Das Volk ist in Häuptlinge, Grundbesitzer und Sklaven getheilt. Sie sind mild und gastfreundlich, und haben an jedem Ort ein sog. Fremdenhaus. Sowohl diese als die Marshallsinseln werden selten von Fremden besucht.

---

2. Mission.

§ 203. Da Mikronesien von den östlicheren Sandwichinseln nur 800 St. weit entfernt ist, so hörten die Eingebornen durch Reisende viel von den großen Veränderungen, die durch das Christenthum auf den Sandwichinseln hervorgebracht worden seien, und ließen dahin Bitten um Lehrer gelangen. Solches war nicht nur den Bostoner Missionaren, die dort arbeiten, erwünscht, sondern auch den Sandwichinsulanern selbst; und diese steuerten 1852 über 5000 Dollars zu der Unternehmung bei. In diesem Jahre fuhren die ersten Missionare von Honolulu ab, mit tüchtigen Gehülfen und einem Empfehlungsschreiben des Königs Kamehameha III. an die Häuptlinge Mikronesiens. Sie landeten an der nördlichsten Insel der Gilbertgruppe, Pittinsel genannt. Hier hatte der Engländer Randall eine Faktorei; er bewog den König, eine Versammlung zu berufen, und brachte die Bitte vor, ob die Ankömmlinge in der Geistesrede Unterricht geben dürften. Der junge König aber machte die Gegenfrage, ob diese Geistesrede mit der Sitte der Vielweiberei im Widerspruch stehe, worauf man es für gerathen hielt, noch keine bestimmte Entscheidung zu fordern. Die Rathshalle, 117′ l., 66′ br. und 50—60′ h., gefiel indessen den Missionaren als eine zukünftige Kapelle. Sie fuhren westlich

gegen die Karolinen und kamen an die Insel Ualan, wo der König Georg, früher nur niedriger Häuptling, und Fischer, aber nach der Befreiung von einem grausamen Tyrannen zum König gewählt, dem die Unterthanen nur auf Händen und Füßen kriechend nahen, Erlaubniß zur Gründung einer Station gab. Doch fuhren sie noch nach Ponape (Ascension), einer 180 St. w. gelegenen Basaltinsel, woselbst portugies. Ansiedler die Sache der Protestanten vor dem Könige vertraten. Die Könige der Matalanin und der Kitti, welche um den Vorrang streiten, sicherten beide Schutz zu; und Missionare und Gehülfen von den Sandwichinseln fingen ihre Arbeit an. Der oberste Minister, Nanakin genannt, war ihnen besonders gewogen. Derselbe gab eben um diese Zeit allen Häuptlingen der 5 Stämme der Insel zur Einweihung einer Festhalle ein allgemeines Festessen, wobei 150 Schweine und über 40 Hunde geschlachtet, auch nachher noch jedem Könige 10 Schweine geschenkt wurden. Die Weißen zeigten sich Anfangs über Erwarten freundlich, weil sie Vermehrung des Verkehrs von der Mission erwarteten; aber später fehlte es nicht an Feindschaft, in Folge ihrer Zügellosigkelt. Fast jedes Schiff, so selten welche anlegen, trägt zur Vergiftung der Bevölkerung bei. Häupter und Volk waren bereitwillig; König Georg verbot schon 1852 jede Arbeit am Sonntag und half zum Kirchenbau. Die Missionare wurden allmählig mit der Sprache vertraut, und 2 Pressen liefern bereits allerlei Schriften, zu deren Abfassung tüchtige Jünglinge nach Kräften helfen. Die Schulen blühen, und fast auf jeder Station sind schon, bes. seit 1860, etliche Personen getauft worden, meist aus den besten Familien, nicht ohne Verfolgung. Die Bostoner Ges. hat ein eigenes Missionsschiff „den Morgenstern", welches seit 1856 zwischen Mikronesien und Honolulu regelmäßig hin und her führte, und ein kleineres Brandungsboot für Rundreisen.

Stationen, auf welchen 7 Missionare außer den Gehülfen arbeiten, sind es 1861: 1) auf den Karolinen seit 1852: a. Kusaie (Strong's Insel), erste Taufen 1858; b. Ponape (Ascension), mit den Stationen Ron kiti, 12 Kirchengl. Schalong, 6 Kirchengl. — 2) Ebon (Covel's J.), eine Ralikinsel, seit 1857. — 3) Apaiang (Charlotte), eine Gilbert-Insel, s. von der Pittinsel, seit 1857. Der König Tekaiea hat seine Weiber außer Einer entlassen, kommt regelmäßig zur Kirche und befiehlt die Sonntagsheiligung. Noch näher am Reiche ist seine Gattin. Von hier aus soll Tarawa, die größte dieser Inseln, besetzt werden.

III. Die Papualänder.

1. Einleitung.

§ 204. Das andere Hauptgeschlecht Australiens sind die Papua's oder Nigrito's, d. h. die kleinen Neger, weil sie einige Aehnlichkeit mit afrikanischen Negern haben, von denen sie sich aber auch vielfach unterscheiden. Sie haben hervorstehende Backenknochen, aufgeworfene Lippen und Wollhaare, wie andere Neger, dagen sehr dünne und magere Arme und Beine. Sie leben, so weit man sie kennt, im Zustande der Wildheit und Ungeselligkeit, ohne eigentlichen Staat und fast ohne alle Religion. Sie waren einst auch im Osten des indischen Archipels verbreitet, sind aber durch spätere Einwanderer, wie die Malaien und Alfuren, verdrängt, theils vernichtet, theils in tiefe Wälder verstoßen, wo sie wie das Wild leben. Sie haben außerordentlich wenig Bildungsfähigkeit, und stehen darum überall den Kolonisten mit ihrem diebischen und räuberischen Wesen, dem sie nicht zu entwöhnen sind, im Wege, weßwegen ihr Schicksal immer dasselbe ist, daß sie allmählig vor den Einwanderern verschwinden. Sie sind ausschließlich im westlichen Theile Australiens.

Papualänder sind: 1) Neu-Guinea, östlich von den Molukken, im S. durch die Torresstraße von Neuholland, im O. durch die Dampierstraße von Neu-Britanien getrennt, s. § 205. — 2) Neuholland s. § 206 f. — 3) Melanesien s. § 210 f. — 4) Sonst gehörte zu den Papualändern auch Tasmania, früher Vandiemensland genannt, 70 St. l. und 60 St. breit, im S. von Neuholland durch die nur 60 St. breite Baßstraße getrennt. Es wurde seit 1804 von England aus durch Verbrecher colonisirt, deren aber seit 1852 keine mehr eingeführt werden. Die ganze Insel ist jetzt europäisirt, und hatte 1861 schon 90,000 Ansiedler, die des ergiebigsten Bodens sich erfreuen, auch seit 1842 einen englischen Bischof haben. Die Kolonie besteht aus 2 Abtheilungen, nämlich aus Buckingham, am Flusse Derwent im S., mit der Hauptstadt Hobarttown, und aus Cornwall, an und um den Fluß Tamar im N., mit der Hauptstadt Launceston. Auf die eingebornen Papua's, denen kaum beizukommen war, machte man endlich, weil sie den Kolonisten keine Ruhe ließen, Jagd, wie auf Wild. Umsonst wollte man sie durch einen Cordon um's unangebaute Land einfangen. Ein Herr Robinson, der ihr Vertrauen gewonnen hatte, bewog endlich die übergebliebenen, sich auf der nahen Flinders-Insel ansiedeln zu lassen, wo sie schnell aussterben (1860 waren nur noch 15 am Leben). Früher hatte die Mission je und je etwas an ihnen versucht.

---

2. Neuguinea.

§ 205. Neuguinea, vom Aequator an s. ö. bis zum 10° s. Br., 680 St. lang gestreckt, ist wohl 12,600 □M. groß, also nächst Borneo die größte Insel der Erde, und läuft nach N. W. und S. O. in lange Halbinseln aus. Die Küste ist nur an wenigen Stellen bekannt, das Innere, wo viel Urwald ist und Berge auf 16—17,000′ Höhe sich erheben, völlig unbekannt. Die Nordküste ist steil und den Schiffern gefährlich, die Südküste flach, durch Schlammbänke und Korallenriffe fast unzugänglich. Die Insel gehört zu den reichsten der Erde, ist aber fast gar nicht benützt. Die Einwohner, zu 500,000 geschätzt, gehören zu den Papua's, und sind sehr häßlich, roh, überaus wild, der Menschenfresserei ergeben, wozu sie

die Gefangenen mästen, und voll Mißtrauen gegen die Europäer.

Die Eingebornen cultiviren das Land nicht, sondern lichten nur hier und da den Busch durch Abbrennen, um Korn darauf zu pflanzen, nähren sich aber sonst von Jagd, Fischfang und wenigem Reisbau. Ihre Kleidung ist ein Streifen von Baumbast um die Lenden; für jeden Menschen, den er umgebracht hat, trägt der Mann eine weiße Feder auf dem Kopf. Die Dörfer sind nur Ein großes Haus, in welchem sie, in Familien getrennt, zusammenwohnen. Sie leben aber in ewigem, blutigen Streit miteinander. Frauen bezahlt man mit Sklaven, auch den Tribut an fremde Oberherren. Ihre Religion besteht in der Furcht vor bösen Geistern, in Verehrung abscheulicher Götzenbilder und in Darbringung blutiger Opfer.

Schon seit 200 Jahren beanspruchen die Holländer die Souveränität über das Land, schickten aber keine Beamte, um das Land in Besitz zu nehmen. Erst als der Sultan von Ternate auf den Molukken (§ 183.), ein Lehensfürst der Holländer, einen Theil der Nordwestküste unterjochte, wurde das Land mittelbar den Holländern unterworfen. So kam es, daß die letzteren dort 1828 eine Kolonie und das Fort Dubus errichteten. Sie duldeten, daß die Eingebornen den Tribut an den Sultan in Sklaven entrichteten. Mittlerweile breitet sich der Islam im Westen der Insel aus. Nachdem die Kolonie 1836 wieder verlassen worden war, kam erst 1858 eine holländ. Commission mit einem Kriegsdampfer, die Insel zu untersuchen, worauf aber bis jetzt noch nichts erfolgt ist.

Eine Mission entstand auf diesem wenig einladenden Boden durch den sel. Goßner (§ 110, 5.), der den Grundsatz hatte, seine Brüder dahin zu senden, wo noch Keiner gearbeitet hatte. So segelten 1855 die Missionare Ottow und Geißler von Ternate aus nach Dore ab. Der Sultan von Ternate hatte ihnen etliche eingeb. Begleiter und einen Empfehlungsbrief an die ihm unterworfenen Stämme von Dore mitgegeben, wodurch sie Sicherheit, wenn auch nicht Wohlwollen und freundliche Hülfleistung erlangten.

Sie siedelten sich zuerst auf der kleinen Insel Mansinam, gegenüber von Dore, an, wo ein alter Schuppen, von früheren Händlern errichtet, ihre Wohnung wurde. Bald aber bauten sie einen Kahn, um nach Dore zu fahren, und Holz zu einer Hütte daselbst zu fällen. Niemand half ihnen, und jeden Abend kehrten sie müde nach Mansinam zurück. Sie wurden endlich krank und sanken zu Skeletten herab, da die Eingebornen sie wohl schaarenweise umringten, aber keinerlei Hülfe leisteten, außer dem, was ein mitgebrachter 10jähriger Knabe für sie that. Nach anderthalb Jahren kam ein Kriegsdampfer in die Bucht, und nahm auf 5 Monate den Bruder Geißler nach Ternate mit. Ottow blieb, auch jener kam genesen zurück mit 5 malaiischen Zimmerleuten. Jetzt war die Sprache erlernt und das Vertrauen der Eingebornen gewonnen. Sie eröffneten nun eine Schule und predigten das Evangelium. Männer und Weiber sammelten sich zu den Gottesdiensten, wenn die Schläge der Messingtrommel das Zeichen gaben. Der Verkehr mit den Wilden wurde leicht; und 1860 kam schon ein Liederbuch in ihrer Sprache, auf Makassar gedruckt, für die Kirche. Die Eingebornen fingen an, sich anständiger zu kleiden und in Sitten und Wandel sich emporzuarbeiten. Daneben retteten die Brüder je und je mit eigener Lebensgefahr Schiffbrüchige, Deutsche und Belgier, aus Sklaverei und Mörderhänden. Auch die holl. Commission, welcher sie 1858 Aufschluß über das Land und eine Wörtersammlung von 1500 papusischen Wörtern gaben, erkannte ihre hilfreichen Dienste an, wofür ihnen von Holland ein kleiner Jahrgehalt ausgesetzt wurde, wie auch Unterstützungen von Batavia und Surabaya kamen. Ottow ist nun verheirathet und wohnt in Dore, Geißler auf der nahen Insel. Aber noch harren sie sehnlichst auf die Erstlingsfrucht.

---

3. Neuholland.

a. Der Continent.

§ 206. Das nächste Papualand, s. von Neu-Guinea, ist Neuholland selbst, der sogenannte Continent Australiens. Es ist 140,000 □M. groß, gegen 800 St. br. und 1200 St. l., vom Wendekreis des Steinbocks in der Mitte der Länge nach durchschnitten. Das Urgebirge thürmt sich im Osten zu einem Hochkamme empor, der den Namen der blauen Berge führt und sich an 7000′ über das Meer erhebt. Im S., W. und N. er-

schweren Untiefen oder heftige Brandungen das Landen. Einige Küsten haben ein rauhes, unfruchtbares Ansehen, andere enthalten große fruchtbare Strecken. Das Innere ist noch nicht genug erforscht; denn man stößt überall auf dürre Einöden, welche das Durchreisen erschweren. Doch finden sich immer noch fruchtbare Striche. An großartigen Naturscenen ist das Land arm; und der Boden bietet ohne Anbau wenig dar. Auch die Thierwelt fand man gering, keines unsrer Haus- und Raubthiere, außer den wild umlaufenden Hunden, den berühmten Dingo's, und etlichen eigenthümlichen Thiergattungen, darunter das seltsame Känguru ist. Aber seit 1788, da man anfing, sich anzusiedeln, und Thiere und Gewächse von überall her überzuflanzen, ist Neuholland eines der reichsten Länder der Erde geworden. Es wimmelt nun das Land von den schönsten Heerden großen und kleinen Viehes; und die Genüsse und Bequemlichkeiten der europäischen Heimath mit tausend Schätzen, die das Land nie zuvor gesehen, sind dort nun einheimisch wie bei uns.

Das große Land wurde 1606 zum ersten Male von einem holländ. Schiffe aus der Ferne gesehen; und man nannte es damals Südland oder Australien. Van Diemen, ein anderer Holländer, entdeckte später noch weitere Punkte der Küste; und Tasman seit 1644 untersuchte die ganze Küste, und nannte die nordwestliche Neuholland, ein Name, der später auf den ganzen Continent übergetragen wurde. Aber die Holländer benützten die Entdeckungen nicht weiter, und 126 Jahre lang blieb das Land fast unbesucht, bis 1770 der berühmte Cook die Ostküste wieder fand, und deren Werth zu schätzen wußte. Die Bucht, die er fand, nannte er Botanybai und die Küste Neu-Südwales. Diese nahmen die Engländer 1788 in Besitz, um Verbrecherkolonien anzulegen. Es veranlaßte sie dazu der Verlust von Nordamerika, wohin sie früher die Verbrecher sandten, die Bedenklichkeit, dieselben nach Westindien oder

Kanada zu schicken, die günstige Empfehlung Cooks, die Gesundheit und Milde des Klima's, die Fruchtbarkeit des Landes und die geringe Anzahl der Ureinwohner. Den Grund zu der Kolonie Botanybai legte 1788 Arthur Philipp mit 760 Verbrechern und 570 Freiwilligen. Etwas nördlich davon fand er in Port Jackson einen der schönsten Häven der Welt, in welchem eine Kriegsflotte von 1000 Segeln sicher vor Anker liegen könnte. Die Stadt, die sich hier erhob, Sydney, wurde Sitz des Generalgouverneurs. Unter manchen herben Erfahrungen, die man mit den Verbrechern machte, deren bis 1837 über 100,000 eingeführt wurden, erstarkte allmählig die Kolonie. Die Ansiedler, zu welchen auch viele Freiwillige traten, kamen in Wohlstand; und besonders groß wurde ihr Viehbesitz. Später verwendete man mehr Fleiß und Aufmerksamkeit auf den Landbau, da dieser die Verbrecher eher zu besseren Menschen umschafft. Es entstanden der Küste entlang noch manche Städte, namentlich Paramatta, 2 St. von Sydney; und Sydney selbst zählt in seinem Gebiet über 300,000 E. Diese haben sich jetzt zu einer australischen Union verbunden gegen die Einführung von Verbrechern in irgend einem Theil Neuhollands, Tasmaniens und Neuseelands. Auch die Verbrecherkolonie auf den Norfolk-Inseln zwischen Neucaledonien und Neuseeland, über 400 St. östlich von Sydney, wo die ärgsten Verbrecher seit 1824 untergebracht wurden, wurde später aufgehoben; und man versetzte hieher 1856 die Kolonisten von der Insel Pitcairn (§ 255.). Unter den Binnenstädten, die in Neuholland entstanden, wird seit 1851 Bathurst, 50 St. w. von Sydney, immer größer und volkreicher, weil hier eines der neu entdeckten Goldlager ist, nach welchem der Strom der Auswanderung sich richtet. Die Auswanderungen nach Neuholland haben überhaupt in den letzten Jahrzehnten außerordentlich zugenommen; und zahlreich sind die jetzigen Kolonieen im Distrikt Victoria, unterhalb Neu-Südwales, gegen-

über von Tasmania, mit der Hauptstadt Melbourne, ferner in Süd-Australien, an der Südküste, westlich von Victoria, mit der Hauptstadt Adelaide, und in Westaustralien mit der Hauptstadt Perth. Die Gesammtzahl der europäischen Bevölkerung 1860 betrug 1,152,804 Seelen (ohne Westaustralien, das etwa 20,000 zählt). Die englische Kirche hat bereits 6 Bischöfe.

---

b. Die Papua's.

§ 207. Die ursprünglichen Einwohner Neuhollands sind Papua's, hier das hülfloseste, verwahrlosteste Geschlecht, das man sich denken kann. Seine geistige Fähigkeit glaubte man im Anfang so gering taxiren zu dürfen, daß man Schädel von ihnen nach Europa schickte, um nach der Schädellehre des bekannten Gall untersuchen zu lassen, ob nicht ein Geschlecht von Blödsinnigen daraus sich erkennen lasse. Bei aller scheinbaren Stumpfsinnigkeit besitzen sie doch einen außerordentlichen Scharfblick im Auffinden und Erkennen der Spuren und Fährten, weswegen man sie öfters schon mit Glück zum Auffinden von Verbrechern amtlich angestellt hat, da man sich auch auf ihre Treue in dem, was ihnen aufgetragen war, verlassen durfte. Auch wird ihre Sprache, die in viele Dialecte getheilt ist und Verwandtschaft mit der drawidischen (I, S. 393.) verräth, so reich, ja geistreich genannt, daß in dem Volke mehr Anlage vermuthet werden darf, als der nächste Augenschein darbietet. Dieser ist freilich arg genug. Sie gehen in der Regel ganz nackt, verzehren fast Alles roh, schlafen unter freiem Himmel oder in elenden Hütten und Felsschluchten. Sie sind ein sorgloses Wandervolk, das nirgends länger als einige Tage bleibt. Ihre Wanderungen werden ihnen durch keine Last, die sie zu tragen hätten, erschwert; denn ihr Eigenthum besteht in der Regel nur aus einigen hölzernen Kriegsinstrumenten, die zugleich ihre Jagdgewehre sind. Sie leben von der Jagd, namentlich vom Opossum und Kän-

guruh, und vom Fischfang; aber auch von Eidechsen, Schlangen, Fröschen, Ameiseneiern und Käferlarven, besonders den großen milchweißen Raupen an faulen Bäumen. Vielweiberei, Ehebruch, Kindermord, Weiberraub und Weibertausch sind an der Tagesordnung. Der Trägheit und dem Schlaf sind sie äußerst ergeben, dabei höchst unreinlich. Sie haben einen ungeheuren Appetit, und essen, so lange etwas da ist, bis sie nicht mehr im Stande sind, sich zu bewegen; dann können sie auch wieder Tage lang hungern. Von einem andern höheren Wesen als dem bösen Geist, den sie sehr fürchten, wissen sie nichts. Auch unter sich haben sie keine Art von Regierung, keine eigentlichen Häuptlinge, keinen Begriff von Höheren und Niederen. Sie gruppiren sich wohl in kleinen Stämmen, die aber beständig miteinander im Streit liegen; und da mag oft das Verzehren von Erschlagenen vorkommen. Daneben haben sie ausgelassene Tanzfeste bei Nacht um ein Feuer herum, ein grausiger Anblick für den Fremdling. So erscheinen diese Papua's im Osten. An andern Orten, wie im Süden, weicht zwar Sitte und Art etwas ab; aber im Ganzen ist ihr Zustand überall gleich kläglich und erbärmlich.

Wie es aber diesem armen Geschlechte mag ergangen seyn, als die Europäer, und zwar deportirte Verbrecher, kamen, mag man sich denken. Es wiederholten sich die Schändlichkeiten und Barbareien, welche überall zu Tag kommen, wo Weiße mit Wilden zusammentreffen, indem jene die letzteren weniger als das liebe Vieh taxiren. An den Küsten hatte man mit den Papua's bald aufgeräumt; sie mußten sich in's Innere flüchten. Wo sie hervorkamen, waren sie ihres Lebens nicht mehr sicher, besonders wenn sie, wie meist, als begehrliche Wilde auftraten. Weil sodann je und je ganze Banden von Verbrechern aus ihren Stationen ausrissen, und in den Binnenwäldern als Buschläufer ein Räuber- und Mörderleben führten, so mußten darunter begreiflich am Empfindlichsten die Eingebornen leiden. Aber auch die freien

Kolonisten übten namenloses Unrecht an ihnen. Sie schonten nirgends ihrer Freiheit, ihrer Weiber, ihres Lebens und verthierten sie insbesondere noch mehr durch Branntwein. Rohe Ansiedler zogen zum Vergnügen auf die Menschenjagd aus, und erschlugen, wen sie fanden. Weil die Wilden sodann in der Nähe der Kolonie zur äußersten Wuth gereizt wurden und Schaden an Gut und Leben der Ansiedler anrichteten, sandte der Vollziehungsrath von Sydney 1828 eine militärische Expedition gegen sie aus; und 1830 war man Willens, vermittelst eines militärischen Kordons sie auf eine der Halbinseln hinauszudrängen, was aber vollständig mißlang, obgleich 3000 Mann ausgezogen waren.

Erst von 1838 an griff man zu menschlicheren Maßregeln, indem sich eine Gesellschaft zum Schutz der Eingebornen bildete, und die Regierung selbst einen Protector aufstellte, der sie gegen grausame und ungerechte Behandlung schirme; und 1839 wurden Lordcommissäre mit ausgedehnten Vollmachten aufgestellt, die den Auftrag hatten, den zahlreichen Grausamkeiten außer der Kolonie ein Ziel zu setzen. Wirklich wurden auch einige europäische Ungeheuer unnachsichtlich mit dem Tode bestraft. Aber viel besser konnte es schon darum nicht werden, weil das Zeugniß der Schwarzen vor Gericht nicht rechtskräftig war, daher die Mißhandlungen ungestraft fortdauern konnten. Uebrigens gab es auch früher schon Statthalter, welche den Versuch machten, die Eingebornen vom Untergang zu retten und darum zu einem geordneten Leben heranzubilden. So wurde ihnen in der Nähe von Port Jackson ein Distrikt zugewiesen, da sie sich niederlassen und Feldbau und andere Gewerbe treiben sollten. Man versuchte jedes Mittel der Ueberredung. Aber wenn auch Anfangs etliche Familien hier ihren Wohnsitz aufschlugen, so wurde doch in kurzer Zeit der Distrikt wieder gänzlich verlassen, weil die Wanderlust den Wilden keine Ruhe ließ, und sie weder zum Handel, noch zur Arbeit, selbst um reichliche Tagelohn, bewogen werden konnten.

Der Platz, Blacktown (schwarze Stadt) genannt, enthält nun stattliche Wohnungen und Landsitze der Weißen.

So blieb die Sache der Eingebornen etwas Trostloses. Das Uebelste ist, daß viele Kolonisten eine Hebung derselben nicht nur nicht wünschen, sondern sogar geflissentlich verhindern, weil sie Opfer ihrer Lust zu verlieren fürchteten. Denn sie wissen durch Kleinigkeiten die Eingebornen zu bestimmen, ihnen nach ihrem Belieben Weiber und Töchter hinzugeben. So räumt nun auch die Lustseuche mit Masern, Pocken, Branntwein u. s. w. unter dem armen Volke auf. Nimmt man dazu, daß viele ihrer Kinder durch Vernachlässigung sterben, die Fruchtbarkeit der Frauen in Folge der häufigen Fruchtabtreibung gering ist, und fast alle Kinder von Weißen gleich nach der Geburt getödtet werden, so mag man leicht erkennen, wie der Nachwuchs die Sterbenden lange nicht ersetzt und ein gänzliches Aussterben des Geschlechts nahe ist. Jetzt schon schätzt man in den großen Ländergebieten Neuhollands die Zahl der Papua's kaum noch auf 200,000; Andere schätzen sie nur noch zu 50,000.

---

c. Missionsversuche.

§ 208. Indessen sind von vielen Gesellschaften Versuche gemacht worden, die Eingebornen zu bekehren und umzubilden. Weil sie aber fast ganz erfolglos waren, sind sie meist eingestellt worden. Wir zählen hier die wichtigsten Versuche auf.

1) Samuel Marsden, 1793 zum Kaplan der Verbrecherkolonie in Sydney berufen, ein Mann, der mit keckem männlichem Muth Liebe und Leutseligkeit zu verbinden wußte, und bis 1838 der Missionen der Südsee auf's Umfassendste sich annahm, insbesondere der Apostel Neuseelands geworden ist (§ 221.), war einer der Ersten, der den Gedanken zur Bekehrung der Neuholländer faßte. An ihn wandte sich der wackere Gouverneur

Macquarie um Rath in Betreff der Schwarzen um Sydney. Sie wurden Eins, eine Musterwirthschaft zu ihren Gunsten anzulegen, wo sie civilisirt, von ihrem Wanderleben geheilt, an Arbeit gewöhnt, und erzogen werden sollten. Die Sache kam bei Paramatta zur Ausführung. Wohl siedelten sich schwarze Familien unter einem tüchtigen Aufseher an, und kamen Kinder in eine Anstalt. Aber stets zog Alles wieder fort; und nach einigen Jahren mußte der Plan aufgegeben werden. Marsden versuchte es dann auf Privatwegen. Aber ein Schwarzer, den er in sein Haus aufnahm, war bald mit keiner Liebe mehr zu bewegen, länger zu bleiben. Ein anderer Prediger nahm 2 Mädchen zu sich in's Haus; auch diese entliefen nach kurzer Zeit. Einer kam schon als kleiner Knabe in das Haus einer christlichen Dame, fuhr mit ihr nach England, lernte auch das Englische fließend reden; und doch hielt ihn später nichts ab, zum Wanderleben seines Volks zurückzukehren. Ein Anderer, der von der Mutterbrust weg 12 Jahre lang mit andern Christenkindern erzogen wurde, behielt seine instinktmäßige Vorliebe für die eckelhaften Nahrungsmittel der Eingebornen, und war auch von der Lust, davonzulaufen, nicht frei, wiewohl er 1811 zuletzt nicht ohne Spuren von Buße und Glauben verschied. Dergleichen Versuche, oft wiederholt, schlugen alle fehl. Marsden wandte sich an die engl.-kirchl. Ges. mit der Bitte um Missionare, erhielt aber vorerst nur Geldsummen zur Unterstützung jeder Unternehmung zur Bekehrung der Eingebornen.

2) Indessen kam die Mission der Methodisten in Gang, die nicht nur die Deportirten, sondern auch die Eingebornen in's Auge faßten. Weil sie aber die Wilden zuerst Englisch lehrten, hatten ihre Schulen keinen Erfolg. Auch tüchtige Männer, wie Miss. Leigh, der eine Schule mit schwarzen Kindern begann, und Miss. Cartwright, der mit den Wandernden wandernd umherzog, lernten doch die Sprache der Eingebornen nicht. Nur Miss. Tuckfield eignete sich diese an, brachte auch einige Stücke

des Katechismus in Druck. Es zeigten sich wohl leise Spuren von Sinnesänderung; aber weiter kam es nicht, und die Mission besteht längst nicht mehr. Doch sind 1861 von den Meth. in Goulbourne 17 Schwarze getauft worden.

3) Wichtig waren die Arbeiten des Londoner Miss. Threlfeld, welcher in Rajatea etliche Jahre gearbeitet hatte, und zu seiner Erholung 1825 die Abgeordneten Tyerman und Bennett nach Neuholland begleitete. Hier forderte ihn der Gouverneur auf, sich den Eingebornen zu widmen. Er willigte ein, und begann an den Ufern des Macquariesees, (30 St. n. von Sydney) mit großem Eifer sein Werk. Er bekam von der Regierung 10,000 Morgen Landes zur Ansiedlung von Schwarzen. Als nach 6jähriger scheinbarer Erfolglosigkeit seine Gesellschaft sich von diesem Felde zurückzog, blieb er doch, von Freunden und von der Regierung unterstützt. Er hatte sich so in die Sprache der Eingebornen hineingearbeitet, daß er eine Grammatik verfassen und das Evang. Lucä übersetzen konnte. In der Regel wohnten 3—4 Stämme auf dem ihm angewiesenen Lande. Er stellte ihrer 12—16 an, den Buschwald abzubrennen und das Niederholz auszureuten. Aber wenn sie auch 8—10 Tage ausgeharrt hatten, so kam ein Nationalfest oder das Gerücht von einem nahen Feinde; und die Meisten eilten fort, um nie wieder zu kommen. Oefters errichtete er mit Hülfe europäischer Knechte eine Reihe anständiger Häuser, um die Schwarzen zur Ansiedlung zu veranlassen; aber sie waren nicht dazu zu bewegen, unter dem Vorwande, es sammle sich in jenen Wohnungen das Ungeziefer, oder sie würden in der Nacht vom Feinde überfallen. Drang er in sie, ein urbar gemachtes Feld mit Korn anzusäen, so befürchteten sie, ihre Nachbarn werden dasselbe ernten. So waren alle Anstrengungen erfolglos; allmählig hörten die Beiträge auf, die Regierung zog sich zurück, die Eingebornen wichen aus dem Distrikt, bis 1842 auch Threlfeld nach 17jähriger ausdauernder Arbeit die Station

verlassen mußte. Er schrieb das Mißlingen des Werks dem überhand nehmenden Einströmen gewissenloser Kolonisten und dem Mangel eines gesetzlichen Schutzes zu, durch welchen den Feindseligkeiten der Kolonisten untereinander und der Grausamkeit der Weißen hätte gewehrt werden können. Nun ist jener Stamm ausgestorben, und das Evang. Lucä der einzige Ueberrest ihrer Sprache.

4) Die engl.-kirchl. Ges. ferner errichtete 1832 zu Wellington Dale, 70 St. n. von Sydney durch die Miss. Watson und Handt eine Station, auf der seit 1837 auch Günther arbeitete. Nach 11jährigem, treuem Dienste wurde 1843 die Mission aufgegeben, ohne daß auch nur Ein Schwarzer getauft worden wäre, worauf die Brüder unter den Ansiedlern sich Arbeit suchten. Nach dem Bericht Handts von 1850 waren die Schwarzen um Sydney her fast gänzlich ausgestorben. Sie hatten alle Laster der Europäer ohne ihr Gutes angenommen, und namentlich ihre Weiber und Töchter den Schafsknechten und Andern für ein Essen oder Taback preisgegeben. Die Folge war, daß sie wenig Kinder bekamen; und Mulattenkinder warfen sie öfters gleich nach der Geburt in's Feuer. War ihr Bauch gefüllt, so war's aus mit jeder Arbeit. Sprach man mit ihnen von geistlichen Dingen, so schöpften sie tiefe Seufzer und fragten: „Wann willst du für mich ein Schaf schlachten?" Die Kinder lernten wohl leicht lesen und schreiben; doch liefen sie bälder oder später davon.

5) Eine Goßners-Mission war seit 1841 Zionshill an der Moretonbai, 220 St. n. von Sydney, eine Station, die schon 1838 von einer besonderen Sydneyges. durch Schmidt und Eipper begonnen worden war. Die Brüder sollten sich durch ihrer Hände Arbeit nähren. Von hier kam endlich 1844 der erfreuliche Bericht von der gründlichen Bekehrung zweier Schwarzen, deren Einer zum Erstaunen Aller öffentlich in der Kirche betete. Dennoch mußten die Brüder auch hier die Wandelbarkeit und den Undank der armen Leute reich-

lich erfahren. Schienen sie auf dem besten Wege zu seyn, so bestahlen sie ihre Wohlthäter und liefen davon. Später widmeten sich die Brüder den Kolonisten.

6) Endlich erwähnen wir noch der luther. Ges., welche 1838 in Südaustralien in der Provinz Adelaide eine Arbeit unter den Schwarzen begann. Alles schien sich hoffnungsvoll zu gestalten; und namentlich waren die Schulen viel versprechend. Aber bald mußten die Brüder die gleiche Erfahrung machen, wie die Andern; auch Leipzig hat die Papua-Mission aufgegeben.

Je und je aber gedeihen neuestens in englischen Familien erzogene Kinder, wie in Ararat z. B. ein Mädchen sogar Lehrerin wurde, in Verbindung mit der engl. Kirche. Und die immer zahlreicheren Mischlinge zeigen sich für wahrhaft christliche Bildung oft empfänglicher, als weiße Familien.

---

d. Die Brüdergemeine u. s. w.

§ 209. Nachdem alle bisherigen Missionsversuche gescheitert waren, setzte man noch seine Hoffnung auf die Brüdergemeinde, welche bekanntlich gerne zu den elendesten Menschen geht, und darum vielfältig zu einer Mission auf Neuholland aufgefordert wurde. Sie schickte endlich 2 Brüder, Täger und Spieseke, ab, die 1850 in Melbourne, der Hauptstadt von Victoria, ankamen. Diese Provinz, s. von Neu-Südwales, umfaßt die südöstliche Ecke von Australien, und hat im Norden den Murrayfluß zur Grenze, welcher auf den Bergreihen, die an der Ostküste hinlaufen, entspringt, und zuletzt westlich bei Wellington in Süd-Australien ausmündet. Von dieser Provinz ist Victoria durch eine 120 St. lange Scheidungslinie getrennt, welche von der Discoverybai bis zum Murray läuft. Victoria, von O. nach W. 230 St. l., ist erst seit 1835 durch englische Ansiedler von Tasmanien bleibend besetzt worden und sehr schnell aufgeblüht, besonders die Haupt-

stadt Melbourne, mit welcher Geelong, 24 St. s. w. am Meer, durch eine Eisenbahn verbunden ist. Durch die ganze Provinz verbreiteten sich Kolonisten mit ihren Heerden. Die Zahl der letzteren nimmt seit 1851, da die Goldfelder am Alexanderberg entdeckt worden sind, außerordentlich zu. Darunter leiden am meisten die kümmerlichen Reste der Papua's, die überall in kleinen Haufen, besonders an den Ufern der Flüsse hin, sich finden, aber nun auch in raschem Abnehmen begriffen sind.

Obige Brüder wurden vom Gouverneur Latrobe mit großer Liebe aufgenommen, fanden auch hilfreiche Hände bei mehreren Kolonisten, besonders auf den Ländereien eines Herrn Parker's, der selbst schon für die Papua's viel that, und eines Herrn Campbell, wo sie Gelegenheit hatten, mit den Papua's und ihrer Sprache bekannt zu werden. Auf die letztere warfen sie sich mit aller Macht; und bis der Ort für ihre Niederlassung gefunden war, konnten sie schon ordentlich mit den Eingebornen reden. Sie wählten nach vielem Umherreisen den Platz am Bogasee, 10 St. südl. vom Murrayfluß, den ihnen die Regierung zugestand; 1851 zogen sie hin. Aber ihre Stellung war von Anfang an schwer. Denn die Weißen, welche die Opfer ihrer Lust zu verlieren fürchteten, sprengten allerlei Verläumdungen unter die Eingebornen aus: die Brüder wollten sie vergiften, in Stücke hauen und braten, ihre Frauen für sich nehmen u. s. w. Kaum hatten sodann die Brüder sich Credit verschafft, als 1852 der Strom von Abenteurern aus Südaustralien den Weg längs des Murray zu den Goldfeldern zu nehmen anfing. Von da an gab es Störungen, Kränkungen, Diebstähle die Menge. Hielten sich auch fortwährend etliche Papua-Familien auf längere oder kürzere Zeit bei den Brüdern auf, so blieb doch ihr Hang zum Herumschweifen; und dieß sowohl als die sittliche Versunkenheit, genährt von weißem Gesindel, hinderte jeden Einfluß auf sie. Als vollends ein benachbarter Kolonist ein vermeintliches Recht an den Platz der

Brüder geltend machte, und darin von der Behörde im nahen Swanhill unterstützt wurde, auch in Melbourne ein anderer Gouverneur den Brüdern Hülfe versagte, gaben sie den Muth auf, und schifften sich 1856 nach Europa ein. Das mißbilligte die Aeltesten-Conferenz. Die Mission wurde nach neuen Unterhandlungen mit Melbourne wieder aufgenommen: die Brüder Spieseke und Hagenauer siedelten sich 1859 im Wimmeradistrikt, 20 St. von der Westgränze Victoria's an, wo sie einen warmen christlichen Freund fanden. Die Schwarzen feierten ihre Rückkehr mit Festtänzen nach ihrer Art um brennende Feuer. Die Station heißt nun Ebenezer; und den 12. Aug. 1860 wurde der Saal eingeweiht durch die Taufe des Erstlings, Pepper, jetzt Nathanel. Dieser hat sich bisher bewährt, und genießt steigenden Einfluß unter seinem Volk. Dadurch ist neue Freudigkeit zur Mission unter den Eingebornen entstanden, und man fängt an, auch an andern Punkten mit Erfolg unter ihnen zu arbeiten. So schon in Yelta am Murray, wo ein bisch. Miss. wirkt. Dann bes. in Westaustralien, wo eine edle Dame die Erziehungsanstalt an der König Georg Bai leitet und schon tüchtige Gattinen auch für Europäer gebildet hat; sodann in Südaustralien, wo auf der Station Punindie bei Port Lincoln Miss. Hammond von der Ausbr.-Ges. eine lieblich aufblühende Ansiedlung von Schwarzen leitet. Diese laufen nie davon, bringen vielmehr, wenn sie ihre Verwandten besuchen, gewöhnlich neue Ansiedler mit. Es sind dort an 20 Communikanten; und manche sind schon selig im HErrn entschlafen.

Vieles geschieht ferner für die chinesischen Auswanderer, welche, wie nach Kalifornien, so auch in die Goldfelder von Australien sich verbreitet haben, wo manche sogar englische Frauen heirathen und europäische Gesittung annehmen. Seit 1855 arbeiten hier 2 chin. Evangelisten, von Dr. Legge gesandt, und es bildete sich in der Kolonie selbst eine Miss.-Ges. für die Chinesen, welche erfreuliche Früchte sieht.

---

4. Melanesien.

a. Die Inselgruppen.

§ 210. Zu den Papualändern gehört endlich Melanesien, d. h. Schwarzinselland, so genannt von den hier wohnenden schwarzen Papua's. Man versteht darunter die verschiedenen Inselgruppen zusammen, welche sich vom Aequator an, im Norden der östlichen Halbinsel Neuguinea's, in einem langen Bogen s. ö. bis zum Wendekreis des Steinbocks hinziehen und das Korallenmeer zwischen ihnen und der n. ö. Küste Neuhollands begränzen. Sie sind fast Alle Inseln der Urformation, aus hohen Felsmassen bestehend, haben aber meist gefährliche Korallenriffe um sich her. Die Papua's, welche zwar auch im Zustand äußerster Wildheit sich befinden, ja sehr häufig arge Menschenfresser sind, zeigen sich weit nicht so stumpfsinnig wie die Neuholländer, so daß sie leichter, sogar in Masse, vom Evangelium angezogen und zu einiger Bildung heraufzubringen sind.

Die Hauptgruppen sind: 1) Die Admiralitätsinseln, aus 40 kleineren Inseln bestehend, deren Bewohner von den Einen als feindselig, von den Andern als arglos geschildert werden. — 2) Der Archipel von Neubritanien, dessen größte Inseln sind: Neuhannover, Neuirland, Neubritanien. Die Letztere ist an der Südseite über 160 St. lang. Die Inseln gehören zu den schönsten und bevölkertsten Australiens, sind aber nicht von Europäern besetzt. Lehrer von Mare (§ 212. 1.) und Rarotonga haben schon 1837 das gute Werk angefangen; neuerdings wird es durch kathol. Missionare von Neucaledonien gestört. — 3) Die Salomonsinseln, sonst auch Neu-Georgien genannt, 250 St. sich hinziehend. Die Papua's gehen hier völlig nackt und sind sehr zahlreich. Ihre Piroguen (Kähne) sind mit vieler Geschicklichkeit gebaut und bisweilen über 80′ l. Hier arbeiteten s. 1845 kath. Missionare, deren drei 1847 getödtet und verzehrt wurden, daher die übrigen nach Woodlark auf den Louisiaden übersiedelten. — 4) Die Louisiaden, w. von den vorigen, gegen die Ostspitze von Neuguinea hin reichend. Die Papua's haben hier die größten Piroguen und gebrauchen Schilde zur Vertheidigung. Die kath. Missionare wurden 1856 von hier vertrieben. — 5) Die Königin-Charlotte-Inseln oder der Archipel von Santa-Cruz, an die Salomonsinseln s. ö. sich anschließend. Die Papua's gehen hier nackt, außer den Frauen. Ihre Woh-

nungen stehen auf Pfählen, wohin man auf Leitern steigt. Auch bilden sie volkreiche Dorfschaften und besitzen ordentliche Plantagen. An den gefährlichen Korallenriffen strandete 1788 der berühmte Reisende La Perouse, was erst 1828 entdeckt worden ist, worauf man ihm ein Denkmal setzte. — 6) Die Banksinseln s. § 216. — 7) Die Neu-Hebriden s. § 213 ff. — 8) Die Loyalitätsinseln, w. von den vorigen s. § 212. — 9) Neu-Caledonien s. § 211.

Die Mission auf den melanesischen Inseln wurde zuerst von den Londoner Missionaren der östlicheren Südsee (Polynesien) in's Auge gefaßt; und von 1840 an wurden viele eingeborne Lehrer auf dem Missionsschiff Camden hergebracht, namentlich aus den Samoa-Inseln. Sie ließen sich mit großem Muth an's Land setzen, wurden aber häufig Märtyrer ihres Eifers, weil fast überall Feindschaft gegen Fremde und Menschenfresserei herrschte. Indessen war ihre Arbeit da und dort nicht umsonst; und man muß staunen über die ersten Fortschritte, welche viele Wilde, wie auf den Neu-Hebriden und Loyalitätsinseln machten. Im Jahre 1850 aber bildete sich die bisch.-australische Mission, welche Melanesien unter die Pflege des Bischofs von Neuseeland (zuerst Selwyn, jetzt Patteson) stellte, der mit seinem Kaplan fast jährlich von Insel zu Insel fuhr und sich bemühte, melanesische Jünglinge an Bord zu bekommen, die sodann in St. Johns Collegium, jetzt in Kohimarama bei Auckland, auf Neuseeland aufgenommen und unterrichtet wurden. Diese Jünglinge, welche, an's tropische gewöhnt, das winterliche Klima Neuseelands nicht gut ertragen können, werden in der Regel für die Wintermonate (dort vom April bis Oktober) wieder nach Haus gebracht, kehren aber zwei- bis viermal in das Collegium zurück. Hier lernen sie ihre eigene und die englische Sprache, gewinnen eine Kenntniß der heiligen Schrift, und werden gesittet, so daß sie, meist getauft, in ihrer Heimath ein Gegenstand der Freude und Verwunderung sind, und als Lehrer, je und je auch als Missionare daselbst arbeiten können. Das Missionsgebiet, dessen sich so der Bischof annimmt, umfaßt 150—200

Inseln, zu den neukaledonischen, Loyalitäts-Inseln, den Neu-Hebriden und den Salomonsinseln gehörig; von diesen hat der Bischof 80 besucht, fast jede mit ihrem eigenen, zu einer der 4 Hauptsprachen gehörigen Dialect. Als 1860 die Rundreise unternommen wurde, hatte das Schiff 37 Schüler, 6 von den Salomonsinseln, 22 von den Bankeinseln, 4 von den Loyalitäts-Inseln und 6 von den Neuhebriden an Bord; und auf der Rückkehr nach Neuseeland für die Sommermonate waren es 40. Ungemein segensreich ist diese Art der Mission für Melanesien, obgleich bis jetzt nur die südlicheren Gruppen so bearbeitet werden. Die Stimmung der Eingebornen ist sehr verschieden, und darum auch die Art des Besuchs. Bei den gefährlichen Inseln hat man von Ferne Acht darauf, ob die Wilden durch Feuer und Schreien das Zeichen geben, daß sie zu einem Verkehr geneigt sind. So nähert sich das Schiffsboot mit 4 guten Ruderern bemannt. Wenn dann ein Theil der Wilden mit Bogen und Pfeil in den Wald sich zurückzieht, und Weiber und Kinder fortschickt, ist das ein Zeichen, daß sie mit einer Tücke umgehen. Wenn aber Alle bei einander bleiben, so schwimmt in der Regel der Bischof mit seinem Kaplan durch die Brandung bis an das Gestade, dabei das Boot etwas ferne bleibt, damit es nicht von den Wilden der beliebten Eisenwaaren wegen zurückgehalten werde. An's Land gekommen, schenken sie den Häuptlingen Fischhaken, Knöpfe und Anderes, tauschen die Namen aus, schreiben sie auf 2c.: und nach kurzem Aufenthalt schwimmen sie zum Boot zurück. Auf diese Weise ist ein Anfang des Verkehrs gemacht. Doch ist's oft gefährlich und 1860 wurde von 2 Inseln aus auf den Bischof geschossen. Bei andern Inseln nähert man sich wohl mit Vorsicht, hat aber, obgleich die Eingebornen wilde Menschenfresser und unter sich stets im Kriege sind, wenig zu fürchten, weil dieselben das Missionsschiff schon kennen und den Pisopi (Bischof) als Freund ansehen. Noch andere Inseln sind ganz freundlich; und da kann man zu jeder Zeit

an's Land und für Missionare vorbereiten. Sind gerade Zöglinge von diesen an Bord, die gelandet werden, so giebt es mitunter rührende Auftritte. — Wir theilen noch von einzelnen Inselgruppen, im Süden beginnend, Einiges mit.

---

b. Neu-Caledonien.

§ 211. Die westliche Gruppe im Süden ist Neu-Caledonien, von Cook entdeckt, nur 400 St. ö. von Neuholland. Es sind im Grunde nur 2 Inseln, deren größte Baladea, 130 St. l. und 30 St. br., über 50,000 E. hat. Die kleinere, von viel geringerem Umfang, die Ficteninsel, mit 100′ hohen Bäumen besetzt, im Süden der Ersteren, hatte bisher mit dieser den verzweifeltsten Kampf. Die Eingebornen, von verschiedenen Racen und Dialekten, gehen nackt mit nur einem Strick um den Leib. Sie genießen unter Anderem eine Art Spinnen, die sie auf Kohlen rösten, aber auch das Fleisch erschlagener Feinde. Ihre Hütten gleichen den Bienenkörben und stehen theils einzeln, theils in Dorfschaften zusammen. Seit 1853 aber haben die Franzosen Baladea besetzt und im Süden die Stadt Port France gebaut; schon vor ihnen sind katholische Priester gekommen (1843 unter Bisch. Douarre), die auf ihre Weise große Fortschritte machen, aber auch die protest. Missionen der Nachbarschaft empfindlich stören.

Jedoch wurden, noch ehe die Franzosen da waren, schon 1841 christliche Lehrer aus Samoa und Rarotonga nach Baladea versetzt, und das Jahr darauf auch nach der Ficteninsel. Schon fingen die Herzen des Volks an, sich zu öffnen, als eine Verfolgung sich erhob. Wie arg diese Wilden waren, konnte man noch im Sept. 1842 inne werden. Da führte der Schwiegersohn eines Tahiti-Missionar die Brig Star vor die Ficteninsel. Während die Brig vor Anker lag, gingen der Kapitän und die Mannschaft, welche gegen die

Eingebornen auf's Freundlichste sich benommen hatten, an's Land, um Holz zu fällen. Plötzlich stürzte das Volk auf ein vom Oberhäuptling Matuku gegebenes Zeichen über sie her, erschlug sie und speiste sie auf, worauf sie die Brig an's Land zogen. Indessen setzten die Lehrer die Missionsarbeit fort; aber der Gedanke, daß die Fremdlinge Krankheiten auf die Inseln brächten, erhielt die Wilden in einer Mißstimmung. Einmal, da die beiden Lehrer, Samuela und Apela, mit einem 7jährigen Töchterchen nach ihrer vom Missionshaus etwas fern gelegenen Pflanzung gingen, und Apela mit dem Kinde zuerst zurückkehrte, fielen diese beiden einer bewaffneten Bande in die Hände, welche sie alsbald todt schlug. Die Bande suchte auch Samuela auf, ermordete ihn, brach in seine Wohnung und tödtete auch seine Frau. Die Erschlagenen wurden theils verzehrt, theils in die See geworfen, ihr Eigenthum vertheilt. Der Häuptling Matuku war damit noch nicht zufrieden; er wollte alle Lehrer auf den Inseln umher ausrotten. Er schickte daher an Uatota, den Häuptling des Süddistrikts von Neu-Caledonia, das Beil, mit dem er die Lehrer erschlagen sollte. Als dieser seinen Befehlen kein Gehör schenkte, ließ er ihm sagen: „Wenn ihr die Lehrer nicht tödtet, so werde ich kommen, euch tödten und aufessen.“ Wohl 6—8 Mal wurden von seinen Sendlingen Mordversuche gegen die Lehrer gemacht; aber die Ruhe und Standhaftigkeit der letzteren schreckte auch die Mörder zurück. Zuletzt kamen Matuku's Söhne mit Andern, schwangen schon das Beil über dem Haupt des Lehrers Taunga, in Gegenwart des Uatota, und warteten nur noch auf dessen Zustimmung. Als diese nicht erfolgte, hielten die Mörder inne; und Taunga rief aus: „Nun weiß ich wahrhaftig, daß der HErr seinen Engel gesandt hat und mich errettet aus der Hand Herodis und von allem Warten des Volks.“ Unter solchen Umständen konnte man die Lehrer nicht länger da lassen; das Missionsschiff nahm sie 1845 zurück.

Nach jener Zeit gab es anhaltende und verderbliche

Bürgerkriege auf den beiden Inseln, in welchen sich die Leidenschaften erschöpften. Daß eine friedlichere Stimmung eingetreten war, rühmte besonders der Bischof von Neuseeland, welcher 1852 Neu-Caledonien wieder besuchte. Einer der Häuptlinge wünschte sehr, daß er länger bliebe und ihn unterrichtete. Auch war das Verdeck des kleinen Missionsschiffes Tag und Nacht von Eingebornen gefüllt, die nicht nur freundlich, sondern auch begierig nach Unterricht waren. Sie baten dringend, daß doch ein englischer Missionar bei ihnen sich niederlassen möchte. Ehe aber dieß ausgeführt werden konnte, nahm die franz. Regierung Besitz von den Inseln; auf der Fichteninsel wenigstens, wo seit 1855 katholische Priester die minderjährige Fürstin beherrschen, kann von keiner protestant. Mission mehr die Rede seyn. Neuestens verschwor sich ein Stamm gegen die kathol. Priester und wurde zur Strafe von einem Kommando Soldaten fast ausgerottet.

---

c. Die Loyalitäts-Inseln.

§ 212. Die Loyalitätsinseln liegen in einer Reihe längs der Südostküste von Neu-Caledonien. Es sind ihrer 4, lauter schöne Koralleninseln. Sie heißen von O. n. W.: Nengone oder Mare, Toka, Lifu, Uea. Sie sind von wilden Papua's bewohnt, welche, als man sie fand, völlig nackt, in beständigem Krieg unter einander, auch überall Menschenfresser waren. Die ersten christlichen Lehrer bekamen sie 1841 durch eingeborne Lehrer aus Samoa und Rarotonga. Sie blieben unter der Pflege der Lond. Ges., welche jetzt noch (1861) neben vielen eingebornen Lehrern 4 Missionare dort hat. Bischof Selwyn kam 1849 zum ersten Male dahin, und setzte seine jährlichen Besuche fort. Zu bedauern ist nur, daß Frankreich Anspruch auf die Inseln macht, als zu Neu-Caledonien gehörig, weil sie dadurch dem Andrang katholischer Priester ausgesetzt sind.

1) Die Insel Nengone oder Mare, 10 St. l. und 5 br., politisch in 4 Theile getheilt mit etwa 8000 Seelen, hatte 1841, als die ersten Lehrer (Tataio und Taniela von Samoa) kamen, einen üblen Ruf, weil die E. mehr als einmal Handelsschiffe mit der Mannschaft zerstört hatten. Aber die Lehrer hielten mit Geduld aus. Sie standen unter dem Schutze eines großen Häuptlings, der sie den heidnischen Priestern nicht preisgeben wollte und auch an Verbrechern aus Norfolk große Langmuth bewieß; nach seinem Tod trug sein Sohn Naiselini Sorge für sie. Inzwischen drang der Sauerteig des Evangeliums durch die Massen der Wilden; und in Kurzem beugte sich eine große Anzahl unter die Wahrheit. Als 1849 der Bischof sie besuchte, begleitete ihn sein Kriegsschiff, weil man von den Veränderungen auf der Insel noch nichts wußte. Zunächst fürchteten die Eingebornen, sie würden jetzt für ihre Unthaten bestraft. Aber der britische Offizier, als er Alles so günstig verändert sah, verzieh ihnen gerne das Vergangene. Mehr als die Hälfte, hieß es damals, hätte bereits das Heidenthum verlassen. Der Bischof sandte ihnen, da sie einen Missionar wünschten, den Miss. Nihill mit seiner Frau, welcher bald die Sprache gelernt hatte und Theile der heil. Schrift übersetzte. Er baute auch eine große Kirche und das Wort Gottes wuchs und nahm zu. Als aber später die Lond. Ges. Missionare dahin sandte, war Nihill gestorben. Man fand 1852 die Leute alle mehr oder weniger bekleidet und freundlich. Die Kapelle wurde gedrängt voll; und Lieder wurden in der Sprache der Eingebornen gesungen. Die Christen waren hauptsächlich in 2 Distrikten. Aber auch in den andern gab es kleine christliche Parteien, ja ganze Dörfer, welche an Sonntagen regelmäßig von Eingebornen besucht wurden, um Gottesdienst zu halten. Miss. Creagh und Jones (Lond. Ges.) besetzten 1856 die christlichen Distrikte, jener Guama, den westlichen, wo 2000 Christen waren, dieser den nordwestlichen, Waeko, mit 1000 Christen. Die übrigen 5000

Heiden waren damals noch nicht frei vom Cannibalismus; ein Mann wurde z. B. ermordet und aufgefressen, weil er beim Aufsuchen seiner Frau die Grenze seines Stammes überschritten hatte. Die Christen aber waren lernbegierig, haschten nach Allem, was die Presse lieferte, und fuhren fort, monatlich einmal den Heiden im Osten das Wort zu bringen. Hoch erfreut war der Bischof, als er die volle Kirche sah und die schönen Gesänge zum Lobe Gottes hörte. Ueberall fand er Regsamkeit und Freude, da wohl die Hälfte der Bevölkerung Christen waren. Bei seinem Abschied standen sie in Schaaren am Ufer und riefen: „Aloha, Aloha!" d. h. Liebe, Liebe! eine Begrüßung, welche die Rarotongalehrer eingeführt hatten. Ergreifend war der Unterschied zwischen den Heiden und Christen, die da neben einander standen, jene nackt mit bemalten Leibern und mit Waffen in der Hand, gegürtet mit Schnüren von Menschenzähnen, diese bekleidet und von durchaus verschiedenem Aussehen; denn das Evangelium verändert gänzlich den trotzigen und wilden Gesichtsausdruck. 1860 war die Erbitterung der Heiden im Osten so hoch gestiegen, daß sie nach mehreren Mordthaten die Christen mit Krieg überzogen. Naiselini aber gewann den Sieg und nützte ihn mit so hochherziger Milde, daß nun die ganze Insel dem Evang. offen steht. Schon sendet sie auch Evangelisten nach Lifu und Uea.

2) Die Insel Toka, 10 St. n. von Mare, mit nur 100 Seelen, lauter Namenchristen, hat gleichfalls einen Samoa-Lehrer und etliche Gehilfen von Mare. Der Bischof fand 1860 die Meisten dem Christenthum geneigt. Des Häuptlings Tochter war in Neuseeland getauft worden, worauf der oberste Häuptling von Lifu, John Tscho, sie heirathete, eine Verbindung, die das Christenthum auf beiden Inseln stärkte.

3) Die Insel Lifu, westlich von den vorigen, mit 30 St. im Umfang und etwa 10,000 E., bekam schon 1842 zwei Lehrer von Samoa. Der eine fiel ab; der

andere, Pau, gewann einen kleinen Anhang, unter einem blinden Häuptling, der der Menschenfresserei entsagte, wenn auch nicht seinen 40 Weibern; 1845 erhielt Pau einen Mitarbeiter. Als der Häuptling starb, mußten sie seinen Tod verschuldet haben und entrannen mit Mühe 1847; erst 1850 konnten sie mit Rarotongern zurückkehren. Dennoch war Alles bereits verändert, als 1852 Murray und Sunderland auf Besuch kamen. Eine große weiße Kirche und ein Wohnhaus waren gebaut; und die ganze Insel schien das Heidenthum verlassen zu haben. Aller Krieg hatte aufgehört, die Menschenfresserei war verschwunden, die Vielweiberei im Abnehmen. Obwohl sie allmälig 6 Lehrer von Samoa, 3 von Rarotonga, und 40 von der eigenen Insel bekamen, waren sie doch stets verlangend nach Missionaren, was ihnen erst 1859 gewährt werden konnte, da die Lond. Ges. Macfarlane und Baker sandte, welche nun 2 Stationen inne haben, und erfreuliche Erfolge sehen. Leider kamen jetzt auch 4 kath. Priester, welche ihrem Wirken entgegentraten. Zwar bietet der oben erwähnte christliche Häuptling John Tscho Allem auf, die Eingebornen vom Katholicismus zurückzuhalten; aber ein anderer Häuptling rief jene Priester herbei und wurde selbst katholisch. Er raubte eine evang. Frau, die ihn verschmäht hatte und überfiel deshalb 1860 ein christliches Dorf. Vom evang. Missionar darüber zur Rede gestellt, sagte er, er wisse wohl, daß es Unrecht sei, aber er liebe die Gewohnheiten seiner Väter. — Von hier aus wird die Insel Mu evangelisirt, wo das Wort allgemein gerne gehört wird.

4) Die Insel Uea (Jai), östlicher gelegen, mit etwa 4000 E., bekam 1853 Lehrer, und bald bekehrte sich mit sehr wenigen Ausnahmen die ganze Bevölkerung zum Christenthum, und ihre Bitten um einen Missionar wurden immer lauter. Die Veränderungen waren dieselben, wie in Lifu, obwohl zunächst nur wenige getauft wurden. Aber 1859 kamen 2 kathol. Priester, welche durch Drohen mit dem Kriegsschiff, das alle Häuptlinge gefangen fort-

führen würde, welche die kath. Religion nicht annehmen, und durch Bestechung die Hälfte der Bevölkerung scheinbar an sich zogen, so verhaßt sie damit sich und die Franzosen machten. Sie gingen so weit, daß sie protest. Kapellen zu schließen geboten, den zum Gottesdienst läutenden Knaben die Glocken abnahmen, unaufhörlich mit dem Kriegsschiff drohend, und besonders dem alten christl. Häuptlinge Wenepe, der selbst bei der kathol. Partei beliebt ist, und von Anfang der Lehrer sich angenommen hatte, aufsätzig. Da nahm sich der Einwohner Miss. Macfarlane von Lifu an, 1860. Während er mit den Priestern haderte, zeigte sich ein französ. Kriegsschiff, dessen Commandant wußte schon von der feindlichen Stimmung der Eingebornen gegen die Franzosen, verstand aber, daß das keine Liebe erwecken könne, wenn die Priester mit Bayonnetten und Kanonen zu ihrem Glauben nöthigen wollten, und ließ daher die Einwohner beruhigen, daß er nichts als Friedensabsichten hege, und Jedem frei lasse, zu beten, wie er wolle, und zu glauben, was er wolle, und daß kein Kriegsschiff sie ängstigen dürfe, so lange sie friedlich und ehrlich zu Werke gehen. Macfarlane hofft das Beste von der Toleranz der französ. Regierung.

---

d. Die Neu-Hebriden.

1. Die südliche Reihe.

§ 213. Die Neu-Hebriden liegen nördlich von den Loyalitätsinseln. Man kann sie in die südlichen und nördlichen abtheilen. Die südliche Reihe besteht aus den Inseln Aneiteum, Fotuna, Tana, Nina, Eramanga. Von hier an ziehen sich die nördlichen in 2 Reihen, einer westlichen und einer östlichen, herauf bis zu den Banksinseln. Zu jener gehören die Inseln: Fate oder Sandwichinsel, Mai, Mallicolo, Lepers-Insel; zu dieser: die Schäferinseln, aus

etwa 6 kleineren bestehend, Tasiko, Luperi, Ambrim, Whitsuntide, Aurora. Die Inseln wetteifern an Pracht, Fruchtbarkeit und Herrlichkeit der Naturscenen mit denen Polynesiens, haben aber, besonders im Süden, erschrecklich wilde und diebische Einwohner, Menschenfresser und Todfeinde der Weißen. Man findet bei ihnen die Leviratsehe und eine Art Beschneidung. Im Allgemeinen gehören sie den Papua's an; doch ist der Einfluß Polynesiens selbst in den Sprachen schon fühlbar. Ihre Feindschaft gegen die Weißen rührt von der Grausamkeit her, mit welcher die Sandelholzhändler sie behandeln. Dieses Sandelholz von hellgelber Farbe und starkem Geruch, wächst im Ueberfluß auf den Neu-Hebriden, wie überhaupt in Polynesien, und wird sehr theuer an die Chinesen verkauft, welche nicht nur Büchsen, Fächer und Anderes daraus verfertigen, sondern es auch als Weihrauch beim Haus- und Tempelgottesdienst verbrennen. Deswegen wird es von Europäern für den chinesischen Markt begierig aufgesucht; aber schreiendes Unrecht begehen sie dabei an den Eingebornen, so daß diese stets mit Rachegedanken gegen die Weißen erfüllt sind. Dazu kommt noch die unbezweifelte Erfahrung, daß der Verkehr mit Europäern viele Krankheiten, bes. der Brust, auf die Inseln gebracht hat.

Eine Eigenthümlichkeit bei den Bekehrungen der Südsee war von Anfang die, daß die Bekehrten von Begierde brannten, das Evangelium auch andern Inseln zu bringen. So war es allmählig vom Osten gegen Westen vorgerückt; und endlich kam es auch zu den Neu-Hebriden. Das Missionsschiff Camden nahm fortwährend eingeb. Evangelisten an Bord, um sie nach Umständen auf neuen Inseln abzusetzen; Miss. Williams war der Erste, der sie nach den Neu-Hebriden brachte, wo freilich 6 Inseln Märtyrerblut vergossen haben, ehe der Same des Evangeliums aufging. Diese eingeb. Lehrer, Männer und Frauen, haben sich auffallend bewährt, indem sie Unglaubliches ausstanden und auch zu Wege brachten. Be-

reits wirken auch heimathliche Lehrer, die auf Neuseeland gebildet worden sind. Der Bischof macht häufig die Rundreise über die Inseln, und holt und bringt jedes Mal eine Anzahl Jünglinge. Europäische Missionare aber kamen erst 1848 und sind nur in geringer Anzahl vorhanden. Anfangs gehörten alle Inseln zum Gebiet der Lond. Ges. Diese aber hat sie theilweise 1856 dem Bischof überlassen.

Wir reden zuerst von den südlichen Neuhebriden, deren südlichste die Insel Aneiteum ist. Als 1839 Miss. Williams auf Eromanga gefallen war, wurde die ganze Südsee in unbeschreibliche Trauer versetzt; aber darüber war überall nur Eine Stimme, daß es kein nöthigeres Geschäft gebe, als eben den Mördern so bald als möglich das Evangelium zu bringen. So fuhr schon 1840 das Schiff Camden von Samoa aus, welches unter Andern auch Aneiteum besuchte. Gegen Erwarten wurden hier die Lehrer mit dem herzlichen Willkomm aufgenommen 1841. Die Eingebornen standen in Gruppen am Gestade vereinigt, um mit ihren Friedenszeichen (grünen Zweigen) die Boten des Friedens zu begrüßen. Sie wateten in's Wasser zu dem Boote her und trugen das Gepäck der Lehrer an's Ufer. Aber doch ging das Werk nur langsam vorwärts. Sieben Jahre lang arbeiteten die Lehrer den Missionaren vor; als 1848 die neuschottländischen Miss. Geddie (1852 Inglis) und Andere kamen, war noch wenig Erfolg sichtbar. Kaum hatten einige etwas an ihrem Herzen erfahren; das Volk war noch in alle Heidengräuel versunken, namentlich wurden die Wittwen erwürgt. Zugleich fanden sich auch 8 kathol. Priester ein. Noch 1850 legte die feindliche Partei in der Wohnung Geddie's Feuer ein, um ihn mit seiner Frau zu verbrennen; und derselbe Versuch wurde mit der Kirche gemacht. Ein junger Christ wurde von Heiden ermordet und aufgegessen. Doch waren 1852 schon 4 Stationen von solchen gegründet, welche dem Heidenthum ensagt hatten. Die Schulen

wurden fleißig besucht, und Alle lernten mit der größten Begierde. Geddie schrieb die Umwandlung hauptsächlich den Bemühungen der 6 eingebornen Evangelisten zu. Einer derselben, Waihit, galt früher für den Beherrscher des vom Sturm bewegten Meeres, und war 3 Jahre vorher noch ein grausamer Wilder. Die Missionare zählten 1859 3513 E., darunter sich keiner mehr Heide nennen mag. Diese Namenchristen haben 60 eingeb. Lehrer und 56 Schulen; das N. T. ist übersetzt, Kirchenlieder sind es über 300. Manche Jünglinge werden in Neuseeland erzogen. Die Insel hat den besten Haven in diesem Theile der Inselwelt und ist eine Art Handelsmittelpunkt.

Die kleinen Inseln Fotuna mit 1000 E., wo 1843 in Folge einer Seuche die Samoa-Lehrer getödtet und aufgegessen wurden, und Niua (nahe bei Tana) stehen seit 1853 in Verbindung mit Aneiteum, und haben Lehrer von da, die nicht ohne Erfolg arbeiten; einer auf Niua wurde noch 1859 nach dem Gesetz der Blutrache erschlagen, weil die Insulaner heraus fanden, daß vor 30 Jahren seine Landsleute an den ihrigen einen Mord begangen hatten.

Die Insel Tana, oder Tanna Sore „Großes Land", die größte der südl. Reihe, hat hohe Berge, die bis auf die Gipfel mit der reichsten Vegetation bedeckt sind. Hieher brachte Williams 1839, den Tag vor seinem Tode, 3 Lehrer, welche willig aufgenommen und 1840 noch in gutem Muthe angetroffen wurden. Sie lernten einen Dialekt der Insel (denn die Bevölkerung ist sehr zerspalten), und 1842 wagten die Miss. Turner und Nisbet, sich da niederzulassen. Da brach aber ein lange dauernder Krieg aus; und eine besondere Partei stand den Missionaren nach dem Leben. Es ist das eine Art Priesterschaft, die um den Vulkan Asur in Kasurumene wohnt, sogenannte Geweihte, welchen das Volk Macht über Leben, Tod und Krankheiten zuschreibt, daher sie mit vielen Geschenken versöhnt werden. Diese waren Todfeinde der Missionare, bes. wegen ihrer ärztlichen Dienste, und schrieben ihrem Einfluß die herrschende

Grippe zu. Die Verschwörung wurde so allgemein, daß die Missionare, um die schwache christl. Partei vor Vertilgung zu bewahren, 1843 mit ihren Frauen um Mitternacht auf einem kleinen Kahne sich der hohen See anvertrauten: ein Sturm warf sie an's Land zurück, aber mit Tagesanbruch erblickten sie ein amerik. Schiff, das sie rettete. Als übrigens 1845 Turner mit dem Missionsschiff wieder einen Besuch machte, fand er Alles in hohem Grade verändert. Sein Haus und Garten war unversehrt, und die angefaßten Eingebornen hielten noch den Sonntag heilig, in einer großen Versammlung verlangte Alles Lehrer. So ließ man wieder etliche Lehrer zurück, deren zwei sogar in dem Priestersitz sich niederließen. Der Grund der Veränderung lag in dem Umstand, daß die Eingebornen eine nach der Vertreibung der Missionare ausgebrochene Ruhr für ein Gericht Gottes hielten; denn im Priesterland starben so viele, daß die Lebenden sie nicht zu begraben vermochten. Dennoch fiel 1846 einer der Lehrer, Namens Wasa, unter der Keule eines Wilden, als er eben vom Gebet im Gebüsche nach Hause ging, und das Missionshaus wurde verbrannt. Indessen blieben 3 Lehrer von Rarotonga auf der Insel; aber sie alle starben 1853 an den Pocken; und erst 1854 kamen andere von Aneiteum nach. Kultur und Christenthum machen nur langsame Fortschritte; und der Bischof fand 1857 das Aeußere der Insulaner noch ganz so, wie es einst Cook gefunden hatte. Paton und Matheson führten seit 1858 die schwere Arbeit fort, bis die Masernepidemie 1861 den Handelsleuten Gelegenheit gab, die Missionare zu beschuldigen, sie hätten dieselbe eingeführt. Die Mörder der Eramanga-Geschwister stifteten die Eingebornen gegen die Lehrer auf. Es kam trotz allem Abmahnen zum Krieg, in welchem die Christen den Kürzeren zogen, und die Missionare ihr Haus räumen und sich nach Aneiteum flüchten mußten 1862.

---

2. Eramanga.

§ 214. Wir kommen endlich zu der Insel Eramanga, der letzten der südlichen Neu-Hebriden. Diese wurde 1835 zum ersten Male von Sandelholzhändlern besucht, und seitdem wurden unausgesetzt Gräuel verübt von Europäern an Eromanganern, Mord, Nothzucht, Menschenraub u. s. w.; und dafür Rachethaten von den Insulanern, bis die Berichte der Missionare etliche der Kapitäne in Sydney vor Gericht brachten. Die Insel ist berühmt geworden durch den Märtyrertod John Williams, 20. Nov. 1839. Er und Miss. Harris ruderten dem Ufer zu. Die Eingebornen zeigten sich mißtrauisch und waren stark bewaffnet, achteten nicht auf die freundliche Anrede und wichen zurück. Die guten Brüder gingen ihnen nach verschiedenen Richtungen tiefer in's Land nach. Da fiel Harris unter Keulenschlägen. Williams flieht bis in die Brandung; ehe er aber schwimmen konnte, hatte ihm der verfolgende Wilde mehrere Schläge auf den Kopf versetzt. Zweimal tauchte er unter das Wasser, um den Schlägen auszuweichen; aber der Wilde stand mit erhobener Keule und schlug zu, sobald er wieder auftauchte. Ein Anderer durchbohrte ihn mit einem Bündel Pfeile. Sie schleppten den Leichnam an's Ufer und zerschlugen ihn mit Steinen. Auch auf das Boot wurden Pfeile geschleudert; und nicht einmal die Leichen konnten gerettet werden. Erst später gelang es einem Schiffe, etliche Gebeine aus den Händen der Eingebornen, die ihr Fleisch gegessen hatten, zu erhalten; und diese wurden zu Narotonga unter den Thränen der dortigen Bewohner zur Erde bestattet. Es waren aber nicht die der Missionare.

Der Eifer, diese Mörder zu bekehren, wurde Veranlassung, daß schon 1840 der Camden mit Lehrern aus Narotonga ausfuhr, Eramanga zu. Wirklich waren die Leute an dem der Mordstelle entgegengesetzten Ufer willig, zwei Lehrer aufzunehmen. Aber traurige Dinge

hörte man im folgenden Jahre von ihnen. Daß sie noch am Leben waren, war ein Wunder. Denn bald hatte der Häuptling beschlossen, sie durch Hunger zu tödten, und verbot jeden Verkehr mit ihnen. Ein mitleidiger Eingeborner jedoch, der ihnen ganz fremd war, kam 5 Monate lang täglich zu ihrer Hütte, und reichte ihnen durch's Dach die nöthige Speise, bis das Missionsschiff sie befreite. Kaum waren die Kannibalen zu bewegen, sie freizugeben; ja sie versuchten Alles, um noch weitere Opfer von dem Schiffe her zu grauser Mahlzeit zu bekommen. Den Berichten zufolge, welche die Lehrer jetzt gaben, ist es auf der Insel allgemeine Sitte, daß jede Person, die man allein antrifft, sei sie alt oder jung, Mann oder Weib, getödtet und gegessen wird. Wenn Leute einander begegnen, so ist es gewöhnlich, daß sie partieenweise eine feindliche Stellung gegen einander einnehmen, welche sehr oft zu ernsten Auftritten führt. Wenn ein Mann oder Weib im Wald arbeiten will, so sind sie genöthigt, ihre Kinder und Habe mit sich zu nehmen, denn die zurückgelassenen Kinder laufen die größte Gefahr, aufgefressen zu werden; und was man von Eigenthum findet, wird sicherlich gestohlen. Bisweilen tödten selbst Familienglieder einander, wovon die Lehrer einmal Zeuge waren. Letztere sahen auch noch an Pfählen aufgesteckt die Köpfe von etlichen Fremden, welche, kaum gelandet, ergriffen und hingeschlachtet wurden. Ja Leichname wurden zur Mahlzeit ausgegraben. Da konnte also vor der Hand kein Bleibens für die Lehrer seyn.

Indessen suchte man durch freundlichen Verkehr die Wilden allmählig zu mildern, um so den Weg zur Mission zu bahnen. Miss. Turner besuchte die Insel 1845, später auch der Bischof von Neuseeland, der endlich etliche Jünglinge nach Neuseeland mitnahm, während andere nach Samoa kamen; unter diesen wurde Mana der erste Bekehrte. Alle aber bekamen über die Weißen andere Ansichten, welche sie nach ihrer Rückkehr auf der Insel verbreiteten. Der Häuptling Owiallo, der Harris ge-

tödtet hatte, lernte später seine That bitter bereuen. Die Lehrer, vielfach durch Krankheit geprüft, brachten doch etwas zu Stande; und 1854 standen 76 Heiden im Unterricht. Der Presb. Gordon ließ sich 1856 auf der Insel nieder und machte Fortschritte in der Gunst der Eingebornen, welche nicht einmal durch die Gräuelthaten der Sandelholzhändler sich gegen den Lehrer erbittern ließen, ohne daß sie doch den Götzendienst aufgeben wollten. Aber eine Masernepidemie, welche bald auf die Gerichtsandrohungen des Missionars folgte, machte es einem Auswürfling von Singapur leichter, den Missionar der Einführung dieser Seuche zu beschuldigen. Da auch Häuptlinge, welche er mit Arznei bediente, starben, wurde er 20. Mai 1861 sammt seiner Gattin erschlagen, worauf 17 der christl. Insulaner nach Aneiteum flohen, während etliche 30 auf der Insel selbst dem HErrn treu blieben. Einwohner sind es etwa 5000, mit 2 Dialekten.

---

3. Die nördliche Reihe.

§ 215. Wir theilen noch Einiges von den nördlichen Neu-Hebriden mit, und zwar zuerst von ihrer westlichen Reihe. Deren Erste ist Fate (Wate) oder Sandwichinsel, prachtvoll und reich bewaldet, mit Bergen von 2—3000′ Höhe, aber in der Missionsgeschichte übel berüchtigt. Die Händler hatten hier einmal eine große Ladung Sandelholz angekauft, fuhren aber ohne Bezahlung weg. Dafür tödteten die Eingebornen einen Mann vom nächsten Schiffe. Jetzt verbanden sich die Mannschaften mehrerer Schiffe, feuerten Salven unter die Eingebornen und verfolgten sie bis zu einer Höhle, wohin diese mit Weib und Kind sich geflüchtet hatten. Die weißen Wilden trugen Holz vor den Eingang der Höhle zusammen, zündeten es an und erstickten durch Rauch die Eingeschlossenen. Kein Wunder, wenn auf dieser Insel der Haß gegen die „segelnden Schurken“, so

heißt man die Europäer, groß ist. Doch konnte Miss. Turner 1845 hier 4 Samoalehrer absetzen, weil vor 20 Jahren vom Sturm verschlagene Landsleute sie mit großer Rührung begrüßten und aufnahmen. Aber 1849 waren die Meisten gestorben, und die Uebriggebliebenen in großer Noth und Trübsal. Die Eingebornen hatten sie gänzlich verlassen und stellten sich feindselig gegen sie, wie sie auch unter sich beständig Krieg führten, Menschen fraßen und Kinder mordeten. Man befreite sie von der Gefahr. Doch wurden später Andere gelandet, die einige Jahre sich glücklich durchbrachten. Aber 1854 kam Einer der 5 Lehrer an Bord des J. Williams, und machte die Mittheilung, daß die Andern nebst ihren Frauen ermordet und gefressen, er allein noch übrig sei. Kurz vorher hatte der Bischof noch eine Gemeinde von 100 Seelen angetroffen; aber 1857 waren nur da und dort noch kleine Gruppen übrig, welche die gelernten Gottesdienste hielten. 1858 landeten dort 3 neue Lehrer und scheinen Fortschritte zu machen. An 250 Einwohner von Erakor heißen sich Christen und lernen fleißig. Des verwandten Klima's wegen wurden 1859 Lehrer von Aneiteum hinversetzt. — Auf die nächste Insel Mai hatte 1860 der Bischof 4 Knaben zurückzubringen. Als er landete, ertönte das Geschrei: „Das Schiff des Pisopi und unsre Kinder!" Von den Dörfern umher lief Alles freudig zusammen, um die Kinder und die weißen Missionare zu sehen. Als der Häuptling Stille erzwungen hatte, predigte Patteson in ihrer Sprache, und lautlos hörten die Wilden zu. Er sank mit den Seinen auf die Kniee; und die Wilden beugten auch zum ersten Male ihre Kniee vor dem wahren Gott. Sie wünschten dringend, daß Einer bei ihnen bleiben möchte, was aber zunächst nicht möglich war. — Mallicolo, die nächste ziemlich umfangreiche Insel, mit E., welche, wie dieß sonst nicht leicht der Fall ist, keine Neigung zum Handel haben, dabei aber mißtrauisch und feindselig sind, wurde öfters vom Bischof besucht, hat aber noch wenig gewonnen. Leider war von

den früher ihm anvertrauten Knaben Einer in Neuseeland gestorben, was 1857, da er wieder kam, die Leute vollends ungeneigt machte. Vom Haven Sandwich aus besuchte er das Dorf Siwung, wo der Anführer einer freundlicheren Partei wohnte, während Andere beständig auf der Lauer waren. — Die letzte Insel ist Leper's Insel (Aussatzinsel), wie Cook sie nannte. Der Bischof fand hier 1857 eine Bevölkerung, die es an Freundlichkeit allen Andern zuvorthat, aber noch in tiefer Finsterniß liegt.

Wir gehen zur östlichen Reihe der nördlichen Neu-Hebriden über, deren erste Inseln von Eramanga an nördlich die sogenannten Schäferinseln sind, 5 oder 6 sehr kleine, zum Theil schwach bevölkterte Inseln, welche alle 1857 der Bischof besuchte. Die Leute schienen immer zuerst zu fragen, ob man als Freund oder Feind komme, wurden aber, weil sie keine Waffen erblickten, bald zugänglich. — Tasiko oder Api, gleichfalls eine große und äußerst schöne Insel, hat Einwohner, die gegen Fremde sehr freundlich sind. Dahin hatte 1857 der Bischof die Absicht Lehrer aus Aneiteum zu senden, um für einen Missionar den Weg vorzubereiten. Doch scheint noch nichts geschehen zu seyn, da 1860 der Bischof nur ankerte, der Einladung zum Landen aber nicht folgen konnte. — Auf der nächsten Insel Loperi ist ein thätiger Vulkan; die Einwohner hier und im westlicheren Paum, besonders ein alter halbblinder Häuptling, waren 1857 äußerst zuvorkommend gegen den Bischof. — Weiterhin liegen Ambrim, ferner Whitsuntide, endlich Aurora, lauter Inseln, die 10—15 St. lang sind, und an Pracht mit ihren Hainen von Kokusnuß- und Brodfruchtbäumen, die schönsten Gegenden Neuseelands weit übertreffen. Das Auge des Reisenden, der die Berge mit dem herrlichsten Grün, das nirgends eine nackte Stelle läßt, bedeckt sieht, wird nur durch den Gedanken an die Armseligkeit der Menschen darauf getrübt, deren gellendes Festgeschrei unter den dumpfen Tönen der Tomtoms,

wenn Menschen geschlachtet und aufgespeist werden, auf das Schiff herüberdringt. Uebrigens fand der Bischof 1857 die freundlichste Aufnahme und Zeichen großer Ehrerbietung, indem Frauen mit Kindern auf dem Rücken auf den Knieen herkrochen, obgleich die Einwohner mitunter bittere Klagen über erlittene Mißhandlugen führten. Der Bischof suchte überall seine Absicht darzulegen und Knaben zu bekommen, um in Neuseeland sie auszubilden; und auf Aurora ist es ihm gelungen, dahin er 1860 zwei zurückbrachte.

---

e. Die Banks-Inseln 2c.

§ 216. Die Banksinseln liegen wie ein Kranz über den beiden Reihen der nördlichen Neu-Hebriden, oberhalb der Lepers-Insel beginnend und in einem Bogen gegen die Aurora herab laufend. Die wichtigsten Inseln sind von W. an: Santa Maria oder Ogaua, Wannalawa oder Großbanks-Insel, die Blighsinsel, Wanukollo, Amota oder Zuckerlaib und Maralawa. Die Inseln haben alle Pracht der vorigen, auch, wie Tana im S., brennende Vulkane. Sie sind von Cook entdeckt worden, sonst noch wenig bekannt, so daß auch der Bischof auf seinen Rundreisen neue Entdeckungen macht. Die Eingebornen sind meist freundlich, und durch häufige Besuche, wie von Knaben, die auf Neuseeland erzogen wurden, bereits so reif für die Mission, daß 1860 eine förmliche Station unter ihnen errichtet werden konnte. Amota und Santa Maria sind die einzigen Inseln, auf welchen die Einwohner unbewaffnet gehen.

Auf der mehrerwähnten Fahrt 1860 kam der Bischof von den Neu-Hebriden aus zuerst nach Maralawa, einer Insel 5 St. im Umfang mit etwa 500 E. und einem 1800′ hohen Vulkan. Er brachte zwei Knaben zurück; und Patteson redete bei dieser Gelegenheit die Eingebornen an, sprach von der Liebe Christi und der Sünde

des Blutvergießens. Sie erkannten das an; aber auch die Knaben waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet, theilweise daran gewöhnt durch den Uebermuth der Sandelholzhändler. — Weiter nördlich liegt das kleine Paradies Amota. Hier wurde eine Station für 2 Missionare gegründet, deren Haus aus Neuseeland mitgebracht wurde. Rührend war die Freude und Regsamkeit, die sich bei den Eingebornen zeigte. — Auf derselben Fahrt kam der Bischof auch nach Wannalawa, einer großen aber ungesunden Insel, auf welcher er früher einen schönen Haven Port Patteson entdeckt hatte. Auch hier ist eine Mission angebahnt, dringend begehrten die Leute einen Missionar.

Weiter hinauf hat Melanesien noch keine Mission. Aber der Bischof hat doch schon 1857 den Archipel von Santa Cruz und die Salomonsinseln bereist. Auf vielen Inseln hat seine Freundlichkeit Eindruck gemacht; und 6 Knaben sind ihm von den Salomonsinseln für die Anstalt in Neuseeland übergeben worden.

IV. Oceanien.

1) Einleitung.

§ 217. Wir kommen zum dritten Hauptgeschlecht Australiens, das von Melanesien an östlich wohnt, meist zwischen dem Aequator und dem Wendekreis des Steinbocks, aber auch südlich in Neuseeland, und nordöstlich in den Sandwichsinseln. Ueberall auf diesen weit auseinander liegenden Inseln zeigt sich eine Aehnlichkeit der Gestalt, der Sitten, Religionsgebräuche, auch Sprachen in auffallender Weise. Die Farbe dieses Geschlechts ist hoch kupferartig oder braun, doch bald

mehr gelblich, bald mehr röthlich; und seine Haare hängen in langem Wuchs über die Schultern herab. Sichtbar gehört es dem Malaiengeschlecht an, weswegen man auch die Inselwelt, die es bewohnt, Malaipolynesien nennt. Wir wollen sie kürzer Oceanien nennen. Nach neueren Forschungen scheint das Geschlecht durch Auswanderungen vom indischen Archipel aus, und zwar erst spät, kaum vor Christi Geburt, sich ausgebreitet zu haben. Man macht dabei die Molukken und insbesondere die Insel Buro zwischen Ceram und Celebes als Ausgangspunkt der Wanderung namhaft. Man trifft noch alte Sagen unter den Tonga's an, welche dieses bestätigen. Wahrscheinlich kamen, wie auch Miss. John Williams vermuthete, die ersten Auswanderer auf die Samoa- oder Schifferinseln und verbreiteten sich von hier aus allmählig. Uebrigens mögen häufig Ureinwohner da gewesen seyn, die verwandt mit den Papuas waren. Diese wurden meist ausgerottet; oder vermischten sich die Einwanderer mit ihnen, wie man dieß namentlich in Neuseeland und auf den Fidschi-Inseln vermuthen kann, wo die Färbung der Eingebornen vielfältig auch ins Schwärzliche spielt.

Die Oceanier oder braunen Insulaner sind meist wohlgestaltete Leute von schönem Aussehen, der Mann stark und schlank, oft über 6' h., mit kräftigen Gliedmaßen, dabei ungemein gelenksam und zu allen körperlichen Kunstfertigkeiten geschickt. Das weibliche Geschlecht steht dem männlichen nach, zeigt aber nicht selten auch schöne Muster der menschlichen Gestalt. Beide zeichnen sich durch große Lebhaftigkeit aus; und ihre körperlichen Bewegungen sind ungemein leicht, schnell und fügsam. Von einem linkischen Menschen können sie sagen: „Er ist so dumm, wie ein Engländer," da sie wohl wissen, daß sie diese im Klettern, Schwimmen u. dergl. meist übertreffen. Auch an Geistesanlagen fehlt es ihnen nicht. Ihre Sprache, deren Wörter und Silben ohne Ausnahme mit einem Selbstlaut enden, schließt 8 Mundarten in sich,

die jedoch eine große Verwandtschaft mit einander haben, in ihrem grammatischen Bau übereinstimmen und meist nur dadurch von einander abweichen, daß sie gewisse Buchstaben des Alphabets mit andern verwechseln. Der Hervey=Dialekt scheint unter Allen die größte Vollendung zu haben. Der Wörtervorrath ist zwar nicht allzureich, die grammatische Bildung dürftig, das Zeitwort unausgebildet; aber doch giebt es eine reiche Mannigfaltigkeit der Ausdruckweisen, so daß die Leute nie verlegen sind, ihre Gedanken und Gemüthsbewegungen in Worte zu fassen. Von einer Litteratur oder nur einer Schriftsprache war nichts zu finden.

Ueber den Charakter und die Lebensweise der Insulaner sind bis in die neueste Zeit stets sehr widersprechende Berichte gegeben worden. Viele Seefahrer haben in ihnen nur die unschuldigsten Naturkinder gesehen, die mit heiterem Frohsinn eines Lebensglücks genießen, wie kein gebildetes Volk auf Erden, und die man dadurch, daß man sie in die Fesseln des Christenthums schlage, nur unglücklich mache. Freilich fand man bei Vielen, keineswegs bei Allen, auffallend viel Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Gastfreiheit, nach dortiger Art; und wenn in der Folge, wo das Christenthum Eingang fand, eine solche Gutmüthigkeit durch Zucht beschränkt wurde, so sagte man, sie seien durch das Christenthum verderbt worden. Außerdem lagen die Schattenseiten der Insulaner offen vor; Rachsucht und Grausamkeit, Kindermord, gräuliche Sinnlichkeit, Menschenopfer mit Menschenfresserei herrschten weithin, bis das Christenthum kam, in so hohem Grade, daß man nirgends so klar, als in jener Inselwelt es sehen konnte, wie weit es der reine Naturmensch bringen kann, dem keinerlei Mittel zur Ausbildung eines inneren Menschen zu Gebot stehen. Auch rücksichtlich der Religion standen sie äußerst niedrig. Ihre Götterlehre gründete sich fast nur auf Verehrung und Anbetung der Seelen der Verstorbenen; und namentlich standen verstorbene Könige und Häuptlinge in den

Reihen der Götter. Sonst war wohl überall der Hauptgott Taaroa, der Schöpfer der Welt und der Menschen; aber ein höherer Gottesbegriff stand ihnen viel zu ferne, während gefeierte Vorfahren ihnen als viel wichtigere Götter erschienen. Diese waren dann gerade wie die Insulaner, zugleich gut und böse; man suchte die Ausbrüche ihres Zornes bei Unfällen und Krankheiten zu beschwichtigen, dachte aber nie daran, ihnen für erwiesene Wohlthaten zu danken. Eigenthümlich war die Scheidung zwischen heiligem und gemeinem Gebiet, Tabu und Noa, welche sie auf allen Inseln machten, und durch welche, wie wir sehen werden, die Priester, deren Stand nur Königen und Vornehmen offen stand, einen entsetzlichen Bann auf das Volk legten. Spuren davon haben wir auch unter den Dajaks in Borneo gefunden. Götzenbilder oder auch gewisse Thiere wurden als Aufenthaltsorte der Götter angesehen; da und dort auch Tempel, ursprünglich blos Begräbnißplätze, in welchen man auch Menschen opferte, theils Kriegsgefangene, theils Leute vom gemeinen Volke, die sodann festlich aufgespeist wurden. Sonst bestanden noch Feste und heilige Gebräuche, welche nur von Furcht vor den rachedurstigen Göttern zeugten. Aus Allem geht hervor, daß die sogenannten Paradieskinder nicht unglücklicher seyn konnten, als sie waren. — Ihre Staatsverfassungen hatten häufig eine sehr ausgebildete Gestalt; und nach ihnen war alles Volk in Adel und Gemeine getheilt, neben welchen jedoch auch Sklaven, obwohl in geringer Zahl, vorhanden waren. Aber fast in ganz Oceanien ist durch die Mission Alles anders geworden.

Die Missionen in Oceanien waren die ersten, welche unternommen wurden, als der Eifer für die Heidenbekehrung in England erwachte; und die Lond. Ges. insbesondere warf ihre Hauptkraft zuerst auf die östlicheren Gesellschaftsinseln. Als sie dort zum Sieg gekommen war, drang sie nach Westen vor; und später nahmen da auch Methodisten die Bekehrung einiger

Gruppen auf sich. Unterdessen bildete sich ein neuer Mittelpunkt für die Mission in Sydney, von wo aus S. Marsden die Arbeiten in Neuseeland begann, welche sodann hauptsächlich die engl. kirchl. Ges. übernahm. Die Sandwichinseln aber im Nordosten sind das Arbeitsfeld der Bostoner Ges. geworden. Es war hohe Zeit, daß die Mission helfend und heilend eintrat; denn nicht nur an und für sich, sondern durch den neuen Verkehr mit den Europäern, der die Laster steigerte und Krankheiten brachte, war es so weit gekommen, daß die Bevölkerung auffallend sich verminderte, und mit raschen Schritten einem völligen Aussterben entgegen ging. Andererseits hatte freilich der neue Handelsverkehr, ja selbst die Ansiedlung entlaufener Matrosen und aus Port Jackson entkommener Verbrecher, so sehr diese der Unsittlichkeit sich hingaben, und so wenig sie es wußten und wollten, der Mission günstig vorgearbeitet. Die Fortschritte der letzteren sind bald bedeutend geworden und insbesondere seit 25 Jahren rasch vor sich gegangen. Denn um 1835 zählte man im Ganzen kaum 25,000 neue Christen, deren Zahl aber jetzt auf 250,000, darunter 50,000 Communicanten, gestiegen ist. Die ganze Bibel ist in 5, das N. Test. in mehr als 10 Dialecte übersetzt. Große Störungen verursachten die römischen Missionen unter französischem Schutz. Aber alle Hauptgruppen, die Marquesas-Inseln ausgenommen, gehören jetzt zu den christlichen Ländern, indem auch die Ungetauften auf ihnen kaum mehr Heiden zu nennen sind. Dagegen giebt es noch manche einzeln stehende Inseln, welche noch nie einen Boten des Evangeliums gesehen haben, so daß gestrandete Menschen nichts Anderes vor sich sehen, als den grausen Tod unter den Händen von Menschenfressern. Aber auch auf diesen trifft man zuweilen große Veränderungen an, welche durch zufällig hingekommene Christen anderer Inseln veranlaßt worden sind.

---

2. Neuseeland.

a. Das Land.

§ 218. Zu dem rothbraunen oceanischen Menschenstamm gehören schon die Bewohner Neuseelands, dessen Nordspitze über 500 St. ö. von Sydney entfernt ist, und von da etwa 400 St. s. w. zwischen dem 34 und 47° s. Br. hinabreicht. Das Land besteht aus 2 großen Inseln und einer kleinen. Die Nordinsel, Neu-Ulster, ist 200 St. l. n. S., und wechselt zwischen 2 und 100 St. Breite; die Mittelinsel, Neu-Münster, erstreckt sich durch die 8—10 St. breite Cooksstraße von jener getrennt, s. w. 220 St. l. mit einer Breite von 25 St.; an diese stößt im S. die Stuartsinsel, ein Dreieck mit je 10 St. Länge. Rings umher sind noch viele kleinere, theilweise unbewohnte Eilande. Den gemeinsamen Namen Neuseeland hat 1642 der Entdecker Tasman dem Ganzen gegeben. Die Gesammtfläche mit 2853 □M. kommt nahezu Großbritanien gleich. Ein hohes Gebirge, das in seinen höchsten Gipfeln die Schneelinie weit überragt, durchzieht die Inseln, welche in den niederen Regionen dicht bewaldet und dabei äußerst quellenreich sind, und hohe Wasserfälle, auch Landseen in sich schließen. Wichtig sind die kleinen engen Meeresbuchten im nördlichen Theile der Nordinsel, welche den Zugang zu den innersten Distrikten des Landes von der Küste aus ermöglichen. Auf der Nordinsel insbesondere sind auch viele heiße Quellen, darunter schwefel- und eisenhaltige; denn es ziehen sich auf ihr 3 vulkanische Linien mit hohen Bergkegeln hin. Da wimmelt es von kochendheißen Quellen, Geysern, Solfatara's (natürlichen Rauchfängen) ꝛc. Hier (und auf der Mittelinsel) sind auch Erdbeben nichts Seltenes, wie denn von 1843—1854 nicht weniger als 45 leichtere und stärkere Erdstöße gefühlt worden sind, und 2 mal (1848 und 1855) ein furchtbares Erdbeben die

Stadt Wellington an der Cooksstraße mit dem Untergang bedrohte. Die besten und größten Häven liegen auf der Nordostseite der Nordinsel, nemlich Banguuei, die Inselbai, Wangarei und Auckland. Ebenso zeichnet sich der Haven Wellington im Port Nicholson aus, während die Mittelinsel wenig gute Häven hat und gar keine an der Westseite.

Das Klima Neuseelands ist dem von Europa nicht unähnlich, sehr gemäßigt, angenehm und gesund, obwohl, weil dies Land viele Breitegrade durchgeht, vielfach veränderlich. Die Jahreszeiten sind den unsrigen entgegengesetzt (s. § 201). Das Innere ist im Sommer wärmer, dagegen im Winter auch kälter als die Küste. Dabei kennt kein Land der Erde weniger Krankheiten; und Epidemien kommen gar nicht vor. Eine eigentliche Regenzeit giebt es nicht; dagegen regnet es häufig und nur immer etliche Tage. Der Boden ist äußerst fruchtbar und üppig bedeckt. Die Pflanzenwelt hat viel Eigenthümliches; und charakteristisch ist die große Anzahl von Baumarten und Farrenkräutern (der letzteren zählt man 117). Unter jenen sind prachtvolle Fichtenarten, 160′ l. und oft 90′ dick; und unter diesen giebt es viele, deren Wurzel eßbar ist und ein schmackhaftes und gesundes Mehl giebt, früher fast die einzige Nahrung der Eingebornen, ehe Getreide und Kartoffeln eingeführt wurden. Von größtem Nutzen ist der neuseeländische Flachs. — Die ursprüngliche Thierwelt war sehr arm an Säugethieren; es gab nur 2 Arten von Fledermäusen, australische Hunde und Ratten. Die Hunde sind fast verschwunden, und die Ratten, die nur von Vegetabilien sich nährten, durch die von Schiffen hereingekommenen fast vollständig vertilgt worden. Der einheimischen Vögel giebt es nur 83 Arten, aber keine insektenfressende, weßhalb man Sperlinge eingeführt hat. Unter den Mineralien ist der Nierenstein bedeutend, aus welchem die Eingebornen früher ihre Aexte und Messer verfertigten. Jetzt hat man auch Eisen, Kupfer, Zinn, Blei ꝛc., reiche Steinkohlen- und Braunsteinlager, ebenso Steinsalz und Schwefel ꝛc., endlich auch Gold gefunden.

---

b. Die Maori's.

§ 219. Die jetzigen Bewohner Neuseelands sind, nach alter Sage, über die Hervey-Inseln von der Hawaji-Gruppe erst vor 5—8 Jahrhunderten auf Kriegsbooten in verschiedenen Abtheilungen eingewandert. Noch

kennen sie die Namen der ersten Ankömmlinge und Landungsplätze, selbst der gebrauchten Kanoe's. Sie trafen ein Papuageschlecht an, das sie theils unterdrückten oder ausrotteten, theils mit sich vermischten. Sie wurden das herrschende Volk, die Maori's, im Gegensatz zu den Pakea's oder Kukih's, haben aber den Typus des oceanischen Geschlechts nicht rein bewahrt, da ihre Hautfarbe vom dunkelsten, fast schwarzen, bis zum hellsten, beinahe weißen Olivenbraun wechselt. Ihre Körperbildung hat das Eigenthümliche, daß sie längere Oberleiber, längere Vorderarme und kürzere Schienbeine haben, als die Europäer, daher auch kürzere Schritte machen. Früher war es üblich, die Barthaare auszuraufen; seit die Sitte in Abgang gekommen ist, finden sich mitunter starke Bärte. Die ganze Nation, früher aus 200,000 Seelen bestehend, zerfiel in 3 große Hauptabtheilungen oder Waka's; und diese schieden sich wieder in 18 Iwi's oder Nationen, und die Iwi's in Hapu's oder Stämme. Jeder Stamm hatte seinen eigenen Häuptling, so auch jede Nation; aber ein Gesammtoberhaupt ist nie da gewesen. Ueberall waren Adel, gemeines Volk und Sclaven unterschieden. Letztere waren Kriegsgefangene, oder Reste von fast vernichteten Stämmen, die sich unter den Schutz eines andern Stammes stellten und diesem nun dienten, aber fast wie Stammesglieder gehalten wurden. Von den Einwanderungen an hat jeder Stamm sein rechtmäßiges Grundeigenthum, das aber nicht Besitz des Einzelnen, sondern des ganzen Stammes ist, so daß nicht einmal der Häuptling, selbst der Eroberer nicht, einen Theil an einen andern Stamm verkaufen oder abtreten darf, sondern nur der ganze Stamm als solcher etwas veräußern kann. Innerhalb jedes Stammgebiets herrschte eine Art Communismus; und einem fremden Stamme gegenüber stand immer Einer für Alle und Alle für Einen, woraus, weil der Grundsatz der Wiedervergeltung herrschend war, unzählige Fehden und Kriege sich entwickelten, die schon Cook

1769 wahrnahm und die bis 1840, da eine längere Ruhezeit eintrat, unaufhörlich fortgedauert hatten. Grauenvoll war die hiebei übliche Menschenfresserei, die erst seit 1843, da der letzte Fall bekannt wurde, völlig verschwunden ist.

Was die Religion betrifft, so hat die Phantasie der Maori's mancherlei ausführliche Sagen über die Weltschöpfung ersonnen. Daneben erzählen sie von 6 Söhnen, die aus Himmel und Erde entsprossen sind und deren Gesammtname Atua ist, auch von einem bösen Gott Wiro, dem Urheber alles Uebels. Im Uebrigen aber sind die eigentlichen Götter der Maori's die Geister der verstorbenen Häuptlinge und Helden, von welchen alle Strafen in dieser Welt kommen. Hieraus ergiebt sich ein Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode, dabei auch zwischen einem glücklichen Zustand im Himmel und einem elenden Daseyn in den Tiefen des Meeres unterschieden wird. Tempel und Götzenbilder aber waren keine vorhanden; und auch die häßlichen Figuren an den Pfosten der Hütten sollten nur als Verzierung oder Schreckmittel gegen böse Geister und Feinde dienen. Priester aber waren da, entweder die Häuptlinge selbst, oder Personen aus ihrem Geschlecht. Deren Person und Habe war Tabu, d. h. geheiligt und unverletzlich. Sie deuteten den Willen der Götter aus allerlei Zeichen. Sie heilten die Kranken, verrichteten bei Geburt und Tod die nöthigen Ceremonien, tättowirten die Leute, und hielten insbesondere die Gesetze des Tabu aufrecht. Der Gebrauch des Tabu, der jetzt fast ganz verschwunden ist, diente zwar zur Erhaltung der Ordnung und Sitte, war aber auch ein Mittel, arge Tyrannei zu üben, Habsucht und Rache zu befriedigen und das Volk durch launenhafte Bosheit der Oberen nahezu zur Verzweiflung zu bringen. Zunächst waren gewisse Personen und Dinge an und für sich Tabu, wie die Häuptlinge und Priester und was ihnen angehörte, kranke Personen und Leichen und was mit ihnen in Berührung kam, Kriegshaufen im

Felde, verheirathete Frauen, verlobte Mädchen. Andere Dinge wurden nur für eine gewisse Zeit und für bestimmte Zwecke tabuirt, wie Bäume, Flüsse, Wege, Landstrecken, Felder zur Zeit der Aernte, Fischplätze, Sandbänke mit eßbaren Muschelthieren oder was sonst Häuptlinge oder Priester für Tabu erklären wollten. Diese sagten nur ein Wort und hiengen ein Zeichen auf, worauf die tabuirten Dinge nicht mehr betreten, angerührt oder benützt werden durften, bis der Bann aufgehoben ward. Tabuirte Personen, und wer es durch Berührung von Tabuirten wurde, durften nichts mit den Händen berühren, mußten also entweder von Sclaven gefüttert werden, oder wie Hunde essen. Uebertretung des Tabu zog Tod oder Beraubung des Eigenthums oder Verbannung in einen andern Stamm nach sich, oder von Seiten der Götter Krankheit und Tod. Ein entsetzlicher Druck konnte so mit dem Tabu ausgeübt werden. Viele starben aus Angst, sobald sie ein Tabu berührt hatten. Neben dem Treiben der Priester lief auch Zauberei her, und manch anderer Aberglaube, namentlich Furcht vor Gespenstern. Von paradiesischem Wonneleben vor Ankunft der Missionare konnte daher keine Rede seyn.

Mit vielen Stämmen der Südsee hatte der Maori das Tättowiren, Moki genannt, gemein; und er hatte es darin allen andern an Virtuosität zuvorgethan. Der Zweck war, in der Schlacht ein schrecklicheres Aussehen zu haben. Die ersten kreisförmigen Linien wurden in der Jugend eingeätzt; und erst mit dem höheren Alter wurde die Zeichnung vollendet. Die Operation war sehr schmerzhaft und die Phantasie in der Wahl der Zeichnung unerschöpflich. Gewöhnlich wurden das Gesicht, die Lenden und die Schenkel tättowirt, bei Frauen nur die Lippen, das Kinn und die Augenlider. Die Aetzung verlor sich nie wieder. Jetzt kommt das Tättowiren immer mehr aus der Mode. — Die Kleidung beider Geschlechter bestand aus Tuch von neuseeländischem Flachs, und zusammengenähte Hundefelle und Zierrathen von Vogelfedern dienten als außerordentlicher Schmuck. Die Ohren waren einst bei Allen durchbohrt und mit Federn, Vögeln, Knochen und Steinchen behangen; auch wurde der Leib mit Fischthran gesalbt und mit Ocker getuscht. Jetzt haben Viele die europ. Tracht angenommen. — Die Maori's

lebten in Dörfern zusammen, meist an Meeresbuchten, Flüssen und Binnenseen. Jede Familie hatte ihre eigene Wohnung, von einem Zaun umgeben, aus Pfosten und einem Gitterwerk bestehend, oft 16′ l. und 10′ br., aber nur 4—5′ h.; und vor dem Hause war ein kleiner offener Schuppen, wo man speiste und schlief. Der Boden war die bloße Erde, mit Matten bedeckt; das Hausgeräthe etliche Waffen und Töpfe, eine Axt und Beil von Stein ꝛc. Zur Nahrung bot früher das Land nicht viel Auswahl dar. — In Friedenszeiten beschäftigte sich der Maori mit dem Landbau, daneben mit Fisch- und Vogelfang; sonst besaß er die Kunst, ein Haus und ein Kanoe zu bauen und in Holz zu schnitzen, während die Weiber Tücher woben und die schönen Matten flochten. — Unter den Vergnügungen nahm der Gesang mit begleitenden Körperbewegungen nebst Flöten und Holztrompeten die erste Stelle ein. Ihre Nationaltänze waren theils graciös, theils leidenschaftlich. Seit der Einwanderung der Europäer ist Tabakrauchen bei Mann und Frau allgemein geworden; auch Kartenspiel und Pferderennen nimmt zu. Eigenthümlich war die Feier des Hakari, eines Bankettes, das ein Stamm dem andern gab, und zu dem man ein Jahr lang sich vorbereitete, auch hohe und lange Gerüste baute, da häufig 6000 Gäste erschienen, die dann mit Tanzen, Singen, Schwatzen, Ringkämpfen und Anderem sich erlustigten. — Mädchen wurden oft schon als Kinder verlobt, Ehen ohne viele Ceremonien geschlossen. Der Häuptling raubte sich das Mädchen, das ihm gefiel. War dieser vorher Alles erlaubt, so wurde die Frau überwacht, oft abgeschlossen, Ehebruch hart bestraft. Vielweiberei war Häuptlingen und freien Männern gestattet. Neugebornen Kindern wurden bei einer gewissen Taufceremonie kleine Kieselsteine in den Hals gedrückt, um, wie sie sagten, ihr Herz hart und für das Mitleiden unempfänglich zu machen. — Krankheiten wurden dem Zorn des Atua zugeschrieben, und Aberglaube vertrat die Stelle der Heilkunde. Todte wurden mit Achtung behandelt; und es fanden eigenthümliche Todtenklagen Statt. — Seltsam war die Sitte des Nasenreibens und Wehklagens, indem lange abwesend gewesene Freunde mit einem Thränenstrom begrüßt wurden, und dann Männer und Frauen die Nasen an einander rieben, wobei man sich in zitterndem, weinerlichem Tone die Erlebnisse erzählte. — Gastfreundschaft gegen Fremdlinge war allgemein, sonst aber die Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit groß. Bei der geringsten Beleidigung brachen sie einst in glühende Rachgier aus, die nur durch Blut gestillt wurde; und war Einer als Opfer der Wuth gefallen, so war dieß ein Zündfeuer, das mit Blitzesschnelle ganze Familien und Stämme ergriff. Die Schlacht war früher nur eine Reihe von Zweikämpfen. Die Sieger sammelten ihre

Todten. Der erste Feind, der erschlagen ward, gehörte den Göttern; die Andern wurden gekocht und verzehrt, Verwundete gehöhnt, gequält und dann gleichfalls aufgefressen. Die Köpfe wurden im Triumph nach Haus gebracht, getrocknet und aufbewahrt, auch Kindern zum Spielzeug gegeben. Eine Zeitlang wurde mit den Köpfen sogar Handel getrieben, bis es die engl. Regierung verbot. Die grause Sitte, Menschenfleisch zu essen, soll erst lange nach der Einwanderung der Maori's aufgekommen seyn, und wurde allmählig zu einer wirklichen Lust; daher ihr Sprichwort: „Das Fleisch eines Menschen übertrifft an Wohlgeschmack jedes andere lebende Geschöpf auf Erden." Anfangs kam der Aberglaube dazu, als ob man die Geisteskraft des gefallenen Feindes mit hineinäße, daher man es namentlich auf das linke Aug, als den Sitz der Seele, absah. Noch 1822 verzehrte der Häuptling Hongi nach einer Schlacht von 1000 Erschlagenen 300; und 1836 wurden in 2 Tagen 60 Menschen gebraten. Frauen durften nicht mitessen; nur die Erbtochter eines Häuptlings durfte Cannibalin werden. Auch in Friedenszeiten kam den Häuptling die Lust nach Menschenfleisch an; dann schlachtete er Kriegsgefangene und Sclaven, selbst Weiber und Kinder. Doch empfand jeder Maori ein tiefes Grauen vor dem Gedanken, selbst einmal aufgefressen zu werden. Das Erlöschen der Sitte schreiben selbst solche, die nicht gerade Freunde der Mission sind, nicht der Einfuhr eßbarer Thiere zu, sondern einzig dem Christenthum.

---

c. Kolonisten.

§ 220. Mit den Maori's ist in den letzten Jahrzehnten eine so große Veränderung durch die Mission vorgegangen, daß man versucht seyn könnte, das eben Angegebene für eine Dichtung zu halten. Doch theilen wir zuerst die äußere Geschichte des Landes mit und reden dann erst von der Mission.

Entdecker Neuseelands war wohl der Holländer Tasman, der 1642 in einer der nördlichsten Buchten der Mittelinsel landete. Aber ein Ueberfall von Seiten der Maori's (wahrscheinlich weil sie ihr Tabu verletzt sahen), dabei 4 Matrosen umkamen, nöthigte ihn zu schneller Flucht; und die Bai bekam den Namen Massacre-Bai. Seitdem blieben die Inseln gefürchtet und

unbeachtet, bis Cook sie aufs Neue entdeckte 1769. Fast gleichzeitig kam der Franzose de Surville, der freundliche Aufnahme fand und einem Häuptling einen kranken Matrosen anvertraute. Auf den Verdacht aber, daß die Maori's ihm ein Schiffsboot entwendet hätten, verbrannte er ihr Dorf und legte den Häuptling in Fesseln, der sich sodann in 3 Monaten zu Tode grämte. Der Franzose de Fresne ferner kam 1772 in die Inselbai, machte Freundschaft mit den Maori's, wurde aber nach 4 Wochen mit 16 seiner Leute am Lande ermordet und aufgefressen, weil sie am Tabuirten sich vergangen hatten, worauf die Franzosen 2 Dörfer in Brand steckten und das unheilvolle Land verließen. Cook war 5 mal auf Neuseeland, verpflanzte dahin Kartoffeln, Rüben, Kohl ꝛc., auch Schweine und Geflügel, hatte aber auch blutige Kämpfe durchzumachen. Jetzt wurde Neuseeland, freilich als ein grauenvolles Cannibalenland, in Europa bekannt. Die Handelswelt bekam Verlangen nach dem neuseeländischen Flachs, seit die australischen Kolonieen begonnen hatten; deren Gouverneure weckten durch Geschenke an Maissamen und Schweinen Vertrauen in den Maori's und den Wunsch nach einem freundlichen Verkehr. Bald wimmelten die Buchten von Walfischfängern; und einzelne Maori's, die als Matrosen nach Neusüdwales kamen, erzählten daheim wieder Wunderdinge. Ein Maori kam sogar 1805 nach England und zum König; und andererseits verbrüderten sich englische Matrosen mit den Maori's, und wurden ansäßig. Verkehr und Kolonisation nahmen zu, begünstigt von dem brennenden Durst der Maori's nach den Kulturartikeln und Künsten Europa's. An blutigen Auftritten und Gräueln, meist durch das Benehmen der Europäer veranlaßt, fehlte es freilich nie. Aber nun begann S. Marsden, Kaplan in Neusüdwales, der sich's zur Lebensaufgabe stellte, die Cannibalen zu Menschen und zu Christen zu machen, mit seinen Friedensvermittlungen. Ihn sahen die Neuseeländer bald als ihren Vater an;

und seine Bestrebungen für die Mission hatten solchen Erfolg, daß bei seinem Tode nach 40 Jahren die ganze Denk- und Lebensweise des Volkes umgewandelt war.

Indessen hatte schon Cook im Namen des Königs Georg III. Besitz von dem Lande genommen, was zunächst nur Europa gegenüber galt, aber für das Land selbst wegen der großen Entfernung und der Wildheit der Bewohner wenig zu sagen hatte. Doch handelte darnach 1815 zum ersten Male der Gouverneur von Neusüdwales, Macquarie, indem er den Laien-Miss. Kendall zum Friedensrichter ernannte, um die entlaufenen Verbrecher zu verhaften und die Eingebornen vor Unbill zu schützen, wobei er das Land für abhängig von England erklärte. Die Folgen waren aber unbedeutend, und die vereinzelten Kolonisationsversuche geschahen ohne die Regierung. Als jedoch die religiöse Veränderung durch die Mission durchgreifender wurde, sehnten sich die Maori's selbst nach einem geordneten bürgerlichen Gemeinwesen; und da die Kolonisten sich mehrten, erweiterten sich die Beziehungen des Landes zu Neusüdwales. Die Kolonisten, zuerst vom Handel und Fischfang angelockt, ergaben sich allmählig dem Landbau, der am meisten Gewinn versprach. Aber nun gab es Mißhelligkeiten in Beziehung auf den Erwerb des Bodens, der schwierig war, weil nach dem Landesgesetz (§ 219) nur der ganze Stamm, kein Häuptling etwas verkaufen kann. Dieses Gesetz blieb vielfältig unbeachtet. Die Maori's baten daher zuletzt selbst die engl. Regierung um Polizei für die Ansiedler, und erhielten 1831 einen Consul, worauf 1837 einer in London gebildeten Actiengesellschaft ein Freibrief zur Kolonisation des Landes ausgestellt wurde.

Genannte Gesellschaft kaufte 1839, meist für Waffen und Munition, im Süden der Nordinsel und im Norden der Mittelinsel, also um die Cooksstraße herum, Landstriche von 150 □ M. und gründete die Städte Wellington und Neu-Plymouth einerseits, und Nelson andererseits. Ansiedler waren es schon 1840

über 10,000, und Consul Hobson machte sich auf den Wunsch der Häuptlinge zum britischen Gouverneur, um noch rechtzeitig eine französische Besitznahme der Inseln zu vereiteln. Da ferner die Kolonisten, theils unbekannt mit dem Nationalgesetz der Maori's über den Grundbesitz, theils dieses nicht achtend, Privatverträge mit einzelnen Häuptlingen abschlossen, die dazu kein Recht hatten, oder unbesetztes Land ohne Weiteres ansprachen, auch Landspeculanten eine gewinnsüchtige und betrügerische Rolle spielten, so entstanden viele Streitigkeiten mit den Maori's; diese beizulegen, wurde im Vertrag von Waitangi an der Inselbai 1840 erreicht, daß 572 Häuptlinge die Souverainität von Neuseeland an die Krone Englands abtraten, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß alle Länder, Wälder und Fischereien der Maori's ihnen zugesichert bleiben, so lange sie solche zu besitzen wünschen. Die Krone übernahm nun das alleinige Recht des Landkaufs; und nur von ihr sollten unter Wahrung der Interessen der Maori's die Kolonisten Land zu kaufen berechtigt seyn. Die willige Anerkennung der englischen Oberhoheit hatte man sicher dem Einflusse der Missionare zuzuschreiben. Auckland wurde Hauptstadt der Kolonie, auch Sitz des neuen englischen Bischofs Selwyn (1842—60); und Mission und Kultur machten fortan reißende Fortschritte.

Mit der Haltung des Vertrags von Waitangi ging es aber nicht nach dem Wunsche der Maori's; und diese wurden voll von Besorgnissen, auch weil sie nicht dieselbe sociale Stellung hatten, wie die Kolonisten. Da kam es schon 1843 zu offenen Feindseligkeiten, indem die Eingebornen gegen Besitznahme unverkauften Landes wiederholt protestirten und endlich, da eine ihrer Frauen erschossen wurde, 20 Europäer erschlugen. Auch im Norden bei der neuen Stadt Kororarika widersetzte sich Heki, der erste Unterzeichner des Vertrags und Schwiegersohn Hongi's, der Errichtung einer engl. Flaggenstange 1844, und schlug 1845 die englischen Truppen aus dem Felde,

worauf die Maori's die Stadt bis auf den Grund zerstörten, europ. Weiber und Kinder aber sorgsam schonten. Auch gegen die nachkommenden englischen Verstärkungen blieben die Maori's im Vortheil, bis endlich 1847 der edle Gouverneur Grey den Vertrag von Waitangi offen anerkannte und die Insel beruhigte. Nun nahmen die natürlichen Hilfsquellen des Landes überraschend zu; die Maori's kamen so sehr aus ihrer Urkultur empor, daß der Unterschied zwischen ihnen und den Kolonisten selbst in Handels- und Geschäftsverhältnissen immer geringer wurde. Besonders gab die Entdeckung der austral. Goldfelder 1851 dem Ackerbau und Handel neuen Schwung. Auch die Kolonie blühte immer kräftiger auf und erhielt 1853 Provincialstände, nach und nach 5 Bischöfe, 18 presb. Kirchen u. s. w. Die Krone behielt sich das alleinige Recht des Landkaufs vor, und die Ermächtigung, solche Distrikte, welche noch ganz von Maori's besetzt waren, als der Kolonialregierung nicht unterworfen, unter ihren Schutz zu nehmen.

Aber die Massen der Kolonisten wurden immer zahlreicher, die Interessen der Maori's immer bedrohter und ihre Freibezirke immer enger. Die ganze mittlere Insel ist schon den Kolonisten eingeräumt, dazu ¼ der nördlichen. Die Ständekammer fieng nun 1858 an, sich die Entscheidung über den Landbesitz der Maori's anzumaßen. Diese durch Christenthum und Cultur gehoben, trugen Sorge um ihre nationale Existenz und wurden um so ungeneigter, weitere Ländereien zu verkaufen, je begehrlicher sie die Weißen fanden. Von der Regierung sich selbst überlassen, begannen sie Gesetze gegen Trunkenheit zu machen und Geldstrafen zu erheben, hielten immer größere Volksversammlungen und vereinigten sich zu dem großen Maori-Bund, welcher 1859 gelobte, kein Land mehr an die Weißen zu verkaufen, und um consequenter handeln zu können, einen eigenen König, Potatau von Waikato aufstellte, der die allgemeinen Interessen vertrete. Es bedurfte jetzt nur noch eines Funkens, um

Alles in Flammen zu setzen. Da geschah es, daß am Flusse Waitara oberhalb Neu-Plymouth der kleine Häuptling Teira ein Stück Land an die Regierung verkaufte. Der Oberhäuptling des Landes Taranaki, in welchem das Landstück liegt, Wiremu Kingi (King William) protestirte dagegen. Die Regierung achtete nicht darauf, gab vielmehr dem Oberst Murray von Neu-Plymouth die geheime Weisung, im Nothfalle das Standrecht zu verkündigen. Wirklich wehrten sich die Maori-Frauen gegen die Vermessung des Landes, und das Standrecht wurde zu hastig verkündigt. Unter diesen Worten verstanden aber die Maori's das Recht drein zu schlagen, und so entspann sich 1860 ein wilder hartnäckiger Krieg, in welchem öfters die englische Kriegskunst zu Schanden wurde, weil sich die Maori's mit großer Umsicht hinter ihren Pa's (d. h. Pfahlwerken mit unterirdischen kugelfesten Kammern, die im Lehmboden ausgegraben sind) zu vertheidigen wußten. Das Betrübendste aber war, daß nun das politische Interesse alle andern verschlang. Als der erwählte König starb, wurde Wiremu Kingi zum König gemacht. Bei der Wahl rief Einer der Anführer laut aus: „Achtet Jedermann, liebet die Brüder, fürchtet Gott, ehret den König;" und nach der Huldigung wurde der Segen Gottes auf die nationale Bewegung herabgefleht, ein geistliches Lied gesungen und unter lautem Hoch vom Könige Abschied genommen. Die Parole der Nation war: „Wakapono, Aroha, Tare," d. h. Christenthum, Bruderliebe, Gesetz, und wurde auf der neuseeländischen Fahne in 3 Feldern symbolisch dargestellt.

Bis daher hatten sich die nördlicheren Waikatostämme, deren Oberhäuptling Wiremu Tamahona ein Christ und verständiger Mann ist, neutral gehalten; und der neue König mußte allein den Kampf mit den Engländern bestehen, was er auch that, ohne zu erliegen. Jetzt sandten sie diesem Hilfe, und schenkten ihm das strittige Land Waitara zur Entschädigung für die erlittenen

Verluste. So wurde unter dem Sturmgebraus durchs ganze Land die Lage der Kolonisten mißlicher, und sogar Auckland bedroht. Da sandten die nördlichen Stämme, überzeugt, im Sinn des Evangeliums zu handeln, wenn sie das Mögliche versuchten, um Frieden zu stiften, statt sich von ihren Sympathieen mit in den Krieg hinreißen zu lassen, eine Deputation mit Friedensvermittlungen an den Gouverneur. Dieser hielt sie für zu gering; und die Maoris wurden in ihren Verschanzungen angegriffen und 2 Tage lang bombardirt. Es kam zu einem entsetzlichen Blutbad, nach welchem sich der Häuptling Hapurona ergab, und Wiremu Kingi in die Waldgebirge von Waikato flüchtete. Mit den meisten Uebrigen wurde März 1861 ein Friede geschlossen. Ihm gemäß sollte der Rechtstitel von Waitara untersucht werden, das Parlament mit der Regierung das absolute Recht haben, Eigenthumsfragen zu entscheiden, die den Kolonisten abgenommene Beute zurückgegeben werden, und die Regierung über die Ländereien aller am Krieg betheiligten Maori's mit thunlichster Berücksichtigung der früheren Besitzer verfügen. Indessen hat aber die engl. Regierung das voreilige Verfahren des Gouverneurs mißbilligt und ihn durch den trefflichen Sir G. Grey ersetzt. Dieser sucht sich mit den Eingebornen, bei denen er höchst beliebt ist, in Zusammenkünften zu verständigen und will ihrem Runanga (Rathversammlung) weiteren Spielraum gewähren. So läßt sichs denn wieder zum Frieden an, erwünscht den Tausenden christlicher Maori's, welche in den versuchungsvollen Zeiten sich bewunderungswürdig gehalten haben. Wurden doch selbst die wilderen Maori's, obgleich sie der Gräuelthaten sich nicht ganz enthalten konnten, von christlichen Grundsätzen getragen, wie man sie kaum bei den Europäern wahrnahm. Die Zahl der Kolonisten betrug 1860 schon 67,714 Seelen, wovon die größere Hälfte auf der Nordinsel wohnt, und übersteigt wohl bereits auch auf ihr die Zahl der Maori's.

---

d. Die Mission. (Sam. Marsden.)

§ 221. Begründer der Mission in Neuseeland war Samuel Marsden, (§ 208) Kaplan in Neusüdwales seit 1794, der auch noch ihren vollen Segen erleben durfte. Zu Paramatta, wo er wohnte, wurde er mit einem Maori-Häuptling bekannt, der aus Neugierde herübergeschifft war, und gewann für das männlich schöne und klug aussehende Volk eine besondere Vorliebe. Nach vielen Bitten und Aufforderungen erhielt er Gelder für seine Missionszwecke zu beliebiger Verwendung von der engl. kirchl. Ges. Er kaufte ein kleines Missionsschiff, und traf andere vorbereitende Anstalten, namentlich zur Anlegung von Kolonieen in dem Land. Zwei Layen Hall und King waren 1809 f. ersten Friedensboten auf der Insel, denen Kendall folgte. Marsden selbst hatte unterdessen, damit die Wilden von den Europäern nicht mißhandelt und übervortheilt werden, eine Schutzgesellschaft für sie gestiftet und ein Haus gebaut, wo sie während ihres Aufenthalts wohnen konnten. Er zeigte ihnen Alles, was sie zu sehen begehrten, und beschenkte sie noch oben drein mit eisernen Werkzeugen, die sie über Alles liebten. Zu Hause erzählten die Maoris das Alles und jedermann lernte seinen Namen kennen; bald sangen die Kinder in den Wäldern und an den Meeresufern ein Lied von dem guten weißen Manne, der die Braunen so lieb habe. Daneben errichtete Marsden ein kleines Missionsseminar, in welchem neuseeländische Jünglinge lesen und schreiben lernten und andern Unterricht empfingen, und wohin ihm wetteifernd die Häuptlinge ihre Söhne zusandten.

So gefahrvoll es war, unter den Menschenfressern selbst zu wohnen, die eben in dieser Zeit wieder ein englisches Schiff erstiegen und den Kapitän sammt der ganzen Mannschaft aufgefressen hatten, so waren doch die drei Layen-Missionare durch Marsdens Name geschützt.

An der Inselbai wurden 200 Morgen angekauft; und der Häuptling unterzeichnete den Kaufbrief mit den Zügen, die auf seinem Gesicht tättowirt waren. So entstand Rangihu. Marsden besuchte 1815 mit Miss. Butler die Station, predigte und konnte durch seine Vermittlung einen eben ausbrechenden Krieg verhüten. Doch kostete es Mühe, die Wilden von ihrem Räuberleben abzubringen. Auch in der Schule ging es sonderbar zu. „Während ein Kind," schrieb Miss. Kendall, „seine Lection hersagt, will ein anderes mit meinen Füßen spielen, ein drittes nimmt meinen Hut weg, ein viertes trägt meine Bücher fort, doch Alles in einer Art, daß ich es nicht übel nehmen kann. In den ersten Monaten war nur Ein Lärmen und Spielen in der Schule; und wir konnten sie vor dem unaufhörlichen Springen, Tanzen und Singen kaum lesen hören." Allmählig aber zeigte sich eine merkliche Veränderung, und die Zuversicht wurde vermehrt, daß man nicht umsonst arbeite. Marsden gründete 1819 die zweite Station Kirikiri, 5 St. von der vorigen, zu welcher der Häuptling Hongi ein großes Stück Feld käuflich abtrat. Die Einwohner waren bereits durch die ganze Insel hin aufgeregt und wünschten Lehrer zu bekommen. „Kommt zu mir! bleibet bei mir!" hörte man von allen Seiten die Häuptlinge rufen, für die übrigens die Kulturfortschritte und Eisenwerkzeuge mehr Reiz hatten, als das Evangelium. Lange war auch Marsden in dem Vorurtheile befangen, daß man mit Hebung der äußeren Kultur anfangen müsse, um dem Evangelium eine Bahn zu brechen. Aber nirgends hat es sich so auffallend bestätigt, als in Neuseeland, daß es das Gerathenste ist, gleich mit dem vollen Evangelium an die Herzen der Wilden zu kommen, indem Eindrücke auf das Herz viel mehr zur Kultur treiben, als umgekehrt Kultur zur Bekehrung; und erst als Marsden, auch von der engl. kirchl. Ges. darauf hingewiesen, auf diese Anschauung einging und darnach die Mission betreiben hieß, fand man den rechten Eingang. Weitere Stationen

wurden 1823 Paihia und 1825 Kauakaua; und 1823 ließen sich auch Methodisten (bes. Miss. Leigh) an der Inselbai nieder, wo sie Wesleydale, 8 St. von Kirikiri gründeten, in freundlichem Verband mit den kirchlichen Missionaren.

Trotz dieses Fortschritts hatte doch nicht leicht eine andere Mission einen so schweren Stand. Hatten auch die Missionare für sich weniger zu fürchten, wiewohl ihr Endzweck den Wilden widerlich war und ihre Vorträge öfters mit Spottgelächter beantwortet wurden, so war doch der Anblick der namenlosen Gräuel, die beständig unter ihren Augen vorfielen, fast unerträglich. In Kirikiri wurden menschliche Schlachtopfer gewöhnlich in der nächsten Nähe des Missionsplatzes getödtet, gebraten und verzehrt; und nur die geschlossenen Fensterläden des Missionshauses verhinderten den schrecklichen Anblick. Die Köpfe der Geschlachteten wurden häufig vor der Hausthüre aufgesteckt, um die Missionare einzuschüchtern. An andern Orten war es nichts Seltenes, daß sogar Kinder, die in die Schule gingen, von den Feinden geschlachtet und aufgezehrt wurden. Am peinlichsten war den Missionaren oben erwähnter Häuptling Hongi, ein Mann voll inneren Widerspruchs, auf der einen Seite der erklärteste Missionsfreund, der durch seinen mächtigen Einfluß den Missionaren allezeit den kräftigsten Schutz angedeihen ließ, auf der andern Seite ein Ungeheuer und Bluthund, wie sich kaum ein zweiter denken läßt.

Hongi ehrte Marsden in hohem Grade, machte auch 1820 einen Besuch in England, wo er zur Festsetzung der Maori-Schreibweise behilflich war und das Beste versprach. Als er aber wieder zu Hause war, kehrte seine Mordlust, gestachelt durch die vielen Feuergewehre, die er mitgebracht hatte, mit verdoppelter Stärke zurück. Er unternahm unaufhörliche Raub- und Rachezüge; und die Menschenfresserei war bei ihm so sehr an der Tagesordnung, daß er sie mit Beispielen aus der Naturgeschichte der Thiere als etwas ganz Natürliches rechtfertigte. So konnte er 1822 nach einer Schlacht 300 Getödtete oder Gefangene durch seine Leute aufzehren lassen. Einmal schoß Einer seiner Knaben auf ein 10jähriges Mädchen, ein kleinerer Knabe

gab ihr den Todesstreich. Seine Tochter, die sich Tags darauf einen verstauchten Arm vom Missionar verbinden ließ, wurde gefragt, ob Jenes wahr sei, und antwortete lachend: „Sie sind hungrig gewesen und haben sie gebraten und mit Kartoffeln gegessen.“ So ging es um die Missionare her zu; dieser Hongi war lange ihre einzige Stütze unter den leidenschaftlichen Unmenschen!

---

e. Fortgang der Mission.

§ 222. Hongi lebte insbesondere in bitterer Feindschaft mit dem Stamme in Wangarua. Dahin unternahm er 1827 einen förmlichen Kriegszug. Die dortigen Missionare mußten unter großen Aengsten fliehen, und der ganze Ort wurde mit allen Missionsgebäuden zerstört. Hongi erhielt aber dabei eine Wunde, an welcher er 1828 starb. Er hatte den kirchl. Missionaren in seinem Gebiete gerathen, wenn er sterbe, sich alsbald zu entfernen; denn nun drohte ein Rachezug der bisher feindlich behandelten Stämme. Schon rüsteten sie sich zur Abreise. Aber weil Hongi auf dem Sterbebette s. Stamm ermahnt hatte: „Laßt die Missionare im Frieden wohnen; denn sie haben uns nichts als Gutes gethan, von ihnen habt ihr keinen Schaden zu fürchten,“ — so wurde sein Tod zunächst ein Signal des Friedens, wenn gleich einige Wuth schnaubenden Häuptlinge mit Mühe zurückgehalten wurden. Bereits nemlich trug die Mission ihre Früchte. Außer dem, daß Manche tiefere Eindrücke von dem Evangelium empfangen hatten (1825 bekehrte sich der erste Maori), lernten Viele nach und nach die Thorheit ihres Blutvergießens einsehen und ihre Leidenschaften bezähmen. Nachdem im J. 1830 weitere Taufen stattgefunden hatten, predigten bereits eifrige Nationalgehilfen, andere Bekehrte zogen für sich umher und verbreiten nach allen Richtungen Erkenntniß und Verlangen nach dem Christenthum; die Heiligung des Sonntags war schon ziemlich weit verbreitet; es entstanden Kirchen und Kapellen; in den Gottesdiensten lernten die Cannibalen friedlich neben

einander sitzen; die Hervorhebung des Werths einer Seele vor Gott entwöhnte sie allmählig dem bisherigen Blutdurst; endlich hatten auch Ackerbau, Gewerbe, Künste aller Art, welche die Missionare auf's thätigste beförderten, tiefere Wurzeln gefaßt und, wie immer, Menschlichkeit zum Gefolge.

So wurde allmählig das fürchterliche Land eines der geeignetsten Missionsgebiete. Die Stationen nahmen reißend schnell zu; auch an der Hauraki- oder Themse-Bai und am Binnensee Taupo kamen von 1834 in wenigen Jahren gegen 12 kirchl. Stationen empor; und Methodisten errichteten deren 10 an der Nordwestküste. Häufig schnitten die Eingebornen von den Stationen aus durch die tiefen Wälder einen Weg nach allen Dörfern, um es den Missionaren zu erleichtern. Um 1835 traten die berühmten Krieger Temoranga und Ripi dem Christenthum bei; und nun dehnte sich die Mission über die ganze Nordinsel aus, wobei nach gegenseitiger Uebereinkunft von der kirchl. Ges. der Osten und das Innere, von den Methodisten die Westküste in Arbeit genommen wurde. Man zählte damals an 3000 Maori's, die zur Kirche sich hielten, obwohl zunächst nur 400 getauft waren. Das erste Buch, das 1830 in Sydney gedruckt wurde, enthielt Schriftauszüge, Gebete, einen Katechismus und etliche Lieder; und 1833 kam die Liturgie heraus. Als 1835 die erste Presse, die nach Paihia kam, an's Land gebracht wurde, tanzten die Eingebornen unter lauten Jubelgesängen am Meeresgestade. Sie kamen dann von nah und fern, um Bücher zu holen, und trugen Kartoffelsäcke herbei, Bücher dafür zu kaufen. Auch die Methodisten bekamen eine Presse. Unbegreiflich schnell verbreitete sich die Lese- und Schreibfertigkeit, auch an Orten, wo nie Lehrer hinkamen; und engl. Handwerker haben, durch Maori's beschämt, noch in alten Tagen sie sich angeeignet. Indessen gab es doch noch je und je blutige Streitigkeiten unter den Stämmen; und 1836 wurden die südlichen Stationen durch einen Krieg, der

die alten Gräuelscenen erneuerte, sämmtlich aufgelöst. Doch erhoben dieselben sich bald wieder, nachdem der alte Marsden auf seinem 7. Besuche den Frieden wieder hergestellt hatte. Eine himmlische Freude war es für ihn, kurz vor seinem Tode († 12. März 1838 im 73. Jahre) das reife Aerntefeld sehen und seinen letzten Segen über dasselbe aussprechen zu dürfen.

Bald traten jedoch die Kämpfe zwischen den Maori's und Kolonisten ein. Der Vertrag von Waitangi (1840) war, wie allgemein anerkannt wurde, eine Frucht der Mission; um so anerkennenswerther, als die Mission gegen die Colonisirung der Inseln schwere Bedenken hatte. Bischof Selwyn (§ 210 ff.) nahm sich (1842—60) eifrigst der Missionsbestrebungen an, besonders durch Beförderung der Schulen und Seminarien, die jedoch nur langsam Prediger lieferten. Die englische Bildung übte theilweise auch einen verweltlichenden Einfluß auf begabte Jünglinge; erst 9 Maori's sind ordinirt worden 1853—60. Arbeiteten die Nationallehrer auch fleißig und mit Geschick, so vermißte man doch jene Missionsbereitwilligkeit, wie sie auf den östlichen Inseln herrscht. Im eigenen Lande dagegen haben die Eingebornen, was sie vom Evangelium gehört hatten, eifrig weiter gesagt; und wer nur lesen konnte, bildete, wo er war, gottesdienstliche Kreise. So fand man im Innern Gottesdienste an Orten, wo noch nie ein Lehrer gewirkt hatte. Von selbst verschwanden die alten Gräuel; die Tabugesetze und anderes kam allmählig ganz in Abgang; dagegen regten sich mehr und mehr europäische Sünden, das Jagen nach Reichthum, Luxus und Unmäßigkeit. Die ganze Bibel war 1857 von Miss. Maunsell übersetzt. Man beeilt sich nun, Maori-Pastoren über das Land zu vertheilen. Die große nationale Bewegung der letzten Jahre, wenn auch keineswegs gegen die Mission gerichtet, hat dennoch die Arbeit bedeutend erschwert, weil die Gemüther vorwiegend von der Politik eingenommen waren, und die Kolonisten, die doch auch Christen heißen, so manche Aergernisse

gaben. Noch hat sich die Aufregung nicht gelegt; Miss. Riemenschneider z. B., so geliebt er von seinen Taranaki's war, durfte doch bis jetzt nicht auf seine Station zurückkehren, weil er der Kriegspartei nicht ganz Recht geben konnte.

Auch sonst trübt Manches die Freude über diesen großen Sieg des Evangeliums. Dahin gehört schon der zu große Eifer Bischof Selwyn's für die Grundsätze der engl. Kirche, welcher das anfängliche gute Vernehmen der kirchl. Missionare mit den Methodisten störte, indem er die Taufe der Methodisten so sehr für ungültig erklärte, daß er noch einmal taufte. Auch mit der kirchlichen Miss.-Gesellschaft konnte sich ein solcher Geist nicht in Einklang setzen. 1855 wünschte er, daß sie Neuseeland hinfort seiner Fürsorge überlasse und das Feld räume; was aber der einsichtsvolle Gouverneur Grey und die Synode der Insel hintertrieb. Ein anderer Uebelstand war das Eindringen katholischer Missionare, unter Bisch. Pompallier, die sich neben den Methodisten anbauten und diesen mit ihrer lockeren Weise viel Herzeleid machten, wenn auch andererseits ihre Ansprüche an vielen Punkten nur ein eifrigeres Bibelstudium zur Folge hatten. Endlich fürchtet man, daß die Bildung einer Maori-Kirche kaum mehr möglich sei, weil der Mischungsproceß zwischen den Maori's und Ansiedlern reißend schnell vorwärts geht, auch das Geschlecht der Maori's entschieden im Abnehmen begriffen ist (wie in Auckland auf jede Geburt 2 Maori's begraben werden!). Es mag sich nach Ueberwindung der gegenwärtigen Krisis wieder erholen; die Maori-Kirche mag ihm noch zu neuem Aufblühen verhelfen. Hat doch schon der Bischof von Waiapu (einst Missionar) Williams, fast seinen ganzen Sprengel mit eingebornen Pastoren besetzt, und dieselben 1861 zur Ordnung der Kirchenfrage in einer Synode vereinigt, an welcher sich die Gemeinden durch Sendung von Aeltesten und bedeutende Gaben für die Anstellung von Pfarrern und Erweiterung der Missionsthätigkeit eifrigst betheiligten.

---

f. Uebersicht.

§ 223. Wir geben noch eine Uebersicht der Stationen, auf welchen Missionare stehen und mit welchen in der Regel viele Dörfer, auch solche Orte, die früher als Stationen erwähnt wurden, in Verbindung stehen.

1) Die nördliche Insel (Neu-Ulster) ist die Hauptinsel, und alles oben Erzählte gilt zunächst ihr. Man schätzt auf ihr die Maori's zu 56,000, von welchen $^3/_4$ unter der Pflege der engl.-kirchl. Ges. stehen (6282 Communikanten auf 22 Stationen unter 565 Gehilfen), die Andern unter den Methodisten (21 Miss., 6 Maori-Prediger, 230 Gehilfen). Getauft ist übrigens nur eine kleine Minderzahl, weil man nicht vorschnell mit der Taufe seyn wollte, so lange neben dem Verlangen nach dem Christenthum so viel irdischer Sinn herlief. Aber Schulen, Gottesdienste, Gemeindeordnungen nehmen überall zu; und an ihnen nimmt die Mehrzahl der Maori's so Theil, daß man selbst die Ungetauften kaum niedriger zu stellen berechtigt ist, als die Getauften in Europa. — Wir erwähnen noch, daß seit 1843 auch die norddeutsche Ges. in die Arbeit eingetreten ist. Sie wollte zuerst auf der Mittel-Insel sich ansiedeln, wählte aber bald andere Plätze. Einer ihrer Missionare, Riemenschneider, kam zuerst an den Fluß Mokau oberhalb Taranaki, wo er theils von Methodisten, theils von kathol. Priestern sich eingeengt fand. So ging er in den Distrikt Taranaki, und gründete 1847, s. von Neu-Plymouth, die Station Warea. Hier war bereits Vieles vorgearbeitet; die Eingebornen empfingen die protest. Deutschen mit einem 4tägigen Hakari (Freudenfest), dabei unter 800 Festgenossen 80 Communikanten waren und 4 Personen getauft wurden. Bis 1848 hatte Riemenschneider auf 13 Dörfern 268 Getaufte. Ein ihm zugesandter Gehilfe, Völkner, siedelte sich 1849 in der südlicheren Hälfte des Gebiets an. Beide genossen großes Zutrauen, ob-

wohl es durch die Berührungen mit den Weißen vielerlei Reibungen und wilde Auftritte gab. Taranaki wurde auch der Kriegsschauplatz in den letzten Jahren; und Warea steht noch unbesetzt. — In die Gegenden an der Cooksstraße, auch auf die Entryinsel oder Kapiti, kam die erste Kunde des Evangeliums durch Eingeborne, die Paihia besucht hatten. Die Häuptlinge schickten dahin um Lehrer; und als Miss. Hadfield 1839 kam, waren über 4000 Seelen vorbereitet; und es entstanden dort nacheinander 3 Stationen. — Die Nordinsel ist in 4 Provinzen getheilt: Auckland, Taranaki, Hawke's Bai und Wellington.

Stationen: a. Die nördliche bevölkertste Halbinsel bis Auckland hat, vom Nordkap an, an der östlichen Seite folgende kirchl. Stationen: Kaitaia, unter den Narewas, seit 1834; Waimate, 18 St. s. ö. davon im Inneren, seit 1830; die Inselbai seit 1814, wo zuerst das Evang. Eindruck machte unter den Ngapuhi's, Hongi's Stamm; Kirikiri, Paihia (1823), Kororarika in derselben Bai; Auckland selbst, mit Häven an 2 Meeren, im Land der Ngatiwhatuas. — An der Westseite derselben Halbinsel liegen die method. Stationen: Kaikohe am Hokianga, w. von Waimate (auch kirchl.); Wairoa am Fl. gl. Nam.; Kaipara-Haven; Manakau, im Haven dieses Namens tief einwärts, nahe an Auckland, wo die Bischöflichen, die Methodisten (mit dem Dreikönigs-Institut) und Katholiken arbeiten. — b. Südlich von Auckland und im Innern sind die kirchl. Stationen: Hauraki an der Mündung des Themseflusses, 20 St. s. ö. von Auckland, seit 1833 mit Ngatipaoa's und Ngatimaru's; Waikato seit 1840; Taupiri seit 1843; Otawhao seit 1841; die 3 letzten in der Nähe des Waikato, um welchen die Waikato's und Ngatimaniopoto's wohnen; Taupo (der See) seit 1855 mit Wharetoa's; — sodann die method. Stationen: Waipa, ein westlicher Seitenfluß des Waikato; Mangatawhiri; Kawia (Haven); Mokau (Fluß); Neu-Plymouth, wo die Ngatiawas wohnen, im „Garten Neuseelands".

c. Der weitere östliche Distrikt hat die kirchl. Stationen: Tauranga in der Plentybai, seit 1835, unter Whakaues; Rotorua, landeinwärts am See dieses Namens, seit 1835; Opotiki; Ostkap seit 1842; Turanga an der Povertybai, seit 1840; Wairoa an der Hawkebai, seit 1844; an letzterem Orte sind auch Methodisten; Heretaunga südlicher seit 1844.

d. Distrikt Taranaki, am 8000′ hohen Berg Egmont; in Warea sind seit 1843 norddeutsche Missionare.

e. An der Cooksstraße in der Diöcese Wellington sind die kirchl. Stationen: Pipiriki, am Wanganui einwärts, seit 1856; Wanganui an der Mündung seit 1840, unter Ngatihau's, Raukaua's und Ngatitoa's; Otaki seit 1842; Entryinsel oder Kapiti, seit 1839; Papawai in der Palliser Bai mit Kahungunu's; in Wellington und Wanganui auch Methodisten.

2) Die Mittel-Insel oder Neumünster hatte immer nur eine sehr geringe Bevölkerung und hier könnten sich Kolonisten zu Millionen ausdehnen, wenn sie nicht die nördlichere wärmere Insel vorzögen. Indessen haben sich doch im Norden der Insel, in den Provinzen Nelson und Marlborough die Kolonisten auf 30.000 vermehrt; und im Akaroa-Hafen an der Banks-Halbinsel im Osten haben sich Franzosen angesiedelt; die Provinz Canterbury ist mehr von Anglikanern, das südl. Otago von Schotten colonisirt. Die wenigen Maori's des Distrikts standen schon lange unter der Pflege von Methodisten, welche theils in Nelson, theils am Flusse Waimea, 10 St. davon, stehen. In der Nähe des letzteren hatten 1843 die ersten norddeutschen Missionare Land angekauft, zogen aber dann in entlegenere Gegenden. Wohlers begab sich 1844 südwärts auf die kleine Insel Roebuck in der Foveauxstraße, wo früher 1000, jetzt kaum noch 200 Maori's wohnten. Durch eingeborne Evangelisten standen diese bereits in Verbindung mit Methodisten und Kirchlichen, waren also in 2 Partien getheilt, was Wohlers in eine schwierige Stellung brachte. Die Meisten konnten bereits lesen und hatten den Katechismus gelernt; aber nur Wenige waren getauft. Bald konnte Wohlers in ihrer Sprache predigen; und nach einem Jahre hatte er 50 getauft. Er dehnte seine Arbeit auch auf das nahe Festland der Mittelinsel aus, und bis 1848 belief sich die Zahl der Getauften auf 278. Aber er klagt, daß auch dort die Maori's einem gänzlichen Aussterben entgegen gehen, indem auf 100 jährliche Todesfällen nur 96 Geburten kommen. Als er Verstärkung bekam, siedelte sich

3) nach der Stuarts-Insel (Rakiura) 1855 Miss. Honoré von der norddeutschen Ges. über, nahe der schottischen Ansiedlung Neck. Die Maori's in den benachbarten Dörfern fand er ohne geistliche Pflege, aber sehr hungrig und durstig nach Gottes Wort.

———

g. Die Chatham-Inseln.

§ 224. Mit Neuseeland in Verbindung stehen die Chatham-Inseln (Broughton's Archipel), deren größte ein ausgezacktes Viereck von 22 □M. ist, etwa 200 St. von Wellington östlich, mit sehr angenehmem und gesundem Klima, am Ufer hügelig, im Innern sumpfig, mit großen Torflagern. Erst 1791 wurde sie durch die Brigg Chatham (Tschatham) entdeckt, deren Kapitän im Namen der britischen Krone Besitz von ihr nahm. Aber sie blieb unbeachtet, bis die zahlreichen Walfische und Robben die Walfischfänger herbeizogen. Die Einwohner waren dunkelbraun, ein niedrigeres Geschlecht als sonst die Oceanier, zwar bekleidet mit Flachsgewänden, aber ohne Hütten unter Bäumen wohnend. Darauf drangen Maori's aus Neuseeland ein. Es waren 2 Stämme, welche, durch einen dritten auf's Aeußerste gebracht, einen Schiffskapitän mit Gewalt nöthigten, sie nach Chatham überzusiedeln. Da überfielen, erschlugen und verzehrten sie die alten Einwohner bis auf 150, und machten die Uebrigen zu Sklaven. Lange noch lag die Insel voll Todtengebeine und Schädel. Jetzt aber rieben sich auch die Maori's im gegenseitigen Kampfe beinahe auf. Der Rest trat 1840 die Insel, mit Ausnahme von 50,000 Morgen an die neuseel. Colonis.-Ges. ab, nebst den nahen Inseln Pitt (Rangihaute) und Cornwallis (Rangaura). Seit 1850 werden sie von der neuseel. Regierung verwaltet.

Auf Chatham landeten 1843 fünf Goßnerbrüder, welche sich alsbald auf 3 Punkten ansiedeln mußten, so rissen sich die Häuptlinge um sie. Dem lag Habsucht zu Grunde; und bald erfolgten Gewaltthätigkeiten. Uebrigens waren sowohl die Ueberbleibsel der früheren Bevölkerung als die Maori's bereits mit dem Christenthum in Berührung gekommen. Sie besaßen das N. Test. und wußten Stellen daraus. Die, welche lesen konnten, hielten viel auf sich und nannten sich Missio-

nare. Sie feierten den Sonntag, und kamen an demselben dreimal zum Gottesdienst zusammen, hatten aber wenig inneres Leben. Gegen die deutschen Missionare wurden sie bald von Neuseeland aus gewarnt; denn die Apostel hätten nicht mit den Händen, wie diese, sondern nur mit dem Herzen gearbeitet. Auch kam ein eingeb. Lehrer, Namens Piripi (Philipp), der Allem aufbot, um die Missionare jedes Einflusses zu berauben. So hatten's die Letzteren schwer; 1850 hatten sie nur noch die Plätze Hawaruwaru und Wakuru inne, 1856 war Einer gestorben und 1857 zog der kranke Schirmeister nach Australien. Noch stehen dort 3 Brüder, welche nur über Hindernisse seitens der Kolonisten klagen. Sonst haben (1861) auch die Methodisten einen eingeb. Missionar auf Chatham.

---

3. Polynesien.

a. Die Fidschi-Inseln.

1. Die Inseln.

§ 225. Wir treten nun in die eigentliche oceanische Inselwelt herein, Polynesien im engeren Sinn genannt. Die Inseln liegen, meist in Gruppen vertheilt, östlich von Melanesien und nehmen über 50 Längengrade (1500 St.) ein, sich fast ganz zwischen dem Aequator und Wendekreis des Steinbocks haltend. Die Bewohner gehören alle zu dem oceanischen Geschlecht, nur wenig unter sich in Farbe, Sprache und Sitte verschieden (§ 217.).

Die erste Gruppe sind die Witi- oder Fidschi-Inseln, deren Bewohner freilich mehr nur einen Uebergang von den Papua's zu den Oceaniern bilden, doch mit den letzteren mehr Verwandtschaft zeigen. Die Gruppe besteht aus 2 größeren Hauptinseln (Witi Lewu und n. ö. davon Wanua Lewu). Beide haben hohe Berge

und schöne Flüsse und zusammen eine Bevölkerung von beinahe 100,000 Seelen. Außer ihnen umfaßt die Gruppe noch 80 bewohnte und viele kleine Inseln, welche wohl auch 100,000 Einwohner nähren mögen. Aber es könnten wohl 20 mal mehr bequem auf den Inseln leben. Der Boden ist fruchtbar und mit allen Gewächsen des heißen Klima's bedeckt, so daß der Mensch, wenn nicht ohne Schweiß (denn die Hitze ist groß), doch leicht sein Brod findet. Die Eingebornen, in der äußeren Civilisation weiter vorgerückt, als viele andere Polynesier, sind in kleine, häufig verschanzte Städte vertheilt, deren jede einen eigenen König (Tui) und ihre eigene Regierung hat. Eine Anzahl solcher Städte ist dann wieder unter einem Oberkönig vereinigt; und es giebt im Ganzen 32 Orte, welche den Titel Matanetu oder Königreich führen dürfen. Außerdem giebt es noch unabhängige Städte, namentlich im Inneren der beiden großen Inseln, von welchen die Küstenbewohner wenig mehr wissen als den Namen. Ein Aehnliches ist es mit ihren Göttern, deren Zahl erstaunlich groß ist. Jeder Stamm hat seinen Gott, wiewohl einige Götter von Allen anerkannt werden. Doch haben sie 2 verschiedene Götter, solche, die für ursprüngliche Götter gelten, und solche, die nur die Geister abgeschiedener Menschen oder Häuptlinge sind. Alle haben eine Hülle oder Gestalt, in welcher sie erscheinen; und Bäume, Pflanzen, Fische, Vögel, auch Menschen sind es, in welche sie sich je und je verkriechen. Es sind Priester da, welche die Opfergaben empfangen und Dolmetscher des Gotteswillens sind, und unter entsetzlichen Convulsionen ihre Aussprüche geben, die namentlich vor einem Kriege verlangt werden. Auch giebt es Propheten, Rairai, d. h. Seher genannt, und eine Anzahl inspirirter Personen geringeren Rangs, Wahrsager 2c., welche zukünftige Ereignisse mit großer Genauigkeit voraussagen. — Die Einwohner gehen, mit Ausnahme einer Binde um die Hüfte, ganz nackt, aber stets bewaffnet, was sie nöthig haben. Vor andern Oceaniern

zeichnen sie sich durch die besondere Frisur ihres dichten Kopfhaares aus, auf die sie vielen Fleiß verwenden.

Ein gräulicheres Menschengeschlecht aber, als die Fidschi's sind, kann es kaum wohl geben. Da hört man von nichts als von blutigen Kriegen, die bei der geringsten Veranlassung entbrennen und immer Rachekriege sind, da denn die Sieger die unerhörtesten Grausamkeiten an den Besiegten begehen. Einmal legten sie gegen 30 gefangene Kinder lebendig in Körbe von Kokusnußzweigen und zogen sie am Mastbaum eines Fahrzeugs in die Höhe, um als Trophäen im Wind sie hangen zu lassen. Da wurden die kleinen Geschöpfe durch die Bewegung des Fahrzeugs fortwährend gegen den Mastbaum gestoßen; und ihr durchdringendes Geschrei endigte zuletzt mit der Stille des Todes. Andere werden als Zielscheibe für Knaben ausgesetzt, welche ihre Pfeile nach ihnen abschießen. Man haut den Unglücklichen oft Glied für Glied ab, bis im Rumpfe das Leben erlischt. Menschenschädel werden als Trinkschalen benützt. Bejahrte, Schwache, Kranke werden erdrosselt oder lebendig vergraben, oder in die See geworfen, den Haifischen zur Speise. Stirbt ein Häuptling, so werden alle seine Frauen erdrosselt. Noch viel entsetzlicher aber ist die unter den Fidschi's herrschende Menschenfresserei, welche Scenen darbietet, die alles Grauenhafte übertreffen. Die Missionare schreiben, daß es unmöglich sei, die Gräuel alle und ganz zu erzählen. Welche andere Abscheulichkeiten noch nebenher laufen, mag man sich denken. Aber es hat ganz das Ansehen, als ob gerade noch vor dem Beginn des Morgenroths, das über den unglücklichen Inseln anbrach, die Finsterniß ihre Gräuel auf ihre höchste Höhe gesteigert habe.

Kein Fidschier ist seines Lebens sicher. Da kann es vorkommen, daß eine Bande ohne Weiteres über Andere, die sorglos am Flusse Fische fangen, herfällt, und todtschlägt, was nicht entrinnt. Die Leichname zerlegt man, und läßt die Gliedmaßen einige Tage in der brennenden Sonne liegen. Fangen sie an, entsetzlich zu riechen, so kommen die Mörder, kochen und essen

das Fleisch. Schon Kinder werden frühzeitig an's Menschenfleisch gewöhnt und zum Morden abgerichtet; Säuglingen steckt man zur Beruhigung ein Stück Menschenfleisch in den Mund. In der Hauptstadt Bau war bis vor Kurzem beständige Nachfrage nach Menschenfleisch; und geschlachtete Menschen wurden als „lange Schweine", wie die eigentlichen, durch die Straßen getragen. So oft ein Tempel oder ein Haus gebaut, oder ein Mastbaum aufgerichtet wird, müssen Menschen gebraten werden. Ist nach einer Mordexpedition der Vorrath zu groß, um augenblicklich verzehrt zu werden, so verscharren sie das Uebriggebliebene in der Erde, wo sie auch ihr Brod aufbewahren, besonders Herz und Leber. Bekommen sie dann einmal Besuch oder selbst Appetit, so wird's aus der Vorrathskammer geholt und gekocht. Es giebt Häuptlinge, welche fortwährend eine Kiste gesalzenes Menschenfleisch im Hause haben, indem das ihre tägliche Nahrung ist. Die Missionare kannten einen Häuptling, der, wenn er Einen von seinen Freunden sah, der fetter war als die Andern, denselben, mochte er Mann oder Weib seyn, alsbald todtschlagen und zum Theil braten, zum Theil einsalzen ließ. Da und dort wird Menschenfleisch, das man gedörrt in Taschen herumträgt, gekaut, wie die Matrosen den Taback kauen. Gestrandete werden oft ohne Weiteres gebunden und lebendig in den Ofen geworfen. Der gefeierteste Menschenfresser soll 900 Körper allein verzehrt haben.

---

(2) Die Mission.

§ 226. Kaum sollte man glauben, daß unter solchen Unmenschen das Evangelium viel ausrichten werde; und doch hat die Mission auch hier Wunderbares gewirkt. Die Fidschi-Inseln, deren Bewohner trotz ihrer schauerlichen Sitten nicht ohne Kultur sind, die größten Wohnungen haben, Pflanzungen unterhalten, sehr geschickt in Arbeiten und treffliche Schiffer sind, auch Kanoe's von 90—120′ Länge bauen, wovon jedes 350 Krieger fassen kann, wurden seit 1806 des Sandelholz-Handels wegen von vielen Schiffen besucht, und erhielten durch sie, wie durch zurückbleibende Matrosen und entlaufene Verbrecher aus Sydney Feuerwaffen und anderes Europäische. Auch die Mission suchte sie auf, und 1830 kamen 2 tahitische Lehrer nach Lakemba, wo sie eine Zeit-

lang ungehindert wirken durften, bis sie der König nach der kleinen Insel Oneata verbannte, wo später die Methodisten sie antrafen. Die Letzteren, die 1834 auf den nahen Tongainseln den Sieg errungen hatten, wurden da mit vielen Fidschi's bekannt, bekehrten auch deren Etliche, wie umgekehrt viele Tonganer auf Fidschi der Mission ein offenes Feld darboten. So ließen sich 1835 die Miss. Croß und Cargill in Lakemba nieder, dem Häuptling empfohlen von König Georg, und gewannen bald einen tonganischen Machthaber. Der König aber wurde ihnen, aus Furcht vor dem Oberkönige Tanoa auf Bau, abgeneigt und hielt seine Unterthanen vom Christenthum zurück. Um nun auf Tanoa einzuwirken, wurde 1838 auf Rewa, nahe bei Bau, auch eine Station angelegt; ebenso später auf dem schrecklichen Somosomo 1839—47. Bekehrte Tonganer, die von ihrem König Georg unterstützt, herzogen, um zu missioniren, verbreiteten sich immer mehr auf den Inseln, und dazu kamen 1838 neue Missionare, wie Calvert, Hunt und Hazlewood, die Uebersetzer der Bibel, Lyth, der sich der Heranbildung der Lehrer widmete ꝛc. Ein Missionsschiff unterhielt die Verbindung mit Sydney, von wo seit 1845 die method. Stationen geleitet werden.

Aber der Eindruck des Evangeliums war überall ein gedoppelter. Waren die Einen geneigt, das Lotu (Evangelium) anzunehmen, so wurden die Andern böse, und feindeten nicht nur die Missionare, sondern auch die Bekehrten auf's bitterste an; und je zahlreicher Missionare, Katecheten, Schullehrer, Ortsprediger, Getaufte, Angefaßte wurden (die Mission zählte 1844 gegen 5000 Anhänger an 53 Orten), desto wüthender wurden die Feinde. Oefters rückten diese in förmlichen Kriegszügen gegen die Christen vor und belagerten deren Städte, da viele Christen getödtet wurden und dem Schicksal von Besiegten anheimfielen, jedoch auch die christliche Partei je und je den Sieg davon trug (wie 1841 in Ono). An Zer-

störungen von Kapellen, Schulen, Missionsgebäuden fehlte es nicht; und ängstliche Flucht von einem Ort zum andern war nichts Seltenes. Unter haarsträubenden Gräueln ging es doch wunderbar vorwärts. Manche Häuptlinge, welche die bittersten Feinde waren, wurden durch eigenthümliche Umstände überwunden, bekehrten sich und traten als Vertheidiger des Evangeliums auf. Da und dort entstanden förmliche Erweckungen, und erklärten sich ganze Dörfer für das Lotu. Das Verlangen nach dem Worte Gottes, die Begierde nach Büchern und nach Lesen wurde immer allgemeiner; und bis 1855 konnte man die Anhänger auf 10,000 schätzen. Eine Niederlage endlich, welche damals die Feinde durch König Georg erlitten, der von den Tonga-Inseln herbeifuhr, hatte zur Folge, daß 70 neue Ortschaften dem Heidenthum entsagten, 77 neue Kirchen errichtet wurden, und die Zahl der Anhänger auf 30,000 stieg. Lieblich sind die Berichte von den Erweckungen und den Bewährungen der Erweckten unter allerlei Trübsal und Anfechtung, die fortwährend von diesen Inseln kommen, wenn auch andererseits viel über die Trägheit der Einwohner geklagt wird. Die Schwierigkeiten der Wahl zwischen den 15 Dialecten waren groß; man hat sich endlich für den Bau-Dialect entschieden, in welchem 1847 das N. T., 1855 die Bibel übersetzt war. Jetzt (1861) kann man von 67,500 Insulanern reden, die sich zum Christenthum bekennen, etwa dem 4ten oder 3ten Theil der Bevölkerung. Davon sind 11,251 getauft (im letzten Jahre 927) und Schüler 31,000. Schon gibt es auch ordinirte Fidschier. Aber an Anlässen zu blutigen Ausbrüchen des alten Mordgeistes fehlt es nie. „Fidschi ist noch immer Fidschi," schreibt Miss. Moore 1859, „noch immer donnern die Musketen; noch wird die Darua, die Kannibalentrommel, geschlagen; noch werden Menschen, keine Stunde von hier, aufgefressen; noch immer werden Greise lebendig begraben."

Auch andere lästige Hemmnisse sind eingetreten. Schon

die europäischen Kaufleute und Ansiedler, die sich jetzt sammeln, werden für die Eingebornen zu großer Versuchung. Dazu haben sich auf französischen Schiffen Papisten eingedrängt, das Werk der Protestanten zu hindern. Sie fühlen zwar, sie seien zu spät gekommen, weil die Bibel bereits in den Händen des Volks ist, und die Fidschier dieselbe nicht leicht gegen die Menschensatzungen vertauschen. Um so nöthiger schien es, dort mit Macht aufzutreten; und 1860 sind 12 Priester mit einem Bischof gelandet, während die protest. Mission nur dürftig verstärkt wird. Versammeln sich doch Tausende von Insulanern sonntäglich, ohne einen Missionar zu haben, zum Gottesdienst. Da sind schon Viele, die Christen werden wollten, zurückgegangen; und solche Heiden sind den Papisten noch am ehesten zugänglich. Ueberdieß verlangen französ. Kriegsschiffe volle Freiheit für kathol. Missionare, und treten auf eine Weise auf, daß die Fürsten den Argwohn bekommen, es sei mit dem lotu bobi (Papismus) auf eine Unterjochung abgesehen. Deswegen haben sie der Königin von England die Oberherrschaft über die Inseln angeboten, welches freilich kaum wird angenommen werden.

Stationen und Hauptorte, auf welchen theils Missionare, theils eingeborne Lehrer (der letzteren auf Kandawa allein 70) stehen:

1) Die Insel Witi Lewu (Groß-Fidschi), 45 St. l., 30 St. br., hat im S. W. die Stadt Nandranga (deren Häuptling 1848 an Christum glaubte); im W. Rakiraki, dessen Oberhäuptling Rawatu 1848 Christ wurde, und einen mit Steinen belegten Ort zeigte, wornach sein Vater allein 872 Menschen verzehrt haben muß. — Oestlich von Witi Lewu liegen die Inseln Bau, mit der größten Stadt und dem Sitz der Staatsgewalt, Viwa (Miss. 1839 bei dem christl. Häuptling Namosi und seinem gefürchteten, 1845 bekehrten Neffen Werani), Rewa (wo seit 1839 die Presse und viel Widerstand von Seiten der Papisten), Owalau (viele Christen seit 1845, bes. durch Werani's Dienst, 1850 kath. Bischof, 1851 evangel. Station, manche Noth mit weißen Ansiedlern, wie denn auch die eur. und amer. Consuln dort wohnen), Kamba, und s. Kandawu (wo 1855 das Evangelium siegte; Station 1861). — Auf Bau zeigte sich der Häuptling Tanoa 1839 freundlich. Aber

doch hatte die Mission kein sicheres Bestehen unter seiner Regierung. Denn er blieb ein Menschenfresser; und nur mit Mühe gab er kurz vor seinem Tode, auf die dringendsten Bitten der Missionsfrauen, 5 Frauen heraus, die letzten von 14, die auf einer Nachbarinsel zur Schlachtung geraubt worden waren. Mühe kostete es 1852 ferner, den Alten zu der Verfügung zu bringen, daß nach seinem Tode keine Frauen erdrosselt werden dürften; und doch wurden deren 5 vor den Augen des Missionars erdrosselt auf Befehl seines reich begabten Sohnes Thakombau. Dieser arbeitete sich zu einer Macht empor, wie sie vor ihm kein Fidschi-Fürst gehabt hatte, wurde aber durch allerlei Unglück und die Bekehrung seiner Freunde zur Besinnung gebracht, bekannte sich 1854 zum Christenthum und verbot Menschenfresserei und andere heidnische Gebräuche. Darüber empört, belagerte die feindliche Partei Bau, und viel Blut floß. Aber 1855 kam der Tongakönig Georg, der früher die Inseln als Prediger besucht hatte, mit 36 Kanoes und 2000 Mann und eroberte zu Gunsten Thakombau's die für unüberwindlich gehaltene Festung auf Kamba. Nun unterwarfen sich 70 Ortschaften dem Wuniwalu (Oberkönig) Thakombau, und das Evang. hatte freien Lauf. Nach Entlassung seiner Weiber wurde er 1857 mit der Königin getauft und bekannte dabei offen vor allem Volk seine Sünden.

2) Die Insel Wanua Lewu (Großland), 45 St. l. und 15 St. br., mit den Städten Bua (Stat. 1847, schönste Kapelle, theilweise von Heiden gebaut, der Fürst 1855 bekehrt, 1859 nach einem Siege der Christen nahmen 6000 Heiden das Evangelium an; und Raviravi im S. W., Nandi im S. (Stat. 1847, zerstört 1858), Nasawu, und den Inseln Koro im S. O., Somosomo im O., wo die Mission 1849 erneuert ward, der König aber, der seinen eigenen Vater verbrannt hat, noch 1853 sagte: „Das Lotu mag für schlechte Menschen passen, denn es macht sie gut; ich brauche es nicht, da ich schon selbst so gut bin."

3) Die Insel Lakemba, 65 St. von Witi Lewu, die Hauptinsel der östlichen Reihe, zeichnete sich durch größere Milde der Bewohner aus. Dort sind die Inseln: Mango (schon 1850 fast ganz christlich), Nayau, und weiter östlich: Wanua Balavu, Lakemba (davon östlich Oneata) mit vielen andern. — Auf Lakemba hatten sich längst Tonganer angesiedelt, bei welchen die Mission zuerst Eingang fand. Sein Fürst wehrte sich sehr gegen das Lotu, empfahl aber dem kleinen Eiland Oneata, wo sich die Glaubigen mehrten, lieber ganz christlich zu werden, was 1842 geschah. Die Bekehrung der Tochter des Königs bewog endlich auch ihn, das Lotu anzunehmen 1846, wovon ihn jedoch im letzten Augenblick französ. Priester und heidn. Häuptlinge abhielten, bis er endlich 1849 Christ wurde. 1851 waren

schon $^2/_3$ der Bevölkerung Christen, und in 2 Jahren 1300 getauft worden; die 3 ersten Fidschi-Prediger wurden 1854 ordinirt.

4) Die Insel Ono, einsam stehend, mit einigen Eilanden umher, 75 St. s. von Lakemba, feierte den ersten Sieg des Evangeliums. Ein eingeborner Christ von Tonga begann die Arbeit 1836; eine Seuche machte die Leute willig, zu hören und zu glauben. Ein Jüngling wagte es, einen Vogel, den man für die Behausung eines Gottes hielt, zu tödten und zu essen, indem er sagte, das sei kein Gott, sonst wäre er seiner Hand entflohen. Er wurde getauft und wuchs zum Prediger der Insel heran. Miss. Calvert von Lakemba taufte alsbald 233 Personen, darunter eine Häuptlingstochter, Jemima, die an den alten König von Lakemba verlobt war, und sich nun nicht mehr in dessen Harem stecken lassen wollte. Das führte zum Krieg. Aber die Christen blieben standhaft, des Königs Boote wurden wunderbar vom Wind abgehalten, und der König selbst ließ sich durch die Missionare mit Geschenken beschwichtigen. So blieb Jemima unangefochten; die Christen siegten im letzten Krieg 1841, und 1842 wurden die letzten 3 Heiden getauft. Hinfort lieferte Ono Lehrer für die andern Inseln. — Nördlicher von Ono, 30 St. gegen Lakemba zu, liegt die Insel und Nebenstation Watoa.

---

(3) Rotuma.

§ 227. Nördlich von den Fidschi's, 150 St. von Witi Lewu, liegt einsam mitten im Weltmeer die nicht unbedeutende Insel Rotuma mit etlichen Eilanden umher, welche von Samoa aus bevölkert wurde, aber durch die Mission mit den Fidschi's verbunden ist. Sie hat etwa 3000 E. unter vielen Häuptlingen, in 7 Hauptorten, neben 50 kleineren, auf der Insel vertheilt. Es kamen Fidschi- und Tonga-Lehrer dahin; und letztere fanden der Stammverwandtschaft wegen besseren Zutritt. Auch Samoaner von der Lond. Ges. lehrten eine Zeitlang, bis diese 1845 die Insel den Methodisten überließen. Fast die Hälfte der Eingebornen verlangte nach einem europ. Missionar. Sie hatten an 50 entlaufene Matrosen bei sich, von denen sie ordentlich Englisch, sonst aber nichts Gutes lernten. Ein französ. Schiff ließ 1846 zwei Priester zurück, welche zu füttern und gut zu behandeln den Insulanern aufgetragen wurde, da später

das Schiff wieder darnach fragen würde. Indessen besuchten die method. Missionare alljährlich die Insel; schon näherten sich auch etliche Häuptlinge, und Alles war freundlich. Bereits standen 7 Kapellen und 2 waren im Bau begriffen; Getaufte waren es in 1847 13, dagegen in 1857 etwa 1000 Namenchristen. In der Folge jedoch regte sich die Feindschaft gegen das Evangelium in der betrübendsten Art; und feindliche Häuptlinge, weiße Ansiedler und Vertreter der Papisten verschworen sich, dasselbe aus den Inseln zu verbannen. Leider konnte kein Missionar, der so nothwendig war, für die Inseln aufgetrieben werden.

Als die englische Missionsbrigg 1858 die Insel besuchte, erzählten die Lehrer und der christliche Häuptling Tokanua, daß es zu blutigen Kämpfen gekommen sei, und diese mit der Uebereinkunft geendigt hätten, daß alle Bethäuser fortan geschlossen und alle gemeinsamen Andachten verboten seyn sollten; sogar jede Familienandacht solle, wenn ein Heide sich dem Hause nähere, unterbrochen werden, wenn nicht die christliche Familie sich nach Belieben ausplündern lassen wolle. Die Häuptlinge verlangten, das Schiff solle sofort die Lehrer mitnehmen, widrigenfalls sogleich der Krieg erneuert werde. Der britische Consul, der an Bord war, und zur Uebertragung der Oberherrschaft über Fidschi an die engl. Krone auf dem Weg nach England sich befand, ließ sämmtliche Häuptlinge vor sich kommen und unterhandelte mit ihnen. Sie gestanden offen, daß wohl das Volk, aber nicht die Häuptlinge die Mission und die neue Mode lieben, das Volk habe ihnen zu gehorchen. Ein Vertrag über freie Duldung aller Religionen wurde zwar unterschrieben; aber dabei blieb es, daß die Lehrer fort sollten, wogegen man gegen einen europ. Missionar nichts einwenden werde. Doch als er 1859 kam, mußte er unverrichteter Dinge zurück; die römischen Priester aber durften bleiben.

b. Die Freundschaftsinseln.

aa) Die Inseln überhaupt.

§ 228. Der nächste Archipel gegen S. O. sind die Freundschaftsinseln, welche sich von N. nach S. in 3 Hauptgruppen theilen, nämlich: die Wawau-Gruppe (Wawau liegt 120 St. ö. von Lakemba), die Haabai- und die Tonga-Gruppe. Sie liegen zwischen dem 18. und 23° s. Br., nehmen also eine Linie von 150 St. ein. Sie wurden zuerst 1643 von Tasman aufgefunden, aber erst von Cook (1773 und 1777) und Späteren näher beschrieben, und durch die Mission ganz bekannt. Es sind im Ganzen 32 größere Inseln und 150 Eilande, Klippen und Riffe. Mit wenig Ausnahmen gehören sie der Korallenformation an, sind also fast durchgängig niedrig, und haben nur Bäche, keine Flüsse, je und je kaum anderes Trinkwasser, als welches sich in Höhlungen und kleinen Weihern sammelt. Ueber dem ursprünglichen Korallenbau hat sich eine fruchtbare Dammerde 20—30′ h. angehäuft, die sich nur am Strande im Sand verliert. Das Klima ist heiß und die Hitze drückend, der Winter unbekannt, Orkane und Erdbeben häufig. Die meisten Inseln zeigen einen üppigen Pflanzenwuchs. Aus der Wurzel des Taumelpfeffers wird, wie auch sonst in Polynesien, der eckelhafte Kawatrank bereitet. Europäische Hausthiere außer den Schweinen sind erst eingeführt worden; und das einzige giftige Thier ist der Tausendfuß. Das Mineralreich bietet nur Thon, Kalkstein und Basalt, woraus die Insulaner früher ihre Aexte bereiteten.

Die Eingebornen, von Cook auf 200,000 geschätzt, jetzt höchstens 50—60,000, gut gebildet, mitunter wahrhaft schön, der Farbe nach mehr oder minder hell, gehören wohl dem oceanischen Geschlechte an, sind aber viel milder als die bisherigen Stämme, und in manchen Beziehungen eigenthümlich. Auch ihr Dialekt wird schwer von den Tahitiern verstanden, obgleich die Sprachwurzeln im Allgemeinen dieselben sind. In früheren Zei-

ten standen sämmtliche Gruppen unter Einem Regenten, Tui oder Tuitonga genannt, welcher Priester und König zugleich war. Mit der Zeit aber blieb dieser bei den priesterlichen Pflichten, und gab einem Bruder die eigentliche Regierung, der dann Tui-Kanokubolu hieß und seine Tochter heirathen mußte. Beide genossen große Verehrung mit ihren Kindern. Zuletzt bekam jede Gruppe ihren eigenen Oberherrn oder König. Dieser herrscht despotisch, ist aber durch viele andere Häuptlinge beschränkt. Der Stände sind es 3, nämlich: die Egi's, die der hohe Adel sind, sodann die Matabulen, der niedere Adel, endlich die Tuah's oder Gemeinen, unter welchen noch die Tamaiwaiki's oder Sklaven, Kriegsgefangene, stehen. Früher war wenig Krieg auf den Inseln; sie lernten ihn erst von den nahen Fidschiern. Von diesen hatte sie auch am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Zeitlang die Gewohnheit angenommen, die erschlagenen Feinde zu verspeisen, obwohl sie noch Cook von aller Menschenfresserei völlig freisprechen konnte. Ihre Waffen bestanden aus Keulen, Bogen und Pfeilen, Wurfspießen und Schleudern; und ihre Festungen, den neuseeländischen Pa's ähnlich, waren für einheimische Waffen fast unüberwindlich, und konnten nur durch Hunger bezwungen werden.

Die Religionsbegriffe auf den Freundschaftsinseln glichen denen im übrigen Polynesien. Die Insulaner glaubten an gute und böse Götter. Jene, die Atua's, die ursprünglichen Götter, haben ihren Wohnsitz in Bulotu, einem Paradies auf einer geträumten fern gelegenen Insel, von welcher aus sie je und je Besuche machen. Es sind ihrer 300, deren Namen auch die Priester nicht alle wußten, weswegen bisher nur etwa 20 ihre Tempel hatten. Unter ihnen waren die Schutzgötter der Könige, der Künste, des Wetters &c.; und wenn sie die Priester oder Andere vom Adel begeisterten, so konnten diese weissagen. Uebrigens hielten diese höheren Götter Lüge, Diebstahl, Ehebruch, Mord &c. für keine Verbrechen, son-

dern für Dinge dieser Welt, die sie nichts angingen; und nur der Frevel gegen ihre Tempel und heilige Gebräuche war Sünde. Die bösen Geister, Atua Pauu, umschwärmen nach den alten Begriffen die Inseln schaarenweise, um überall Unheil anzustiften. Die nächsten Götter waren die Egis, die Geister der Häuptlinge und Hochedeln, darnach die Geister der Matabulen, welche von den Tuah's auch als Schutzgeister verehrt wurden. Von den Seelen der Tuah's aber glaubte man, daß sie nach dem Tode aufhörten. — Priester wurde, wer sich von einem Gott begeistern ließ, in der Regel wieder der Sohn eines Priesters. Die Opfer bestanden aus Allem, was die Inseln erzeugen; und um Krankheiten der Häuptlinge abzuwenden, wurden Fingerglieder, die man abschlug, geopfert, auch Kinder auf den Altären erdrosselt. Das Fingeropfer war so gewöhnlich, daß die Missionare im Anfange Wenige sahen, die nicht verstümmelte Hände gehabt hätten.

Dem Charakter nach sind die Freundschaftsinsulaner gutherzig und gastfrei, wie schon ihr Name bezeugt, den Cook ihnen gegeben hat. Indessen waren sie nicht frei von Grausamkeit und roher Sinnlichkeit, bei aller Familienliebe. Auch Mord galt für erlaubt, wenn er durch Nutzen oder Rache gerechtfertigt wurde. Dabei waren sie im Allgemeinen sehr träge und arbeitsscheu, wozu das heiße Klima und die Leichtigkeit des Lebensunterhalts das Ihrige beitrugen.

Die Freundschaftsinsulaner haben manches Besondere an sich. Ihre Gesichtsbildung ist sanft und gefällig, ihr Auge schwarz und lebhaft, und das Haar schwarz, üppig und schlicht, selten kraus. Beide Geschlechter trugen früher das Haar kurz verschnitten; und Kindern wurde es bis auf einen Schopf abgeschoren. Förmliche Bartscheerer verrichteten ihr Gewerbe mit zwei Muschelschalen. Die Kleidung war bei beiden Geschlechtern völlig gleich und bestand aus einem Zeuge von Gnatu (Basttuch), das um den Unterleib geschlagen und mittelst eines Gürtels befestigt wurde. An Festgewänden aber und allerlei Schmuck fehlte es nicht; auch waren die Ohrläppchen doppelt durchbohrt und behängt. Das Tättowiren war allgemein; doch wurde auf Reinlichkeit des Körpers sehr gehalten, und die Haut mit Kokus-

oder Sandelöl gesalbt. Die Wohnungen waren länglich rund, 30—40′ l.; und das auf Pfählen ruhende Rohrdach, mit großen Blättern belegt, reichte bis auf 4′ vom Boden herab. Außer kleinen Dörfern von 10—20 Häusern gab es auch größere, die man Städte nennen konnte. Die bisherige Nahrung bestand aus allerlei Früchten, wildem Geflügel, Fischen und Schildkröten, woraus sie, in Oefen unter dem Boden backend und röstend, verschiedene Gerichte zu bereiten verstehen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in Acker- und Gartenbau nebst einigen Industriezweigen. Ihre Pflanzungen sind durchgängig eingehegt und durch Alleen miteinander verbunden. Frauen verfertigen das Gnatu, Matten und Körbe. Die Köche stehen in besonderem Ansehen. Handwerke sind Sache der Männer, wie das Bauen der Kähne, deren dreierlei Arten sind, wundersam gebaut, mit welchen sie weit herum die Gruppen befahren, ferner der Bau der Häuser, das Netzstricken aus Baumbast ꝛc. Alle sind zur Fröhlichkeit gestimmt und lieben gesellige Unterhaltung mit Kawatrinken. Auch verschiedene sehr künstliche Tänze waren unter ihnen eingeführt; und musikalische Instrumente dabei waren ausgehöhlte Bambusstäbe, an welche angeschlagen wurde, große Trommeln, Flöten, Muschelhörner. Auch Nationalgesänge hatten sie, ferner Wettkämpfe, gymnastische Uebungen, Ballspiel, Taubenjagd, Rattenschießen ꝛc. — Polygamie war allgemeine Sitte, besonders bei den Vornehmen und Reichen. Die Mädchen lebten ziemlich frei; Frauen aber waren nicht leicht untreu, und konnten, wenn sie es waren, vom Manne mit einem Keulenschlag getödtet werden. Schwere Arbeit wurde den Weibern kaum auferlegt. Die Kinder vor und außer der Ehe blieben bei der Mutter, ohne diese zu entehren; und Adoption der Kinder war allgemein. Kindermord kam nicht vor, außer bei dem Opfer; aber Abtreiben der Leibesfrucht war sehr gewöhnlich. Eine Ceremonie der Beschneidung fand im Alter von 14 Jahren Statt. Das Gesetz des Tabu herrschte nur in geringem Grade. Bejahrte Leute standen in solcher Achtung, daß die ersten Pflichten darin bestanden, Götter, Häuptlinge und alte Leute zu verehren.

---

bb) Die Tonga-Gruppe (Anfang).

§ 229. Die Mission auf den Freundschaftsinseln, welche hier ganz Sache der Methodisten ist, bekam allmählig unter manchen schweren Kämpfen, die es namentlich auf Tonga gab, einen so herrlichen Fortgang, daß schon 1853 mit Ausnahme von etwa 50 Leuten die ganze Bevölkerung das Evangelium angenommen hatte,

wenn auch nicht Alle seine seligmachende Kraft erfuhren. Vom Sieg des Evangeliums über das Heidenthum ist ferner auf dieser Gruppe nicht mehr zu berichten; aber Freude macht es, zu hören, wie hier das Volk durch jährliche Beiträge für die Mission seine Liebe zur Wahrheit bethätigt. Man zählte 1860 in 4 Bezirken 150 Kapellen, 20 Missionare, 11 Katecheten, 327 eingeborne Lehrer, 754 seßhafte Prediger, 8230 wirkliche Gemeindeglieder, 20,000 Besucher des Gottesdienstes, während auch die Andern (im Ganzen 32,000 E.) wenigstens dem heidnischen Wesen entsagt hatten. Mühe und Noth machen nur noch kathol. Missionare, welche seit 1841 von französischen Schiffen aus Tahiti aufgedrungen wurden, deren Einfluß an und für sich zwar nicht sehr bedeutend ist, aber an manchen Orten den Frieden stört.

Reden wir zuerst von der südlichen Gruppe, den Tonga-Inseln. Die Hauptinsel derselben, Tonga oder Tongatabu, 120 St. s.ö. von Lakemba, eine flache Koralleninsel ohne Höhen und Flüsse, mit einem großen Riff und 22 kleinen Eilanden umgeben, hat 32 St. im Umfang und 16,000 E. Ihr Hauptort ist Nukualofa im O.; und andere große Ortschaften und Hoflager mit Festen von Häuptlingen sind Hihifo im W., Haumo im Süden, Bea, Mua, Waini näher bei Tonga; und Mafanga war früher das Heiligthum der Insel mit den Gräbern der alten Könige. Verschiedene Buchten bieten gute Landungsplätze dar. Nur halb so groß ist die Insel Eua, 10 St. ö., welche im Gegensatz zu Tonga bergig ist, mit Anhöhen und Thälern im Innern, mit Bächen und Flüssen, und so gut angebautem Boden, daß sie die Kornkammer des Tonga-Archipels genannt wird. Nördlich von ihr liegt Euake, weiter hin Tau, und westlicher, im Norden von Tonga, Atata.

Der erste Versuch, den das erste Missionsschiff Duff 1797 auf Tongatabu mit 10 Missionaren machte, mißlang. Sie trafen damals einen Engländer, Namens Morgan, an, einen aus Botanybai entlaufenen Ver-

brecher, der bald die Insulaner beredete, die Missionare würden sie durch Zaubermittel umbringen und das Land in Besitz nehmen; und als eben an einer Seuche Viele starben, sagte er: „Ihr sehet, diese Leute singen und beten, und dadurch bringen sie euch Alle um's Leben; laßt ihr das ruhig hingehen, so ist in kurzer Zeit Alles todt.“ Es stand nicht lange an, so wurden drei Missionare ermordet und ihre Wohnungen verbrannt. Die Uebrigen flüchteten sich nach 9 Monaten auf einem engl. Schiffe; nur Einer, Veeson, der sich mit einer Heidin verbunden hatte, angeblich, um die Sprache besser zu lernen, blieb und verwilderte fast ganz. Morgan gab in der Folge vor, selbst Leute todt beten zu können; und darüber durchbohrte ihn ein Häuptling mit einem Speer und warf seine Eingeweide in die See.

Die Mission wurde erst 1822 von Methodisten erneuert, nachdem bis dahin durch Kriege fast die Hälfte der Bewohner weggerafft war; auch waren die Insulaner wegen wiederholter Angriffe auf fremde Schiffe in den übelsten Ruf der Treulosigkeit und Verrätherei gekommen. Miss. Lawry aber landete mit Begleitern unter großem Zulauf des Volks, fand in einem gutmüthigen Engländer, Singleton, der schon 16 Jahre auf der Insel umherschwärmte, einen Dolmetscher, und wurde von einem Häuptling freundlich aufgenommen und beschützt. Er durchzog die Insel, wurde aber argwöhnisch beobachtet; und endlich brachten die Priester das alte Mährchen vor, daß die Weißen sie zu Tode beten und die Insel in Besitz nehmen wollten. Auch war nichts vor den diebischen Händen der Eingebornen sicher, und von ihrer Gleichgiltigkeit zeugt die gemeine Rede: „Eure Religion ist sehr gut für euch, und die unsrige ist sehr gut für uns.“ Bald wichen die Missionare aus Furcht vor gröberen Mißhandlungen von der Insel zurück.

Indessen waren Lehrer aus Tahiti glücklicher gewesen, welche um dieselbe Zeit angekommen waren und ein Missionshaus und eine Kapelle errichteten, auch gegen

400 Anhänger fanden. Ihre Arbeitsstätte wurde später den Methodisten überlassen, deren vier 1826 und 1827 ankamen. Es entstanden jetzt die Stationen Hihifo, die ältere, und Nukualofa. Die Gesinnung der Leute änderte sich langsam; und besonders in Hihifo gab es Vieles durchzumachen. Hier hatten es die Missionare mit einem launischen und hinterlistigen Häuptling Ata zu thun, dessen Geiz schwer zu befriedigen war. Immer noch hieß es, die Weißen hätten eine Kiste mit Geistern mitgebracht, die das ganze Tongavolk verzehren sollten. Als Dürre und Hungersnoth kam, mußten die Tongagötter dem Volk zürnen, weil sie den Fremden den Zugang verstattet hätten. Einmal ließ Ata förmlich den Beschluß fassen, die Insulaner, die den Gottesdienst besuchten, sollten aus dem Distrikte verwiesen werden; ja auch die Mädchen, welche Unterricht im Nähen und Lesen empfingen, wurden verjagt. Dennoch wurde selbst Ata's Stiefsohn Lolohea auf dem Sterbelager getauft. Ata's bestimmte Erklärung endlich: „Mein Wille ist fest; es ist sehr gut, daß ihr eurem Gott dienet; und ich will dem meinigen dienen," veranlaßte Miss. Thomas, Hihifo aufzugeben, und zu der Haabai-Gruppe zu gehen, deren König, der nachmalige Georg, auf's dringendste Missionare begehrte.

In Nukualofa ging es etwas besser. Zwar kamen hier auch die Häuptlinge zusammen und verlangten, dem Lotu (Evangelium) müsse ein Ende gemacht werden; aber der Oberhäuptling Tubo erklärte sich trotz aller Drohungen, die gegen ihn ausgestoßen wurden, für das Evangelium und sagte, er werde ihm treu bleiben. Hier wurden fortan die Versammlungen immer zahlreicher; und das Wort wurde immer anziehender für das Volk, je geläufiger den Missionaren die Sprache wurde. Schon 1829 wurden Viele getauft, darunter der König Tubo, der den Namen Josiah bekam. Damals schien die ganze Stadt bewegt zu seyn. Alles sprach nur davon, lesen lernen, zur Schule gehen, getauft werden, in den

Himmel kommen zu wollen; und monatliche Missionsbetstunden wurden eifrig besucht. Heidnische Volkssitten kamen in Abgang, namentlich die Kinderopfer und das Abschneiden der Fingerspitzen. Auch auf den nahen Dörfern entstanden Schulen und Gottesdienste; und Bekehrte machten sich schon brauchbar. Großes Leben brachte 1831 die Presse, welche nicht genug Bücher liefern konnte; und 1832 waren auf Tonga allein 77 Lehrer für 953 Schüler.

---

cc) Die Tonga-Gruppe (Fortsetzung).

§ 230. Unterdessen war es auch auf den andern Gruppen lebhaft geworden. Hier war das Verlangen so groß, daß schon 1828 ein Kapitän erzählte, fast an jedem Orte, den er berührt habe, sei die erste Frage des Volks gewesen: „Habt ihr keine Missionare für uns an Bord?“ und die Leute seien unwillig geworden, daß dem nicht so war. Aber während es da auf's Günstigste vorwärts ging, regten sich auf Tonga die Feinde, hauptsächlich von Ata angestachelt, den zuletzt die eigenen Söhne, welche Christen werden wollten, verließen. Der Widerstand der heidnischen Partei wurde immer hartnäckiger. Sie thaten Alles, um die zu kränken, welche dem Lotu anhingen und schritten 1835 zu förmlichen Verfolgungen, so daß die Missionare ihre Frauen und die Presse nach Wawau flüchteten. Der Kriegssturm brach 1837 mit voller Heftigkeit los; aber Josiah, von dem wackeren König Georg auf den Haabai's unterstützt, errang den Sieg, so daß Ata und der feindliche Häuptling von Bea sich mäßigten und Hihifo wieder besetzt werden konnte. Aber die Verfolgungen erneuerten sich und 1839 wurde sogar eine Verschwörung gegen das Leben des Königs Josiah Tubo entdeckte. Die Heiden waren mit Nichts zu beschwichtigen. Auf Josiah's Bitte zog dann König Georg ganz nach Tonga, begleitet von 900 Mann mit ihren Familien. Die Unterhandlungen mit den Hei-

den, die schon meuchlings mordeten, führten zu keinem Ziel; und die Christen zu Nukualofa waren in der größten Bedrängniß. In dieser Zeit kam ein englisches Kriegsschiff, dessen Kapitän Croker den Frieden herzustellen suchte, aber bei der Belagerung des Forts Bea, in welchem die Rebellen Kanonen und Flinten hatten, selbst sein Leben einbüßte. Die Rebellen ließen sich höchstens zu einer Art Waffenstillstand herbei; und wenn auch der Friede später hergestellt wurde, und die christliche Partei an Zahl die Oberhand hatte, so dauerte doch die Feindschaft der meisten Häuptlinge gegen das Christenthum fort; und beide Theile behielten ihre verschanzten Festungen. Doch gelang es 1841 dem Superintendenten Waterhouse, der auf dem Schiffe Triton herkam, die Rebellen in Mua, dem Sitze Fatu's, ganz mit Josiah auszusöhnen.

Unterdessen wurde das theologische Seminar gegründet, die heil. Schrift immer vollständiger übersetzt und die Erkenntniß des Evangeliums immer weiter durch die ganze Bevölkerung, auch auf der Insel Eua (seit 1839) verbreitet, da eingeborne Lehrer in Menge Schulen und Gottesdienste besorgten und die Leute selbst sich untereinander forthalfen. Nun aber kam die neue Anfechtung durch die katholischen Priester, welche mit Anhängern von andern Inseln herfuhren. In Wawau zwar wußte sie König Georg durch seine Festigkeit abzuweisen; aber in Tonga fanden sie 1843 an den heidnischen Häuptlingen von Bea und Mua Anhänger; und Josiah war zu schwach, ihrer Ansiedlung sich zu widersetzen. Sie mußten jedoch den Häuptlingen versprechen, daß sie nicht verlangen sollten, ihre vielen Frauen abzuschaffen, Tänze und andere Gebräuche aufzugeben 2c.; überhaupt gewannen sie mehr nur politisch Unzufriedene für sich. Weil aber dabei die franz. Kapitäne viel Gewaltthätigkeit sich erlaubten, wandte sich jetzt 1844 König Georg an die Königin von England und bat um Schutz gegen die Franzosen, mit dem Antrag, daß

die britische Regierung ihn und sein Volk nicht blos als Verbündete, sondern als Unterthanen anerkennen möchte. Die Antwort der Königin lautete, Großbritanien werde seine Unterthanen auf den Inseln schützen.

König Josiah aber starb 1845; und eine feierliche Versammlung der Häuptlinge und des Volks machte den König Georg zum Tubo-Tuikanokubolu, d. h. zum König aller Freundschaftsinseln. Er nahm nun seinen Sitz in Nukualofa; und bald ging eine neue Erweckung durch die ganze Inselwelt, wie sie je und je auf den Inseln vorkam. Indessen zog sich Georg, in Tonga weniger geehrt, nach Haabai zurück, Tonga unter die Obhut der beiden heidnischen Häuptlinge Lavaka und Maafu stellend, deren gewaltthätiges Verfahren viel Unzufriedenheit und Störung verursachte. Doch wurde 1850 Tungi, Häuptling von Mua, mit 160 seiner Leute getauft, wie auch sein Vater Fatu von Bea schon 1843 noch sterbend sein Vertrauen auf die Heidengötter aufgegeben hatte. Die Empörungen erneuerten sich und riefen König Georg herbei, der die Rebellen in Hauma und Bea verschanzt fand. Zu den letzteren hielten sich die katholischen Priester, welche sie mit Munition und Flinten versahen, und auf ein franz. Kriegsschiff vertrösteten. Der Krieg brach 1852 mit Ermordung von 7 Christenweibern aus; die Festungen wurden nicht gestürmt, sondern ausgehungert. Als ein engl. Kriegsschiff die Hoffnungen der Rebellen täuschte, ergaben sie sich, worauf der König so schonend verfuhr, daß auch die rebellischen Häuptlinge dem Heidenthum entsagten. Tonga konnte fortan als christliches Land betrachtet werden, da nur noch Ein Häuptling von einigem Ansehen da war, der dem alten Glauben anhing, und unter dem gemeinen Volk die Zahl der Heiden nach und nach verschwand. — Katholiken sind kaum 3—400 auf der Insel, bes. um Mua, obgleich ihre Berichte von 2000 reden. Die Insulaner meinen, wenn dieses lotu bobi (Papstthum) Christenthum sei, so haben sie das Christenthum schon vor der

Ankunft der Missionare gehabt. Französische Kriegsschiffe sehen von Zeit zu Zeit nach, wie es sich mit der den Katholiken zugesicherten Gleichberechtigung verhalte, nöthigen die Tonganer, den Priestern Häuser zu bauen, weil sie den prot. Missionaren diesen Dienst erwiesen, und können dem König zumuthen, seinen Minister abzusetzen und irgend einen Katholiken dafür zu erheben, gleichviel ob er befähigt sei. Im Verweigerungsfall wird dem König mit Abführung nach Neucaledonien (§ 211.) gedroht.

---

dd) Die Haabai-Gruppe.

§ 231. Wir kommen zur mittleren Gruppe der Freundschaftsinseln, den Haabai-Inseln, so genannt von dem kleinen, nur 12 St. von Tonga gelegenen Eiland Hongahappa. Es sind 30—40 kleine Inseln, unter welchen etwa 20 bewohnt sind.

Von Tonga nördlich herauf liegt im Westen unter Andern Namuka, in deren Mitte ein ganz von Korallenfelsen umgebener und von hohen Fruchtbäumen beschatteter kleiner Salzsee sich befindet. Weiter n. liegt Tagua, und von dieser w. Tofua, 40 St. von Tonga, eine gut bewaldete, aber nur gering bevölkerte vulkanische Insel, deren Vulkan je und je Lava ausströmt, und welche als Sitz der Meergötter betrachtet wurde. In ihrer Nähe liegt die gleichfalls vulkanische, kegelförmige, gegen 1000′ hohe Insel Tao. An der östlichen Reihe herauf, ziemlich in der Mitte liegt die Hauptinsel Lifuka, 40 St. von Tongatabu, 4 St. l. und 1 St. br., sehr fruchtbar und gut bevölkert. Ihr nördlicher Theil heißt Kulo. Südlich von ihr liegt Whiha, und nördlich Foa, Nugunama, Hanno, von welcher westlich Offolanga, lauter in der Mission vorkommende Inseln, auf welchen das Christenthum jetzt herrscht.

Mit der Anpflanzung des Christenthums auf diesen Inseln ging es besonders merkwürdig und rasch zu. Sie waren, als die Mission begann, dem obersten Häuptlinge Taufaahau, dem nachmaligen König Georg, unterworfen. Als dieser durch seinen Bruder Lauji von den Wirkungen des Evangeliums auf Tonga hörte, befahl er ihm, am nächsten Sonntag ihn auf eine Insel zu begleiten. Lauji aber ließ sagen, er müsse diesen Tag heilig halten, was den Fürsten in solche Wuth versetzte, daß er

bewaffnet nach des Bruders Wohnung eilte; und nur durch die Flucht in einen Götzentempel konnte Lauji sich retten. Es ist aus ihm ein eifriger Evangelist geworden. Der Fürst aber war entschlossen, die Sache zu prüfen. Er soll von Jugend auf eine Abneigung gegen den Götzendienst gehabt haben, galt auch schon als Kind für eine Incarnation seines berühmten Großvaters, des tapfern Tukuhao. Er hörte das Evangelium und begann, seine Götzen am Küchendach aufzuhängen. Als ihm die Priester mit Haifischen drohten, schlug er sogleich dem Oberpriester zur Probe ein Seebad vor. Der König begab sich mit ihm in's Wasser; aber der Priester allein wurde gebissen, und mit Mühe rettete man ihn an's Ufer. Nun lernte er selbst in der Schule lesen und schreiben, und so groß war sein Ansehen, daß sogleich alle Götzenbilder und Altäre in Lifuka zertrümmert wurden. Dasselbe that er auf den andern Inseln, von welchen nur 3 widerstanden, welche ihm zum Trotz ein großes Götzenfest in einem Haine zurüsteten. Allein Taufaahau ließ eine Heerde Schweine in das heilige Gehege eintreiben, und die Götzen, die sich im Tempel befanden, außen an den Wänden mit Stricken aufhängen. Als die Götzendiener in feierlichem Aufzuge der heiligen Stätte sich näherten und den Gräuel sahen, mußten auch sie die Sache verloren geben. Nun kam Miss. Thomas 1830, sehnlichst erwartet, aus Tonga, und arbeitete allein in diesem Inselgebiete. Bald wurde Taufaahau, jetzt König Georg, mit 150 Anderen getauft. In dieser Zeit sandte der Häuptling Finau von den Wawau-Inseln dem Könige ein schönes Kriegsboot zum Geschenk, um ihn zu bewegen, der Religion der Väter treu zu bleiben. Er aber war der Kriegsgräuel müde, und ließ ihm sagen: „Saget meinem Vetter Finau, daß ich ihm für sein Geschenk danke. Ihr könnet das Boot indessen an's Ufer ziehen und in Stücke hauen, damit ich Holz für mein Küchenfeuer bekomme." In Folge einer Mißernte war große Hungersnoth eingetreten; da öffnete er alle seine Vorrathsgruben und speiste die

Dürftigen. So gewann **Georg** durch sein entschlossenes Benehmen einen vollständigen Sieg über den finsteren Aberglauben seines Volks. Er entließ auch alle seine Frauen und lebte eine Zeitlang ohne Gattin, bis er sich zu einer christl. Ehe mit **Lube** (Taube) entschloß. Diese wurde in aller Stille gefeiert, damit die Unterthanen keine Lustbarkeiten anstellten. Die Königin aber machte noch eifrig einen Lehrcursus im Seminar durch, damit sie hinter den christl. Frauen nicht an Bildung zurückstehe. Noch immer lehrt sie selbst in der Schule. Ebenso schenkte der König, als er von der Freilassung der Sklaven in den englischen Kolonieen hörte (1833), allen seinen Sklaven die Freiheit; mehr bestürzt, als erfreut, nahmen diese sie an und lernten sich daran gewöhnen. Ueberhaupt nahm er an Allem, was das Christenthum fördern und sein Volk heben konnte, persönlichen Antheil, und wurde Baumeister, Seefahrer, Prediger und Präsident einer Miss.-Gesellschaft. In der großen Erweckung von 1834, da das Volk rief: „Die Liebe ist gekommen!“ wurde auch er, der lau geworden war, auf's tiefste bewegt, und bekannte öffentlich seine Sünden, ebenso die Königin. Er sah in der Kirche einen Häuptling, mit dem er in tödtlicher Feindschaft gelebt hatte, und fiel ihm weinend um den Hals. Miss. **Tucker** schreibt von ihm (1841): „Er ist ein schlanker, gut aussehender und schön gewachsener Mann, mit einem durchdringenden Blick und würdevoller Haltung. Christliches Wohlwollen glänzt in seinem Gesicht. Er spricht wenig, aber seine Worte sind gewählt. Er denkt nicht laut, sondern überlegt, ehe er spricht. Er macht nicht viel Geberden, wenn er öffentlich auftritt und predigt, sondern spricht eindrucksvoll, indem er in seinem Aeußeren die Würde eines Königs, die Einfachheit eines Christen und die Milde eines Mannes vereinigt, der berufen ist, das Evangelium des heiligen Gottes zu predigen. Dabei hält er auf's strengste den Grundsatz fest: ich habe den Staat zu regieren, aber nicht die Kirche. Wohl ist er der größte Mann in der ganzen Südsee.“ — Er ließ

1835 auf Lifuka eine neue, 110′ l. Kirche erbauen, wobei alle Häuptlinge der benachbarten Inseln mit etwa 1000 von ihren Leuten Hilfe leisteten. Aus Kriegsspeeren machte er das Gebäude des Altars; und 2 früher als Götzen verehrte Streitkolben von schöner Arbeit wurden am Fuße der Kanzeltreppe befestigt. Bei der Einweihung taufte Tucker 20 Erwachsene; und er konnte nun sagen, daß auf der ganzen Inselgruppe nur noch eine ungetaufte Person sei; und diese war durch Krankheit an ihr Haus gefesselt. Die Schulen gediehen allerwärts; auch alte Leute lernten mit Eifer lesen. Im März 1839 gab der König seinem Volke das erste geschriebene Gesetzbuch, auf christlicher Grundlage beruhend, und stellte 4 seiner Häuptlinge als Richter und obrigkeitliche Personen an, die monatlich eine Sitzung halten und über die vorfallenden Sachen entscheiden sollten. Diese ersten Gesetze, zu denen später vielfache Veränderungen, Nachträge und Verbesserungen kamen, bezogen sich auf wirkliche Verbrechen, auf den Sonntag, auf die Regierung der Häuptlinge über das Volk, auf das Verhalten der Engländer und Fremden im Lande ꝛc. — Daß von 1845 an der König Georg Oberherr über die gesammten Freundschafts-Inseln wurde (§ 230.), und wie er auch auf den Fidschi's erst Predigt-Besuche abstattete und später königliche Dienste leistete (§ 226, 1.), haben wir oben gesehen.

Auch die Haabai-Inseln blieben nicht frei von katholischen Missionaren. Sie wurden gewaltsam und unter Drohungen 1858 von einer französ. Fregatte in Lifuka abgesetzt; und der König mußte ihnen sogar Land geben und Häuser bauen. Die Kapellen sind nun fertig, und die Glocken werden fleißig geläutet; aber die Eingebornen bleiben ferne, und 1860 hatte das Papstthum noch keinen Fuß breit gewonnen. Schiffer und Kaufleute aber verbreiten die Mittel zur Trunkenheit, welche leider überhand nimmt. König Georgs Sohn Wuna, der ihm in der Regierung folgen sollte, lernte durch Europäer das Branntweintrinken und starb an der Schwindsucht reumüthig, Jan. 1862.

---

ee) Die Wawau-Inseln.

§ 232. Die nördlichste Hauptgruppe sind die Wawau-Inseln, welche von der Insel Wawau, der zweitgrößten des Archipels, 80 St. von Tonga und 36 St. von Lifuka entfernt, ihren Namen haben.

Wawau ist 12 St. lang und hat im W. ein schroffes, mit vielen Klippen und Felsen umgebenes Gestade, liegt ziemlich hoch und hat in der Mitte selbst Berge, auf denen Flüsse und Bäche entspringen. Die Häven Port Refuge und Port Valdez sind die besten des Archipels; und der Ort Niafu war früher heiliger Begräbnißplatz, Felletoa eine starke Felsenspitze. Etwa 22 St. w. liegt die kreisrunde, kleine, aber sehr hohe Insel Lati, und n. davon Hungo, mit einer 60′ tiefen Felsenhöhle mit sehenswerthen Stalaktiten, wozu der Eingang wenigstens 6′ tief unter der Oberfläche des Meeres liegt. Nördlich von Wawau liegt zuerst Toku, dann nicht weit davon Fuaualai. Letzteres ist eine hohe vulkanische Insel, von 4 St. im Umfang, welche bis 1846 grün bewachsen und reich an Fruchtbäumen war, als sie durch einen vulkanischen Ausbruch, vor welchem die Bewohner sich noch geflüchtet hatten, vollständig verwüstet und auf ihr alles Leben vernichtet wurde. Selbst nach Wawau, 15 St. entfernt, wurden Staub und verglaste Massen geschleudert, so daß der Schaden auch hier an Fruchtbäumen und Feldern beträchtlich war.

Ueber diese Inseln herrschte, als die Mission begann, der Oberhäuptling Finau, von dem wir schon wissen, wie ungern er es sah, daß der König von Haabai christlich wurde. Er war Anfangs so feindselig, daß er auf die Frage, ob Lehrer zu ihm kommen dürften, geradezu erklärte, er würde sie auf der Stelle umbringen. Da machte aber König Georg in weltlichen Angelegenheiten einen Besuch bei ihm, und wußte in kurzer Zeit ihn so umzustimmen, daß er die „Lügengeister" abzuschaffen beschloß. Er gab sogleich seinen Unterthanen Befehl, die Tempel in Brand zu stecken; und in 3 Tagen waren diese mit den Götzen und sämmtlichen Götzengeräthschaften verbrannt. Leider hatte Miss. Croß, der 1832 nach den Wawau-Inseln fuhr, das Unglück, auf der Fahrt seine Gattin und 14 Eingeborne nebst 5 Kindern

zu verlieren, indem das Boot an einer kleinen Insel umschlug. Nun kam Miss. Turner; und mehrere junge Leute wurden als Hilfslehrer und Prediger angenommen. Die Mission gedieh so herrlich, daß bald mehr als 20 Predigtorte errichtet waren. In der großen Erweckung von 1834 predigte K. Georg selbst den neuen Glauben auf den Inseln und vollzog ihre Umwandlung in ein Christenland. Die Gruppe war nämlich 1833 nach dem Tode Finau's unter seine Botmäßigkeit gekommen; auch hier wurde sein Gesetzbuch eingeführt. Katholiken, welche 1841 ein franz. Kriegsschiff auf Wawau absetzen wollten, wurden durch die Standhaftigkeit des Statthalters zurückgewiesen. Es sind hier 33 Schulen mit 1500 Kindern.

---

ff) Entfernte Einzel-Inseln.

§ 233. Wir haben noch von einigen einzeln stehenden Inseln zu reden, die zu den Freundschafts-Inseln gerechnet werden und in der Missionsgeschichte wichtig sind.

1) Die Wildeninsel (Savage, auch Nine genannt). Diese liegt 75 St. ö. von Wawau, ganz isolirt und ohne Verkehr mit andern Inseln. Sie hat etwa 12 St. im Umfang und über 4000 E., und besteht, 40' über dem Meeresspiegel, aus einem einzigen Korallenfelsen. Das Innere ist gut bewaldet und mit Trinkwasser versehen. Den Namen bekam sie von Cook, der 1774 umsonst zu landen versuchte, wegen der Wildheit ihrer Bewohner.

Die E. im Aeußeren, in Waffen und Kähnen den Tonganern ähnlich, gehen bis auf einen Gürtel völlig nackt und sind am Gesicht und Oberleib blau oder schwarz beschmiert, was ihnen ein abschreckendes Aussehen giebt. Ohne Menschenfresser zu seyn, bezeigten sie sich stets gegen die Seefahrer äußerst feindselig, und wollten von keinem Tauschhandel etwas wissen. Dazu veranlaßte die Furcht vor ansteckenden Krankheiten, daher sie nicht nur jeden Fremden tödteten, sondern auch jeden Ein-

gebornen, der etwa aus der Fremde zurückkehrte. Später wagten sie sich an besuchende Schiffe, hängten aber, was sie erhandelten, vor dem Gebrauch wochenlang im Gebüsch auf, daß es auslüfte.

Miss. Williams (§ 214) machte 1830 den Versuch, Lehrer von Aitutaki hier abzusetzen. Die Wilden stellten sich dicht an der Bucht auf, mit Schleudern und Speeren bewaffnet, warfen aber die Waffen weg, als die Lehrer auf dem Boot herfuhren. Ein alter Häuptling gieng mit diesen an Bord des Schiffs, und bezeigte sich da so wild und gräßlich, daß man an ihm den Menschen nicht mehr erkennen konnte. Den Lehrern an der Küste wurde es auch übel zu Muth, als immer neue Wilde kamen, die Miene machten, sie zu morden; sie konnten es nicht wagen, zu bleiben. Doch gelang es, zwei junge Leute nach Rajatea zu bringen. Dort blieben sie etliche Monate, und kehrten mit dem Wunsche, unter ihren Landsleuten das Evangelium vorzubereiten, in ihre Heimath zurück. Aber der Eine starb im Kriege, und der Andere floh auf die Schiffer-Inseln. Noch 1843 wurde Miss. Murray mit Speeren und Keulen und grimmigen Geberden zurückgetrieben. Indessen war ein eingeborner Knabe nach den Samoa-Inseln verschlagen worden und hatte sich dort bekehrt. Benjamin versuchte auf Niue sich niederzulassen, und fuhr mit dem Miss.Schiff an die Insel. Unter den Neugierigen, welche das Schiff besuchten, entdeckte er seinen Bruder, der ihm die Mordanschläge der Insulaner verrieth und, darum mit dem Tod bedroht, sammt ihm nach Samoa fliehen mußte. Wiederum wagtens 1846 diese beiden Brüder und predigten auf der Insel, obwohl beständige Todesgefahr sie umschwebte. Allmählig bekamen sie Anhänger, umsonst wollten die Priester sie zu Tode zaubern. Penjamina bewog seine Landsleute, das Ausschließungssystem aufzugeben und Samoa-Lehrer anzunehmen. Das Wort Gottes griff um sich und 1858 bildete sich die erste Gemeinde aus 52 Kirchengliedern. Als Miss. Lawes 1861

auf der Insel landete, um eine Station zu gründen, wurde er von bekleideten Männern und Weibern im Triumph empfangen. Ihr Kriegen und heimtückisches Morden ist zu Ende, freier Verkehr herrscht auf der ganzen Insel, vom Götzendienst ist jede Spur verschwunden. Sie wohnen in besseren Häusern, sind fleißig auf den Pflanzungen und im Straßenbau, haben um die Lehrer her 5 Dörfer gebildet mit 5 Kirchen, deren eine 1100 Menschen hält und bereits zu klein ist, Ortsvorsteher eingerichtet und Gesetze gegeben. Alles will hören und lernen. Schon hat die Bevölkerung in einem Jahr um 400 Seelen zugenommen; der E. sind es jetzt 4700, ausgezeichnet durch Entschlossenheit und Energie.

2) Die Keppels-Insel oder Niua Tabutabu, 45 St. n. von Wawau, auf dem Weg nach Sawaji, einer Schifferinsel, in der Mitte, ist 3 St. l. und 1 St. br., niedrig, von einem Korallenriff umgeben und ungemein fruchtbar, und trägt in der Mitte einen ziemlich hohen Berg. Neben ihr sind noch einige Eilande. Es wohnen auf ihr etwa 400 Männer, ohne die Frauen und Kinder, die fast in allen Stücken mit den Samoanern übereinkommen. Sie wurde schon 1616 entdeckt, dabei die Schiffsmannschaft von den Eingebornen überfallen wurde; aber erst Wallis besuchte sie wieder 1767. — Bekehrte von Wawau kamen 1832 hieher; und die christliche Lehre fand durch sie eine so günstige Aufnahme, daß Miss. Turner, der 1835 auf dem Wege nach Sawaji die Insel besuchte, hier genug zu thun bekam und nur ärnten durfte. Der König Gogo entließ nach einigem Sträuben seine Frauen bis auf eine, bekehrte sich mit dieser rechtschaffen und wurde nebst ihr getauft. Er wurde fortan der Prediger seines Volks; und sein Herz war gänzlich darauf gerichtet, das Werk Gottes weiter auszubreiten. Mit seinem Volke ging schnell eine gänzliche Veränderung vor. Als Turner weiter zog, waren 514 Erwachsene und 200 Kinder getauft, 240 Ehen geschlossen, 4 Schulen mit 512 Schülern errichtet, 45 Leh-

rer angestellt, 2 Kapellen erbaut. Leider kam Gogo bald darauf in Uwea um's Leben (s. d.)

3) Niua Fou liegt 60 St. w. von der vorigen, hat etwa 800 E. und besteht ganz und gar aus einem sogenannten Erhebungskrater mit einer tiefen Senkung in der Mitte, in welcher ein unergründlich tiefer Salzsee ruhig da liegt, bei Ausbrüchen aber wie ein Kessel kocht, $1^1/_2$ St. im Umfang, mit 3 kleinen von Bäumen bewachsenen Inseln. Die Insulaner auf dem Inselgürtel sind ganz auf Regenwasser angewiesen, welches sie in ausgehöhlten Bäumen auffangen, wollen aber aus Anhänglichkeit ihre Insel nicht verlassen. Sie haben Sprache, Sitten und Gebräuche mit den Freundschaftsinseln gemein, zu denen sie in jeder Beziehung gehören, obwohl sie ihre 2 Könige für sich haben. Früher galten sie als grausam und ungastlich; aber 1832 fanden Bekehrte aus Wawau gute Aufnahme, und die Wirkungen der Predigt waren durchgreifend. Waterhouse fand 1841 in den eingebornen Lehrern ausgezeichnete Männer und die Christen einfach, herzlich, liebevoll und freudig. Ein furchtbares Erdbeben suchte 1853 die Insel heim. Mitten in einem Dorfe spaltete sich der Boden, und schoßen Lavaströme in die Höhe, dabei 25 Menschen verschlungen wurden. Ein großer Theil des Landes war vernichtet; aber die erschütterten Einwohner wußten sich in christlicher Weise aufzurichten.

4) Uwea oder Wallis liegt von der vorigen 75 St. n.ö., 45 St. w. von Sawaji. Die Insel 1767 von Wallis entdeckt, steht in näherer Beziehung zu den Schifferinseln. Aber hieher segelte 1835, im Drang, das Evang. dahin zu bringen, wo es noch unbekannt wäre, der König Gogo von der Keppel-Insel (s. b) mit etwa 45 seiner Untergebenen. Der König von Uwea, ein Verwandter Gogo's, wollte seine Reden nicht annehmen, und meinte, die Leute von Niua Fou seien zu jung in der Sache, um schon Andere zu lehren. Dabei scheint die christliche Partei die Heiden in etwas beleidigt

zu haben. Diese, auch durch einen Häuptling von Tonga, der, um dem Evangelium auszuweichen, Wawau verlassen hatte und dessen Haß stets im Zunehmen war, angestachelt, fielen mit den Waffen über die Fremden her. Hiebei verlor der König Gogo mit den Meisten seiner Begleiter das Leben. Die mitgekommenen Frauen aber, darunter Gogo's Gemahlin, Elisa Anna, blieben am Leben. Letztere wollte der König von Uwea nun in seinen Harem nehmen. Sie aber entfloh in die Wälder und lebte 2 Monate lang äußerst kümmerlich, bis sie, dem Tode nahe, entdeckt wurde. Zum Fürsten gebracht, weigerte sie sich entschieden, selbst auf seine Drohung, sie an ein Holz binden und ins Meer werfen zu lassen, des Königs Willen zu thun. Endlich rettete sie sich auf einem nach Uwea verschlagenen Kahn, der dem König Georg gehörte. Die Arbeiten auf Uwea, auch von Samoa aus, hörten nicht auf; aber 1837 kamen katholische Priester, welche die evangel. Arbeiter verdrängten, 1842 in 4 Monaten 2200 Personen sammt dem König tauften und aus der Insel „einen katholischen Musterstaat" machten. — Ebenso wurden auf dem nahen Eiland Fotuna nach 4jähriger Arbeit alle E. katholisch 1844.

5) Tokelau (Herzog von Clarence), 3 Koralleninseln 80 St. nördl. von Samoa mit nur 600 E. die sich für Ureingeborne halten und nach dem Tode in den Mond zu kommen hoffen, werden nur selten besucht. 2 Jünglinge der Inseln, auf Samoa bekehrt und zu Predigern gebildet, sind 1860 hingezogen; aber Schiffbrüchige von da wurden in Wallis katholisch und sollen zur Einführung des Papstthums behülflich seyn.

---

c. Die Samoa- oder Schiffer-Inseln.

aa) Die Inseln und ihre Bewohner.

§ 234. Nördlich von den Freundschaftsinseln, doch mehr nach Osten sich ziehend, sind die Samoa-Inseln, von Bougainville 1768 Schifferinseln genannt, weil er die Eingebornen fast nie anders als zu Wasser sah. Sie liegen im Durchschnitt unter dem 14° s. Br., 8 Grade nördlicher als Tongatabu; und von diesem ist die westlichste Insel Sawaji 240 St. entfernt. In einer Reihe nach Osten, 5 Grade, also etwa 150 St. einnehmend, sind es die 8 Inseln: Sawaji, Apolima, Manono, Upolu, Tutuila, Ofu, Olosenga, Manua (Tau); und diesen werden noch 10 entferntere Einzelinseln beigezählt, wie die Keppels- und Wallis-Insel, von welchen wir oben gesprochen haben (§ 233, b und d), ferner 5 Grade nördlicher die Clarence- und die York-Insel. Die meisten Inseln sind vulkanischen Ursprungs, und nur wenige gehören der Korallenformation an. Zum Theil bedeutend über den Meeresspiegel (an 5000′) sich erhebend, gehören sie zu den anmuthigsten Inseln der Südsee. Ihr Klima ist mild, ihr Boden üppig fruchtbar, die Berge bis zum Gipfel dicht bewaldet, die tropischen Gewächse einheimisch, die Bäume wundersam hoch, schön und mannigfaltig. Unter den Letzteren ist der Tamanu, bis auf 5′ Dicke im Durchmesser, besonders schätzbar, dessen Holz zu Kähnen und Geräthschaften, von den Engländern zum Schiffbau benützt wird, ferner der Toi, dessen Holz gegen die Mitte des Stammes hin blutroth ist und sich herrlich poliren läßt. Manche Bäume liefern Harze und Färbestoffe.

Die Inseln wurden theils 1595, theils 1616 gesehen, der Archipel erst 1772 von Roggeween entdeckt, der ihn Baumanns-Inseln nannte. Später 1768 betrachtete sich Bougainville als den ersten Entdecker. La Peyrouse kam 1787 zu ihnen, um sie genauer zu untersuchen; aber in einer Bai auf Tutuila wurde sein Unterbefehlshaber Delangle und der

Naturforscher Lamanon nebst 9 Matrosen ermordet, aus Rache für den tödtlichen Schuß, der auf einen vermeinten Dieb abgefeuert worden war. Seitdem wagten es wenige Seeleute, auf den Inseln zu landen, weil man die Wildheit und Schlauheit der Bewohner fürchtete. Erst Miss. Williams hat sie seit 1830 näher erforscht.

Die Einwohner, früher zu 100,000 geschätzt, jetzt nur noch zu 35,000, gehören zu den stattlichsten Australindiern; ihre gesellschaftliche Verfassung ist ziemlich patriarchalisch. Es sind Oberhäupter da, und dem Adel vergleichbare Häuptlinge, denen aber wenig Gehorsam geleistet wird, weswegen meist anarchische Zustände herrschten. Volksversammlungen mit langen Reden waren sehr beliebt. Fast überall gab es 2 Partieen, die sich gegenseitig befehdeten, um Malo zu werden, d. h. das politische Uebergewicht zu erlangen. Sonst herrschte in jedem Stamm eine Art Gütergemeinschaft; und noch ist es Brauch, daß ein Mann, was er erarbeitet und sammelt, aus Besorgniß, seine Freunde zu beleidigen, mit Andern theilt. Daher verstehen sie nicht, was europäische Armuth ist. Waren sie auch nicht gerade Menschenfresser, so konnten sie doch entsetzlich mordlustig seyn. Ihre Kriege, in welchen Dörfer und Pflanzungen unbarmherzig zerstört, und Gefangene haufenweise zum Tod, ja zum Feuertode verurtheilt wurden, hatten kein Ende. Wohl lag viel Gutes und Edles in ihrem Charakter; aber waren ihre Leidenschaften entflammt, so folgte Mord auf Mord. Der geringste Streit war mit Stock-, Keulen- und Ruderschlägen begleitet; daher die vielen Narben an ihrem Körper, welche allen Seefahrern auffielen. Sonst konnten sie wieder ungemein offen und gutmüthig, gastfrei und höflich seyn; und sie sind die einzigen Polynesier, welche die Worte: „Ich danke dir!" kennen und anwenden. Waren sie zum Stehlen geneigt, und als unverschämte Bettler verschrieen, so hieng dieß mit der angeführten Sitte der Gütergemeinschaft zusammen. — Was ihre Religion betrifft, so traf Williams keine Götzenbilder, Priester, kaum Opfer vor; und die Bewohner galten daher bei andern

Gruppen als gottlos. Nur einen Kriegsgott Papo hatten sie, verehrten aber die Schutzgötter der Menschen, so wie ganzer Dörfer, Aitu, die sich als Fisch, Vogel oder Insect offenbarten; und Unzähliges wurde zum Aitu gemacht, wie bei den Negern zum Fetisch. Ein Stein, eine Muschel oder Kokosnußschale war der in den Tempeln verehrte Gegenstand. — Ihre Sprache ist ein Dialekt der tahitischen, von dieser nur durch Vertauschung von Buchstaben verschieden; ihre Mundart ist die wohlklingendste von allen. Auch legen sie auf Beredtsamkeit hohen Werth, und haben eine große Vorliebe für öffentliche Reden.

Die Samoaner sind gewandt und fein gebaut, haben lange Haupthaare und sind sehr stark tättowirt, die Frauen zierlich und anständig in ihren Sitten. Beide Geschlechter trugen früher einen bis auf die Kniee herabreichenden Gürtel von Seegras; aber ihre Eitelkeit wußte sich sonst noch zu putzen. Auch war neben dem Tättowiren das Sengisengi üblich, d. h. die Kunst, die Haut fleckig zu machen; und Halsketten und Armbänder von blauen Perlen waren ihr Lieblingsschmuck. Ihre Wohnungen stehen in Dörfern beisammen und verrathen wirkliche Baukunst, obwohl sie nur ein Beil von Basaltstein zum Zimmern hatten. Auch sonst hatten sie manche Kunstfertigkeiten, bauten hölzerne Schüsseln mit 3 Füßen aus Einem Stück, die sie trefflich polirten, flochten zierliche Körbe, bereiteten feine Matten und papierne Zeuge, und hatten sehr kunstvoll gebaute, doch kleine Piroguen (Kähne). Alle Reisen, selbst von einem Punkt der Insel zum andern, machten sie zu Wasser, kamen aber nie über die Gruppe hinaus. — Ihre Waffen bestanden aus Keulen, mit welchen sie den Hirnschädel zerschmetterten, und aus Schleudern, mit welchen sie 3pfündige Steine auswarfen. Von Arbeit wußten sie nicht viel, da die reiche Natur ihnen Alles ohne Mühe darbot. Daher waren Spiele und Vergnügungen ihr Zeitvertreib. Boxen, Fechten, Wettrudern, Jagen und Tanzen war ihre Lust, besonders der Abendtanz, dabei Lieder, von Frauen gedichtet und in Musik gesetzt, gesungen wurden. — Die Häuptlinge brachten ihre vielen Frauen käuflich an sich; und letztere nahmen eine minder gedrückte Stellung ein, die Hochzeit war feierlich. — Von den Kindern starben in Folge nachlässiger Behandlung trotz aller Liebe stets 2 Drittel weg. Die Aerzte hatten's nur mit dem bösen Geiste der Krankheit zu thun; und der Oberpriester (Zauberer) eines Dorfes verlangte, daß die Familie um den Kranken sich versammle, „um zu beich-

ten und auszuwerfen." Sie mußten nemlich ihre Verbrechen, namentlich wenn sie im Zorn Unheil angewünscht hatten, bekennen, und zum Zeichen des Widerrufs ihrer Verwünschungen Wasser in den Mund nehmen und gegen den Kranken ausspeien. Wenn Einer starb, wurde das Haus ein Schauplatz unbeschreiblichen Wehklagens. Man zerriß die Kleider, raufte sich das Haar aus, schlug sich ins Gesicht, brannte den Leib mit spitzigen Feuerbränden 2c. Dann wurden gleich Anstalten zum Begräbniß getroffen, zu dem alle Freunde herbeiliefen. Ueber Unbegrabene machten sie sich große Unruhe, indem sie glaubten, der Geist eines Ertrunkenen 2c. gehe verlassen und trostlos umher und belästige die Lebenden; ja man glaubte ihn rufen zu hören: „O wie kalt! o wie kalt!" Man trachtete daher, durch ein wunderliches Vornehmen die Seelen in Tüchern aufzufangen; und Letztere wurden dann, wie wenn der Todte drin läge, feierlich begraben.

---

bb) Anfang der Mission.

§ 235. Kaum giebt es eine interessantere Mission, als die der Samoa-Inseln, die so schnell so große Resultate hatte. Miss. Williams auf Rarotonga (§ 244) hatte seit langer Zeit einen unwiderstehlichen Drang in sich, den Samoanern das Evangelium zu bringen; seine Gattin aber, die für sein Leben besorgt war, suchte es ihm stets auszureden. Eine Krankheit änderte ihren Sinn, so daß sie selbst ihn zu dem Unternehmen aufmunterte. Alsbald baute er mit den geringen Hülfsmitteln, die ihm zu Rarotonga zu Gebot standen, ein Fahrzeug von 60' Länge und 18' Breite; und nach einer kleinen Probefahrt hatte er den Muth, auf demselben der hohen See sich anzuvertrauen. Er nannte es den Friedensboten, und segelte im Sommer 1830, von Miss. Barff und 8 Bekehrten begleitet, den gefürchteten Inseln zu. Er kam zu der Hervey- und der Wilden-Insel, zuletzt nach Tongatabu, wo er einen Häuptling von Sawaji, Namens Fawea antraf, der 11 Jahre seine Heimath verlassen, und mit seiner gründlich bekehrten Frau das Lotu (Evangelium) lieb hatte.

In seiner Begleitung fuhr W. den Samoa-Inseln

zu. Unterwegs erzählte Fawea, wie sehr ihm vor dem Oberhäuptling Tamafainga graue, dem Schrecken aller Bewohner, von dem man glaubte, der Geist der Götter wohne in ihm; denn wenn der auch nur mit einem Worte den Missionaren entgegenstehen würde, sei die ganze Unternehmung umsonst. Nach 7 Tagen und einem gefährlichen Sturme sahen sie Sawaji vor sich (Aug. 1830). Bald kamen die Insulaner auf ihren Nachen daher; und Fawea, um den sie sich drängten, fragte endlich mit zitternder Stimme: „Und was macht Tamafainga?“ — „Er ist todt,“ riefen sie mit sichtbarer Freude: „vor 10 Tagen haben wir ihn getödtet.“ Da stürzte Fawea voll Jubels auf Williams los, und rief: „Der Teufel ist todt!“ — „Wie? der Teufel todt?“ fragte Williams. „Ja,“ antwortete Fawea, „das einzige Hinderniß, das ich fürchtete, ist aus dem Wege geräumt; Tamafainga ist nicht mehr.“ Die Missionare beteten schweigend die Führung der Gnade Gottes an. Darauf warf man die Anker und stieg ans Land. Fawea erklärte den Leuten kurz, was es für eine Bewandtniß mit den Fremdlingen habe: weil das Schiff ein betendes Schiff sei, dürften die Frauen nicht an Bord; und weil heute der heilige Tag sei, möchten sie mit ihrer Waare morgen wiederkommen. Darauf erzählte er von dem Zweck der Missionare, und seine Frau von den Wundern, die sie gesehen.

Am dritten Tage fuhren sie der Ortschaft Sapapalii zu, der Residenz des jetzigen Oberkönigs Malietoa, zwischen Sawaji und Upolu hin, und sahen auf Upolu mehrere Ortschaften in lichten Flammen stehen, weil eben Malietoa die Insel mit Feuer und Schwert verwüstete, um den Tod des hier erschlagenen Tamafainga, seines Verwandten, zu rächen. Des Königs jüngerer Bruder, Tamalelangi, nahm die Friedensboten um der Freundschaft willen, die sie dem Fawea erwiesen, freundlich auf; und einige Stunden später erschien Malietoa an Bord des Schiffs. Dieser, ein großgewachsener, bejahrter

Krieger, hatte bereits vom Lotu gehört, genehmigte die Absicht der Missionare und schätzte sich glücklich, sein Volk unterrichtet zu sehen. Er ließ die Missionare auf einem geschmückten Boot ans Land holen; und da die Sonne untergegangen war, zündeten die Eingebornen große Feuer am Ufer an und brachten die Fremdlinge in prachtvollem Fackelzuge durch Spaliere der Speermänner nach dem königlichen Palast. Als Williams über Müdigkeit klagte, trugen ihn 4 rüstige Jünglinge eine Viertelstunde weit auf den Armen, und setzten ihn vor dem Könige auf einer Matte nieder. So zuvorkommend aber Malietoa war, so ließ er sich doch für jetzt nicht zum Frieden stimmen, indem er sagte, es würde eine ewige Schmach auf seinen Stamm bringen, wenn er den Mord eines Verwandten ungerächt ließe; doch versprach er, wenn dieser Krieg beendigt sei, für immer die Waffen niederzulegen und ein Diener Jehovah's zu werden. Williams ließ die mitgebrachten Lehrer auf Sawaji zurück, und bedauerte sehr, für den mächtigen König von Manono, Matetau, den größten und riesenhaftesten Mann, den er je gesehen, der auch noch herzukam und um Lehrer bat, keinen Mann übrig zu haben. Aufs Freigebigste mit Lebensmitteln ausgestattet, verließ er die Inseln, mit dem Versprechen, nach einem Jahre neue Lehrer, besonders für Matetau, zu bringen.

---

cc) Fortgang der Mission.

§ 236. Erst nach 2 Jahren konnte Williams, begleitet von Makea, dem Könige Rarotongas, den Besuch wiederholen. Er landete zuerst auf Manua, von wo ein dichtgefüllter Nachen auf ihn zufuhr, aus dem die Leute schon von ferne riefen: „Wir sind Söhne des Worts; wir erwarten ein Religionsschiff, das uns Leute bringen wird, die uns von Jesu Christo erzählen sollen. Ist euer Schiff das, auf welches wir warten?" — Sie

hatten von Christen aus Rawawai (§ 255), welche der Sturm Monate lang 900 St. weit aus S. O. hergetrieben hatte, das Evangelium gehört.

Noch rührender war der Empfang auf der Insel Tutuila. Hier war das Ufer dicht mit Insulanern besetzt; und je näher Williams kam, desto mehr wandelte ihn eine Furcht vor ihnen an. Er befahl den Ruderern inne zu halten und zum Gebet niederzuknieen. Ein Eingeborner aber sprang ins Wasser, hielt das Fahrzeug fest und rief: „Sohn, willst du nicht ans Land kommen und uns besuchen?" — „Ich weiß nicht," antwortete Williams, „ob ich euch trauen darf; ihr sollt ein sehr wildes Volk seyn." — „Wir sind keine Wilde mehr," antwortete rasch der Mann, „wir sind Christen!" — „Ihr Christen? wer hat euch denn im Christenthum unterrichtet?" fragte Williams. — „Ein großer Häuptling der Weißen, Namens Williams," erzählte der Insulaner, „ist vor 2 Jahren nach Sawaji gekommen und hat dort Lotumacher zurückgelassen. Mehrere von uns, die gerade dort gewesen sind, haben hier ihre Freunde unterrichtet; und Etliche derselben sind Söhne des Worts geworden. Siehe dort am Ufer, da siehest du Alle stehen." Wirklich bemerkte Williams etwa 50 Menschen, welche unter Toi-Bäumen abgesondert standen, mit einem weißen Tuch um den Arm, dem Zeichen, das sie von den heidnischen Landsleuten unterschied. Als sich jetzt Williams zu erkennen gab, stürzten sie auf den Wink ihres Häuptlings Amoamo in vollem Lauf ins Meer und zogen das Fahrzeug vollends an den Strand. Sie zeigten ihm eine Hütte im Gebüsch, die sie Kirche nannten. „Wer hält denn da Gottesdienst?" fragte er. — „Ich!" antwortete jener Mann. — „Aber wer hat dich dazu unterwiesen?" — „Wie?" entgegnete der Mann, „siehest du nicht den kleinen Kahn da neben dem Deinigen? der gehört mir. Jede Woche fahre ich damit hinab zu den Lotumachern in Sawaji, und sammle mir bei ihnen wieder einen Vorrath an Erkenntniß; damit fahre ich zurück, und theile ihn jeden Sonntag an meine Landsleute aus. Wo hast du den versprochenen Lehrer?" Als sich für Tutuila keiner vorfand, huben alle an zu weinen, und Williams hatte Mühe sie zu trösten. Dieß war die Leone-Bai, in welcher de Langle mit seinen Begleitern 1788 ermordet worden war.

Wo Williams hinkam, fand er gleiches Verlangen nach Lehrern und häufig schon Spuren von Bekehrungen. In Manono eilte ihm Matetau aufs Schiff entgegen; und nach kräftigem Nasenreiben forderte er den versprochenen Lehrer. Teawa wurde ihm vorgestellt. Nachdem

er auch diesem die Nase tüchtig gerieben hatte, rief er: „Gut, jetzt bin ich glücklich!" warf sich in die Brandung und schwamm ans Land, von fern schon seinen Leuten zurufend: „Williams! Der versprochene Lehrer auch!" Dann kehrte er zurück, und begleitete Williams.

Williams Erscheinen in Sapapalii entlockte Allen Freudenthränen. Er erfuhr, Malietoa, sein Bruder und alle angesehenen Häuptlinge hätten schon das Christenthum angenommen; 700 Zuhörer fasse die Kirche, die immer voll sei; auf Sawaji und Upolu sei in mehr als 30 Dörfern das Christenthum eingeführt, und der Rest warte nur auf den Missionar, um dem heidnischen Aberglauben zu entsagen. Unendliche Freude hatte insbesondere Malietoa, der in der Kapelle erklärte: „Ich gelobe hier feierlich, daß meine ganze Seele dem Worte Jehovah's ergeben seyn soll, und daß ich meinen Augen keine Ruhe gönnen will, bis dieß gute Wort das Land bedeckt." In einer großen Volksversammlung erzählte sodann König Makea von Rarotonga, welchen Segen das Lotu seinem Lande gebracht habe; und Williams legte allem Volke dar, was nach dem Gesetze Gottes Sünde sei, worauf der König der Erste war, der sich von Gott Kraft erbat, solche Dinge zu meiden.

Auf seinen Wanderungen durch Sawaji, fand Williams da und dort bereits Bethäuser. Schon aß man Fische, die einst für Götter gegolten hatten. Frauen, die kaum erst auf der Missionsstation unterrichtet worden waren, versammelten die Weiber ihres Orts, um ihnen das Gehörte mitzutheilen. Sie machten's wie obiger Mann in Tutuila, indem sie von Zeit zu Zeit am Heerde der Mission sich neue Schätze der Erkenntniß holten, um sie ihren Freundinnen zu bringen. Williams besuchte auch solche Orte, die noch fern vom Christenthum standen, und die man bereits zum Unterschied Teufelsorte nannte; und auch hier that der Besuch „des großen Lotuhäuptlings" große Wirkung. Malietoa hätte ihn gar zu gerne bei sich behalten. Er aber erklärte, daß Ein Mann für

8 Inseln zu wenig sei; er gehe nach England, um Missionare zu holen. Diese waren auch sehr nöthig; denn schon gab es entlaufene Matrosen, die sich zu christl. Lehrern aufwarfen und da und dort tauften, ohne irgend Sünde zu verbieten, ja eine Art Abendmahl hielten. Auch ein Samoaner, der Tahiti besucht hatte, stiftete eine eigene Secte mit tollen Gebräuchen. Die Herzen waren mehr von der Neuheit des Evang. aufgeregt, als von seinem Geist angefaßt. Die Weißen hießen pāpālangi Himmeldurchbrecher, weil sie durch das Gewölbe des Horizonts hereingebrochen waren. Man wollte zu ihrer Religion gehören, nur sollte es nichts kosten.

---

dd) Umwandlung der Inseln.

§ 237. Williams besuchte bald darauf England, wo er durch seine Erzählungen eine allgemeine Begeisterung für die Südseemissionen erregte. Es gelang ihm, 6 Missionare für die Samoaner zu erhalten. Dazu wurde jetzt ein ansehnliches Schiff, Camden, angekauft und ausgerüstet, welches im Dienste der Südseemission zwischen den Inseln hin und her fahren sollte. Dieses Schiff, um dieß beiläufig zu berühren, kehrte 1842 stark beschädigt nach London zurück, nachdem es über 5 Jahre den Bedürfnissen der Mission gedient hatte. Durch zahlreiche Beiträge von Kindern wurde es möglich, ein anderes Missionsschiff auszurüsten, welches unter dem Namen John Williams ausfuhr, und von 1844 an seine Dienste in der Südsee that. Engl. Kinder haben es 1861 wieder gründlich erneuen lassen.

Im Juni 1836 brachte Williams die Missionare nach Samoa; und diese trugen jetzt vor Allem als Bedingung, unter der sie bleiben wollten, die Bitte vor, daß das Volk sich unterrichten lasse und auch im Falle eines Kriegs die Lehrer als Friedensstifter schütze. Malietoa ging darauf ein, und ließ sogleich die verbannten

Feinde in ihre Heimath zurückkehren. Im März 1837 wurde in Sapapalii die erste Gemeinde von 11 Gliedern gebildet, der bald andere auf 3 Inseln folgten. Aber leider tauchten kriegerische Bewegungen unter einzelnen Stämmen und Gräuelscenen in ihrem Gefolge immer wieder auf, und brachten der Mission viele Sorgen und Anfechtungen. Einmal standen sich schon Heiden und Christen in Schlachtordnung gegenüber; aber die Flinten auf beiden Seiten versagten, alles stutzte, und die Lehrer konnten sich noch ins Mittel werfen.

Auch in dem langen Krieg, den Upolu 1848—57 führte, um eine frühere Scharte auszuwetzen, kämpften sie nie am Sonntag; und die Missionare durften frei hin und her gehen. Endlich überwog die Friedenspartei. Man erkannte 10 unabhängige, gleichberechtigte Districte in der Gruppe an; und erst damit trat völlige Ruhe ein. Ganze Schaaren wurden getauft, theilweise Leute, die bisher als die ruchlosesten Menschen bekannt gewesen waren. Jetzt kam auch die Presse in Thätigkeit (1839). Wenn vorher schon von Huahine her nicht weniger als 50,000 Bücher aller Art eingeführt waren, so lieferte die Presse auf Upolu in 3 Jahren 120,000 Bücher, die schnell vergriffen wurden, weil die höchste Begierde, lesen zu lernen, erwacht war. Bisweilen kamen besondere Erweckungen vor, in Folge deren Hunderte, 1841 in Tutuila allein 500, getauft werden konnten. Das N. Test. war 1846, die ganze heil. Schrift 1855 in die Samoasprache übersetzt.

Malietoa starb 1841, mit dem Bekenntniß, der empfangenen Gnade nicht treu geblieben zu seyn, daher er seine Kinder ermahnte, sich doch ganz dem Heilande zu ergeben. Bei seinem Begräbniß fühlten die Gegner des Worts: — „wir werden auch niedergeworfen werden durch die Macht Gottes.“ Das geschah; denn als auch Matetau auf Manono starb, wurde sein Nachfolger, der gewaltige Pea, jetzt der mächtigste Samoafürst, ein aufrichtiger Diener Christi. Häuptling nach Häuptling,

Dorf nach Dorf entsagten dem Heidenthum; und schon damals durfte man die Samoaner insgemein ein christliches Volk nennen, ob es gleich Vielen noch an eigentlicher Herzensbekehrung fehlte.

Wo Missionare standen, hörten nun die Kriege auf; und nur die Besucher europäischer Schiffe und das schändliche Betragen der Matrosen thaten noch großen Schaden. Doch näherte sich oft nicht eine weibliche Person den Häven; und Miss. Murray schrieb 1841: „Vor einiger Zeit gingen etliche Männer von einem Schiff im Haven nach den Dörfern, sichtbar in schlechter Absicht. Sie traten in ein Haus und hörten die Bewohner das Lob Gottes singen; sie besuchten ein zweites, und die Leute lasen in der Bibel; im dritten fanden sie die Insulaner betend auf den Knieen. Das war mehr, als sie zu tragen vermochten. Sie vereinigten sich mit den Insulanern in ihrer Andacht, und kehrten dann nach dem Schiffe zurück, laut bekennend, sie seien gänzlich geschlagen. Aehnliche Züge von einer wirklichen Umwandlung der Insulaner wurden in Menge berichtet; und bis heute lauten die Nachrichten erfreulich. Allmählig belief sich die Zahl der Kirchen auf 30, der eigentlichen Kirchenglieder auf 2600; und die Meisten, auf mancher Insel Alle, ließen sich wenigstens in christliche Gemeinden, mit Ordnungen, wie wir sie in Europa haben, sammeln. Das Heidenthum kann als verschwunden angesehen werden.

Nachdem man sich mit Lehrern, wie sie zu haben waren, beholfen hatte, errichtete Turner 1844 auf Upolu ein Seminar, welches, fast ohne etwas zu kosten, an 200 Lehrer sammt ihren Frauen auferzog, die sodann nicht nur auf den Inseln angestellt wurden, sondern auch als Evangelisten in die Ferne, wie nach den Neubebriden, sich verwenden ließen. Mehrere von ihnen sind den Märtyrertod gestorben. Es sind jetzt 210 Schulen und 50 Kostschulen auf den Inseln, jede mit einem Lehrer, der auch das Dorf beaufsichtigt, Gebetsversammlungen hält und 2—3 Mal in der Woche predigt. Groß sind die Bei-

steuern, welche die Gemeinden liefern. So kamen 1859 an Missionsbeiträgen 4300 Thaler, außer Naturalien im Werth von 400 Thalern, ferner zum Unterhalt für eingeborne Lehrer gegen 3300 zusammen. Für Missionare und Lehrer wurden 1860 über 10,000 Thaler beigesteuert, 1861 für Missionare allein 8695 Thaler, außer dem Unterhalt der 210 eingeb. Pastoren. Die Miss.-Ges. hofft daher, daß die Unterhaltung der Missionare sie in Kurzem nichts mehr kosten werde. 1861 ist der Druck der revidirten Bibel mit Parallelstellen vollendet worden; fast in jedem Hause findet sich eine Bibel. Hatten sodann schon vorher die Leute in der Geschicklichkeit im Häuserbauen, im Verfertigen der Fahrzeuge und in andern Künsten sich vor allen Südseebewohnern ausgezeichnet, so schreitet nun um so mehr die Kultur in allen Zweigen vorwärts. — Wir bemerken noch, daß seit 1832 auch Method. Missionare auf Sawaji waren, welche aber nach einer Uebereinkunft ihrer und der Lond. Ges., welcher zufolge jene die Freundschaftsinseln, diese die Samoainseln besetzen sollten, sich zurückzogen. Indessen sind unter der Bevölkerung Anhänger gewisser Tonga-Methodisten und andere Schwärmer geblieben. Endlich kamen von 1845 an römische Priester aus Wallis (§ 233 d.), von einem franz. Schiffe hergebracht, nach Upolu und Sawaji, haben aber nur unbedeutenden Anhang gefunden.

---

ee) Uebersicht.

§ 238. Wir geben noch folgende Uebersicht über die Arbeiten auf den einzelnen Inseln:

1) Sawaji (Pola), die größte der Gruppe, hat 60 St. im Umfang, und bis auf 4000' hohe, schön bewachsene Berge, auch einen guten Ankerplatz an einem größeren Flusse. Sie ist eine der schönsten Inseln. Man zählte auf ihr 1839 gegen 13,000 Bekenner. Auf ihr stehen 2 Missionare, 7 Prediger und 22 Lehrer; und der Kirchen sind es 19 (Sapapalii, Malawa 2c.).

2) Upolu (Ojolawa), durch einen 5 St. breiten Kanal von Sawaji getrennt, hat 54 St. im Umfang, ist gleichfalls hoch und gebirgig (2000'), mit bequemen Buchten. Sie hat 3 Distrikte: Tuamasaga, Apua und Ana. Schon 1838 traf Williams 10 große und mehrere kleinere Kapellen an. Er blieb dann eine Zeitlang auf Fasitutai, das eine blühende Missionsstadt wurde, bis ihn der Camden 26. Oct. 1839 abholte; 10 Tage darauf fiel er auf Eramanga. Damals waren gegen 20,000 Bekenner auf der Insel. Jetzt arbeiten da 4 Missionare und über 60 Lehrer. Hauptstationen sind: Apia (mit dem Grab Williams), Falealili, Malua mit dem Seminar, das 85 Zöglinge mit ihren Familien enthält, Fasitutai. Ein schrecklicher Orkan zertrümmerte 1850 die gut gebaute Kirche, viele Wohnungen, auch die Häuser der Missionare; und 1856 wiederholte sich der Sturm. Doch ruhen längst die Stürme des Krieges.

3) Die kleine Insel Manono ist durch Felsenriffe und Sandbänke mit Upolu verbunden und hat geräumige und schöne Buchten. Obgleich klein, ist sie wichtig, weil die Bewohner sich stets ein politisches Uebergewicht erwarben, und darum Malo, d. h. herrschendes Volk, genannt wurden. Es waren auf ihr 1839 etwa 1000 Bekenner Christi. Aber eine kriegerische und blutdürstige Heidenpartei blieb übrig, welche noch 1847 Upolu überfiel, und eine ganze Gegend verwüstete, deren Bewohner lieber Alles preisgeben, als Blut vergießen wollten. Einen eigenen Missionar hat Manono nicht mehr.

4) Tutuila oder Ma-una, 20 St. östlicher, hat 20 St. im Umfang, ist hoch und gebirgig (3000'), aber schön und malerisch. An der Ostküste liegt das kleine Eiland Tabutabu. Der Häuptling Amoamo (§ 236.) wurde 1838 ein treuer Christ, eine von ihm gebaute Kapelle faßt 1500 Zuhörer. Man zählte damals 6000 Bekenner Christi. Es kamen mehrmals große Erweckungen vor (§ 237.); und manche Jünglinge gingen von hier aus als Friedensboten in die Südsee. Besonders gesegnet war die Station Pangopango, wo Miss. Murray 1843 an der Jünglingsschule einen engl. Seeoffizier zum Mitarbeiter bekam, der 1837 als reiner Heide auf die Insel gekommen, durch einen Samoaner erweckt worden war, und nun mit Leib und Seele der Mission diente. Gegenwärtig (1860) leidet die Insel wieder unter politischen Bewegungen eifersüchtiger Häuptlinge. Doch wendete Miss. Powell's Einfluß einen allgemeinen Krieg ab.

5) u. 6) Ofu und Orosenga (Olosenga) sind 2 kleine Inseln, östlicher gelegen, deren Bewohner sich früher in beständigen Kriegen gegenseitig aufrieben.

7) Manua oder Tau, etwa 100 St. ö. von Sawaii, 20 St. von Orosenga, ist hoch und hat schroffe Ufer und nur wenig niederes Land. Die starke Bevölkerung war von den andern Insulanern als unterjochtes Volk verachtet und gedrückt, wie fast auf allen Gruppen eine Insel oder ein Distrikt Gegenstand allgemeiner Unterdrückung ist, darin man Sklaven oder Menschenopfer sucht. Manua war auch eine Behausung scheußlicher Gräuel; und hier waren Krieg, Raub, Mord, selbst Menschenfresserei im Schwange. Die erste Kenntniß des Lotu kam ihnen durch Eingeborne von Rawawai zu, welche durch Sturm hieher verschlagen wurden, 8 tahitische N. Test. brachten und eine Kapelle errichteten (§ 236.). Später kam zu ihnen Teawa von Manono. Die erste Gemeinde entstand 1842, worauf es rasch vorwärts ging. Auch Zeiten der Erweckung kamen; 1844 wurden 30 an einem Tage getauft; und schon 1846 gab es über 300 Abendmahlsgenossen.

8) Aborima (Apolima, d. h. hohle Hand) liegt 28 St. ö. von Ofu. Sie ist gegen 300′ h., hält kaum eine Stunde im Umfang, hat öde und unfruchtbare Felsenwände nach außen, und ist nur an Einer Seite zugänglich, weswegen sie als eine Feste dient. Wenn die von Manono von ihrer Insel vertrieben wurden, flüchteten sie sich hieher und zogen über den schmalen Eingang lange Seile, die keinen Kahn durchließen; das üppige Land bewahrte sie vor dem Aushungern.

---

d. Die Hervey-Inseln.

aa) Die Inseln überhaupt, und Hervei.

§ 239. Die nächste Inselgruppe, s. ö. von Samoa, sind die Hervey-Inseln, welche um den 20° s. Br. und vom 214—219° ö. L., in der Mitte zwischen den Freundschaftsinseln und Tahiti liegen, von jenen 250, von diesen 300 St. entfernt. Man zählt 7 Inseln: Aitutaki, Hervey, Atui, Mitiaro, Mauke, Mangaia und Rarotonga, und 3 Nebeninseln, wiewohl die Geographie jener Gegend noch nicht sicher und vollendet ist. Sie wurden von Cook, dem ersten Entdecker (1773 und 1777), benannt; sonst heißen sie auch Mangaia-Archipel. Sie waren fast vergessen, als ein Sydneyschiff 1820 vom 4000′ hohen Gipfel auf Rarotonga angezogen, dort landete. Den freundlichen Empfang vergalt

der Kapitän mit Weiberraub und Mord. Ein Jahr darauf kam J. Williams, welcher noch mehrere Inseln entdeckte.

Die Inseln sind insgesammt reizend, höchst fruchtbar, mit herrlichem Klima begabt, aber meist niedrige Koralleninseln. Trinkwasser aus Quellen und Bächen fehlt den Inseln fast ganz; und man muß sich mit Regenwasser in Lachen und Cisternen begnügen. Doch ersetzt in etwas den Mangel an frischem Wasser die Kokusnußmilch. Denn alle Südseepflanzen und Bäume finden sich in übergroßer Menge. Vierfüßige Thiere, außer den in beispielloser Menge vorhandenen Ratten, welche den Eingebornen zur Nahrung dienen, trifft man keine an, nur hie und da australische Hunde und Schweine. Jetzt sind europ. Hausthiere einheimisch gemacht. — Die Eingebornen, weichen in Gestalt, Hautfarbe und Sprache wenig von den östlicheren Tahitiern ab. In der Sprache fehlen ihnen nur gewisse Buchstaben, die sie durch andere ersetzen. In ihren früheren Sitten und Gebräuchen, auch Lastern, so wie in der Religion, hatten sie viel mit den Tahitiern gemein; doch waren sie noch blutdürstiger, und selbst Kannibalen, nur daß der Kindermord bei ihnen unbekannt war. Im Anfertigen der Kleidung, der Kähne, der Zierrathen, so wie der steinernen Aexte, zeigten sie viel Scharfsinn. Die Köpfe überluden sie mit bemaltem Zeug, rothen Korallen und Anderem. Sie waren in Edle und gemeines Volk getheilt; und jene bildeten gewissermaßen die Kriegerkaste, währrend dieses als leibeigen arbeiten mußte. Häuptlinge sind überall; und die von Atui hatten eine Art Oberherrschaft über einige Inseln.

Zu den nördlicheren Inseln gehört Hervey (19° 17′ s. Br.), 5 St. im Umfang, deren Bewohner Cook ausgemachte Diebe nennt. Als Williams 1823 sie besuchte, um Lehrer von Rajatea darauf abzusetzen, fand er die Bevölkerung durch fortdauernde blutige Kriege bis auf 60 Seelen zusammengeschmolzen; und als er 1829 wieder kam, waren es nur noch 5 Männer, 3 Frauen und etliche Kinder, immer noch im Streite, wer König seyn solle. Seitdem hat die Bevölkerung wieder zugenommen, und besucht, ohne einen eigenen Lehrer zu haben, die Gottesdienste in Atui.

---

bb) Aitutaki.

§ 240. Mit unglaublicher Schnelligkeit nahmen die andern Hervey-Inseln, noch vor den Samoa-Inseln, das Christenthum an. Auch hier war Miss. John Williams das Hauptwerkzeug. Dieser unvergleichliche Mann war 1819 nach Rajatea, einer georgischen Insel, gekommen; und von 1821 an war er 18 Jahre lang beständig auf Wanderungen, bis zum Märtyrerthum auf Eramanga (§ 214.). Er verstand es, die Wilden aller Gattungen auf eine Weise anzuziehen, die oft im Augenblicke die entscheidendste Wirkung that.

Es war im Jahre 1821, daß Williams hier ankerte, mit Lehrern aus Rajatea, die er unterwegs absetzen wollte, denn in Folge der wunderbaren Bekehrungen waren auf Rajatea Manche bereit, irgendwohin auszuziehen, unterstützt von den Beisteuern der übrigen.

Alsbald kamen mit schauerlichem Lärm die Eingebornen von Aitutaki (18° 54′ s. Br., etwa 7 St. im Umfang) auf ihren Booten herbei. Sie waren vom Kopf bis zu den Füßen punktirt, oder mit Pfeifererde und rothem Ocker häßlich überschmiert. Der Häuptling Tamatoa fragte, wo denn der große Gott der Gesellschaftsinsel Tangaroa sich jetzt befinde. „Er ist mit Feuer verbrannt, nebst allen andern Göttern," antwortete Williams. „Wie aber steht's mit dem großen Gott Oro auf Rajatea?" — „Auch er ist vom Feuer verzehrt; und hier sind 2 Lehrer, die euch mit dem wahren Gott bekannt machen sollen." Die Lehrer und der Häuptling begrüßten sich nun durch Nasenreiben; und die Wilden ruderten bald mit den Lehrern und deren Habseligkeiten dem Ufer zu, während Williams seine Reise fortsetzte.

Die Lehrer, Papeiha und Wahapata, hatten aber Vieles durchzumachen. Als sie den Boden der Insel betraten, wurden sie ergriffen und vor die Götzenaltäre geführt, wo sie geschlachtet werden sollten; doch war's, als ob eine unsichtbare Hand die Wilden vom Aeußersten

zurückgehalten hätte. Sodann brach dreimal hinter einander ein blutiger Krieg aus, in welchem die Lehrer alles Eigenthums beraubt wurden. Indessen gewannen sie durch eine Wanderung auf der Insel die Herzen, die Götzenpriester wurden beschämt und allmählig schritt der Christusglaube vorwärts. Am günstigsten wirkte die Ankunft eines Schiffes von Rajatea im Dez. 1822, das mancherlei Geschenke für die Häuptlinge brachte, auch eine Anzahl Schweine und Ziegen, die etwas ganz Neues für die Insulaner waren, so wie viele Schulbücher. „Sehet," hieß es jetzt, „wir nannten unsere Lehrer Treibholz, das an die Ufer angeschwemmt worden sei; aber sie haben reiche Freunde, die ein Schiff mit Geschenken schicken, um nach ihnen zu sehen und uns Gutes zu thun." Wenige Tage darauf entsagte das Volk dem Götzendienst; und nach 3 Wochen hielten sie eine Versammlung in einem Haine, worin sie den Beschluß faßten, sämmtliche Altäre der Insel niederzubrennen, die Götzen nach Rajatea zu schicken und ein großes Bethaus zu errichten. Die von Rarotonga gestohlenen Weiber, welche der Sydneyschiffer (S. 308.) hier gelandet hatte, glaubten unter den Ersten und brannten vor Begierde, ihren Verwandten dasselbe Glück zu bringen.

Wie verändert fand Williams 1823 die Insel! Die Boote wimmelten gegen sein Schiff her, und laut rief man: „Gut ist das Wort Gottes!" Die Einen hielten ihre Strohhüte empor, Andere ihre Buchstabirbücher. Williams landete unter unendlichem Jubel. Der Eine buchstabirte lange Worte, ein Anderer sprach auswendig Abschnitte seines Katechismus her, Andere sangen einen Liedervers, Alle wollten ihre Fortschritte zeigen. Nun schlug man mit einer Axt auf einen großen Stein, die Versammlung zusammen zu rufen; und Williams predigte freudetrunken in dem 200 Fuß langen Bethaus über Joh. 3, 16.: „Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc.", vor mehr als 1500 Menschen, die noch vor anderthalb Jahren Kannibalen gewesen waren. Dann half er den

Häuptlingen, ein einfaches bürgerl. Gesetzbuch zu Stande zu bringen. Mit 31 Götzen, einem Enkel des Königs, dem frommen Papeiha und 2 Rarotongern segelte Williams ab, um andere Inseln aufzusuchen; zunächst kam er nach Mangaia. Die Sache des Evangeliums aber hatte auf Aitutaki günstigen Fortgang bis auf diesen Tag.

Bald kam ein Bekehrungseifer an die Eingebornen; und 1828 holten sie von dem nahen Inselchen Manua sämmtliche Bewohner zu sich herüber, um sie von den Lehrern unterrichten zu lassen; aber auf der Rückreise kam der größte Theil derselben in den Wellen um. Schon 1830 boten sich 2 Männer an, Missionsgehilfen zu werden (§ 235.). Ihr erstes Geld, 1236 fl., welche sie eben von einem vorüberfahrenden Schiff für eine Menge Schweine empfangen hatten, bestimmten sie zu Missionsbeiträgen. — Noch 1838 erquickte sich Williams an dem gesegneten Werke auf der Insel; und auch nachher schrieb Miss. Royle (seit 1839), die Erfahrungen allein auf dieser Insel würden hinreichen, zu bezeugen, daß das Evangelium immer noch eine Kraft Gottes ist zur Seligkeit. — Ein schrecklicher Sturm verwüstete 1854 die Insel; zugleich brachte ein Schiff von Tahiti die Masern, welche furchtbar wütheten. Es blieben nur 1000 am Leben; und doch steuerten diese, kaum befreit, 900 Gulden für die Lond. Ges. und eine Ausstattung für die Gehilfen auf den Neu-Hebriden bei, und wirkten missionirend auf andern Inseln.

---

cc) Mangaia.

§ 241. Um der Rarotonger willen suchte Williams deren Insel auf, konnte sie jedoch nicht finden, traf aber auf Mangaia, die südlichste Hervey-Insel (21° 56′ s. Br.), etwa 90 St. s. von Aitutaki.

Diese hat 10 St. im Umfang, mit 2—3000 E., die sich aber unterdessen auf 4000 vermehrt haben. In ihrem nördlichen Theile ist sie dicht bewaldet, und obgleich eine Koralleninsel, gegen die Mitte hin so hoch, daß man sie 15 St. weit sehen kann. Der angebaute Theil besteht aus 6 Thälern mit den reichsten Pflanzungen.

Die Eingebornen zeigten eine weiße Flagge, die als Zeichen friedlicher Aufnahme gelten konnte; aber kein Kahn kam herbei. Papeiha wollte nun auf einem Boote an's Ufer fahren, wurde aber von zwei Booten der

Wilden verfolgt, die dann wieder dem Ufer zusegelten, nach den Speeren griffen und eine Schlachtlinie bildeten. Man lud sie auf jede Weise ein, das Schiff zu besteigen; zitternd wagte es ein einziger Riese. Bald aber sprang er wieder zu seinem Kahn herab, und eilte froh davon. Nun wollte Papeiha sich mit etlichen Gefährten an's Ufer wagen; und da das Korallenriff keine Oeffnung hatte, vollends hinüberschwimmen. Die Wilden standen kampfbereit, sie füllten ihre Schleudern mit Steinen und hielten ihre vergifteten Speere entgegen. Papeiha erklärte ihnen, daß er friedliche Absichten habe, worauf sie die Waffen niederlegten, und er hinüberschwamm. Die Häuptlinge zeigten sich bereitwillig, zwei Lehrer mit den Frauen aufzunehmen. Allein kaum waren diese an's Land getreten, als die Wildheit der Leute ausbrach. Sie zerstückelten eine mitgebrachte Säge, zertrümmerten und zerrissen, was die Lehrer hatten, und schleppten die Frauen in den Wald hinein. Ein Kanonenschuß vom Schiffe her jagte sie endlich auseinander; und unverweilt ward ein Boot gesandt, das die geängsteten Frauen mit zerfetzten Kleidern und in kläglichem Aussehen wieder zurückbrachte. Williams segelte vorerst weiter.

Etliche Monate später aber kam das Schiff der engl. Abgeordneten mit 2 unverheiratheten Lehrern aus Rajatea nach Mangaia. Gegen alle Erwartung war die Gesinnung der Leute geändert; eine ansteckende Krankheit, die sie vom Gott der Fremdlinge ableiteten, hatte ihre Wildheit gebeugt. Die Lehrer konnten also jetzt bleiben, und begannen ihr Werk, jedoch unter harten Kämpfen. Oft hielten die Heiden nahe beim Bethause ihre wilden Tänze und Spiele, und drohten den Lehrern, ihre Wohnungen niederzubrennen und aus ihren Schädeln Trinkgefäße zu machen. In 1828 kam die Nachricht von einer ausgebrochenen Verfolgung, in welcher 20 Eingeborne um ihres Bekenntnisses willen ermordet wurden, und der Lehrer Davida in beständiger Lebensgefahr war. Dennoch vermehrten sich die Christen. Zuletzt sollte eine Schlacht

ihr Uebergewicht entscheiden. Sie standen zu beiden Seiten in 4 hinter einander aufgestellten Schlachtlinien, in der ersten die kräftigsten Männer mit langen Speeren, in der zweiten die älteren Leute mit Mordkeulen, in der dritten die Jugend mit Steinschleudern, in der vierten die Frauen. Die Christen siegten; aber etliche derselben begingen nachher solche Grausamkeiten, daß die Erbitterung der Heiden noch lange fortdauerte.

Williams fand noch 1830 mehr Heiden als Christen; doch kamen auch jene, das Wort Gottes zu hören, und Williams konnte die Insel mit guter Hoffnung verlassen. Es wurde jetzt ein großes geschmackvolles Bethaus mit schönem Schnitzwerk gebaut, das Williams 1831 vor 1600 Andächtigen einweihte. Er besuchte auch, die Insel durchstreifend, die noch übrigen Heiden. Aber die Christen gingen zu rasch mit deren Bekehrung zu Werk. Sie wollten ihnen das Christenthum aufdringen und beschlossen, Wanderungen zu machen, von denen Jeder wenigstens Einen Bekehrten mit sich bringen müsse. Das brachte die Heiden so sehr auf, daß sie sich zusammenrotteten und einen allgemeinen Angriff auf die Christen beschlossen. Williams landete 1833 zum 4. Male auf Mangaia, da eben die Christen durch einen Bußtag sich auf den folgenden Schlachttag vorbereiteten. Er eilte von Distrikt zu Distrikt und beschwichtigte die Heiden, worauf sich der alte Häuptlingsbund auflöste, und die Heiden sich bei den Christen ansiedelten.

Unterdessen waren in Rarotonga große Veränderungen vorgegangen; und von da kam nach Mangaia Meretu, ein treuer reichbegnadigter Lehrer und Prediger, der ungemein viel ausrichtete und außer der Hauptstation im N. W., Oneroa, eine zweite, Ivirua, im S. O. gründete. Zuletzt 1845 bekam Mangaia in Gill einen engl. Missionar, auch mehrere Gehilfen aus Rarotonga. Aber kaum war die neue feste Kirche gebaut, als 1846 ein schrecklicher Sturm beide Stationen verheerte und Häuser und Kirchen zertrümmerte. Die

Lond. Ges. sandte den Leuten eine Unterstützung von 3000 Pfd. Sterl. und anderen Dingen, wodurch die ganze Gemeinde zu Dank und Gebet außerordentlich erhoben wurde. Bald gingen nun auch von Mangaia Evangelisten aus, die im Seminar zu Rarotonga gebildet waren; die Beisteuern stiegen; gute Straßen und Wege wurden über die felsigten Höhen gezogen, indem Frauen und Kinder Brennholz brachten, um die Felsspitzen zu erhitzen, welche, schnell abgekühlt, dem Hammer der Männer leicht nachgaben. Auch Brücken und Dämme wurden gebaut, und steinerne Kirchen auf 3 Stationen (die dritte Tamarua). Besondere Freude erregte 1852 die Ankunft der ganzen Bibel. „Das gute Wort ist kommen!" tönte es von Mund zu Mund; und bald waren die 1350 Bibeln vergriffen. Derzeit sind dort 635 Kirchenglieder; solcher, die nicht die Kirche und Schule besuchen, zählt man keine 20.

---

dd) Atui, Mitigro und Mauke.

§ 242. Zwischen Aitutaki und Mangaia liegen, jedoch s. ö. laufend und mehr oder weniger seitwärts von einander abstehend, zuerst Hervey (19° 15′ s. Br.), dann Mitiaro (19° 55′), hierauf Atui (20° 1′), endlich Mauke (20° 8′). Die 3 letzteren, die unter dem Könige von Atui standen, wurden 1823 wie mit Einem Schlage gewonnen, als Miss. Williams, zunächst von Mangaia zurückgewiesen, jedoch mit den Götzen von Aitutaki an Bord, nach Atui kam. Dahin hatte bereits 3 Monate vorher Miss. Orsmond von Rajatea 2 Lehrer geschickt, denen die Insulaner durch Spott, Raub und Aushungern schwer zusetzten. Als der König Romatane sich an's Schiff rudern ließ, erzählte ihm der Enkel des Häuptlings von Aitutaki, was auf seiner Insel geschehen sei, führte ihn in den unteren Schiffsraum, und zeigte ihm die zusammengeworfenen Götzen. Romatane blieb die Nacht hindurch mit den Lehrern im Gespräch, während

er häufig vom Stuhle aufsprang und auf den Boden stampfte, voll Verdruß, daß er sich so lange von seinen Götzen habe betrügen lassen. „Wahr ist es, was ihr sagt," rief er aus, „Augen haben sie und können nicht sehen; Ohren haben sie und können nicht hören." Am kommenden Sonntage predigte Williams über die Nichtigkeit der Götzen nach Jes. 44, 9. und machte tiefen Eindruck. Da die Eingebornen bisher Alles, was mit den Göttern zusammenhing, für heilig (Noa) hielten, und was mit dem Kochen, für unheilig (Moa); so fiel dem Könige jetzt zum ersten Mal auf, daß er so lange einen und denselben Baum zum Noa und zum Moa gebraucht habe. Er erklärte sich bereit, die Götzenhaine zu zerstören. Die Missionare baten ihn, sie nach den andern, unter seiner Botmäßigkeit stehenden Inseln zu begleiten. Er willigte ein, den Insulanern befehlend, sich bei dem Abschied das Gesicht nicht zu verkratzen, wie sie sonst thaten.

Zuerst fuhren sie nach Mitiaro. Romatane forderte schon mit feuriger Evangelistenstimme den Häuptling auf, die Götzen wegzuwerfen und Lehrer zuzulassen. „Werden die Götzen uns nicht umbringen?" fragte das Volk. „Das kann ein Stück Holz nicht thun," versetzte der König. — „Aber soll denn auch Taria Nui (Großohr) verbrannt werden?" „Allerdings, übergebt ihn den Flammen mit allen bösen Geistern." Es geschah. — Ebenso machte er's auf Mauke. Zu bedenken ist, daß derselbe König Romatane wenige Jahre zuvor die beiden Inseln mit fürchterlicher Wuth überfallen und den größten Theil der Einwohner niedergemetzelt hatte, so daß Mitiaro nur noch 100, Mauke 300 Seelen zählte. Und dieser Mann mußte das erste Werkzeug zur Friedensverkündigung für die Uebergebliebenen werden!

In der Folge wurde wirklich auf allen 3 Inseln das Christenthum einheimisch; und nur zu bedauern ist, daß sie aus Mangel an Missionaren nicht genügend gepflegt

werden konnten, weswegen manches Heidnische übrig blieb. Auch jetzt haben sie nur eingeb. Lehrer unter sich.

a. Atui, von Cook entdeckt, 8 St. im Umfang, mit etwa 2000 E., hat im Ganzen ein flaches Gestade, wechselt aber im Inneren mit Hügeln und Thälern lieblich ab, und hat Vorrath an gutem Trinkwasser. Schon 1824 fanden Tyerman und Bennett den Götzendienst verschwunden, und ein großes Bethaus errichtet. Williams und Barff weihten 1830 die neue Kirche ein vor 1500 Zuhörern ein, und reichten den ersten 20 Bekehrten, auch dem Könige Romatane, das h. Abendmahl. Die Leute waren so begierig nach Gottes Wort, daß sie die ganze Nacht hindurch immer nur den einen Missionar schlafen ließen, und den andern aufweckten, sie singen zu lehren und ihnen Sprüche zu erklären. Bei einem späteren Besuche wäre Williams, dessen Boot umschlug, beinahe ertrunken, schon zum 6. Male in seinem Leben. Er schickte 1833 seinen Freund Armitage, um aus der hier reichlich wachsenden Baumwolle Tuch bereiten zu lehren. Derselbe fertigte auch Spinnräder an. — Der Goßner'sche Miss. Krause, der 1842 kam, wurde mit Jubelgeschrei empfangen. Sie liefen bis unter die Arme im Wasser, um die Habseligkeiten und Frauen über das Korallenriff zu tragen. Ein niedliches Haus, mit einem Zaun umgeben, ward ihnen angewiesen. Man brachte ein gebratenes Schwein, und Frauen stellten sich mit Fächern gegenüber, um die Fliegen abzuwehren. Alles eilte herbei, und jedes mit einem Geschenke. Nun kamen Schulen und Gottesdienste in Ordnung, und wurden Reste des Götzendienstes entfernt. Wegen der Kränklichkeit seiner Frau in Folge des sumpfigen Bodens wurde Krause genöthigt, 1843 die Insel mit Rajatea zu vertauschen.

b. Mitiaro ist nur eine kleine niedrige Insel mit 200 E. 1830 Bau der Kapelle.

c. Mauke oder Mauti, 28 St. ö. von Atui, wurde erst von Williams 1823 entdeckt. Sie ist niedrig, hält 6 St. im Umfang und hat jetzt etwa 600 E. Der Gemeindepfleger von Rajatea, der je und je die Tochterstationen besucht, fand 1828 das Werk auf der Insel in gutem Fortschritt; und 1830 trafen Williams und Barff die Leute hier und in Mitiaro damit beschäftigt, Bäume niederzubrennen und zum Bau von Kapellen vorzubereiten, da sie keine Beile hatten. Williams schenkte ihnen Eisengeräthe, und weihte nach einigen Monaten die erbauten Kirchen ein, deren Kanzel kunstreich aus einem einzigen Baume geschnitzt war.

---

ee) Rarotonga (Anfang).

§ 243. Wir kommen zur wichtigsten Hervey-Insel, Rarotonga, welche 60 St. w. von Mangaia, unter dem 21° 20′ s. Br., liegt, und einen Umfang von 12 St. mit einer Bevölkerung von 6 bis 7, jetzt 8000 Seelen hat. Sie besteht aus einer Masse sehr hoher, über einander gelagerter Berge, umsäumt vom breiten niedrigen Uferland. Sie ist von einem Korallenriff umgeben, hat aber manche gute Ankerplätze für Boote. Die Einwohner waren überall gefürchtet und gemieden, obwohl manche Rarotonganer herauskamen und in Rajatea ꝛc. bekehrt wurden. Der Götzendienst, mit grausamen Sitten verbunden, war dem in Tahiti ähnlich; doch gab sich einige Kultur im Häuserbau und Anderem zu erkennen. Auch hatten die E. rings um die ganze Insel eine gute Straße, „die Straße der Väter", gebaut und mit Bananas und Bergpflanzen besetzt. Hinter derselben standen in geringer Entfernung die Wohnungen, zu deren jeder ein Fußpfad führte, welcher mit schwarzen und weißen Kieselsteinchen schön ausgeschlagen und mit wohlriechendem Gesträuch besetzt war, und an dessen Ende große platte Steine für die Familie, die hier ihre Abende zubrachte, lagen.

Die herrliche Insel war bis 1820 den Seefahrern entgangen (§ 239.); und als Williams 1823 sie aufsuchte und endlich fand, klopfte Allen das Herz. Aber Papeiha, der auf einem Boot der Insel zufuhr, fand eine freundliche Aufnahme. Denn eine heidnische Tahitierin war vor einiger Zeit schon gekommen und hatte alle Wunder erzählt, die sie gesehen, namentlich die vielen Künste, welche die Kuki's (Cook's Leute, d. h. Europäer) verständen. Durch den Empfang ermuthigt, begaben sich 2 Lehrer mit ihren Frauen und 6 bekehrten Rarotonganern, die an Bord waren, an's Land, um da zu bleiben. Allein am folgenden Morgen kehrten die Lehrer betrübt zum Schiff zurück, und meldeten, daß ein mäch-

tiger Häuptling, der eben erobernd aufgetreten war, eine der Lehrerfrauen habe rauben und zu seinen 20 Frauen nehmen wollen, und daß nur die Base des Königs Makea sie gerettet habe. Dennoch ließ sich der muthige Papeiha nicht abhalten, allein bei den Wilden zu bleiben.

Papeiha schwamm also wieder an's Ufer — nur mit seinem N. T. und etlichen Elementarbüchern — und das Schiff fuhr weiter. Man brachte ihn in die Wohnung des alten Makea, dessen Sohn, ein Mann von majestätischem Ansehen, schon Mitherrscher war und später die Hauptstütze der Mission wurde. Ein tobender Volkshaufen folgte ihm; der Eine wollte seinen Hut, ein Anderer seinen Rock, ein Dritter seine Schürze ꝛc. Der König aber rief: „Sprich mit mir, du Mann, damit wir erfahren, warum du gekommen bist." Als Papeiha vom Verbrennen der Götzenbilder redete, entsetzte sich das Volk: „Was wollen wir machen ohne die Götter?" Papeiha predigte den Einen Gott und hatte bald ein Häuflein von 20 Personen angefaßt, darunter Davida, den ältesten Königssohn. Weil der Lehrer stets sein N. Test. bei sich trug, sagten die Leute, das sei sein Gott; las er darin, so hieß es, er und sein Gott sprächen miteinander. Bald ließ ein entfernterer Häuptling Tinomaua, aus dessen unterdrücktem Stamm man gewöhnlich die Menschenopfer erhaschte, Papeiha zu sich kommen und sich im Beten unterrichten. 70 Priester aber verschworen sich über dem heil. Feuer des Tempels, im Kampf gegen den neuen Glauben ihr Blut zu opfern; Zauberei, Gewalt und List wurden gegen den Evangelisten angewandt.

Nach 6 Monaten bekam Papeiha einen Gehilfen in Tiberio; und nun durchzogen sie unter vielen Gefahren beständig die Insel. Endlich schleppte ein Priester auf den Schultern einen mächtigen Götzen herbei, ihn vor den Lehrern zu verbrennen. Ein Volkshaufe lief ihm nach und erklärte ihn für wahnsinnig. Als die Säge an den Kopf kam, verliefen sich die Leute vor Schrecken in den Busch. Doch der Kopf fiel, der Götze brannte;

und die Lehrer rösteten ihre Bananen am Feuer. Als sie die unbeschädigt aßen, bekamen Viele Muth, ein Gleiches mit den Götzen zu thun. Tinomaua war der erste, der 4 große Götzen herbei brachte (er ist als der letzte Häuptling aus der Heidenzeit kürzlich triumphirend verschieden). Indessen gab es noch viele unzufriedene Heiden; aber die Götzenpriester, vom Volk jetzt Satani's genannt, mußten sich in einen Winkel der Insel zurückziehen. Makea war der letzte Häuptling, der dem Götzenwesen entsagte und seine Göttin Rangatira in's Feuer warf. Eine Partie Götzendiener aber hörte nicht auf, die Christen zu beleidigen und zu mißhandeln; und es kam zum Kriege. Die Christen siegten, und gewannen durch ihre unverhoffte Milde die Herzen der überwundenen Heiden, so daß Alle sich zum Christenthum entschlossen.

---

ff) Rarotonga (Fortgang).

§ 244. Williams besuchte 1827 Rarotonga, in Begleitung von Pitman, der hier bleiben sollte. Sie wurden mit solchem Jubel empfangen, daß Williams Hand von allem Drücken und Schütteln ganz lahm wurde. Bereits standen 2 Dörfer, Awarua und Ngatangeia, in welchen sich die Mission concentrirte. Jetzt ging es ernstlich an's Verbrennen der Götzen. Andere kamen in das Museum der Lond. Ges. An beiden Orten erhoben sich gewaltige Kirchen, und der Unterricht in den Gottesdiensten und in Klassen wurde nun regelmäßig betrieben. Anfangs machte die eigenthümliche Mundart zu schaffen; aber bald waren die Missionare derselben mächtig, und fingen an, Schulbücher zu schreiben und Schrifttheile zu übersetzen. Williams blieb ein Jahr, das Nöthigste anzuordnen, und zu einer auf biblischen Grundsätzen beruhenden neuen Verfassung, ähnlich der auf Rajatea, mitzuhelfen, wodurch viele unnatürliche Gebräuche, auch die Vielweiberei, abgeschafft wurden. Außerdem wurden Gewerbe einheimisch; und die Eingebornen zeich-

neten sich besonders als geschickte Weber aus. Hier war es auch, wo Williams sein Missionsschiff „den Friedensboten" sich baute, mit welchem er die erste Probefahrt nach Aitutaki machte und später nach den Samoainseln fuhr (§ 235.). Zunächst aber kehrte er nach Rajatea zurück, wohin ihn der innigst verbundene König Makea begleitete. Der Schmerz der Leute beim Abschied war groß. Schon einen Monat vorher stimmten sie jeden Abend ein eigens verfaßtes Klaglied an, bei dem kein Auge trocken blieb; und noch vom Strande sangen sie's ihm nach.

Pitman und Buzacott setzten das Werk mit stets wachsendem Segen fort. Aber um 1830 hatten sie eine schwere Zeit, indem unruhige Häuptlinge Grenzstreitigkeiten anzettelten, und, da die Richter kräftig einschritten, deren Häuser, ja ein Schulhaus und Pitman's Kapelle niederbrannten. Doch wußte Makea's wahrhaft königliches Verhalten die Ordnung wiederherzustellen. Noch empfindlicher war, daß um diese Zeit eine Seuche ausbrach, welche die fürchterlichsten Verheerungen anrichtete und von der Heidenpartei den Missionaren zugeschrieben wurde. Sie kam aber von einem Handelsschiffe, das in Rarotonga schlechten Verkehr suchte und theilweise auch fand. Jeder erstmalige Verkehr zwischen Europäern und den Südseebewohnern führt ohne Ausnahme eine Krankheit, Fieber, Ruhr und dgl. ein, woran die Insulaner schaarenweise sterben, während die Europäer selbst verschont bleiben. Williams wurde 1831 auf seiner ersten Rückkehr von den Samoa-Inseln mit einem Thränenstrom empfangen; Hunderte waren auf jeder Station gestorben, und ein Orkan hatte fast alle Wohnungen und Gärten verheert.

Williams blieb 1833 wieder ein Jahr auf Rarotonga. In dieser Zeit wurde das N. Test. vollendet; und nun erst constituirte sich die erste Kirche von 8 Gliedern (Mai 1833), die in einem Jahre auf 40 anwuchs; Gemeindepfleger wurden erwählt, kaum ein Haus war

ohne Hausandacht. Auch die Schulen blühten außerordentlich: Papeiha hatte 500, Pitman 900, Buzacott 700 Schüler; und diese waren so eifrig, daß sie sich Schiefertafeln aus Steinplatten, und Griffel aus den Stacheln des Seeigels machten. Noch einmal, Jan. 1839, sah Williams sein geliebtes Rarotonga; er mußte in Makea's palastähnlichem zweistöckigem Hause herbergen. Er brachte 5000 N. Testamente mit, welche mit unendlichem Jubel begrüßt wurden. Jetzt errichtete Buzacott ein Seminar, das fortan viele Zöglinge bildete, auch eine Kleinkinderschule und eine englische Schule. Aber in demselben Jahr starb auch (Sept.) der treue Diakon Tupe, früher Hauptbeförderer des Götzendienstes, und seit 1827 der eifrigste Diener; im Oct. starb Makea, dessen wackerer Sohn Davida einigermaßen trösten konnte; und im Nov. fand Williams in Eramanga seinen Tod. Um letzteren legten die Rarotonganer ein Jahr lang Trauerkleider an; auch errichteten sie ihm 2 Denkmale, von schönen Korallenblöcken gehauen.

Nach der Zerstörung auf Tahiti wurde Rarotonga der Mittelpunkt der Lond. Südseemissionen. Hier bildeten sich schon 1840 drei Hilfs-Miss.-Gesellschaften; und der Eifer der Rarotonganer hat bis heute noch nicht nachgelassen, indem sie außerordentliche Beisteuern liefern, und aus der Missionsschule schon 165 Evangelisten auf die Inseln hinausgezogen sind. Jetzt studiren hier 20 Jünglinge. Seit 1850 ist die ganze Bibel übersetzt, und für 2 Auflagen von 15,000 Exemplaren sind 18,000 fl. von den Insulanern bezahlt worden. Dazu kommen noch viele andere Schriften, bes. Schulbücher. Die Insel ist heftigen Orkanen ausgesetzt; besonders verheerungsvoll war der von 1846. Auch raffte eine pestartige Krankheit von 1842—1845 Hunderte von Einwohnern hinweg; und Unkeuschheit und Trunkenheit haben zu Zeiten schwere Rückfälle verursacht. Neuestens hat eine sehr fruchtbare Erweckung sich über die Insel verbreitet. Lang verheimlichte Sünden kamen an's Licht, und 800 Personen

schlossen sich der engeren Gemeinschaft an, über welche Miss. Krause Liebliches berichtet.

---

gg) Entferntere Inseln.

§ 245. Fern von den Hauptgruppen liegen überall im großen Oceane, wie verlorene Schildwachen, vereinzelte Inseln und Eilande, die zum Theil noch gar nicht entdeckt sind, aber stets eine heidnische Bevölkerung haben. Zu ihnen wird je und je ganz unverhofft durch die Bewohner jetzt christlicher Inseln das Evangelium gebracht.

Die Manihiki- oder Penrhyn-Gruppe (9° 1′ s. Br.) liegt gerade nördlich von Aitutaki, 280 St. von da. Sie wurde 1788 entdeckt und 1816 von Kotzebue besucht, und besteht aus niedrigen Korallen-Inseln, mit viel Kokus- und Pandanus-Bäumen. Ihre starke Bevölkerung, ursprünglich von Rarotonga stammend, galt für besonders wild und unzugänglich, sogar der Seeräuberei ergeben. Schon lange suchten die Missionare von Rarotonga auf sie zu wirken; aber ihr wildes Wesen war ein großes Hinderniß. Doch 1849 fanden Evangelisten aus Rarotonga Eingang, indem sie wohlbewirthete Schiffbrüchige nach Manihiki zurückbegleiteten. Widerstanden auch die Häuptlinge, so nahmen doch Viele vom gemeinen Volk das Wort an; und es gelang endlich, einige Bethäuser zu errichten. Nach und nach kam das ganze Volk zum Beschluß, seine Götzenbilder, welche hauptsächlich aus den Gebeinen verstorbener Menschen bestanden, zu zerstören. Der Tag wurde festgesetzt. In der Nacht vorher rief ein gegnerischer Häuptling unaufhörlich seine Götter an, sie möchten einen Orkan kommen lassen, damit das Vorhaben des Volks unterbleibe. Aber die Luft blieb ruhig; und ärgerlich über den schlechten Erfolg seines Gebets brachte auch er seine Götzen und warf sie in's Feuer. Auch Zauberei wollte nicht verfangen. Als daher 1852 der tüchtige Meretu von Rarotonga kam, verlangte Alles die Taufe; und er

hatte die Hände voll zu thun. Zwei steinerne Kirchen wurden auf Manihiki gebaut, eine andere auf Rakaanga; und als Meretu die Inseln wieder verließ, waren mehr als 100 Personen in die Gemeinde aufgenommen, die Andern unter dem Einfluß des Worts in Kirchen und Schulen. Der ganze Charakter der Insulaner, welche vorher verzweifelte Diebe waren, hatte sich umgewandelt.

Auf einer andern Insel landete ein Christ von Aitutaki, hingebracht von einem engl. Schiffe, das nach Kalifornien fuhr. Er erzählte, was bei ihnen durch das Evangelium geschehen sei, und erregte dadurch unter den Wilden ein solches Verlangen, das Alles zu sehen, daß ihrer 17 mit einem Kauffahrer den Vertrag machten, ihm eine bestimmte Quantität Perlen zu fischen, wenn er sie mit nach Aitutaki nehme. Nackt kamen sie hier an. Sie wurden jedoch unverzüglich gekleidet und bei Mitgliedern der Kirche einquartirt. Lange machten sie mit Streiten zu schaffen; doch besuchten sie regelmäßig die christlichen Schulen und Gottesdienste, und ließen nach 8 Monaten eine bestimmte Veränderung wahrnehmen. Sie fingen an zu beten, suchten um Klassenmitgliedschaft nach; und 1856 wurden 16 getauft. — 2 Schiffbrüchige von Aitutaki und Huabine hatten die Bewohner der Insel Longarewa mit dem Evangelium bekannt gemacht; als sie sich zur Annahme desselben bereit erklärten, kamen Rarotonga-Lehrer 1854. Im Ganzen stehen jetzt 8 eingeborne Lehrer auf 4 dieser Inseln.

---

e. Die Gesellschafts-Inseln.

aa) Die Inseln und ihre Bewohner.

§ 246. Wir kommen endlich, 300 St. östlicher, zum Heerde aller Südsee-Missionen, zu den Gesellschafts- oder Societäts-Inseln, welche zwischen dem 16—18° s. Br. und dem 224—229° ö. L. liegen, von der Ostküste Neuhollands 1800, und von Peru in Amerika über 2000 St. entfernt. Sie erstrecken sich in südöstlicher Richtung etwa 100 St. weit, in 2 Theile getheilt. Die südlicheren, bestehend aus den 5 Inseln: Tahiti, Eimeo oder Murea, Tapuamanu oder Maipiti, Tetuaroa

und Maitea, heißen die georgischen Inseln, während die 6 nördlicheren: Huahine, Rajatea, Tahaa, Borabora, Maurua und Tubai, die eigentlichen Gesellschafts-Inseln sind. Zusammen haben sie ein Areal von 40 □M., und außer Tetuaroa und Tubai, welche nur auf Korallenbau gesetztes Land zeigen, ruhen sie sämmtlich auf Urgebirgen, meist vulkanischen Ursprungs. Ihr Klima ist durch beständige Seewinde höchst mild, und mehr gemäßigt als warm. Starke Regengüsse und in Folge deren verwüstende Bergwasser, auch Orkane und Gewitter sind häufig. Das Wetter wechselt schnell und oft; und der Wechsel der trockenen und heißen Witterung ist nicht gemessen. Merkwürdig ist, daß das Meer ohne Einfluß des Mondwechsels das ganze Jahr hindurch täglich gleichmäßig sich erhebt (höchstens zu $1^1/_2$' Höhe) und senkt. Edle Metalle finden sich nicht vor; aber desto reicher und üppiger ist der Boden. Das Pflanzenreich bietet die seltensten Gewächse in reicher Fülle dar, darunter der Brodfruchtbaum die erste Stelle einnimmt. Auch sind die meisten Bäume immergrün; und das Zuckerrohr übertrifft das westindische weit an Menge und Süße des Safts. Von Thieren gab es nur die australischen Hunde und Schweine, die von Schiffen eingeschleppten Ratten und den jetzt verschwundenen Vampyr. Mannigfaltiger sind die Vögel; und Meere und Flüsse wimmeln von unzähligen Arten schmackhafter Fische, jene auch von Haifischen.

Die Einwohner, von Cook noch zu 200,000 geschätzt, sind bis auf 50,000 herabgeschmolzen, davon je auf eine Gruppe die Hälfte kommt. Sie gehören den Australindiern an, und sind von mehr als mittlerer Größe, früher von den Seefahrern ungemein, aber doch auch übertrieben, wegen ihrer Schönheit gepriesen. Ihre Haut ist ein mehr oder minder helles Braun. Sie standen immer unter einem hochgehaltenen Könige, und sonst unter vielen Häuptlingen, und unterschieden sich, wie überall, in Adel, Gemeine und Sklaven. Das Familienleben trübte

theils die Vorstellung, daß die Frau von Natur Noa (gemein), und nur der Mann Ra (heilig) sei, theils ein schrankenloses Wollustleben und der grauenhaft ausgedehnte Kindermord. Kriege nahmen kein Ende, Menschenopfer waren nichts Seltenes. Sonst war die Kultur etwas gehoben, der Götzendienst einigermaßen ausgebildet, aber das Tabu so drückend wie in Neuseeland. Das gepriesene Paradiesleben eines gutmüthigen Unschuldvolkes war wohl nirgends so sehr eine Täuschung als eben hier; und seit der Entdeckung thaten europ. Schiffe das Ihre, um den letzten Rest eines etwaigen kindlichen Naturglücks dem armen Volke zu rauben, bis die Mission Aenderung brachte.

Schon die natürliche Bildung der Eingebornen wurde dadurch etwas entstellt, daß den Knaben die Schädelknochen gegen einander geschoben, den Mädchen Mund, Nase und Gesicht so breit als möglich gedrückt wurde. Mädchen reifen frühzeitig, altern aber auch schnell, wiewohl sie jetzt bei keuscherem Leben Munterkeit und lebhaftes Aussehen bis in's späte Alter behalten. Ihr Temperament ist leicht erregbar und heftig, ihr Charakter im Allgemeinen gutmüthig, offen und theilnehmend. Sie sind vertraulich untereinander, freigebig gegen Fremde, dienstfertig, selten grausam. Das Tätowiren war bei beiden Geschlechtern allgemein. Ihre Bekleidung bestand aus künstlichen Baststoffen. Auch an guten Wohnungen bis auf 150′ Länge fehlte es nicht; und die Schiffsbaukunst stand unter allen Industriezweigen am vollkommensten da. Arbeit aber war nicht ihre Sache; und ihr Zeitvertreib waren Spiele und Vergnügungen, bei Kindern das Untertauchen, Seilschaukeln, Stelzenlaufen, Blindekuhspiel, bei Erwachsenen Rohrschieben, Knöchelspiel, Schaukeln in den brandenden Wogen, ferner Ballspiel, Hahnenkämpfe, Bogenschießen, besonders Musik, Gesang und Tanz, zu welch Letzterem es besondere Festzeiten gab. — Die Frau als Noa durfte in keine Berührung mit den Götzen treten, und darum bei Todesstrafe nichts essen, was zugleich als Opfer diente, wie Schweine, Hühner, manche Fischarten, Kokusnüsse; auch das gemeinschaftliche Essen mit der Frau galt als Verunreinigung für den Mann, der nichts aß, was die Frau berührt hätte. Nur die Königin genoß einige Freiheit. Geschlechtlicher Verkehr aber war fast ganz frei; auch die Frau durfte sich Nebenmänner wählen; doch wurden die Hochzeiten festlich gefeiert.

Von den Kindern wurden wenigstens 2 Drittel noch vor oder gleich nach der Geburt in rasender Eile getödtet, entweder

lebendig begraben, oder mit nassem Zeug erstickt, oder mit einem Bambussplitter erstochen, ja mit den Füßen zertreten oder gliedweise zerbrochen, häufig vermittelst besonderer Frauen. Selten blieben mehr als 2 oder 3 Kinder am Leben. Hatte aber das Kind nur 10 Monate das Licht gesehen, so war es gerettet, und wurde fortan zärtlich geliebt. In dergleichen ging eine eigene geschlossene Gesellschaft, die Aroi's, voran, ursprünglich eine Verbrüderung tapferer Krieger, welche geheime Symbole, und Frauen zu Genossen hatten. Ihr Zweck war, in Wollustsünden und allen möglichen Ausschweifungen das Leben zu verbringen; und Hauptgesetz war, daß jede Mutter ihr Kind erstickе oder ersticken lasse. Manche Mitglieder, die sich Marru's nannten, fröhnten auch unnatürlichen Lastern. Die Aroi's gingen auch als Schauspieler auf den Inseln umher und trieben ihre Gaukeleien unter den ärgsten Obscönitäten. — Verachtung des Alters und der Kranken war allgemein; Todte wurden ceremoniell beerdigt. — Etwas Schönes und Edleres war der Toio-Bund, d. h. ein Freundschaftsbund zwischen Zweien, die sich für Eine Person auf Leben und Sterben ansahen. — Die immerwährenden Kriege auf den Inseln wurden durch die Eifersucht und Eroberungslust der Fürsten erregt; man opferte zuerst Menschen dem Kriegsgott Oro, und der Grausamkeiten unter und nach dem Kriege gab es Viele.

Jede Insel hatte ihren König und sonst Häuptlinge. Jener war willkürlicher Herr über Leben und Eigenthum aller Unterthanen, an Ehre und Rechten den Göttern gleich; und gleiches Recht hatte seine ebenbürtige Gemahlin. Der Fürstenstamm, die Ehri's, hielt sich fern von aller Vermischung mit Niedern. Nach ihm kam die Adelsklasse der Medua's und Tauha's, ferner die Raatira's, welche als Landeigenthümer ihre Grundstücke an Pächter austhaten. Mittelklasse waren die Fischer und Handwerker; und den untersten Stand bildeten die Manahune's, theils die Teuteu's, Diener der Häuptlinge, theils die Titi's oder Sklaven, am Leben gelassene Kriegsgefangene. Jede Insel zerfiel in eine Anzahl Distrikte mit eigenen Häuptern, Götzen und Marai's; aber das Königspaar war über alle erhaben, so heilig, daß Keiner ihre Person antasten durfte und, wer sich nur über sie stellte, dem Tode verfallen war. Das Privatrecht war ziemlich unentwickelt. — Die Sprache gehört dem oceanischen Sprachstamm an, und ist sehr arm an Consonanten, aber doch reich an den verschiedenartigsten Bezeichnungen. In ihr sind Poesieen und werthvolle Traditionen vorhanden.

Was die Religion betrifft, so unterschieden sie zwischen den eigentlichen Göttern, Atua's, und den Geistern der Abgeschiedenen, namentlich der wilden Krieger, Oromatua's ge-

nannt. Der höchste Gott war Taaroa, der Unsichtbare, Nachtgeborne. Sonst hatte jede Insel ihren Hauptgott; aber der Kriegsgott Oro war der verbreitetste. Sie dachten sich die Götter als unsichtbare Wesen; und König und Gott galt überall gleich. Was der König im Leben bereits war, wurden mit ihm alle Vornehmen nach ihrem Tode. Die Seelen aber wurden von den Göttern allmählig aufgezehrt, wovor den Insulanern stets graute, wenn sie auch damit göttlichen Wesens theilhaftig wurden. Das Tabu, jene furchtbare, bei jeder Verletzung Unheil bringende Macht, theilte alle Menschen, Gegenstände und Verhältnisse in 2 Hälften, das heilige Ra- und das gemeine Noa-Gebiet, und vernichtete alles Gemeine, das ihm nahe kam. Jeder Uebertreter büßte ohne Schonung sein Leben ein. Ganze Inseln und Distrikte, einzelne Früchte oder Thiere konnte der König plötzlich Tabu heißen; und war letzteres allgemein, so durfte keine Arbeit geschehen, mußten alle Feuer gelöscht werden, herrschte Todtenstille; man legte selbst Hunden und Schweinen Maulkörbe an, und steckte Hühner unter den Korb. Schrecklich war der Druck, der auf diese Weise nach der Willkür der Könige und Priester ausgeübt wurde. — Die Götzenbilder vermittelten als Too's den Einfluß der Atua's, und als Tii's den der Oromatua's. Jene bestanden gewöhnlich aus 6—8' langen Holz- oder Basalt-Blöcken, mit viel Zeug umwunden, und einer rohen Nachbildung des menschlichen Kopfes. Die zahlreicheren Tii's waren theils Pfosten mit Menschenkopf, theils kleinere menschliche Figuren, theils Bretter mit Reihen von Oeffnungen, dann Unu's genannt.

In jedem Distrikt standen Marai's, d. h. eingehegte freie Plätze, auf welchen kleine Häuser für die Too's, die Wohnungen der Priester und die Altäre (Fata) standen. Der große Altar wurde von 2 oft 40' langen Reihen 8—10' hoher Pfeiler getragen. Heilige Bäume überschatteten und umrauschten geheimnißvoll die heiligen Stätten. Dem Cultus standen die Priester, Tahua's, vor, eine abgeschlossene Klasse mit erblicher Würde, und sammt ihrer Familie Tabu. Sie bezogen vom Amte ihren Unterhalt, und waren auch Aerzte, so wie die Bewahrer der Traditionen, der Bildung und Kenntnisse. — Beim Gebet saß man mit gekreuzten Beinen oder niedergekauert vor den Götzenbildern, und brachte eine Anrufung, Bitte oder Lob vor. Zu Opfergaben dienten die leckersten Speisen von Thieren, Fischen oder Früchten; die kostbarste Gabe waren Menschenopfer. Man nahm dazu Kriegsgefangene oder Gemeine, die sich gegen Fürsten verschuldet. Des Geopferten Familie wurde Tabu, konnte also stets wieder in Anspruch genommen werden. Verlangten die Priester Menschenopfer, so sandte der König zu den Häuptlingen mit dem Opferstein Boten, welche nach einer

„verfaulten Kokosnuß" fragten, und wenn das Opfer bezeichnet war, zu diesem eilten, ihm mit dem glatten Stein einen Schlag in den Nacken versetzten, und die Leiche zu dem Marai schleppten. Oft wurden noch nach dem Kriege 7 Menschenopfer gebracht. — Mit dem Götzendienst war auch viel Aberglauben, Weissagen und Zauberei verbunden.

---

bb) Geschichte der Gesellschafts-Inseln.

§ 247. Der erste Entdecker Tahiti's war 1606 ein Spanier, der die Insel Sagittaria nannte; aber der Besuch blieb ohne Folge. Erst 1767 kam in englischen Diensten S. Wallis wieder, der nach dem ersten feindlichen Zusammenstoßen mit den Eingebornen einen freundschaftlichen Verkehr herstellte und noch weitere Inseln entdeckte. Ihm folgte 1768 der Franzose Bougainville, und das Jahr darauf der berühmte Cook, der auch die westliche Gruppe entdeckte und schöne Karten entwarf. Cook kam 4mal (zuletzt 1777) nach Tahiti und blieb lange im Andenken des Volks, das nach ihm die Europäer Kuki's nannte, indem er sie gegen die Unbill anderer Nationen schützte. Dazwischen hinein (1774) kamen Spanier mit katholischen Missionaren aus Peru, die jedoch das Jahr darauf wieder abgeholt wurden. Bedeutsam waren auch die Besuche des Kapitäns Bligh, der 1792 den Brodbaum nach Westindien verpflanzen wollte (§ 255).

Die Besuche der Europäer bildeten eine neue Epoche für die Eingebornen. Durch ein 1722 gescheitertes holländ. Schiff waren sie bereits mit dem Eisen bekannt geworden; und Eisenwerkzeuge aller Art zu bekommen, wurde jetzt ihre Leidenschaft. Anfangs stahlen sie, was sie konnten; und es gab blutige Kämpfe, bis ein regelmäßiger Handel eingeführt war. Den Preis bildeten Lebensmittel aller Art, besonders die Gunstbezeigungen der Frauen, welche, begierig nach ausländischen Artikeln, sich zu Allem hergaben, so daß die Ausschweifungen bei

jeder Landung ärger wurden. Bald verbreitete sich die Lustseuche in furchtbarer Weise durch die Inseln; auch andere Krankheiten, die bisher fremd waren, wurden einheimisch. Je und je geschah etwas für die Hebung des Volks, aber fast ohne allen Erfolg, weil auch Weiße der untersten Klasse, meist Verbrecher, sich ansiedelten. Einige Insulaner wurden nach England mitgenommen, ohne dem Lande nach ihrer Rückkehr viel Nutzen zu bringen. Auch in der Kultur machten die Eingebornen wenige Fortschritte; und selbst europ. Hausthiere wußten sie nicht zu schätzen. Nur Ziegen und Katzen vermehrten sich.

Größeren Einfluß hatten die europ. Schiffe auf die politische Gestaltung der Inseln. Die Kapitaine mischten sich in die Kämpfe der eingebornen Fürsten mit mehr oder weniger Erfolg; und so gab es viele Umwälzungen. Zuletzt gelangte ein gewisser Otu, der sich später Pomare nannte, mit seiner Gemahlin Idia, zur Herrschaft über die ganze Inselgruppe. Diese übergab er 1791 seinem Sohne, Pomare II., mit seinem Einfluß ihn unterstützend bis 1803, da er starb. Idia, Gönnerin der Mission, starb als Heidin 1814.

Pomare II. war es, unter welchem die Mission ihren Sieg feierte, nachdem in fortwährenden Kriegen die Einwohner Tahiti's auf 8000 herabgeschmolzen waren. Er starb aber 1821 an der Wassersucht, welche er sich durch Trunk, den er andern, aber nicht sich verbot, zugezogen hatte. Ihm folgte Pomare III., sein erst 18 Monate alter Sohn, der unter eine Regentschaft kam und 1824 förmlich gekrönt wurde. Auch er starb 1827, worauf seine 15jährige Stiefschwester, Aimata, zur Regentin erwählt wurde, die sich Pomare Vahine nannte. Sie hatte sich, noch Kind, schon 1821 mit dem Häuptling von Tahaa verheirathet, wurde aber von diesem Trunkenbold sehr mißhandelt und endlich verlassen. Mit Zustimmung der Nationalversammlung schied sie sich förmlich von ihm, und heirathete erst 12 Jahre später den Häuptling von Huahine. Unterdessen hatte sich durch die

Einführung des Christenthums auf den Inseln Alles umgestaltet. Wie aber nun die Franzosen und Jesuiten sich eindrängten, wird am Schlusse erzählt werden (§ 251).

---

cc) Begründung der Mission.

§ 248. Die Geschichte dieser Mission führt uns auf den Anfang der neueren Missionen überhaupt zurück. Briefe über die Missionssache, welche M. Horn in England herausgab, wurden die Veranlassung zu der ersten großen allgemeinen Missionsversammlung, welche zu London im Sept. 1795 Statt fand, und in welcher 200 Prediger mit einer großen Zahl Christen aus allen evang. Confessionen zusammentraten und den Grund zu der Londoner Miss.-Ges. legten. Indien, Südafrika und andere große Länder waren damals noch unzugänglich; daher beschloß man, auf den Südsee-Inseln, und namentlich auf Tahiti den Anfang zu machen. Bedeutende Beisteuern strömten zusammen. Auch an Männern, die es wagen wollten, das Vaterland zu verlassen, fehlte es nicht. Man wählte ihrer 30 aus. Das Schiff Duff wurde eigens ausgerüstet; und ein alter Schiffskapitain, Wilson, erbot sich zur Ueberfahrt. Im Juli 1796 wurden die Missionare vor mehr als 8000 Menschen feierlich zu ihrem Amte eingeweiht. Jeder empfing knieend aus der Hand eines Predigers eine Bibel mit den Worten: „Gehe hin, du unser geliebter Bruder, nach diesem heiligen Worte, und verkündige den Heiden das Evangelium nach deinem Berufe, deinen Gaben und deinem Vermögen.“ Der Missionar antwortete: „Ich will es thun mit der Hilfe des HErrn.“ Am 10. Aug. betraten sie, unter einer Menge theilnehmender Zuschauer, das Schiff, welches in dem Augenblicke, da die Sonne aufging, die Anker lichtete. Vom hohen Mastbaume wehte eine purpurrothe Flagge, in welche 3 silberne Tauben mit einem grünen Oelzweig im Schnabel gestickt waren,

um von ferne zu verkündigen, daß das Schiff Friedensboten in seinem Schooße trage. Die lange Reise um Amerika, die 7 Monate dauerte, ging glücklich von Statten; sie landeten den 6. März 1797 zu Tahiti.

Die neuen Ankömmlinge wurden freundlich aufgenommen; und die Insulaner verwunderten sich über ihre Sittsamkeit. Da es gerade Sonntag war, wurde ein englischer Gottesdienst gehalten, dem auch Eingeborne beiwohnten, obgleich sie nichts verstehen konnten. Der König Pomare I., war gleich bereit, eine Wohnung, ja einen ganzen Distrikt Landes einzuräumen. Ein schwedischer Matrose, der sich seit längerer Zeit unter ihnen herumtrieb, diente als Dolmetscher; und die Leute verstanden den Inhalt der Vorträge an sie, die sie begierig hörten. Doch traten bald auch die Gräuel zu Tage: die Königin gebar ein Kind, das sogleich ermordet wurde, und ein Opferpriester bat auf dem Schiffe um eine Stärkung durch Wein zu einem Menschenopfer; der Unkeuschheit und Dieberei nicht zu gedenken, die überall zu sehen war. Das Schiff kehrte endlich zurück. Es blieben auf Tahiti 25 Personen, worunter 16 Missionare; 10 andere Missionare setzte man in Tongatabu ab (§ 229) und 2 weitere auf den Marquesas-Inseln.

Aber dem jungen Werke standen harte Kämpfe bevor. Als das Jahr darauf dasselbe Schiff mit 29 neuen Missionaren zur langen Reise abgesegelt war, wurde es in jenen kriegerischen Zeiten von den Franzosen in Südamerika weggenommen und als Kriegsbeute verkauft. Unter vielen Mühseligkeiten kamen allmählig die Missionare wieder nach Hause. Noch trauriger waren die Botschaften aus Tahiti selber. Dort wurden bald Unruhen unter dem Volke bemerkt und mit Grund nächtliche Ueberfälle gefürchtet. Bereits waren 4 der Brüder gefangen und Einer mißhandelt worden, als ein Schiff ankam, welches 11 Missionare zur Flucht nach Neuholland benützten. Ebenso traurig waren die Nachrichten von Tongatabu. Aber der Eifer der Missionsfreunde er-

müdete nicht. Ein neues Schiff segelte 1800 mit 8 Missionaren ab und traf die übrigen 8 Missionare in Tahiti in fröhlichem Glaubensmuthe an, obwohl Bürgerkriege immer neue Angststunden bereiteten. Das erste Buch, ein Katechismus, wurde gedruckt. Indessen starb Pomare I., und sein Sohn, Pomare II., gab wenig Hoffnung. Die Missionare erlernten zwar die Sprache und durchzogen predigend das Land, gewahrten aber nirgends tiefere Eindrücke. Endlich 1808 wurde Pomare geschlagen und mußte sich mit allen Missionaren nach der nächsten Insel Eimeo flüchten; und 1810 zogen sich bis auf zwei alle Missionare nach Sydney zurück, worauf ihr Haus geplündert und die Typen zu Kugeln umgegossen wurden. Das Werk war am Erlöschen.

Unter den Kriegsnöthen jedoch erwachte des Königs Herz. Er sandte die dringendsten Briefe an die geflüchteten Missionare; und als diese 1811 nach Eimeo zurückkehrten, bezeugte sein ganzes Betragen, daß eine Veränderung in ihm vorgegangen war. Wo er konnte, suchte er ihren Umgang. Die Götzen hatte er bereits von sich entfernt; am 12. Juni 1812 sprach er tiefe Reue über sein früheres lastervolles Leben und seine Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums aus. Zugleich fing unter andern Bewohnern Eimeo's ein göttliches Leben sich zu regen an. Noch wunderbarer ging es in Tahiti zu. Dort erwachten zwei ehemalige Diener der Missionare und verbanden sich von selbst mit einander zu gemeinsamem Gebet im Walde und zur Absonderung von den sündlichen Gesellschaften. Ihnen traten bald Andere bei, die gleichfalls den Götzen entsagten, sich gerne spottend das „Betvolk“ nennen ließen und aus Eimeo von den Missionaren von Zeit zu Zeit neue Belehrung holten. Die Missionare, durch solche Erfahrungen ermuthigt, wagten endlich einen besonderen Schritt. Sie beriefen im Juli 1813 eine Versammlung, zu der sie alle die einluden, die den Götzen entsagten und Unterricht im Evangelium begehrten, um ihre Namen in ein Buch einzu-

schreiben. Von den 40 Personen, die zusammenkamen, ließen sich sogleich 31 aufschreiben. Aber es währte nicht lange, so standen über 500 auf der Liste. Nun brach der Groll der Götzendiener los. Sie verbrannten ein Versammlungshaus, und ein junger Christ wurde den Götzen geopfert. Mitten unter den Verfolgungen jedoch entsagte der erste Priester Eimeo's dem Götzendienste und warf seine Götzen vor Jedermanns Augen ins Feuer. Seinem Beispiele folgten Hunderte in Tahiti und Eimeo; und wie tief die Eindrücke in dem Könige waren, davon zeugen seine vielen Briefe in jenen Zeiten der Unruhe.

Da der Zulauf zum Christenthum immer stärker wurde, verschworen sich endlich die Obersten zu Tahiti, alle Christen daselbst in Einer Nacht umzubringen. Sie sammelten ihre Genossen aus den Nachbarinseln; und schon war der Tag (7. Juli 1815) angebrochen, auf den die Blutnacht folgen sollte. Aber den Christen wurde der Plan verrathen; und als sie noch am Abende nach Eimeo sich flüchteten, kehrten die betrogenen Feinde die Schwerter gegen sich selbst. Am folgenden Tage ließen sich über 90 weitere Glieder in das Verzeichniß eintragen. Die Spannung zwischen beiden Theilen wurde immer größer; und der Hauptschlag, durch den das Uebergewicht der Heiden oder Christen sich entscheiden sollte, schien immer näher zu rücken. Die Bekehrten bereiteten sich durch einen allgemeinen Bußtag vor, ließen sich aber von den Feinden auf das Versprechen, daß Alles vergessen und Friede seyn solle, bewegen, mit dem Könige wieder nach Tahiti zurückzukehren. Der gefürchtete Sturm kam Sonntag 12. Nov. 1815. Die Heiden hatten sich abermals verschworen, auf diesen Tag die wehrlosen Christen mit dem Könige zu überfallen; und die Götzenpriester hatten ihnen leichten Sieg versprochen. Die Christen indessen waren gewarnt worden, dießmal nicht ohne Waffen bei dem Gottesdienst zu erscheinen. Während sie andächtig beisammen saßen, tobten die Feinde in stür-

mender Wuth herbei. Pomare forderte vor Allem zu Ruhe und Gebet auf, der fromme Auna verrichtete es, worauf sich die Christen in 2 Kolonnen aufstellten. Wer nicht im Handgemenge seyn konnte, fiel zwischen den Gebüschen auf die Kniee nieder und schrie den HErrn an, daß es Ihm doch gefallen möge, heute vor allem Volk zu zeigen, wer Gott sei. Die erste Linie der Christen wich; aber im Kampf gegen die Männer von Eimeo und Huahine fiel der Anführer der Götzendiener, worauf die letzteren bestürzt flohen. Pomare gab alsbald strengen Befehl, keinen Flüchtling zu tödten, Frauen und Kinder der Ueberwundenen liebreich zu behandeln, nirgends das Eigenthum der Besiegten zu zerstören oder zu plündern und die Leichen der Gefallenen anständig zu begraben. Beides, der Sieg und dieser Befehl der Liebe, that wunderbare Wirkung. Die Götzendiener erklärten einstimmig, ihre Götter seien Lügengötzen; viele schlossen sich schon dem Dankgottesdienste am Abend des Sieges an. Nun wurden überall auf der Insel große Feuer angezündet und die Götzenbilder darin verbrannt; auch alle Opferplätze und Altäre wurden niedergerissen, der Kindermord in Volksversammlungen verboten u. s. w. Pomare fand allgemeine Anerkennung; und auch auf den andern georgischen Inseln bekannte sich auf einmal Alles zum Christenthum. Ein ähnlicher Sieg wurde gleich darauf auch auf Rajatea, der Hauptstadt der nordwestlichen Gruppe erkämpft; und so war mit Anfang 1816 auf allen Gesellschaftsinseln der Götzendienst zerstört, obgleich da und dort, namentlich auf Rajatea, eine unversöhnte Heidenpartei blieb, die aber zu schwach war, etwas vorzunehmen.

---

dd) Umwandlung der Inseln.

§ 249. Dieser Sieg des Evangeliums nach 19 Jahren war von unberechenbaren Folgen nicht nur für die

Gesellschaftsinseln, sondern auch für die ganze Südsee. Denn nun stand den Missionaren (zu Miss. Noll, Hayward, Orsmond und Andern kamen in jener Zeit W. Ellis, Threlkeld, Crook, ferner J. Williams, Darling, Platt, Bourne 2c.) eine weite Thüre offen. Auch waren in Kurzem die Inseln so umgewandelt, daß man sie gegen früher kaum mehr erkennen konnte. Die Missionare durchzogen, so viel sie konnten, die Inseln, errichteten Kirchen und Schulen auf festen Stationen, und sorgten dafür, daß die täglichen Gebetsversammlungen, welche die Eingebornen selbst überall einrichteten, in ihrer Ordnung erhalten wurden. Der Unterricht des Volks wurde mit allem Ernst betrieben, Erwachsene und Kinder brannten von Begierde, lesen und schreiben zu lernen. Alles drängte sich herzu und riß sich um die Lesebücher, welche auf einer eigenen Presse seit 1817 gedruckt wurden. Wer lesen konnte, versammelte Andere um sich her unter dem Schatten eines Baumes; und schon 1818 schätzte man die Zahl der Leser auf 6000. Auf manchen Inseln lernten die Eingebornen lesen und schreiben, ohne daß die Missionare darum wußten. Als endlich Theile der heil. Schrift gedruckt waren (zuerst das Ev. Lucä 1818), erfaßte die Leute ein solcher Heißhunger darnach, daß man ihnen die einzelnen Bogen von der Presse weg geben und das Einbinden selbst überlassen mußte, wozu sie Ziegen- und Hundsfelle zurecht machten. Bald wurde die Bibel ganz vollendet; und mit Freuden brachten sie dafür die Erzeugnisse ihrer Güter. Auf allen Reisen war hinfort die Bibel ihr beständiger Begleiter, indem sie sie in ein Stück Tuch einwickelten und in einem eigens dazu gemachten Kästchen niederlegten.

Inzwischen hatten die Missionare mit der Taufe nicht geeilt; und es waren vorerst nur Sterbende getauft worden. Der Wunsch des Königs darnach wurde aber jetzt immer stärker. Er ließ eine majestätisch große Kirche erbauen, 712′ l. und 54′ br., mit 133 Fenstern und 29 Thüren, von innen auf 36, von außen auf 280 Pfeilern

gestützt, auch mit 3 Kanzeln, die je 280 Fuß von einander abstanden, versehen. So unzweckmäßig auch eine solche Kirche jetzt war, so wenig ließ sich Pomare einreden, der, wie er auch sonst sein Königsgefühl stark hervortreten ließ, durchaus Alles königlich haben wollte. Zu Anfang 1819 wurde diese mächtige Kirche in Gegenwart von 5—6000 Menschen feierlich eingeweiht. Am folgenden Tage las der König dem Volke das neue Gesetzbuch vor, das er nach Berathung mit seinen Großen und den Missionaren eigenhändig geschrieben hatte. Häuptlinge und Volk sprachen ihre Zustimmung aus. Dasselbe bestand in 18 Artikeln, und drückte sich einfach und mild, im Gegensatz zur bisherigen Grausamkeit und Härte, doch mit entschiedenem Ernst, über Mord, Diebstahl, Sonntagsentheiligung, Ehebruch, Aufruhr &c. aus, wahrte die Rechte des Königs und gab auch Bestimmungen zur Rechtspflege und Sicherung des Eigenthums. Nun erst 1820 schritt man zur Bildung von Gemeinden aus den bisher Unterrichteten; der König mit seiner Familie und etlichen Großen wurde zuerst getauft; in den folgenden Tagen empfingen auch zahlreiche Insulaner nach strenger Prüfung die Taufe. Die Erstlingsgabe der Bekehrten, im Werth von über 20,000 fl., wurde der Gesellschaft übersandt. — Nach dem Tode P o m a r e's II. (1821) und bei Gelegenheit der Krönung seines Sohnes, 1824, wurde das Gesetzbuch revidirt und zu 40 Artikeln erweitert. Nähere Bestimmungen über das Verhältniß des Königs zum Volk sollten der Willkür des Ersteren Schranken setzen, was durch Einführung einer gesetzgebenden Versammlung unter dem Namen eines Parlaments geschah. Statt der Todesstrafe wurde lebenslängliche Verbannung festgesetzt. Von dem Tode Pomare's III. (1827) und von der nun herrschenden Königin P o m a r e V a h i n e war oben (§ 247) die Rede.

Die außerordentlichen Veränderungen, die mit dem Volke vorgingen, bezeugt von Schiffskapitänen, Reisenden und Gelehrten verschiedenen Glaubens, beschreiben wir am Besten mit den

Worten des Miss. Ellis der schon 1819 schrieb: — „das wollüstige, diebische, faule Volk ist in ein sittsames, zuverlässiges und gewerbsames umgewandelt. Die Familien genießen ein häusliches Glück, das ihnen völlig unbekannt gewesen war. Die Regierung, zuvor grausam und despotisch, ist nun mild und freundlich. Es giebt jetzt Gerichtshöfe, Richter und Geschworne. Der Krieg, sonst die Wonne der Wilden, hat aufgehört; seine Leiden und Verwüstungen kennt man nicht mehr. Die tödlichen Waffen sind buchstäblich in Ackergeräthe verwandelt; ja sogar an einer der Kanzeln ist das Treppengeländer von Kriegsspeeren gemacht. Der grausame und abgeschmackte Götzendienst ist abgeschafft. Von den schrecklichen Menschenopfern, von dem gräulichen Kindermord ist keine Spur mehr vorhanden. Die Lebenden führen nicht mehr ein Leben der Furcht vor unbekannten Göttern; und an den Sterbebetten hört man nicht mehr, wie vorher, das Geheul des Entsetzens, womit die Freunde das traurige Schicksal des Dahinfahrenden bejammerten. Manche haben schon den ganzen himmlischen Trost geschmeckt, den der Glaube an Christum in der ernsten Stunde des Todes giebt." — „Wie überall," schrieb Ellis weiter, „so ist auch hier der Pflug dem Kreuze, der Ackerbau und die Einführung nützlicher Gewerbe dem Christenthum gefolgt. Die Gesellschaft hat mehr Missionare, die theils im Ackerbau, theils in Künsten und Arbeiten erfahren waren, hergeschickt; und die Eingebornen sind so lernbegierig, daß bereits allerlei Künste und Gewerbe blühen, selbst eine Baumwollenspinnerei. Alle heidnischen Spiele und Tänze sind abgeschafft. Wenn sonst alle Laster herrschten, so hört man jetzt auf Tahiti kein Fluchen und Schwören, außer wenn europ. Schiffe da liegen. Schon sind Krankenhäuser und Versorgungsanstalten für alte Leute auf den Inseln, wo noch vor Kurzem die Alten und Kranken dem Hungertode preisgegeben oder gar lebendig begraben wurden."

Alle diese Veränderungen zeigten sich fast mit Einem Male, da die ganze Nation von Eifer für das Christenthum entflammt war; und wenn auch in der Folge die erste Liebe wieder etwas erkaltete, und je und je Lauheit und Trägheit im Guten eintrat, so daß die Zahl der eigentlichen Mitglieder der Kirche stets bedeutend geringer blieb, als die der Bekenner, die zu den Gottesdiensten und Schulen sich hielten, ohne Abendmahlsgenossen zu seyn, so sind die Inseln doch jetzt ein christlich civilisirtes Volk geworden, das in keinem Stücke den europäischen nachsteht.

Hienach kann man die Verleumdungen beurtheilen, welche 1830 von dem russischen Kapitän Kotzebue über diese Mission

ausgesprengt wurden. Die plötzlich eingetretene Sittsamkeit der Insulaner vornehmlich rief den Groll der Seeleute hervor. Waren die Schiffe es zuvor gewohnt, Schaaren schlechter Dirnen zu sich zu locken, so flohen jetzt Mädchen und Frauen scheu von den Ufern zurück; und die betrogenen Matrosen konnten keine Opfer ihrer Lust mehr finden. Auch der Absatz gewisser Gegenstände, wie der Schießgewehre und des Branntweins, der bisher so großen Gewinn eintrug, wurde äußerst unbedeutend. So sah man manche Schiffe mit schrecklichen Flüchen und Verwünschungen die Segel wieder aufspannen. Wo sie aber hinkamen, wußten sie nicht Worte genug zu finden, die Frömmelei und Heuchelei zu schildern, zu welcher die Insulaner angeleitet werden, so wie die Herrschsucht der Missionare und den Druck zu bezeichnen, in welchen man dieses unschuldige Naturvolk nun einzwänge, und der so groß sei, daß die Bevölkerung mit jedem Jahre sichtlich abnehme. Statt dessen liegt es klar am Tage, daß eben seit der Einführung des Christenthums die durch grausame Landesgebräuche und durch die eingeführten Laster und Krankheiten dem Erlöschen nahen Geschlechter sich wieder eines bedeutenden Wachsthums erfreuen.

---

ee) Uebersicht der Inseln und Missionen.

§ 250. Wir geben noch eine Uebersicht der Gesellschaftsinseln, so wie der Missionen auf denselben bis zur Ankunft der Franzosen. Sie theilen sich, wie oben bemerkt, in 2 Gruppen.

a. Die südöstliche Gruppe oder die georgischen Inseln, welche unter dem Könige Pomare standen.

1) Tahiti (Otaheite), die Königin der ganzen Südsee noch heute genannt, ist in 2 durch eine nur 1 St. breite Landzunge verbundene Halbinseln getheilt, Opureonu, die größere, mit 40 St. im Umfang, und Taiarapu mit 12 St. Umfang. Beide gleichen sich in der äußeren Gestalt, und erheben sich gegen die Mitte immer höher zu steilen, fast senkrechten Bergen, auf Opureonu bis auf 10,000′ h., wo das Innere durch die Berge meist unzugänglich ist, der bedeutendste Fluß Matawai sich findet, und in der Mitte ein süßer See, Wiehirea, liegt, der unergründlich seyn soll und sehr große Aale hält. Das Riff bildet über 20 Häven, darunter Matawai und Papiti im N. und Waitapeha im S. — Auf Tahiti sind 5 Missionare seit 1818; und Stationen, wo zahlreiche Gemeinden sich sammelten, wurden: Vaughtown und Hankeytown im Distr. Matawai, — Burderspoint im Distr. Atafura, — Papaoa, der Wohnsitz der königl. Familie mit der Riesenkapelle, Mount

Hope und Wilkshaven im Distr. Pare, — Haweistown im Distr. Papara, — Boguestown auf Taiarapu.

2) Eimeo, gegen 6 St. w., etwa 4 St. l. und 2 St. br., hat nur hohe Hügel mit breiten Thälern, auch die besten Häven, Opunohu (Port Talu) und Cookshaven, gleichfalls einen schönen See, Tamai, und kleine Inseln im Riff. — Auf Eimeo liegt Papetoai, wohin Pomare mit den Missionaren sich geflüchtet hatte, wohin auch die Presse zuerst kam, und wo zuerst der Mittelpunkt für die Bekehrten war, die sodann auf die Inseln sich verbreiteten, deren Erster der ehemalige Götzenpriester Pati war. Hier wurde auch die erste Hilfs-Miss.-Ges. 1818 gegründet, deren Präsident Pomare wurde, und welche gleich das erste Mal eine Schiffsladung von Kokusöl an die Lond. Ges. sandte. Hier blieben auch 3 Missionare und wurde 1824 die Südsee-Akademie gegründet, zur Bildung eingeborner Lehrer und zur Erziehung der Kinder der Missionare und Häuptlinge. Weitere Stationen wurden: Robysplace mit dem trefflichen Diakon Mare, und Griffinstown.

3) Maiaoiti oder Tapuamanu, 28 St. w., nur 2 St. l., aber dennoch gebirgig, mit Inseln im Riff. Ihr Fürst Mahine leistete beim Treffen in Tahiti die wichtigsten Dienste, und erlegte namentlich den Anführer der Götzendiener. In seiner Heimath kündigte er den Sieg mit den Worten an: „die Götzendiener sind durch Glauben überwunden worden." Er residirte gewöhnlich auf Huahine, dessen Filial die Insel wurde. Die Leute bauten eine hübsche Miss.-Wohnung, bildeten eine Miss.-Ges. und waren eine blühende Gemeinde.

4) Tetuoroa (Taturua), 12 St. n. von Papili, besteht aus 5 kleinen, von Einem Riff umgebenen Inseln, die kaum 4' sich erheben. — Das Christenthum wurde auch hier 1816 angenommen und seitdem gepflegt.

5) Maitea endlich oder Osnabrück-J. oder Hidia, 36 St. ö. von Tahiti, 5 St. im Umfang, eine von Korallenklippen begränzte Felseninsel, bekam einen eigenen Missionar zu Robystown.

b. Die nordwestliche Gruppe oder die eigentlichen Gesellschafts-Inseln, mit eigenen Oberkönigen.

1) Huahine, 40 St. n. w. von Tahiti, 8 St. im Umfang, vulkanisch mit schroffen Hügeln und schmalem Küstenland, mit tiefen Meereseinschnitten, deren einer die Insel in 2 Halbinseln theilt. Viele kleine Inselchen liegen an den Seiten umher, deren eine von fern ganz das Ansehen eines chinesischen Tempels hat, der kühn auf den Fluthen hingebaut scheint. Der Haven Fare ist geräumig und sicher. — Hier war der festeste Sitz des Aberglaubens; aber schon 1816 bereiteten Mahine's Boten eine Veränderung vor. Es kamen 1818 mehrere Missio-

nare, welche häufig die ganze Insel durchzogen. Bald war der Götzendienst abgeschafft; und endlich wurde in einer Volksversammlung beschlossen, daß die zerstreuten Bewohner in der Nähe der Lehrer sich niederlassen sollten, um das Wort Gottes fleißiger hören zu können. Nun kam eine Familie um die andere; und anfänglich bildete sich eine Art Feldlager, das in verschiedene Stämme abgetheilt war und stammweise unter Zelten wohnte, bis sich die schöne Stadt Fare erhob, in der nun alle Culturzweige fortschritten. Die Gemeinde bestand 1824 aus 1200 Seelen mit 200 Kirchengliedern. Bei ihr war auch eine Presse und bildete sich eine menschenfreundliche Ges. für Kranke und Nothleidende.

2) Rajatea (Ulieta), die ansehnlichste Insel, wenige Stunden westlicher, 20 St. im Umfang, mit Gebirgsmassen bis 2000′ h., von Einem Riff mit Tahaa umschlossen, mit vielen guten Häven (darunter Hamaneno, Uturoa, Opoa) und etwa 1300 E. Sie war der Hauptsitz des Götzendienstes, indem aus allen Nachbarinseln Menschenopfer hieher geführt und dem Kriegsgott Oro in der ehemaligen Residenz Opoa geopfert wurden. Auch die Könige wurden göttlich verehrt. — Etliche der E. empfingen 1809 in Eimeo Unterricht; und auch der stattliche Fürst Tamatoa wurde in Pomare's Nähe Christ. Nach dem Sieg in Tahiti kehrte er im Gefolge von Gläubigen in seine Heimath zurück, mit dem Rufe: „Wir sind Alle betende Leute und Diener Jehovah's." Er versammelte sein Volk und ermahnte sie, ihm zu folgen. Die Widersacher hielten's mit dem Könige von Tahaa, wurden jedoch mit diesem endlich besiegt und durch Milde gewonnen. So wurden Menschenopfer, Götzendienst, Kindermord abgeschafft und Bethäuser errichtet. In der Mitte eines Waldes, wo kaum zuvor eine Hütte stand, siedelten sich 1819 zwei Missionare an, darunter J. Williams, um welche sich bald fast die ganze Einwohnerschaft sammelte. Eine schöne Stadt erhob sich mit einer prächtigen Kirche. Ackerbau und Künste wurden eingeführt, so wie ein Gesetzbuch, welches dem Volke Leben, Freiheit und Eigenthum sichert, und das auch der König und Häuptling nicht ungestraft übertreten darf. Der König, sonst gewohnt, zu nehmen, was ihm beliebte, bekam fortan dreimal des Jahrs Steuern vom Volk an Kokusöl, Pfeilwurz und Schweinen. Bald that sich Rajatea durch seinen Missionseifer besonders hervor. Die Abgeordneten Tyerman und Bennet schrieben 1823 von da: „Wir waren Zeugen, wie 150 Personen an Einem Tage getauft wurden, so daß es nun der Getauften 1100, der Ungetauften nur noch 200 sind. Wir besuchten die zerstörten Marai's zu Opoa, und konnten es uns kaum mehr vorstellen, daß sie vor 7 Jahren noch sämmtlich im Gebrauch waren; eher schienen sie Ruinen aus einer Zeit von 2000 Jahren zu seyn. Wenn wir

die große Versammlung überblicken und so viele achtbare Männer und Frauen sehen, die sich mit dem größten Anstand benehmen, haben wir oft zu uns gesagt: „Können das die Leute seyn, die an jenen schauerlichen Szenen Theil nahmen? — Die Leute, welche ihre Kinder mit eigener Hand hinmordeten und die unbeschreiblichen Gräuel alle vollbrachten?" — Eine Böses sinnende Heidenpartei blieb doch auf der Insel übrig; und es gab noch einige zum Glück blutlose Umwälzungen, bis 1855 der vertriebene alte König wieder zurückgerufen wurde. Hier wohnt seit 1861 Miss. Morris, vom engl. Consul namentlich durch Ausschluß der verderblichen Branntweineinfuhr ꝛc. kräftig unterstützt.

3) Tahaa, 3 St. n., 18 St. im Umfang, gebirgig, mit 2 Häven, hatte höchst entartete Einwohner, die durch Krankheit, Völlerei, Ausschweifungen, Kriege, Kindermord, Menschenopfer bis auf 700 vermindert waren. Die Insel gehörte zu Rajatea; und als der dortige König Tamatoa den Götzenplatz von Opoa zerstörte und in allen seinen Gebieten den Götzendienst abzuschaffen befahl, munterte der Oberpriester Faaridi den Vasallenfürsten Tahaa's, Fenuapeho, auf, für die Altäre der Väter zu kämpfen. Der Fürst schiffte sich mit seinen Schaaren ein, landete unvermerkt auf Rajatea, und stellte sich mit den Unzufriedenen Rajatea's in eine Schlachtlinie auf. Tamatoa aber siegte mit einem kleinen Häuflein, und Fenuapeho wurde gefangen. Die Begnadigung der Rebellen bewirkte, daß Alles, auch der Oberpriester, die Götzen aufgab. In Waitoare siedelte sich 1822 die ganze Bevölkerung um die Wohnung des Missionars und die Kirche an; und 1824 waren über 500 getauft. Das Seminar erzieht 10 Prediger.

4) Borabora, 5 St. w., nur halb so groß, und nur an wenigen Stellen zugänglich, war berühmt durch den Unternehmungsgeist seiner Einwohner, die bis auf die Sandwichinseln fuhren. Es hatte einst viele Zauberer; auch herrschte die Sitte, betagte Verwandte lebendig zu begraben oder unversehens zu spießen. Aber 1816 eiferten 2 Fürsten für das Evang.; und der größte Theil ergab sich. Miss. Orsmond kam 1820 mit 6 Gehilfen und in 4 Jahren waren 543 Erwachsene außer 440 Kindern getauft. Es kamen wohlthätige Landesgesetze auf; und bald gingen 12 Bekehrte als Lehrer nach ferneren Inseln aus. 1851 wurde die letzte Heidenfamilie getauft. 1861 Miss. Green.

5) Maurua oder Maupiti, 14 St. westlicher, wurde auch schon 1816 gewonnen; und 1822 kamen Diakonen von Borabora, durch welche in 2 Jahren fast die ganze Bevölkerung, 400 Seelen, bekehrt und getauft wurden. Die Industrie kam sehr auf.

6) Tubai endlich, 14 St. n. von Borabora, ist eine aus zahlreichen, flachen und bewaldeten Eilanden bestehende Gruppe,

welche eine Lagune von 6 St. einschließt, unbewohnt, aber häufig besucht, der Schalthiere, Schildkröten und Fische wegen.

Hatte so die Mission überall auf den Gesellschaftsinseln den besten Anfang, so wurde es doch in der Folge schwer, das lebendige, in gottseligem Wandel sich offenbarende Christenthum in der Gesammtheit der Bewohner zu erhalten; und bei Vielen fand Unzucht und Völlerei wieder Eingang, da die Gelegenheiten zu lockend waren. Nach der Thronbesteigung der Königin Pomare Wahine (1827) bildete sich sogar bald eine unzufriedene Gegenpartei, welcher selbst die Königin eine Zeitlang anhieng, obgleich die Distriktshäuptlinge treu blieben; und nach dem Tode Tamatoa's auf Rajatea (1831) machte die dort übriggebliebene Heidenpartei Versuche, wieder zur Herrschaft zu kommen. Wenn auch die Königin ihre Gesinnung in der Folge änderte, so daß ihr, den Verleumdungen der Feinde gegenüber, die Missionare das Zeugniß geben konnten, daß sie eine wahrhaft gottesfürchtige Frau sei, die ihre vielen Leiden stets in christlicher Geduld getragen habe, so blieb doch jene Gegenpartei thätig, und schadete den Schulen und Gottesdiensten nach Kräften. Als sodann die Königin 1835 aus eigenem Antrieb das Gesetz gab, daß Jedermann dem Gottesdienst beiwohnen müsse, auch ein umfassendes Verbot gegen geistige Getränke ausgehen ließ, wurde die Feindschaft immer größer, welche auch der amerik. und französ. Consul nährten. So bereitete sich die traurige Umgestaltung der Dinge vor, welche durch die Franzosen eintrat.

---

ff) Die Franzosen auf Tahiti.

§ 251. Im J. 1833 erhielt die jesuitische Brüderschaft, welche sich nach einer Straße zu Paris die Picpus-Ges. nennt, und mit drei andern den großen Verein der Glaubensverbreitung bildet, der zu Lyon seinen Sitz, und das Gebet: „Heiliger Franz Xavier, bitt' für uns!" zur Losung hat, vom Papst Gregor XVI.

den Auftrag, alle Inseln des stillen Meeres zu bekehren. Demgemäß fuhren die 2 Picpusbrüder Caret und Laval 1834 ab, und gründeten in Chili ein Missionsseminar. Sie kamen, begleitet von dem Katecheten Murphy, mit dem Blick auf Tahiti, zunächst auf die Gambier-Inseln und hatten daselbst ihr Wesen. Trotz des Gesetzes auf Tahiti, das den Kapitänen verbot, irgend jemand ohne Gutheißen der Behörden ans Land zu setzen, ließen sie sich da 1836 einschmuggeln. Ungescheut sprachen sie aus, daß die dortigen Missionare Betrüger seien, weil sie Frauen hätten und die Eingebornen dem Teufel in die Hände spielten. Sie fanden Schutz beim nordamer. Consul Moerenhout, einem Belgier, der allezeit im geheimen Dienste der Branntweinschmuggler sich finden ließ. In der Versammlung der Häuptlinge, an welche sie die Königin wies, redete sie der Richter also an: „Warum seid ihr hiehergekommen? Wir haben schon seit Langem Lehrer hier, die uns im Wort unterrichten. Wir bedürfen euer nicht. Wir haben ein Gesetz, das euch das Betreten dieses Landes verbietet. Kehret zurück, und beharret nicht auf eurem Hierbleiben.“ Sie weigerten sich, zurückzukehren, und fuhren fort, sich für die alleinigen Verkündiger der Wahrheit zu erklären. Dazu bezogen sie ein Haus, und verrammelten, als ihr Schiff zur Abfahrt bereit war, die Thüre. Man hob endlich das Strohdach ab, und schaffte sie mit Gewalt, jedoch ohne ihre Person und Habe zu verletzen, an Bord des Schiffes.

Caret eilte nach Europa; und nun entsandte die französ. Regierung den Kapitain Dupetit Thonars mit einem Kriegsschiffe nach Tahiti. Derselbe verlangte im Aug. 1838 von der Königin als Genugthuung eine schriftliche Abbitte an den König der Franzosen und eine Strafzahlung von 2000 Dollars. Die Königin bat um Untersuchung und Frist, worauf eine Kriegsdrohung folgte. So entlehnte sie das Geld und schrieb den verlangten Brief. Zugleich erpreßte Dupetit die Unterzeichnung eines Vertrags, nach welchem alle Franzosen für jegliches

Gewerbe volle Freiheit haben sollten. Umsonst wandte sich nach seiner Abreise die Königin an England mit der Bitte um Schutz. Das Jahr darauf kam Kap. La Place mit der Fregatte Artemise. Kaum hatten die Eingebornen sein auf Felsen gestoßenes Schiff mit großer Aufopferung vom Untergang gerettet, als er eine feindliche Stellung annahm und mit der Forderung auftrat, der römischen Kirche unbeschränkte Religionsübung im ganzen Gebiete der Königin und ein Stück Landes zu einer katholischen Kirche einzuräumen. Es blieb keine Wahl, als den Forderungen zu willfahren.

Weil übrigens die Jesuiten nicht nach Wunsch Eingang fanden, wußte Moerenhout, der jetzt franz. Consul war, 4 Häuptlinge zu bethören, daß sie einen Brief unterzeichneten, in welchem den Franzosen die Herrschaft über Tahiti angetragen wurde. So sehr die Königin, ja die betrogenen Häuptlinge selbst protestirten, wurde doch dem Briefe volle Rechtskraft zugeschrieben. Dupetit Thouars, jetzt Admiral, kam 1842, beschwerte sich über Vertragsbruch und Mißhandlung der Franzosen, und forderte binnen 48 Stunden die Erlegung von 10,000 Dollars als Garantie für künftiges Wohlverhalten, oder Uebergabe des Forts zur Besetzung durch französ. Truppen. Schon sah man dem Ausbruch von Feindseligkeiten entgegen, als jene 4 Häuptlinge, durch Drohungen und durch das Versprechen von je 1000 Dollars übermocht, abermals eine Schrift unterzeichneten, in welcher sie im Namen der Königin und der mächtigsten Häuptlinge um das Protectorat des Königs der Franzosen baten. Die Königin, der Entbindung nahe, sollte binnen 24 Stunden auch unterschreiben, und that's endlich, mit einer Kanonade bedroht. Sie schloß dann ihren 6jährigen Sohn in die Arme, und sagte mit Thränen: „Mein Kind, jetzt habe ich die Vernichtung deines Reichs unterschrieben.“ Triumphirend veranstaltete hierauf der Admiral eine Wollustfeier, um dem Einfluß der Missionare entgegenzuwirken. „Denn,“ schrieb ein Offizier,

„der Admiral würde es uns nicht gestattet haben, die Frauen aufzunehmen, wenn die Missionare sich nicht so lächerlich dagegen aufgehalten hätten.“

Alle Protestationen und Bittschriften der Tahitier an die europ. Seemächte waren umsonst. Im Nov. 1843 erschien abermals D. Thouars mit 3 Kriegsschiffen vor Papiti. Er nahm Anstoß an der Flagge über dem Palast der Königin, in welcher eine Krone war, nannte dieß eine Verletzung des Vertrags, und verlangte ihre Einziehung. Als die Königin sich weigerte, ließ er sie durch Soldaten herunterziehen, erklärte die Königin für abgesetzt und Tahiti für eine franz. Kolonie. Da floh die Königin an Bord eines englischen Kriegsschiffs, und appellirte an den König der Franzosen. Der engl. Consul Pritchard, früher Missionar, wurde 6 Tage eingekerkert, und dann des Landes verwiesen. Gleich nachher brach der Krieg aus. Zwar erkannte die franz. Reg. die Besitznahme von Tahiti nicht an und berief ihren Admiral zurück; aber ehe die Entscheidung kam, dauerten die Verwüstungen des Kriegs fort. Eine förmliche Schlacht fiel im März 1844 bei Mahaina vor, da die Franzosen einen Verlust von 48 Todten und 70 Verwundeten hatten. Die Tahitier verschanzten sich bei Papenu, entschlossen, sich bis zum letzten Blutstropfen zu vertheigen, obwohl die Missionare sie stets zu beschwichtigen suchten. Auch nach dem Eintreffen der franz. Entscheidung wurde die Lage nicht besser; und die Königin zog sich jetzt nach Rajatea zurück, dem Gouverneur Bruat erklärend, daß sie nur als souveraine Fürstin ihr Land wieder betreten werde.

Die Missionare hatten wohl stets fortgearbeitet, obwohl sehr betrübt, die Insulaner unter den Kriegen verwildern zu sehen, ja selbst mit beständiger Lebensgefahr, wie auch Miss. Mac Kean während eines Gefechts unter dem Obdach seines Hauses von einer Kugel getödtet wurde. Jetzt aber wichen alle von der Insel, nur Miss. Howe kehrte dahin zurück, und ist bis heute geblieben.

In allen europ. Ländern rief das Verfahren der Franzosen einen gerechten Unwillen hervor; aber alle Adressen an Louis Philipp von London, Paris, Genf, Basel, Hamburg, Berlin änderten nichts in der Sache. Ja, die franz. Fregatte wollte noch weiter gehen und auch die westliche Gruppe überwältigen. Sie griff 1846 Huahine an, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Diese Niederlage entzündete den Krieg auf Tahiti von Neuem; 2 Jahre lang schlugen die Tahitier alle Angriffe ab, bis ein fremder Insulaner die Franzosen auf einem geheimen Pfad ihnen in den Rücken führte, worauf die tapfern Vertheidiger sich ergeben mußten. Nun wurde der Friede und die öffentliche Ordnung hergestellt. Die Königin kehrte zurück; und durch einen Vertrag zwischen der engl. und franz. Regierung wurde wenigstens die Unabhängigkeit der westlichen Inseln (Huahine, Rajatea, Borabora 2c.) förmlich anerkannt. Dabei ist es auch bis jetzt verblieben.

Den Missionaren aber wurden große Hindernisse in den Weg gelegt; besonders gewaltthätig war der Gouverneur Lavaut, welcher die schon 1842 gewährleistete Religionsfreiheit durchaus unbeachtet ließ. Er erklärte die Kapellen und Missionshäuser der Lond. Ges. für Nationaleigenthum, beschränkte die Arbeit der Missionare auf bestimmte Bezirke, und versperrte ihnen polizeilich den freien Zutritt anderwärts. Noch ernstlicher wurden die Beschränkungen 1852, auch mit Bezug auf die eingebornen Prediger, welche von den französ. Beamten bestätigt werden und Staatsbesoldungen annehmen müssen, während katholischen Priestern alle Freiheit eingeräumt wurde. Doch besserte sich allmählig die Stimmung der Regierung; und wenn Klagen des röm. Bischofs vor die Richter kommen, wie 1855, da Miss. Howe auf eine Schmähschrift des Bischofs gegen die Protestanten eine Gegenschrift folgen ließ, und ob dieser verklagt wurde, so findet der Missionar meistens Recht. Neuestens hat auch unerwartet der Gouverneur von selbst dem Miss.

Howe Erlaubniß zu freier Predigt gegeben; und die Mission geht im Grunde wieder ihren gesegneten Gang, nur daß sie gegen Ausschweifungen der Fremden wenig Einfluß hat. Der Katholicismus findet fast keinen Eingang; und die Liebe zu den ersten Lehrern lassen sich die Insulaner nicht nehmen. Darum ist die Zahl der Kirchenglieder gegenwärtig (1861) größer als je. Leider raffte 1854 eine furchtbare Seuche so viele Einwohner hinweg, daß die Bevölkerung Tahiti's, gerade wie 1814, sich nur auf 8000 Seelen belaufen soll. Auch der königliche Prinz starb 1855 zum großen Schmerz der vielgeprüften Königin. — Auf den übrigen Inseln, besonders der Westgruppe, ist die Mission gleichfalls in gutem Gang. Londoner Missionare stehen auf Huahine, Rajatea und Tahaa; und sonst sind eingeborne Prediger und Lehrer weit herum angestellt.

Missionsnachrichten von der vergewaltigten Insel laufen natürlich nur spärlich ein. Dagegen hört man von den Oestreichern der Novara-Fregatte, welche 1859 dort eine gute Aufnahme fanden, daß trotz aller Künste der Katholicismus keine 100 Anhänger gewonnen habe, der Handel seit der franz. Protection nur Rückschritte mache, die franz. Sprache sich nicht ausbreite, dagegen viel englisch gesprochen werde. Der Statthalter hatte die vom Landesgesetz verbotenen unzüchtigen Tänze gerade vor seinem Palast wieder aufzuführen befohlen, „um die Missionare zu ärgern." Das hat auch die kathol. Oestreicher geärgert. Hatte man 1848 noch 8082 E. gezählt, so war diese Zahl 1858 schon auf 6000 gesunken, wohl in Folge des überhandnehmenden Branntweingenusses!

---

f. Die Austral-Inseln.

§ 252. Südlich von Rajatea um den Wendekreis des Steinbocks herum sind 5 Inseln, die man zusammen die Australinseln nennt. Sie liegen ziemlich weit aus einander, und haben nur noch 6000 E. Die Beschaffenheit der Inseln, wie auch die Sprache und Eigenthümlichkeit der Bewohner stimmt mit den Gesellsch.-Inseln überein. Von daher wurde auch das Christenthum von 1820—1826 durch eingeborne Lehrer eingeführt und bis

heute gepflegt, so weit es nicht später die Franzosen gehindert haben.

1) Rurutu (Ohiterea), 18 St. im Umfang, 150 St. s. von Rajatea, wurde 1769 von Cook entdeckt. Ihr ebener Küstenrand, der auf Korallengrund ruht, ist vom Meere angeschwemmt. Ein 200′ hoher, senkrecht sich erhebender Felsen besteht aus einem einzigen Korallenstück; ihm gegenüber steht ein gleichgebauter noch breiterer und höherer Fels, eine Erscheinung, die nur durch gewaltige Natur-Revolutionen sich erklären läßt. Die E. zeichnen sich durch Geschmack und Kunstfertigkeit aus und wurden auf wunderbare Art bekehrt. Eine 1820 durch ein europ. Schiff eingeführte Krankheit brachte die E. von 6000 auf 314 herab. Nun erbauten sich 1821 zwei Häuptlinge 2 große Boote, nahmen auf, was Platz hatte und vertrauten sich den Wellen und Winden an, um dem Zorn der Götter zu entrinnen. Ein gewaltiger Sturm trieb sie lange umher; das eine Boot kam um, während das andere mit 25 Personen unter dem Häuptling Auura nach vielem Ungemach zuletzt auf Rajatea landete. Groß war ihre Verwunderung, als sie die Weißen sahen, die Kleidungen, die schönen Wohnungen, die neu erlernten Künste der Insulaner, auch den Gesang in der Kirche, die Predigt in ihrer Sprache hörten. Sogleich waren sie entschieden, und Auura fing an, mit emsiger Begier zu lernen. Nach 3 Monaten dachten sie an ihre Heimath; und der Häuptling sagte, er könne nicht in sein finsteres Geburtsland zurückkehren, ohne ein Licht in der Hand (d. h. Lehrer) zu haben. Sein Wunsch wurde bekannt gemacht; 2 Diakonen waren sogleich bereit, während die ganze Gemeinde ihre Theilnahme bezeigte, und der Eine ein Messer, jener eine Scheere, andere Leinwand, Nägel u. dgl. mitgaben. Unter feierlichen Segenswünschen wurde so das erste Missionsboot von Rajatea abgesendet. Als sie in Rurutu ans Land stiegen, knieten sie am Ufer nieder, um Gott für ihre Erhaltung zu danken, ohne darauf zu achten, daß der Ort, auf dem sie standen, dem Oro geheiligt war. „Sie werden sterben," hieß es auf Rurutu; als sie vollends gemeinschaftlich mit den Frauen aßen, erwartete man, daß die letzteren am Leibe schwellen und todt niederfallen würden. Da nichts erfolgte, hieß es: „Vielleicht wird der Gott in der Nacht kommen und sie tödten; wir wollen warten und sehen." Wirklich kam auch Einer in der Nacht und rief Auura's Frau zu: „Lebst du noch?" Am Morgen verwandelte sich das Erstaunen der Leute in Aerger, daß sie so lange von dem bösen Geiste betrogen worden seien. Die Lehrer begannen nun ihr Werk; und Auura hielt eine Versammlung, in welcher er auf Abschaffung des Götzendienstes antrug. Doch wollten sie noch

einmal eine Probe mit dem Essen machen, weil die Götzenpriester weissagten, Frauen, welche mit ihren Männern von Schweinen oder Tauben rc. äßen, würden sogleich vom Gott gefressen werden. Die Probe wurde glücklich bestanden; und nun durchflog sämmtliche Einwohner nur Ein Drang zum Christenthum. Man denke sich das Erstaunen in Rajatea, als man das Missionsboot, schon nach einem Monate, bis oben mit Götzen angefüllt zu dem Ufer zurückkommen sah. Man las in öffentlicher Versammlung die Briefe der Lehrer vor, und dankte dem HErrn, daß dieser erste Missionsversuch so gut gelungen sei. Auch die Götzen wurden zur Schau ausgestellt; besondere Aufmerksamkeit erregte der Hauptgötze Aa, der nicht nur von außen mit kleinen Götzen überdeckt war, sondern auch eine Oeffnung im Rücken hatte, die, als man sie aufthat, das seltene Spiel von 24 kleinen Götzen darbot, die er im Leibe trug. Das Jahr darauf war in Rurutu Alles verändert. Alle, freilich nicht viel über 200 Seelen, bekannten sich zum Christenthum. Sie waren niedlich gekleidet, und hatten 60—70 reinliche Wohnhäuser, in deren Mitte eine schöne Kirche stand, wohlangelegte Gärten und anständige Sitten. Die Bevölkerung hat seitdem wieder bedeutend zugenommen.

2) Rimatara, etwa 24 St. westlicher, ist etwa 6 St. l. und verhältnißmäßig schmal, mit nur 2—300 E. Das Christenthum kam 1822 durch tahitische Lehrer her. Kaum wußte man etwas von ihrer Bekehrung, als Williams 1823 die Insel besuchte, und vom Anblick eines 60′ langen Gotteshauses überrascht wurde. Alles war aufmerksam und andächtig; es herrschte die schönste Eintracht; 130 Kinder und Erwachsene saßen in der Schule und lernten im Sand lesen und schreiben. Williams schaffte das Nöthige her, und ordnete 1825 an, daß die Männer fortan das Feld bauen, Frauen die häuslichen Geschäfte besorgen sollten.

3) Tubuai, etwa 60 St. s. ö. von Rurutu, gerade unter dem Wendekreis, 1777 von Cook entdeckt, zu einem hohen Felsengebirge sich erhebend, gut bewaldet und angebaut, seit 1820 von derselben Krankheit, wie Rurutu, heimgesucht, so daß von 1000 nur 300 E. übrig blieben, bekam 1822 durch Miss. Nott 2 Lehrer, durch welche in 2 Jahren Alles verändert war. Die Insel ist längst christlich, jetzt viel besser bevölkert, und steht auch äußerlich im Segen.

4) Raiwawai oder Wawitao, wegen ihrer steilen, bis auf 900′ hohen Felsenwände von ihrem ersten Entdecker (1791) auch Hochinsel genannt, liegt 24 St. östlicher, und hat etwa 2000 E. Ein hoher Bergrücken theilt sie in das östl. und westl. Gebiet, und war einst die Streitlinie, auf der die Bewohner diesseits und jenseits mit Speeren und Steinen sich wechselseitig

bekriegten. Der Kindermord war nicht herrschend, darum Frauen in der Mehrzahl, weil viele Männer im Kriege und als Menschenopfer umkamen. Obwohl die Insel 180 St. von Tahiti entfernt ist, galt doch Pomare's II. Ansehen auch hier. Er kam 1820 mit dem tahitischen Lehrer Para, versöhnte die Parteien, hieß die Götzen wegwerfen, und ließ ihnen den Lehrer zurück. Alles wandte sich dem Christenthum zu; und bald stand ein Bethaus, 180′ l., am Meeresstrande, worin die Götzen zu Kirchstühlen dienten. Miss. Nott brachte 1822 weitere Lehrer, und taufte 52 Eingeborne. Die ganze Insel ist jetzt christlich, und gut angebaut.

5) Rapa oder Oparo, 130 St. s.ö. von Raiwawai, 1791 entdeckt, aber erst 1821 wieder besucht, nicht groß, aber hoch und stark bevölkert, hat ein gesundes Klima und einen Boden, wie Tahiti, aber keine Kokus- und Brodbäume. Die E., einst 2000, sind dunkler als die Tahitier, sonst diesen ähnlich. Sie gingen völlig nackt, hatten nur elende Hütten, viele Kriege und verschanzten sich in Pa's, wie die Neuseeländer. Ein Kapitän aber brachte 1825 zwei Rapaner nach Tahiti. Dort angefaßt, kehrten sie mit tahitischen Lehrern in ihre Heimath zurück, welche alsbald die günstigste Aufnahme fanden. 1831 fand Miss. Davies fast die ganze Bevölkerung bekehrt, und in der engeren Gemeinde 110 Seelen. Später raffte eine Krankheit viele E. weg; und 1836 waren nur noch 500 am Leben.

Die Australinseln konnten nie mit europ. Lehrern besetzt werden, hatten aber stets eingeborne Lehrer und Prediger, (9 in 1848). Die Gemeinden gaben auch schöne Miss.-Beiträge. Für sie wurden endlich die Goßner'schen Missionare Hones und Mahn bestimmt, welche nach einem längeren Aufenthalt in Tahiti 1852 auf Rurutu ankamen. Wie aber bereits Tubuai unter französ. Protection gekommen war, und auf Raiwawai Mormonen sich eingeschlichen hatten, so wurden auch von Rurutu die Missionare durch die Franzosen vertrieben. Sie begaben sich sodann nach Eimeo, zogen aber, da auch hier ihnen das Missioniren polizeilich verwehrt wurde, nach N.-Amerika. Sonst stehen die Australinseln in Verbindung mit der Lond. Ges.; und besuchende Missionare haben Freude an den fleißigen und einfältigen Christen.

---

g. Der niedrige oder gefährliche Archipel.

aa) Die Paumutu- oder Palliser-Inseln.

§ 253. Weiter östlich von Tahiti liegt der weitläufigste Archipel der ganzen Südsee, der niedrige oder gefährliche genannt, der aus mehr als 50 kleinen Inselgruppen besteht, und der in der Landessprache nach einer der größten Gruppen auch der Paumutu- (Pomutu) Archipel genannt wird. Er liegt zwischen dem 14—25° s. Br. und zwischen dem 230—248° ö. L., und bildet den Schluß Polynesiens gegen Osten, wiewohl auch die ganz einsam stehende Osterinsel oder Waihu (27° s. Br., 267° ö. L.) zu Polynesien zu rechnen ist, da ihre Bewohner (etwa 2000) noch zum oceanischen Geschlechte gehören.

Die Inseln des großen Archipels sind sehr klein, höchst selten 3—5 □ M. groß, und gehören fast alle der Korallenformation an. Sie ragen nur wenige Fuß über die Meeresfläche hervor, sind von kreisförmiger Gestalt und ruhen auf Tafelbergen, die aus der unergründlichen Tiefe aufsteigen, ohne die Oberfläche zu erreichen. Korallenriffe umschließen die Inseln, welche in ihrer Mitte eine Lagune oder einen Binnensee haben. Ein Sturm bei trübem Wetter bringt den Schiffen sicheren Untergang; und die Brandungen an den Eilanden sind so furchtbar, daß sie jede Landung verbieten, wenn man nicht einen Eingang in den inneren Kreis der Riffe gewinnt. Auf Einigen ist der fruchtbare Boden 8—10′ tief. bei Andern viel weniger. Das Klima ist das tropische, aber durch die Seewinde ungemein gemäßigt. Die Produkte sind weniger mannigfaltig; die E., die in Gestalt, Sprache, Sitten und Gebräuchen den Tahitiern ähneln, spärlich. Selten hat eine Insel über 1000 E.; und viele sind ganz unbewohnt. — Die nördlichsten Eilande berührte schon Magellan auf seiner ersten Reise um die Welt 1520; und die südlichsten wurden 1606 von einem Spanier entdeckt, die übrigen von verschiedenen Seefahrern von 1616—1822, die eigentlichen Paumutu-Inseln nebst Aurora (Matia) und Karlshof 1722 durch den Holländer Roggeween.

Die eigentlichen Paumutu- (Palliser-) Inseln, aus 4 nicht unbeträchtlichen Gruppen bestehend, liegen 40—100 St. ö. von Tahiti und haben etwa 5000 E. Letztere

stehen weit unter den Tahitiern. Sie galten früher für sehr wild; und ihre grausamen Kriege ruhten niemals. Oft retteten sich Flüchtlinge nach Tahiti, wohin die Insulaner überhaupt viel Verkehr hatten; und 1807 kamen zuerst die Besiegten herüber, und dann die Sieger, um sie zu vertilgen. Pomare II. brachte sie aus einander und verwilligte Beiden Land. Etliche derselben bekehrten sich von 1815 an; und Andere, die aus ihrer Heimath herüberkamen und die großen Veränderungen sahen, wurden schnell so eifrig, daß sie nach ihrer Rückkehr mit Erfolg auf die Ihrigen wirkten. Als daher 1822 zwei Eingeborne aus Paumutu, in Tahiti erzogen, als Lehrer in ihre Heimath abgesandt wurden, waren bereits die Götzen weggeworfen und das Christenthum eingeführt, vornehmlich auf der Insel Aana. Schon feierte man den Sonntag; und in jeder Hütte wurden Hausgottesdienste gehalten. Nichts Unanständiges und Rohes war mehr wahrzunehmen; ein auffallender Ernst herrschte auf jedem Gesichte. Sie sagten: „„Bisher waren wir an 3 Augen blind, an den beiden des Leibes und dem Einen des Geistes."" Schnell lernten sie fortan lesen, das Wort Gottes wurde ihr Ein und Alles; und seitdem herrscht tiefer Friede auf den Inseln, die jetzt durch ihren Perlen- und Trepang-Handel eine Wichtigkeit erhalten haben. Um 1826 waren sämmtliche Eingeborne der Paumutu-Inseln Christen; und sie machten sich nun auch an die Nachbargruppen, wie Aurora und die Ketteninseln, zu deren rohen und grausamen Bewohnern Pomare II. schon 1817 einen Lehrer geschickt hatte. Es bestanden 1842 auf den Paumutu's eine Haupt- und 3 Nebenstationen, welche von Zeit zu Zeit von den Missionaren auf Tahiti und Eimeo besucht und mit Lehrern und Büchern versehen wurden. Auch andere Inseln, wie die Bow-Insel und Byam Martin, wurden christlich, und so wohl noch viele, in deren Nähe seit Jahren kein europ. Schiff gekommen ist, während die Bekehrten Alles wagen, um auch andere

Wilde aus der Finsterniß zu heben. Natürlich haben auch die Jesuiten den Weg dorthin gefunden und rühmen sich einer Gemeinde auf der Ketteninsel.

---

dd) Die Gambier-Inseln.

§ 254. Am s. ö. Rande des gefährlichen Archipels liegt die Gruppe der Gambier-Inseln, in der Nähe des Wendekreises, etwa 400 St. ö. von Tubuai. Sie besteht aus 6 Inseln: Mangarewa, Peard, Akena, Taravai, Akamaru und Kamaka, und etlichen kleineren Eilanden, welche alle innerhalb eines Korallenriffs liegen, von welchen aber nur die Eilande der Korallenbildung angehören, während die andern vulkanischen Ursprungs sind. Zur Gruppe rechnet man auch Crescent oder Moe, etliche St. südlich, gleichfalls vulkanischen Ursprungs. Die Gruppe wurde 1797 vom Kapt. Wilson auf dem Missionsschiff Duff entdeckt, und nach dem damaligen Präsidenten der Lond. Ges., Lord Gambier, genannt, wie die 1250′ hohen Berge auf der Hauptinsel Mangarewa die Duffsberge. Unter den (2—4000) Eingebornen zeichneten sich Manche durch schönes Aeußere und Gutmüthigkeit aus, doch sollen sie auch Menschenfresser gewesen seyn.

Von der Insel Taravai wurde 1832 der Häuptling Terura nach Tahiti gebracht, wo er mit großer Begierde lernte. Nach 3 Monaten kehrte er mit einem Tahitier zurück, welcher aber vom Volk argwöhnisch angesehen wurde. Denn eine eben herrschende Epidemie schrieben die Leute einem früheren Versuche zu, den Lehrer aus Rapa (§ 252, 5.) gemacht hatten. Jener Tahitier kehrte daher sogleich wieder zurück. Allein 1833 ließ Miss. Orsmond einen eingeb. Lehrer nebst Büchern auf Akena, einer andern Gambier-Insel, zurück; und hier behandelten die Eingebornen den Lehrer freundschaftlich. Viele wohnten seinen Lehrstunden bei; und seine

Bemühungen, hoffte man, würden nachfolgenden tüchtigen Lehrern den Weg bahnen.

Aber eben um diese Zeit wurden in Rom die Plane zum Sturm auf die protest. Missionen geschmiedet (§ 251). Die päpstlichen Missionare, welchen die Gambier-Inseln als Thüre zu dem ganzen Inselmeer erschienen, kamen im Aug. 1835 an, und landeten, da man sie zu Mangarewa nicht aufnehmen wollte, zu Akena, wo sie die Aufmerksamkeit der Eingebornen so sehr auf sich zogen, daß die protest. Lehrer kaum noch die nöthige Nahrung finden konnten, und bald nach Tahiti zurückkehrten. Als der Priester Caret 1838 nach Rom reiste, rühmte er sich, sämmtliche 4000 Eingeborne der Gambier-Inseln bekehrt zu haben. Darum erhielt er vom Papste reiche Geschenke für das neu bekehrte Königspaar, worunter ein vergoldetes Marienblid von Bronze; und außerdem schickte Louis Philipp dem Gambierkönig einen Ehrendegen. Von den Gambier-Inseln kam die römische Lehre auch in Crescent auf. Im Jahr 1844 stellten sich die hier weilenden Jesuiten unter den unmittelbaren Schutz Louis Philipps; einer derselben ist Minister des Königs, und hat 1857 einige 60 Christen nach Tahiti gesandt, die dortige Kathedrale zu erbauen und den dortigen Protestanten durch ihre günstigere Behandlung seitens der Behörden zu imponiren.

---

cc) Die Pitcairn-Insel.

§ 255. Etwas ganz Eigenthümliches bietet uns die Pitcairn-Insel dar, auf welcher von 1789—1856 eine von einem Matrosen Adams unterhaltene christliche Kolonie bestand, deren Entstehung und patriarchalisches Leben ungemein viel Theilnahme in der christlichen Welt fand, bis sie nach der Norfolk-Insel (§ 206) versetzt wurde. Die Pitcairn-Insel liegt ganz einsam da, 120 St. s. ö. von den Gambier-Inseln, wurde 1767 entdeckt und ist insofern eine Gruppe, als sie verschiedene

kleine Inseln oder Eilande um sich hat und mit ihnen in Einem Korallenriff versteckt liegt, was das Herannahen eines Schiffes schwierig macht. Die Insel ist kaum eine Stunde lang und hat außer den Wäldern nur wenig anbaufähigen Boden, auch kein anderes Wasser, als welches künstlich gesammelt wird. Ihre Berge mögen etwa 1000′ h. seyn.

Geschichte der Kolonie: An Pitcairn landete Kapt. Bligh 1789 auf dem Schiffe Bounty. Auf der Rückfahrt aber brach auf dem Schiffe eine Meuterei los, und der Kapitän wurde in einem offenen Boote ausgesetzt. Die Meuterer fuhren zunächst nach Tahiti. Fürchtend aber, ihre That möchte offenbar werden, fuhr ein Theil mit dem Schiff wieder ab, begleitet von 18 Tahitiern, meist Frauen. Bligh rettete sich nach unsäglichen Mühsalen auf seinem Boote nach Timor. Die auf Tahiti Zurückgebliebenen wurden 1791 von Kapt. Edwards festgenommen. — Jene Flüchtigen aber fuhren nach langem Schwanken zur Pitcairn-Insel zurück, welche ohne Bewohner war und nicht leicht europ. Besuche bekam. Hier räumten sie das Schiff aus, um sich ansiedeln zu können, und trieben es auf den Grund. Bald kam Zwietracht unter sie; und als Einer von den 9 Engländern seine Frau verlor, zwang man Einen der Tahitier, ihm die Seinige abzutreten. Der aber verschwor sich mit den andern Tahitiern gegen das Leben der Engländer, die dann auch unversehends überfallen und erschlagen wurden. Ein Matrose jedoch, Adams, raffte sich wieder auf und versteckte sich im Gebüsch. Die Tahitierinnen, welche den Engländern gewogen gewesen waren, ermordeten nun aus Rache alle jene Männer in der folgenden Nacht, fanden Adams wieder auf, pflegten sein, daß er am Leben blieb, und bildeten nebst ihren Kindern mit ihm eine Familie. Adams aber war unter den schrecklichen Mordscenen zu sich selbst gekommen, las fleißig in seiner Bibel und suchte seine Gefährtinnen und Kinder zu bekehren. Ein stiller Segen kam über die verjüngte Kolonie. Adams verheirathete die Kinder, theilte das Land unter sie, unterrichtete sie im Christenthum und war Vater, Regent und Priester für die Kolonie, welche bis 1824 zu 36 Personen männlichen und 30 weiblichen Geschlechts angewachsen war. In diesem Jahr kam Kapt. Beechy zur Insel, der nicht wenig erstaunt war über Alles, was er sah und hörte. Adams aber stellte die Kolonie jetzt unter den Schutz der britischen Regierung, und bekam von Tahiti einen Lehrer und Bibeln. Nun gelüstete es die Ansiedler, nach Tahiti zu fahren, um etwa dort sich niederzulassen. Doch starb noch vorher Adams 1829, erfreut, daß er an einem

ausgedienten Steuermann, Nobbs, einen Nachfolger bekommen hatte, der später 1852 in London die Predigerweihe bekam. Die brit. Reg. ließ 1832 die Kolonie, 87 an der Zahl, nach Tahiti übersetzen. Aber die Meisten hatten Heimweh nach ihrer früheren Heimath, und ihrer 70 kehrten auch dahin zurück. Bis 1837 zählte die Kolonie 92 Personen; und ihre patriarchalischen Sitten bei geordnetem Gemeinwesen erquickten jeden Besuchenden. Sie wuchsen bis auf 194 Personen an. Weil aber jetzt das Feld zu klein, und durch Ausrottung des Waldes das Regenwasser zu spärlich wurde, versetzte die englische Reg. die Kolonie 1856 nach den Norfolkinseln, wo die seit 1824 bestandene Verbrecherkolonie aufgehoben wurde, um ihr Feld, Gebäude und Habseligkeiten den neuen Ankömmlingen zu überlassen. Seither ist aber eine ziemliche Anzahl derselben nach Pitcairn zurückgekehrt.

---

h. Die Marquesas-Inseln.

aa) Die Inseln und Bewohner.

§ 256. Wir kommen zur letzten Inselgruppe Polynesiens, zu den Marquesas-Inseln, welche etwa 120 St. n. vom gefährlichen Archipel liegen, vom 10—7° s. Br. herauf. Sie bestehen eigentlich aus 2 Gruppen. Die südliche, bestehend aus den 5 Inseln: Fetugu, Ohiwao, Tahuata oder Santa Christina, Motane (San Pedro) und Fatuhiwa (La Madelena) oder Ohitohen, wurde 1567 von Mendanna entdeckt, der sie nach seinem Vetter, dem Marquis von Mendoza, Vicekönig von Peru, Marquesas nannte, wie sie auch Mendanna- oder Mendoza-Inseln heißen. Die nördliche Gruppe, bestehend aus den 7 Inseln: Nukahiwa (1600 E.), Uapoa, Lincoln (unbewohnt), Uahuga, Mottowatty (unbewohnt), Hiwaoa (3500 E.) und Fattuuhu, wurden 1791 von einem Nordamerikaner entdeckt und Washington-Inseln, dem Präsidenten zu Ehren, genannt. Alle 12 Inseln aber, welche gleiche Beschaffenheit und Einwohner haben, betrachten die Eingebornen als Einen Archipel unter dem Namen Nukahiwa. Sie sind vulkanischen Ursprungs und gebirgig, mit Bergen zu 6000′ Höhe, und durch schwarze Felsen voll wunderlicher Gestalten, einige Thäler

ausgenommen, sehr unfruchtbar. Die Einwohner, welche hier noch fast ihre ursprüngliche Art und Sitte voll Gräuel haben, nehmen reißend schnell ab. Zählte man früher auf der südlichen Gruppe 12,000, auf der nördlichen 25,000, so sind jetzt im Ganzen nur 8000 übrig.

Die Marquesaner werden für die schönsten aller Australindier gehalten; und Manche, namentlich Frauen, haben fast die Weiße des Europäers, was bei Männern wegen des übermäßigen Tätowirens weniger sichtbar ist. Jene sind wohlgestaltet, zeigen aber viel Frechheit, in Folge der zügellosen Ausschweifungen, zu welchen sie sich Fremden ungescheut anbieten, oder gar von ihren Männern auf die Schiffe gezwungen werden. Die Kleidung besteht aus dürftigen Zeugen, auch bloßen Gürteln; tägliches Einreiben mit Kokusöl giebt den Leuten einen widerlichen Geruch. — Die Wohnungen sind lange, schmale Hütten, welche auf Bambuspfosten ruhen und deren Wände mit Kokusblättern und Farrenkraut durchflochten sind. Unter ihrem Hausrath sind auch Kokusschalen, mit den Fingerknochen erschlagener oder verzehrter Feinde geziert; und zu Werkzeugen brauchten sie bisher scharf gespitzte Steine, auch Messer aus dem Zahn des Haifisches. — Die Frauen sind fleißiger als die Männer, und bereiten Gürtel und Zeuge, auch hübsche Körbe und Thongefäße. Sie kochen für sich und den Mann, essen aber selten mit diesem. Doch sind sie weniger abhängig, und können, wenn mißhandelt, auch drein schlagen. Ehebruch scheint weder verboten noch bestraft zu werden; ja, wenn ein Häuptling lange abwesend ist, vertritt der sog. Feuermacher, der immer um seine Person ist, seine Stelle bei der Frau. — Die Sprache hat große Aehnlichkeit mit der tahitischen; und Beide verstehen sich leicht, wiewohl jene noch nicht in grammatikalische Ordnung gebracht ist. — Die Religion ist die nämliche, wie sie auf Tahiti war; und das Tabu scheidet auch hier das ganze Volk in 2 Klassen. Doch sind es hier nicht die unsichtbaren Atua's, welche das Volk beherrschen, sondern deren sichtbare Stellvertreter, einzelne Menschen, von denen man glaubt, daß die Gottheit in ihnen wohne und wirke. Solcher lebenden Atua's giebt es auf jeder Insel und in jedem Distrikt einen. Dieser lebt abgeschieden in einem mächtig umzäunten Hause. In seiner Wohnung, an deren Pfosten scalpirte Menschenleichname kopfabwärts aufgehängt sind, steht ein Opferaltar; und wenn er sich, was er beliebig thut, vor seiner Wohnung auf einen hohen Stuhl setzt, so verlangt er ein Menschenopfer, das alsbald hergeschleppt und vor ihm geschlachtet wird. Er selbst wird auch angebetet und mit Opfern verehrt. Außer ihm sind noch dreierlei Priester da: 1) Die Taua's, welche wenigstens

die Gabe der Eingebung besitzen, auch oft zu Atua's werden, und das Geschäft der Zauberei und Weissagung treiben, und bei deren Tod Menschenopfer gebracht werden; 2) die Tahuna's, welche, wenn geweiht, die Opfer darbringen und die Ceremonieen verrichten; 3) die Uu's, welche die Diener der Tahuna's, besonders bei den Menschenopfer sind, und das Recht, Uu zu seyn, nur bekommen, wenn sie einen Feind erlegt haben. — Die heiligen Plätze sind den Marai's der Tahitier ähnlich. — Die Verfassung ist nicht monarchisch, wie auf Tahiti; und die von einander unabhängigen Häuptlinge haben eine sehr beschränkte Gewalt. In Folge der uralten Demokratie zeigen die Insulaner eine unabhängige, selbstbewußte Art. Statt ordentlicher Gerichte gilt die Selbstrache; und Standesverschiedenheit bringt der Reichthum. Kriege entstehen hauptsächlich dadurch, daß ein Distrikt vom andern Menschenopfer sucht. Die gefangenen und erschlagenen Feinde werden ohne Umstände gebraten und verzehrt, wie einst auf Neuseeland. Wenn sie übrigens gegen anlandende Fremdlinge roh und rachsüchtig sich benehmen, so ist dieß den unerhörten Mißhandlungen zuzuschreiben, welche sie von ihnen erfahren haben.

---

bb) Die Mission auf den Marquesas.

§ 257. Die Missionsgeschichte auf den Marquesas ist eine schmerzliche. Obgleich die erst entdeckte aller Inselgruppen, sind sie noch am weitesten zurück. Gemachte Anfänge wurden nicht fortgesetzt, und zuletzt schienen die französisch-jesuitischen Umtriebe fast alle Hoffnung zur Bekehrung der Inseln zu zerstören. Der erste Versuch wurde gleichzeitig mit Tahiti gemacht. Denn das Missionsschiff Duff fuhr 1797 auch hieher mit Missionaren, nach Tahuata in der südl. Gruppe. Der Häuptling Tenae, der an Bord kam, zeigte sich bereitwillig; und Miss. Crook begab sich auf die Insel, wurde auch freundlich aufgenommen und vom Häuptling als Sohn behandelt, während Miss. Harris nach etlichen Tagen, von Angst ergriffen, schleunigst nach Tahiti zurückfuhr. Crook blieb ein Jahr lang bei kärglicher Nahrung und ohne Erfolg zu sehen. Ein amerik. Schiff, an dessen Bord er sich eben befand, als es wegen eines widrigen Windes schnell die Anker lichten mußte, setzte ihn auf Nuka-

hiwa (nördl. Gruppe) ab, wo die zahlreiche Bevölkerung ihn ebenfalls gutmüthig aufnahm. Aber nach 7 Monaten schiffte er sich nach England ein, um mit den Direktoren der Lond. Ges. sich zu besprechen. Als er 1799 zurückkehren wollte, wurde das Missionsschiff von den Franzosen weggenommen; und weil auch von Tahiti keine gute Nachrichten kam, blieb er von 1803 an in Neusüdwales, und begab sich erst 1817 wieder nach Tahiti. Für die Marquesas war nichts geschehen.

Aber ein Marquesaner aus Ohiwao (südl.) Namens Fana, war eben auf Tahiti, als die großen Veränderungen daselbst vorgingen. Er warf auch seine Götzen weg, bekehrte sich zu Jehova, und sprach sein Verlangen aus, seinen Landsleuten dieß Alles kund zu thun, und den Missionar, den man senden wollte, zu begleiten. Gleichzeitig waren Tyerman und Bennet anwesend, welche ein Schiff nach den Marquesas mitnehmen wollte. So schifften sich 1822 die genannten Deputirten der Lond. Ges. in Begleitung des Miss. Ellis nebst 2 Lehrern mit deren Frauen ein, wurden aber durch Winde von ihrem Wege verschlagen, und erreichten die Sandwichinseln, ohne die Marquesas gesehen zu haben.

Indessen kam es doch noch zur Ausführung eines Versuches. Miss. Crook schiffte sich, in Folge eines gemeinschaftlichen Beschlusses der tahitischen Arbeiter 1825 mit 4 Lehrern, von denen aber Einer unterwegs starb, wieder nach Tahuata ein, das er vor 27 Jahren verlassen hatte. Er wurde von Manchen wiedererkannt und bewillkommt und empfahl die mitgebrachten Lehrer, die sofort allein blieben. Letzteren sicherte wohl der König Jotete Schutz zu; aber sie fanden die Einwohner so wild und lasterhaft, daß sie bald wieder die Insel verließen. Vier Andere wurden 1827 ausgesandt; aber zwei kehrten 1828 zurück, einer starb und der Vierte wurde 1829 wieder abgeholt, weil das Volk den größten Wider-

willen gegen allen Unterricht bezeigt hatte. Unterdessen verfaßte Crook eine Geschichte der Marquesas-Inseln und ein Wörterbuch ihrer Sprache. — Die Inseln wurden immer wieder besucht; aber 1829 fanden die Missionare Pritchard und Simpson den bürgerlichen Zustand derselben so zerrüttet, daß sie die Niederlassung bloßer Nationallehrer für völlig unfruchtbar erklärten. Dennoch ließ 1831 Miss. Darling abermals 3 Lehrer auf Tahuata und 2 auf Fatuhiwa zurück. Die Ersteren verließen schon das Jahr darauf ihren Posten; und so blieb nur Fatuhiwa besetzt. — Auch ein Versuch, den 1833 die Nordamerikaner von den Sandwichinseln aus auf Nukahiwa machten, war nur von kurzer Dauer.

Die Lond. Ges. indessen konnte die Sorge um die Marquesas nicht aufgeben und schickte für sie 1834 3 Missionare ab, die mit 4 tahitischen Gehilfen beim Könige Jotete günstige Aufnahme fanden und sich in Waitahu niederließen. So freundlich sich das Volk erwies, so unüberwindlich war fortwährend seine Abneigung gegen den Unterricht. Zwei der Missionare kehrten bald nach Tahiti zurück, weil sie es bei der Zügellosigkeit der Marquesaner nicht für gerathen hielten, mit Weib und Kind länger zu bleiben. Stallworthy harrte aus, und sah allmählig doch Früchte, indem eine Anzahl zum Christenthum bekehrt wurde und Jotete immer mehr Vertrauen gewann. Zu ihm gesellte sich auch Missionar Thompson. Die Kunde von diesem Erfolg kam zu den Jesuiten auf den Gambier-Inseln, welche alsbald den Beschluß faßten, auch hier die protest. Mission zu zerstören. Dazu sollte der bekannte Kapt. Dupetit Thouars helfen, der auch 1838 mit 2 Priestern eben am Missionsorte landete. Den Letzteren hielt Stallworthy vor, es gebe ja noch heidnische Inseln genug im Archipel; aber die Priester erwiederten, man werde seiner Zeit auch die schon besetzen, jetzt jedoch sei es gerade auf den Ort abgesehen, wo er wohne. Im Namen

Frankreichs traten die Papisten an's Land; und schon 1839 folgten ihnen 10 Gehilfen, von welchen 5 später nach Nukahiwa zogen. Der Häuptling Jotete, durch Geschenke angelockt, räumte ihnen Land ein; und nun boten sie Allem auf, um die Eindrücke der Predigt des Evangeliums zu vertilgen. Dazu war ihnen auch der berühmte Weltumsegler Dumont d'Urville behülflich, indem er im Aug. 1838 an Bord seiner Schiffe schamlose Unzuchtsfeste veranstaltete, welche nach der eigenen Versicherung der übrigen franz. Offiziere an Rohheit und Gemeinheit alles Denkbare übertrafen. Unter diesen Umständen blieben die Protestanten nur bis 1841 auf ihrem Posten. Es erfolgte auch 1842 die förmliche Besitznahme der Marquesas durch die Franzosen, welche vorerst jede evang. Mission ausschloß. — Zu bemerken ist noch, daß 1850 die Inseln Nukahiwa und Tahuata zu Deportationsorten für franz. Verbrecher gemacht worden sind, ein Unheil weiter für die unglücklichen Marquesaner.

Dennoch ist noch nicht Alles für die Marquesas verloren. Im März 1853 kam der erste Häuptling von Fatuhiwa (Madalena), Namens Makunui, zu den Amerikanern nach Hawaji auf den Sandwichsinseln, welche letztere 900 St. n.w. liegen, und begehrte im Namen seiner Landsleute einen Missionar. Die dortige Miss.-Ges. bestimmte hiezu 3 bis 4 Lehrer sammt deren Frauen, darunter einen, der bereits als Kind den Schweinen zum Futter in den Trog geworfen worden war. Miss. Parker, der schon 1833 auf den Marquesas gewesen war, sollte sie begleiten. Sie gingen auf einem gemietheten Schiff mit dem Häuptling und seinem Tochtermann Puu unter Segel, und kamen nach 14tägigem Aufenthalt auf Tahiti im August 1853 wohlbehalten auf Fatuhiwa an. Gleich darauf kam auch ein kathol. Priester von Tahiti, welcher von einem der Häuptlinge verlangte, man solle die protest. Lehrer wieder nach den Sandwichinseln zurückschicken, weil die Marquesas den Franzosen gehörten. Aber dieser Anmaßung

wurde keck widersprochen; und die Missionare blieben. Sie erlebten schauerliche Kämpfe, 1855, in welchen viele Menschen verzehrt oder den Schweinen verfüttert wurden. Noch schreitet die Mission fort, unter 7 Hawajern und 1 Weißen, welche die Hawaji-Miss.-Ges. regelmäßig vom „Morgenstern" (§ 203) besuchen läßt. Den größten Eindruck auf die Insulaner machte die Todesverachtung des blinden Miss. Kapohaku, dem sie das Haus über dem Kopf anzündeten, ehe sein Gebet ihre Wuth in Hochachtung verwandelte. Die Bekehrten zeigen merkwürdige Charakterfestigkeit und kehren sich auch nicht an den Spott der Europäer. Die Missionare werden vom Volk geliebt und üben bereits bedeutenden Einfluß auf seine Sitten aus.

Der Miss.-Stationen sind 8, Gemeindeglieder 12, in den Schulen lernen 217 Zöglinge, die sich zur Gemeinde halten. An 100 Frauen haben schon lesen gelernt.

---

4. Die Sandwichinseln.

a. Die Inseln.

§ 258. Im nördlicheren Theile des großen Oceans liegt noch eine Inselgruppe, welche die bedeutendste unter allen bisher besprochenen ist, obwohl bis 1778, da Cook sie entdeckte, völlig unbekannt. Es sind die Sandwichinseln, zu Ehren des Chefs der engl. Admiralität so genannt. Sie liegen unter den gleichen Meridianen mit den Hervey-Inseln, und sind 20 Grade nördlich, wie diese 20 Grade südl. vom Aequator, so daß beider Entfernung von einander 40 Grade oder 1200 St. beträgt. Für den Handel sind sie von der größten Wichtigkeit, weil sie fast in der Mitte zwischen Amerika und Asien liegen. Es sind im Ganzen 13 Inseln, die in einer Linie von 160 St. n. w. sich hinziehen; aber 6 davon sind nackte unbewohnte Felsen. Sie sind sämmtlich vulkanischen Ursprungs, was die Menge von arbeitenden und ausgebrannten Kratern, sowie die ganze Bildung des Gesteins beweist. Aber zugleich sind sie ringsum mit Korallenriffen umgeben, die sogar noch in stetem Wachs-

thum begriffen sind. Ihre Berge gehören zu den höchsten dieses Welttheils. Vom Meer her wohl bieten sich dem Auge meist kahle und öde Felsen dar; aber die meisten Inseln haben einen sehr fruchtbaren Boden, und die Pflanzenwelt ist reich und mannigfaltig. Weniger reich war auch hier ursprünglich die Thierwelt; man fand nur die kleinen australischen Schweine und Hunde, wilde Thiere keine, wie auch keine giftigen Schlangen. Das Klima ist mild und gesund; und außer einem geringen Klimafieber, dem sogenannten Bubufieber, herrschte keine Krankheit. Seit der Entdeckung aber haben die Pocken und andere eingeführte Krankheiten Viele hinweggerafft.

Die Inseln und jetzige Miss.-Stationen darauf sind folgende.

1) Hawaji oder Owaihi, fast ein gleichseitiges Dreieck, dessen Seiten je 40 St. lang sind. Auf ihr erhebt sich der Maunaroa oder Maunaloa (die Buchstaben l und r werden, wie auch k und t, beständig miteinander verwechselt) bis auf 15,980′, weiterhin der Maunakea 13,800, ferner der Kiraruea, gew. Pele genannt, 10,000′ h., ein vulkanischer Pik, dessen Krater fast 4 St. im Umfang und eine Tiefe von 1300′ hat, und der beinahe immer in Rauch gehüllt ist und in regelmäßigen Zwischenräumen Flammen ausstößt, die den Horizont gleich dem Nordlicht erhellen. Sein Lavastrom floß 1855 bis nahe an Hilo, 18 St. weit. Dieses liegt an der Ostseite und ist die einzige Stadt, wo oft Walfischfänger im Winter ihre Station nehmen, und in deren Nähe jetzt auch chinesische Zuckerpflanzungen sind. Der Distrikt von Hilo bis Kohala im N. ist trefflich für Ackerbau und Viehzucht. Die Westseite Kona hat ein ödes schwarzes Lavagestade, zwischen welchem aber in der Höhe Kaffee und Südfrüchte auf's Herrlichste gedeihen. — Die Stationen um die Insel herum sind: Hilo, Waimea, Kohala, Kona, Kailua, Kealakekua, Kau.

2) Maui oder Mauwi, 14 St. n. w., 18 St. l., im S. 10 St. breit, n. w. in eine schmale Halbinsel auslaufend. Sie hat die höchsten Bergspitzen nach Hawaji, und ist die fruchtbarste von allen Inseln, aus 2 Gebirgsmassen bestehend. Der Hauptheavenplatz Lahaina hat durch den zunehmenden Verkehr der Walfischfänger schnell an Bedeutung gewonnen; außer dieser noch 5 Miss.-Stationen. Im Süden der Insel liegen 2 öde Felseninseln, die nur des Vogel- und Fischfangs wegen zeitenweise besucht werden.

3) Ranai oder Lanai, w. von Labaina, 8 St. l., gebirgig und vulkanisch, aber nicht arm an gutem Boden. Keine Miss.-Stationen.

4) Molokai, nördlicher, 20 St. l., aber schmal, mit Bergen zu 3000′ h.; an der Küste schroffe Lavafelsen und wilde Schluchten, „das Land der Abgründe" genannt. Station: Kaluaaha.

5) Oahu oder Owahu, westlich von Molokai, 60 St. von Hawaji, 20 St. l. und gegen W. 10 St. br., mit 2 Bergreihen, bis auf 3800′, für den Handel die wichtigste Insel, der Garten der Sandwichinseln genannt, außerordentlich gut bewässert und vortrefflich angebaut. Oestlich entspringt der Perlenfluß, eine große unregelmäßige Lagune, in welche sich mehrere Flüsse ergießen. Auf der Südseite, an 3 Seiten von Bergen eingeschlossen, liegt die befestigte Residenz- und Havenstadt Honolulu, jetzt mit 25,000 E., darunter wohl 1000 Ausländer mit ihren Konsulaten. Stationen sind es 7, darunter Punahu mit dem Collegium.

6) Atowai oder Kauai, 40 St. n. w. von Oahu, 14 St. l. und 10 br., sehr gebirgig, aber lieblich. Stationen in Waimea (Hauptankerplatz), Koloa, Waioli.

7) Niihau oder Ohinau, in der Nähe s. w., 8 St. l. und schmal, mit steilen Ufern, gut angebaut, aber arm an Quellen, daher Cisternen und schwach bevölkert. Keine Station. Die übrigen Inseln sind unbewohnte Felseneilande, nur gelegentlich wegen des Reichthums an Seevögeln und Eiern besucht.

---

b. Die Kanaka's.

§ 259. Die Bewohner der Inseln nennt man Kanaka's. Sie gehören nach jeder Rücksicht zu den Polynesiern; und auch ihre Sprache, nur durch Verwechslung gewisser Buchstaben verschieden, ist dieselbe. Es bleibt eine merkwürdige, kaum erklärliche Erscheinung, daß die Sprache im ganzen Ocean von Neuseeland bis hieher der Hauptsache nach gleich gefunden wird, was man in einer Welt, deren einzelne Theile durch das Meer so getrennt und isolirt gestellt sind, nicht erwarten sollte. Die Zahl der Kanaka's schätzte Cook noch auf 400,000. Daß sie einst groß gewesen seyn müsse, bezeugen die noch vorhandenen Trümmer alter großartiger Bauten, welche namentlich auf Hawaji und Kauai angetroffen werden.

Seit dem Verkehr mit den Fremden, die immer zahlreicher ankamen, nimmt die Zahl grauenhaft ab. Man zählte 1832 nur 130,313, und 1840 sogar nur noch 80,000 Seelen; und bis 1860 waren sie auf kaum 65,000 herabgeschmolzen, so daß man ihrem Aussterben in nicht zu langer Zeit entgegensieht. Nicht nur Branntwein und die neuen Krankheit raffen Viele hin; sondern bedenklich ist insbesondere die Abnahme der Geburten, die der herrschenden Liederlichkeit eines großen Theils des weiblichen Geschlechts, durch die Fremden veranlaßt, zugeschrieben wird. So kamen 1857 im Ganzen 2017 Sterbfälle, und nur 1615 Geburten auf sämmtlichen Inseln vor.

Der Gestalt nach sind die Kanaka's mittlerer Größe, wohlgebildet und muskelkräftig; die Häuptlinge zeichnen sich durch ihre große und kräftige Figur aus. Die Hautfarbe ist röthlich braun, in's Olivengrün spielend. Arme und andere Theile wurden ehemals tättowirt. Die Kleidungen waren Bastzeuge, und die Wohnungen unsern Heuschobern gleich, mit engem, niedrigem Eingang. Statt der eisernen Werkzeuge hatten sie Geräthe aus Stein, Zähnen, Kokosschalen, Holz und Muscheln. Im Schwimmen und Tauchen suchten sie ihresgleichen, jetzt sind sie ausgezeichnete Reiter geworden. Dem Tabakrauchen sind sie jetzt Alle, Männer, Weiber und Kinder, sehr ergeben, und trinken noch das Kawa. Künstliche Tänze, selbst musikalische Theaterstücke waren ihre Belustigungen. — Ihr Heidenthum gleicht dem der Südsee. Jeder Häuptling hatte seine Akua's (Atua's) in gräulichen Frazenbildern in seinen Marai's (rings umzäunten Götzentempeln) aufgestellt. Besondere heilige Plätze waren die Königsgräber, das Haus des Keave. Auch bestanden 2 Freistätten, Pohunna's, wo Verbrecher und Flüchtige eine sichere Zuflucht fanden, und Verfolger unter der Schwelle sogleich todtgeschlagen wurden. Das Volk machte sich in Vögeln, Bäumen, Felsen seine Schutzgötter; und besonders mannigfaltig war der Aberglaube, den die Pele, die Göttin des feuerspeienden Berges, erzeugte. Sie galt als die Mutter aller Götter, die sie in den Feuerschlünden geboren hat. — Die Priester verwalteten die Heiligthümer, heilten Krankheiten durch Zaubersprüche, erforschten die Schuldigen, empfingen Aufträge der Götter und verkehrten mit den Geistern der Verstorbenen. Menschenopfer waren alltäglich, oft 2—20 auf einmal. Auch der Haifisch forderte seine Opfer; und wenn der König oder Priester ihn hungrig glaubte, so wurde ein verborgenes Netz irgendwo ausgespannt, und wer darein fiel, Mann, Weib oder Kind, in

Stücke zerhauen und in's Meer geworfen. — Das Tabu war so tyrannisch als in Neuseeland und sonst. — Die Regierung war eine absolute Monarchie, und erblich die höchste Würde, so wie der Rang der Häuptlinge, die Aemter der Priester und andere Ehrenstellen. Es gab 4 Klassen, zuerst der König mit dem Staatsminister, dann die Statthalter und größeren Häuptlinge, die zu des Königs Umgebung gehörten, hierauf die Vorsteher von Distrikten und Dörfern, die als Landeigenthümer Lehen austheilten und Abgaben zahlten, endlich die Handwerker und Arbeiter, welche Land zur Miethe besaßen und den Häuptlingen bebauten. In der ältesten Zeit hatte jede Insel ihren eigenen König, was zu unaufhörlichen grausamen Kriegen Anlaß gab. Die Strafen derer, die man Missethäter hieß, waren Verbannung, Erdrosselung, Erschlagung, Steinigung, Zerschmetterung der Glieder, Ausdrückung der Augen und mehrtägige Tortur. — Im Familienleben zeigte das Heidenthum sein ganzes Verderben. Häuptlinge verzerrten ihre schöne Gestalt durch träge Wollust zu abscheulichen Fleischmassen. Sie durften Frauen nehmen, so viel sie wollten, sie auch nach Belieben wegschicken oder vertauschen; und Frauen höheren Rangs machten's ebenso. Weil es Pflicht war, die Nächststehenden zu heirathen, konnte Bruder und Schwester sich ehlichen, Vater und Sohn Eine Frau haben. Sonst hatten's die Frauen traurig, standen bis zur Königin hinauf unter dem Tabu, und durften Vieles nicht essen, was nur dem Mann zustand. Der Kindermord war überall im Schwange; und schauerlich war die Art, wie man nicht blos Säuglinge, sondern ältere Kinder nach Laune, Zorn, Rache, Bequemlichkeit hinwürgte. Man konnte sie an Armen, Beinen, Rückgrat zerbrechen oder gar im Garten lebendig vergraben und einstampfen. — Was den Charakter der Kanaka's betrifft, so hielt man sie Anfangs für liebenswürdig, wohlwollend, gastfrei, und sagte alles Gute namentlich von den bereitwilligen Frauen. Nur ärgerte ihr diebisches Wesen. Aber man sah bald, wie sie sich durch Lüge, schamlosen Betrug, Gewaltthat, Trunkenheit, Rachsucht, Falschheit auszeichneten. Auch La Perouse, der die Menschen in ihrem natürlichen Zustand für unschuldig hielt, sagte von ihnen: „Die frechsten Schurken Europa's sind nicht so heuchlerisch falsch, als diese Inselbewohner. Alle ihre Schmeicheleien sind Lüge. Nicht einen Zug von Wahrheit konnte ich in ihren Gesichtern entdecken."

---

c. Geschichte der Inseln vor der Mission.

§ 260. Die Sandwichinseln waren völlig unbekannt, bis Cook die Inseln Niihau und Kauai

berührte. Die Eingebornen, die noch nie Schiffe und Europäer gesehen hatten, waren ganz außer sich vor Erstaunen; und die seltsamsten Aeußerungen entfielen ihnen. Am meisten interessirten sie die Eisenwaaren, die sie sahen und erhielten; aber Mancher, der nur diebisch zugreifen wollte, verlor sein Leben. Bald kamen sie auf den Gedanken, Cook sei ein gewisser alter König, Lono, der einst seine Frau getödtet hatte, dann, in Wahnsinn gerathen, nach einem fremden Lande sich einschiffte, aber nicht wiederkehrte, und seitdem als Gott durch jährliche Kampfspiele verehrt wurde. Die Nachricht nun, der Gott Lono sei wiedergekehrt, verbreitete sich bis Oahu und Hawaji; und Cook wurde überall als Gott angebetet, so lange er auf den Inseln war. Einmal aber vergriff er sich an einem tabuirten Orte, und es entstand ein Handgemenge, darunter er rücklings mit einem Speer zu Boden gestoßen wurde (15. Febr. 1779). Sein Fleisch wurde als Götzenopfer verbrannt, sein Herz von 3 Kindern, die es für ein Hundsherz hielten, verzehrt, und sein Gebein in einem Götzentempel sorgfältig aufbewahrt.

Die bequeme Lage der Inseln wurde Ursache zu vielen ausländischen Besuchen von rechts und links; allmählig nahmen die Kanaka's viel Europäisches an, und es begann eine ganz neue Epoche für sie. Wichtige Veränderungen gingen zunächst mit der Regierung vor. Bisher hatte jede Insel ihren eigenen König; und von den Königen Hawaji's meldet die alte Geschichte, daß in einer langen Reihe nur Einer natürlichen Todes gestorben sei. Noch vor 20 Jahren lebte ein Fürst, der jedes Bein eines Unterthanen abschneiden ließ, welches schöner tättowirt war, als das Seinige, und jedes Haupt von Mann und Weib dem Scharfrichter übergab, das lieblichere Züge, als sein eigenes oder das der Königin zu haben schien. Noch hört man von Häuptlingen, die in den dunkeln Thälern des Inneren hausten, grause Raub- und Mordgeschichten, ebenso von schauerlichen Kriegszügen gegen Inseln oder Distrikte. Jetzt erhob sich

aber ein junger hochbegabter König, Kamehameha I., den schon Cook als wilden Knaben gesehen hatte, welcher sich mit seiner klugen Gemahlin Kaahumanu bald in den Besitz aller Inseln setzte. Schon 1781 machte ihn eine entscheidende Schlacht zum Herrn über ganz Hawaji und Mauwi. Die Eingebornen sahen an Europäern als höheren Wesen hinauf, weil sie ihrer Götter spotteten, und überfielen daher 1786 ein amerik. Schiff, von dessen Mannschaft sie 2 Männer, darunter Young, den Großvater des jetzigen Königs, leben ließen, unter der Bedingung, sie die Künste der Civilisation zu lehren. Diese Männer thaten gute Dienste. Als Vancouver die Inseln besuchte, bat man ihn zunächst um Missionare. Er ließ Pferde, Ochsen und Schafe zurück, welche von Young auf 10 Jahre durch das Tabu unantastbar gemacht wurden, und sich daher schnell vermehrten. Die Macht des Königs stieg; zuletzt unterwarf sich ihm auch der edle Fürst Kaumalji von Kauai.

Kamehameha I. begann 1794 seine Reformen durch Einführung europäischer Kultur. Er theilte fortan Inseln und Gebiete an seine Kriegsobersten aus, unter der Bedingung, daß sie ihm Kriegsdienste und einen Tribut in Landeserzeugnissen zollten. So hat jede Insel jetzt einen vom König gesetzten Häuptling; und jede wird auch wieder in Provinzen abgetheilt, wie diese in Distrikte und Dörfer. Er baute Festungen, die er mit Kanonen besetzte, schuf sich ein europ. gebildetes Heer, und eine Kriegsflotte von 20 Schiffen, beförderte Gewerbe und Künste (schon 1806 hatte er ein Haus mit Glasfenstern), und bereicherte sein Volk durch Handel, besonders mit Sandelholz nach China. Auch übertrug er Europäern die ersten Stellen im Staat, und sonst erwarb sich sein erster Minister Karaimoku, der erst 1827 starb, große Verdienste, später auch um die Mission. Englische Sprache und Bildung verbreitete sich unter den Vornehmen, und bereitete dem Heidenthum eine langsame Auflösung, obgleich es mit allen seinen Gebräuchen in größter Strenge

noch fortdauerte. Umsonst blieben wiederholte Bitten um Lehrer. Doch erweckten die Nachrichten von den Gesellschaftsinseln in Vielen die Hoffnung auf eine ähnliche Umwälzung; und mehrere junge Insulaner gingen auf Handelsschiffen mit nach Nordamerika, um die Bildung der Weißen sich anzueignen. Aber so lange Kamehameha I. lebte, blieb der Götzendienst äußerlich unangetastet. Sterbend jedoch bat er einen Amerikaner, ihm über die Religion der Bibel und den Gott der Christen etwas zu sagen; aber er verschied, 70 Jahre alt, 8. Mai 1819, ohne noch etwas vernehmen zu können.

Mit ihm sank die letzte Stütze des Heidenthums. Das Volk war der Tabu's müde geworden, und hatte schon da und dort Götzen und Altäre zerstört. Der Tod des Königs wurde das Signal zu einer allgemeinen Aufregung wider den Unfug der Götzenpriester. Den Anfang machte der Sohn und Nachfolger des Verstorbenen selbst, Rihoriho, jetzt Kamehameha II., welcher, bereits aufgeklärter, der Religion seiner Väter damit entgegentrat, daß er bei einem großen Feste im November 1819 plötzlich sich am Tische seiner Frauen niederließ, und mit diesen ohne Bedenklichkeit speiste. Alles rief jetzt mit Einer Stimme: „Das Tabu ist gebrochen, für immer gebrochen!" und gleich nach dem Feste gab der König Befehl, daß alle Tempel zerstört, die Götzenbilder umgeworfen und die Priesterherrschaft und Menschenopfer für immer abgeschafft werden sollten. Wohl gab es noch Fanatiker, die sich zusammenrotteten; aber in der blutigen Schlacht von Kuamu wurde die Heidenpartei besiegt und vollständig unterworfen. Damit war der Götzendienst auf den Sandwichinseln abgethan, ehe noch Lehrer zur Pflanzung einer neuen Religion da waren, eine Erscheinung, die in der ganzen Missionsgeschichte einzig dasteht. Nicht minder wunderbar ist, daß bereits einen Monat vorher die neuen Lehrer von Nordamerika aus unter Segel gegangen waren.

d. Anfang der Mission.

§ 261. Jünglinge von Hawaji, welche in Nordamerika bekehrt worden waren, wie Obukiah, der aber 1818 in der Missionsschule zu Kornwall starb, ferner Hopu, Honuri und Tenue, und besonders Georg Tamuri, der Sohn des edlen Häuptlings Kaumalji, hatten ein Interesse für die Sandwichinseln geweckt; und die Bost. Ges. schickte im Oct. 1819 die ersten Missionare nebst jenen Bekehrten, zusammen 22 Personen, die Frauen mitgerechnet, nach Hawaji ab, ohne von den Vorgängen daselbst zu wissen. Als sie April 1820 landeten, scholl ihnen der Ruf entgegen: „Kamehameha ist todt! Rihoribo ist König! Die Götter Hawaji's sind nicht mehr! Das Tabu ist abgeschafft! Tempel und Altäre sind zerstört!" Auf Young's Versicherung, diese Männer predigen dieselbe Lehre, wie die von England gewünschten Missionare, nahm der edle Minister Karaimoku sie freundlich auf; und die versammelten Häuptlinge nebst den königl. Wittwen Kaahumanu I. und Keopuolani gestatteten, trotz der Einreden ansäßiger Fremden, wie des Franzosen Rives, die Niederlassung; und in Kairua auf Hawaji, so wie in Honolulu auf Oahu begann die Arbeit. Rührend war die Freude und der Dank des Königs in Kauai über die Wiederkehr seines Sohnes Tamuri, den er schon für todt gehalten hatte. Leider ist er nach dem Tode seines Vaters (1824) sittlich verfallen, und starb zuletzt an den Folgen der Trunksucht.

Die Aufgabe der Mission war hier eine ganz andere als sonst in der Heidenwelt. Denn eben war das Volk religionslos geworden; und Alle standen in der Erwartung, welcherlei Religion sie wohl jetzt anzunehmen hätten, nachdem die herkömmliche von der Regierung zernichtet worden war. Sie blickten Alle nach dem Thron; und so mußte das Christenthum zunächst mehr nur als von oben herab befohlen sich eine Bahn brechen. Aber eben hier

erwies sich am Stärksten die dem Evangelium inwohnende Kraft, welche alsbald wohlthuend und befriedigend auf die erwartungsvollen Gemüther wirkte; und in kurzer Zeit stellte sich das unwissende und ungebesserte Volk im Aeußeren ungefähr ebenso zum Christenthum, wie häufig in der Christenheit die unbekehrte Masse sich zur Schule und Kirche hält. Die Glieder der königl. Familie waren wirklich die ersten Schüler der Missionare; und der König verbot sogar den Unterricht des gemeinen Volks, bis er das Lesen gelernt hatte. Da die Landessprache noch große Schwierigkeiten machte, war Miss. Ellis, der 1822 von den Gesellsch.-Inseln auf einige Zeit herkam, eine erwünschte Hilfe. Dieser, des inländischen Dialekts bald mächtig, predigte und übersetzte, und war auch zur Aufrichtung einer Presse behilflich. Schnell füllten sich jetzt die Schulen, kamen Lehrbücher in Umlauf, und versammelten sich Tausende des Sonntags. Jeden Sonnabend ging des Königs Herold durch die Dörfer und rief aus, daß morgen der heilige Tag sei, da man nicht pflanzen und bauen, nicht weben, verkaufen, keine Vögel schießen, kein öffentliches Spiel treiben dürfe, sondern in's Haus des Gebetes gehen solle.

Unterdessen kam der 24. April 1823, der Gedenktag der Abschaffung des Götzendienstes. Da wurde ein großes Volksfest gefeiert; zum feierlichen Gottesdienst auf Oahu drängten sich Schaaren herbei. Auch die königl. Familie und alle Häuptlinge waren in der Kirche, da Ellis predigte. Ein großes Gastmahl füllte den Nachmittag aus, da die Frauen des Königs in europ. Kleidung und Sitte über der Tafel walteten, und europ. Handelsleute, Missionare und Kapitäne gemischt in bunter Reihe mit den Häuptlingen saßen. Nur die Unmäßigkeit des Königs trübte den Freudentag. Als neue Arbeiter kamen, wurde auch in Lahaina auf Maui eine Station errichtet; und im Herbst erfolgte noch die Taufe der trefflichen Keopuolani, welche ihre Residenz nach Lahaina verlegt und dort eine Kirche erbaut hatte, 1825 den Zauber der

Göttin Pele brach, indem sie zuerst in den gefürchteten Vulkan hinabstieg, und durch und durch bekehrt bis zu ihrem Tode 1841 Christum durch ihren Wandel verherrlichte. Etliche Monate später machte der König Rihoriho mit der Königin Kamehamanu eine Reise nach England, wo sie Georg IV. vorgestellt wurden; beide starben dort 1824 an den Masern. Auf die Nachricht hiervon trauerte das ganze Volk; und der Minister Karaimoku forderte selbst in der Kirche das ganze Volk und besonders die Häuptlinge auf, 12 Tage nach einander um Vergebung ihrer Sünden und um Gottes Gnade und Segen zu beten. Die wilde Heidenweise bei Trauerfällen war gänzlich verschwunden. Als später die Leichen an's Land gebracht wurden, weinte das Volk laut; und abermals ordnete Karaimoku eine stille Zeit von 14 Tagen an, in welcher alles Volk durch Gebet sich vor Gott demüthigen solle. Der neue König Kauikeauli, Bruder des vorigen, jetzt Kamehameha III. genannt (geb. 1815), wurde unter die Vormundschaft der Königin Kaahumanu I. gestellt und auf den Wunsch der Häuptlinge christlich erzogen. Bereits wurden auch Ehen geschlossen im Gegensatz zur Vielweiberei. Die Stationen mehrten sich; im Juni 1824 empfing zum ersten Male der erste Minister, die Regentin und die Königin von Kauai nebst andern großen Häuptlingen als Kirchenglieder das heilige Abendmahl, und eine Schaar Eingeborner die Taufe. Es bestanden schon 6 Stationen; und gegen 50 bekehrte Kanaka's konnten als Lehrer in den Schulen gebraucht werden. Selbst frühere Heidenpriester wurden Lobredner der neuen Weise; und mehr als 2000 Insulaner, Häuptlinge und Volk, erhielten besonderen regelmäßigen Unterricht.

So weit war Alles gut gegangen. Aber nun kamen die größten Hindernisse von Seiten der Seefahrer und Kaufleute, welche mehr und mehr ergrimmt wurden über die Fortschritte der Mission und die Beschränkungen der Unsittlichkeit auf den Inseln, und an der unzufriedenen

Heidenpartei eine Stütze fanden. Das Volk war freilich zunächst mehr durch das Beispiel und den Willen der Häuptlinge als durch eigene Neigung zum Anschluß an das Christenthum bewogen worden; Viele bekannten sich nur äußerlich zu demselben, obwohl es schon manche wahrhaft Bekehrte gab, die Anfangs im Verborgenen als „betende Leute" lebten, und 1825 in engere Gemeinden gebildet wurden. Andere hingen noch dem Heidenthum und heidnischem Aberglauben an; und diese wurden, wie die Fremdlinge, durch manche neue Regierungs-Gesetze geärgert. So wurde seit 1823 Jeder mit einem Dollar bestraft, der am Sonntag arbeitete. Andere Gesetze wurden gegen den Branntwein, gegen das Spiel und insbesondere gegen die Besuche der Schiffe durch Frauen erlassen. Handelsleute und Matrosen, mit den unzufriedenen Heiden vereint, wollten öfters mit Gewalt ihren Willen durchsetzen, ohne etwas zu erreichen. Aber endlich 1826 gelang es dem amerik. Kriegsschiffe „Delphin", unter thätlicher Mißhandlung des Miss. Bingham, einen Schwarm schlechter Frauen mit Gewalt auf's Schiff zu bringen; und nun wurden auch die Gesetze gegen den Branntwein und das Spiel durchbrochen. So wurde fortan die allgemeine Ordnung mit Mühe aufrecht erhalten, und der gesegnete Fortgang der Mission ungemein geschwächt. Schiff an Schiff langte an, verleumdete die Missionare, bedrohte friedliche Häuptlinge, wandte selbst offene Gewalt und Kanonenkugeln an; und das gemeine Volk machte gemeinsame Sache mit den Fremdlingen, so daß auch das Leben der Missionare bedroht wurde. Um den Letzteren den Schutz in der guten Meinung zu Haus zu rauben, wurden die Zeitungen mit unterschobenen Briefen, voll schamloser Lügen und Entstellungen der Thatsachen, überschüttet; und es verbreitete sich die Meinung, die Missionare seien pfäffische Gewaltherrscher, die sich in Alles mischten und König und Gesetz aus ihrer rechten Stellung verdrängten. Deßwegen sandte 1829 die Regierung der Verein. Staaten

den Kapitän Finch nebst dem Geistlichen Stewart mit Instruktionen an den nordamer. Consul in Honolulu ab, um den wahren Sachverhalt zu ermitteln, und die nordamer. Staatsangehörigen zu vermahnen. Die unparteiischen Berichte dieser Commission trugen viel zur Rechtfertigung der verleumdeten Missionare bei; aber das Benehmen der ansäßigen und anlandenden Fremdlinge brachte fortwährend neue Störungen in die sonst gesegnete Mission.

---

e. Fortgang der Mission.

§ 262. Ein großer Verlust war 1827 der Tod des Ministers Karaimoku, bei den Kanaka's „das Eisenseil" genannt. Er hatte 30 Jahre lang die Geschicke der Insel einsichtsvoll geleitet und verschied im festen Glauben an den Heiland. Der Regentin Kaahumanu I. stand jetzt der Häuptling Boki zur Seite, der den Einflüssen der Fremdlinge nicht ganz unzugänglich war. Damals drohte schon Gefahr von Seiten der Jesuiten. Der Franzose Rives nämlich, früher Schuhputzer, Koch und lustiger Rath des Königs, hatte sich auf das Schiff zu drängen gewußt, mit welchem 1823 das Königspaar nach England fuhr, war aber dort aus den Diensten entlassen worden. Viel von seinem Einfluß rühmend, beredete er jetzt das Picpus-Collegium zu Paris (§ 251), Priester nach den Sandwichinseln zu schicken. Diese kamen 1827 ebenso verstohlen und gegen das Verbot nach Honolulu, wie später nach Tahiti; und obgleich immer fortgewiesen, wußten sie zu bleiben, ja selbst eine Kapelle zu bauen und Messen zu halten. Letztere wurden indessen vom Volke so sehr als Götzendienst angesehen, daß man die Gesetze gegen das Heidenthum auf sie anwenden wollte, was nur Miss. Bingham abwendete. Damals fiel Boki ganz in's Heidenthum zurück; und nun wurden die Jesuiten frecher. Aber jener ging auf einer Seereise spurlos verloren, und diese wurden auf

Kaahumanu's Befehl 1831 zu Schiffe gebracht und auf eigene Kosten nach Kalifornien geführt.

Trotz aller Verleumdungen hatten die Missionare 1826 im Ganzen 25,000 Schüler unter 400 Landesgehilfen; und 21 Häuptlinge, die mit christlichem Leben vorleuchteten, schlossen sich enger an sie an. Zwei Jahre später bestanden 6 große Gemeinden aus 12,000 Seelen, und waren 26,000 Schüler unter 440 Lehrern. Auch die Druckschriften vermehrten sich. So sehr ferner die fremden Ansiedler wehrten, wurden doch strenge Gesetze gegen Mord, Diebstahl, Ehebruch, gegen Spiel, Unzucht und starke Getränke gegeben. Wie nöthig es aber war, bei dem unmündigen Volke die Zügel straff zu halten, hat sich später gezeigt. Die Fremden gewannen nämlich Einfluß auf den jungen, noch minderjährigen König; und da seine edle Mutter Kaahumanu I. 1832 gestorben war, und die neue Regentin Kinau oder Kaahumanu II. nicht genug über ihn vermochte, verleitete ihn Trunksucht, Gesetze aufzuheben, die dem Laster steuern sollten. Augenblicklich entstand eine allgemeine Zerrüttung, und alle Bande der Ordnung lösten sich auf. Die Schulen wurden verlassen, Lehrer fielen ab, die Gemeinden nahmen ab, Ausschweifung herrschte, der Götzendienst regte sich wieder, etliche Kirchen wurden verbrannt, Brennereien errichtet, Eben gingen auseinander, freches Unzuchtsleben kam auf, man spielte, balgte sich, trank, schrie; und selbst die Fürstin Kinau durfte sich nicht aus ihrem Hause wagen. Da gingen dem Könige die Augen auf, und im Jahr 1834, da er volljährig wurde, erneuerte er die früheren Gesetze, durch welche allmählig die zerrütteten Verhältnisse wieder in Ordnung kamen.

Unterdessen war 1831 zu Lahainaluna auf Maui ein Seminar mit 25 Schülern eröffnet worden, das 1837 schon 118 Schüler zählte. Eine besondere Schule für Häuptlingssöhne wurde 1838 angelegt. Damals begann auch die erste Zeitung Ka Lama Hawaji, d. h. der Hawajische Leuchter, der eine religiöse Halbmonatsschrift

folgte. Ein Oppositionsblatt, von fremden Kaufleuten herausgegeben, förderte nur die geistige Bewegung im Volke. Das N. Testament wurde 1832, das Alte 1838 fertig; und schon gab es eine kleine Hawaji-Literatur. Mit Hilfe der sogenannten verlängerten Gottesdienste, wie sie in Amerika üblich sind, wurde 1837 ein erhöhtes religiöses Leben entzündet; und in 2 Jahren wurden zusammen 16,000 Kanaka's weiter zur christlichen Kirche gebracht, so daß (1838) der Kirchenglieder 18,451 waren. Noch ernstlicher wurde 1838 die Bereitung, der Verkauf und der Gebrauch geistiger Getränke auf allen Inseln verboten; nur auf Oahu unterhielt sich der König 3 Brennereien. Auch gegen den allgemeinen und unmäßigen Gebrauch des Rauchtabaks wurde geeifert; und es bildete sich ein Verein dagegen, an den sich zuerst die Frauen anschlossen, so daß 25,000 Tabackspfeifen in's Missionshaus abgeliefert wurden. Das Wichtigste aber war, daß jetzt auch eine neue Verfassung mit einem Staatsgrundgesetz unter Mithilfe des Miss. Richards, den der König und die Häuptlinge ausdrücklich verlangten, und daher die Bost. Ges., die sich nicht in das Politische mischen wollte, einstweilen entließ, in Angriff genommen. Darin wurden mit Beschränkung der absoluten Monarchie die Rechte des Königs, der Häuptlinge und des Volks festgestellt, auch die Steuern und Abgaben, die Fischereien, die Herrendienste, die Eigenthumsverhältnisse und das Bewässerungsrecht regulirt. Jährlich im April sollten die Häuptlinge zu einer gesetzgebenden und berathenden Versammlung zusammentreten. Der erste Entwurf wurde von den Häuptlingen mehrmals durchgegangen, verbessert, ergänzt und endlich angenommen. Die Veröffentlichung der Verfassung, welche im § 1. festsetzt, daß kein Gesetz im Widerspruch mit Gottes Wort aufgestellt werden solle, fand im Juni 1839 Statt. Mochten auch noch da und dort einzelne Heiden sich erhalten haben, so konnte doch bereits, nach 18jähriger Arbeit, das ganze Volk der Kanaka's als ein christliches bezeichnet werden.

---

f. Neuere Zeit.

§ 263. Unterdessen sind die Schicksale des neuen Staats mannigfaltig gewesen; auch an Anfechtungen von Seiten der Katholiken hat es nicht gefehlt. Was Letztere betrifft, so kam 1836 von Valparaiso in Chili her der irische Priester Walsh nach Honolulu, und wußte sich die Erlaubniß zu längerem Aufenthalt auszuwirken, dabei ihm aber ausdrücklich verboten wurde, seine Religion auszubreiten. Zu ihm kamen andere, die verkleidet landeten. Diese wurden zuletzt mit Gewalt auf's Schiff gebracht, jedoch durch die Dazwischenkunft des franz. Kapitäns Dupetit Thouars (§ 251) wieder zugelassen. Letzterer und ein engl. Kapitän wirkten hernach für Engländer und Franzosen das Recht aus, ohne vorhergehende Erlaubniß des Königs landen und nach Belieben bleiben zu dürfen, dabei aber das Verbot der Ausbreitung der kath. Religion nicht aufgehoben wurde. Einstweilen blieb Walsh allein zurück, und wirkte heimlich fort. Da erfolgte 1837 eine neue Verordnung gegen die kath. Religion; doch wurde das Gesetz, das den Katholicismus als Götzendienst bestrafte, 1839 aufgehoben. Plötzlich erschien von Tahiti her der franz. Kapt. La Place, und forderte im Auftrag seines Königs eine Geldbuße für die Ausweisung der Priester, Rechtsgleichheit für die Katholiken, auch ein Grundstück zur Erbauung einer Kirche in Honolulu, und eine Bürgschaftssumme von 20,000 Dollars. Im Fall der Weigerung wurde mit Feindseligkeiten gedroht. So wurde ein Vertrag erzwungen und bestimmt, daß kein Franzose anders als durch ein Fremdengericht gerichtet, und daß franz. Waaren, namentlich Wein und Branntwein, zugelassen werden sollten. Nun wurde Walsh kühner, verdächtigte die Bibelübersetzung, nannte die Missionare, weil sie Frauen hätten, Ehebrecher, und zog 1840 neue Priester und einen Bischof herbei. Die Papisten wurden so unter französ. Schutze „eine Burg und Zuflucht aller Wider-

spenstigen, Gesetzlosen und Ungehorsamen", und machten der Regierung und Mission unsäglich viel Noth. Sie errichteten Kapellen und Schulen; und wenn auch ihr Anhang langsam wuchs, so rühmte sich doch 1860 der Bischof mit 20 Miss., 23,000 Anhänger zu haben. Die Häretiker (Protest.) berechnet er zu 23,500, die Ungläubigen zu 23,300. — Seit 1853 kamen auch Mormonen von Nordamerika her, und sollen in Kurzem 5—6000 Seelen gewonnen haben.

Inzwischen kamen 1841 auch neue Bost. Missionare; und das Schulwesen wurde jetzt so geregelt, daß kein Kind zwischen 4 und 14 Jahren der Schule entzogen werden sollte, auch Alle zwischen 14 und 18 Jahren den Unterricht benützen dürften, ohne von der Regierung durch Arbeit gehindert zu werden. Auch an Erweckungen fehlte es nicht; und eine Bibelgesellschaft wurde 1841, eine Mäßigkeitsges. 1843 gegründet. Die Besitznahme der Inseln durch einen engl. Kapitän 1843, welche die Auflösung aller gesetzlichen Ordnung zur Folge hatte, wurde bald wieder von dem Oberbefehlshaber der brit. Seemacht, Thomas, aufgehoben; und nun erfolgte die Anerkennung der Unabhängigkeit der Hawajischen Regierung von Seiten der Ver. Staaten und Englands. Bildung und Gesittung der Eingebornen war in beständigem Zunehmen begriffen; und auch im Anzug und der Lebensweise näherten sie sich den civilisirten Völkern. Sie wurden fleißiger und trugen allmählig Vieles, fast Alles zum Unterhalt der Lehrer in Kirche und Schule bei. Auch erhoben sich viele massive Gotteshäuser. Weil es wünschenswerth wurde, daß die Missionare sich vollständig auf den Inseln einbürgerten, übermachte 1848 die Bost. Ges. ihr Stationseigenthum in Land, Gebäuden und Anderem den Missionaren als persönliches Eigenthum, das ihnen bleiben sollte, so lange sie die Inseln nicht verließen. Es wurde daher auch für die Kinder der Europäer und Amerikaner eine höhere Erziehungs- und Bildungsanstalt in Honolulu, das sogenannte Oahu-

Collegium, 1851, gegründet. Auch wurde 1849 der erste Kanaka, James Kikila, zum Geistlichen ordinirt, dem bald viele Andere folgten. Berühmt ist bes. der blinde Prediger Pamiki geworden. Es bildete sich die Hawaji-Miss.-Ges., welche eigene Missionen eröffnete, wie die in Mikronesien (§ 203) und auf den Marquesas-Inseln (§ 257). Da der Götzendienst aufgehört hatte und immer mehr Eingeborne zu förmlichen Predigern ordinirt wurden, löste sich 1853 die Mission auf den Inseln als solche auf; und die Geistlichen und Anstalten wurden auf den Fuß eines christlichen Landes gesetzt. Sie werden von der Regierung und den Gemeinden fast ganz unterhalten (mit jährlich 50,000 fl.), während die Schulen 125,000 Gulden kosten; und die Bost. Ges., die immerhin noch Arbeiter unterhält (1861 noch 24), sichert diesen nur das Fehlende zu. Der Stationen oder Gemeinden (s. § 258) waren es (1862) 33, die aber, weil die Bevölkerung noch immer abnimmt, namentlich 1854 durch die Pocken sehr gelitten hat, auch nach der Erweckung von 1861 nur 19,767 Kirchenglieder und 10,000 Schüler zählten.

Was den Staat betrifft, so stellte sich der König, um von den fortdauerden Gewaltthätigkeiten der franz. Kapitäne befreit zu werden, 1851 unter das Protectorat der Ver. Staaten, selbst mit der Erklärung, nöthigenfalls abdanken zu wollen, damit das Inselreich als ein republ. Staat den Unionsstaaten einverleibt werde. Kamehameha III. aber, geb. 1815, starb 1854, nachdem er ein schönes Stück Land in Honolulu für eine „Seemannsheimath" bewilligt hatte. Ihm folgte Kamehameha IV., mit einer Amerikanerin vermählt und zum Theil von amer. Ministern bedient. Nachdem sich der König um Einführung einer bischöfl. Kirchenverfassung nach England gewendet hat, soll er nun sämmtliche Inseln an England verpfänden wollen. Die Ausbr.-Ges. wird den neuernannten Bischof von Honolulu unterstützen.

Fünfter Theil.

Amerika.

I. Westindien.

1. Die Inseln.

§ 264. Wir kommen zum letzten und bedeutendsten Theile der neuen Welt, nämlich zu Amerika. Von den Sandwichinseln aus sind es unter dem Wendekreis des Krebses etwa 1200 St. bis zur Südspitze von Kalifornien in Nordamerika, und von dem gefährlichen Archipel aus unter dem Wendekreis des Steinbocks etwa 1800 St. bis Bolivia in Südamerika. Wir umfahren aber zunächst Südamerika und laufen in den atlantischen Ocean ein, welcher zwischen Europa und Afrika einerseits und Nord- und Südamerika andererseits liegt, und herauf bis über den Aequator nach Westindien, von dessen Missionen wir zuerst berichten wollen.

Westindien, der große Inselbogen, welcher von der Halbinsel Florida bis zu den Mündungen des Orinoko in Südamerika hinläuft, etwa 1500 St. s. w. von Lissabon in Portugal entfernt, erhielt seinen Namen durch Kolumbus, der es 1492 entdeckte, weil er westwärts fahrend Indien gefunden zu haben glaubte. Es begreift hauptsächlich zwei Inselgruppen in sich, deren kleinere die Bahama- oder Lukaischen Inseln, und die größere die Antillen genannt wird. Der bewohnten Inseln sind es mehr als 360; und außer ihnen ragen noch Hunderte unbewohnter nackter Felsen aus der Tiefe hervor. Sie erscheinen als die Trümmer einer großen

Landfläche, die einst von den Fluthen verschlungen wurde. Die Meisten sind sehr gebirgig mit steilen Küsten und bieten sichere Häven in den zahlreichen Buchten. Sie haben, da sie fast ganz in der heißen Zone liegen, nur 2 Jahreszeiten, die nasse und die trockene, deren erste vom August bis Ende des Jahrs andauert, in welcher Zeit der Regen wie eine Sündfluth niederströmt. Die daraus entstehende feuchte Luft, verbunden mit einem brennenden Himmel, macht den Aufenthalt in den niedrigen Theilen der Inseln für einen Europäer ungesund; besonders tödtlich ist das häufig herrschende gelbe Fieber, vor welchem man nur in dem höheren und milderen Inneren gesichert ist. Erdbeben und schreckliche Orkane sind auch nichts Seltenes. Letztere richten oft sehr beträchtlichen Schaden an; denn sie entwurzeln die stärksten Bäume, erschlagen dabei Menschen und Thiere, wühlen die Felder auf, jagen den Sand wie Meereswellen fort, stürzen Häuser um, und rücken sie von ihrer Stelle weg. — Den gesammten Flächeninhalt der Inseln schätzt man auf 4674□M., wovon 257 auf die Bahamas-Inseln und 4417 auf die Antillen kommen. Ihr Boden ist meist außerordentlich fruchtbar, und ihr Klima dem Pflanzenwachsthum günstig. Zucker, Kaffee, Baumwolle, Taback und viele andere Produkte werden von dorther uns zugeführt, wie früher Gold, Silber und andere Mineralien.

Um den Besitz der Inseln Westindiens, mit ihrer einladenden Naturpracht, haben sich lange die europ. Nationen in blutigen Kriegen gestritten; und vielfältiger Wechsel der Herrscher fand Statt. Zuerst waren es die Spanier, die sich, von Kolumbus geführt, die neu entdeckten Inseln zueigneten. Unter ihrer Herrschaft wurden die Urstämme fast ausgerottet, und statt ihrer die stärkeren Neger aus Afrika eingeführt, worauf unter den Greueln des Negerhandels die Kolonien sich schnell emporhoben. Aber schon nach 100 Jahren sank die Blüthe der Inseln, und nahmen Anbau und Bevölkerung

ab, weil die spanische Regierung durch despotische Einrichtungen jede freie Entwicklung hemmte, und die Kolonisten sich mehr dem Kontinent zuwandten; und nun folgten feindliche Unternehmungen anderer Seemächte, da jede der letzteren an sich riß, was sie vermochte. Großen Schaden aber brachten ein Jahrhundert lang den spanischen Kolonieen die sogenannten Flibustier, d. h. europäische, französische und englische Freibeuter, welche zuletzt auf der Schildkröteninsel bei Haiti einen förmlich organisirten Raubstaat bildeten und allen Kauffahrern gefährlich wurden, sogar bewaffnete Schiffe anfielen. Erst von 1700 an, da diese Flibustier keinen Schutz mehr von Seiten der Franzosen und Engländer bekamen, auch ihre Anzahl durch Klima, Lebensart und Krieg sich bedeutend vermindert hatte, ließen sie von ihren Räubereien ab und bildeten sich aus ihnen die französ. Niederlassungen auf Haiti. Unterdessen hatten sich die andern Nationen da und dort festgesetzt. Den Spaniern blieb nur die größte Insel, Kuba, auch Portoriko. Sonst haben die Engländer die meisten und durch ihre Produkte wichtigsten Inseln. Unbedeutend ist das Gebiet der Dänen und Holländer, noch geringer das der Schweden; und Frankreich hat seine ehemals so wichtigen Inseln bis auf wenige eingebüßt.

---

2. Die Bevölkerung.

§ 265. Als Kolumbus 1492 Westindien entdeckte, traf er eigenthümliche Menschengeschlechter an, — man nannte sie Indianer, wie alle Ureinwohner Amerika's, — meist von gelbbrauner oder rother Farbe, welche auf der niedersten Stufe der Wildheit standen. Es gab vornehmlich zweierlei Gattungen, von denen die eine viel Sanftes und Gutmüthiges besaß, die andere, Karaiben, d. h. die Tapferen, genannt, so wild war, daß sie in beständigen Kriegen mit einander lebten, um Gefangene,

von deren Fleisch sie sich nährten, zu erbeuten. Der Goldgier der Spanier, die Anfangs allein hausten, waren die Einfältigkeit der Einen und der Cannibalismus der Andern willkommene Vorwände, alle Gewaltthätigkeiten an ihnen auszuüben. Sie legten überall Pflanzungen oder Bergwerke an; und die Einwohner mußten nicht nur Land und Eigenthum, sondern auch ihre Leiber zu ungewohntem Sklavendienste hergeben. Ein spanisches Dekret von 1503 hob förmlich die Freiheit der Indianer auf, und verurtheilte sie zum Dienst der Regierung. Gegen die Widerstrebenden wurde ein eigentlicher Vertilgungsplan gefaßt. Außerdem, daß Tausende über den harten Arbeiten auf dem Felde oder in den Bergwerken umkamen, wurden Unzählige wie wilde Thiere weggeschossen. Von Zeit zu Zeit wurden eigens abgerichtete Hunde auf sie gehetzt, die sie jämmerlich zerfleischten; ja es gab Spanier, welche die Verruchtheit so weit trieben, daß sie das Gelübde thaten, zur Ehre des Seligmachers der Welt und seiner heiligen Apostel jeden Morgen 13 der Ungläubigen zu erwürgen. Vergeblich nahm der edle Bischof Las Casas (gest. 1566), der 12 Mal nach Westindien fuhr, mit aller ihm zu Gebot stehenden Beredtsamkeit, wie nur Mitleiden sie eingeben konnte, die armen Indianer bei der Regierung in Schutz. Schon 1534 schrieb er, daß von 3 Millionen auf Hispaniola (Haiti) nur noch 200 am Leben, auf der großen Insel Cuba nicht Ein Ureinwohner mehr zu finden, Portoriko und Jamaika ganz von ihnen entleert, auf den 60 Lukaien, die eine halbe Million genährt hätten, nur noch 11 Indianer zu finden seien. Auf den andern Inseln benützten später Franzosen und Engländer, welche unter sich und mit den Spaniern um den Besitz der Antillen stritten, die Rachsucht und Kriegslust der Karaiben, und reizten oder nöthigten sie zur Bundesgenossenschaft. Der Erfolg davon war, daß die meisten der Karaiben durchs Schwert und Jammer aller Art aufgerieben wurden. Franzosen und Engländer kamen

1760 überein, den Rest derselben auf die Inseln St. Vincent und Dominika zu versetzen. Allein in St. Vincent, wo durch Vermischung mit geflüchteten Negern die gefürchteten schwarzen Karaiben sich erzeugten, wurden sie später von den Franzosen meist niedergemacht; und die Reste brachte man 1796 nach der Insel Ruatan neben Honduras, und von da durch die Spanier nach Truxillo, von wo sie sich über die Moskitoküste verbreiteten. Nur ganz Wenige blieben auf Dominika, und auf Trinidad etliche Tausend; sonst sind die Indianer überall verschwunden.

Dagegen wurden die Inseln Westindiens sofort mit Negern bevölkert, welche man schon 1503 aus Afrika holte, weil man sie den übermäßigen Arbeiten gewachsener glaubte; 1517 wurde durch förmlichen Staatsbeschluß in Spanien der Negerhandel regelmäßig eingeleitet. In der Folge nahmen alle seefahrenden Nationen an diesem Handel Theil. So entstand in England 1662 eine Gesellschaft, die sich erbot, jährlich 3000, später 9000 Sklaven den britischen Kolonieen zuzuführen; und das Parlament erlaubte 1697 allen Engländern den Sklavenhandel, so daß bis 1725 die Zahl der Sklavenschiffe auf 200 sich belief. Man hat berechnet, daß von 1680—1786 nur nach den britischen Kolonieen 2,130,000 Neger eingeführt worden sind. Die andern Nationen thaten dasselbe. In Westindien bildete sich um jede Pflanzung her ein eigenes Dörflein von etwa 50 ärmlichen Negerhütten; und die Neger wurden täglich zur bestimmten Stunde durch Aufseher zur Arbeit getrieben. Morgens und Abends hatten sie etwa freie Stunden, die sie für sich benützen konnten, zum Erwerb eigener Haushaltungen und Güter. Viele brachten es durch Fleiß dahin, daß sie sich loskaufen konnten und sogenannte Freineger wurden. Regelmäßige Ehen waren kaum bekannt, Vielweiberei nichts Seltenes. Die Kinder wurden Sklaven wie die Eltern; und oft wurden die Ehen durch den Verkauf des einen Theils unbarmherzig getrennt. Von den Grausamkeiten,

denen sie, je nach der Gesinnung ihrer Herren, ausgesetzt waren, wollen wir lieber nicht reden. An vielen Orten entsprangen die Neger ihren Herren und flüchteten sich in unzugängliche Gebirge, wo sie als sogenannte Maronneger große und gefährliche Räuberbanden bildeten, wie besonders in Jamaika.

Allmählig erwachte aber das christliche Gefühl; und England ging mit dem Eifer zuerst gegen den Negerhandel, dann gegen die Sklaverei voran. Die Quäker waren die Ersten, welche seit 1728 ihren Sklaven die Freiheit schenkten und 1751 unter sich den Negerhandel abschafften. Sodann vertraten wackere Männer, wie Sharp, Clarkson, Wilberforce, die Sache der Sklaven; und 1788 erwog das Parlament ernstlich die Abschaffung des Sklavenhandels, welche bis 1807 dem großen Minister Fox wirklich gelang, so daß fortan der Handel nur noch heimlich getrieben werden konnte. Allmählig stimmten die übrigen Nationen bei; und der Sklavenhandel wurde für Seeräuberei erklärt. Indessen war derselbe für Westindien nicht ganz zu unterdrücken, so lange dort die Sklaverei selbst noch bestand. Auch diese aufzuheben, that England 1834 den ersten Schritt; am 1. Aug. 1838 schenkte es den 800,000 Sklaven in seinen Gebieten die Freiheit, wobei es sich die Summe von 20 Mill. Pf. Sterl. zur Entschädigung für die Sklavenbesitzer kosten ließ. Die Wirkung dieser Maßregel war verschieden. Während die Pflanzer zum größten Theil den Rückschlag ihrer früheren Härte dadurch empfinden mußten, daß es ihnen nun an arbeitenden Händen fehlte, wodurch Viele an den Bettelstab kamen, so erhob sich ein nicht geringer Theil der schwarzen Bevölkerung zu Wohlstand und Selbständigkeit, andere versanken auch in Indolenz.

Die andern Nationen (außer Spanien) hoben nach und nach die Sklaverei auf; ersetzten sie aber durch das System der sogenannten freiwilligen Auswanderung, welche dem gleichen Mißbrauch ausgesetzt ist, wie

der Negerhandel. Arbeiter aus Afrika und Asien werden nun unter dem Namen Kuli's in immer größerer Menge angeworben, auch durch Gewalt oder List zusammen gebracht und in Masse eingeführt, so daß Westindien sich jetzt nicht nur mit Schwarzen, sondern auch mit Hindu's, Barmanen und Chinesen füllt. Wenn auch England diese Einfuhr (wie auf Mauritius § 40. und Natal § 39, 2) sorgsam überwacht, so fehlt es anderwärts nicht an Beispielen von Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit. Doch wird dieser durch die steigende Erkenntniß vom Werth freier Arbeit Einhalt gethan, und das Land hebt sich allmählig wieder durch den Wetteifer der verschiedenen Völkerschaften. Irgendwie scheint es im Rath der Vorsehung zu liegen, das schöne Westindien zu einem bunten Sammelplatz der verschiedensten Geschlechter zu machen.

Die Gesammtbevölkerung in Westindien wird auf $3^1/_2$ Mill. geschätzt. Davon sind 2 Mill. Neger, und $^1/_2$ Mill. Europäer, der Mehrzahl nach Spanier, Engländer und Franzosen, sonst auch Holländer, Schweden und Dänen, oder deren Nachkommen, die man Creolen nennt, dazu neuerdings Hindus, Chinesen rc. Mulatten und Mischlinge in verschiedenen Abstufungen sind es etwa 1 Million.

Die Neger sind ursprünglich als Heiden hergekommen. Bei der Einschiffung in Afrika wurde zwar sorgfältig getrachtet, die Mitnahme von Fetischen zu hindern. Dennoch gelang es Einzelnen, dergleichen zu verbergen und mit an den Ort ihrer Verbannung zu bringen; oder wußten sie, auch ohne die gewohnten Fetischmacher, selbst einen Fetisch zu wählen, dabei eine Puppe aus Lehm geknetet, aus Holz geschnitzt, eine Koralle, Muschel, ein Federchen für ihre Andacht hinreichte. Manche wählten sich auch die Sonne, den Mond, den Ocean, eine Flußquelle, einen Felsblock, eine Schlange zum Gott. Mit dieser Abgötterei wanderte auch Aberglauben, Zauberei, nächtlicher Festunfug und ausgelassenes Tanzen, mit nach Westindien. Wenn bei christlichen Festen die Arbeit ruhte, so erlustigten sie sich Nächte hindurch an der Unzüchtigkeit, Rohheit und Raserei ihrer Sauf- und Tanzfeste; schon die Sonntage, besonders aber Weihnachten, boten Scenen der empörendsten Art dar. Der durch-

aus rechtlose Zustand, in welchem sie sich befanden, ließ kein vernünftiges Thun unter ihnen aufkommen. Dem wollüstigen Herrn konnte eine heidnische Negerin nie widerstehen. Ehen waren nur ein Handel, darum leicht zu lösen, oft nur auf Probe oder beliebige Zeit geschlossen; und weil die Kinder dem Herrn gehörten, der sie fortnahm und verkaufte, wann es ihm beliebte, so gaben auch diese der Ehe keine Weihe, obgleich Muttergefühle oft sehr stark hervortraten. Unter dem harten Druck lernten sie vornehmlich Verstellung, Lüge, Unredlichkeit, Diebstahl. In ihren Leidenschaften, besonders im Zorn, überschritten sie jedes Maß, und furchtbar war oft der Ausbruch ihrer lang gehegten Rache. Da sie aus verschiedenen Ländern Afrika's hergebracht waren, redeten sie auch verschiedene Sprachen, so daß sie einander selten in der Muttersprache verstanden, weswegen ein gebrochenes englisch oder spanisch, dänisch 2c. unter ihnen herrschend wurde.

---

3. Die Missionen überhaupt.

§ 266. Wenn nach dem Obigen die heidnischen Urbewohner Westindiens, für welche Kolumbus selbst bei der Entdeckung ernste Missionsgedanken gehabt hatte, durch ihren jähen Untergang der Mission entgangen sind, so mußte die Letztere mit um so größerem Interesse für die neue Negerbevölkerung sich angezogen fühlen. Lange freilich geschah nichts für die Sklaven, am allerwenigsten von Seiten der Sklavenbesitzer, obgleich gerade diese am leichtesten hätten etwas thun können, wie auch einzelne Beispiele zeigten. Sie gaben sich lieber dem harten Gedanken hin, die Neger seien keine Menschen wie Andere, man habe also nicht die gleichen Pflichten gegen sie, wie sie auch nicht die Fähigkeit hätten, durch christlichen Unterricht zu Christen umgebildet zu werden. Nur die Katholiken, insbesondere die Spanier, hatten von jeher die Gewohnheit, ihre Sklaven taufen zu lassen, was aber ohne allen Unterricht geschah, so daß die Neger wohl Christen hießen, aber im Grunde noch dieselben Heiden waren wie vorher, und bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Das traurige Loos der Sklaven weckte indessen doch schon frühe auch in Protestanten den

Gedanken an eine Mission; und die Brüdergemeine in Herrnhut erfaßte denselben mit Ernst schon 1732, und hatte, bis die eigentliche Missionszeit kam, bereits sehr Großes ausgerichtet. Nun traten auch andere Gesellschaften herzu, unter welchen die engl. Methodisten und Baptisten neben der Brüdergemeine den größten Segen hatten.

Ueberall, wo die Mission angriff, war erstaunliches Entgegenkommen von Seiten der Sklaven; und doch war lange Zeit, theilweise bis gegen die Zeit der Befreiung hin, nicht leicht anderswo die Arbeit so schwierig als hier, weil nirgends Lehrer und Zuhörer, besonders die Bekehrten, so vielen Mißhandlungen seitens der Sklavenhalter ausgesetzt waren. Die Letzteren konnten lange nicht von großen Besorgnissen befreit werden. Bald fürchteten sie, die Neger möchten ihnen den Gehorsam versagen, wenn sie durch das Christenthum zu vernünftigen Menschen gebildet würden; oder es möchten, weil das Christenthum Herren und Sclaven vor Gott freistellt, Freiheitsgefühle in den Negern erwachen, die zu gefährlichen Verwicklungen Anlaß geben könnten; Andere fürchteten, die Neger möchten über dem Beten träg zur Arbeit werden, oder könnten sie nur wider ihre Herren beten, und je frömmer, desto wirksamer ihnen fluchen; wieder Andere konnten die Predigt nicht leiden, weil den Sklaven Manches als Sünde vorgehalten werden mußte, worin die Herren ungescheut lebten; und der Grimm der Letzteren stieg aufs Aeußerste, wenn eine Sklavin, im Gewissen aufgeschreckt, ihnen den Sündendienst versagte. Dieß Alles, mit Verleumdungen aller Art vermischt, hatte zur Folge, daß den armen Negern ihr Christenthum gar oft recht sauer gemacht wurde; und bekannt sind die schrecklichen Martern, welchen sie oft unterworfen wurden, wie auch die beispiellose Geduld und Ergebung, welche die Gemarterten bewiesen.

Jene Besorgnisse der Sklavenhalter sind indessen zu Schanden geworden; und das mit so viel Aufopferung

begonnene und fortgesetzte Werk ist so herrlich gekrönt worden, daß zuletzt Aller Mund, auch der bittersten Christusfeinde, verstummen mußte. Eben die Erfahrung, daß es nur vortheilhaft sei, wenn die Neger zu Menschen und Christen herangebildet werden, hat auch das Wagniß ihrer endlichen Befreiung erleichtert. Der gute Sauerteig hatte die Massen der Neger so durchdrungen, daß ihre rohe Natur nicht mehr zu fürchten war; und rasch schritt fortan das Christenthum unter ihnen vorwärts, so daß jetzt ganz Westindien, selbst wenn man das katholische dazu rechnet, mit nicht geringerem Rechte ein christliches Land genannt werden kann, als irgend eines in Europa.

---

4. Die Missionsgesellschaften.

§ 267. Die Missionsgesellschaften, welche sich an der Bekehrung der Neger in Westindien betheiligt haben, sind Folgende:

1) Die Brüdergemeine zu Herrnhut machte den Anfang. Als nemlich 1731 ihr Gründer, Graf Zinzendorf, zu Kopenhagen bei einer Krönungsfeier anwesend war, traf es sich, daß sein Bedienter mit einem Neger Anton Bekanntschaft machte, der ihm Allerlei von dem Zustande der Neger in Westindien erzählte, unter Anderem auch äußerte, er habe eine Schwester, welche nach der Insel St. Thomas verkauft worden sei und gar zu gerne etwas vom Christenthum hören möchte, weßwegen sie den großen Gott gebeten habe, Jemanden zu senden, der ihr den Weg zur Seligkeit zeige. Das Alles erfuhr Zinzendorf, dessen glühende Liebe alsbald hohe Gedanken faßte. Er ließ jenen Anton nach Herrnhut kommen, wo derselbe mit seinen Erzählungen so tiefen Eindruck machte, daß man den Plan einer Mission nach Westindien bestimmter aussprach. Anton aber sagte, die Neger seien so hart bei der Arbeit gehalten, daß sie gar keine Zeit hätten, das Evangelium zu hören,

als unter der Arbeit; und darum müsse ihr Lehrer nothwendig selbst ein Sklave werden, um unter der täglichen Arbeit die neben ihm Arbeitenden unterrichten zu können. Da wurde freilich ein bitteres Opfer gefordert. Viele zeigten sich bereit dazu; und zwei, Leonhard Dober, ein Töpfer, und David Nitschmann, ein Zimmermann, wurden auserlesen und 1732 mit 6 Thalern in der Reisetasche nebst der Anweisung, sich in allen Dingen von dem Geiste Jesu leiten zu lassen, ausgesandt. Sie zogen mit dem festen Vorsatze aus, wenn es nöthig wäre, Sklaven zu werden, um Sklaven zu Christo zu bekehren. In Kopenhagen, obwohl sonst als Thoren verlacht oder bemitleidet, bekamen sie Gönner am Hof und Unterstützung; und als sie auf St. Thomas ankamen, wurde keineswegs das Härteste von ihnen gefordert. Unter allerlei Schicksalen begannen sie ein Werk, das in der Folge auf 7 Inseln (3 dänische und 4 englische) sich ausdehnte, obwohl von den nachgesandten Brüdern Viele ein Opfer des Klima's wurden. Es standen 1860 auf 39 Stationen, die auf den 7 Inseln sich fanden, 53 verheirathete Brüder, welche 36,310 Getaufte, außer vielen Andern, unter ihrer Pflege in Kirche und Schule hatten.

2) Die Methodisten machten sich nicht minder verdient um Westindien, wo Dr. Thomas Coke der Gründer ihrer Missionen wurde. Dieser war ein Jünger des berühmten J. Wesley, welcher selbst schon von 1735 an häufige Reisen nach Nordamerika machte, um theils die neuen Method.-Gemeinden daselbst zu stärken, theils sonst für das Reich Gottes zu wirken. Diese Reisen wurden ihm bei zunehmendem Alter beschwerlich; und er übergab zuletzt dieses wichtige Geschäft dem erwähnten Dr. Coke, der, weil er seine Predigten nicht mehr lesen, sondern frei halten wollte, von einer Predigerstelle in England entsetzt worden war, und nun von 1780 an 33 Jahre lang beständig reiste, 9 Mal nach Amerika, und 4 Mal nach Westindien kam, und zuletzt 1813 auf einer Fahrt nach Ceylon schnell in die

Ewigkeit gerufen wurde (§ 152). Er war auch Einer von denen, welche schon damals dem Sklavenhandel entgegenarbeiteten, und wurde darum an vielen Orten bitter gehaßt, so daß man in Amerika selbst Meuchelmörder nach ihm aussandte. Nach Westindien aber wurde Coke 1786 auf seiner zweiten Reise nach Amerika wider seinen Willen durch gefährliche Stürme verschlagen. Die Seeleute hatten schon alle Hoffnung aufgegeben; und der Kapitän, ein abergläubischer Weltmann, kam in noch größere Verwirrung, wenn er die Missionare beten sah, indem er wähnte, ihr Beten ziehe die Stürme herbei. Auf Coke deutend, murmelte er unter den Seeleuten umher: „Wir haben einen Jonas im Schiff." Einmal stürzte er wüthend in seine Kajüte, ergriff alle Briefe und Papiere, die er erhaschen konnte, und warf sie in die See. Dabei gab er ihm unter den heftigsten Verwünschungen etliche Faustschläge, und schwur vor allen Matrosen, wenn er noch einmal beten würde, so werfe er ihn über Bord. Coke blieb bei all diesem in ungestörter Seelenruhe; und der Kapitän entschloß sich endlich, die Richtung zu ändern, und möglichst schnell nach Westindien zu segeln. Von diesem Augenblick an schien Alles günstig zu gehen; und ohne weitere Noth lief das Schiff am Christfeste 1786 in den Haven von Antigua ein. Hier erschien Coke wie von Gott gesandt, und ließ 2 seiner Begleiter als Prediger da. Bis 1793 standen 23 Missionare auf 10 Inseln, und waren es der bekehrten Neger 6570. Damals aber waren die Meth.-Missionen mehr nur die Sache einzelner Freunde, die ohne einen bestimmten Verein sie nach Kräften unterhielten; und Coke insbesondere ließ es sich viel von seinem ansehnlichen Vermögen kosten. Der eigentliche Verein bildete sich erst 1816. Von dieser Zeit an nahmen die Missionare außerordentlich zu; und ihre innere Kraft trat unter Verfolgungen, die nie ganz ausblieben, nur um so deutlicher hervor. Im J. 1830 standen 59 Prediger auf 38 Hauptstellen; und die Zahl der bekehrten

Sklaven betrug 22,590, zu welchen noch 6470 Freineger und 938 Weiße kamen. Die Befreiung der Neger, von 1838 an, trug besonders viel zur Vermehrung der Stationen bei; und die Ges. hat jetzt 5 große Distrikte, welche fast die ganze Inselwelt umfassen mit 46,000 K.-Gliedern und 108,000 Zuhörern.

3) Die englischen Baptisten entschlossen sich 1813 auf die Aufforderung eines Mulatten, Baker, der mehrere Jahre in Jamaika als Lehrer gearbeitet hatte, zu der förmlichen Errichtung einer Mission daselbst; und sehr umfangreich wurden hier ihre Stationen, wie auch auf den Bahama's und auf Trinidad.

Andere Gesellschaften blieben zuletzt nur bei Jamaika stehen, wie die engl.-kirchl. Ges., die Lond., und die schottische Ges.; und nur die französ. Ges. hat 1851 auf die virginischen Inseln einen Missionar geschickt. Um die Errichtung von Kirchen, Kapellen und Schulen zu erleichtern, die in immer größerer Anzahl entstehen, sendet die engl. Ausbr.-Ges. jährlich ansehnliche Summen nach Westindien; und die Frauenges. zum Besten der Neger unterstützt Schulen in Jamaika und sonst. Daneben haben auch die brittische Bibelges. und die Traktatges. das Ihre gethan. Noch einiges Andere kam Westindien zu gut. Dahin gehört das Legat von 5400 Pf. St., welches 1691 der Gelehrte Robert Boyle für die Unterweisung von Heiden hinterließ. Von dem Gelde wurde ein Gut in Virginien gekauft, welches zuletzt jährlich 1000 Pf. St. eintrug. Der Bischof Porteus sorgte endlich dafür, daß um 1816 eine Ges. sich bildete, welche die Zinse des Legats zu Schulen aller Art auf Barbados, Dominika, St. Vincent und Jamaika verwendete. Zweckmäßig wurde endlich auch das Micostift angewendet, welches zu Anfang des vor. Jahrh. zur Befreiung von Christensklaven aus den Raubstaaten gestiftet worden ist. Da die Sklaverei in dieser Form längst aufgehört hat, so hatte sich der Fonds auf 100,000 Pf. St. vermehrt. Seine Zinse wurden nun

seit 1836 auf Schulen hauptsächlich in Westindien verwendet; und schon 1842 wurden 168 Schulen mit 176 Lehrern davon unterhalten.

Um ein Bild von der Lebhaftigkeit der Missionen in Westindien zu geben, theilen wir noch etwas aus dem Bericht eines fremden Augenzeugen von Neu-Fulneck (Dez. 1835) mit: „Von den Arbeiten eines Missionars hatte ich bisher keinen rechten Begriff. Nun aber sehe ich, wie sie unaufhörlich, zur Zeit und zur Unzeit, bei schönem und stürmischem Wetter, bei Tag und bei Nacht fortgesetzt und nie beendigt werden. Die Neger, von jedem Alter und Geschlecht, eilen, wenn sie eine Stunde frei haben, emsigen Schrittes auf die Thüre des Missionars zu, wohl wissend, daß diese immer offen, und er selbst immer bereit ist, Unterricht und Trost zu ertheilen. Beinahe zu jeder Tagesstunde, insbesondere von 4 Uhr Nachmittags an, wenn ihre Arbeit aufhört, bis 10 Uhr Nachts, sieht man ganze Haufen ihren Weg über Berg und Thal nach den Missionshäusern nehmen. Weder Entfernung, noch das Wetter, noch das Dunkel der Nacht schreckt sie ab; auch die abschüssigen Pfade, die mit scharfen Feuersteinen und Felsen bedeckt sind, an welchen sie oft ihre unbeschuhten Füße verwunden, können ihr Verlangen nach einem Wort der Belehrung nicht zurückdrängen. Wenn sie aufbrechen und heimgehen, lassen sie die Berge und Thäler wiederhallen von Lobgesängen über die Liebe ihres Heilandes, besonders gegenwärtig, da die Kinder kommen, um die Wechselgesänge auf das Christfest einzuüben."

---

5. Die Bahama-Inseln.

§ 268. Indem wir noch eine Uebersicht über das Missionsgebiet Westindiens geben, beginnen wir mit den Bahama- oder Lukayischen Inseln, welche durch die Florida-Straße oder den neuen Bahama-Kanal vom Festlande Nordamerika's, und durch den alten Bahama-Kanal von der Insel Cuba geschieden sind. Sie fangen mit den Gallopagos-Inseln, oberhalb der Insel Bahama, an und laufen 300 St. weit südöstlich hin bis zu den Turksinseln, oberhalb Hayti's. Es sind gegen 500 Inseln, die aber meist blos aus Klippen bestehen und überhaupt mit Korallenriffen und Untiefen umgeben sind. Die Bevölkerung, auf einer Anzahl klei-

ner, weit herum zerstreuter und schwer zugänglicher Inseln, betrug 1831 über 16,500 Seelen, darunter 4200 Weiße, 3000 freie Farbige, die Uebrigen Sklaven. Das Klima ist gesund, und der Boden, meist aus Kalkstein, ohne fließendes Gewässer, liefert vorzügliche Baumwolle, Ananas und Färbehölzer. Die Inseln gehören jetzt den Engländern zu, deren Hauptstadt Nassau auf Neu-Providence Sitz des Gouverneurs ist.

Die Inseln wurden theils von Methodisten, theils von engl. Baptisten gepflegt. Jene begannen 1811 ihre Arbeiten auf den Inseln, und gründeten 1817 eine eigene Miss.-Ges. unter den bekehrten Negern für die Bahama's. Die Schulen wurden besonders gepflegt; und wenn auch lange viele Schwierigkeiten zu überwinden waren, so ging es doch, besonders von 1828 an, mit den Gemeinden nach innen und außen vorwärts. Noch (1861) haben die Meth. 6 Hauptstationen, und bekommen jährlich ansehnlichen Zuwachs an Gemeindegliedern. Allmählig bequemen sich auch die Weißen unter den Schwarzen zu sitzen und sie zu lehren. — Uebrigens waren schon am Schluß des amerik. Kriegs, da manche Kolonisten aus den Ver. Staaten nach Westindien übersiedelten, auch von Baptisten getaufte Sklaven mit ihren Herren auf die Bahama-Inseln gekommen. Da diese aber nicht lesen konnten und Niemand sie unterrichtete, so verringerte sich, obgleich sie ihre gottesdienstlichen Handlungen fortsetzten, ihre Erkenntniß und Frömmigkeit. So richtete ein solcher Sklave sein Gebet an Abraham, Isaak und Jakob. Der erste Bapt.-Miss. Burton aber landete 1833 in Nassau. Durch ihn kamen viele Gemeinden und Schulen auf den Inseln auf; und von 1850 an umfaßte das ausgedehnte Gebiet 46 Stationen und Gemeinden, welche gegen 3000 Glieder und 1800 Sonntagsschüler zählten. Lieblich ist, was 1851 Miss. Capern berichtete, daß allgemein der Wunsch nach einer Art religiösen Bundes erwacht sei, und Baptisten, Methodisten und Presbyterianer ihre

Kanzeln einander abtreten, auch das Betragen der Bischöflichen gegen die Andern sich sehr zum Bessern verändert habe. Englische Staatskirchen sind 15 auf den Bahama's, s. 1861 unter einem Bischof von Nassau.

Die Hauptinseln und Missionen sind:

1) Groß- und Klein-Bahama, jene 30 St. l. mit 4 Bapt.-Gemeinden.

2) Lucayo oder Abako, wo Anglo-Amerikaner sich niedergelassen und Carleton erbaut haben; Meth. seit 1817; 1860 neue große Kirche.

3) Neu-Providence oder Nassau, s. von Abako, die Hauptinsel, mit etwa 8000 E., davon die Hauptstadt Nassau 6200 enthält. Schon 1811 Method.; 1817 Gründung einer Miss.-Ges. unter den Schwarzen. — Seit 1833 der Bapt. Burton, dann Capern, Rycroft, Davey; nur der Miss. wird von der Ges. bezahlt, die eingeb. Prediger von ihren Gemeinden unter Beihilfe der Freunde in Nassau. Bapt.-Gemeindegl. 791.

4) Andros, w. von Nassau, eine Reihe felsiger Inseln, die sich in Form eines Halbmonds ausbreiten, und an deren Küsten viele Badeschwämme gefunden werden. Sehr gesegnet wirkte hier und sonst der Bapt. E. Hall († 1860), auch unter indianischen Ansiedlern aus Florida.

5) Eleuthera, ö. von Nassau, eine sehr schmale, 30 St. l. Insel; seit 1817 hier und auf der Harbour-Insel Methodisten, s. 1834 auch Baptisten.

6) Exuma, eine Kette von kleinen Inseln, die bewohnt sind, und viel Salz liefern; Bapt.

7) Guanahani oder St. Salvador, die erste Insel, welche Kolumbus 1492 entdeckte; Bapt., wie auch im armen Ragged Island.

8) Lange Insel, mit 6 Bapt.-Stationen.

9) Crooked Island, eine Gruppe bewohnter Inseln, mit dem Haven Pitttown: hier und auf der nahen Insel Acklin Bapt.

10) Die beiden Inagua's, mit einem Bapt.-Missionar.

11) Die Turks-Inseln, mit Salzbereitung; hier längst Method., aber auch seit 1834 Bapt.-Miss., welche 7 Gemeinden mit etwa 500 Gliedern darauf haben.

12) Die Caico's, mit einem fruchtbaren Boden, Bapt.

Die Inseln befinden sich in einem Uebergangsstadium; viele Zuckerplantagen sind jetzt vom Wald überwachsen, dagegen führen die Neger ein glückliches Leben, Armuth und Verbrechen sind kaum gekannt.

Mit den Bahama-Inseln werden häufig auch die Bermuda- oder Sommersinseln genannt, welche nicht zur Gruppe gehören, sondern wohl 3—400 St. n.ö. von

den Bahamas, 300 St. ö. von Südkarolina, unter dem 32° n. Br. mitten im atlantischen Ocean ganz vereinzelt liegen. Sie bilden ein einziges schmales Felsenriff, das 9 St. sich ausdehnt und von einer zahllosen Menge kleiner Klippen und Untiefen umgeben ist. Ihr Boden, nur mit wenig Erde bedeckt, ist sehr fruchtbar, das Klima bei ewigem Frühling gesund und mild; aber Orkane sind häufig und an Quellwasser fehlt es. Weil auch nur wenig Land angebaut werden kann, sind die Produkte unbedeutend; und die Einwohner müssen jetzt ihre Bedürfnisse von andern Ländern hernehmen. Die Inseln gehören den Engländern. Aber nur 3 derselben sind bewohnt, darunter St. Georg, mit der Hauptstadt gleichen Namens und einem befestigten Haven, durch eine schmale Meerenge von der größten Insel Bermuda, dem sogenannten Continent, mit dem Hauptkaven Hamilton, getrennt. Der E. waren es 1831 im Ganzen 11,423 (7328 Weiße und freie Farbige und 3915 bisherige Sklaven). Methodisten kamen schon 1817; aber es kostete Mühe, bis die öffentliche Meinung für das Missionswerk gewonnen war. Doch wurde zuletzt aus freiwilligen Beiträgen mit Hilfe der Neger zu Paget eine Kirche erbaut, auch ein bekehrter Sklave, Namens Fraser, nach erlangter Freiheit zum Prediger im Dienst dieser Mission angestellt. Auch die Frauenges. unterstützte die Schulen seit 1830. Die Mission als solche hörte 1855 auf; und die Inseln stehen als christliche mit der Method.-Conferenz in England in Verbindung. Sonst sind auf ihnen jetzt auch 8 engl. Staatskirchen errichtet.

---

6. Die großen Antillen.

a. Cuba.

§ 269. Südlich von den Bahama's liegt Cuba hingestreckt, die größte der sogenannten 4 großen Antillen. Mit Cuba liegen Hayti und Portoriko in

einer gegen S. geneigten, 580 St. langen Linie nach Osten; und Jamaika liegt südlich vom Ostende Cuba's. Wir reden zuerst von Cuba, obgleich es kein protest. Missionsgebiet ist; denn die Insel ist spanisch und also streng katholisch. Sie ist 300 St. lang bei einer Breite, die von 24 bis 60 St. wechselt. Unter den zu Cuba gehörigen kleinen Inseln ist Isla de Pinos oder die Fichteninsel, 18 St. l. und 14 St. br., die wichtigste.

Cuba wird seiner ganzen Länge nach von einem Gebirge durchzogen, das 1800' h.; und in Sierra de Cobre, im S.O. über 9000' h., wurde früher Gold und Kupfer gewonnen. Der Boden ist gut bewässert und fruchtbar, aber nur ein Sechstheil davon angebaut, das heiße Klima gemäßigter als in Hayti. Die Hauptstadt Havanna, die bedeutendste Handelsstadt Westindiens, Sitz des Generalkapitäns und eines Bischofs, zählt 180,000 E. In ihr sind 26 Klöster und eine Menge prächtiger Kirchen, die von Gold und Silber strotzen, wie die große Kathedrale, in welche die Gebeine des Kolumbus von Hayti aus gebracht worden sind. Hauptprodukte sind: Zucker, Kaffee und Tabak. Seit die Engländer den Sklavenzucker so gut zulassen, wie den in ihren Kolonien erzeugten 1846, nehmen Handel, Gewerbe, Volksmenge und besonders die Einkünfte des spanischen Mutterlandes gewaltig zu; alles auf Kosten der grausam ausgebeuteten Neger.

Die ganze ursprüngliche Bevölkerung Cuba's (etwa 300,000) war schon nach 40 Jahren durch die Spanier ausgerottet. Statt ihrer wurden Millionen von Negersklaven hergeschleppt; schneller als sie vermehrten sich die weißen Kolonisten. Jetzt schätzt man etwa $1^1/_3$ Millionen auf der Insel, darunter 600,000 Weiße, 200,000 freie Mulatten und 500,000 Neger- und Mulattensklaven. Hier ist die Sklaverei noch völlig zu Hause, und härter und grausamer, als sonst überall. Es gibt z. B. Plantagen von 700 Negern, ohne eine weibliche Seele; 4 St. Schlafs soll für den Neger hinreichen. Der jährliche Abgang muß durch Einführung von etwa 25,000 Sklaven ersetzt werden (!), ungerechnet die mit jedem Jahre steigende Kulieinfuhr (§ 265). So will's die Regierung in Madrid, trotz aller — von England theuer bezahlter — Verträge. Alle Sklaven aber wurden von

jeher katholisch getauft, ohne weiter von der Kirche beachtet zu werden. Der Katholicismus herrscht so unduldsam wie sonst in Spanien, jedoch ohne dem Gemüth etwas zu geben, oder die zuchtlosen Sitten zu verbessern, oder auch nur den Glauben an Gott aufrecht zu halten. Die Kirchen füllen sich nur mit Frauen, welche die üblichen Ceremonien und Andachten nie versäumen; der Männer Sonntagsandacht aber sind Hahnenkämpfe und Stiergefechte. Der Fanatismus der Geistlichkeit ist sonst, wie in Spanien; so viele Protestanten auch, namentlich Nordamerikaner, sich dort aufhalten, wird ihnen weder Religionsübung, noch selbst christliches Begräbniß gestattet; und von einer protest. Mission kann auch nicht entfernt die Rede seyn.

---

b. Jamaika (Brüdergemeine).

§ 270. Anders steht es in Jamaika, der zweiten großen Antille, die längst an England gekommen, und deßhalb, wie Cuba katholisch, so protestantisch geworden ist.

Jamaika hat eine Länge von 80 St., und die größte Breite von 30 St., im Ganzen 250 □ M. Die Oberfläche ist von unregelmäßigen Felsmassen gebildet, die zum Theil, wie die blauen Berge, 8000′ h. sind. Gegen 40 Flüsse bewässern den Boden, darunter der schwarze Fluß eine Strecke weit schiffbar ist. Von den schmalen Ebenen am Ufer, wo die reichsten Zuckerpflanzungen sind, erhebt sich das Land in Hügeln, die ein romantisches Ansehen haben, so daß Kolumbus, der 1494 die Insel entdeckte und St. Jago nannte, an seinen König schrieb: „Diese Länder sind so viel schöner und angenehmer, als alle andern, wie die Sonne den Mond an Glanz übertrifft.“ Das Klima ist in den niedrigen Gegenden ungesund, dagegen um so gesünder in den höhern, der Boden ungemein fruchtbar und vortrefflich angebaut. Die zahlreichen Urbewohner wurden von den Spaniern auch hier mit unerhörter Grausamkeit vertilgt. Unter Cromwell wurde die Insel 1654 für die Britten erobert und erhielt nun den Namen Jamaika. Da viele Unzufriedene aus Barbados herzogen, wurde die Insel bald wieder volkreich. Aber ein Erdbeben, welches 1692 Alles niederwarf, und fast der ganzen Oberfläche der Insel eine andere Gestalt gab,

so wie die nachfolgende Pest raffte viele Tausende weg. Um jene Zeit machten auch die Maronneger (S. 385.), d. h. Neger, die ihren Herren entflohen waren, und zu gefährlichen Räuberbanden in unzugänglichen Gebirgen sich sammelten, der Kolonie unsäglich viele Noth; und 1738 mußten die Engländer ihnen sogar die Unabhängigkeit einer Republik zugestehen. Aber ihr Trotz und ihre Raublust blieb ungezügelt, bis sie 1796 durch die äußersten Anstrengungen der Regierung unterdrückt wurden. Jetzt beläuft sich die Bevölkerung der Insel auf 500,000, darunter über 300,000 ehmalige Sklaven, die 1838 frei wurden. Die Insel, in die 3 Theile: Cornwall, Middlesex und Surrey eingetheilt, wird von einem Gouverneur regiert und hat ein Parlament mit einem Oberhaus von 12 und einem Unterhaus von 23 Gliedern. Hauptstadt und Sitz der Regierung war früher Port Royal, an der Bai gleichen Namens, auf der äußersten Spitze einer Halbinsel an der Südküste. Jetzt ist es San Jago de la Vega oder Spanisch-Town am Flusse Cobre; Kingston aber, 10 St. ö. von der Stadt Port Royal, ist die größte und wichtigste Handelsstadt. Aber seit etwa 1848 hat der Wohlstand sehr abgenommen, durch die neuen Zollgesetze in England, die den westindischen Inseln die früheren Begünstigungen entzogen und dafür Cuba gehoben haben (§ 269).

Die Neger zeigten hier früher in ganz besonders greller Weise ihren afrikanischen Aberglauben. Anderer Gräuel nicht zu gedenken, dienten sie den Zaubermächten des Obia und Mayal. Der Obiamann setzte unter Anderem vor die Thüre eines vermeintlichen Diebes einen Fetisch, der aus einer Kokustrinkschale mit bunten Lumpen, Katzenzähnen, Papageienfedern, Krötenfüßen, Eierschalen, Fischgräten, Schlangenzähnen und Eidechsenschwänzen bestand. Der Tod des Mannes, auf den der Zauber wirken sollte, folgte sicher, ohne daß die Gerichte ermitteln konnten, wie es zuging. Ebenso wirkten die Zauberer auf den Tod eines Menschen, indem sie seinen Schatten in einen kleinen Sarg gefangen nahmen. Der Mayalmann war ein Zauberarzt, der durch Tränke, wilde Tänze &c. betäubte, durch andere Mittel wieder aufweckte, und dann Glasscherben, Schlangen, Gewürm &c. aus der Haut der Kranken zog. Diese Mayalmänner bildeten eine geheime Brüderschaft, welche ihr Geheimniß der Bosheit streng bewahrte.

Mit der Mission auf Jamaika machte die Brüdergemeine den Anfang. Fromme Gutsbesitzer wandten sich selbst an Zinzendorf, der ihnen 1754 den Br. Caries nebst Andern zusandte. In Cornwall wurden schon im folgenden Jahre 26 Neger getauft, und gegen 800 hielten sich zur Mission. Bald baten auch

andere Plantagenbesitzer um Unterricht für ihre Neger; und auch die Weißen drängten sich so zahlreich zu den Vorträgen, daß Caries ihnen besondere Vorträge halten mußte. So entstanden die weiteren Stationen Mesopotamia und Bogue. Eine gar zu strenge Disciplin aber, welche nachfolgende Brüder einführten, schwächte eine Zeitlang den Erfolg der Missionen. Auch war das ein Hinderniß, daß die Brüder ganz auf gewisse Pflanzungen eingeschränkt waren, und der Besuch aus andern Pflanzungen ungerne gesehen wurde. Die Mission zeigte sich nicht so kräftig wie sonst; und in 50 Jahren bis 1804 waren nur erst 938 Neger getauft. Neue Stationen kamen erst seit 1815 empor. Da das ungesunde Karmel für die meisten Neger zu entfernt lag, wurden 1821 die Gebäulichkeiten verkauft und Fairfield zum Mittelpunkt der Mission gemacht. Indessen kam jetzt eine schwere Zeit, indem 1831 eine Negerempörung ausbrach, die darin ihren Grund hatte, daß die Sklavenbesitzer sich in den Zeitungen mit der heftigsten Leidenschaftlichkeit gegen die in England angeregte Abschaffung der Sklaverei erklärten. Die Empörungen schrieb man den Missionaren zu und dem christlichen Unterrichte, den sie den Negern ertheilten; und Br. Pfeifer von Neu-Eden wurde 1831 vor ein Kriegsgericht gestellt. Indessen kam allezeit die Unschuld der Missionare an Tag, und die Empörung wurde mit vielem Blutvergießen gedämpft, und die Emancipation der Schwarzen nahm 1834 ihren Anfang. Als sie 1838 wirklich frei wurden, blühte die Mission mächtig auf, die Schulen füllten sich, und noch stehen sämmtliche Stationen im besten Flor; auch durch das Herabkommen des Wohlstands der Insel hat das geistliche Leben der Neger keine großen Nachtheile erlitten. In 13 Gemeinden arbeiteten 1860 unter 12,000 Gemeindegliedern 17 Brüder mit ihren Frauen. Eine Bildungsschule für Schullehrer ist in Fairfield; und sonst bestehen 14 Stations- und 34 Landschulen mit über 2700 Schülern.

Die älteren Stationen der Brüdergemeine: Carmel, Bogue, Mesopotamia und 4 andere, sind wieder eingegangen. Dagegen bestehen seit 1815 folgende Stationen, welche sämmtlich in dem westlichen Distr. Cornwall liegen: im N. Irwinhill, in der Nähe der Montegobai; sodann im S. W.: Beaufort 1834, Springfield 1847, Neu Carmel 1827, New Hope an der Parkersbai 1838; östlicher: Neu Fulneck 1830, Neu Eden 1816, Bethanien 1835; südlicher von diesen: Nazareth 1838, Fairfield mit dem Seminar 1823, Neu Bethlehem 1833, Bethabara 1840, endlich Litiz nahe am Meer 1834.

---

c. Jamaika, Fortsetzung. (Meth., Bapt. 2c.)

§ 271. Nach der Brüdergemeine traten auch die Methodisten ein; und 1790 ließ sich Miss. Hammet in Kingston nieder, der schnell großen Segen hatte. Das Jahr darauf landete Prediger Coke in der Montegobai in N. W., wo man ihm zu Vorträgen eine frühere Kirche anwies, die aber sonst zu Tanzbelustigungen und Schauspielen vermiethet war. In großen Schaaren strömte das Volk herbei. Als er aber nach Kingston kam, traf er Hammet unter Verfolgungen leidend an; man hatte die Thüre der Kapelle eingesprengt und einen Gräuel der Verwüstung angerichtet. Kaum war Coke da, so füllten sich die öffentlichen Blätter mit den gehässigsten Verleumdungen gegen ihn, als hätte er zu Haus einen Diebstahl begangen, und um der Strafe zu entgehen, nach Amerika sich geflüchtet. Aber Coke ließ sich nicht entmuthigen, sammelte die bereits gewonnenen 234 Seelen zu einer Gemeinde, und wußte diese auf gesetzlichem Wege sicher zu stellen. Dennoch wurde später die Feindschaft so groß, daß 1808 die Provinzialregierung anordnete, die Neger sollten von öffentlichen Gottesdiensten ausgeschlossen und den Missionaren bei schwerer Strafe verboten seyn, Neger im Worte Gottes zu unterrichten. Coke erfuhr das in Europa, und wirkte durch den Ministerrath in London aus, daß die Verordnung als ungiltig verworfen wurde, ein Sieg, der große Freude unter Negern nnd Missionsfreunden machte. Bis 1817

bestanden 6 Meth.-Gemeinden mit 4122 Seelen; und stets schritt die Mission weiter vorwärts. Später traf oben erwähnte große Verfolgung auch die Methodisten. Ihre Kapellen wurden 1831 zerstört, ihre Missionare vor Gericht geschleppt, ins Gefängniß geworfen und gemißhandelt. Aber nach der Freilassung der Sklaven wurden die Gemeinden durch 15 neue Arbeiter, die sie selbst unterhalten wollten, rasch vermehrt. Es bestehen nun 18 Stationen mit 73 Kapellen und 30 andern Predigtplätzen; Missionare sind es 24, Schullehrer 34, Lokalprediger 81, Gemeindeglieder 19,000 (1845 waren's 25,662). Alles geht nun seinen Gang, wie in der Christenheit.

Eine große Thätigkeit entwickelten ferner die Baptisten auf Jamaika. Schon 1813 eröffnete Miss. Rowe die Arbeiten zu Falmouth. Viele Andere folgten nach, unter welchen Coultart von 1817 an, Burchell 1824—1846 und Knibb 1823—1845 ganz besonders als erfolgreiche Prediger sich auszeichneten. Aber die Verfolgungen blieben nicht aus; in Spanisch Town wollte man gar Miss. Godden 1820 in seinem Bett verbrennen. Er entkam zwar, aber sein Haus brannte nieder. Eine Negerin, die löschen half, rief endlich erschöpft: „Wo ist mein Lehrer?“ und als sie fälschlich berichtet wurde, er sei in seinem Bette verbrannt, sank sie zu Boden und gab den Geist auf. Der Zulauf zu der Mission wurde so groß, daß Station auf Station errichtet werden mußte, obgleich die Feindseligkeiten gegen die Neubekehrten sich steigerten. Viele Pflanzer trieben die Sklaven auch am Sonntag aufs Feld, damit sie nicht zur Kirche konnten, oder sperrten sie ein, oder versuchten mit allen Strafen und Qualen ihnen das Christenthum zu entleiden.

„Unter allen Verleumdungen,“ schrieb 1831 Miss. Knibb, „geht die Sache Jesu triumphirend vorwärts. Der Glaube, den die Neger angenommen haben, stärkt sie, den häufigen Spott zu ertragen, tröstet sie, wenn sie unter der Folter seufzen, erquickt sie in der Stunde des Todes. Ich habe sie beobachtet, wenn sie unter der mörderischen Geißel zu seufzen hatten; ich habe sie gesehen, wenn ihr Rücken mit Blutstriemen überzogen

war; ich habe sie auf den Straßen gesehen, mit Ketten beladen, ein Schauspiel der Teufel, der Engel und der Menschen; und nie habe ich auch nur ein Murren, nie einen Vorwurf gegen ihre ungerechten Verfolger aus ihrem Munde gehört."

Die Verfolgungen erreichten 1831 ihren Höhepunkt in der Empörung der Neger, die den Missionaren zugeschrieben wurde. Die erhitzten Feinde machten auch viele Bapt.-Kapellen dem Boden gleich, und stellten mehrere Missionare vor ein Kriegsgericht. Die Mission schien damals gänzlich ausgerottet zu werden. Von 1834 an aber, da die Befreiung beschlossen war, durften die Missionare wieder kommen und die Mißhandelten trösten; und immer mehr durchleuchtete das Licht die Insel. Schon 1842 erklärten die Bapt.-Gemeinden ihrer Ges., daß sie keiner Geldunterstützungen mehr bedürften, sondern ihre kirchl. Bedürfnisse aus eigenen Mitteln bestreiten wollten. Im J. 1845 waren es 51 Stationen und 36 Filiale, 31 Missionare (darunter 27 europäische), 40 Lehrer, 800 Sonntagsschullehrer, 50 Wochen- und 50 Sonntagsschulen, jene mit 5000, diese mit 9000 Schülern, und 34,000 Mitglieder; und von jener Zeit an hörten sie auf, in einer Verbindung mit der Bapt.-Miss.-Ges. zu stehen, indem sie sich selbst unterhalten. Die Deputation der Ges. im J. 1860 hat den Stand der Gemeinden in Jamaika befriedigend gefunden. Der Hauptdienst, welchen die Ges. fortwährend den Jamaika-Gemeinden erweist, besteht in der Leitung des Calabar-Seminar's, in welchem 19 Jünglinge eine gründliche klassische und theologische Bildung erhalten.

Durch die neueste Erweckung in 1861 sind die Bapt.-Kirchen allein um 4422 Glieder vermehrt worden; man zählt in 77 Gemeinden an 50,000 Seelen, die jährlich 96,000 fl. zusammenbringen, um ihre kirchlichen Bedürfnisse zu bestreiten.

Die engl.-kirchl. Ges. begann ihre Arbeiten hier erst 1823, da die beiden engl. Bisthümer Jamaika und Barbados errichtet wurden, an welche sie sich anschloß. Bald hatte sie 22 Stationen, für welche sie auch Zöglinge von Basel verwendete. Indessen wurde die Mission bald zur Kirche, der Missionar zum Prediger.

So beschloß die Ges. schon 1839 die ganze Jamaika-Mission allmählig zu verlassen und darauf hinzuwirken, daß ihre Stationen selbstständige Pfarreien würden. Dieß ist geschehen, und die ganze Insel ist jetzt in 40 Kirchspiele eingetheilt, an welche sich 7 Missionen der Ausbr.-Ges. unter Leitung des Bischofs anschließen. — Die Lond. Ges. trat 1834 in Folge der Emancipation ein und errichtete 6 Stationen (jetzt 16), auf welchen allen sich Kirchen bildeten. Sie hat viel für Schulen gethan und zieht im Seminar zu Ridgemount 1855 Jünglinge für's Predigtamt heran. — Die schottische Ges. endlich (1824—47) hatte 7 Stationen, welche nun von den verein. Presb. gepflegt werden und allmählig auf 26 angewachsen sind. Zu diesen gehören zwar nur 5561 eigentl. Kirchenglieder; diese haben aber im letzten Jahr 52,128 fl. für kirchl. Zwecke zusammengebracht und üben einen bedeutenden Einfluß auf ihre Umgebung aus, besonders durch die stetig vervollkommneten Bildungsmittel (Montego Akademie, theol. Seminar 2c.). — Die ganze Insel kann man mit Fug eine christliche nennen. Freilich traten unter vielen Negerchristen Genußsucht und Gleichgiltigkeit ein. Auch bringt die fortwährende Einwanderung der Kuli's viel neue heidnische Finsterniß herein. Um so erfreulicher ist die große Erweckung, durch welche der Herr 1860—61 die meisten Gemeinden der Insel heimgesucht hat. Sie ging von der Herrnhuter Kirche in Neufulneck aus (Sept. 1860) und zog bald von einer Station zur andern. Besonders wurden Jünglinge und Jungfrauen davon ergriffen; rohe Sünder stürzten bewußtlos nieder, und fanden unter dem Gebet der andern den Frieden der Sündenvergebung. Es fehlte nicht an Auswüchsen; da und dort haben sich auch dämonische Kräfte in die Erregung eingemischt und den Lehrern viele Noth bereitet. Aber im allgemeinen war eine wunderbare Umwandlung der Leute unverkennbar. Die Werke der Finsterniß, die sonst am Tage herrschten, zogen sich in ihre Verstecke zurück; das Wort Gottes wurde unge-

mein süß und theuer, die sittliche Atmosphäre wie durch einen Orkan gereinigt, und die Kirchen aller Gemeinschaften haben bedeutende Zunahme erfahren.

---

b. Hayti (und Portoriko).

§ 272. Die dritte große Antille ist Hayti, ö. von Jamaika, mit der schmalen 60 St. weit nach W. auslaufenden Halbinsel 160 St. l., und 60 St. br. Kolumbus, welcher, von dem Gold der Insel benachrichtigt, schon auf seiner ersten Reise hier landete, nannte sie Hispaniola; und nach dem Fort, das er hier baute, hieß sie fortan San Domingo. So heißt noch der östl. spanische Theil. Ihr ursprünglicher Name Hayti aber gilt seit 1804 dem unabhängigen Negerstaat, der im Westen erstanden ist.

Hayti ist nächst Cuba die größte und ehmals reichste unter den Antillen, sehr gebirgig, mit Höhen von 6000′, die sich sanft abwärts senken und in große Ebenen (Savannen) auslaufen, auch viele Vorgebirge bilden und eine Menge Flüsse erzeugen. Das Klima ist heiß, aber durch kühle Winde gemäßigt und ziemlich gesund. Hauptprodukte sind Kaffee, Baumwolle, Zucker und Indigo. Gold, Silber und andere Metalle findet man in Gebirgen und Flüssen. Man nannte die Insel das Paradies von Westindien; und die Fruchtbarkeit ist so ausgezeichnet, daß einst die Franzosen zur Zeit ihrer Blüthe die Kolonialwaaren um 15% wohlfeiler geben konnten als die Engländer.

Eigenthümlich ist die Geschichte der Insel. Nachdem die Spanier bis 1533 die friedlichen und gutmüthigen Bewohner, welche Kolumbus auf 1 Mill. schätzte, fast ausgerottet hatten, vernachläßigten sie die Besitzung, weil sie mehr auf den Continent sich warfen. Da ließen sich 1630 franz. Abenteurer im N. W. nieder und gründeten unter Anderem Kap Français, auch Kap Haytien, oder Kap Henri, kurz Kapstadt genannt. N.w. davon liegt die kleine Insel Tortue (Schildkröteninsel), welche der Sitz der Flibustier war (§ 264). Um 1660 nahm sich die franz. Regierung dieser Kolonien ernstlicher an, und erlangte endlich 1697 von Spanien die Abtretung des Westtheils. Die Kolonieen machten von 1722 an ungemeine Fortschritte; und zuletzt kam es dazu, daß Spanien 1795 im Frieden von Basel auch den östl. Theil der Insel an Frankreich abtrat. Die Bevölkerung der Insel bestand sonst meist aus Negern oder

Mulatten. Viele der letzteren wurden von ihren Vätern anerkannt, katholisch erzogen und zu Erben der Plantagen eingesetzt. So kamen sie in Besitz geistiger Ueberlegenheit und einer gewissen Tüchtigkeit zu politischen Organisationen. Als daher unter der franz. Revolution von 1789 die Ideen von der Gleichheit der Menschenrechte auch nach Westindien eindrangen, so gab es bald große Aufregungen auf Hayti, Kriege und Rebellionen; und 1793 wurde die Kapstadt von den Mulatten und Negern überwältigt, dabei alle Weißen niedergemetzelt wurden. Das Jahr darauf ertheilte der Nationalconvent von Paris den Negern in den franz. Kolonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den andern Einwohnern. Das verursachte neue Stürme auf Hayti, aus welchen 1804 ein Kaiserthum hervorging. Aber der erste Kaiser fiel 1806; und nun trennte sich im Westen der Süden mit Port au Prince, als eine Republik mit dem Präsidenten Pethion, vom Norden mit Kap Français, wo eine Monarchie unter Henri Christoph blieb, während 1808 die Spanier wieder San Domingo eroberten, so daß jetzt 3 Staaten auf der Insel bestanden. Dieß dauerte fort bis 1820, da der Kaiser Henri fiel, und nun die beiden ersten Staaten sich vereinigten, unter dem Präsidenten Boyer, der sofort 1822 auch San Domingo wieder an sich riß. Von da an blieb ganz Hayti eine Republik unter einem lebenslänglichen Präsidenten, deren Unabhängigkeit 1825 von Frankreich, und dann von allen Nationen außer Spanien anerkannt wurde. Der erste Präsident Boyer war ein tüchtiger Regent, ein Freund der Wissenschaften und Künste, ein Beförderer des Ackerbaus und der Volksbildung. Nach ihm gab es freilich wieder mancherlei blutige Unruhen, Hayti wurde lange von dem Kaiser Soulouque tyrannisirt, bis durch Präsident Geffrard 1858 ein gesetzlicher Zustand hergestellt wurde, während Domingo, zuerst Freistaat, neuestens wieder den Spaniern unterworfen worden ist. Die Bevölkerung beträgt etwa 1 Mill.; und die 30,000 Weißen, Franzosen, Spanier rc., welche in den Seestädten wohnen, sind vom Rechte des Grundbesitzes, der allein den Farbigen zukommt, gesetzlich ausgeschlossen. Staatsreligion ist die katholische. Hauptstadt des Reichs und Sitz des Präsidenten und der Regierung ist Port au Prince an der Westküste, mit einem Haven, der 500 Schiffe faßt. Sonst sind noch die Städte Kap Haitien (Français) und Domingo wichtig; auch die Häven Les Caves und Jacmel im Süden gewinnen immer größere Wichtigkeit.

Obgleich in Hayti die katholische Religion die herrschende ist, wagten doch sowohl Methodisten als Baptisten die Insel zu betreten, auf die sonst im Lande

herrschende Freiheit vertrauend; und Beide machen immer erfreulichere Erfahrungen. Was die Methodisten betrifft, so machte schon 1793 Prediger Coke einen Besuch auf der Insel, gab aber von der damaligen Sittenverwilderung eine furchtbare Schilderung; erst 1817 begann die Mission. Damals bestanden 2 Staaten im Westen. Der Präsident Pethion in der Republik genehmigte die Mission, mit der Versicherung, daß jede Religionsübung auf der Insel völlig frei sei, und mit der Erlaubniß, überall Kapellen zu bauen und Gemeinden zu gründen. In Port au Prince war die Arbeit an den Negern sehr gesegnet; aber trotz des Schutzes der Regierung wurden die Missionare von den kath. Priestern verjagt. Der Präsident äußerte wohl sein Mißfallen über diese Unduldsamkeit, und übersandte 500 Gulden als Beitrag an die Mission; aber letztere blieb verdrängt. Nicht minder freundlich war der Kaiser Henri in Kap Haitien gewesen; aber unter den nachfolgenden Unruhen, da Henri 1820 sein Leben verlor, mußte die Mission aufgegeben werden, die dann erst 1834 wieder begann, worauf 1846 Baptisten nachfolgten. — Die Regierung hat nun zwar ein Concordat mit Rom geschlossen 1860, in Folge dessen die kathol. Hierarchie neu belebt worden ist, zugleich aber sucht sie durch Beförderung der bürgerl. und Religionsfreiheit tüchtige Ansiedler in das entvölkerte Land zu locken. Wichtig scheint besonders die Einwanderung evangelischer Farbiger aus N.-Amerika werden zu sollen, welchen die haytische Regierung Land anweist. Schon sind 1861 deren über 1500 in St. Marks eingewandert, und man verspricht sich von ihrem christlichen Charakter die wohlthätigste Wirkung für das Land.

Stationen a. der Methodisten im westlichen Theile: 1) Port au Prince, wo 1842 die Einweihung einer Kapelle Statt fand; 1850 wurde dem Miss. Bird amtlich eröffnet, daß der Negerkaiser Soulouque erklärt hätte, in seinem Reiche solle völlige Religions- und Gewissensfreiheit gelten; doch solle der Miss. sich auf die Stadt beschränken, damit keine Unordnung auf dem Lande entstände. Gemeinde von 140 Gliedern. —

2) Gonaives, an der Bai gl. N. — 3) Les Cayes, gegenüber von der Insel La Vache im Süden; erfreuliche Wahrnehmungen des Miss. Bird auf einem Besuch 1851 unter sehr verrufenen Einwohnern; jetzt (1861) Schule und Kapellen, mit 24 Mitgliedern. — 4) St. Jeremie, eine Havenstadt an einer Bai; 1847 mehrere Uebertritte von Katholiken, und andere folgten nach; jetzt eine Gemeinde von 19 Gliedern, zahlreiche Versammlungen; eine Schule, vom Priester wohl angefochten, aber von der Regierung geschützt und mit Geld unterstützt. — 5) Kap Haitien, 45 Gemeindeglieder. — Im östlichen Theile: 6) Puerto Plata, wo 1834 eine schöne Kirche erbaut wurde, zu welcher Leute aus 12 verschiedenen Volksstämmen beisteuerten; 1850 Gründung eines Mäßigkeitsvereins; 1851 Aufnahme von 17 Personen; Predigtplätze auf dem Lande; 1861 Gemeinde von 50 Mitgliedern; spanische Gottesdienste, von welchen die Eingebornen sich durch die Priester nicht abhalten lassen. — 7) Samana, 66 Kirchenglieder. — b. Der Baptisten. 1) Jacmel, seit 1846, wo die Regierung die Schulunternehmungen begünstigte; 1861 eifrige Gemeinde von etwa 70 Kirchengliedern unter sehr leichtsinniger Bevölkerung. — 2) Puerto Plata, seit 1852 Gemeinde von 30 Seelen und gute Aussichten unter den bigotten Katholiken des Ostens. — c. Amerik. Baptisten und französ. Sendboten der evang. Mission (s. 1861) arbeiten gleichfalls auf der Insel.

Die vierte große Antille endlich ist Portorico, urspr. Borrigal. Sie stellt ein Viereck vor, 40 St. l. und 20 St. br. und hat jetzt 400,000 E., darunter 52,000 Negersklaven, die Uebrigen Weiße, hier Xivoros genannt. Die Urbewohner waren auch hier bald verschwunden. Die Insel ist ein Gebirgsland mit hohen Gipfeln und sehr fruchtbar, aber, weil spanisch, sehr verwahrlost. Doch nimmt neuestens Anbau und Bevölkerung zu. Viele Europäer lassen sich, von der Regierung begünstigt, nieder und arbeiten für die Pflanzer, was die Letztern in den Stand setzt, die Zahl der Negersklaven zu vermindern. Die Hauptstadt St. Juan de Porto-Rico, Sitz des Generalkapitäns und eines Bischofs, liegt auf einer Insel, die durch eine Brücke mit der Hauptinsel verbunden ist, und hat 30,000 E. Eine protest. Mission ist nicht gestattet.

---

7. Die kleinen Antillen.

a. Die virginischen Inseln.

§ 273. Die weiteren Inseln Westindiens sind fast lauter kleine Inseln, welche zusammen die kleinen Antillen genannt werden. So weit sie von Portorico an östlich liegen, heißen sie die virginischen oder Jungferninseln; die Andern, welche sich von da gegen Süden herabziehen, nennt man die karaibischen.

Der virginischen Inseln, von welchen wir zuerst reden, giebt es gegen 40, die meist klein und zum Theil unbewohnt sind. Einige, zunächst an Portorico, sind spanisch; die Inseln St. Thomas und St. Jan, die neben einander liegen, und St. Croix, südlicher gelegen, gehören den Dänen; und englisch sind Virgin-Gorda, Tortola, Annegada ꝛc. Wir reden zunächst von den dänischen Inseln, auf welchen durch die Brüdergemeine alle Mission Westindiens begonnen hat.

1) St. Thomas, 8 St. l., aber schmal und sehr buchtenreich, auch gebirgig, wurde 1648 von den Holländern angebaut, von den Engländern erobert und 1671 an Dänemark überlassen. Die 12,560 E., größtentheils Neger, wohnen meist in der Stadt St. Thomas (eig. Charlotte Amalie), welche als Freihaven seit 1815 ein sehr besuchter Handelsplatz ist, und als Centralstation der engl.-westind. Dampfboote, die alle 14 Tage hier ein- und auslaufen, eine beträchtliche Bedeutung erlangt hat. Sonst hat die felsige Insel nur noch 1 Zuckerplantage. Brüderstationen sind: Neu-Herrnhut 1738, Niesky 1771, Stadt Thomas 1843. — 2) St. Jan ist bedeutend kleiner, blos 2 □ M. groß, mit nur 1715 E., sehr gebirgig und im Zustande der Verwilderung, ohne fahrbare Straßen. Sie hat nur noch 12 Zuckerplantagen, die schwach bebaut werden. Hier bildeten sich, je an den Enden der Insel, die Stationen Bethanien und Emmaus. — 3) St. Croix ist 8 St. l. und über 2 St. br., aber gegen Osten schmal auslaufend, 20 □ M. groß. Sie wurde 1640 von den Flibustiern (§ 264) angebaut, seit 1650 den Engländern von den Spaniern entrissen, diesen von den Franzosen genommen, welche die Insel 1733 an Dänemark verkauften. Sie ist am besten cultivirt und überaus fruchtbar; hat 147 wohl angebaute Zuckerplantagen, und 26,000 E., meist Neger und Farbige. Sie zeichnet sich durch ihre vortrefflichen, meist schnur-

geraden Wege, besonders im südl. Theile aus. Der Nordwesten ist bergig, mit einigen sehr romantischen Thälern. In Christiansstadt, gew. Bassin genannt, ist der Sitz des Generalgouverneurs der dänischen Inseln. Brüderstationen sind jetzt: Friedensthal, Friedensfeld und Friedensberg. Hier sollen von 1862 an alle von amerik. Kreuzern aufgebrachten Sklavenschiffe ihre Ladung landen, damit die Neger freie Arbeiter unter dänischer Aufsicht werden. Die dänische Emancipation der Neger hat sich als bes. praktisch erwiesen, und die schwarze Bevölkerung dieser Inseln gilt für sehr arbeitsam und anstellig.

Der Veranlassung zu den westindischen Missionen der Br.-Gemeinde wurde oben (§ 267.) gedacht. Als die ersten Brüder Dober und Nitschmann 1732 auf St. Thomas ankamen, nahm sie ein Pflanzer freundlich auf, und ernannte sie gar zu Aufsehern über seine Sklaven. Hiebei aber hatte ihr Missionsgeschäft nur geringen Fortgang. Sie legten darum ihre Stelle nieder und mietheten ein eigenes Haus, das den heilsbegierigen Sklaven zugänglich war. Da lebten sie zwar in großer Dürftigkeit; aber die Neger strömten in den Abendstunden, nach der heißen Tagesarbeit, herbei und konnten sich nicht satt hören, so daß sie oft ganze Nächte in der Gesellschaft der Brüder zubrachten. Die Schwester jenes Anton, der in Herrnhut gewesen war, wurde der Erstling der neuen Gemeinde. Nitschmann kehrte indessen nach 14 Wochen zurück. Um jene Zeit kauften die Dänen die Insel St. Cruz, welche seit 38 Jahren von den Franzosen verlassen und jetzt sehr verwildert war; und die Br.-Gem., dringend um 12 Brüder gebeten, die hier Sklavenaufseher werden sollten, säumte nicht, im Ganzen 18 Personen unter der Leitung des T. Leupold nach St. Thomas abzusenden, von welchen sogleich 12 nach St. Cruz übersiedelten. Allein St. Cruz war durch die dichten Wildnisse so ungesund geworden, daß bald 10 Brüder hinstarben; und auch Andere, die sie ersetzen sollten, wurden eine Beute des Todes, bis sich der Letzte, M. Freundlich, nach St. Thomas herüber rettete. Die Br.-Gem. ließ sich nicht abschrecken und stimmte in die Worte Zinzendorfs

ein: „Es wurden 10 dahingesä't, als wären sie verloren; Auf ihren Beeten aber steht: Das ist die Saat der Mohren!"

Jetzt (1735) zog F. Martin nach St. Thomas, der bis 1750, da er starb, den unermüdetsten Eifer an den Tag legte und als der eigentliche Gründer jener Missionen anzusehen ist. Er besuchte die Pflanzungen und weckte durch seine hinreißende Rede immer größere Aufmerksamkeit. Die ihn hörten, erzählten es Andern; und durch die ganze Insel verbreitete sich das Feuer. Zwar fingen jetzt die Pflanzer an, besorgt zu werden, wenn die Neger klüger, die Negerinnen keuscher wurden; aber die Sklaven ließen sich durch keine Drohungen und Schläge von der Anhörung des Worts zurückhalten. Durch den Bischof Spangenberg, der einen Besuch machte, wurden 1736 die 3 Erstlinge getauft; und Martin selbst, der jetzt ordinirt wurde, taufte das Jahr darauf 7 weitere Neger. Er richtete die Gemeinde ein, versah sie mit Nationalgehülfen, ordnete christliche Ehen an, handhabte mit großem Ernst die Kirchenzucht und sorgte für den Unterricht im Christenthum, so wie im Lesen und Schreiben. Dabei fuhr er fort, den Sklaven nachzugehen, und Angefaßte ließ er nicht mehr aus den Augen. Er bot ihnen die Hand als Freunden, unterhielt sich mit ihnen als Seinesgleichen und brach den Hungrigen sein Brod. Dadurch gewann er das Herz dieser Verachteten, von denen es damals hieß, sie seien Geschöpfe des Teufels, und ein getaufter Neger sei Brennholz für die Hölle; und die Gemeinde zählte nach 3 Jahren bereits 800 Personen, die auf der 1738 mit 9 Sklaven angekauften Plantage Posaunenberg, später Neu-Herrnhut, einen Sammelplatz hatten.

Jetzt kam aber ein gewaltiger Sturm über das schön heranblühende Werk. Die Beschränkung der ungezügelten Wollust war der eingestandene Grund des Hasses, wozu noch Aufhetzungen des dänischen Predigers kamen. Martin und Freundlich wurden in's Gefängniß geworfen;

und die Bekehrten mußten die bittersten Verfolgungen erfahren. Letztere aber hatten sich schon zu treuem Aushalten unter den Verfolgungen verbunden, und setzten unter sich die Erbauungen fort, so sehr sie geschlagen, gehöhnt und gelästert wurden. Ohne von den Vorfällen etwas zu wissen, landete bald 1739 Graf Zinzendorf auf St. Thomas. Um dem Vorwurf zu begegnen, als schicke er Leute in ein „Todtenloch", wo sie bald sterben müßten, hatte er selbst eine Visitationsreise unternommen. Ihm zu Gefallen ließ der Gouverneur die Gefangenen los, worauf der Graf ihnen die Hand küßte; er wirkte auch königliche Begünstigungen in Dänemark aus, durch welche den Brüdern die Freiheit kirchlicher Handlungen gestattet wurde. Von da an ging das Werk ungehindert vorwärts, obgleich es nie an Neckereien und Bosheiten der Feinde fehlte. Allmählig sahen die Pflanzer ein, daß die Mission nur zu ihrem Vortheile diente, da die Bekehrten die treuesten, fleißigsten und gehorsamsten Arbeiter waren. Durch zahlreiche Negergehilfen erweiterte sich die Mission, die schon der Graf stärker als die Muttergemeine traf (900 Kirchenglieder), bis auf 7 Stationen, in welchen ordentliche Gemeinden gegründet, und Kirchen, Schulen und andere Gebäude aufgerichtet wurden. Die Neger, die sich zur Mission hielten, theilte man in Klassen der Lehrlinge, Taufcandidaten, Getauften, Abendmahlscandidaten und Communikanten, denen man sich je besonders widmete. Die Verdienste der Mission wurden allgemein anerkannt und trugen viel zu dem Eifer und Erfolg der späteren Missionen anderer Gesellschaften in Westindien bei. Eigenthümliche Prüfungen gab es freilich fortwährend durchzumachen: das Klima forderte stets neue Opfer, wie denn in 100 Jahren im Ganzen 185 im Dienste der Missionen stehende Personen gestorben sind; je und je richteten Orkane große Verheerungen an, oder drückte Mißwachs und Hungersnoth, oder hemmte die Grausamkeit und Lasterhaftigkeit mancher Pflanzer das Werk, oder die Empörungssucht unerweckter

Neger. Aber die Mission war so gesegnet, daß sie 1832 beim hundertjährigen Jubiläum auf 31,310 getaufte Neger zurückblicken konnte. Seit 1844 sind die Neger nun frei, und seit 1848 ganz emancipirt, was der Mission nur eine Förderung war. Besonders viel geschah auch von der Regierung seit 1841 für das Schulwesen, indem sie nicht nur ansehnliche Opfer brachte, sondern auch eine feste Ordnung für den Schulbesuch aller Kinder einrichtete. Der Stationen auf den 3 Inseln sind es jetzt (1860), wie oben angeführt, 8, der Landschulen 17, der Gemeindeglieder 8022, der verheiratheten Brüder 12. Zu bemerken ist noch, daß jetzt auf den dänischen Inseln auch Negergemeinen der dänisch-luther., der engl.-bischöfl., der reformirten und katholischen Kirche bestehen.

Auch auf den englischen Virginen, mit 7500 E., meist Negern, wie auf Tortola, $4\frac{1}{2}$ □M. groß, mit dem Hauptort Spanish Town, und auf Annegada, 4 St. l. und 1 St. br., wurden die Neger mit dem Evangelium bekannt, theils früher durch Besuche der Brüder von den dän. Inseln, theils durch Methodisten, die noch gesegnete Missionen daselbst haben. Längst besteht auch eine englische Staatskirche.

Br. Martin kam öfters von 1743 an nach Tortola, von Quäkern für deren Neger eingeladen; seit 1759 wiederholte Besuche, bes. 1778, da bekehrte Neger von St. Thomas dorthin verkauft wurden; der Plan von Niederlassungen kam nicht zu Stande. — Dagegen kam 1789 Pred. Coke nach Tortola, und ließ einen Missionar für die 8000 Neger zurück. Bis 1798 gab es viele Bekehrte, welche die Regierung bei einem beabsichtigten Angriff der Franzosen auf die Insel zu bewaffnen wagen konnte. Später nahmen sich die Weißen, selbst die Behörden, der Mission an; und 1817 gab es auf Tortola und andern Inseln zus. 1700 Erweckte. Ein Orkan verheerte 1819 die Insel. In der Folge wurde stets an 6 Orten gepredigt; und 1860 gab es gesegnete Erweckungen, welche den Gemeinden auf Tortola einen Zuwachs von 229 Seelen brachten, auch auf die St. Peters-Insel und Salt-J. sich ausdehnten, und besonders auf Annegada viel ausrichteten.

b. Die karaibischen Inseln.

§ 274. Die weiteren Inseln, welche von den Virginen an sich südlich bis nach Trinidad bei Südamerika hinabziehen, und dann wieder nach W. fortsetzen, sind die karaibischen Inseln, weil hier insbesondere die oben erwähnten Karaiben einheimisch waren, an deren Stelle längst, wie überall in Westindien, die Neger gekommen sind. Die Inseln heißen bis Trinidad auch die Inseln über dem Winde, im Gegensatz zu den Inseln unter dem Winde, welche von Trinidad an westlich an Südamerika hin liegen. Die Brüdermissionen, zu welchen eine Parlamentsacte von 1749 besondere Erlaubniß ertheilte, sind auch hier die ersten gewesen, und wurden für alle Inseln insofern wichtig, als häufig durch sie bekehrte Neger nach andern Inseln verkauft wurden, da diese in der Regel unter heidnischen Negern ein Verlangen erregten, welches nachfolgenden Missionaren sehr zu gut kam. Nach der Brüdergemeine kamen die Methodisten, durch Pred. Coke hergebracht, deren Arbeit sehr ausgedehnt wurde. Allmählig wurde christliche Erkenntniß und Gesinnung überall verbreitet, da immer mehr kirchliche Ordnungen sich bildeten, wie namentlich durch die Thätigkeit der engl. Bischöfe auf Antigua seit 1823. Getauft sind wohl noch nicht alle Neger, aber fast Alle halten sich zu Gottesdiensten, schließen in Ordnung die Ehe, schicken ihre Kinder in die Schule, verlernen das eigentlich Heidnische immer mehr. Die Missionen als solche verlieren mehr und mehr ihre eigentliche Bedeutung, und werden Pfarreien. Wenn daher die Zahl derer, die sich an sie anschließen, stets sich eher vermindert, als vermehrt, wie dieß namentlich bei den Brüdermissionen der Fall ist, so kommt dieß davon her, daß der Gelegenheiten, für die Bedürfnisse der Seele zu sorgen, für den Neger viele jetzt vorhanden sind, die er da benützt, wo sie ihm am nächsten sind. Wir können hier nur berühren, was die Mission als solche

noch thut, bemerken aber, daß man den Stand des Christenthums auf den Inseln nicht mehr nach dem Umfang der auf ihnen noch wirkenden Missionen messen kann. Der leichteren Uebersicht wegen theilen wir die Inseln in kleinere Gruppen nach ihrer Lage.

1) Die östliche oder äußere Reihe zwischen den Virginen und Guadeloupe. Sie zieht sich etwa 70 St. s. ö. hin, und besteht hauptsächlich aus den Inseln: Anguilla, St. Martin, St. Barthelemy, Barbuda, Antigua.

a. Anguilla oder Snake-Insel, 4 □ M. gr., mit 1600 E., gebirgig, mit ebenem und ziemlich fruchtbarem Boden, auch einem großen Salzsee, liegt ö. von den engl. Virginen, ist selbst engl., und steht unter einem Untergouverneur, der von den E. gewählt und vom Gouverneur auf Antigua bestätigt wird. — 1817 bereits eine kleine meth. Gem., 381 Seelen bis 1828; Eifer eines gründlich bekehrten Freinegers; 1860 waren es 241 Kirchenglieder ohne Missionar, aber häufig besucht. Eine engl. Staatskirche ist da.

b. St. Martin, 4 □ M. gr., voll hoher Berge, die sich aus der Mitte derselben fast überall bis an's Meer erstrecken: 1638 von Franzosen und Holländern gemeinschaftlich angebaut und 1648 unter Beide vertheilt. — Um 1817 Method.; 1826 waren es 229 Mitglieder; 1827 Gründung eines Missionsvereins unter den Negern, Predigt auf 5 Plantagen, Zunahme der Mitglieder; 1829 Erweiterung der Kirche in der Stadt und Errichtung eines Bethauses zu Cole-Bai; 1860 etwa 280 Kirchenglieder. — 1851 Miss. Eldin von der französ. Ges. zu Paris.

c. St. Barthelemy, 3 □ M., gebirgig, von Natur nicht sehr fruchtbar, aber gute Baumwolle; von den Franzosen aus St. Kitts im 17. Jahrh. angebaut, und 1721 an Schweden verkauft; Stadt Gustavia, Sitz der Verwaltung, Freihaven Carenage. — Meth. Missionare von Coke eingeführt seit 1811; Missionsverein unter den Negern; 1861 nur 81 Kirchenglieder.

d. Barbuda, 2 □ M. gr., engl., Eigenthum der Familie Codrington. — Seit 1813 Method. unter 300 Negern.

e. Antigua (seit 1632 englisch), 5 □ M. gr., 35,000 E., darunter 29,000 Neger, theils bergig, theils eben und fruchtbar, eine der wichtigsten engl. Kolonieen, vorzüglich reich an Zucker, Indigo und Tabak. Hauptstadt und wichtigster Handelsplatz, auch Sitz des Gouverneurs, ist St. Johns-Town im W.;

der beste Haven ist English Harbour im S.; auch Falmouth, w. davon, hat einen Haven. Seit etwa 1848 Abnahme des Wohlstandes bei Pflanzern und Negern, wie in Jamaika, in Folge veränderter Zollgesetze im Mutterlande. Furchtbare Verheerungen richtete 1848 ein Orkan auf der Insel an. Engl. Bischof seit 1823. — Die Br.-Gem. schickte 1758 den Bruder Isles hieher, der 8 Jahre lang der Mission zu St. Thomas gedient. Er gründete 1761 in kümmerlicher Zeit, da die Weißen überaus feindlich, die Neger gleichgiltig waren, die Station Springgardens in der Hauptstadt St. Johns. Besonders gesegnet war Br. Braun von 1769—1791, unter welchem Tausende von Negern der Gemeinde zugezählt wurden und eine große Erweckung stattfand. Mit Freuden erbauten die Neger selbst Kirchen und Wohnhäuser. Wenn sie Abends zur Versammlung kamen, brachte Jeder einen Stein mit; Maurer und Zimmerleute verrichteten die Bauarbeit in den Freistunden; und Andere speisten sie in dieser Zeit. Eine Zeitlang wurden an jedem Bettage 30, 40, 50 und mehr Neger getauft; und ihr Wandel war so musterhaft, daß sie von den Pflanzern stets die besten Zeugnisse erhielten. Selbst bei Negern, die sich nicht zur Kirche hielten, hatte das Beispiel der Gläubigen die Wirkung, daß sie sich grober Ausschweifungen enthielten. Es waren 1842 in den Gemeinden 15.000 getaufte Neger; jetzt (1860) sind es aus den oben angeführten Gründen nur noch 7805. Die Stationen sind: im O. St. Johns 1761, Greenbay 1850, Fünfinsel 1834, Cedarhall mit einer Gehilfenschule, aus der tüchtige Lehrer hervorgehen, 1822; im N. Gracefield 1840; in der Mitte Libanon 1838; im S. Gracebay 1811, Gracehill 1782; im W. Newfield. — Antigua ist auch die Insel, auf welcher Pred. Coke gegen seinen Willen abgesetzt wurde (§ 267). Er traf heilsbegierige Seelen an. Denn schon 30 Jahre vorher hatte ein wackerer Beamter, Namens Gilbert, der in England durch Wesley angefaßt worden war, die Neger seiner Pflanzung unterrichtet. Nach seinem Tode blieb das Häuflein verwaist, bis 1778 ein frommer Schiffsbaumeister, Baxter, auch Methodist, die Trümmer wieder sammelte und für sie 1783 ein Bethaus baute. Mehr als 2000 Neger besuchten dasselbe regelmäßig; und eben wollte Baxtern die Last zu zu schwer werden, als Coke ankam. Dieser mußte nun täglich 2 mal Gottesdienst halten; und die Leute ruhten nicht, bis er ihnen einen Missionar zurückließ. Bis 1817 bestanden die Gemeinden aus 3000 Mitgliedern, in vielen Orten zerstreut, unter 4 Missionaren; und die Arbeit ist bis heute ununterbrochen fortgegangen (2400 Kirchenglieder). — Auch die schottische Kirche hat ihre Stationen; und besonders umfangreich ist die Thätigkeit der engl. Kirche selbst, welche die ganze Insel in

6 Kirchspiele mit 10 Pfarreien eingetheilt hat. An 7000 Kinder und Erwachsene werden in Freischulen unterrichtet, welche aus der 200jährigen Stiftung der Lady Mico (zur Loskaufung christl. Gefangener von den Mohren) unterhalten werden.

2) **Die westliche oder innere Inselreihe zwischen den Virginen und Guadeloupe, von St. Croix an etwa 112 St. s. ö. Es gehören hieher die Inseln: Saba, St. Eustach, St. Christoph oder Kitts, Nevis und Montserrat.**

a. Saba, holl., fast aus bloßen Felsen bestehend, doch fleißig angebaut, 1 □M. groß. — Coke wurde hier freundlich aufgenommen; und weil schon 17 Jahre lang kein Prediger mehr da gewesen war, bat ihn der ganze Rath dringend um einen Missionar. Coke ließ einen seiner Begleiter zurück. Aber bald kam von St. Eustach, von welchem Saba abhängig war, der Befehl, ihn wieder fortzuschicken. Erst viel später durfte auch in Saba gewirkt werden.

b. St. Eustach oder Eustaz, 1 □M. gr., 1632 von den Holländern besetzt, besteht fast nur aus 2 hohen Bergen, ehemaligen Vulkanen, deren Seiten ganz angebaut sind. Die Insel, nur an Einer Stelle zugänglich, war sonst für die Holländer wegen des Schleichhandels sehr wichtig, ist aber jetzt sehr herabgekommen. — Man zählt unter 16,000 E. 8000 Sklaven, die erst 1862 frei wurden. Hieher wurden 1767 von St. Cruz 16 dort bekehrte Neger durch Erbtheilung versetzt, welche mit St. Cruz in brieflicher Verbindung blieben und von Brüdern besucht wurden. Außerdem lebte hier ein Sklave, Harry, der in Amerika von Methodisten erweckt worden war und nun von Christo zeugte. Auch der Gouverneur hörte diesen einmal mit Vergnügen an; und 20 Neger wurden bekehrt. Einmal aber wurden Viele so angeregt, daß sie besinnungslos zu Boden fielen, worauf dem Harry die Andachten verboten wurden. Eben 1786 landete Coke, der deßhalb kein Gehör bei der Behörde fand. Auch Harry wurde später gegeißelt und verbannt. Indessen nahm das Häuflein Erweckter in der Stille bis auf 258 zu. Als aber 1788 Coke wieder kam, war folgender Regierungsbefehl erschienen: „Wenn ein Weißer irgendwo mit Negern betend angetroffen wird, so soll er zum ersten und zweiten Mal um Geld gestraft, und beim dritten Vergehen gegeißelt, seines Vermögens für verlustig erklärt und von der Insel verbannt werden. Ein Schwarzer soll für jedes Gebet 39 Ruthenstreiche erhalten, und, wenn zum 2. Male ertappt, gegeißelt und von der Insel verbannt werden. Ein Sklave endlich soll, wenn sich's befindet, daß er gebetet hat, gegeißelt werden." Noch 2 Mal kam Coke vergeblich nach St. Eustach. Selbst seine

Verwendung in Holland fand kein Gehör; und erst nach 10 Jahren, da ein neuer Gouverneur sich von dem Werth der Missionen überzeugen ließ, änderten sich die Umstände. St. Eustach ist noch eine gesegnete Station der Method. mit 250 Kirchengliedern.

c. St. Christoph oder St. Kitts (engl. seit 1643), 3 □ M. gr., mit 16,000 E., an Zucker, Rum und Baumwolle reich, jetzt reicher als je zuvor, war ursprünglich eine Niederlassung engl. und franz. Flibustier. Die Insel enthält seit 1775 gesegnete Brüdermissionen, deren Stationen sind: Basseterre 1777, in der Nähe dieser Haupt- und Havenstadt im S. W.; Bethesda 1820, im O., im Negerdorf Cayonne, am Fuß des 3000' hohen Misery-Berges, eines früheren Kraters; Estridge 1845 an der Nordseite, mit der lebendigsten Gemeinde; Bethel 1832 im N. W. Es ist viel Erkenntniß da, aber Fleischessünden und Obia-Aberglauben, mit Lügen verdeckt, machen viel zu schaffen. — Dem Prediger Coke wurde es anfangs sauer gemacht. Als er 1792 herkam, war verordnet worden, daß Niemand, dem nicht nach einem Aufenthalt von einem Jahre Erlaubniß dazu gegeben werde, den Negern predigen dürfe. Dem Uebertreter war das erste Mal 90tägige Gefängnißstrafe, das 2. Mal körperliche Züchtigung mit ewiger Verbannung, das 3. Mal Todesstrafe angedroht. Coke's Missionar, der diese Verordnung überschritten, lag demzufolge eben in Fesseln. Coke verwendete sich in England für die Insel; und von da wurden Erkundigungen über die Missionen der Method. eingezogen, die so befriedigend lauteten, daß von nun an keine weitere Hemmung Statt fand. Die Method. haben noch 8 Stationen auf St. Kitts mit dem Hauptsitz Sandy Point und 3264 Kirchengliedern; und sonst ist die Insel in 9 Kirchspiele und Staatskirchen eingetheilt.

d. Nevis, durch einen schmalen Kanal von St. Kitts getrennt, eine brit. Insel, aus einem Berge bestehend, der über 2500' h. ist und auf dessen Spitze ein abgebrannter Krater sichtbar ist, $1\frac{1}{2}$ □ M. gr., 10,000 E., in 4 Kirchspiele jetzt eingetheilt; einzige Stadt Charlestown. Coke kam 1786; und die Mission der Method. ist bis heute hier besonders gesegnet; an 1700 Kirchenglieder; auch 3 engl. Staatskirchen.

e. Montserrat, eine vulkanische Insel, brit., 1667 mit 7300 E., Hauptort Plymouth, seit 1790 Method., mit 438 Kirchenglieder, seit 1845 auch Baptisten, die 1861 von einer Erweckung berichten; 3 engl. Staatskirchen.

Fortsetzung.

§ 275. 3) Die Inseln von Guadeloupe bis

Martinique, s. von den vorigen, in einer Linie von etwa 70 St. Die Hauptinseln dieser Linie sind: Guadeloupe, Dominika und Martinique.

a. Guadeloupe ist eine franz. Insel, 31 □M. gr., eine der wichtigsten Kolonieen. Sie ist durch den Salzfluß, einen schmalen Meeresarm, in 2 Theile (Grande Terre und Basse Terre) getheilt. Beide sind voll Berge, unter welchen der Schwefelberg wegen seines großen Schwefelgeruchs merkwürdig ist. Kolumbus entdeckte die Insel; aber erst die Franzosen legten 1635 Kolonieen an, die in schlechtem Zustande blieben, bis sie der König übernahm. Zu ihr gehören auch östlich die Inseln Desirade und Marie Galante so wie s. die 3 Heiligen Inseln. Oft wurde um die Insel zwischen Engländern und Franzosen gestritten; aber im Pariser Frieden 1814 wurde sie Letzteren zurückgegeben. Man zählte 1831 auf ihr 22,324 Weiße und freie Farbige, und 93,339 Sklaven, also zusammen 119,663 E. Von prot. Missionen aber wird nichts berichtet; kath. Priester sind viele da.

b. Dominika (engl. seit 1763), 14 □M. gr., sehr gebirgig, besonders in der Mitte, wo sich fast unersteigliche Höhen befinden. Einer der höchsten Berge hat auf seinem Gipfel einen tiefen, unergründlichen See von süßem Wasser; und Flüsse und Bäche bewässern die Insel, die ungemein gut angebaut ist und vorzüglichen Zucker und Kaffee liefert. In 1861 25,070 meist katholische E., darunter 15,000 Neger. Die Hauptstadt Roseau (mit kath. Bischof) liegt auf einer Landspitze im S. — Coke kam auch hieher 1786 und traf 2 Neger an, die auf Antigua bekehrt worden waren, und nun heilsbegierige Neger um sich versammelten. So war der Boden vielversprechend. Aber die ersten Prediger wurden durch Krankheit weggerafft, auch durch häufige Orkane ihrer Bethäuser beraubt. Die verlassene Heerde setzte stets ihre Versammlungen fort. Seit 1817 sammelte ein Missionar 633 Neger an verschiedenen Orten, und die Regierung war günstig. Aber jener starb und so gingen Viele wieder weg. Doch kamen 1822 drei Missionare, welche im N. und O. viele gläubige Neger fanden, welche, von den Missionsstationen weg auf andere Plantagen verkauft, dort zeugten und Häuflein um sich versammelten. Den Missionaren widerstanden kathol. Priester ohne viel Erfolg. Doch war deren Einfluß verderblich. Miss. Felvus sah sie am Charfreitag 1824 unter dem fürchterlichsten Lärm mit Trommeln und Pfeifen, mit Spießen und Stangen, den Judas und den Teufel von der Kirche austreiben, und Tags darauf unter Glockenspiel in's Meer laufen, um ihre Sünden abzuwaschen. Ja am Charfreitag geweihtes Wasser benützten die Neger als Zaubermittel gegen böse Geister und Diebe. Indessen hatte fortan die Mission großen Segen in

Roseau, Lasoye, Mount Wallis ꝛc.; und noch arbeiten 2 Missionare unter 700 Kirchengliedern. Die engl.-kirchl. Ges., welche 1823 eintrat, überließ bald das Feld der Kirche selbst, welche nun ihre Kirchsprengel gebildet hat, wie auf anderen Inseln.

c. Martinique, eine größere und darum wichtige Insel, die abermals französ. ist. Sie hat 28 □M., an den Küsten viele Meereseinschnitte, wodurch vortreffliche Baien gebildet werden, im Innern viele hohe und schroffe Felsen vulkanischen Ursprungs. Viele Flüsse machen die Insel fruchtbar, deren Kaffee besonders berühmt ist. Hauptstadt ist St. Pierre. Man zählt etwa 121,000 E., darunter 10,000 Weiße, sonst Neger und Farbige, theils Freie, theils Sklaven. Die Insel wurde von Spaniern entdeckt, aber nicht besetzt, blieb also im alleinigen Besitz der Karaiben, bis 1635 etwa 150 franz. Kolonisten von St. Christoph sich niederließen und durch fortgesetzte Kriege die Karaiben so weit brachten, daß sie 1658 die Insel verließen. Später bekämpften sich oft Engländer und Franzosen um die Insel; aber 1814 verblieb sie den Letzteren. Die kath. Rel. hat die Oberhand; von protest. Missionen wird nichts erwähnt.

4) Die Inseln von St. Lucie bis Grenada.

Hier liegen in einer 70 St. langen Linie nach S. die Inseln: St. Lucie, St. Vincent, die Grenadillen und Grenada, und von Vincent an seitwärts nach O. Barbados.

a. St. Lucie, eine britische Insel, 10½ □M. groß, zählte 1834 über 18,000 E., darunter über 13,000 Neger. Sie ist länger als breit, und wird von N. nach S. von einer Gebirgskette durchzogen. Neben schroffen Felsen hat sie reizende Ebenen und Thäler, an den Küsten auch stehende Gewässer, die das Klima ungesund machen. Der Kaffee wird selbst dem von Martinique vorgezogen. Der Hauptort ist Port Castries. — Die 1822 von Method. begonnene Mission wurde wieder aufgegeben; aber 3 engl.-kirchl. Pfarreien sind da.

b. St. Vincent, eine brit. Insel, mit dem Hauptort Kingston, 8 □M. gr. Ein beträchtliches Gebirge mit den schroffsten Höhen durchzieht die Insel, wird aber von allen Seiten von niedrigen, wellenförmigen und fruchtbaren Ebenen umgeben. Man zählt unter 31,740 E. 13,652 Anglikaner, 14,000 Meth., 2700 Kath. Sonst gab es hier auch rothe und schwarze Karaiben (Mischung von Negern und Karaiben), welche, zu 10,000 gerechnet, einen Theil der Insel inne hatten; aber seit 1797 wurden sie theils getödtet, theils von der Insel entfernt. — Coke kam auf seiner ersten Reise 1786 hieher und hatte bald große Versammlungen.

Die Begierde der Leute war so groß, daß er alsbald einen Begleiter da ließ, welchem ein Engländer ein großes Waarenlager zu einer Wohnung räumen ließ, auch die Behörden gewogen waren. „Es ist nicht in Worte zu fassen," schrieb Coke, „mit welcher Liebe die Leute uns nachblicken, wenn wir an ihnen vorübergehen. Man hört sie oft sagen: diese Männer hat der Sturm für uns hergejagt." Die Predigt hatte ausgezeichneten Erfolg, obgleich es später nicht an Vorurtheilen und Verfolgungen fehlte. Es waren 1817 unter 4 Predigern 2760 Mitglieder, und 1818 schon 3133. „Wie gar anders ist Alles durch das Evang. geworden," sagten die Neger; „jetzt ist es gut hier seyn; sonst hieß es: je älter, je schlimmer." Die Schulen hatten 500 Kinder; und außerdem wurden 600 auf den Plantagen unterrichtet. Es kamen die schönsten Züge ächten Sinnes bei Lebenden und Sterbenden vor. Hauptorte waren 1861: Kingston, Biabau, Chateaubellair, außer andern Orten mit Kapellen und 3500 Kirchengliedern. — Die engl.-kirchl. Ges. hatte 1823 auch hier Arbeit, überließ aber bald der Kirche selbst das Feld, welche 9 Pfarreien errichtete.

c. Die Grenadillen oder Grenadinen, engl., sind eine Gruppe von 30 meist unangebauten Inseln, die größte Cariacou, zus. 3 □ M. Es fehlt ihnen an frischem Wasser. Man zählt im Ganzen 2300 E., die von der Mission der Method. nicht unberührt geblieben sind. Anglikaner 1924, Meth. 17.

d. Grenada liegt südlicher, $8^1/_2$ □ M. gr., mit 28,000 E., darunter 23,000 Neger. Die Insel besteht aus einer zusammenhängenden Gebirgsmasse, welche viele Thäler bildet mit fruchtbarem Boden; Hauptstadt Georgetown. — Coke traf 1790 einen frommen Prediger, Dent, an, der sich um die Neger bemühte und einen Mulatten aus Antigua für sie angestellt hatte. Später machte die Mission Fortschritte, und noch besteht sie. Weil aber Alles französisch spricht, war das stets ein Hinderniß, wie auch die Hinneigung der Neger zur kath. Weise. Meth. Kirchenglieder 540. Kirchliche Pfarreien sind 6 da.

e. Barbados, die östlichste Antille, englisch, liegt ö. von St. Vincent, 10 □ M. gr., mit 126,000 E., davon 100,000 Neger sind. Die Hauptstadt ist Bridgetown im S. W. Die Insel enthält mehrere Berge und merkwürdige Höhlen, darunter die Coleshöhle. Sie hat das gesündeste Klima und bringt auch viele Orangen und Citronen hervor. Zerstörend sind oft die Orkane, wie 1780, 1819 und besonders 1831, da 4000 Menschen um's Leben kamen. Ferner gab es 1795 große Ueberschwemmungen; 1854 raffte die Cholera 20,000 Menschen weg; 1845 und 1860 waren große Feuersbrünste in der Hauptstadt. Dennoch hat diese Insel vor allen englischen Besitzungen in Westindien sich am schnellsten von den Folgen der Neger-

emancipation erholt, hier arbeitet der freie Neger so fleißig, als es nur immer der Sklave that. — Brüder von Herrnhut kamen 1765. Aber Anfangs starben sie; und neue Brüder siedelten sich 1767 im Kirchspiel Thomas an. Wahrer Hunger nach dem Worte Gottes zeigte sich nicht, auch in späteren Zeiten nie in dem Grade, wie auf andern Inseln. Auch waren die Pflanzer mißtrauisch, bis ihnen 1816 über einer großen Negerempörung die Augen aufgingen. Es bildeten sich folgende Stationen: Saron 1794, Mount Tabor 1826, Bridgetown 1836, Cliftonhill 1841, und das Versammlungshaus in Dunscomb 1860. Es waren 1860 in 8 Stationsschulen 1145 und in 8 Landschulen 722 Schüler, Gemeindeglieder 3073. — Coke kam mit Miss. Pearce 1788. Letzterer fand unter dem engl. Regiment christliche Soldaten, die er von Amerika her kannte. Diese pflegten sich bei Kaufmann Button zu versammeln, der, wie sich jetzt ergab, auch Coke kannte, der in Amerika viele seiner Sklaven getauft hatte. Pearce blieb, hatte aber nachher schwere Verfolgungen auszustehen. Nach ihm wurde die Mission auf längere Zeit unterbrochen und erst 1818 erneuert. Aber 1825 wurde die Kapelle vom Pöbel zerstört, die Missionare mißhandelt und von der Insel vertrieben, der Gemeinde gemeinsch. Erbauung untersagt, und eine Wittwe, die mit Negern las, in's Gefängniß geworfen. Das Parlament nahm sich der Verfolgten an; und 1826 wurde die Mission erneuert. Noch haben die Method. 3400 Kirchenglieder mit 10 Kapellen und 6 Arbeitern auf der Insel. — Die engl.-kirchl. Ges. trat 1823 nur auf kurze Zeit ein, da die Insel längst in 11 Kirchspiele und Staatskirchen eingetheilt ist, obwohl die Neger diese Kirchen selten besuchen.

5) Die Inseln Tabago und Trinidad, durch einen Kanal getrennt, s. von Grenada, bilden den Schluß der Karaibischen Inseln über dem Winde.

a. Tabago oder Tobago, 10 St. l. und 3 St. br., n. w. gerichtet, 6 □ M. mit 16,000 E., darunter 14,000 Neger, hat sanfte Hügel und fruchtbare Thäler und Ebenen, und erzeugt besonders viel Zucker. Die Hauptstadt Scarborough wurde 1830 bei einem Sklavenaufstand fast ganz niedergebrannt. Die Insel wurde 1632 von Holländern besetzt, wechselte aber öfters die Besitzer; 1677 trieben die Franzosen alle E. hinweg, so daß die Insel ganz verödete. Sie kamen wieder 1748, traten sie später an England ab, besaßen sie abermals von 1783 an, bis sie seit 1814 den Engländern verblieb. — Der Pflanzer Hamilton lud Brüder von Barbados her ein, und Br. Montgomery begann die Mission 1790, die aber in jener französ. Revolutionszeit nicht gedieh und aufgegeben wurde. Ein zweiter Versuch

von 1799 hörte auch 1803 auf; und erst der dritte seit 1827 hatte Bestand und Segen. In den 2 Stationen: Montgomery 1828, Moriah 1842, und auf dem Predigtplatz Springgardens 1859, sind zusammen 1954 Gem.-Glieder; in 3 Stationsschulen sind 708, in 3 Landschulen 208 Schüler. — Auch Methob. kamen 1817; und noch versieht 1 Missionar und 1 Gehülfe 6 Orte mit 1085 Kirchengliedern, über deren Lauheit geklagt wurde, ehe 1861 eine Neubelebung stattfand. Sonst ist die Insel in 7 Kirchspiele der Staatskirche eingetheilt.

b. Trinidad, gleichfalls britisch, von Südamerika durch den 30 St. breiten Meerbusen von Paria getrennt, wurde von Kolumbus 1498 entdeckt, aber 1797 von den Engländern erobert, denen sie im Frieden von 1802 verblieb. Die Insel, 26 St. l., 18—20 St. br., 80 □M. gr., ist orkanfrei, für Fremde ungesund. Sie hat viele schiffbare Flüsse, fruchtbaren Boden, aber auch große Sümpfe, die jedoch in der trockenen Jahreszeit in üppige Savannen sich verwandeln. Der Einw. sind es 60,000, darunter 35,000 Neger, 17,000 Weiße und 8000 Indianer, die einzigen Ueberreste der Karaiben in Westindien, die im Innern noch ein wildes Leben führen, auch bis jetzt keine Empfänglichkeit für das Evang. gezeigt haben. Durch die Emancipation hörte fast alle regelmäßige Feldarbeit auf; erst die Einführung von 15,000 ostindischen und 1000 chinesischen Kulis hat dem Bau von Zucker und Kakao wieder aufgeholfen. Der Hauptort ist Port of Spain. — Method. waren seit 1811 auf der Insel, und 1826 bauten sie eine neue Kirche in Port of Spain. Die Erfolge waren nicht bedeutend, doch sind noch 2 Missionare auf der Insel mit 767 Kirchengliedern. Die engl.-kirchl. Ges. hatte von 1823—1843 zwei Stationen, seit welcher Zeit die engl. Kirche 3 Staatskirchen errichtet hat, in welchen oft Kulis getauft werden. Die Baptisten ferner haben 3 Stationen seit 1843, nämlich Port of Spain, Savanna Grande und Montserrat, nebst 4 andern Orten, und 6—8 Arbeiter. Als 1851 durch die Bemühungen des Dr. Kalley im portug. Madeira viele dortige kath. Bewohner zum evang. Glauben sich wandten, und darüber hart verfolgt wurden, flohen sie in großer Anzahl nach Trinidad, wo sie nun bes. von unirt. Presb. (welche 2 Stationen auf der Insel haben) geistlich gepflegt werden; doch sind Manche nach Amerika ausgewandert. — Sonst sind auch kath. Missionare auf Trinidad.

6) Die Inseln unter dem Winde endlich, die auch noch zu den Antillen gerechnet werden, liegen westlich von Tobago an der Küste Südamerika's hin. Die wichtigsten sind: Margarita, zu Venezuela ge-

hörig, und Curaçao mit Wilhelmstadt, eine holl. Insel, deren 8000 Sklaven (unter 13,000 E.) erst 1862 frei wurden. Wir übergehen diese, da die Arbeit der Mission auf ihnen nicht bekannt ist.

II. Nordamerika.

1. Grönland.

a. Land und Bewohner (Eskimo's).

§ 276. Wir treten zum Festlande Amerika über, welches in Nord-, Central- und Süd-Amerika eingetheilt wird. Hier hat es die Mission theils mit Urstämmen (in Nordamerika mit den Eskimo's und Indianern), theils mit den eingeführten Negern zu thun. Von den ausgedehnten Thätigkeiten der inneren Mission, die sich auf die Bekehrung der verwilderten christlichen Einwanderer beziehen, schweigen wir hier. Um mit Nordamerika zu beginnen, so hat dieses nördlich seine Grenze im Polarmeer, und westlich wird es vom Großen, östlich vom atlantischen Ocean bespült. Im S. sind neuestens die Gränzen der Vereinigten Staaten auch die Nordamerika's. Sie sind theils der Golf von Mexico, theils der Rio del Norte, der in diesen sich ergießt, theils die Spitze des Golfs von Kalifornien, bis heraus an die Westküste, so daß die Halbinsel selbst ausgeschlossen ist. Die Länge vom Rio del Norte bis zur Barrowstraße im N. beträgt 50 Grade n. Br., also 1500 St.; und die mittlere Breite von O. nach W. mag 1200 St. betragen.

Wir beginnen mit dem nördlichsten Missionslande, Grönland, jetzt als Insel erkannt, da es durch die

neu entdeckte Durchfahrt Lancastersund und Barrowstraße vom übrigen Amerika abgeschnitten ist. Weil aber im höchsten Norden aller Unterschied zwischen Land und Meer verschwindet, ist es unumschiffbar und daher einer Halbinsel gleichgestellt. Das Land spitzt sich gegen S. herab beim Kap Farewell oder Staatenhoek zu, und bietet so ein östliches und westliches Ufer dar. Am westl. Ufer ist man längs der Davisstraße und der Baffinsstraße und weiterhin des Smithsunds bis über den 80° n. Br. hinausgekommen; und dasselbe ist bis zum 73° n. Br. (über Upernavik hinaus) jetzt mit dänischen Kolonieen besetzt, während die Ostküste noch ziemlich unbekannt ist. Eine durch die Mitte des Landes von S. nach N. laufende Gebirgskette theilt das Land in 2 Theile. Im Westen erhebt sich das hohe felsige Küstenland an den meisten Orten zunächst der See in schroffe Klippen und zu hohen Bergen (der höchste Kelertingoak 6000′ h., n. von Godhavn); und hier schon beginnt das Binneneis, womit das ganze Innere des Landes wie mit einem Meer bedeckt ist. Alle von demselben kommenden Bäche fließen Sommer und Winter gleich stark und führen ohne Ausnahme trübes, lehmiges Wasser, während zahlreiche Gletscher die engen Fjorde hinab sich in's Meer stürzen. Die Eismassen verbreiten bei jedem Nordwinde einen furchtbaren Grad von Kälte über das südlichere schmale Land. In Neuherrnhut unter dem 65° n. Br. dauern die kürzesten Tage und Nächte nur 3½ St.; und auf der Insel Disco unter dem 70° geht vom 30. Nov. bis zum 12. Jan. die Sonne gar nicht auf, und ebenso lang im Sommer gar nicht unter. Wenn daher im Winter die Kälte so heftig wird, daß Steine zerspringen, Betten in geheizten Stuben an die Bettstellen anfrieren, Wasser über dem Feuer zuerst gefriert, bis die Hitze die Oberhand gewinnt; so erreicht die Hitze im Sommer einen solchen Grad, daß an den Schiffen das Pech schmilzt, und Moskitenschwärme mit ihren empfindlichen Stichen die ganze Luft erfüllen.

Merkwürdig aber ist, daß die Kälte mit jedem Jahre durchschnittlich zuzunehmen scheint. Wenigstens schreibt man diesem Umstande es hauptsächlich zu, daß Kolonien, welche noch vor 400 Jahren an den Küsten blühten, außer etlichen Dorfruinen, längst spurlos verschwunden sind.

Ein Norweger, Erik Rauda, wegen eines Mords von Island, das nur 70 St. von Grönland entfernt ist, verbannt, suchte 982 einen Zufluchtsort in Grönland (im grünen Land, wie man es wohl noch nennen konnte), und bewog später durch eine verlockende Schilderung auch Andere seiner Landsleute, im Süden von Grönland sich anzusiedeln. Immer mehrere kamen aus Island und Norwegen nach; und es entstanden im O. und W. Kolonieen. Bis dahin waren die Einwanderer noch Heiden. Aber Leif, Erik's Sohn, ließ sich 999 in Norwegen taufen, nahm einen Priester von da mit und führte das Christenthum unter den Kolonisten ein. So wurde 1122 ein eigenes Bisthum auf der Ostküste bei Gardar errichtet; und isländische und dänische Geschichtschreiber führen 17 grönländische Bischöfe bis 1408 namentlich auf. Man zählte an beiden Küsten 200 Kirchspiele mit etwa 300 Meierhöfen. Das Land hatte einen norwegischen Statthalter und stand bis 1387 in lebhaftem Verkehr mit Europa. Von da an hörte dieser auf, weil eine plötzliche Anhäufung von gewaltigen Eismassen die fernere Verbindung der Kolonie mit dem Mutterlande unmöglich machte, so daß auch der letzternannte Bischof nicht mehr landen konnte. Als man später die Kolonisten wieder aufsuchen wollte, fand man keine Spur mehr von ihnen, lange nicht einmal Ruinen ehemaliger Wohnungen. Vermuthlich wurden die Meisten durch den schwarzen Tod, der damals alle Länder der Erde heimsuchte, hingerafft, die Uebrigen von wilden Ankömmlingen aus dem Norden oder aus Amerika ausgerottet. Erst in neuerer Zeit fand man an der Westküste viele Trümmer, auch Runeninschriften. Im Apr. 1849 kamen auch ganz unerwartet 2 Ostküstenbewohner normännischen Volksstammes zu Land den gefahrvollen Weg nach den dänischen Kolonieen der Westküste, wodurch außer Zweifel gesetzt ist, daß von jener früheren Zeit her noch Reste der Bevölkerung auf der Ostküste in völliger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt fortexistiren.

Lange geschah nichts zu näherer Untersuchung des Landes, obgleich stets viele Walfischfänger, besonders aus Holland, die Davis- und Baffinsstraße hinauffuhren, bis die dänische Regierung, um den Prediger Hans

Egede (§ 274) in seinen Missionsunternehmungen zu unterstützen, die erste Niederlassung Godthaab, an der Westküste etwa 100 St. vom Kap Farewell, gründete. Die Kolonieen nahmen zu, und erstrecken sich jetzt, 20 an der Zahl, bis nach Upernavik, noch 300 St. weiter hinauf. Sie wurden 1782 in ein nördliches und südliches Inspektorat eingetheilt; und jenes hat seinen Sitz in Godhavn auf der Insel Disco, dieses in Godthaab. Doch sind in den nördlichsten Orten keine Dänen mehr. Die Ausfuhr besteht in Fischbein, Thran, Walfischspeck, Robbenfellen, Fuchs-, Weißbären- und Rennthierbälgen, Eiderdunen und Narwalhörnern, wofür Mehl, Brod, Thee, Kaffee, Bier, Gemüse, Pulver, Eisenwaaren, Leinwand, Baumwolle, Tücher, Glaswaaren eingeführt werden.

Der Boden des Landes bringt nur äußerst wenige Pflanzen hervor, fast nur Moosarten, die zum Theil eßbar sind, sonst noch etliche Weiden, und etwa Birken in Gestalt und Größe von Weiden. Das sogenannte Treibholz, das vom Golfstrom alljährlich in großer Menge hergeschwemmt wird, muß alle Holzbedürfnisse befriedigen. Wollen übrigens die Europäer ein ordentliches Haus haben, so müssen sie es in Dänemark zimmern und über das Meer führen lassen. Nur 8 Arten vierfüßiger Thiere trifft man, worunter Rennthiere, Bären, Hasen und Hunde. Ferner giebt es 13 Arten von Landvögeln, viele Wasservögel, eine Menge Walfische an den Küsten, Seehunde, Walrosse und viele Fische.

Die ursprünglichen Einwohner, die man zusammen auf 10,000 schätzt, gehören zum Völkerstamm der Eskimo's. Sie sind nicht ohne Verständigkeit, aber im Naturzustande gegen Höheres sehr stumpf und unempfindlich, und im höchsten Grade unwissend. In religiösen Dingen hielten sie sich einst ganz an die betrügerischen Zauberer, Angekoks genannt. Sie hielten das Nordlicht für die Seelen der Verstorbenen, die dort oben, in den stillen Wohnungen, Ball spielen. Die Sternschnuppen

waren nach ihrer Meinung Seelen, die aus dem Himmel zum Besuch in die Hölle reisen. Von der Erde glaubten sie, daß sie auf Stützen ruhe; und da diese bereits sehr alt und morsch seien, so höre man sie oftmals krachen; auch wären sie längst eingestürzt, wenn die Angekoks sie nicht beständig ausbesserten. Trotz ihres armseligen Wesens sind sie so voll Selbstgefühl, daß sie nur sich mit dem Namen Innuit, d. h. Menschen, beehren, und besser und gesitteter zu seyn glauben, als die Europäer, was freilich mitunter wahr seyn mag, sofern gewisse Laster unter ihnen gar nicht häufig sind. Von einem Europäer, der ihnen gefällt, sagen sie: „Er ist beinahe so gesittet als wir; er fängt an, ein Mensch, ein Grönländer zu werden.“

Die Eskimo's, eine Benennung, die man von ihrer Gewohnheit, oftmals rohes Fleisch zu essen, herleiten will, da Eskimank „rohes Fleisch essen“ bedeutet, breiten sich in den kalten Einöden des Polarmeeres aus, und nehmen, wiewohl überall sehr sparsam, über die Hälfte der Küsten des Eismeeres ein, welche innerhalb des Polarkreises um den Nordpol herum wohnen. Man unterscheidet östliche in Grönland, südliche in Labrador, westliche von der Hudsonsbai bis gegen die Behringsstraße hin. Ihre Sprache, die bei Allen ziemlich dieselbe ist, gehört zu den gebildetsten und schwersten, die in der Welt sind. Sonst stehen sie auf der niedersten Stufe der Bildung. Sie erreichen selten eine Größe von 5 Fuß; auffallend klein sind namentlich ihre Hände und Füße. Sie haben schwarze, lange, straffe Haare, schwarze Augen, große und breite Köpfe, dünne Beine und eine braungelbe Körperfarbe. Die obere Kleidung der Männer, vorn bis unter das Kinn zugenäht, hinten mit einer Kaputze zur Kopfbedeckung versehen, besteht meist aus einem bis an's Kinn reichenden Rock aus Seehundsfellen, zuweilen aus zusammengenähten Häuten von Land- und Seevögeln. Ihre Beinkleider sind von demselben Material. Die Frauen haben an ihren Jacken einen schmalen Zipfel herunterhängen, der ihnen bis auf die Ferse reicht, und an den Schultern weite Kappen, um ihre Kinder in denselben auf dem Rücken zu tragen. Auch tragen sie große mit Fischbein aufgesteifte Seehundsstiefel. Fischgräten vertreten bei ihnen die Stelle der Nadeln, und feingespaltene Renntbiersehnen die des Fadens. Im Winter wohnen sie in steinernen Hütten, die mit Rasen bedeckt sind, zuweilen auch in Schneehütten. Die ersteren sind 6′ h., 12′ br. und

24—72′ l.; und den Ausgang bildet ein 12—18′ langer gewölbter Gang, durch welchen man mit Händen und Füßen hineinkriechen muß. Gewöhnlich haben diese Wohnungen ein Fenster im Dach, wozu man Därme der Walfische und Seehunde benützt. Inwendig steht eine lange Bank als Tisch und Bett; und in der Mitte hängt eine Thranlampe, die das Ganze erhellt und auch zum Kochen dient. In den engen Behältern wohnen mehrere Familien, die schon durch ihre Ausdünstung so stark einheizen, daß außer dem Eckel auch die Wärme dem Europäer unerträglich ist. Da in ihrem Vaterlande fast alle Vegetation erstorben ist, so leben sie meist von Fischen und Seehunden, deren Jagd zugleich eine ihrer Hauptbeschäftigungen bildet, wobei sie sich ganz eigener Fellboote, Kajaks genannt, bedienen. Sie leben in völliger Gleichheit ohne irgend einen Oberherrn und eine Regierung, haben auch keine festen Wohnsitze, keine Städte und Dörfer, und schweifen unaufhörlich mit ihren Familien auf Schlitten umher, vor welche 10—20 Hunde gespannt sind, die in einem Tage, ohne etwas zu essen, wohl 60 St. zurücklegen. Ihre Religionsbegriffe sind ganz roh, und Manche haben gar keine Vorstellung von Gott und Vorsehung. Desto mehr herrscht Aberglaube und Zauberei.

---

b. Hans Egede.

§ 277. Um Grönland machte sich besonders verdient Hans Egede, ein Prediger aus Norwegen, der seit 1708 einen unwiderstehlichen Trieb in sich fühlte, die alten Christen Grönlands aufzusuchen, und, wenn sie in's Heidenthum zurückversunken wären, zu unterrichten, wie auch die Grönländer zu bekehren. Vielerlei Schwierigkeiten wollten bereits seinen Eifer gänzlich niederschlagen, als seine heldenmüthige Gattin ihn zur Ausführung seines Vorhabens ernstlich ermunterte. Er wandte sich 1718 an den frommen König Friedrich IV.; und dieser forderte Kaufleute von Bergen in Norwegen (von hier bis Grönland sind es etwa 780 St.) zum Handel nach Grönland auf. Egede's brennender Eifer brachte endlich eine Handelsgesellschaft zusammen, die der König genehmigte. Es wurde ein Schiff, „die Hoffnung", angekauft, und 2 andere ausgerüstet, von denen das Eine

den Walfischfang betreiben, das Andere Nachricht bringen sollte.

Egede, zum Heidenprediger mit einem Jahresgehalt von 300 Thalern ernannt, segelte 1721 mit seiner Frau und 5 Kindern ab. Es gelang, den Strand an der Westküste zu erreichen, in der Nähe des späteren Godthaab; und eine Wohnung wurde aufgeschlagen. Die Grönländer, die neugierig kamen, machten lange Gesichter, als sie merkten, daß die Fremdlinge bleiben wollten, und verschwanden aus der Gegend. Alles wollte mißlingen: Wild und Fische gab es hier wenig, der mitgekommene Kaufmann murrte, das Schiffsvolk sorgte, der Vorrath gehe aus, eines der Schiffe verunglückte, und das zweite war zurückgekehrt. Egede fand indessen wieder Grönländer, deren erste Furcht sich legte, besonders da die Kunst der Angekoks, welche die Fremdlinge wegzuzaubern versuchten, nichts ausgerichtet hatte. Er versuchte, in ihren Hütten zu wohnen, und zeigte und deutete ihnen biblische Bilder, die ihnen gefielen. Ihr Vertrauen wuchs, da sie seine Freundlichkeit sahen, und da einige Kranke, über die er gebetet hatte, gesund geworden waren.

Indessen lag 1722, da der Mundvorrath zur Neige ging, das Schiff zur Rückreise segelfertig, als plötzlich 2 Schiffe mit reichlichen Vorräthen kamen, und mit der Nachricht, daß die Handelsgesellschaft gesonnen sei, das Unternehmen eifrig fortzusetzen. Auch schickte der Missionsrath ein Ermunterungsschreiben. Muthig ging Egede wieder an's Werk, da die Grönländer zahlreicher kamen, auch Kranke aller Art brachten. Er nahm, um die Sprache zu erlernen, 2 Knaben und eine ganze Familie mit 6 Personen in sein Haus auf, denen aber das Lernen gar nicht behagte. Sie sagten, sie wüßten nicht, wozu es nütze, den Tag über zu sitzen, auf ein Stück Papier zu sehen, und zu rufen: a, b, c ꝛc.; er und der Kaufmann wären Leute, die zu nichts taugten, weil sie den ganzen Tag nichts thäten, als in ein Buch sehen und mit der Feder malen; da wären die Grönländer doch andere

Leute; die könnten Seehunde jagen, Vögel schießen 2c., wovon sie Nutzen und Vergnügen hätten. Auf Reisen die Westküste entlang fand Egede doch schon vielfach Verlangen nach Unterricht; und als das Schiff 1723 einen Gehilfen brachte, konnten sie bald die Sonntagsevangelien übersetzen. Aber wenn auch die Grönländer bereits viel wußten, so war doch von einer Bekehrung noch keine Spur zu sehen. Wenn er predigte, fragten sie ihn, ob er nicht bald aufhören werde; und er mußte am Arme abmessen, wie groß das Stück sei, das noch übrig wäre. Sie lachten und spotteten gutmüthig, und meinten, ihre Angekoks kenneten besser Himmel und Hölle. Jesum dachten sie sich auch als einen großen Angekok, und sie fanden es sehr einfältig, so einen Angekok todtzuschlagen. „Solche thörichte Leute," sagten sie, „sind nicht unter uns. Welche tolle Menschen! Denjenigen tödten, der lebendig machen konnte! Wir würden es besser gemacht haben." Wenn Egede sie zu berichtigen suchte, hieß es: „Ihr seid Kablunacke (Fremdlinge) alle miteinander. Es ist recht glaublich, was du sagst. Würde ein solcher ruhmwürdiger Angekok unter uns geboren, so würde er befinden, daß wir besser gesinnt seien, als die Kablunacke." Daneben hielten sie auch Egede für einen Angekok; und sie fürchteten wohl auch etwas von seiner geheimen Kunst, daher ein Angekok sogar einmal eine Verschwörung gegen sein Leben anzettelte. Dennoch wurden 2 Knaben 1725 getauft, und 1728 das Ehepaar Christian und Christiana. Damals wurden von Seiten der dänischen Regierung große Anstalten getroffen zur Vermehrung der Kolonie und zur Unterstützung der Mission. Es kamen 5 Schiffe, und sie brachten 2 neue Gehilfen. Der König, welchem man vorhielt, die Kosten seien groß, welche man auf Grönland verwende, und der Gewinn fast keiner, hatte geantwortet: „Wenn eine Seele gewonnen werden kann, ist nicht zu viel darauf gewendet."

Weil indessen die alten Grönländer todten Klötzen glichen, beschloß Egede, Kinder, deren Eltern es erlaubten,

zu taufen, und die Getauften in besondere Obhut zu nehmen. Er fing mit 16 Kindern an, und nach und nach wurden es 150; aber selten überließen ihm die Eltern auch solche Kinder. Ein schwerer Schlag für ihn war 1731 der Tod Friedrichs IV., und die Verordnung seines Nachfolgers, die grönl. Niederlassungen aufzuheben. Egede, dem nur noch auf ein Jahr Unterstützung zugesagt wurde, blieb zur Freude der Grönländer, und erhielt das Jahr darauf die frohe Botschaft, daß der König seinen Sinn geändert, den Handel mit Nachdruck wieder aufgenommen, und zur Förderung der Mission jährlich 2000 Thaler bestimmt habe. Leider aber kamen jetzt die Blattern, welche um Egede her von 300 Familien nur 30 übrig ließen, und im Ganzen gegen 3000 Grönländer wegrafften. Allmählich fühlte sich auch Egede schwach und krank, und er dachte an die Heimreise, obwohl 3 neue in Kopenhagen erzogene Gehülfen, darunter sein Sohn Paul, ankamen. Er verlor seine edle Frau 1735, erkrankte selbst und hatte auch im Gemüth schwere Anfechtungen. So verließ er 1736 mit einem Sohne, 2 Töchtern und der Leiche seiner Frau Grönland; dagegen setzte sein Sohn Paul nicht ohne liebliche Erfahrungen sein Werk fort. Zu Haus zum Superintendenten der grönl. Mission ernannt, errichtete Egede eine Bildungsanstalt für zukünftige Lehrer in Grönland. Er starb 1758 im 73. Lebensjahre. Im Laufe der Zeit wurden die Kolonien mit der Mission vermehrt. Daß Letztere weiter gedieh, sieht man an dem, daß Grönländer in der Kolonie Holsteinsburg, 40 St. n. von Godthaab, 1771 eine hölzerne Kirche von Dänemark sich erbaten, dazu sie eine Collecte von 30 Fässern Speck gesammelt hatten. Noch besteht die Mission fort, und erhielt erst 1844 durch königliche Verordnung eine neue Organisation. Gewiß hat sie das Ihre dazu beigetragen, daß jetzt kein Heide in dem Bereich der Niederlassungen sich findet (man schätzt darin die Grönländer zu 6000);

und Egede, so wenig sichtbaren Erfolg er hatte, heißt mit Recht der Apostel Grönlands.

Die wichtigsten dänischen Kolonieen und Missionsplätze mit Kirchen sind: 1) Julianehaab, Mutterort des südlichen Distrikts. — 2) Friedrichshaab, 100 St. n. vom Kap Farewell, am 4000′ hohen Kungnak. — 3) Godthaab, 70 St. nördlicher. — 4) Christianshaab, 160 St. nördlicher, in der Nähe der Discobai; die Mission 1752 nach Claushavn verlegt. — 5) Jakobshavn, nicht weit vom vorigen.

---

c. Die Brüdergemeine.

§ 278. In die grönländische Mission trat frühzeitig auch die Brüdergemeine ein. Schon 1727 hatte Graf Zinzendorf seine Hülfe angeboten, aber ohne Erfolg. Als er nun 1731 in Kopenhagen vernahm, daß unter Christian VI. die Mission aufgehoben werden sollte, besprach er sich mit seiner Gemeinde in Herrnhut; und bis 1733 war es so weit, daß 3 Brüder (Matth. und Christian Stach, und Christian David) ausgesandt wurden. Mit etlichen Kleidern und wenigem Reisegeld kamen sie nach Kopenhagen. Hier sah man Anfangs mißtrauisch auf ihr Vorhaben. Aber der König, der sie kommen ließ, wurde gerade durch sie bestimmt, die Mission fortzusetzen; und Graf von Pleß, ihr Gönner, gab ihnen Geld, um ein gezimmertes Haus anzukaufen und mitzunehmen.

In Grönland von Egede freundlich aufgenommen und unterstützt, legten sie im Baalsrevier, nicht weit von Godthaab, Neuherrnhut an. Dann versuchten sie das Jagen und Fischen zu ihrem Unterhalte. Aber dazu fühlten sie sich bald zu ungeschickt; und sie mußten sich zum Spinnrad bequemen. Noch andere Schwierigkeiten kamen; und heftige Krankheiten hießen sie sogar an die Rückkehr denken. Allein das Jahr darauf kamen neue Brüder, Johann Beck und Böhnisch (die Familie des Ersteren diente den nordischen Missionen 117 Jahre lang, von 1734—1851, da der Enkel, Johann Christian, nach

34jähriger Arbeit zurückkehrte); und so fuhren sie mit erneuertem Eifer fort. Nachdem sie die Uebersetzung der 10 Gebote, des christlichen Glaubens und des Vaterunsers erlernt hatten, wagten sie es, die Grönländer aufzusuchen und auf jede Weise freundlich mit ihnen zu verkehren, wiewohl die Erlernung der Sprache eine große Schwierigkeit blieb. Niemand aber wollte sich bei ihnen ansiedeln; und als das Jahr darauf keine Unterstützungen an Lebensmitteln von Haus kamen, und die Brüder in die äußerste Noth sich versetzt sahen, trat auch eine Feindseligkeit der Wilden an den Tag. Sie forderten unmäßige Preise für das, was die Brüder erkaufen wollten, und gaben es oft gar nicht an sie ab, so daß diese mit Schalthieren und Meergras ihren Hunger stillen mußten. Das Benehmen der Wilden wurde mit jedem Tag schmerzlicher; wenn sie auch später des Essens wegen kamen, so zeigten sie einen Widerwillen gegen christliche Unterredungen. Wenn ein Bruder bei ihnen länger als eine Nacht blieb, so versuchten sie alle Künste, ihn zu verführen oder zu reizen, indem sie sein Lesen, Beten, Singen spöttisch nachahmten, oder mit entsetzlichem Geschrei und betäubendem Trommellärm unterbrachen. Ja bisweilen warfen sie die Brüder mit Steinen, verderbten ihre Habseligkeiten, suchten ihr Boot in die See hinauszutreiben, und gingen sogar mit Mordgedanken um.

So ging es 5 Jahre lang fort. Endlich 1738 kamen etliche Wilde vom Süden zu den Brüdern, während einer der Letzteren eine Uebersetzung des N. Testaments abschrieb. Die Fremden wünschten zu wissen, was er schreibe. Der Bruder ergriff mit Freuden die Gelegenheit, sie Worte des ewigen Lebens hören zu lassen, und las die Geschichte von Christi Leidenskampf in Gethsemane vor. Da trat Einer der Heiden, Kajarnak, zum Tische vor und rief mit großem Ernste: „Wie war das? Laß mich das noch einmal hören; ich wünsche auch selig zu werden.“ Mit unbeschreiblichen Gefühlen hörte der Missionar zum ersten Male aus dem Munde eines Grönländers solche Worte,

und Thränen der Freude rollten von seinen Wangen. Er erzählte sodann kurz das Leben und Sterben des Sohnes Gottes; und noch andere Brüder, die indessen kamen, halfen den Heilsweg erklären. Etliche der Heiden hatten ein Mißfallen daran, und machten sich heimlich davon; die Andern aber legten die Hand auf den Mund und wollten im Beten unterrichtet seyn. Beim Fortgehen versprachen sie, nicht nur selbst wieder zu kommen, sondern auch ihre Landsleute mit diesen Dingen bekannt zu machen. So zeigte sich der erste Lebensfunken in grönländischen Herzen; und Böhnisch konnte sein Lied der Wehmuth mit dem Freudenruf schließen: „Die Welt mag immer lachen Bei unsern Sachen, Und fragen, was wir Schwachen In Grönland thun, Wir wollen unsern Nachen Nicht lassen ruh'n, Und vor der List des Drachen Das Haus bewachen, Und Heiden selig machen; Sie wollen nun!"

Kajarnak wurde 1739 mit seiner Familie getauft. Zwar brach nun allerdings der Drache los; denn die Wuth der Feinde nahm so überhand, daß sie einen der Gefährten Kajarnaks ermordeten und ihm selbst das gleiche Schicksal drohten, wenn er nicht alsbald sich zurückziehe. Aber weit umher entstund eine große Bewegung zu Gunsten des Reiches Gottes; und von allen Seiten kamen die Wilden auf ihren Nachen herbei, um die schöne Predigt von Christo, dem Gekreuzigten, zu hören. Denn es ergab sich, daß gerade diese Predigt den wunderbarsten Eindruck auf die Herzen machte. Trotz alles Widerstandes der Zauberer wurde die Niederlassung immer größer, da die guten Einrichtungen auch im Aeußerlichen für die Ansiedler manchen Vortheil versprachen. Nachdem 1742 die königl. dänische Anerkennungsacte der Brüdermission angekommen war, wurde 1747 die erste Kirche in Neuherrnhut erbaut; damals hatten sich 230 Grönländer mit 35 Getauften angesiedelt. Allmählig wurden noch weitere Niederlassungen nöthig. Die Mission ging glücklich vorwärts, obgleich theils Hunger, theils an-

steckende Seuchen, wie 1782 die Hälfte der Angesiedelten starb, oft große Noth verursachten. Nur kam schon 1777 ein königlicher Befehl zur Zerstreuung der Grönländer, welcher später immer weiter ausgedehnt und verschärft wurde, zum großen Nachtheile der Seelenpflege. Die Grönländer haben nun das N. Testament, ein Gesangbuch und manche andere erbauliche Schriften in ihrer Sprache; und die Kinder in den Schulen machen durch ihre Fähigkeit und Begierde große Freude. Im Ganzen haben sich über 2000 Grönländer in 4 Niederlassungen angesiedelt. Von diesen sind die 2 südlicheren, auf welchen z. B. noch Rindvieh gehalten werden kann, weit wohlhabender als die nördlichen. Die Brüder machen auch Besuche unter den ferneren Heiden im Osten, welche nicht unfruchtbar sind; und 1829 und 1830 kamen große Gesellschaften von da nach Friedrichsthal, der neuen südlichsten Station, die meist da blieben und das Evangelium annahmen. Leider kam denn auch nach dieser Station der Befehl zur Zerstreuung der armen Schafe, deren Viele sofort auf der Küste herumirrten und in Stumpfheit und Laster zurückfielen. Weil aber immerhin einzelne vom Osten kommen, wie 1844 zwei Familien, so hat 1851 die Regierung verboten, zureisende heidnische Grönländer in die Gemeinschaft aufzunehmen, indem dieselben sämmtlich der dänischen Mission zuzuweisen seien. Sonst wurde schon 1845 berichtet, daß längs der ganzen Westküste kaum mehr ungetaufte Grönländer sich finden; und schon 1801 wurde die letzte heidnische Grönländerin im südlicheren Theile getauft. Dagegen wird in neuerer Zeit geklagt, daß das grönländische Volk in seinem äußeren Bestehen rückwärts komme, in Folge seiner Gewöhnung an europäische Lebensmittel und Luxusartikel (bes. Kaffee), und daß Solches körperliche Verweichlichung und eine gewisse Verstimmung und Störung des lebendigen christlichen Sinnes nach sich ziehe. Die Ausschließung wird meist durch Unzuchtssünden herbeigeführt. Auch die geistlicher Gesinnten scheinen mehr sorglosen Kindern als

Männern zu gleichen, wenn es gleich an einzelnen tüchtigen Rüstzeugen nicht fehlt. In Godthaab wird von Eingebornen eine grönländische Zeitschrift gedruckt. Der Handel wird für Dänemark immer gewinnreicher.

Stationen der Br.-Gemeine: 1) Friedrichsthal 1824, 12 St. vom Kap Farewell, mit 12 Filialen, Gemeinde von 483 Seelen, mancher Zuwachs aus den Heiden im Osten. — 2) Lichtenau 1774, 18 St. nördlicher, 10 St. vor Julianehaab, am höchsten Berg Akuliarisersoak 5200′ hoch, mit 16 Filialen; größte Gemeinde von 744 Seelen. — 3) Lichtenfels 1758, 100 St. nördlicher, auf einer Insel neben Fiskenäs, mit 6 Filialen, 230 Seelen. — 4) Neuherrnhut 1733, bei Godthaab, 36 St. nördlicher, am Fuß des 3900′ hohen Hiortetaken, mit 5 Filialen, von denen Umanak 1861 zur Station erhoben worden ist, zus. an 400 Seelen. Die hier 1850 begonnene Gehülfenschule wurde 1859 wieder aufgehoben, indem fortan fähige Jünglinge auf den einzelnen Plätzen ihre weitere Ausbildung erhalten.

---

2. Labrador.

a. Land und Bewohner.

§ 279. Wir kommen in das Land der südlichen Eskimo's, nach der großen Halbinsel Labrador, auch Neubritanien genannt, welche, 20,000 □M. groß, also 56 Mal größer als Würtemberg, von Kanada aus nach Nordosten sich ausdehnend, von der Hudsonsbai, Hudsonsstraße, dem atlantischen Meer und dem Lorenzstrom nebst Bai bespült wird. Das Land liegt unter dem 50—64° n. Br.; und seine N.O.-Spitze, das Kap Chudleigh liegt unter dem 60° wie das Südkap von Grönland. Die südlichere Küste ist von Grönland durch die Davisstraße nur 200 St. getrennt. Den Namen Labrador übrigens trägt nur die 500 St. lange nordöstl. Küste am atlant. Meere und an der Hudsonsstraße, während die Westküste an der Hudsonsbai Ost-Main, und der Südosten am St. Lorenz Northumberland und südlicher Kanada heißt. Es gilt für britische Besitzung; und als solche steht es unter dem britischen Gouvernement von Neufoundland.

Das Land selbst ist höchst unwirthlich, da hier die Kälte noch heftiger ist als in Grönland. Es ist daher nur an den Rändern der Ostküste bekannt, welche felsig, ausgewaschen, mit vielen kleinen Buchten eingeschnitten und von unzähligen kleinen Eilanden umgeben und keines eigentlichen Anbaus fähig ist. Im völlig unbekannten Innern ist sicher nur öde Wildniß, mehr flach als gebirgig; und wenn auch in seinen südlicheren Theilen, untermischt mit Sümpfen und Seen, viele Waldungen von ziemlich großen, aber nach Norden immer mehr sich verkrüppelnden Tannen, Fichten, Birken, Erlen ꝛc. sind, so hört weiter nördlich immer mehr, und zuletzt von 60° an fast alle Vegetation auf. Für den Handel sind an der Küste die Walfische und Seehunde, deren jährlich über 1 Mill. gefangen wird, im Inneren allerlei Wild, dessen Pelz die Eingebornen zu Markt bringen, wichtig. Wenn übrigens im Winter die Kälte einen Grad erreichen kann, bei welchem der Rum (Branntwein) in der Luft wie Wasser gefriert, so kann in den langen Sommertagen die Hitze bis auf 25° R. steigen; und dann ist man der Plage der Moskiten ausgesetzt, welche die Einwohner mehr fürchten als die schwarzen Bären. Die Bewohner dieser rauhen Steppen sind Ein Geschlecht mit den Grönländern, also Eskimo's; doch kommen sie gegen Süden bereits auch mit rothen Indianern in Berührung, gegen welche sie sehr feindselig gesinnt sind. Ihre Anzahl in dem ungeheuren Lande ist sehr gering; und an der Küste hin will man sie blos auf 1600 schätzen. Gegen Süden indessen und in's Innere hinein vermuthet man ihrer etwa 15,000. Hunger und Krankheit vermindern stetig die Bevölkerung der nördlicheren Küste.

Die Eskimo's in Labrador, welche sich auch hier Innuit nennen, wie die Ausländer Kablunät, niedere Wesen, während alle Eskimo's bis zur Behringstraße zus. Karalit heißen, unterscheiden sich in Gestalt, Gesichtsbildung und Farbe, Kleidung und Lebensweise, auch Wohnungen und besonders in der Sprache nur wenig von den Grönländern. Ihre Sprache ist für die Letzteren gut verständlich, nur daß sie für fremde Gegenstände andere Benennungen erfunden, auch manches Fran=

zösische angenommen haben. Für höhere Begriffe ist die Sprache dürftig; auch zählen sie nicht über zehn. Die Winterhäuser, ganz grönländischer Art, graben sie tiefer in die Erde; und des Sommers wohnen sie unter Zelten von Fellen. Sind sie im Winter unterwegs, so bauen sie sich Schneehäuser, indem sie viereckige Schneestücke mit ihren langen Messern ausstechen und dann backofenförmig bis auf 8′ Höhe übereinander wölben. Die Winterreisen machen sie in Schlitten, von Hunden gezogen, die je einzeln mit Riemen von verschiedener Länge vorgespannt und von einem alten, gut abgerichteten Hund, dem Vorderhund, angeführt werden. Dieser, dem die andern wie Schafe nachfolgen, läuft immer mehrere Schritte voraus und wird von einer oft 24′ langen Peitsche, die nur ein geübter Eskimo regieren kann, gelenkt. Diesen Zughunden werden alte Häute, Eingeweide, verfaulte Walfischfinnen rc. als Nahrung zugeworfen; und wenn der Hunger sie quält, packen sie Alles, selbst die Zugriemen an. Sie sind eigentlich eine Art Wölfe, die schauerlich heulen und leicht Menschen anfallen, wenn sie nicht sehr in Furcht gehalten werden. Wenn sie auf Reisen abgespannt und gefüttert sind, graben sie sich in den Schnee ein. Die Eskimo's leben auch hier meist vom Fischfange und der Jagd der Rennthiere, Seehunde rc.; und den Thran trinken sie in großen Zügen. Oft sind sie dem Mangel sehr ausgesetzt, da sie es nicht verstehen, sich vorzusehen; und der Hunger zwingt sie bisweilen zu sonderbaren Hülfsmitteln, wie sie sich oft Nasenbluten verursachen, um das Blut hinunterzusaugen.

Religion und Aberglauben ist wie in Grönland; auch die Angekoks oder Zauberer spielen eine große Rolle. Auf Amulete setzen sie viel. Im Inneren, glaubt man, wohne eine alte Frau, Supperguksoak, welche über die Rennthiere herrsche, und diese herausschicke; im Wasser beherrsche ihr Mann, Torngarsok, die Walfische und Seehunde. Diese Gottheiten werden denn angerufen. — Obrigkeiten und Gesetze sind keine da, und sie halten sich, obwohl Weiberraub und Mordthaten häufig sind, allein für gesittete und gute Menschen, und sehen tief auf die Europäer herab. Sorglosigkeit und Trägheit, Stolz und Eigenliebe sind tief eingewurzelt. Wenn ein junger Mensch einige Schneehühner geschossen hat, so fühlt er sich als einen großen Mann, und wirft seine Worte nur so hin, als ob Alles um ihn her Staub wäre. Anscheinend gutmüthig, können sie viele Jahre die Rache bei sich tragen, die endlich plötzlich erwacht und im Blute des Feindes sich kühlt. Kindermord, Selbstmord, räuberischer Diebstahl sind nicht selten. Kinder im zartesten Alter werden bei der schneidendsten Kälte ganz unbekleidet von den Müttern in ihrer Kappe getragen, und wenn unruhig, herausgenommen und völlig nackt auf den Schnee gesetzt. Tief liegt die Nationalfeindschaft gegen die rothen Indianer, welche je und je an die Ostküste vor-

bringen; auch machen sie sich kein Gewissen daraus, die an der Küste verkehrenden Franzosen, Engländer, Amerikaner, in ihren Augen lauter arme und habgierige, zugleich dumme und unverständige Leute, zu betrügen und zu bestehlen. Früher gab es förmliche Räuberbanden, welche die Europäer an der Küste überfielen, und in die Flucht jagten oder mit ihren langen Messern niedermachten, um ihres Eigenthums sich zu bemächtigen. An der südlicheren Küste aber ist das Alles durch die Brüdermission anders geworden, während ganz im Süden die englische Einwanderung von Neufoundland her auch anglikanische Prediger (derzeit 5) und Methodisten nachzieht.

---

b. Anfänge der Brüdermission.

§ 280. Den ersten Gedanken an die Bekehrung der Eskimo's in Labrador bekam der holl. Steuermann J. Chr. Erhardt, welcher 1741 in Westindien durch Br. Martin erweckt worden war, und später als Walfischfänger öfters die Davisstraße herauffuhr, auch 1749 Neuherrnhut besuchte, wo er die Vermuthung hörte, daß Grönland von Nordamerika aus bevölkert sei, und hier also ähnliche Völkerschaften müßten anzutreffen seyn. Erhardt, entzückt über das, was er in Grönland sah, wandte sich an die schon 1741 durch Spangenberg in London gestiftete „Ges. zur Förderung des Ev. unter den Heiden," eine Zweigges. der Br.-Gem., und bekam 1752 für seine Fahrt 4 Missionare mit, welche bereits mit Baumaterialien und Anderem ausgerüstet wurden, um an der Küste von Labrador, die nicht zum Gebiet der Hudsonsbai-Compagnie gehörte (weil diese 1751 die erbetene Erlaubniß, bei ihren Faktoreien das Evangelium zu predigen, verweigert hatte), eine Niederlassung zu gründen. Sie landeten bei Nisbetshaven, 20 St. s. vom jetzigen Hoffenthal. Aber Erhardt, der etwas weiter nördlich segelte, wagte sich mit 5 Matrosen unvorsichtig an's Land und in's Innere; Keiner kehrte zurück. Bald fand man die Leichname der Erschlagenen und die Brandstätte ihrer Hütte. Die 4 Brüder, welche schon ihr Haus aufgerichtet hatten, mußten mit

dem Schiff zurückkehren, weil es diesem an Mannschaft fehlte. Die zweite Fahrt, eine Kundschaftsreise, machte 1764 Jens Haven allein, ein Zimmermann aus der Br.-Gem., der bereits 4 Jahre in Grönland Missionar gewesen war und die Sprache erlernt hatte. Er kam zwar nicht viel weiter als Neufoundland, fand aber Gelegenheit, den wegen ihrer Raub- und Mordsucht berüchtigten Eskimo's in grönländischer Sprache zuzurufen, sie sollten zu ihm kommen. Die Eskimo's, erstaunt, ihre eigene Sprache reden zu hören, riefen: „Unser Freund ist gekommen!" wurden zutraulich und luden die Fremdlinge selbst wieder zu sich ein. Nach seiner Rückkehr wurde obige Gesellschaft erneuert, die sich besonders die Labrador-Mission zur Aufgabe setzte, und 1765 die dritte Reise veranstaltete, welche sofort Jens Haven mit 4 andern Brüdern, darunter Drachart, früher dänischem Missionar in Grönland, unternahm. Bereits wurde ihr Verkehr lebhafter mit den Eskimo's. Sie wagten es sogar, tiefer landeinwärts zu gehen und im Zelt eines Zauberers zu übernachten. Aber gegen die christlichen Wahrheiten bezeigten die Eskimo's eine gänzliche Gleichgiltigkeit; auch sonst hegten sie großes Mißtrauen. Manche andere Umstände wirkten dazu mit, daß das Unternehmen abermals aufgeschoben werden mußte.

Etliche Jahre darauf wurde eine Eskimo-Frau mit 2 Söhnen auf einem Raubzuge ergriffen und von dem englischen Gouverneur nach London geschickt. Der älteste Knabe, im Alter von 13 Jahren, wurde daselbst von Drachart unterrichtet, starb aber, nachdem er auf sein dringendes Begehren getauft worden war. Indessen weckte das ein Interesse für Labrador; und die Mutter, von den angesehensten Personen Londons freundlich behandelt, ließ nicht nach, zu Gunsten ihrer Landsleute zu bitten, bis endlich 1769 der Brüdergemeine von der Regierung 100,000 Morgen Feld auf Labrador zur Errichtung einer Mission bewilligt wurden. Alsbald segelten 3 Missionare ab, welche es räthlich fanden, das Feld

auch noch den Eingebornen selbst abzukaufen. Die Eskimo's empfingen sie bereits als alte Freunde; und die Berichte waren so günstig, daß das Jahr darauf 14 Personen zum Dienst der Mission in England sich einschifften. An der feierlich abgetretenen Stelle errichteten sie 1771 die erste Niederlassung, die sie Nain nannten. Materialien zu einem Missionshause hatten sie mitgebracht; und glücklicherweise wurde dieses noch vor dem Eintritt des Winters fertig, der einer der härtesten war, die sie in Labrador zu erleben hatten.

Von jener Zeit an fährt regelmäßig alle Jahre das sogenannte Labradorschiff von England ab. Eine besondere Gesellschaft, die Schiffsgesellschaft genannt, hatte zuerst das Schiff angekauft und war für die Mission thätig. Doch übernahm 1771 oben erwähnte „Londoner Brüder Societät" die meiste Sorge für das äußere Bestehen der Labradormission. Seit 1797 hat sich die besondere Schiffsgesellschaft aufgelöst. Bis 1860 waren 8 Schiffe im Gebrauch; und das dermalige heißt „Harmonie", das dritte dieses Namens. Der Kapitäne sind es 6 gewesen. Das Schiff wird mit Lebensmitteln aller Art versehen, ohne welche die Stationen in Labrador nicht bestehen könnten. Wenn es je und je Unglück hat, oder wenn die Eismassen die Landung verwehren, so entsteht die größte Hungersnoth unter den Gemeinen. Gewöhnlich hält es bei allen besonders an. Da das Schiff nur einmal des Jahrs ankommt, so sieht man ihm mit großer Erwartung entgegen; und bange zittert Alles, wenn es nicht zur Zeit eintrifft. Wird man seiner endlich von einem Berge herab ansichtig, so verkündigt es jubelnd ein Mund dem andern; und es entsteht ein allgemeines Freudengeschrei. Dürres Obst und vornehmlich Erbsen sind ihnen höchst willkommen; und bekannt ist es, wie auch in Deutschland, namentlich in Würtemberg, für diese Wohlthat an die Eskimo's beigesteuert wird. Eine Engelsfreude würde es für die Geber seyn, wenn sie den Jubel Großer und Kleiner sehen könnten, unter welchem die Kisten und Fässer an den Ort gebracht werden, von welchem aus ihr Inhalt zu allmähliger Vertheilung verwendet wird. (Matth. 25, 40.)

---

c. Geschichte der Brüdermission.

§ 281. Zu Nain seit 1771 harrten die Brüder unter vielen Entbehrungen und Mühseligkeiten aus, die Eskimo's

blieben auch beständig freundlich gegen sie. Früher konnte kein Europäer ohne die augenscheinlichste Gefahr eine Nacht unter diesen Wilden zubringen. Jetzt durchkreuzten die Missionare, ohne die rauhe Jahreszeit zu scheuen, Eis und Schnee, um die Leute in ihren Winterhäusern zu besuchen, und wurden überall gastfreundlich beherbergt. Wenn die Wilden aber auch still und aufmerksam der Predigt zuhörten, so kostete es doch viele Mühe, sie zur Sündenerkenntniß zu bringen. Sie wußten sich immer zu rechtfertigen: der Lügner tröstete sich mit dem Gedanken, kein Dieb zu seyn; der Räuber frohlockte, weil seine Hände sich noch nie mit menschlichem Blut befleckt hätten; und selbst der Mörder beruhigte sich, weil er es nur an Fremden sei, welche sie für die Geringsten aller Menschen hielten. Dazu wandten die Zauberer alle Künste an, um ihre Landsleute von der Annahme des Christenthums abzuhalten. Besonders hinderlich war die Sucht der Eskimo's, sich immer wieder in die Weite zu zerstreuen. Waren auch den Sommer über je und je etliche Hunderte bei der Missionsniederlassung geblieben, so verliefen sie sich doch Alle, wenn der Winter kam; und so verflüchtigten sich die guten Eindrücke und Rührungen, die sie etwa empfangen hatten. Die Missionare dachten daher bald, noch weitere Stationen an der langen Küste anzulegen, um noch mehr Punkte zu haben, von denen aus das evangelische Licht leuchten könne. Allein vorerst scheiterte das Fahrzeug, welches 1774 gegen Norden ausfuhr, 6 St. von Nain; und 2 wackere Brüder verloren ihr Leben in den Wellen. Dagegen hatten sie 1776 die Freude, den Versammlungssaal in Nain feierlich einweihen und dabei einen ehemaligen Zauberer als den Erstling seiner Nation mit dem Namen Petrus taufen zu dürfen. Dieser Petrus versprach jedem der Missionsglieder mit einem Handschlag, bei der Gemeine der Gläubigen zu bleiben.

Endlich wurde doch 1776 eine Station in Okak, nördlich von Nain, und 1782 die dritte, Hoffenthal,

südl. von Nain angelegt. An jenem Orte wurden schon nach 2 Jahren 6 Erwachsene getauft, und in 7 Jahren waren es 38, eine reichliche Belohnung für die vielen Strapazen, denen sich die Brüder unterzogen, wenn sie den Eskimo's zu lieb die gefahrvollsten Reisen unter furchtbarer Kälte über die Eis- und Schneesteppen auf den Hundsschlitten machten. Dennoch blieb die Mission wegen der Unempfindlichkeit des Volks besonders prüfungsvoll. Die Eskimo's bekamen mehr und mehr Hang, nach den südlichen Niederlassungen der Franzosen und Engländer zu wandern, wo sie für die Handelsgegenstände, die sie dahin brachten, gute Aufnahme fanden. Alle Bitten und Ermahnungen der Brüder konnten dieser Begierde nicht steuern; und doch verloren sie auf diesen Zügen immer wieder das gewonnene Bessere, indem sie mit ihren heidnischen Landsleuten in beständigem Verkehr waren und dazu noch von leichtsinnigen Europäern zu allem Schlechten verleitet wurden. Einige werden doch auch dort von Methodisten unterrichtet. Bis zu Ende des Jahrs 1800 fanden sich auf den 3 Niederlassungen nur 228 Eskimo's, von denen 110 getauft waren.

Eine neue Regung begann indessen 1804, nach 34-jähriger Arbeit in Hoffenthal, die sich bald auch über Nain und Okak verbreitete. Einzelne Eskimo's fühlten sich in ihrem Innern aufgefordert, mit Ernst ihre Seligkeit zu schaffen; und dadurch wurde ein allgemeines Feuer entzündet, worüber die Missionare nicht freudig genug berichten konnten. Einige Nationalgehilfen, worunter ein gewisser Joseph, zeigten sich besonders geschäftig; und Viele ließen sich zu bleibender Niederlassung und zur heiligen Taufe bewegen. Das ganze Betragen der Eskimo's wurde jetzt umgeändert; und sogar fernere Heiden nahmen christliche Weise an, wie besonders aus einer Untersuchungsreise sich ergab, welche 1811 zwei Brüder tief im Norden machten. Nördlich von Okak wurde 1830, nachdem die Brüder 1822 von der englischen Regierung die Zusicherung der Küstenstrecke von Okak

bis zur Nachwackbai, nur noch 10 St. vom Kap Chudleigh, für Missionszwecke erhalten hatten, die vierte Station Hebron angelegt, welche für die nördlicheren Eskimo's besonders wichtig wurde.

Es steht jetzt wenigstens mit der Strecke bis zu dem Kap Chudleigh so, daß man Labrador unter die christlichen Länder zählen darf. Es sind auch alle Bildungsmittel in den Schulen nebst der heil. Schrift vorhanden; und in fröhlichen Gesängen, welche die Eskimo's besonders lieben, erschallt unter ihnen der Ruhm der Liebe Gottes. Es sind jetzt (1861) 1163 Eskimo's unter die Pflege der Missionare gekommen; und die Andern wurden gleichfalls von der Kraft des Evangeliums berührt. Freilich erfährt die Mission fortwährend viel Prüfungsvolles. Wenn der Seehundsfang an der Küste fehlschlägt, so müssen ganze Gesellschaften auch im Winter mehr in das Innere des Landes sich begeben, um dem Forellenfang oder der Rennthierjagd nachzugehen, was sehr störend für die Mission ist. Im Sommer zerstreut sich ohnehin der größte Theil der Gemeinde. Sodann nimmt europäischer Luxus und der Trunk überhand. Sollen die Eskimo's vom zunehmenden Verkehr mit gewissenlosen Händlern abgehalten werden, so muß die Mission selbst auch Handel treiben; sie muß ohnehin in Nothzeiten Lebensmittel borgen und sich vom Ertrag der Fischerei oder Jagd bezahlt machen. Zu dem Hunger gesellen sich oft auch epidemische Krankheiten; und bei dem Seehundsfang sind immer viele Todesgefahren zu bestehen. Eine schwere Heimsuchung und Störung in ihrem Erwerb haben die Eskimo's auch 1859 erlitten, durch das Aussterben fast aller ihrer Zughunde. Doch erfährt man bei dem Allen die beseligende Wirkung des Evangeliums.

Stationen (1860): 1) Hoffenthal 1782, etwa 180 St. n. von der Belle Isle Str., welche Labrador von Neufoundland trennt, mit 253 Gemeindegliedern. Südl. davon beginnen die engl. Faktoreien der Hudsonsbai-Gef.; und etwa 70 St. s. liegt Indian Harbour, wo der Direktor sämmtlicher Handelskolonien Labradors wohnt. Dieser wünschte 1854

von den Brüdern die Errichtung einer Mission an der Aivekto kbucht, wo unter den Europäern und Eskimo's, die dort zusammen wohnen, eine Erweckung entstanden war. — 2) Nain 1771, 45 St. nördlicher, mit 283 Gliedern; in der Nähe die Insel Barth, von Dr. Barth in Calw 1846 um 2 Thaler angekauft für die Mission. Gemeinde 283 Seelen. — 3) Okak 1776, 36 St. nördlicher, auf einer Insel, am 3500′ hohen Kiglapeit, mit 327 Gliedern. — 4) Hebron 1830, 40 St. nördlicher, unter 59° n. Br., noch 45 St. vom Kap Chudleigh. Gemeinde 313 Seelen. Von dieser winterlichen Station, wo kein Holz mehr ist, während hinter Nain noch hohe Tannen wachsen, werden die nördlicheren Eskimo's erreicht, die fast alle schon da gewesen sind, so daß kaum Einer ohne alle Erkenntniß des Evang. ist. 1848 kamen sämmtliche Bewohner von Säglek, 10 St. n., 90 an der Zahl, um sich anzusiedelm, mit dem festen Vorsatz, sich zu Christo zu bekehren. Sie hatten 17 Jahre lang Alles frech von sich gewiesen und gesagt: „Ihr brauchet uns nicht zu besuchen, wir wollen von eurem Jesu nichts wissen; wir haben unsere Angekoks, die uns mehr helfen als euer Jesus, von dem ihr saget, daß er an's Kreuz genagelt und für uns gestorben sei.“ Jetzt kamen Alle zusammen, Feinde und Spötter nebst Angekoks, und machten durch ihren Wandel und Fleiß im Lernen Freude. Weiter nördlich, wie in Nachwack und Kap Chudleigh, sind sie noch ungebrochen, und konnten sie 1854 lachend sagen: „Mir ist's ganz einerlei, wo ich nach dem Tode hinkomme, ich will an den Ort der Qual.“ Hier schmilzt aber auch die Zahl der Heiden sehr zusammen, indem sie theils sich unter einander tödten, theils verhungern. Ein Familienvater brachte damals seine Frau und 5 Kinder nach einander um, und aß sie auf, um sein Leben zu retten. Keinem ist der Heilsweg unbekannt, aber sie wollen nicht.

Die Brüder versuchen nach allen Seiten für die Eskimo's etwas zu thun, und Stationen anzulegen. a. 1811 machten Kohlmeister und Kmoch um das Kap herum eine Untersuchungsreise in die Ungawabai, und kamen bis zur Mündung des Koksoakflusses; weil man sie auch hier kannte, wurden sie an vielen Orten mit lautem Freudengeschrei aufgenommen. — b. 1850 begleitete Br. Miertsching auf Verlangen der engl. Reg. eine Nordpolexpedition zur Auffindung des Kapt. Franklin (vom Jan. 1850 bis Oct. 1854), und verbrachte 3 Winter im nördl. Polarmeer. Seine Unterhaltungen mit dortigen Eskimo's führten jedoch zu keinem weiteren Missionsversuch. — c. 1857 machte Br. Elsner eine Untersuchungsreise nach dem s. von Hoffenthal gelegenen Nordwestrevier, in Folge einer Aufforderung von dort, eine Station anzulegen. — d. 1857—1858 verbrachte Br. Warmow, Miss. in Grönland, ein Jahr in der

Northumberland-Einfahrt auf der Cumberlandinsel; einer Niederlassung setzten sich aber zu große Hindernisse entgegen, so empfänglich die Eskimo's waren, deren Zahl indessen nur 300 beträgt. Diese sind von europ. Walfischfahrern abhängig und durch den Hang an europäischen Bedürfnissen der Seehundsjagd entfremdet. Sind einmal die Walfische ausgerottet, so müssen auch sie verkommen.

---

3. Britisches Nordamerika.

a. Land und Bewohner.

§ 282. Südlich von Labrador kommen wir in das britische Nordamerika. Im Grunde sind sämmtliche Nordgegenden oberhalb der Vereinigten Staaten durch die ganze Breite Nordamerika's hin unter britischem Einflusse, indem je und je vereinzelte Festungen und Faktoreien dem Pelzhandel zu lieb errichtet sind. Aber eine ordentliche Regierung haben nur die Gegenden südlich von Labrador, welche man daher allein zum britischen Nordamerika rechnet. — Im Osten umschließen sie den St. Lorenz-Golf; und es gehören dahin die Insel Neufoundland, welche außer den Fischer-Niederlassungen an den Küsten fast unbevölkert ist (E. 122,594, wovon die kleinere Hälfte Katholiken $1/4$ Anglikaner, $1/6$ Methodisten sind), ferner die Insel Kap Breton (Städte: Sydney und Arichat), westlich davon, innerhalb des Golfs die Prinz Eduardsinsel (Hst. Charlottetown), sodann die Halbinsel Neu-Schottland (Hst. Halifax), und endlich Neubraunschweig (Hst. Fredericton), mit letzteren zusammen einst Akadia genannt. Hierher rechnet man auch die Bermudas-Inseln, 300 St. südlicher (s. § 268). — Im Westen liegt die Provinz Canada, welche am St. Lorenzfluß herauf bis zu den canadischen Seen (Erie, Ontario, Huron, Michigan, Obersee) reicht, und westlich etwa an dem Woltchisch- oder Algonkin-Gebirge seine Grenze gegen Ruperts-land oder Hudsonia hat. Canada wird in Unter- und Obercanada getheilt. Jenes, das früher französisch

war, reicht über den St. Lorenzstrom herüber bis zu dem apallachischen Gebirge, der Grenze gegen die Ver. Staaten, und ist südlich durch den Ottawafluß von Obercanada getrennt, welches den St. Lorenz zur östlichen Grenze hat und westlich bis zum Obersee hinreicht. — Sämmtliche Länderstrecken haben einen Umfang von 16.000 □M., sind aber äußerst schwach bewohnt, und haben ihre jetzige Bevölkerung von 3 Millionen größtentheils den neuesten, sehr starken Einwanderungen zu verdanken. Außer den Gegenden am Lorenzflusse sind landeinwärts meist unermeßliche Wälder, wo man ganze Distrikte durchreisen kann, ohne auf einen Menschen zu stoßen.

Canada wurde 1497 von dem Engländer Cabot entdeckt, jedoch erst 1608 von den Franzosen besetzt, denen es die Engländer nach schweren Kämpfen 1763 abnahmen. So kam es, daß die Bewohner von Untercanada, wo Quebeck und Montreal Hauptstädte sind, mehr katholisch-französisch, die von Obercanada, wo York, jetzt Toronto genannt, und Kingston Hauptstädte sind, protestantisch-englisch sind (Anglikaner 375,000, Meth. 372,000, Presb. 346,000, Bapt. 70,000 rc.).

Wir begegnen hier zum ersten Male den rothen Indianern des Continents Amerika, nur geringen Ueberresten einst großer Völker. Denn überall, wo der Europäer sich ansiedelt, werden sie verdrängt; und wenn sie auch jetzt noch große Strecken des herrlichsten Landes in Canada als Jagdgebiet im Besitz haben, so ist doch ihre Vertreibung auch von da zu fürchten, weil die Einwanderungen immer zahlreicher werden und es nicht viele Mühe kostet, die sorglosen Indianer, die man ohnehin durch Getränke zu Allem vermag, zur Abtretung ihres Landes zu bewegen. Die Ueberreste im ganzen britischen Nordamerika, vornehmlich in Canada, schätzt man nur noch zu 40,000.

Die Stämme, zu welchen die Ueberreste im brit. Nordamerika gehören, sind folgende: 1) Die von den Franzosen so genannten Irokesen, die sich selbst Akwanuschiani d. h. Bundesvolk nennen, einst aus 6 Nationen bestehend, die sich mit einander verbündet hatten und durch Tapferkeit und innere Ordnung auszeichneten; an ihrer Spitze standen die Mohawks,

zu welchen die Huronen und Ottawas Seitenfamilien sind, und von welchen bei Quebec nur Wenige noch übrig sind; zum Bunde gehörten ferner die meist jetzt von dort vertriebenen Seneka's, Oneida's, Onandaga's, Tuskarora's und Kajuga's. — 2) Die Algonkinen, in ganz Canada und von da gegen die Hudsonsbai hin verbreitet, meist Pelzjäger, aber vom Vernunftzerstörer, wie sie selbst den Branntwein nennen, immer mehr ausgerottet; zu ihnen gehören die Tschippewäh's am Simcoesee, ferner die Missisauga's, die Knisteno's, die über Northumberland hin bis nach Labrador sich ausdehnen, der Schrecken der Eskimo's, die Abbitobbi's ꝛc. — 3) Die Lenape's, d. h. Urvolk, von den Engländern Delawaren, von den Indianern Großvater genannt: — 4) die Osagen nebst den Assiniboinen ꝛc. am Obersee und weiter westlich, endlich 5) die Mikmaks oder Surikesen, einst auf der Ostküste von Canada (Northumberland), Neubraunschweig und Neuschottland, jetzt nur noch an der S.W.-Küste des letzteren, und, wie man vermuthet, im Inneren von Neufoundland.

Manche der Indianer in Canada sind jetzt Christen und ordentliche Staatsbürger; aber die Meisten sind, wenn auch in Dörfern seßhaft, nur wenig von der neuen Kultur berührt, oder schweifen sie noch nach alter Weise jagend umher. In der Regel befinden sie sich in elendem Zustande. Man sieht nichts an ihnen als Schmutz, Unwissenheit, bittere Armuth und ungezügeltes Wesen. Im Spätjahr bauen sie, wie alle Wilden in den kalten Gegenden, ihre Winterhütte aus Holz, Reisern und Baumrinde; und im Sommer haben sie Gezelte aus Fellen. Ihre Häuptlinge sind an Federbüschen kenntlich. Im ehmals französischen Canada waren sie einst von katholischen Bischöfen getauft worden; und noch sind Bischöfe, Priester und Klöster da. Aber die Getauften werden in großer Unwissenheit erhalten, und ihre heidnischen Gebräuche dauern noch fort. Ueberhaupt bestand ihre Bekehrung nur darin, daß sie christliche Namen erhielten; und der Franzose Lebeau, der 1730 und 1731 unter ihnen wohnte, versicherte, daß sie nichts von den heidnischen Gewohnheiten abgelegt hätten; sie seien noch dieselben Menschenfresser, wie zuvor, opferten den bösen Geistern und riefen gar die Maria an, ihren Arm zu

stärken, damit sie ihre Feinde schlachten, aus ihren Hirnschädeln trinken, ihr Fleisch braten und fressen, ihre Skalpe oder die abgezogenen Kopfhäute an ihre Friedenspfeifen hängen und so endlich in das Reich der Seligen aufgenommen werden möchten. Indessen wurde doch durch die ehmals französ., jetzt engl. Regierung Civilisation befördert; und genannte Greuel hörten allmählig auf, da die katholischen Indianer, welche Ackerbau treiben, als Einwohner des Landes so gut wie Europäer behandelt werden. Die größte Schuld an dem Verderben der Indianer haben die engl. Kolonisten und Pelzhändler, welche durch den Gebrauch des Branntweins eigentlich auf ihr Verderben hinarbeiten; und dieses Giftwasser ist es, was auch den Missionaren, die jetzt zahlreich aufgestellt sind, die Arbeit in hohem Grade erschwert.

---

b. Ueber die Indianer überhaupt.

§ 283. Ehe wir weiter gehen, ist es nöthig, über die von den Eskimo's ganz verschiedenen Indianer, welche durch ganz Amerika verbreitet sind, einiges Allgemeine zu sagen. Man verliert freilich fast den Muth, noch Vieles von ihnen zu erzählen, da man ihren völligen Untergang immer näher kommen sieht. Man schätzte sie durch ganz Amerika hin noch vor etlichen Jahrzehnten auf 10—12 Millionen, was übrigens bereits zu viel war; jetzt sind es nach einem Census, den 1859 das Basler Magazin „nach innerer Wahrscheinlichkeit" giebt, freie Indianer, Patagonier 2c. nur noch 319,600, und in den kolonisirten Ländern im Ganzen 1 Million. Die Gründe ihrer Verminderung sind theils die Grausamkeit der eingedrungenen Fremdlinge, theils ihre eigenen Kriege und Feindseligkeiten, unter welchen sie oft nicht eher ruhten, als bis ganze Stämme ausgerottet waren, theils die Vernachlässigung der Kinder, theils Hunger und Seuche aller Art, namentlich die eingerissenen Blattern, welche ganze Stämme bis auf den letzten Mann aufge-

rieben haben, theils endlich besonders die Wirkungen des Branntweins, der durch den Eigennutz der Europäer ihnen zugeführt wird, und dem sie leidenschaftlich ergeben sind, da denn die Trunkenheit Mord und Zerfleischung ganzer Familien nach sich ziehen kann, indem sie sogar mit den Zähnen einander angreifen, wenn andere Mordinstrumente nicht zur Hand sind.

Merkwürdig ist die außerordentliche Menge von Sprachen, die man unter den Indianern antraf. Neben etwa 2000 Dialekten nimmt man gegen 4—500 Hauptsprachen an, die von einander völlig verschieden, dabei an Wörtern, Formen und Constructionen reich waren; und häufig konnten Nachbarstämme, je aus kaum 1000 Seelen bestehend, einander nicht verstehen. Viele dieser Sprachen sind nun mit den Stämmen untergegangen; jetzt rechnet man nur noch etwa 200 Stämme, von welchen mancher kaum 300 Seelen enthält, und deren jeder seine eigene Sprache spricht, in welcher oft bei den nächst verwandten Stämmen nicht die mindeste Aehnlichkeit zu entdecken ist. Diese babylonische Sprachverwirrung ist um so unbegreiflicher, je gewisser die auffallende nationale Aehnlichkeit aller Indianer von Nord- und Südamerika auf eine gemeinsame Abstammung derselben deutet. Sie haben im Allgemeinen überall gleiche Sitten und gleichen Charakter, wie große Verschiedenheiten auch im Einzelnen seyn mögen. Ihre Hautfarbe geht, je nach dem Erdgürtel, unter welchem sie wohnen, von dem Rothgelben in das Ziegelrothe, oder von dem Zimmtbraunen in das Kupferfarbige über. Sie haben schöne Muskelbildung, schlichtes, straffes Haar, außerordentliche Abplattung des Stirnbeins, hervorragende Backenknochen, gebogene Nase, langgespaltene Augen, breite Lippen, wie überhaupt ein breites, aber nicht flaches Gesicht; und so erscheinen sie überall. Man denkt sie sich als in den ältesten Zeiten von Asien hereingewandert und zum mongolischen Geschlecht gehörig, das sich unter verändertem Klima und bei veränderter Lebensweise nach und nach

so ausgebildet habe, wie sie jetzt erscheinen. Bei der Entdeckung traf man einige Staaten von nicht unbedeutender Kultur an; und großartige Steinwallruinen in Nordamerika deuten auch dort auf eine früher bestandene Kultur hin. Jene wurden von den Spaniern überwältigt und fast vernichtet; die Andern sind im Zustande der Wildheit, jedoch unter Häuptlingen stehend, und irren in den Wäldern und Flüssen als Jäger oder Fischer umher. Wo sie jetzt durch Berührung mit den Weißen sich nicht heben, erscheinen sie sittlich verdorbener, als sie sonst waren, da sonst immerhin viel Edles und Ansprechendes auch in ihrem natürlichen Wesen angetroffen wurde.

Wir geben noch einige charakteristische Einzelnheiten an. Die Männer sind meist schlank, von mittlerer Statur und angenehmer Gesichtsbildung, dabei sehr behend auf den Beinen und zeichnen sich durch Schnellfüßigkeit im Laufen aus. Ungemein scharf sind ihre Sinne, namentlich der Geruch, das Gesicht und das Gehör, ausgezeichnet ihre Ausdauer im Ertragen von allerlei Beschwerden und Martern. Auch ihre geistige Befähigung ist groß, ihr Gedächtniß überaus sicher. Einen Ort, durch den sie gegangen, ein Gesicht, das sie gesehen, vergessen sie nie wieder; ganze Reden, die sie gehört, können sie nach Jahren wörtlich wiederholen. Ihr Ortssinn ist so ausgebildet, daß sie nie sich verirren, wenn sie auch Hunderte von Meilen durch Wälder über Höhen und Schluchten laufen. Auch sind sie sehr gelehrig; und ihr verständiges Wesen hat sie statt des Lesens und Schreibens wenigstens bedeutsame Figuren gelehrt, die sie, für Andere verständlich, auf Bäume malen oder auf Steine eingraben. Sie haben manche edle Züge, sind menschenfreundlich und großmüthig, im häuslichen Kreise friedliebend, wohlwollend, gastfreundlich und liebenswürdig, dabei besonnen ohne viele Worte, treu und aufopfernd für Freunde, wie furchtbar als Feinde. Ihre Ehrlichkeit findet kaum ihresgleichen; am wenigsten können sie Mißtrauen ertragen. Sonst aber tragen sie ganz das Gepräge von Wilden an sich. Sie sind sorglos, unbekümmert um den morgenden Tag, ebenso träge zu jeder Arbeit, bis der Hunger sie dringt, als unermüdlich in der Jagd und im Krieg. Sie sind stets mit Pfeilen und Bogen, jetzt auch mit Gewehren bewaffnet; und ihre Rache wird nur im Blute des Feindes abgekühlt. Die furchtbarsten Grausamkeiten wurden in den Kriegen, die fortwährend unter den Stämmen Statt fanden, an Jung und Alt begangen, indem sie auch Frauen und Kinder,

die um Gnade flehten, ohne Barmherzigkeit niederhieben, skalpirten und oft unter langsamen Martern in Stücke zerrissen. Die Skalpe, d. h. die den Lebenden mit grauenhaftem Geschick abgerissenen Kopfhäute sammt dem Haarwuchs, waren die größte Zierde eines Indianer-Hauses. Wenn sie Kriegsrath halten, so wird ein großes Feuer angezündet und nach erfolgter Kriegserklärung ein Wurfspieß in die Erde gesteckt, worauf sich Alles erhebt und in wilder Unordnung um das Feuer herum tanzt und springt. Die Männer nackt, mit abenteuerlichen Figuren bemalt, mit dem Wurfspieß in der Hand, gleichen keinen Menschen mehr, sobald die Kriegstrommel gerührt wird. Indessen giebt es Stämme, die sehr friedlich sind, während Andere Neigung zu unaufhörlichen Kriegen haben. Bei Friedensfeierlichkeiten spielt die große Pfeife, die Friedenspfeife, aus welcher Einer nach dem Andern einige Züge thut, eine wichtige Rolle.

Die Kleidung der Indianer ist ein Fell oder ein Stück Tuch über die Schultern geworfen, dabei viele Theile des Leibes unbedeckt bleiben, wie Andere nur ein Stück Tuch um den Leib haben. Ein Federbusch und sonst Schmuck an Armen und Beinen fehlt nicht. Auch bemalen sie den Körper mit wunderlichen Figuren in allerlei Farben. Die Frauen tragen kurze Röcke von den Hüften bis zu den Knieen. Bisweilen durchbohren sie die Nasenwand und behängen sie mit Perlen oder Gold; auch dehnen sie die Ohrläppchen so lang und breit als möglich. Um die Glieder vor Steifwerden und vor dem Moskitenstich zu schützen, bestreichen sie den ganzen Leib mit Bärenfett. Ihre Wohnungen, Wigwams genannt, sind Pfähle in die Erde gerammt und von außen mit Baumrinde belegt. Eine Anzahl solcher Wigwams bildet ein Dorf. Vielweiberei ist allgemein und wie überall mit dem größten Unheil verknüpft. Die Frau, überall gekauft und verkauft, ist meist so verachtet, daß unzählige weibliche Kinder gleich nach der Geburt getödtet werden; bisweilen ist es die eigene Mutter, die das Kind an der Wand zerschmettert, damit es nicht zu gleich traurigem Loose heranwachse. Denn die Frau ist vollkommene Sklavin des Mannes, die nie mit diesem essen darf und alle Arbeiten thun muß, während der Mann außer der Jagd sich um nichts als um seine Pfeife bekümmert. Kindermord ist noch in manchen Stämmen häufig; und schauerlich war früher auch Menschenfresserei.

Was die Religion betrifft, so ist Allen die Idee des großen Geistes gemeinsam, den sie aber in allem Möglichen finden, auch im Büffelochsen, Wolfe und Bären, im Vogel, in der Schlange, fast in jedem kriechenden Thiere. Auch den bösen Gott mit seinen Genossen, den niederen Geistern, beten sie an; dazu hat Jeder seinen Schutzgeist, der ihm im Traum angezeigt wird; und Zauberei wird in den mannigfachsten Wendungen

getrieben. Eigentliche Priester, Tempel, Götzenbilder trifft man nicht an; doch bringen sie dem großen Geiste allerlei Opfer, von Allem, was ihnen von Werth ist, besonders Thiere ohne Flecken, sonst auch dem Welschkorn Bärenfleisch, dem Bären Welschkorn, den Fischen kleine Brödchen, wie Fische geformt rc. Vormals fanden auch Menschenopfer in Menge Statt. Uebrigens glauben sie ein Leben nach dem Tode und eine Vergeltung; aber ihre Begriffe von Gut und Böse sind sehr verkehrt. Der Tapferste ist der Beste; und in Ehren steht, wer seine Familie ernährt, mag er's durch Diebstahl oder Mord thun. Man kann nur von tiefem Mitleiden ergriffen werden, wenn man so kräftige und fähige Naturen in solcher Entartung sieht, und nun auch die Völker alle in nicht zu langer Zeit sich völlig verschwunden denken muß.

---

c. Die Missionen im brit. Nordamerika.

§ 284. Wir kommen zu den Missionen in Canada unter den hinsterbenden Indianern. Beginnen wir mit der südlichsten Gegend Obercanada's, der Halbinsel zwischen dem Huron- und Ontario-See, welche beide durch den St. Clair-Fluß und See und den Fluß Detroit verbunden sind. In den Clairsee fließt die Themse herab, an welcher wir links 18 St. von ihrer Mündung einer Station der Brüdergemeine begegnen, Neu-Fairfield genannt. Diese weckt traurige Erinnerungen in uns; denn sie enthält die kleinen Trümmer einer mehr als 100jährigen Arbeit unter den Indianern in den Ver. Staaten, die zu den verhängnißvollsten in der ganzen Menschengeschichte gehört. Weiter unten (§ 292.) soll näher von dieser Arbeit die Rede seyn. Neu-Fairfield, 1815 neu aufgebaut, enthält jetzt (1860) nur noch 165 Delawaren, da 1837 ein Theil der Gemeinde, zu den Tschirokesen gehörig, jenseits des Mississippi auswanderte, und dort Westfield gründeten (§ 296, 3).

Fairfield, zuerst rechts von der Themse, war der Ort, wo ein Theil der Bekehrten, nachdem er 12 Jahre lang nach allen Seiten umhergetrieben worden war, endlich 1792 ruhen konnte. Unter dem Schutz der engl. Regierung, welche förmlich

Ländereien abtrat, blühte die Gemeinde schnell auf, wenn gleich noch mancherlei kriegerische Bewegungen das Land erfüllten. Miss. Denke wollte von hier aus auch einen Versuch unter den benachbarten Tschippewäh's machen, und brachte einen Winter unter einem Theile dieses Stammes auf einer Insel im St. Clairsee zu, bis er so weit ihre Sprache erlernt hatte, daß er das Evangelium von Jesu ihnen nahe legen konnte. Dann bezog er 1803 den Posten am Jongquakamik, 4 St. von Fairfield. Aber schon nach 2 Jahren starben die Häuptlinge, die ihm Schutz zugesichert hatten; und in den Wilden erwachte der alte Groll gegen die Weißen, der auch Denke's Lage gefährlich machte, so daß er wieder abziehen mußte. Auch ein anderer Versuch am Sandusky, auf der Südseite des Erie-Sees, von 1804—1811 mißlang; und so blieb die Gemeinde auf Fairfield beschränkt. Noch kam 1813 eine schwere Zeit über sie, da im Kriege der Engländer mit den Nordamerikanern die Letzteren Fairfield zerstörten, nachdem die Gemeinde es verlassen hatte. In betrübter und kümmerlicher Lage, obwohl von der Regierung und einer Gesellschaft in Toronto unterstützt, irrten sie an verschiedenen Orten umher, bis sie nach dem Friedensschluß von 1815 nach Fairfield zurückkehren konnten, da sie denn am andern Ufer Neufairfield anlegten.

Besonders große Verdienste um das britische Nordamerika erwarben sich englische und amerik. Methodisten. Beide haben sich nicht blos die Bekehrung der Indianer, sondern auch die Belebung der ansäßigen Europäer, deren Anblick meist beinahe gleich betrübend war, zur Aufgabe gestellt und daher durch alle Länder eine große Menge Stationen mit zahlreichen Missionaren, Katecheten und Lehrern angelegt, da häufig an Weißen und Rothen zugleich gearbeitet wird. Die Arbeit an den Indianern beschränkt sich so ziemlich auf Obercanada, weil im katholischen Untercanada Bischöfe und Priester zu sehr im Wege stehen, wiewohl immerhin auch da etliche Stationen und Gemeinden von Indianern bestehen. In Obercanada gelang es besonders seit 1822, manche indianische Gemeinden zu gründen, die nun geordnet leben und unter dem Sonnenschein des Evangeliums dem offenen Todesrachen entronnen sind. Besonders viel geschah an den Mohawks und Delawaren, welche als Irokesen seit Jahrhun-

derten mit den Tschippewäh's und Missisauga's im Kampf um die Oberherrschaft an den canadischen Seen lagen und bisher unaufhörliche Rachekriege geführt hatten, ohne je ein Bündniß oder Frieden mit einander zu schließen, oder ihre Zelte neben einander aufzurichten. Jetzt kommen Beide durch das Evangelium friedlich zusammen; und die Mohawks, die am Eriesee fruchtbare Flächen inne haben, laden die Missisauga's zu sich ein, das Land brüderlich mit ihnen zu theilen. Die Tschippewähsprache, welche so hoch gehalten wird, daß auf den Rathsversammlungen nur in ihr gesprochen werden darf, und welche vom Ontariosee bis an die Mündungen des Mackenzie verstanden wird, verbindet die Stämme umher mit einander; denn in ihr ist das N. Test. übersetzt, und wird gepredigt, gebetet und gesungen. — Von den amerik. Methodisten fehlen uns die Berichte; aber die engl. Methodisten, unterstützt von vielen Zweiggesellschaften in Canada selbst, haben (1861) 20 indianische Missionen in Ober- und 5 in Untercanada, und für jede Station einen Missionar; es bestanden in jenem 6 Hauptgemeinden mit vielen Filialen, in diesem 5, in jenem ferner 20 indianische Schulen und 2 Industrieschulen; und indianische Mitglieder, deren Zahl jährlich zunimmt, waren es 1790, dabei der Einfluß auf andere Indianer sich freilich nicht mit Zahlen ausdrücken läßt.

Wir erwähnen noch einiger Gemeinden und Missionen: 1) am Karnarifl., der bei Fort Malden in die Detroitstr. fällt, ist eine Niederlassung christlicher Wyandotts, deren Hauptsitz am Sandusky gewesen war. — 2) An den Quellen der Themse sind gleichfalls 2 christliche Indianer-Niederlassungen, Monseytown und Tschippewähtown, wo seit 1825 Methodisten große Veränderungen in der Lebensweise bewirkt haben. — 3) Brandtfort, 15 St. vor dem Einfluß des Grand River in den Eriesee, unweit der Westspitze des Ontariosees. Hier liegt ein den Mohawks zum ausschließlichen Besitz garantirter Landstrich von 5 St. Breite und 24 St. Länge. An der Spitze des Stammes stand nämlich einst ein Häuptling, Johann Brandt, der im amerik. Freiheitskriege als treuer

Anhänger der Engländer sich bekannt machte. Nicht nur seine Tapferkeit und Kriegserfahrenheit machten ihn zum tüchtigen Offizier; sondern er besaß auch eine wissenschaftliche Bildung, indem er auf dem Dartmouth-Colleg mehrere Jahre eifrig studirt hatte. Er verstand Griechisch und Lateinisch und übersetzte das Evangelium Matthäi in die Mohawksprache. Doch war er Christ wohl mehr aus Ueberzeugung des Verstandes, als von Grund des Herzens. Nach dem Frieden zwischen England und den Staaten 1783 verließ er mit seinem Stamme das Gebiet am Mohawkfl. im Staat Neuyork und siedelte sich im obigen Distrikte zwischen dem Grand River und dem Ontario an, wo auch das Städtchen Brandtfort gebaut wurde. Indessen war der Stamm noch nicht christlich; und Method.-Prediger, die von Zeit zu Zeit in die Gegend kamen, fanden lange nicht genügenden Eingang. Erst von 1822 an, da Miss. Torry zu ihnen gesandt wurde, gelang die Bekehrung. Er begann seine Arbeit an der Mündung des Grandflusses unter den Weißen, und kam von da immer weiter herauf bis in die indianischen Ortschaften, zuerst der Delawaren, die ihn bereitwillig aufnahmen, dann der Mohawks, unter welchen er bald regelmäßige Gottesdienste einrichten konnte. Der Erfolg war so groß, daß eben jetzt die Mohawks oben erwähnte Missisauga's zu sich einluden, an den Segnungen des Evangeliums und ihrer Felder Theil zu nehmen. Torry zog noch weiter; und ihm und seinen Mitarbeitern, namentlich eifrigen Nationalgehilfen, gelang es, auch die Kayuga's und Onandaga's dem Evang. näher zu bringen. Am Grandflusse, etwa 3 St. unterhalb Brandtfort, wohnen noch gegen 300 Tuscarora's und Ottawa's, die auch einst zu den 6 Nationen gehörten. Sie sind gleichfalls Christen, und wurden später von Thomas, einem Bapt.-Miss., auf ihr Ansuchen zu einer Gemeinde gebildet. — 4) Neu-Credit, 8 St. w. von Toronto am Creditfl., eine Gemeinde der Missisauga's. Dieser ansehnliche Stamm war durch Niederlagen gegen die Mohawks sehr zusammengeschmolzen und dann durch Unmäßigkeit vollends herabgekommen. Die Regierung von Toronto nahm sich seiner an und ließ 1825 für 40 Familien 20 Häuser bauen: und später waren es 130 Familien, welche alle getauft waren und durch geordnetes Leben, Fleiß und Friedensliebe sich auszeichneten. Jetzt (1861) stehen noch 5 Orte von Onandaga's, Delawaren, Kayuga's, Mohawks in Verbindung mit der Gemeinde. — 5) Der Simcoesee, welcher 18 St. n. von Toronto beginnt, hat Inseln, auf welchen seit 1827 eine Algonkinen Gemeinde sich befindet. — 6) Wilberforce, am Seegingfl. und in der Bai Matschedasch am östl. Ende des Huronsee's, eine Station von Missisauga's, ist von besonderer Wichtigkeit, weil sie ein Hauptsammel-

platz der Indianer des Nordens ist, welche hier ihren Pelzmarkt haben, wodurch von hier aus sehr Vieles zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Knistino's und Abbitibbi's gethan werden kann. — 7) Auf der Insel Manitoulin im Huronsee hat die Ausbr.-Ges. eine Station Mahnetuahning, wo freilich die Indianer „wie der Frühlingsschnee" wegschmelzen. Dr. Omeara leitet diese Mission seit 1840 und durfte einen indischen Prediger heranbilden, der eine gute Universitätsprüfung bestanden hatte. Häuptlinge, welche 1847 England besuchten, sind dagegen noch immer bartnäckige Feinde. Sie sagen, in Europa gelte weder das Christenthum so viel noch der indianische Aberglaube so wenig, wie die Missionare behaupten. Auch kath. Indianer sind dort, deren Bücher je und je von den Jesuiten verbrannt werden. Miss. Jacobs hat dort das N. T. in's Odschibwä übersetzt. — Ebenso ist auf der Walpole-Insel im westlichsten Canada eine Miss. der Ausbr.-Ges., deren Erstling Thomas, 1845 getauft, noch immer hochgeachtet von Weißen und Indianern, fest für seinen HErrn einsteht und namentlich die Versuchungen zur Trunkenheit von seinem Stamme abwehrt. Daselbst auch eine meth. Mission seit 1858 mit 160 Kirchengl. — 8) Am St. Clairfluß zwischen dem Huron- und Eriesee besteht seit 1836 eine meth. Miss., deren Glieder sich des Branntweins trotz der Zudringlichkeit der amer. Grenznachbarn mit Glück erwehren. — 9) Im Reissee, 30 St. ö. von Toronto, im N. des Ontario, nur 5 St. von diesem, stehen seit 1827 auf 3 Inseln christliche Kirchen für Missisauga's. — 10) Weiter ö. ist die tief hereingehende Quintybai, im N. O. des Ontario, an welcher Mohawks angesiedelt sind, die das Evang. hören; und auf der Grape-Insel in derselben Bucht ist eine ansehnliche Gemeinde gläubiger Missisauga's. — 11) Der Mudsee, 10 St. n. von Kingston, welches im N. O. des Ontariosees liegt; hier sind (1861) 123 Indianer in der Pflege der Mission, die auch opferwillig sind. — 12) In Unterkanada haben es die Method. mit kath. Indianern zu thun, die ganz unwissend und im elenden Zustande sind; nicht ohne Anfechtung von Seiten der Priester werden doch Manche, theils jenseits des Lorenz, wie in Durham, 15 St. s. ö. von Montreal, in St. Armand, 5 St. südlicher, am Champlainsee, und 18 St. ö. davon in Stanstead, theils in Quebeck selbst, 65 St. n. ö. von Montreal, unterrichtet und bekehrt. — 13) In Neuschottland sind noch etwa 1000 Micmacs übrig, die den Namen Katholiken tragen; der Bapt.-Miss. Rand hat Evangelien in ihre Sprache übersetzt und eine ziemliche Anzahl ihrer Jäger zum Ackerbau herangezogen.

Wir bemerken noch, daß auch die engl. Kirche viel für Canada thut, und bis 1850 im Ganzen 6 neue Kolonialbischöffe im britischen Amerika, Rupertsland

mitgerechnet, eingesetzt hat. So hat sie in Untercanada 82, in Obercanada 139 Kirchspiele und Staatskirchen, welche nicht ohne Einfluß auch auf die Indianer geblieben sind. Der Census von Canada gibt für 1861 unter $3\frac{1}{2}$ Mill. E., $1\frac{3}{4}$ Mill. Kathol., 375,000 Anglikaner, 372,000 Method., 346,000 Presb., 70.000 Bapt. ꝛc. an. Indianer waren es nur noch 12,717.

---

4. Hudsonia.

a. Land und Bewohner.

§ 285. Mit dem Namen Hudsonia, auch wohl Rupertsland, werden sämmtliche Nordländer Amerika's bezeichnet, welche die sogenannte Hudsonsbaigesellschaft inne hat. Sie umfassen den ganzen Norden von den Ver. Staaten an, Canada im O. ausgenommen, wie im Nordwesten die russischen Niederlassungen, von welchen wir oben (§ 96.) gesprochen haben. Karl II. nemlich, König von England, ertheilte 1669 dem Prinzen Rupert und der mit ihm verbundenen Gesellschaft das Privilegium, eine Expedition nach der Hudsonsbai, zum Zweck der Auffindung einer Durchfahrt bis zum stillen Meere, auszuführen, und zugleich das ausschließliche Recht des Handels mit Pelz ꝛc. Von den Gegenden um die Hudsonsbai bekam allmählig das Gebiet obige Ausdehnung, während die Grenze gegen die Ver. Staaten 1819 auf den 49° n. Br. bestimmt wurde. Es reicht also von da an etwa bis zur Barrowstraße 25 Grade oder 750 St. nach Norden; und von den westl. Grenzbergen Untercanada's an sind es über 1000 St. bis an den stillen Ocean. Das Klima ist sehr verschieden. Die südlichen Gegenden haben einen fruchtbaren Boden, der ganz mit Waldungen von den herrlichsten Eichen, Cedern, Ahorn, Kiefern und anderen Bäumen bedeckt ist; und die Gegenden westlich von der Hudsonsbai sind verhältnißmäßig viel milder als diese selbst. Weiter nördlich aber wird die Vegetation immer spärlicher. Die ausge-

breiteten Ebenen sind zuletzt nur noch mit etwas Moos bekleidet; und die Berge erscheinen ohne Grün im Sommer wie im Winter. Der Hauptreichthum der Länder besteht in Pelzwerk von Bibern, Füchsen, Wölfen, Bären, Luchsen, Mardern, Fischottern, Moschusthieren, Damhirschen, Seekälbern 2c. Durch die ganze ungeheure Strecke hin findet sich mit Ausnahme der Kolonie am Rothen Flusse keine Stadt und kein Dorf, keine Spur von Civilisation, außer den Stationen der Gesellschaft, Forts genannt, welche aus etlichen hölzernen Häusern und einer Besatzung von etwa 12 Mann bestehen, und in einer Entfernung von 20—100 St. zwischen den dichten Wäldern, großen Seen, breiten Flüssen und mächtigen Bergen des noch im völligen Naturzustand befindlichen Landes zerstreut sind. Das bedeutendste Fort ist York an der Westseite der Hudsonsbai. Die Verbindung mit entfernten Gegenden wird durch zahlreiche Seen und Flüsse erleichtert; und wenn kleine Strecken Land dazwischen sind, so trägt oder fährt man die kleinen Boote (Eingeborne bauen diese von Birkenrinde) nach dem nächsten Wasser. Aber in den nördlichen Gegenden kann man Flüsse und Seen nur wenige Monate lang befahren, weil sie meist zugefroren sind. Bei den Forts kaufen die aufgestellten Agenten von den Indianern, die weither kommen, die Felle auf, indem sie dieselben gegen allerlei europ. Waaren eintauschen. Von Canada aus, das seine Fahrwege zu Wasser und zu Land nach der Hudsonsbai hat, segeln regelmäßig Fahrzeuge nach den Niederlassungen, bringen Waaren dahin und beladen sich mit den erhandelten Fellen. — Die Länder selbst hat die Gesellschaft im Namen Englands in Besitz genommen, was aber nur so viel sagen will, daß keine andere Nation Niederlassungen errichten dürfe. Denn die Ureinwohner sind völlig unabhängig. Uebrigens ist Alles jetzt in große Provinzen abgetheilt.

Die Bewohner nennt man im Allgemeinen Indianer, weil sie mit denen im übrigen Amerika sichere Ver=

wandtschaft zeigen. Doch sind auch Eskimo's unter ihnen, die im tiefsten Norden allein herrschen. Sie sind, etwa 100,000 Seelen stark, in viele kleine Stämme getheilt und reden viele Sprachen, wiewohl namentlich die Tschippewähsprache (§ 284.) bis zum Mackenzie hinab verstanden wird. An den südlichen Grenzen erscheinen sie, weil meist aus ihrer eigentlichen Heimath verscheucht, in einem viel kläglicheren und zerlumpteren Zustande, als im Innern des Landes, wo sie mehr den Eindruck von Männlichkeit und Unabhängigkeit machen und auch dauerhafter und bequemer sich kleiden. Meist stehen sie unter sehr beschränkten Oberhäuptern, Kaziken genannt. Man kann sie in Nord- und Südindianer theilen. Zu den ersteren, welche in der Region der unfruchtbaren Strecken (Barren Grounds), vom Polarkreis bis zum 58° n. Br. oder bis zum Athabascasee, wohnen, gehören den Mackenzie herauf die Loucheux, die Hasen- und die Bogen-Indianer, von da östlich die Biber- und die Kupfer-Indianer, und weiterhin bis zur Hudsonsbai die Whales- oder Walfisch-Indianer. Unter den südlichen im östlicheren Theil sind Tschippewähs oder Odschibwäs (etwa 13,000), Nadowessier oder Sioux, ferner im Westen, in der Region der Prairien, wie die Ebenen vor den Rockybergen heißen, Knistino's oder Kri's (an 20,000), und südlicher an der Grenze Assiniboinen. Die Kri's sowie die Tschippewähs sind Zweige der Algonkinen, welche einst das ganze Gebiet der Seen inne hatten.

Von den südlichen Indianern gilt das § 283 Gesagte. Die nördlichen sind lange nicht so lebhaft, stark, gewandt und muthig; auch sind ihre Sitten viel milder und ihr Leben weniger befleckt. Sie sind minder rachsüchtig und blutdürstig; und ihre Spiele und Tänze erscheinen nicht so leidenschaftlich und wild, und jedenfalls viel züchtiger. Die Frau ist die Sklavin des Mannes. Auf Reisen muß sie neben den Hunden das Lastthier seyn, dem die schwersten Lasten aufgelegt werden; und auch sonst liegen fast alle erniedrigenden Arbeiten auf ihr. Auch herrscht Vielweiberei, jedoch mehr nur darum, weil der Mann der Dienste mehrerer Frauen bedarf um sein Leben durchzubringen. Indessen giebt sie Anlaß zu dem üblichen Weibertausch und

der Gemeinschaft der Weiber. Wenn sie sich verheirathen, so kämpfen vor großer Versammlung mehrere Liebhaber bis auf's Blut; der Sieger führt die Jungfrau fort, ohne nach ihrer Einwilligung zu fragen. Die Alten werden auf eine traurige Weise vernachlässigt; und selbst Väter und Mütter, wenn sie nicht mehr reisen oder arbeiten können, überläßt man ihrem Schicksale, d. h. den wilden Thieren. Ihre Religionsbegriffe sind ärmlich. Nirgends steht ein Tempel oder Altar. Nach einer Sage war die Erde einst ein weites Meer; und nur ein einziger Vogel war am Leben. Seine Augen waren Feuer, sein Gesicht Blitze, die Bewegung seiner Flügel der Donner. Einst flog er zum Meer nieder, berührte dasselbe und machte, daß die Erde in die Höhe sprang. Seitdem wurden Menschen geboren. Die Indianer gingen aus einem Hunde hervor; und jener Vogel, den sie beleidigten, verschwand auf immer. Andere Sagen weisen auf biblische Erzählungen hin, wie auf die Sündfluth. „Nach dem Tode," sagen sie, „wandern die Seelen in eine andere Welt. Sie kommen an dem Ufer eines großen Flusses an und schiffen sich auf einem steinernen Boote ein, das sie in einen großen See führt, in dessen Mitte eine reizende Insel liegt. Die Guten haben hier freudenvolle Tage zu erwarten; mit den Bösen aber versinkt plötzlich das Boot, sie bleiben unter dem Wasser hangen bis an das Kinn und haben fortan das traurige Schicksal, die Glücksinsel mit allen ihren Freuden stets vor Augen zu haben, ohne je an den Letzteren Antheil nehmen zu können." Voll düsteren Unmuths schleppen die armen Leute ihr Leben hin, und enden oft durch Selbstmord. Auch ihre Volksgesänge haben fast nur einen klagenden Charakter.

Die Europäer übrigens waren auch in Hudsonia für die Heiden zunächst die Anleiter zu noch tieferem Verderben geworden. Die Indianer in der Nähe der Forts sah man als Sclaven an; Trunkenheit und Laster, Elend und Krankheit rißen unter ihnen ein, und um jedes Fort bildete sich aus Bastarden ein verwahrlostes Mischvolk, das in der Regel mit dem Heidenthum der Mütter auch den Unglauben der Väter erbte, und gewöhnlich in die wilden Sitten der indianischen Verwandten hineingezogen wurde. Die Urbewohner nahmen ab, und die Zustände ließen einen großen Ruin für die Zukunft fürchten. Da war das Eintreten der Mission dringend nothwendig geworden.

---

b. Die Missionen Hudsonia's.

§ 286. Den traurigen Zustand in Hudsonia zu ändern, wurde 1811 von Lord Selkirk, einem Schotten, die Kolonie (Douglas) am Rothen Fluß, n.w. vom Obersee, angelegt, welche von Schottland und Canada aus bevölkert wurde und eine Musterkolonie werden sollte. Aber bald gab es harte Kämpfe zwischen der Hudsonsbai- und Nordwest-Compagnie (letztere, die lange besonders bestand, hat sich erst später mit den ersteren vereinigt), unter welchen die Kolonie arg verwüstet wurde; und der Gouverneur von Fort York, der darüber berichtete, beklagte hoch verwundert, daß in der Kolonie auch nicht die kleinste Kirche gewesen sei. „Ich schäme mich," setzte er hinzu, „es zu sagen, daß durch die ganze Weite und Breite des Hudsonia-Gebiets, (das doch schon 145 Jahre lang im Besitz der Engländer gewesen war), kein Gotteshaus zu finden ist." Nun that die Compagnie selbst ernstliche Schritte, um kirchliche Einrichtungen in Gang zu bringen. Sie wandte sich an die engl.-kirchl. Ges. und bat um einen Kaplan oder lieber um einen Missionar für jene Kolonie. Dieß wurde der Anlaß zu einer sehr gesegneten Mission in jenen entlegenen Ländern. Da der Erfolg bald bedeutend war, zeigte sich die Compagnie, die ohnehin darauf bedacht war, dem Wohl der Indianer nicht zu nahe zu treten, zu Allem willig, was die Mission unter diesen fördern konnte, und unterstützte nicht nur die kirchlichen, sondern von 1840 an auch die Method.-Missionare. Insbesondere hat sie den gefährlichen Handel mit Branntwein verboten, so daß jene Indianer mit diesem Gifte weit weniger bekannt sind, als die in andern Gegenden Amerika's. Auch sucht sie möglichst die Civilisation zu heben, um der Abnahme der Bevölkerung, die ihren Handel gefährdet, entgegenzutreten. Die Mission hat nicht nur bei den Agenten, sondern auch bei den ansäßigen Engländern überall eine günstige Aufnahme gefunden. Dazu stehen mit den Letzteren die Indianer in gutem Vernehmen; und nichts ist von

dem Haß zu sehen, der andere Indianer gegen die Europäer erfüllt hat. Haben daher auch die Missionare große Entbehrungen und Mühseligkeiten vor sich, indem sie nicht umhin können, durch die Eis- und Schneefelder hin lange und gefährliche Reisen zu machen, auf welchen es ihnen an allen gewohnten Bequemlichkeiten fehlen muß, so dürfen sie doch keine Feindseligkeiten fürchten; und sie haben die Freude, überall bald einige Frucht zu sehen, und ein allmählig steigendes Verlangen nach ihrer Wirksamkeit wahrzunehmen.

Die engl.-kirchl. Ges. sandte zunächst 1820 den Prediger West nach dem Rothen Flusse ab. Schon die Reise dahin ist eine nicht geringe Aufgabe. Sind es doch von den Mündungen des Lorenzstromes an wenigstens 600 St., die man theils auf ungebahnten Wegen, theils auf offenen Booten zu durchwandern hat. West durchzog zuerst Canada und betrat in der Jamesbai, dem südlichen Ausläufer der großen Hudsonsbai, ein Schiff, das ihn nach York-Fort (unter 52° n. Br.) brachte. Von da bestieg er ein indianisches Boot, und fuhr den Hayesfluß herauf, bis er nach Oxford Haus kam. Von da kam er nach Norwayhaus, im Norden des 100 St. langen Winipegsee, den er herabfuhr bis in den Rothen Fluß herein, und bis zur Kolonie, nach einer mehr als 6wöchigen und beschwerlichen Reise von York-Fort an. In letzterem hatte er einen wilden, halbnackten Indianerknaben mitbekommen, und von Norwayhaus einen zweiten. Beide hatte er, bis er ankam, gewonnen; und der eine (Budd) wurde später der erste eingeborne Missionar (S. 468). In der Kolonie traf er katholische Canadier an, ferner etwa 600 englische und schottische Kolonisten, eine große Anzahl Halbindianer, und auch andere Indianer. Zuerst nun ordnete er die kirchlichen Angelegenheiten, schaffte die wilden Ehen ab, taufte noch ungetaufte Christenkinder, legte Schulen für Erwachsene und Kinder an, baute allmählig 2 große Kirchen und hatte eines außerordentlichen Zulaufs sich zu

erfreuen, auch von Indianern, die von weit her ihre Kinder zuschickten. Ihm folgten 1823 die Miss. Jones, Cockran und Andere, welche noch bestimmter ihr Augenmerk auf die Indianer richteten, und eine Kostschule für deren Kinder anlegten. Anfangs haßten die Indianer der Gegend, wie überall, jede stete Beschäftigung, namentlich Ackerbau und Gewerbe; und ihre Sorglosigkeit und Trägheit ließ wenig Gutes hoffen. Auch wurden sie sehr unwillig, als man ihnen das Ansuchen stellte, ihre Kinder in die Missionsschule abzugeben; und sie fragten, ob man sie denn für Hunde halte, die um ihre Jungen sich nichts bekümmerten. Doch ließen sie's endlich zu. Als man aber die Kinder auch zu äußeren Geschäften anleitete, so hieß es: „Wir haben die Kinder zu dir gebracht, daß du sie beten lehrest, du aber machst Sklaven aus ihnen." Dazu waren die Kinder unbeschreiblich wild. Allmählig aber änderte sich das Alles; und Kinder wie Erwachsene lernten sich an christl. Zucht gewöhnen. Jährlich wird eine Anzahl getauft; überall kommen Ackerbau und Gewerbe empor. Die Mission bekam weithin einen Ruf; und aus fernen Gegenden schickten Häuptlinge ihre Kinder in die Missionsschulen. Dieß ermuthigte zur Ausdehnung der Arbeit; und die engl.-kirchl. Ges. hat jetzt 8 große Distrikte an allen Ecken des weiten Ländergebiets, und gewinnt, außerdem daß überall auch die äußere Kultur bedeutende Fortschritte macht, jährlich eine große Anzahl Indianer, die sich taufen lassen. Seit 1849 besteht nun auch ein eigenes Bisthum für Rupertsland; und der erste Bischof Anderson scheut keine Reisen und Gefahren zur Hebung der Mission. Die Methodisten, von der Compagnie ausdrücklich aufgefordert und unterstützt, arbeiten seit 1840 in verschiedenen Gegenden des Gebiets. Zu bemerken ist noch, daß auch die katholische Kirche von Untercanada aus sehr thätig ist, und die Mission überall mit ihren Priestern in meist unangenehme Berührungen kommt.

---

c. Uebersicht der Stationen.

§ 287. Wir geben noch eine Uebersicht der Missionsarbeiten in dem weiten Hudsoniagebiete.

1) Die südöstlichen Waldlande von den Grenzhöhen Canada's, welche bis gegen den Obersee herlaufen, bis zur Jamesbai (sie heißen Moose, Abbitibbe, Ruperts River) haben keine besonderen Missionen, obgleich hier weite Jagdbezirke der Indianer sind. Je und je machen die Missionare von der Jamesbai Besuche unter den Wilden. Nur an der Ostseite des Obersee's haben die Meth. und Baptisten die Stationen Pic, Mitschipikoten und Gardenfluß, auf welchen indianische Gemeinden sind.

2) Die Hudsonsbai. Diese beginnt mit dem 49° n. Br. und erstreckt sich 360 St. nach N., und ihre größte Breite ist 200 St. Nördlich vom 60. Grade beginnen weite öde Strecken ohne Waldwuchs. Südlich ist die James- oder Jakobsbai, 130 St. l. und 75 St. br. Zu beiden Seiten der Hudsonsbai sind viele Forts angelegt, in welchen meist jetzt Gotteshäuser stehen.

Missionsstationen sind a. der Methodisten: Fort Moose, an der s.w. Spitze der Jamesbai, seit 1840, von wo sie auch weite Reisen machen, nicht nur nach dem näheren Fort Albany, ferner Ruperts haus, St. Georg, East Main, sondern auch nach dem Großwalfischfluß an der Westseite der Bai, wo einmal das Boot fest einfror. — b. Der engl.-kirchl. Ges.: 1) im Jamesbai-Distr. seit 1851: Fort Moose und Fort Albany, 50 St. n. von jenem. Sehr erfreuliche Berichte kommen von da, sofern die Indianer viel Liebe zeigen und auch Verleugnungen sich gefallen lassen, um die Gottesdienste nicht zu verlieren. Miss. Horden hat 1861 Schriften in der Sprache der Saulteaux-Indianer, welche hier einheimisch sind, und in 2 Dialekten der Kri's in Druck gegeben. Der eingeb. Miss. Vincent, jetzt in Albany, dehnt seine Arbeiten weit in's Innere hinein aus. Er kommt bis zu den Martinsfällen, ja bis 120 St. nach Osnaburgh-Haus am St. Josephsee, 180 St. w. von Albany, immer unter dem Stamm der Saulteaux, deren Verlangen wächst. Doch haben noch 1851 namenchristl. Indianer ihre sieche Mutter getödtet, nachdem man schon gehofft hatte, daß diese alte Sitte ausgerottet sei. Die Eskimo's auf der entgegengesetzten Seite der Bai am Walfischfl. werden gleichfalls besucht

und durch Schulmeister aus Labrador unterrichtet. — 2) Der Fort York-Distrikt, dessen Hauptort 340 St. n.w. von Fort Moose in der Nelsonbai liegt, seit 1854; es kommen hieher zahlreiche Indianer-Gesellschaften zum Handel; auch hat sich hier eine kleine Gemeinde aus Europäern und Indianern gebildet. Filiale sind der Berensfluß im Süden, besonders Fort Churchill, 60 St. n. von York. An letzterem Orte sind heilsbegierige Tschippewäh's, und ganz in der Nähe auch Eskimo's, und mit Beiden verkehren die Missionare. Erstere sind durch die Katholiken, die in jener Gegend missioniren, abwendig gemacht; wenn man daher lange mit ihnen gesprochen hat, können sie sagen: „So lange du sprichst, thut uns das Wort gut; aber wir fürchten, es nicht lange zu behalten.“ Die Eskimo's scheinen schneller aufzufassen, wollen sich aber nicht recht hergeben. — Mason hat die heil. Schrift in der Kri-Sprache mit Hilfe seiner begabten Gattin noch vor ihrem Tode 1859 vollendet, und selbst an 2000 Kri's getauft.

3) Die südlichen Binnenländer. Diese liegen westlich von der Hudsonsbai und gehen bis an die Rocky-berge (Felsengebirge), welche im W. von S. nach N. ununterbrochen bis an's Eismeer fortlaufen. Hier, sobald man über den Winnipeg-See hinauskommt, hat das Land Steppenart, und nur die Flüsse sind von Wäldern berändert. Daselbst haben sich besonders die engl.-kirchl. Missionen ausgebreitet, welche gegenwärtig im Ganzen 14 europ. und 7 indian. Missionare zählen.

Miss.-Distrikte der engl.-kirchl. Ges.: a. der Rothfluß-Distr. Der Rothfluß entspringt etwa 90 St. w. von der Westspitze des Ontariosee's, und fließt noch 80 St. im Gebiet der Vereinig. Staaten nach N., und von dem Grenzorte Pembina an noch 50 St., tief einschneidend in den zähen Thonboden, bis er beim Fort Stone in den Winnipegsee sich ergießt. Für die Kolonie, ursprünglich Kildonan genannt, mit dem Fort Douglas, etwa 20 St. vor der Mündung, war Grund und Boden von der Hudsonsbaiges. angekauft worden. West hatte von 1820 an in 3 Jahren den geistlichen Zustand der Kolonie bedeutend gehoben; und 1823 wurde zu Image-Plains, 4 St. stromabwärts, eine zweite solide Kirche erbaut und fortan nicht minder eifrig von 4 St. her besucht. Auch Schulen, Sonntagsschule und eine Anstalt für indianische Knaben gediehen. Als 1823 Einer der Knaben starb, kamen seine Verwandten 160 St. weit her, um an seinem Grabe zu klagen und in wildem Schmerz sich selbst zu zerfleischen. Etliche St. abwärts wurde 1820 die indianische Niederlassung Grand

Rapids (Große Stromschnellen) angelegt, da es aber schwer hielt, die Indianer den Gebrauch der Ackergeräthe zu lehren, indem sie oft Hacken und Spaten, Beil und Sichel wegwarfen, aber doch in 2 Jahren die Ansiedler auf 300 Seelen sich beließen, besonders vom Stamme der Swampy-Kri's (Sumpfkri's), die auf Einladungen ihrer Verwandten hin, einmal auf 20 Kähnen zumal, herbeikamen; die sumpfigen Ebenen wurden cultivirt, die Klapper der Beschwörer verstummte, Alles wurde christlich eingerichtet, und bis 1836 waren 600 Getaufte da; Gottesdienst in 3 Sprachen; Arbeit an den Indianern von Fort Alexander. — Weitere 4 St. abwärts hatte ein Stamm sogenannte Indian Reserves (zugesicherte Besitzungen). Hier versuchte es Miss. Cockran 2 Jahre lang vergeblich mit dem Häuptling Pigwys, der meinte, wenn ihre Trommeln und Beschwörungen abkämen, so würde „der Herr des Lebens" zornig über sie werden und zu Jagd und Fischerei kein Glück geben. Aber der Hauptzauberer gab 1832 in einer großen Versammlung seine Zustimmung zur Mission, und so wurde Netley Creek angelegt, und statt dessen 1833 Sugar Point. Auch hier wurde Geduld und Ausdauer reichlich belohnt; denn schon waren 47 Familien mit 260 Seelen getauft, und darunter der Odschibwä-Häuptling Pigwys, der selbst über die Trinksucht Herr wurde, als der Eifrigste. Die Gemeinden alle (besonders St. Andrews, Hauptkirche der Kolonie, mit einer blühenden Schule, Sitz des Bischofs von Rupertsland in Fort Garry) hatten ihren gesegneten Fortgang bis heute, und zu ihnen sind noch weiter gekommen: La Prairie, durch den Eifer und Einfluß Cockrans, jetzt Archidiakonus, gebildet, mit 75 Familien, ferner Westbourne seit 1845; ferner Islington, s.ö. vom Rothfluß, zuerst 1822, worauf seit 1853 die Mission durch das freigebige Geschenk einer Dame erneut wurde; Fort Pelly unter einem eingeb. Prediger u. s. w. — In Assiniboia hat auch die Ausbr.-Ges. seit 1850 eine Mission, die erfreuliche Früchte bringt, wenn gleich die Wanderlust der Bevölkerung ihre Christianisirung erschwert. Die zunehmende Einwanderung der Amerikaner macht auch die Arbeit schwieriger; 1859 erschien das erste Dampfboot auf dem rothen Fluß zum großen Staunen der Indianer.

b. Der Manitoba-Distrikt; Mittelpunkt der Mission daselbst ist seit 1842 der Ort Fairford, am nördl. Ende des Manitoba-Sees, 55 St. n. von der Rothfluß-Kolonie. Die Missionen gingen hier langsamer vorwärts; doch kamen Kirche und Schule in Gang, und Manche wurden getauft, die aber öfters von reisenden Indianern durch Lockungen und Lügen zum Abfall versucht werden. Eine große Hilfe ist der Einfluß des guten alten Häuptlings. Kirchengl. 120. Um Fort Pelly, das seit 1852

eine eigene Station ist, u. s. w. wurden 1861 an 24 Kri's getauft bes. durch die Arbeit der eingeb. Gehilfen, und in Touchwoodhills haben sich 40 Christen um einen der letzteren, C. Pratt, niedergelassen. Dagegen sind die Saulteaux durchgehends widerspenstig.

c. Der Cumberland-Distrikt. Dieser reicht von den Mündungen des Saskatschewan in den oberen Winnipegsee etwa 100 St. nach W. An der Nordseite des Flusses kommt zuerst der Moose- (Elenthier-) See, und westlicher der Muddysee, der mit dem Biber See über ihm in Verbindung steht. Am Muddysee liegt Cumberlandhaus, 170 St. n. w. vom Rothfluß. Dahin wurde 1840 Henry Budd, vom Stamme der Kri's, einer der beiden Knaben, welche Miss. West schon auf der Herreise 1820 angefaßt hatte, als Katechet geschickt. Er sammelte schon nach 2 Monaten 24 Knaben, und wandte sich bald nach Pas, an den Ufern des Flusses, wo Groß und Klein von seinem Zeugnisse ergriffen wurde und Viele die Taufe begehrten. Miss. Smithurst taufte dann 1842 zumal 85 Heiden. Budd fuhr im Segen fort, obwohl von römischen Priestern, die auch zu wirken suchten, angefochten, bis 1844 Miss. Hunter kam, der auch sogleich 31 Erwachsene taufen konnte. Hunter, obwohl mit großem Mangel kämpfend, wirkte so mächtig, daß in weiten Kreisen, tief nach N. und W. ein Suchen und Forschen entstand. Bis 1853 wurden 600 Indianern getauft, die durch Liebe zu den Gottesdiensten, durch Hausandachten, die sie selbst auf Jagdzügen hielten, durch Eifer für die Bekehrung Anderer, durch Fortschritte in Allem, auch im Feldbau, sich bewährten. Auf Hunter, jetzt Archidiakonus in St. Andrews, folgte 1832 Miss. Watkins; und Filiale sind: Grand Rapids (Groß-Fälle), an den Mündungen des Saskatschewan, und Moose-See, wo immer noch minder empfängliche Heiden wohnen. — Eine gesegnete Station des Distrikts ist seit 1852 Nepowewin, 50 St. westlicher, an der Südseite des Flusses, gegenüber von Finlays Haus, in der Nähe der Prairien (Ebenen), wo bis zu den Rockybergen hin viele Tausende von Indianern zur Büffeljagd zusammenströmen. Als Miss. Hunt 1852 mit dem Häuptling Mahasuk unterhandeln wollte, war lauter Weigerung bei diesem. Aber Budd, der später ordinirt wurde, ließ sich dennoch als Missionar nieder, und wußte bald solchen Eingang zu gewinnen, daß 1844 Mahasuk selbst und sein Bruder Wulluk, und andere Indianer sich taufen ließen, als Erstlinge des Stamms. Oft wallen ganze Schaaren aus den Ebenen herbei, Kri's und Dickicht-Kri's, Stein-, Dickholz-Indianer und Saulteaux, und lärmen in heidnischer Art. Aber Budd geht auch ihnen nach; und manche Eindrücke werden in die fernsten Wildnisse mit fortgenommen, und tragen hintennach reiche Früchte. Im Ort selbst

ist es ein beständiges Gehen und Kommen. Budd hat bis 1860 im Ganzen 60 getauft, und eben so viele sind nahe daran.

d. Der Englisch Riverdistrikt. Dieser liegt n.w. von Cumberland, und in ihm befinden sich auch viele Seen, zum Theil durch den Englisch River (Fluß) verbunden. Vom See La Ronge, 70 St. n.w. von Cumberlandhaus, 230 St. von der Rothflußkolonie, kam 1842 ein Häuptling von Zeit zu Zeit nach Pas zu Budd; und was er hörte, theilte er seinem Stamme mit. Endlich wurde er dort getauft und Paul genannt. Ein förmlicher Heißhunger nach dem „Wort des großen Geistes" ergriff die Indianer bei La Ronge; und Miss. Hunter schickte 2 bekehrte Indianer, Beardy und Setten, dahin ab, bis er selber 1847 kam, unterwegs mit dem Häuptlinge nebst Frau am Rattenfluß zusammentreffend, welche nach Cumberlandhaus reisen wollten, um sich taufen zu lassen, und nun von ihm am Ufer des Flusses getauft wurden. In Fort La Ronge war bald kein Indianer mehr, der sich nicht zur Taufe gedrängt hätte; und seit 1852 ist es Station, jetzt Stanley genannt. Bis 1860 wurden 396 Indianer getauft. Auf der Station wohnen aber nur solche, die Wohnungen zu errichten und den Boden zu bauen angeleitet werden können; die Andern sind stets auf Jagdzügen, und kommen je und je, ihre Felle zu bringen und der Gottesdienste zu genießen. Römische Priester, mit barmherzigen Brüdern und Schwestern, widerstehen hartnäckig, verlästern die Protestanten, und fordern von den Getauften, sich umtaufen zu lassen. Auch der alte heidn. Aberglauben ist noch nicht vergessen. — Filial ist See und Fort La Crosse, 50 St. westlicher, wo Beardy wirkte, und die Indianer den „englischen" Lehrer den kathol. Priestern der Nachbarschaft vorziehen. Der Schall des Evangeliums drang bis nach Tschippewäh-Fort am Athabaska-See, 150 St. n.w. von La Ronge, von wo ein Häuptling die Bitte um Lehrer an Miss. Hunter gelangen ließ.

e. Im Qu'appelle-Thale, westlich vom Assiniboinefluß, ist eine neue Station für die aussterbenden Kri's der Ebene errichtet worden.

Auch Methodisten haben im südlichen Binnenland einige Stationen, und haben theilweise denselben Erfolg. Ihr ausgezeichneter Superintendent Evans erfand für die Kri-Sprache eine Sylbenschrift, welche auch Erwachsenen das Lesen überaus erleichtert. Diese Schrift wurde alsbald auch von den Katholiken für ihre Gebetbücher benützt. Er selbst hat nach strenger Prüfung 700 Heiden getauft.

Stationen der Method. sind: 1) Der Regensee 1840,

an der Grenze der Ver. Staaten, 75 St. ö. von Pembina am Rothfluß; — 2) Norwayhaus 1840, im N. des Winnipegsees, 75 St. ö. von Cumberlandhaus; vormals war hier Alles roh und wild, jetzt ist Alles umgewandelt; Glieder sind es 500, die Bevölkerung im Zunehmen; auch Fort Alexander und Roßville am Winnipegsee sind Stationen. — 3) Oxfordhaus, am Heiligensee, 70 St. n. ö. von Norway-Haus, seit 1857, hat bereits 116 Glieder; der Zuwachs von 1860 war 34; — 4) Edmonton-Haus liegt weit westlich in den Ebenen unter Kri's, deren Häuptling 1858 sich bekehrte, Assiniboinen, denen Rundle 1839—1847 sich bes. widmete, Sarci's, welche noch immer Pferde stehlen und sich unter einander bekriegen, den treulosen Schwarzfuß-Indianern und Sioux. Die Ebenen oder Prairies sind von 2 großen Armen des Saskatschewan, welche beide in den Rockybergen entspringen und weiter östlich den Einen Fluß bilden, durchflossen. Am nördlichen Arm liegt Edmonton-Haus, 160 St. w. von Cumberlandhaus. Die Missionare besuchen auch die Indianer der Ebenen in ihren Zeltlagern an den Rockybergen hin. Auch hier sind die kathol. Priester ihre entschiedensten Feinde. Im Febr. 1859 kam Miss. Steinhauer bis nach dem Rockyberg-Haus, 155 St. n. von Edmonton, und taufte im Ganzen 83 Erwachsene, Miss. Woolsey 1860 sogar 152 Erwachsene. Selbst von jenseits des Hirschflusses, wie ein Arm des südlichen Saskatschewan heißt, kommen Indianer zur Station. Tief in den Felsgebirgen hat ein jagender Engländer (Graf Southesk) 1859 Indianer gefunden, die zu regelmäßigem Gottesdienst sich vereinigten, und sich von ihm weitere Bibelsprüche aufschreiben ließen. Sie waren auf Besuchen bei Miss. Rundle vor mehr als 12 Jahren erweckt worden. — Auch am Weißfischsee, 85 St. ö. vom Rockyberg-Haus steht ein Missionar.

4) Das nördliche Binnenland. Die engl.-kirchl. Mission hat sich 1858 auch bis an die Ufer des Mackenzieflusses herab gewagt, und namentlich im Fort Simpson festgesetzt.

Der Mackenzie entspringt schon unter 54° n. Br. in den Rockybergen, trägt zuerst den Namen Friedensfluß, fließt sodann durch den Athabasca verstärkt, als Sklavenfluß in den Großsklavensee, den er als Mackenziefl. verläßt, bekommt beim Fort Simpson unter 62° n. Br. durch den Liardfl., der die nächsten Rockyberge durchbrochen hat, einen Zufluß und bildet zuletzt gegen das Eismeer hin ein vielarmiges Delta. — Miss. Hunter machte 1858 eine beschwerdenvolle Untersuchungsreise bis zum Fort Simpson. Mit der

Brigade, unter deren Schutz er reiste, zog auch ein kath. Bischof mit 4 Priestern und Nonnen, der gleiche Missionszwecke hatte, und erklärte, Alles zu versuchen, um Hunter zurückzudrängen. Indessen waren die Beamten der Compagnie Alle Protestanten; und die Wenigen, die es nicht waren, ließen durch Hunter in seine Kirche sich aufnehmen. Dabei wünschten sie sehr die Mission im ganzen Distrikte, der von Indianern und Eskimo's, jedoch sehr schwach, bevölkert ist, und versprachen Unterstützung. Hunter verweilte auch einige Zeit in Fort Liard, etwa 70 St. den Liardfl. herauf, unter Sickanisen und Sklavenstämmen, und erreichte wenigstens so viel, daß nachher der Häuptling daselbst, als römische Priester eine ganze Ladung von Crucifixen und Rosenkränzen herbrachten, erklärte, er brauche diese Dinge nicht, da er zuerst erwarten wolle, was der andere ihm versprochene Lehrer zu sagen habe. Im Fort Simpson, wo Hunter einen Winter verbrachte, nahm er sich ernstlich der Mission an, indem er durch einen Dolmetscher in der Tschippewähsprache mit den Indianern verkehren konnte, die auch von fern her zum Fort kamen. Diese machten sich friedlich herzu, faßten das Evangelium leicht und freudig auf, und versprachen in Kurzem eine große Aernte, wie denn selbst jetzt schon manche Sklaven und Nahannis getauft wurden, welche nun desto entschiedener ihren ferneren Stammesgenossen Mittheilungen machen konnten. Nach Hunters Rückkehr kam Miss. Kirkby, der bereits viel vorgearbeitet fand, häufige Ausflüge an den Rockybergen hin macht, besonders bei den Nahanni-Indianern, die sich zahlreich um ihn schaaren und gerne hören, darunter z. B. ein alter Mann, der seine Frau und 3 Kinder getödtet und aufgefressen hatte. Bereits hat er auch das erste Eskimo-Mädchen, und den ersten Loucheux-Knaben vom unteren Peel her getauft. Nun ist er nach Fort Gute Hoffnung am Polarkreis und innerhalb desselben an den Youcon vorgedrungen und hat gute Aufnahme gefunden, daher ihm Verstärkung nachgeschickt wird. Katholische Missionare (Oblaten) sind zahlreich in der unwirthlichen Gegend, sie reisen oft mit den evangel. in demselben Boot, und schlafen um dasselbe Feuer; auf der einen Seite desselben wird das Evang. gepredigt, auf der andern das Lob Maria's gesungen.

5) Der Nordwestdistrikt. Darunter wird alles Küstenland verstanden, welches von den Rockybergen westlich bis zum stillen Meer liegt. An der Küste selbst reicht es bis zum Eliasberg, welcher 16,000′ h. ist, und südlich bis zur Juan de Fuka-Straße unterhalb der Vancouver-Insel, und auf dem Festlande bis zum 49° n. Br. Die durchschnittliche Breite beträgt etwa

100 St., und die Küstenlänge 450 St. Im Norden aber erstreckt sich das Land noch an der Grenze des russischen Gebiets hin (140° w. L. von Greenwich) 300 St. bis an's Eismeer in die Mündungsbai des Mackenzie. Die nördliche Hälfte der Küste übrigens bis zur Dixons Einfahrt mit den davor liegenden Inseln (s. § 96) gehört den Russen, jedoch nach einem Vertrag von 1825 so, daß ihr Gebiet auf dem Festland der Küste entlang nicht über 10 Seemeilen sich erstrecken darf. Die südliche Hälfte gehört den Engländern und wird jetzt Britisch Columbia genannt, während das nördliche britische Gebiet hinter der russischen Küste jetzt Neu-Kaledonien heißt. An der englischen Küste sind die Inseln: Vancouver, der Königliche Archipel und die Königin Charlotten-Insel. Am Südende der Vancouver-Insel liegt die neu angelegte Kolonie Victoria, Sitz des Bischofs und des Gouverneurs. Auf dem Festlande ist der Fluß Fraser, der bei Neuwestminster in den Golf von Georgia ausmündet, der bedeutendste. An ihm wurden seit 1858 reiche Goldlager entdeckt, später auch Silbererze; und seitdem zieht dahin der Strom der Kolonisten, ja auch der Chinesen (in 1860 allein landeten 6000 Chinesen), wie nach dem südlicheren Kalifornien. Schon bildet sich über dieses Land eine Handelsstraße vom atlantischen Meer bis nach China und Japan hinüber. Es nehmen daher die Städte und Forts rasch zu; und den größten Nachtheil davon haben die Indianer, die hier einheimisch sind, noch ganz in ihre heidnische Finsterniß vergraben. Diese Indianer zählen im Ganzen etwa 10,000, und bestehen aus 4 Stämmen mit 4 verschiedenen Sprachen. Der erste Stamm, die Kowitschen, ist bei Victoria und am Fraserfl., der zweite, die Owalloks, im nördlichen Theil der Vancouver-Insel um das Fort Rupert herum, der dritte, die klugen Tsimschier mit ordentlichen Wohnungen, bei Fort und Fluß Simpson (verschieden von dem am Mackenzie) und auf dem Kö-

niglichen Archipel, der vierte endlich auf der Königin Charlotten-Insel. Die armen Indianer, die übrigens ihre Sklaven grausam behandeln, werden durch die neuen Kolonisten ungemein verschlechtert und bedrängt; und schon denkt man an ihre gänzliche Vertreibung. Letztere schien für die Umgegend von Victoria bereits beschlossen gewesen zu seyn, wurde aber durch die Dazwischenkunft der Missionare noch abgewendet, deren Civilisationsplane für die Indianer dem Gouverneur gefielen. Es bestehen nämlich neuestens in Britisch Kolumbia Missionen der engl.-kirchl. Ges., der Ausbr.-Ges. und der Methodisten.

a. Die engl.-kirchl. Ges. wurde durch den Kapt. Prevost, der für einen Missionar freie Ueberfahrt versprach, veranlaßt, vorerst den Schullehrer Duncan abzusenden, der 1856 in Fort Simpson, dem Grenzort von Britisch Kolumbia auf dem Festlande, sich niederließ. Duncan war ungemein treu im Besorgen der Schulen, die zuletzt 300 Schüler zählten, besuchte fleißig die Indianer in ihren Hütten, erlernte die Sprache der Tsimschier, und hatte schon nach Jahresfrist die Freude, daß 3 Häuptlinge von selbst erklärten, daß sie ihre heidnischen Gebräuche, besonders Zaubereien, aufgegeben hätten. Lange blieb er allein; erst 1860 wurde Miss. Tugwell ihm an die Seite gegeben. Feindseligkeiten und blutige Auftritte zwischen Kolonisten und Indianern nöthigten die Regierung, auch in andern Theilen der Provinz etwas für die Indianer zu thun. Sie benützte Duncans Sprachkenntniß zu friedlichen Unterhandlungen mit den Indianern; und dort kommt nun auch die Mission in Gang. Duncans Arbeit in Simpson wurde von Tugwell sehr gerühmt, der erstaunt war, zu sehen, wie Kinder und Erwachsene reinlich und ordentlich gekleidet zur Kirche kamen, aufmerksam zuhörten, und lieblich die Lieder absangen, welche Duncan in ihrer Sprache gemacht hatte, wie überhaupt die Indianer so zugänglich, eifrig und dankbar geworden waren. Duncan taufte ihrer 23 in 1861. Eine zweite Station ist jetzt auch in Metlahkah, 6 St. vom Fort Simpson errichtet; und man hofft, die Mission bald auf alle 4 Stämme ausdehnen zu können.

b. Die Ausbr.-Gesellschaft unternahm zuerst 1859 eine Mission in der Hauptstadt von Vancouvers-Insel, Victoria, dem rasch aufblühenden Freihaven, wo 3000 Indianer der verschiedenen Stämme in den elendesten Umständen sich zusammengedrängt hatten, und die Regierung zu ihrer Niederhaltung die Hilfe der Mission nöthig fand. Ein Bischof wurde 1860 ernannt, eine Schule für die Indianer eröffnet, zu welcher

Hunderte herbeiströmten. Ein chines. Kaufm. gab 180 fl. zum Kirchenbau. Methodisten, Katholiken u. s. w. arbeiten bereits unter der vielgemischten Bevölkerung. Ein anderer Missionar reiste am Fraserfl. hinauf, wo Neuwestminster die Hauptstadt der Kolonie werden soll, und ließ sich 1860 in Douglas nieder. Der Haven Nanaimo, 40 St. n. von Victoria, an der Ostseite, hat Kohlengruben, eine Meth.-Station und Schulen, Miss. der Ausbr. u. s. w.

c. Die Methodisten haben seit 1858 auf dem Festland die Stationen: Neuwestminster an der Mündung des Fraser, Fort Hope, 30 St. ö. von der Mündung (wo auch Ausbr.-Ges.), Fort Yale, 6 St. weiter nördlich, nahe an den reichsten Minen, Fort Thomson, 50 St. n. von Hope.

---

5. Die Vereinigten Staaten.

a. Einleitung.

§ 288. Südlich von Canada und Hudsonia erstreckt sich das weite Gebiet der Vereinigten Staaten Nordamerika's, dessen Größe jetzt 130,000 □M. beträgt. Nach der Entdeckung Amerika's waren es vornehmlich Engländer, die allmählig den östlichen Theil dieser Länder einnahmen; und vom Jahr 1607—1732 bildeten sich 13 englische Provinzen, jetzt die alten Provinzen genannt. In der Folge zerfielen sie mit dem Mutterlande England; und nach einem ernsthaften Kampfe gewannen sie durch den Frieden von Paris 1783 Freiheit, Unabhängigkeit und Souverainetät. Die 13 Staaten vereinigten sich sodann zu einer Unionsregierung, die über alle gemeinsamen Angelegenheiten berathen und entscheiden sollte, während jedem Staate seine besondere Regierung blieb. In der Stadt Washington wird der Generalcongreß gehalten, an dessen Spitze ein Präsident steht und wohin die Staaten ihre Abgeordneten senden. Unterdessen haben sie ihre Besitzungen bis zum stillen Ocean und südlich vom 49° n. B. an bis zum Meerbusen von Mexico erweitert. Von O. nach W. sind es über 1000 St., und von N. nach S. bis zur Mündung des Rio del Norte (s. § 276) 680 St. Die Zahl der Staaten hat sich bis 1861 auf 34 vermehrt.

Sie liegen, außer Kansas und Texas im Süden, ferner Californien und Oregon am stillen Ocean, fast ganz in der größeren östlichen Hälfte des weiten Gebiets, während im W. noch über 40,000 □M. sogenannte Territorien (Gebiete oder Distrikte), deren es seit 1861 noch 7 sind, zur Entstehung neuer Bundesländer anzubauen bleiben.

Die Territorien, deren Zahl, Namen und Umfang sich stets nach den Bedürfnissen der Einwohnerschaft ändert, sind Provinzen, die noch keine besondere Verfassung haben, darum als gemeinschaftliches Eigenthum aller Bundesstaaten behandelt und vom Präsidenten und Generalcongreß regiert werden. Sind innerhalb eines Territoriums die Ansiedlungen bis zu 60,000 Seelen stark bevölkert, so bildet der Wohnsitz derselben einen neuen Staat mit eigener Verfassung. Vorerst sind die Territorien noch meist im Besitze der Indianer.

Die Bevölkerung der Ver. Staaten nimmt hauptsächlich durch Einwanderungen außerordentlich schnell zu. Im Jahr 1783 zählte man nur 2½ Mill. (die Indianer nicht gerechnet); und diese Bevölkerung hat sich je nach 23 Jahren verdoppelt, so daß 1829 schon 10 Millionen gezählt wurden. Nach der Zählung von 1861 beträgt die freie Bevölkerung über 27½ Mill., 8 Mill. mehr als im Jahr 1850, und die der Sklaven 4 Mill., also die Gesammtbevölkerung über 31½ Mill. Die ursprünglichen Indianer, kaum noch 500,000, sind fast ganz in die westlichen Districkte zurückgedrängt; und in den Freistaaten sind die Einwohner fast lauter Europäer oder deren Abkömmlinge, besonders Engländer, Franzosen, Deutsche und Holländer. Diese sind meist protestantische Christen, wiewohl sich die Zahl der Katholiken sehr vermehrt und nun etliche Millionen beträgt. Eine Landeskirche ist aber nicht vorhanden; vielmehr herrscht vollkommene Religionsfreihet. Es findet sich daher eine große Mannichfaltigkeit von Kirchenverfassungen und Sekten, die sich überall auf's Freieste organisiren können. Die wichtigsten und ausgebreitetsten sind die Congregationalisten, welche die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten den einzelnen Gemeinden überlassen, die

Presbyterianer, welche eine Regierung durch Aeltestenversammlungen organisirt haben, die Episkopalen, welche die Leitung eines Sprengels durch Bischöfe für die apostolische Kirchenverfassung halten, dann bes. die überaus zahlreichen und strebsamen Methodisten und die Baptisten. Indessen leben unzählige Ansiedler fast ohne alle Religion hin, indem sie von jeder kirchlichen Pflege entblößt sind. Da sie zum Theil sehr entlegen und abgesondert wohnen, bleiben sie oft Jahre lang, bisweilen lebenslang ungetauft, und zeigen sich mitunter so unwissend als die rohsten Heiden.

Ueberblickt man das große Feld der Ver. Staaten, so ist leicht zu erkennen, wie viel es für die Sache des Reiches Gottes zu thun giebt unter den Indianern, Negern und Christen. Erfreulich aber ist es, zu bemerken, daß die verschiedenen Kirchengemeinschaften selbst nach allen Seiten, wo ein Bedürfniß sich kund gibt, große Regsamkeit und aufopferungsvolle Thätigkeit entwickeln. Das ganze Missionsgeschäft innerhalb der Ver. Staaten wird fast allein von ihnen selbst betrieben; und wenn wir bisher Spuren des amerik. Missionseifers in allen Theilen der Welt gefunden haben, so hat derselbe keineswegs die Heimath vergessen. Vielmehr erscheint er hier als in seinem Feuerheerde überaus thätig und vielfach gesegnet; seine Wirksamkeit ist aber einigermaßen zersplittert, sofern jede Kirchengemeinschaft ihre besondere Missionsthätigkeit hat, und es auch außer ihnen noch unzählige Vereine, die mit Vorliebe einzelne Zweige in's Auge fassen, giebt. Die oft erwähnte Bostoner Gesellschaft besteht meist aus Congregationalisten. Auch die Brüdergemeine hat seit 1741 Zweiggemeinen in Nordamerika, und ihre Brennpunkte vornehmlich in Bethlehem, Nazareth und Lititz in Pennsylvanien, so wie in Hope in Neu-Jersey und Wachau in Nordcarolina. Alle Vereine haben ihre eigenen Jahresversammlungen, Rechnungen, Zeitschriften, und sind bemüht, ihre Arbeit möglichst auszudehnen. Von den besonderen Missionen

freilich, welche zur Bildung und Förderung der Gemeinden unter Christen bestehen, auch wenn sie mitunter bereits christliche Indianer und Neger umfassen, können wir hier nicht reden.

---

b. Die Indianer in den Ver. Staaten.

§ 289. Unsere Aufmerksamkeit ziehen hauptsächlich die Indianer an, welche ursprünglich das Land besaßen, aber ein höchst trauriges Schicksal hatten. Eine Charakteristik von ihnen haben wir oben (§ 283) gegeben. Als Wilde wurden sie von Anfang an überall von den Europäern mit Verachtung behandelt und gewaltsam zurückgedrängt. Wollten sie gegen die Gewaltthätigkeiten sich auflehnen, so griff man sie ernsthafter an; und in Jagden und Kriegen wurden ihrer Tausende hingemordet. Sie hatten keine Ordnung unter sich und kein geregeltes Gemeinwesen, so daß sie nirgends mit Nachdruck den Unterdrückern entgegenstehen konnten; und auch unter sich führten sie unaufhörliche Rachekriege. Sodann brachen Seuchen und Krankheiten unter ihnen aus; oft plagte sie die drückendste Hungersnoth, da das Wild des Waldes, ihre einzige Speise, immer mehr abnahm; der Branntwein endlich vollendete ihr Elend. Wurden sie so einerseits in ganzen Schaaren weggerafft, so wußte man andererseits die Lebenden mit List und Gewalt aus den angebauten Gegenden zu vertreiben. Wo sie nämlich noch Ländereien als Eigenthum ansprachen, unterhandelte der Generalcongreß durch eigennützige und heimtückische Landmäckler mit ihnen, welche ihnen so unverschämt zusetzten, daß sie, nur um der Plackereien los zu werden, um Kleinigkeiten ihre Besitzthümer hergaben, um in westlicher gelegenen Gegenden wieder eine precäre Existenz zu gründen. So kam es, daß von vielen Millionen Indianern, die früher das Land erfüllten, im Ganzen kaum noch 500,000 vorhanden sind, innerhalb der Staaten bis zum Jahre 1830 120,000. Viele Stämme sind

ganz ausgerottet; und die Reste der Uebrigen können meist nicht mehr nach Tausenden gezählt werden.

Mit dem J. 1825 aber trat eine neue verderbliche Epoche für die Indianer innerhalb der Staaten ein. Bis dahin hatten manche Stämme, wie die Tschirokesen in Georgien, und Andere jenseits des Michigansees, durch den Verkehr mit den Weißen bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht. Sie hatten sich angesiedelt, sich an den Ackerbau gewöhnt, grausame heidnische Sitten abgelegt, Schulen und Missionen unter sich errichten lassen, — kurz, sie arbeiteten sich zu einem Flor empor, dem Menschenfreunde nur mit Vergnügen zusehen konnten. Aber während Alles im besten Gange war, trat plötzlich der Generalcongreß, im Gegensatz zu früher gemachten feierlichen Verträgen, mit dem Plane hervor, sämmtliche noch übrige Indianer, die in den Staaten wohnten, ganz zu vertreiben und in die tiefen Wälder hinter den Missisippi zu verweisen. Umsonst versammelten sich Abgeordnete von allen Stämmen in Washington; umsonst suchten kräftige und gewandte Redner aus ihrer Mitte mit den flehentlichsten Bitten den harten Schlag abzuwenden; umsonst liefen von allen Seiten die beweglichsten Bittschriften für die Indianer ein; umsonst feierten diese, so weit sie Christen waren, einen allgemeinen Buß- und Fasttag, — der Beschluß ging 1830 mit geringer Stimmenmehrheit durch. Demzufolge wurden die Indianer eines Länderbesitzes von wenigstens 215 Millionen Morgen für verlustig erklärt, wofür ihnen nur eine geringe Geldentschädigung (kaum ein halber Kreuzer für den Morgen) zu Theil wurde. Der Beschluß wurde auch sogleich so streng ausgeführt, daß bis zum Jahr 1838 von 100,000 Indianern, die auszuwandern genöthigt wurden, bereits 81,000 jenseits des Mississippi übergesiedelt waren. Sie bekommen meist noch jährliche Zahlungen vom Staate, deren Betrag aber in der Regel schon nach wenigen Tagen durch lüsterne Händler aufgezehrt wird, und die ohnehin nur auf eine gewisse Zeit,

häufig auf 50 Jahre, zugesichert wurden. Zurückgeblieben sind 21,774.

Von den beiläufig 260 Stämmen, in welche die Indianer im Gebiet der Ver. Staaten sich einst theilten, finden sich in den eigentlichen Bundesstaaten jetzt nur noch geringe Spuren. So sind in Michigan und Ohio noch einige Ueberreste heidnischer Indianer, in Neuyork etwa noch 5000, welche sich 1820 ihren Länderbesitz gesichert hatten, jetzt aber bisweilen freiwillig auswandern, in Florida Viele vom Stamme der Seminolen, welche sich noch nicht haben zur Auswanderung zwingen lassen, in Jowa, zwischen dem Missisippi und Missuri, die Sioux, in Wisconsin hinter dem Michigan-See etwa 10,000 heidnische Menomenies, Tschippewäh's und Winnebagos zurückgeblieben, auch ein Häuflein christlicher Stockbridge, welche sogar durch eine besondere Congreßacte 1843 als Bürger der Ver. Staaten anerkannt sind. Sonst sind Indianer nur noch jenseits der Staaten in den Territorien zu finden, wo sie meist noch in alter Wildheit jagend umherschweifen, und nur in dem Distrikt, welcher den zuletzt Vertriebenen, die bereits einige Kultur besaßen, hinter dem Staat Missuri, zwischen dem Platte-fluß und dem südl. Rothfluß, angewiesen wurde, allmählig, besonders durch die Mission, zu einem geordneten Leben und Zustand sich emporhoben.

---

c. Die Neger in den Ver. Staaten.

§ 290. Uebrigens sind auch in den Ver. Staaten statt der Indianer viele Neger eingetreten, welche lange von den Ansiedlern, wie in Westindien, aus Afrika geholt wurden. Im Jahre 1619 landeten 2 Schiffe an den Küsten der neuen Welt. Das eine brachte die ersten Pilgerväter, um ihres Glaubens willen verfolgte Puritaner, nach Boston, das andere führte Pflanzern in Virginien die erste Ladung Neger zu. Schnell breiteten sich von da an die freien Glaubensmänner und die schwarzen Sklaven über die 13 Kolonien aus, jene mehr im Norden, diese mehr im Süden. In jenen lag die Kraft des neuen Staats, in diesen der Keim seines jetzigen Unglücks. Als die Freistaaten sich constituirten, vereinigten sie sich wohl 1787 zu dem Beschluß, den Sklavenhandel abzuschaffen, dem 1808 der weitere Beschluß folgte, die Einfuhr von Negersklaven zu verbieten. Aber die Abschaffung

der Sklaverei selbst mußte der Entscheidung der einzelnen Staaten überlassen werden. So kam es, daß nur die nördlichen Staaten die Sklaverei aufhoben, die südlichen aber dieselbe beibehielten, bes. seit Calhoun um 1832 die demokratische Partei bildete, welche dem Süden die Herrschaft verschaffen sollte. Die Sklavenstaaten zerfallen in 2 Klassen, in solche, welche Sklaven zum Verkauf ziehen, die sogenannten mittleren Staaten, dazu Maryland, Virginien, Nordkarolina, Kentucky, Tennessee, nun auch Missouri, gehören, und solche, welche Sklaven zur Arbeit in Pflanzungen benützen, wie Südkarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Arkansas, Louisiana, jetzt auch Texas. Die übrigen Staaten haben die Sklaverei ganz aufgehoben, oder bei ihrer Bildung die Einführung verboten.

Indessen haben die Sklaven außerordentlich zugenommen; und wenn es 1790 im Ganzen nur 697,696 Sklaven gab, so zählte man 1830 schon über 2, jetzt 4 Millionen. Dazu wußten die Sklavenstaaten eine immer festere Stellung zu gewinnen. Mit Hilfe der Demokraten im Norden, die es immer mit ihnen hielten, gelang es ihnen, viele Präsidenten aus ihrer Mitte zu erheben, die in der Sklavenfrage mindestens lau waren. So wurde der Sklavenhandel zwischen den mittleren und südlichen Staaten immer bedeutender, besonders nach Mississippi und Louisiana; und selbst viele freie Schwarze wurden geraubt, was um so leichter geschehen konnte, weil nach den alten Gesetzen von 1740 jeder Neger die Vermuthung gegen sich hatte, daß er Sklave sei, wenn nicht das Gegentheil dargethan wurde. Im Jahre 1820 ferner gelang es den Anstrengungen der Sklavenhalter, daß ein Congreßbeschluß in dem neuen Staat Missouri die Sklaverei gesetzlich machte, wobei jedoch die Bestimmung, daß vom 36° n. Br. an kein Sklavenstaat mehr bestehen dürfe, getroffen, aber auch das Sklavenjagdgesetz aufgestellt wurde, wornach die freien Staaten die Verpflichtung

auf sich nahmen, flüchtige Sklaven an ihre Herren auszuliefern. Stets erneuerten sich die Parteikämpfe, welche immer mehr den Norden vom Süden trennten. So setzte es der Süden durch, daß 1845 Texas und 1848 die neu einverleibten Mexicostaaten nach dem Ermessen ihrer Gesetzgeber die Sklaverei einführen konnten und die Sklavenhalter in Masse in diese Staaten zogen, um durch die Majorität ihrer Stimmen das Uebergewicht zu erhalten. Die Sklavenstaaten gingen immer weiter. Als 1851 das Territorium Nebraska im N. seine Aufnahme als freier Staat in die Union beantragte, wodurch Jener Uebergewicht bedroht war, setzten sie Alles daran, um den Vorschlag durchzusetzen, nach welchem allen und jeden Territorien und Staaten unter allen Breitegraden es anheimgegeben werde, nach ihrem Belieben Sklaverei einzuführen oder auszuschließen. Sklavenschiffe wurden wieder wie vor Alters trotz aller Gesetze in den Häven zugelassen; ja der größte Theologe von Südkarolina, ein Dr. Thornwell, erklärte den Sklavenhandel für die wirksamste aller Missionsgesellschaften. Umgekehrt boten die Gegner der Sklaverei, die sogenannten Abolitionisten, Allem auf, der Sklaverei Dämme zu setzen; sie bildeten Vereine, welche den verarmten Sklavenhaltern Virginiens Ländereien abkauften, um sie mit freien Arbeitern zu bevölkern. Wiederum entschädigten sich die Sklavenhalter damit, daß sie dem Territorium Kansas, jenseits des Missisippi, durch einen Gewaltstreich die Sklaverei aufdrängten. Als endlich gar Einer ihrer Gegner in Virginien, Namens Brown, die Sklaven zur Empörung aufreizte, büßte dieser nicht nur sein Leben mit dem Galgen, sondern die Sklavenstaaten sannen jetzt auf die kühnsten Schritte.

Den Nordstaaten wurde diese Abhängigkeit vom Süden immer unerträglicher; und es bildete sich eine starke Republikanische Partei, an die sich fast ausschließlich die Deutschen anschlossen. So bekamen die Gegner der Sklaverei bei der Präsidentenwahl das Uebergewicht, und Lincoln, ihr Mann, wurde 1860 Präsident. Jetzt blieb

dem Süden keine andere Wahl, als vom Norden Befehle anzunehmen, oder sich loszureißen vom Verband mit der Union. Sie wählten das Letztere; und so ist der gewaltige Krieg zwischen den Föderirten des Nordens und den Conföderirten des Südens entstanden, dessen Dauer für ganz Europa immer bedenklicher wird, weil die Ausfuhr der Baumwolle aus den Sklavenstaaten, welche den Fabriken Europa's unentbehrlich ist, gehemmt bleibt, und dessen Ausgang nicht vorausgesehen werden kann. Immerhin ist damit die Herrschaft der Sklavenhalter in bisheriger Weise vernichtet, und ist die Abschaffung der Sklaverei in den mittleren Staaten, voraus im Bundesbezirk Columbia, bereits eingeleitet, der Sklavenhandel von einem Staat in den Andern verboten, und jedem Staat, der seine Sklaven freigeben will, die Hilfe der Union angeboten, während den Widerspenstigen ihr Eigenthum vom Gesetz aberkannt wird.

Die Mission hat schon in der Zeit, da alle Neger in den engl. Kolonien Nordamerika's noch Sklaven waren, sich dieser in ähnlicher Weise angenommen, wie in Westindien. Die engl. Ausbr.-Ges., die Brüdergemeine, die Methodisten, die Baptisten hatten ihre Wirkungskreise unter ihnen, errichteten Schulen, hielten Gottesdienste und tauften Viele, von Sklavenhaltern oft begünstigt, oft auch gehaßt. Auch im Süden, wie in Georgien und Süd-Karolina, geschah Vieles. Hier aber hörte nach der Befreiung der Staaten die Mission immer mehr auf. Zwar wurde noch 1822 zu Wachau in Nord-Karolina von der Brüdergemeine unter Sklaven und Farbigen gearbeitet; aber die Erfolge waren weder glänzend noch dauerhaft. Die Brüder, von einem Herrn Alberti nach Florida 1847 eingeladen, eröffneten dort eine Mission, die aber 1854 aufhörte, weil die Sklaverei zu große Schwierigkeiten in den Weg legte. Denn die Sklavenstaaten verbieten jedem Weißen, einen Sklaven im Lesen und Schreiben zu unterrichten; sie machen jede christliche Ehe unmöglich 2c. So bleiben bis

heute die 4 Millionen Sklaven des Südens fern vom Vollgenuß des Evangeliums, so jedoch, daß sie sich an Kirchen, wie die baptistische, methodistische, katholische anschließen können. — In den nördlichen Staaten dauerten stets die Bemühungen um die Neger, auch als diese frei geworden waren, fort; und überall, wo Missionare wirken, sei's unter Christen oder Indianern, wird nebenbei auch auf die Neger und die zahlreichen Farbigen Rücksicht genommen. Am Meisten geschah durch die Methodisten, welche nur 1825 binnen kurzer Zeit über 40,000 in ihre Gemeinschaft aufnehmen konnten. Jetzt mag es kaum noch Neger in jenen Staaten geben, die nicht dem Namen nach Christen sind. Zu bedauern aber ist, daß auch da die Weißen auf jede Weise die Neger fühlen lassen, daß sie sie für ein geringeres Geschlecht halten. Deswegen findet eine strenge Absonderung zwischen Beiden, auch in der Kirche, Statt, und sind die äußerst verachteten Neger noch vielfach verwahrlost und am Aufstreben gehindert. In den Schulen von Neuyork und Pennsylvanien z. B. dürfen schwarze Kinder neben den weißen lernen, und thun es ihnen bes. in jüngeren Jahren oft zuvor. Aber im Jünglingsalter lassen sie gewöhnlich nach, da ihnen fast alle Aussichten auf ehrenvolle Beschäftigung abgeschnitten sind. So ist es in den Freistaaten Nordamerika's selbst da, wo man für die Befreiung der Sklaven eifert; und es bleibt auch auf ihnen eine große Verantwortung liegen, so lange sie nicht neben der äußeren auch die innere Emancipation den Negern gönnen.

Nach der Befreiung der Sklaven in den nördlichen Staaten schweiften an 200,000 Freineger in erbärmlicher Verkommenheit und Verwahrlosung umher, weil man ihnen in der Gesellschaft nicht die gebührende Werthschätzung zukommen ließ. Daher kam es, daß allmählig sogenannte Colonisationsgesellschaften entstanden, welche sich's zur Aufgabe stellten, jene Neger in ihre Heimath überzusiedeln, woraus denn die Kolonien Liberia und Kap Palmas in Westafrika entstanden (§ 9 f.). Außer einer allgemeinen amerik. Colonis.-Ges. sind noch besondere bisher thätig gewesen, wie die Maryland-, Pennsylvania- und Kentucky-Colonis.-Ges. Auch neuestens (1862), da sich's um die Befreiung der Sklaven im Süden handelt, denkt man von

Seiten des Congresses, solche Uebersiedelungen nach Liberia, Hayti und Centralamerika in großartigem Maßstabe zu veranstalten.

---

d. Elliot, Mayhew, Brainerd.

§ 291. Wir gehen zu den Missionen unter den Indianern in den Ver. Staaten über. Sie begannen schon zu einer Zeit, da noch keine Gesellschaften bestanden, und da zugleich die östlichen Provinzen alle noch von großen und mächtigen Indianerstämmen besetzt waren. Diesen das Evangelium nahe zu bringen, fühlten einzelne Männer starken Trieb in sich; und die Indianer zeigten, daß sie auch zum Reiche Gottes berufen waren. Um so tragischer ist deren nachheriger Untergang. Am berühmtesten sind geworden J. Elliot, Apostel der Indianer genannt, die Familie Mayhew und D. Brainerd, welche alle im Nordosten des Landes schöne Siege des Evangeliums erkämpften, deren Bedeutung freilich mit dem Volke zu Grabe gegangen ist.

1) John Elliot wurde 1603 in England geboren, studirte zu Cambridge als fleißiger und talentvoller Jüngling und suchte sich, weil er als Independent keine Anstellung zu Hause hoffen konnte, unter den Ansiedlern in Amerika ein Predigtamt, das ihm auch in Roxbury, unweit Boston, 1631 zu Theil wurde. Bald fühlte er einen unwiderstehlichen Zug zu den Indianern; und um etwas Ernstliches unter ihnen vornehmen zu können, studirte er ihre schwere Sprache, deren er erst nach 15 Jahren durch anhaltende Uebung mächtig wurde. Als er sodann 1646 die Wilden besuchte, machte schon sein großer starker Körperbau Eindruck; und seine Rede unter freiem Himmel drang so gewaltig ein, daß der Häuptling, bei dem er übernachtete, gesenkten Hauptes in Thränen schwamm. Er wiederholte den Besuch, ohne den Verdacht, den die Zauberer aussprengten, zu fürchten; und bald konnte er die erste Stadt, Nonanetum, d. h. Wonne, gründen, in welcher die Wilden gegen ihren Gebrauch sich ansiedelten und in der Kultur schnelle Fortschritte machten. Sein Ruf erscholl sodann weit und breit durch die Wälder; und 1647 wurde die zweite Stadt, Concord, angelegt. Die Indianer legten ihre grausamen Sitten ab, wurden zur Arbeit gewöhnt, und sammelten sich freudig zu Schule und Gottesdienst. Jetzt wagte er sich weiter unter die Wilden, ohne Strapazen, Entbehrungen, wilde Thiere zu fürchten. „Ich bin

nun," schrieb er einmal, „von Dienstag bis Sonnabend Tag und Nacht nicht trocken geworden, sondern ganz durchnäßt von Ort zu Ort gezogen. Wenn ich mich zur Ruhe legen will, ziehe ich erst meine Stiefel ab, ringe meine Strümpfe ein wenig aus, und lege sie wieder an, um weiter zu reisen. Aber Gott steht mir bei und hilft mir." Wenn ein Häuptling mit seinem Haufen wuthentbrannt vor ihm stand, konnte er sagen: „Ich fürchte weder dich, noch alle Häuptlinge im Lande; denn bei mir steht Einer, der mächtiger ist, als ihr Alle," — und der Bär wurde zum Lamme. Unter den Somahegen, 10 St. von Boston, entstand 1651 die dritte Stadt Natike, eine ansehnliche Festung. Bisher that E. Alles auf eigene Kosten; durch Unterstützungen aber, die ihm allmählig immer reichlicher zuflossen, konnte er 1661 seine Uebersetzung des N. Testaments und 1664 die des Alten drucken lassen. Er sandte ferner 2 Häuptlinge unter dem Namen Aelteste zu entfernteren Wilden; und durch sein Beispiel angeregt, machten andere Prediger ähnliche Missionsversuche, wie R. Bourne in Neu-Jersey, J. Cotton in Neu-Plymouth, S. Treat beim Kap Cod, und besonders die Familie Mayhew. Bis 1674 wurden 14 größere und kleinere Städte erbaut, in welchen Hunderte, ja Tausende die Kraft des Lebenswortes an sich erfuhren. Dann aber brach ein höchst verderblicher Krig zwischen den Engländern und einem indianischen Stamm aus, und nach dem Frieden standen nur noch 4 Städte; die Ansiedler waren theils getödtet, theils erkaltet und in's alte Wesen zurückgeworfen, Wohlstand und Vertrauen dahin. Dennoch stellte Elliots Eifer und Unerschrockenheit das Meiste wieder her; und obwohl in hohem Alter stehend, blieb er neben seinem Predigtamte unermüdet thätig für seine lieben Indianer. Er starb 1690 zu Roxbury, 87 Jahr alt. Seine Bibelübersetzung wird von keinem Indianer mehr verstanden, weil der Stamm erloschen ist.

2) Thomas Mayhew kam 1642 nach Nordamerika, und wurde Statthalter der Inseln Marthaweinberg, Nantucket und Elisabeth (im Staat Massachusetts). Die Ansiedler in Marthaweinberg baten seinen Sohn, ihr Prediger zu werden. Er ließ sich's gefallen, hatte aber zugleich die zahlreichen Indianer im Auge. Er erlernte ihre Sprache, zeigte sich freundlich gegen sie, und bald hatte er einen jungen Indianer, Namens Hiakomes, gewonnen. Dieser wurde Anfangs von den andern Indianern gehaßt und verspottet; weil er aber einmal mit seiner Familie von einer herrschenden Seuche verschont blieb, sandten sie nach ihm, damit er sie mit dem Gott der Engländer bekannt mache. Hiakomes kam, und in kurzer Zeit (1646) ließ der Häuptling den jungen Mayhew bitten, eine Kirche unter ihnen zu errichten und ihnen zu predigen.

„Du wirst bei uns seyn," sagte er, „wie ein Mann, welcher sich an einem Flusse aufhält, um einige Schiffe zu laden; du wirst uns mit ewiger Erkenntniß füllen." Indessen war das Volk nicht gleicher Gesinnung, und Viele trachteten gar dem Häuptling nach dem Leben. Endlich 1649 ward eine öffentliche Versammlung gehalten und darüber verhandelt, ob das Ansehen der Zauberer fortbestehen dürfe. Da hier Etliche äußerten: „Wo ist Einer, der die Zauberer nicht fürchte?" stand Hiakomes auf und sagte: „Ich vertraue auf den großen Gott des Himmels und der Erde; und deswegen fordere ich alle Zauberer der Welt heraus, sie sollen mir etwas Uebles thun, wenn sie können." Das machte Eindruck; und 22 Indianer entschlossen sich, die Religion der weißen Leute anzunehmen, so sehr auch die Zauberer tobten. Der junge Mayhew verdoppelte seinen Eifer. Er schonte sich weder Tag noch Nacht, ging auf allen Seiten der Insel umher, wohnte in den rauchigen Hütten der Wilden und genoß ihre schlechten Mahlzeiten. Sein freundliches und sanftes Benehmen verschaffte ihm überall Zuneigung; und 1650 wurden selbst zwei Zauberer bekehrt. Als er aber etliche Jahre darauf sich nach England einschiffte, kam er nicht wieder, — sein Schiff ging in den Wellen unter. Indessen lebte der Vater noch, der nun als 66jähriger Greis die indianische Sprache erlernte, und, obwohl Statthalter, als Prediger auf der Insel umherzog. Auf Martha hielten sich zuletzt 1500 Seelen zur christlichen Kirche, auf Nantucket gegen 300. Viele wurden gründlich bekehrt und getauft; und 10 Indianer stellte man als Prediger an. Der alte Thomas starb 1680 im 93. Lebensjahre. Dann übernahm sein Enkel, Johann, die Mission, der aber schon im 37. Lebensjahre und im 16. seines Amtes starb. Dessen Sohn, Experience, folgte im Amte und in der Arbeit an den Indianern, und wirkte 65 Jahre lang segensreich bis 1758. Erst mit seinem Sohn Zacharias, der jetzt in das Amt eintrat und 1803 im 88. Lebensjahre starb, endigte sich die apostolische Laufbahn des Hauses Mayhew.

3) David Brainerd kam 1743, bereits in Diensten einer kleinen schottischen Miss.-Ges. nach Neuyork und begann 8 St. von Albany seine Arbeiten unter den Indianern. Er baute mitten in der Wildniß für sich und seine Familie eine geringe Indianerhütte, lernte die Sprache, und wartete der Stunde, da er den Wilden das Evangelium verkündigen konnte. Je und je fand sich ein Indianer bei ihm ein, und er gewahrte tiefe Eindrücke. Die Erweckten verließen ihre heidnischen Opfer, Sitten und Tänze, und siedelten sich das Jahr darauf in Stockbridge an. Er selbst begab sich zu den Delawaren an den Buchten des Staats Pennsylvanien, und seine Arbeit wurde von auffallendem Segen begleitet. Häufig begab er sich an den Susquehanna-Fluß, pilgerte unter unsäglichen Stra-

vazen umher und predigte verschiedenen Stämmen. Der Erstling, den er taufen durfte, war sein bisheriger Dolmetscher. In Folge einer Nachricht von den Indianern in Neu-Jersey entschloß er sich, diese zu besuchen; und hier entstand eine mächtige Erweckung, die sich in kurzer Zeit weit verbreitete. Oft waren ganze Indianerhaufen, denen er das Wort Gottes an's Herz legte, im Innersten erschüttert; und Einer um den Andern kam in tiefer Betrübniß über seinen Seelenzustand herbei, um Rath und Trost bei Brainerd einzuholen. So sammelte er eine Gemeinde gläubiger Indianer, welche die rührendsten Zeugnisse eines neuen Lebens gaben. Er vereinigte sie 1746 zu einer geordneten Niederlassung in Cronbury. Oefters noch wiederholte er seine Besuche am Susquehanna; aber die außerordentlichen Anstrengungen und Stravazen, denen er sich unterzog, erschöpften allmählig seine Kräfte; und er starb schon 1747, erst 30 Jahre alt. Merkwürdig ist es, daß in Zeiten, da er die auffallendsten Erweckungen sehen durfte, er selbst am Meisten vom Gefühl seiner Sünde beunruhigt war und nur unter harten Kämpfen sich zur Ueberzeugung seiner eigenen Kindschaft mit Gott durchringen konnte. Nach seinem Tode setzte sein jüngerer Bruder, J. Brainerd, mit abwechselndem Erfolge das begonnene Werk fort, etwa bis 1783, von welcher Zeit an die versammelten Häuflein wieder verwaist standen.

---

e. Die älteren Missionen der Brüdergemeine.

§ 292. Besonders schmerzlich sind die Erinnerungen an die älteren Missionen der Brüdergemeine in denselben Gegenden, östlich von den canadischen Seen, welche, wenn sie noch so lieblich angefangen hatten, durch die Zerwürfnisse mit den Ansiedlern immer wieder zerknickt, doch stets wieder aufgenommen wurden, aber zuletzt versiegten, weil die Indianer daselbst immer völliger aufgerieben oder beseitigt wurden. Namentlich war es David Zeisberger, der eine bewunderungswürdige Kraft und Ausdauer bewies.

1) Der erste Versuch der Brüdergemeine geschah 1735 im Staate Georgien, wohin zuerst 10, dann 20 Brüder aus Herrnhut sich begaben (§ 294, 3, b.). Von da zogen sie sich 1740 nach Pennsylvanien. Hier wurden sodann die Gemeinden Bethlehem und Nazareth nach dem Muster Herrnhuts angelegt; und Bethlehem namentlich wurde später (1787) der Hauptort einer neuen Abtheilung der Brüderunität jenseits des

Weltmeers, und zugleich ein Pilgerhaus und eine Missionsschule nicht nur für die benachbarten Indianer, sondern auch für die Missionen in Westindien und Guiana. Zinzendorf selbst richtete die Gemeine von 1741—1743 ein. Er war es auch, der mit den Häuptern der Irokesen oder 6 Nationen (§ 282, 1.) einen Bund schloß, wornach die Brüder die Freiheit erhielten, als Lehrer unter ihnen zu arbeiten; und von Zeit zu Zeit machten Brüder einen Besuch in ihrer Hauptstadt Onandago am Oneidasee.

2) Unterdessen hatte eine Mission in Neuyork begonnen, wohin Indianer aus Massachusetts, zum Stamm der Delawaren und Mahikander gehörig, sich geflüchtet hatten, und wo sie in großer Verachtung lebten. Ihnen zu lieb wurde 1739 Christian Rauch abgesendet, welchen die Häuptlinge Tschup und Schabasch sogleich in ihren Ort Schekomeko (in Connecticut) mit sich nahmen. Die Wilden aber spotteten seiner im Anfang, und wurden auf Anstiften und Verleumdung etlicher Weißen sogar so gegen ihn aufgebracht, daß sie ihn zu erschießen drohten. Allein jener Tschup, ein berüchtigter Säufer und tobender Raufbold, wurde der Erste, der sich auf seine Seite schlug, weil er ihn einmal so sicher und sorglos in seiner Hütte schlafen sah. Bald zeigte sich ein großer Segen nicht nur in Schekomeko, sondern auch in den benachbarten Orten Wechquatnach und Pachgatgoch. Allein die Weißen, welche aus der Rohheit der Indianer mehr Gewinn zogen, boten Alles auf, das Werk zu zerstören. Die Missionare wurden verlästert, der Verbindung mit den Franzosen in Canada beschuldigt, vor Gericht geführt, und, obwohl unschuldig befunden, doch des Landes verwiesen. Die verlassene Gemeinde hielt sich darauf noch eine Zeitlang, wurde aber bald ganz vertrieben, weil die Leute früher in der Trunkenheit gegen eine Kleinigkeit ihr Land verkauft hatten. Die Meisten verloren sich, etwa 12 Familien kamen nach Bethlehem und siedelten sich 12 St. n. von da an der Mündung des Mahony in die Lecha, einen Seitenfluß des Delaware, an, wo sie 1746 Gnadenhütten bauten. Bald hatten sich gegen 500 Mahikander und Delawaren hier gesammelt; und auch in dem nahen Dorfe Meniolagomekah wurde eine ordentliche Gemeinde eingerichtet. Unterdessen hatte Bischof Spangenberg 1745 den Bund mit den Irokesen erneuert; aber David Zeisberger, der sich lange unter ihnen aufhielt, ihre Sprache erlernte und viel Freundschaft genoß, konnte doch wenig an ihren Herzen ausrichten, und hatte Hunger und Kälte, ja Lebensgefahr unter den Trunkenen auszustehen.

3) Von Gnadenhütten kam das Wort auch nach Wajomik (12 St. n.) und andern Orten am Susquehanna;

und 1752 und 1753 kamen Abgeordnete von den dortigen Nantikoks und Schawanos nach Gnadenhütten und Bethlehem, und verlangten, daß die Gläubigen von dem Lande der Weißen weg nach Wajomik sich begeben sollten. Die Brüder sahen das ungern; doch folgten 65 der Gläubigen der Aufforderung, und Gnadenhütten wurde darauf an die andere Seite der Lecha verlegt. Jetzt aber 1755 brach zwischen den Engländern und Franzosen der Krieg über die Grenzen ihrer Besitzungen aus, in welchen auch die Indianer verwickelt wurden. Diese sahen in den Engländern ihre Unterdrücker und die Räuber ihres Landes und hielten es daher mit den Franzosen. So verheerten sie die Pflanzungen in Pennsylvanien mit Raub und Brand; und auch das Pilgerhaus und die Wirthschaftsgebäude am Mahony wurden den 24. Nov. Abends von den Wilden in Brand gesteckt, wobei 11 Personen ihr Leben verloren. Da nahmen auch die Gläubigen in Gnadenhütten, so bald sie das Feuer sahen, die Flucht und zogen nach Bethlehem. Ihre verlassenen Häuser wurden in Asche gelegt, und an deren Stelle kam später das Fort Allen auf. Bethlehem und Nazareth mit ihren Vorwerken dienten jetzt 600 Flüchtlingen, die nirgends sicher waren, weil beide, die Wilden und Weißen, ihnen den Untergang drohten, zur Zuflucht. Als die größte Gefahr vorüber war, gab man den Bekehrten bei Bethlehem Land zur Niederlassung; und so entstand 1758 Nain, und als dieses zu klein wurde, noch eine zweite Niederlassung am Bach Wechquetank. Pennsylvanien aber wurde zunächst nicht mehr von den Wilden belästigt.

4) Indessen brach 1763 ein neuer Krieg aus, da die Indianer an den canadischen Seen und am oberen Ohio viele Hunderte ermordeten und Einfälle in Pennsylvanien machten. Viele Weiße hielten das für eine Strafe Gottes, weil sie nicht sämmtliche Indianer gleich den Canaanitern ausgerottet hätten, und wollten daher ohne Unterschied Alle vertilgt wissen. Man verübte grausame Mordthaten auch an den friedlichen Indianern, die unter den Weißen wohnten, und drohte den Gläubigen ein gleiches Schicksal. Kaum konnte die Letzteren vor der Wuth der Feinde die Regierung in Philadelphia schützen, wo sie 1764 zwei Monate lang in den Baracken der Stadt, wie in einer Festung aushielten, auch durch ausbrechende Krankheiten großen Verlust erlitten. Ihrer 80 zogen 1765 aus Philadelphia fort; und um der Berührung mit den Weißen zu entkommen, wandten sie sich auf beschwerlichen Wegen in's Land der Indianer, und bauten am Susquehanna Friedenshütten (36 St. n. w. von Bethlehem), das ihnen im großen Rath der Irokesen förmlich zugesagt wurde. Große Erweckungen

fielen hier vor; und ein Filial wurde das 12 St. entfernte Tschechschequannink.

5) Zeisberger zog 1768 mit 3 Indianerfamilien nach Goschgoschünk, einer Stadt der Delawaren am Alleghany, 15 St. vom Eriesee, wo der Häuptling getauft wurde. In den 3 ersten Wochen war der Zulauf groß; aber die Zauberer erregten eine Unruhe unter den blutdürstigen Wilden, so daß die Brüder bald ihres Lebens nicht mehr sicher waren. Sie mußten sich vor der Wuth der Wilden verbergen, und zogen 1769 einige St. weiter jenseits des Stroms nach Lawunakhannek, und von da 18 St. s.w. 1770 an den Biberfluß nach Kaskaskunk, wo sie Friedensstadt anlegten, das bald 24 Häuser und 124 E. zählte. So schön das Werk vorwärts ging, ließ man sie doch nicht im Frieden. Die Feinde bekamen die Oberhand; und durch fürchterliche Kriegsgerüchte geschreckt, ließen sich Wilde vom Ohio, mit Haß gegen alle Weiße erfüllt, in der Umgegend nieder, und machten so viele Angriffe auf die Gemeinde, daß diese genöthigt war, sich an den Muskingum, einem Seitenfluß des Ohio, zurückzuziehen. Hier wurde 1772 Schönbrunn angelegt, im jetzigen Ohio, 30 St. s. vom Eriesee, wohin auch die Gläubigen aus Friedenshütten und Tschechschequannink sich begaben, weil die Irokesen das ganze Land an die Provinz Pennsylvanien verkauft hatten; und 4 St. oberhalb Schönbrunn wurde ein zweites Gnadenhütten angelegt, gleichfalls am Muskingum. Aber schon 1774 brach ein Krieg zwischen den Virginiern und Schawanos aus, der beide Orte in Unruhe versetzte; und im Rath der Delawaren wollte man es gar auf Entfernung der Missionare antragen. Doch wurden diese im Rath kräftig vertheidigt; und da man den Gläubigen gleiche Freiheit mit den andern Indianern zusicherte, so erhob sich noch ein dritter Gemeinort, Lichtenau, auf der Ostseite der Muskingum. Die Zahl der E. in diesen 3 Orten belief sich 1775 auf 414 Personen.

6) Mit dem Ausbruch des nordamer. Freiheitskriegs drohten den Gemeinden, die gerne neutral seyn wollten, neue Gefahren. Die englische Partei namentlich faßte den Argwohn, als hielten sie es mit der amerikanischen und beschuldigte sie sogar eines verdächtigen Briefwechsels mit der letzteren. Der englische Gouverneur in Detroit beschloß daher, die Gemeinden vom Muskingum weg an den Sandusky, der in den Eriesee sich ergießt, zu versetzen. Als die Gläubigen sich weigerten, ihre wohleingerichteten Orte und Pflanzungen gutwillig zu verlassen, erzwang man ihre Zustimmung, indem sämmtliche Missionare zu Gefangenen gemacht und hart behandelt, auch andere Gräuelthaten in den Orten verübt wurden. So brachen sie den 11. Sept. 1781 mit großer Wehmuth auf, und mußten

fast alle Habe, auch ansehnliche Welschkornvorräthe und die Aernte von mehr als 200 Aeckern mit dem Rücken ansehen. Am Sandusky bauten sie sich 60 Blockhäuser, und litten Anfangs bittern Mangel. Was half es sie, daß die Regierung von Detroit sie später vom Verdachte freisprach und einigen Ersatz für die erlittenen Verluste gab? Als 1782 der Hunger gegen 100 Erwachsene und Kinder trieb, an den Muskingum zurückzugehen, um das dort noch auf dem Felde stehende Welschkorn zu holen, überfiel sie eine Rotte von 160 amerik. Ansiedlern, die allen Indianern den Tod geschworen hatten, machte sie sämmtlich zu Gefangenen und mordete 62 Erwachsene und 34 Kinder auf die unmenschlichste Weise hin. Die 3 Orte am Muskingum wurden sammt den Leichen und der Aernte verbrannt. Ein gleiches Schicksal drohte der Gemeinde am Sandusky. Aber frühzeitig gewarnt, hatte diese sich zerstreut, und entging so jener Rotte, die wirklich kam, aber nun einer englischen Kriegspartei in die Hände fiel.

7) Der abermals flüchtigen Gemeinde wurde jetzt am St. Clairsee, oberhalb Detroit, ein Zufluchtsort angewiesen; und hier bauten sie 1782 mitten im Walde ein drittes Gnadenhütten. Die Ruhe und Unterstützung, die sie da fanden, that ihnen wohl. Indessen befand sich der größere Theil der Gemeinde noch unter den Wilden; und den Missionaren lag daran, sich wieder in ihre Nähe zu begeben. Als daher nach dem Frieden zu Paris 1783 sich wieder Aussichten eröffneten, in den Besitz der alten Wohnsitze am Muskingum zu kommen, so verließen sie, 117 Mann stark, Gnadenhütten wieder, und setzten, vielfältig unterstützt, über den Eriesee, blieben aber zunächst an der Mündung des Kayahaga in Pilgerruh, weil die Erbitterung zwischen Weißen und Indianern am Muskingum noch gefährlich war. Doch wurden sie abermals weiter westlich an den Sandusky gewiesen wo sie 1787 Neu-Salem bauten, am südlichen Ufer des Erie, und 4 Jahre lang gute Zeit hatten. Aber 1791 brach ein Krieg zwischen den Freistaaten und den Indianern um den Besitz des Landes aus; und nach manchen herben Schicksalen und Kämpfen hielt die Gemeinde am Ende es für's Beste, in das englische Gebiet nach Canada überzusiedeln. Dieß geschah, indem sie 1792 am Themsefluß, der in den St. Clairsee sich ergießt, Fairfield anlegten. (Auch dieses wurde 1813 zerstört; dagegen besteht Neu-Fairfield seit 1815 (s. § 284) heute noch.)

8) Den Missionaren aber blieb es schmerzlich, daß nun das ganze Indianergebiet in den Ver. Staaten, für das sie schon so Vieles gethan hatten, und worin noch so viele angefaßte Indianer verwaist umherirrten, von ihnen geräumt seyn sollte. Die Societät in Bethlehem setzte daher die Unterhandlungen

mit dem Staate Pennsylvanien um die alten Besitzungen am Mustingum fort. Wirklich wurden ihr 1797 im Auftrag des Congresses 12,000 Morgen Feld zugemessen; und der ehrwürdige 77jährige Zeisberger legte das Jahr darauf Gosen, nicht weit vom alten Schönbrunn, mit 7 Familien aus Fairfield an. Der wackere Mann lebte wieder ganz auf und predigte mit erschütternder Gewalt den zuströmenden Indianern. Allein auch diese Mission hatte keinen Bestand. Nicht nur weitere Versuche von Gosen aus mißlangen, wie am Weißfluß (einem Arm des Wabasch, in Indiana), von 1801—1806, wo zuletzt mehrfältiges Märtyrerblut floß (§ 293, 5), ferner beim früheren Neusalem von 1804—1809, wo unter der Verwirrung auch die Getauften wieder an heidnisches Wesen sich gewöhnten, endlich am Sandusky 1811 und 1812; sondern auch Gosen selbst wollte nicht zu Kräften kommen. Zeisberger starb 1808 im 87. Lebensjahre, nachdem er 63 Jahre lang unter Mühseligkeiten und Drangsalen, Hohn und Spott, Hunger und Gefahr, stets mit erneuertem Muthe den Indianern nachgegangen war; und nach ihm nahm durch die Verführungen der Weißen das Laster der Trunkenheit so zu, daß die Vorsteher in Bethlehem zuletzt 1821 die Missionare abriefen und ihren Länderbesitz an Pennsylvanien verkauften. So erlosch die verhängnißreiche 80jährige Mission, deren einziger Ueberrest Neufairfield in Obercanada ist. (Von neueren Brüdermissionen s. § 294, 3, b. und § 296, 4, a.)

---

f. Die Missionen in den östlichen Staaten.

aa) Im Norden.

§ 293. Indem wir nun eine Uebersicht der neueren Missionen geben, reden wir zunächst von den östlichen Staaten, so weit sie nämlich östlich vom Mississippi und seinen Quellen liegen, und zwar zuerst im Norden, mit einem kurzen Rückblick auf das, was in ihnen vor der Vertreibung der Indianer für die Letzteren geschehen ist.

1) Die nordöstlichsten Staaten. Diese liegen s. ö. von Canada, und stoßen ö. an Neu-Braunschweig, westl. an den Staat Neuyork. Der östlichste Staat ist Maine (Hptst. Portland), seit 1820 ein besonderer Staat. Westl. von ihm liegen untereinander die alten

Staaten: Neu-Hampshire (mit Concord), Vermont (Montpellier), Massachusetts (Boston), Rhode Island (Providence) und Connecticut (Hartford).

In diesen Provinzen bestand schon von 1648 an eine Miss.-Ges., an welcher Mitglieder von verschiedenen Kolonieen Theil nahmen. Sie unterstützte die Mayhews, Elliot, Brown, ferner Samson Occum, einen Indianer, S. Kirkland, G. Blackburn und Andere, die sich aus eigenem Antrieb der Mission widmeten, löste sich aber 1760 auf. An ihre Stelle trat eine andere in denselben Gegenden, welche vornehmlich Kindererziehung beabsichtigte und viele Indianerschulen, namentlich die zu Cambridge in Massachusetts, unterhielt. Indessen lähmte der Umstand ihren Eifer, daß gar häufig die erzogenen Kinder später wieder in das alte, heidnische und lasterhafte Leben zurücksanken. Erneuert wurde diese Gesellschaft 1787; und noch unterhält sie Missionare und Schullehrer im Staat Maine, ferner in Nantucket, Marthaweinberg (§ 291, 2.), sowie im Distr. Narraganset und in Rhode Island, wo überall kleine Ueberreste von Indianern sich finden. Diese haben sich jetzt den Sitten der Kolonisten anbequemt, auch ihren Stammnamen und ihre Sprache verloren, und bedürfen, meist Christen, mehr nur einer fortgehenden geistlichen Pflege.

2) Der Staat Neuyork. Dieser erstreckt sich, fast ein Dreieck bildend, von der Hauptstadt am Meer an, einerseits nördl. an den eben genannten Staaten hin bis nach Canada, andererseits westl. am südlicheren Pennsylvanien hin, bis an den östl. Theil des Erie-Sees. Indianer sind im Staate bis heute 4—5000 geblieben, in sogenannten Reservationen (d. h. durch Verträge zugesicherten Landstrichen).

In dem Gebiet dieses Staats war einst große Bewegung unter den Indianern; und zur Zeit Zeisbergers (§ 292) wurden außer den nachbenannten Stämmen hier die Cayugas, Irokesen, Onandagas, Nanticoks, Tutelos, Mohawks, Mahikander genannt. Später waren noch da:

a Die Stockbridge-Indianer, welche von Massachusetts her gekommen waren, und unter welchen Sergeant, Brainerd und Edwards gewirkt hatten. Sie genossen fortwährend christlichen Unterricht, und hatten viel gewonnen, als sie 1820 an den Fuchsfluß im W. von Michigan (§ 295, 1, a.) auswanderten.

b. Die Oneidas am Oneida-See, unter welchen schon früher die 1797 gestiftete nördliche Miss.-Ges. von Neuyork

wirkte. Von jener Zeit an gab es christliche Oneidas, unter welchen der Häuptling Skenandon bekannt ist, welcher im 94. Jahre Christ wurde und 1816 zu Oneida Castle 110 Jahre alt mit frommem Geist verschied. Besonders verdient machte sich um die Oneidas ein Halbindianer, Eleasar Williams, dessen Mutter, die Tochter des Predigers Williams aus Deerfield in Massachusetts, als Kind bei einem Ueberfall von Indianern geraubt, in die Wildniß geschleppt, indianisch erzogen und an einen Häuptling verheirathet worden war, und auch nachher, als sie entdeckt wurde, bei ihrem Manne blieb. Sie durfte seine Söhne in einer Schule in Massachusetts erziehen lassen. Dort zeichnete sich obiger Eleasar aus. Er studirte Theologie, wurde kirchlich ordinirt und suchte 1815 die Oneidas als Prediger des Evangeliums auf. Er stand fortan in allen Berathungen an der Spitze des Stamms, leitete auch die Unterhandlungen mit der Regierung rücksichtlich der Auswanderung. Er war seinem Volke wie ein Moses, und führte sie als Seelenhirt und Anführer in „das verheißene Canaan", gleichfalls an den Fuchsfluß (§ 295, 1, b.), wo er sie christlich und bürgerlich civilisirte. Indessen blieb eine Reservation am Oneidasee, wo ein Methodist unter ihnen steht.

c. Die Seneka's, die zu Buffalo am Eriesee ihre großen Versammlungen hatten, aber sonst im Gebiet weit verbreitet waren. Um sie bemühte sich seit 1795 ein Quäkerverein, und seit 1796 die Neuyorker Ges. Aber lange sträubten sie sich gegen das Wort, weil sie nicht glauben konnten, daß von den Weißen, unter denen so viel Schlechtigkeit im Schwange sei, Gutes kommen könne. Endlich wurden 7 Senekas mit Erlaubniß der Häuptlinge nach England gebracht, wo ihr Anblick die Neugierde des Publikums befriedigen sollte. Dort wurden sie von 2 Quäkern besucht und unterwiesen, worüber später die Häuptlinge in Neuyork brieflich sehr dankbar sich äußerten, nun geneigt zum Evangelium. Da ihnen 1820 durch neue Verträge Landstriche zugesichert wurden, aus welchen sie nicht mehr vertrieben werden konnten, so sind sie bis heute Gegenstand der Missionssorge geblieben; und schon 1820 waren Senekadorf, am See Seneka, Tonawanda, Kattaraugus, Alleghany gesegnete Stationen unter 2000 S. Es kam ein geordnetes Schulwesen auf, und 1823 ließen sich 4 Häuptlinge taufen. Nun beschloß auch die Versammlung der Häuptlinge am Buffalo, fortan christliche Sitten und Gebräuche, namentlich die christliche Ehe unter sich einzuführen. Die Mission fiel 1827 an die Bostoner Ges., welche treu ihrer pflegte, auch die Evangelien in die Senekasprache übersetzte. Dazu ließen sich unter ihnen Methodisten am Buffalo nieder, errichteten dort eine Presse, und gaben sogar eine Zeitschrift „der Erheber des Geistes" in der

Senekasprache heraus. Auch Baptisten ließen sich in Tonawanda nieder. Indessen verkauften 1842 die Senekas freiwillig die nördlichen Reservationen Tonawanda und Buffalo, mit Gebäulichkeiten und Anlagen, was die für die Mission günstige Folge hatte, daß die südlicheren sich dichter ansiedelten und weiter von den Weißen entfernten. Denn der Verkehr mit den Weißen hatte wohl einerseits ihre heidnische Rohheit gemildert, andererseits das Laster der Trunkenheit unter ihnen erzeugt. Bostoner Stationen mit 2 Missionaren und 3 Stations-Gehilfen waren 1861: Kattaraugus, Ober-Alleghany, und das Filial Altstadt; ihr Fortschritt in Civilisation und Mäßigkeit befriedigend.

d. Die Tuscarora's, nordöstlich am Ontario hinauf, haben gleichfalls eine Reservation und sind stets dem Evangelium geneigt gewesen. Die Bostoner Ges. übernahm 1821 die Mission. Der ganze Stamm hatte bereis das Jagdleben aufgegeben und dem Ackerbau sich gewidmet, und bekam nun gute Wohnungen, nette Dörfer mit Schule und Kirche. Um 1834 waren 200 getauft; und zu diesen gesellten sich auch weiße Ansiedler der Nachbarschaft, die den Indianern höhere Frömmigkeit zugestehen mußten. Die Ges. fand 1861, daß nach 58jähriger Missionsarbeit die Indianer hinfort ihren Prediger (s. e.) selbst erhalten sollten, was ihnen auch nicht schwer fällt.

e. Die Abenaki's endlich, 300 an der Zahl, haben an der Nordgrenze Neuyorks bei St. Francis eine Reservation, welche sie noch 1840 sich weigerten, an die canadische Regierung abzugeben. Zu ihnen kam von ihrem Stamm Osunkhirhine, der Studien gemacht hatte, und vom Presbyterium zu Champlain die Erlaubniß zum Predigen erhielt. Er verfaßte ein Schulbuch in der Abenaki-Sprache und wirkte sonst im Segen, ist aber jetzt als Prediger zu den Tuscarora's (s. d.) gezogen, welche ihn berufen haben. Uebrigens waren die dortigen Indianer meist dem Namen nach Katholiken von Canada her; aber nach wenigen Jahren waren 66 protestantisch geworden. Mit den Papisten gab es daher viel zu kämpfen.

3) Die Staaten: Neujersey, Pennsylvanien und Delaware. Nur Pennsylvanien (wo Philadelphia) erstreckt sich weiter nach Westen an dem Nordgebiet Neuyorks hin bis an den Ohio, im Norden an den Eriesee stoßend. Neujersey ist nur eine kleinere Halbinsel, südlich von der Stadt Neuyork, wie Delaware südlich von Philadelphia.

Die großen und mächtigen Indianerstämme Pennsylvaniens (die Lenilenaps, Susquehanoks, Monseys, Dela-

waren, Mingo's, Schawanos und Andere), unter welchen die ältesten Missionen (§ 291) und insbesondere die Brüdergemeinde (§ 292), welche immer noch in Bethlehem eine besondere Societät hat, auch in Hope in Neujersey eine Gemeinde, so viel und zum Theil mit so großem Erfolg gearbeitet haben, sind außer den ausgewanderten Delawaren fast alle erloschen, jedenfalls in den Staaten selbst.

4) Der Staat Ohio. Dieser, mit den Städten Columbus und Cincinnati, stößt an Pennsylvanien, nach W. 100, von S. nach N. 80 St. reichend. Er hat seine Nordgrenze theils am Eriesee, in welchen die Flüsse Maumi, Sandusky und Kayahaga ausmünden, theils an der Halbinsel Michigan; und im S.O. und S. gränzt er an den schönen Ohiofl., welcher bei Pittsburg in Pennsylvanien durch Zusammenfluß zweier Flüsse entsteht und einen weiten Lauf nach S.W. hat bis in den Mississippi. Da der Staat ein neugebildeter ist, waren lange Delawaren, Schawni's, Ottowas, besonders Wyandots einheimisch, welche erst von 1831 an auszuwandern genöthigt wurden.

Vielfällig wurde hier den Indianern gepredigt; und namentlich sind von den Arbeiten der Brüdergemeine am Muskingum, einem Seitenfluß des Ohio, und am Sandusky noch Früchte übrig. Lange wohl blieb die Masse tief heidnisch; aber allmählig ließen sie sich sämmtlich mehr oder weniger zu christlich civilisirten Völkern umgestalten, hauptsächlich durch J. Steward, einen freien Farbigen, der 1816 dahin kam. Dieser stammte aus Virginien, wurde durch Methodisten bekehrt, verließ Alles, was er hatte, und trat allein ohne alle Hilfsmittel eine Missionsreise an. Zuerst kam er zu den Delawaren am Sandusky, die eben in heidnischen Tänzen und Gesängen begriffen waren und sich dabei so schrecklich geberdeten, daß es ihm um sein Leben bange wurde. Doch ließen sie endlich nach; dann zog er sein Gesangbuch aus der Tasche, fing an zu singen, und je mehr er sang, desto zutraulicher wurden die Wilden. Er zog aber noch weiter nach Ober-Sandusky zu den Wyandots, wo er zu bleiben beschloß, da er an einem afrikanischen Landsmann einen Dolmetscher fand. Sein Singen und Beten verschaffte ihm auch hier Achtung. Als er aber nach etlichen Tagen eine förmliche Versammlung bestellte, erschien nur eine alte Frau. Er predigte ihr, als wären Hunderte beisammen. Am folgenden Tage gesellte sich ein alter

Mann dazu; er predigte nicht minder förmlich. Am dritten Tage kamen schon 10 Personen; und da endlich sein Dolmetscher angefaßt und bekehrt wurde, nahm der Zulauf zu. Zuletzt schwammen Häuptlinge und Volk in Thränen, wenn er sprach. Mit ihm verband sich 1819 Miss. Finley; und allmählig wurden Hunderte bekehrt, mit welchen auch im Aeußerlichen eine durchgreifende Veränderung vorging. Steward starb zwar 1823; aber Finley dehnte die Mission an die Ufer des Huronsees in Michigan aus. Von 1831 an aber kam ein Stocken in die Mission, da die Unterhandlungen über den Verkauf der Ländereien begannen. Wirklich verkauften sämmtliche Indianer ihre Reservationen und wanderten meist jenseits des Mississippi aus. Doch sind eingeborne Lehrer mit ihnen gezogen; und so haben sie in die tiefen Urwälder von Kansas das Evangelium mit sich genommen, haben aber durch den Verkehr mit sklavenhaltenden Indianern und die Entfernung von engl. Gemeinden eher Rückschritte gemacht. — Unter Ottawas am Maumi hatte 1826 ein presb. Missionar Arbeiten begonnen, die auch 1833 eingingen, weil die Ottawas ihren Landstrich verkauften und dann sich verliefen.

5) Die Staaten Indiana und Illinois. Jener, seit 1816 mit der Hauptstadt Indianapolis, erstreckt sich vom Ohio westlich, in seinem südlicheren Theile vom Wabasch begränzt, dieser, seit 1818 mit Vandalia, bis zum Mississippi, beide vom Staat Ohio 160 St. nach W. reichend.

In diesen Staaten lebten Potowatomies, Peorias (§ 296, 2, b.) und andere Stämme, unter welchen seit 1820 Meth.-Missionare arbeiteten, ohne die gleichen Erfolge zu sehen, wie in Ohio. Baptisten gründeten 1817 am Wabasch die Station Carey, von welcher 1836 die Station Thomas am Grand River in Michigan ausging. Schon von 1830 an aber wurden allmählig beide Staaten von Indianern geräumt. Noch 1801 hatten Delawaren-Häuptlinge Brüder aus Gosen am Muskinaum zu sich an den Weißfluß in Indiana eingeladen. Sie kamen 120 St. weit her mit 7 Indianerfamilien und fanden Liebe und Achtung. Bald aber gaben sich die Indianer heidnischen Opfern und Völlereien hin; und als die Brüder 1806 mit neuem Eifer auftraten, drohten sie, Erscheinungen vorgebend, Allen den Tod, die nicht opfern würden. Unter dem Vorwand von Zauberkünsten wurden Mehrere umgebracht; auch der bejahrte Häuptling Tetpachsit, ein Freund der Brüder, wurde dicht neben ihrer Wohnung unter fürchterlichem Jammergeschrei verbrannt. Auch eines bekehrten India-

ners bemächtigten sie sich; und keine Verwendung rettete ihn vom Tode. Die Wilden setzten ihr Morden und Brennen fort; und die Brüder mußten endlich weichen.

6) Der Staat Michigan. Dieser, seit 1836 ein Vereinsstaat mit der Hauptstadt Detroit, besteht aus der Halbinsel zwischen dem Huron= und Michigan=See, 120 St. l. und 80 St. br.; und zu ihm gehört auch die nördlichere Halbinsel zwischen dem Ober= und Michigan=See. Jenseits der Seen sind die Gebiete von Canada und Hudsonia.

a. An der Ostseite der Halbinsel den Huron=See herauf hatten früher nach Wyandots und Schawni's kleine Reservationen; und unter ihnen wurden von Miss. Finley von Ohio aus bis 1830 über 20 Predigtorte mit 400 Bekehrten gebildet. Wahrscheinlich aber zogen auch sie von dieser Zeit an mit ihren Stammgenossen in Ohio hinter den Mississippi.

b. Sonst aber waren von dem großen und mächtigen Stamme der Tschippewäh's (Odschibwä's), dessen Sprache durch das ganze südliche Hudsonia hinab verstanden wird, Viele in Michigan; aber 1831 wurden 3000 derselben in „ihre neue Heimath" an den Quellen des Mississippi versetzt. Doch sind etwa 1600, meist Krankheits halber, neben Ottawas zurückgeblieben, die weit auseinander wohnen, in Haufen von höchstens 100 Seelen, nun aber sich eigenes Land gekauft, auch das Staatsbürgerrecht erhalten haben. Ihre Hauptsitze sind Groß= und Klein=Traversebai im N.W. der Halbinsel Michigan, wo sie römische und method., seit 1840 auch presbyterian. Missionare unter sich haben. Ein anderer Theil des Volks ist weiter südlich von da am Grand= und Flatfluß, wo gleichfalls Baptisten und Methodisten stehen. Unter den Ottawas erleben die Bapt. jetzt eine erfreuliche Bewegung der Geister.

c. Ein weiterer Theil der Tschippewähs ist im O. der Halbinsel um die Saginaw=Bai her, und deren Flüsse herauf bis an den Pine=River, welcher wohl in die Pine=Bai zwischen Groß= und Klein=Traverse sich ergießt. Hier leben sie in 10—12 kleinen Horden zu 30—100 Seelen sehr weit voneinander entfernt, von indianischen Methodisten aufgesucht, deren Art ihnen jedoch gar nicht zusagen will. — In der Nähe von Saginaw aber gründete 1845 eine deutsche Missionskolonie aus Franken die Orte Frankenmuth und Frankenlust. Dieselbe steht in Verbindung mit der lutherischen Synode von Michigan, die zu Ann Arbour ein Seminar gegründet hat. Ihr Seelsorger Krämer suchte bald die ferneren Indianer am Pinefl. auf, die einen Freundschaftsbund mit ihm schlossen,

weil sie mehr Zutrauen zu ihm als zu den Methodisten hatten. Krämer wandte sich daher durch Pastor Löhe in Franken an die luth. Miss.-Ges. in Sachsen um Arbeiter; und diese schickte zunächst Miss. Baierlein. Nun wurde die luther. Station Bethanien am Pinefl. gegründet; und Schule und Kirche, Taufe und Abendmahl kamen allmählig in Gang, obgleich es fortgehend viele Mißhelligkeiten mit den Methodisten gab. Leipzig aber übergab 1849 Bethanien der Ges. von Michigan, welche 1853 andere Arbeiter sandte, wiewohl auch Löhe sich von ihr getrennt hat. Diese unterhielt 1845 die Station zu Sibiwaing am Huronsee, und später eine zweite, Schibajang, 3 St. von jener gegründet. Alles ging erwünscht, bis 1856, da durch einen Branntweinhändler von Unter-Saginaw plötzlich die Trinksucht unter den Bekehrten wieder in empörender Weise Ueberhand nahm, wodurch die Missionen einen sehr mühsamen Gang bekamen, der bis heute noch nicht leichter geworden ist. Von 2000 Odschibwäs in Michigan waren in 1854 an 700 Christen.

d. Eine Mission bestand auch längere Zeit auf der Insel Mackinau, d. h. Schildkröte, welche 3 St. im Umfang hat und am Eingang in den St. Marie-Kanal liegt, welcher den Huron- vom Michigan-See trennt. Das steile Felsenufer der Insel erhebt sich in allmähliger Wölbung, wie der Rücken einer Schildkröte, bis zur Höhe von 300'; und ihr östliches Ende stellt den Schwanz einer Schildkröte dar. Die meisten E. sind französische Canadier, die an träger Sorglosigkeit und Wildheit die Indianer noch übertreffen. Auf der Insel ist zugleich die Hauptagentur des nordamer. Pelzhandels; und eine Anzahl nordamer. Kaufleute hat hier ihre bleibende Wohnung. Andere kommen des Sommers zum Einkauf; und ganze Indianerstämme ziehen aus den nordwestlichen Gegenden her, um ihre Pelzwaaren gegen europäische Fabrikate einzutauschen. Für diese reisenden Indianer kam 1823 Miss. Ferry, seit 1827 unter Leitung der Bostoner Ges. Er errichtete zweckmäßige Schulen, kaufte ein Stück Landes an, um die Indianer im Feld- und Gartenbau zu fördern, und richtete Werkstätten ein, um die Knaben zu allerlei Handwerk anzuleiten. Sein Plan und Eifer fand bei den Kaufleuten Unterstützung; und bald brachten viele Indianer selbst von den Rockybergen her ihre Kinder in das Missionshaus. Ihre Zahl stieg auf 180. Aber so segensreich die Mission war, so fand sie doch 1837 ihr Ende, vermuthlich weil die Missionen in Hudsonia selbst blühend wurden. Aehnliche Schulen hatten Baptisten in Sault de St. Marie, in Verbindung mit Michipicoten am canadischen Ufer des Obersees.

bb) Im Süden.

§ 294. Wir gehen zum Süden der östlichen Vereinsstaaten über, in welchem, wie oben (§ 290) erzählt, die sogenannten Sklavenstaaten sich befinden.

1) Die Küstenstaaten. Längs einer Küstenstrecke von 260 St. sind die Staaten: Maryland (Baltimore), Kolumbia (Washington), Virginien (Richmond), Nord-Karolina (Raleigh), Süd-Karolina (Charleston).

In diesen Staaten waren längst, ehe die Missionszeit kam, die Indianer vernichtet oder verdrängt, und, ganz wie in Westindien, von Negersklaven ersetzt. Zu Salem aber in der Wachau in Nord-Karolina gründete 1753 die Brüdergemeine den Negern zu lieb eine Niederlassung, zu welcher später die Filiale Bethanien und Friedberg kamen, landeinwärts 80 St. von Wilmington gelegen. Sie richtete ihr Auge auch auf die im W. und S.W. noch zahlreich wohnenden Tschirokesen. Zu diesen wurden von Salem aus manche Erkundigungsreisen gemacht, dabei auf ihrer Seite viele Willigkeit zu der gewünschten Mission sich zeigte; aber stets sich erneuernde Kriege zwischen ihnen und den Weißen verhinderte den Anfang, der erst 1801 in Georgien gemacht wurde. Die hier fortan entstehenden Stationen blieben unter der Leitung und Aufsicht von Salem. Auch für die Missionen in den neuen Wohnsitzen der Tschirokesen behält Salem seine Bedeutung.

2) Die Binnenstaaten. Zu diesen gehören die neuen Staaten: Kentucky (Frankfort und Louisville), westlich von Virginien, und Tennessee (Nashville), westlich von Nord-Karolina, jener nördlich vom Ohio begrenzt, beide westl. bis zum Mississippi sich ausdehnend.

Ueberreste der Tschirokesen waren namentlich in Tennessee bis in die Jahre 1830. Besuche von Salem aus am Fort Telliko im Jahr 1799, da in großen Rathsversammlungen das Vorhaben der Brüder genehmigt wurde, hatten die Missionen in Georgien zur Folge.

3) Der Staat Georgien. Dieser Staat (Savanna) liegt s.w. von Süd-Karolina, zwischen den Flüssen Savanna und Apalachicola, der in den mexikanischen Meerbusen fließt, nördlich von Florida.

a. Die Indianer, welche einst weit herum in diesen Gegenden verbreitet waren, gehörten zum Stamm der Tschirokesen, und mehr im südlichen Georgien, auch nach Alabama herüber, zum Stamm der Kriks. Jene schlossen von 1785—1819 nicht weniger als 16 Verträge mit den Ver. Staaten, in welchen allen sie sich den Besitz ihres Landes sicherten. Doch concentrirten sie sich zuletzt im Norden von Georgien, wo dieses mit den Staaten Tennessee und Karolina zusammenhängt. Aber schon 1820 verkauften sie mehr als 3/4 ihres Gebiets; und mit jener Zeit fingen ihre Auswanderungen an den Arkansas an. Dieß war der Anfang ihrer völligen Vertreibung. Man ließ ihnen keine Ruhe mehr und setzte auf immer lästigere Weise Unterhandlungen mit ihnen fort. Zuletzt 1829 verlangte der Staat Georgien, daß sie entweder ihre eigenthümlichen Freiheiten aufgeben und völlig in den Staat sich einverleiben, oder auswandern sollten. Der Drang und Zwist dauerte fort bis zum Jahr 1838, da bei Weitem die Mehrzahl, über 16,000, unter harter Behandlung über den Mississippi geführt wurden, und am Arkansas sich ansiedelten (§ 296, 4.). Die Wenigen, die in Georgien blieben, fügten sich den Gesetzen des Landes und erlangten das Staatsbürgerrecht. — Schon seit lange her aber, da die Tschirokesen noch in Georgien waren, hatten sie viel von ihrer Wildheit abgelegt, indem sie sich sehr mit Weißen vermischten, so daß jetzt fast die Hälfte europäisches Blut besitzt. Es kamen europäische Sitten, Kleidungen, Lebensweisen unter ihnen auf. Sie entsagten allmählig dem Jägerleben, gewöhnten sich an Ackerbau, bauten sich gute Häuser, wurden in allerlei Gewerben betriebsam, und der Volksaberglaube, auch Vielweiberei, verschwand immer mehr. Sie hatten zuletzt gegen 70 Dörfer, wohl angebaut, mit allen Gattungen von Vieh versehene Landgüter, Mühlen, Webereien, Gerbereien und andere Manufakturen. Auch erfand Gueß, ein ungeschulter Tschirokese eine Sylbenschrift für die Sprache, welche allgemein angenommen wurde 1824, da ein flinker Bursche dadurch in Einem Tage lesen lernen konnte. Sie richteten ferner 1826 eine eigene, sehr verständige Regierung ein, die mit besonderer Strenge auf Mäßigkeit im Branntweintrinken hinarbeitete und in Schulen englischen Unterricht zu verbreiten suchte. In ihrer Hauptstadt Neu-Echota hatten sie ein Museum, eine Nationalbibliothek, eine Druckerei und seit 1828 gar ein Wochenblatt, „der Tschirokesische Phönix“ genannt. Bei all diesem blieben die Meisten noch Heiden; und so ausgezeichnet ihre Verständigkeit war, so erbten sich doch ihre verworrenen Religionsbegriffe fort. Die Missionen hatten daher noch Vieles zu thun, obwohl obige Veränderungen zum Theil Folge ihrer Anstrengungen waren.

b. Die Missionen in Georgien: 1) am Savannafl.

von Seiten der Brüdergemeine. Als Georgien von Karolina getrennt wurde, suchte man in deutschen Evangelischen, namentlich in vertriebenen Salzburgern, fleißige Anbauer zu bekommen. Zinzendorf verwendete sich 1733 für vertriebene Schwenkfelder, die aber unterwegs ihren Sinn änderten und nach Pennsylvanien zogen. Dann traten mährische Brüder an ihre Stelle, in der Hoffnung, Eingang unter Kriks und Tschirokesen zu finden. Bisch. Spangenberg begleitete 1735 ihrer 10 nach Georgien, und diesen folgten 20 nach. Sie bauten sich bei der Stadt Savanna an und trafen unter sich die gewohnten Gemeindeeinrichtungen, bauten auch auf der Insel Irene im Flusse für Kinder von Kriks ein Schulhaus. Die Indianer kamen fleißig mit ihrem Häuptlinge, um das große Wort zu hören. Die Befreiung der Brüder vom Waffentragen aber, welche sie sich um des Gewissens willen hatten zusichern lassen, zog ihnen im Krieg mit den benachbarten Spaniern den Haß der andern Kolonisten zu; und dieß sowohl, als auch eine unter ihnen entstandene Uneinigkeit veranlaßte sie, 1740 die blühende Niederlassung aufzugeben und nach Pennsylvanien zu ziehen. — 2) Besser ging die Br.-Gemeine von 1801 an im Norden von Statten. Nachdem der Weg dafür von Salem aus gebahnt war, richtete die Brüd.-Gem. zuerst in Springplace, über 100 St. n. w. von Savannah, und 1821 in Ochgelagy, eine Tagreise südlicher, Gottesdienste und Schulen auf. Sie war gleich mit dem Dolmetscher Hicks, einem Halbindianer, dem die Bibel nicht ganz fremd war, befreundet; und da dieser später das Oberhaupt der Nation wurde, leistete er den Brüdern die trefflichsten Dienste. Die Mission hatte ihren Segen; aber im Ganzen war das Mißtrauen der Tschirokesen sehr hinderlich, weil wegen der ungerechten Ansprüche der Ver. Staaten fortwährende Aufgeregtheit unter ihnen Statt fand. Die Brüder folgten ihnen 1838 in ihre neuen Wohnsitze (§ 296, 4.), wo sie bereits für früher Ausgewanderte eine Missionsabtheilung hatten. — 3) Ein Versuch der Br.-Gem. im S. W. Georgiens am Flintfluß, der in den Apalachicola sich ergießt, unter Kriks, war nicht von Dauer. Auf den Rath des dasigen Agenten wurden 2 Handwerker geschickt, die viel in ihrer Werkstätte arbeiteten und mit Kriks verkehrten, aber diesen nicht beikommen konnten, obwohl sie es an geistlichem Zuspruch, auch an Besuchen den Flintfluß hinauf und hinab nicht fehlen ließen. Der Krieg von 1812, in welchem die Kriks arge Grausamkeiten an Weißen verübten, veranlaßte die Brüder, nach Salem zurückzukehren, ohne eine Frucht gesehen zu haben. — 4) Umfassend waren die Missionen der Bostoner Ges. seit 1816. Ihr Abgesandter, Kingsbury, erhielt vom Rath der Tschirokesen Erlaubniß zur Errichtung von Schulen, und gründete zuerst Brainerd,

wenige St. westlich von Springplace. Bald entstanden 11 weitere Stationen, welche in ihren Schulen so erfolgreich waren, daß zuletzt 2 Drittheile des Volks lesen konnten. Durch die Auswanderung der Tschirokesen wurden alle diese Missionen, wie auch solche, die von Methodisten und Baptisten gegründet waren, aufgelöst, um am Arkansas neu zu erstehen.

4) Der Staat Alabama (Tuscalusa). Dieser liegt westlich von Georgien, und war früher mit dem nächstliegenden Staat Mississippi verbunden.

Hier, besonders im westlichen Theil, und in dem östlichen Theil Georgiens herüber wohnten um 1813 noch gegen 20,000 Kriks (oder Muscogis), die aber in dem damals ausgebrochenen Krieg große Verluste erlitten. Sie blieben zwar hinter den Tschirokesen weit zurück; doch hatten sie auch schon Städte und Dörfer, als sie von 1830 an ihre alten Wohnsitze verlassen mußten (§ 296. 4.). Baptisten und Methodisten hatten unter ihnen blühende Stationen. Im Staat sind jedoch manche Kriks und Tschirokesen zurückgeblieben, die nun das Staatsbürgerrecht haben.

5) Der Staat Florida. Dieses Land wurde 1819 von den Spaniern abgetreten, 1822 Vereinsgebiet, 1839 Vereinsstaat. Es ist in Ostflorida oder die Halbinsel und in Westflorida, das Land unterhalb der Staaten Alabama und Georgien, abgetheilt.

Florida ist die Heimath der unteren Kriks oder der Seminolen, welche 1832 noch 4000 Seelen betrugen, und selbst nach hartnäckigem Kampfe von den Vereinsstaaten nicht völlig vertrieben werden konnten. Nur durch schwere Geldopfer gelang es später, etliche Tausende zum Wegzug zu bringen. Jetzt aber wandern viele auch freiwillig aus. Als 1822 der Gouverneur ihnen den Antrag stellte, Lehrer aufzunehmen und Schulen zu errichten, antworteten sie, an die Vertragspapiere erinnernd, Lesen und Schreiben sei wohl gut für die Weißen, aber nicht für die Rothen; denn jene hätten durch diese Kunst Land gewonnen, diese verloren; darum wollten sie keine Lehrer.

6) Der Staat Mississippi. Dieses ist der letzte diesseitige Staat, bis an den Mississippi reichend, westl. von Alabama, und s. von Tennessee. Er wurde 1817 Vereinsstaat; seine Hauptstädte sind: Jackson und Natchez.

Hier wohnten früher die Tschoktaws und ihre Stammverwandten, die Tschikasaws (etwa 20,000). Sie hatten zur Vielweiberei, Kindermord und Fehdelust noch die christl. Sünde der Trunkenheit gefügt, ermannten sich aber auf ähnliche Weise

wie die Tschirokesen, nämlich durch das Evangelium. Die Bostoner Ges. gründete 1818 unter den Tschoktaws mitten im Walde die Station Elliot; und das Volk zeigte so viel Interesse für die Mission, daß allmählig 8 Hauptstationen (Elliot, Mayhew, Gosen u. s. w.) entstanden; und zuletzt waren 33 Arbeiter (Missionare, Schullehrer, Pächter, Drucker ꝛc.) bei der Mission angestellt. Die Missionare erlernten die Sprache, und erhoben sie zur Schrift. Unter den Tschikasaws arbeitete seit 1831 die Cumberland- und die Meth.-Ges. (Station Monroe), und seit 1827 die Bostoner Ges. auf 3 Stationen: Tokschisch, Martyn, Canny-Creek. Während so die Missionen im besten Flor standen, erfolgten die Auswanderungsbeschlüsse, welche große Bewegungen verursachten. Doch baten die Stämme die Missionare, sie zu den neuen Wohnsitzen zu begleiten. Dieß thaten sie theilweise, als die ersten 2 Drittheile auswanderten. Die bisherigen Stationen dauerten noch eine Zeitlang fort, bis sie sich endlich ganz auflösten.

---

g. Die Missionen in den westlichen Staaten und Territorien.

aa) Die Staaten am Mississippi.

§ 295. Wir gehen zu den westlichen Vereinsstaaten und Territorien über, d. h. zu denen, welche westl. vom Mississippi liegen. Bis jetzt sind, Texas und Neu-Kalifornien, jetzt auch Oregon, ausgenommen, nur die Gegenden am Mississippi hin förmliche Vereinsstaaten. Von diesen reden wir zuerst. Sie sind:

1) Der Staat Wisconsin. Dieser, mit der Hauptstadt Madison, 1836 erst zum Gebiet, und später zum Staat erhoben, liegt w. vom Michigansee, und erstreckt sich als das östliche Quellland des Mississippi von Illinois bis an den Obersee. In Wisconsin wohnen noch Ueberreste von Tschippewähs, Menomenies und Winebago's. Uebrigens wies man hieher, vor und nach 1820, viele Indianer, die man aus den östlichen Staaten entfernen wollte; und so füllten noch andere Stämme das Land. Aber bald mehrten sich auch da die europäischen Ansiedler; und nun gab es neue Mißhelligkeiten zwischen

ihnen und den Indianern; und Viele von den letzteren, obwohl sie auf dem Wege der Gesittung sich befanden, mußten abermals den Wanderstab ergreifen. Andere bekommen jetzt nach und nach das Staatsbürgerrecht.

a. Die Stockbridge-Indianer, einst in Massachusetts, dann in Neuyork, und 1820 von da an den Fuchsfluß ausgewandert, der in die Grüne Bai am Westufer des Michigansees sich ergießt (§ 293, 2, a.). Sie ließen sich am östlichen Ufer des Flusses nieder, schufen die Wälder in Ackerland um, und bauten das schöne und wohlhabende Dorf Kawkawlin. Sie sprachen geläufig Englisch; und ein Bostoner Missionar wurde ihr Seelsorger seit 1827. Ihr Bethaus, das zugleich als Schule diente, war von unbehauenen Baumstämmen unter dem Schatten herrlicher Eichen aufgerichtet und faßte 300 Menschen. Vor der Ländergier der Weißen aber konnten sie sich nicht schützen. Diese wußten Streitigkeiten zwischen den Stockbridge's und den Winebagos zu entzünden. Es kam vor die Regierung; und diese besetzte alsbald die Handelsposten, führte ihre Behörden ein und nahm das Land in Besitz. Nun drangen schaarenweise Ansiedler ein, auch Branntweinhändler, welchen nach einem Vertrag der Stockbridge's mit der Regierung der Zutritt verwehrt seyn sollte. Alle Versuche sich zu helfen, waren vergeblich (die Stockbridge's feierten z. B. einen allgemeinen Bußtag); man blieb dabei, sie von ihren Wohnsitzen an den Winnebagosee überzusiedeln. Die Missionare harrten bei ihnen aus; und nun sind sie förmliche Bürger der Vereinsstaaten geworden.

b. Die Oneida's. Diese, unter Williams aus Neuyork ausgewandert (§ 293, 2, b.), hatten sich am Entenbache, am westlichen Ufer des Fuchsflusses niedergelassen. Sie hatten bereits wohlgebaute Grundstücke, Wohnhäuser, Scheunen und ein Schulhaus, und wollten eben eine Kirche bauen, als auch ihnen der Befehl zur Auswanderung zukam. Wie wurde so dem armen Eleasar sein „neues Canaan" vergällt! Er brach in bittere Klagen über die Treulosigkeit der Amerikaner aus, redete auch 1830 ein kräftiges Wort bei der großen Versammlung in Washington. Er zog mit seinen Oneida's über den Mississippi und ist bei ihnen geblieben bis an sein Ende. Die Meth.-Mission unter den Oneida's seit 1850 wird als gelungen bezeichnet. Sie zählt 150 Kirchenglieder, und hat die Indianer zu tüchtigen Bauern gemacht. Ebenso unermüdet arbeitet seit 1838 Bischof Kemper unter ihnen.

c. Tschippewähs sind besonders im Norden Wisconsins. Unter ihnen stehen Bostoner Missionare, früher in La Pointe, einer Insel in einer großen Bai im Südwesten des Obersees, jetzt am Badflusse, weiter östlich an der Südseite des Sees,

wo die Station Odanah gut vertreten ist und einen lebhaften Gang hat. Namentlich wird gerühmt (1862), daß durch die Macht des Evangeliums Indianer und Weiße in den Gemeinden sich immer herzlicher zusammenfinden. Leider ist das nur von wenigen Stationen zu rühmen.

d. Die Menomenies, Stammverwandte der Tschippewähs, traten 1845 ihr Besitzthum in Wisconsin an die Ver. Staaten ab, dabei es aber Mißhelligkeiten gab, so daß ein Advokat dem armen Volke noch zu einem Zuschuß zur Verkaufssumme verhelfen mußte. Sie zogen sich meist nach dem W. des Mississippi, wo man ihnen ein Stück ziemlich sandigen und unfruchtbaren Landes anwies. Friedlicher und zum Ackerbau geneigter, als die Tschippewähs, pflegen sie auch ihre Kinder zur Schule anzuhalten. Sonst sind sie so arm und hilflos wie Andere.

e. Die Winebagos endlich wurden auch 1848 nach Minnesota versetzt, wo sie sich noch wenig heimisch fühlen.

2) Der Staat Minnesota. Dieser, erst 1860 zum Vereinsstaat erhoben, mit der Hauptstadt St. Paul, reicht nördlich herauf bis an die Grenzen Hudsonia's, und gränzt westlich an den Rothfluß (§ 287, 3.), südlich an den Staat Jowa. Wie früher Wisconsin, so wurde später Minnesota das Canaan der Indianer, aber nur so lange, als die Zahl der Ansiedler noch gering war. Diese nahmen auch hier zu; und so müssen abermals manche Stämme weiter nach Westen zurück. Sioux und Tschippewähs, die feindlich gegen einander stehen, herrschten bisher vor. (Ueber die Sioux s. § 296, 1.).

a. Unmittelbar an den Grenzen Hudsonia's, am Flusse Pembina und um den Rothfluß herum, lebten etwa 800 Tschippewähs, mit welchen die Ver. Staaten 1851 einen Vertrag abschlossen, wornach sie ihr dortiges Besitzthum von 5 Millionen Jauchert gegen eine Entschädigung von 230,000 Dollars verkauften, eine Summe, die in 20 Jahren ohne Interesse abbezahlt werden soll. Der Preis des Jaucherts berechnet sich so auf 10 Pfennige; und die jährliche Summe gewährt jedem Indianer gerade eine wollene Decke zum Schutz gegen den nordischen Winter. Die Tschippewähs wurden südlicher verpflanzt, weil da das Land für die Ansiedlung der Weißen untauglich ist, dagegen jene von den Sioux, ihren Erbfeinden, geschieden sind.

b, Die Winebago's, von Wisconsin 1848 hieher versetzt, kehrten immer wieder in ihre alten Wohnhütten zurück, bis die Regierung ihnen an ihren neuen Wohnsitzen für ihr Jahrgeld 700 Jaucherte klären ließ, deren Ertrag für 2000 Seelen „fast

hinreichend" seyn soll. Sie haben gute Schulen unter sich und einen hinreichenden Schulfonds; ihre sittliche Ausbildung hält aber nicht gleichen Schritt mit ihrer äußerlichen Verbesserung.

c. Missionen sind manche in Minnesota; und Bostoner, Methodisten, Baptisten, auch Lausanner theilen sich in die Arbeit. Genannt werden vornehmlich: der Sandy-See mit 300 Indianer, — der Leech-See, unter einem Stamm der Tschippewähs, der Anfangs die Missionare feindselig zurückwies, — Fort Snelling, etwa 24 St. w. von St. Paul, — Lac Traverse, — St. Peter's, — der gelbe See, — Red Wing, wo sich die Lausanner während einer Seuche durch ärztliche Hülfe beliebt machten, und 1848 gegen 50 Getaufte waren, — Pogeguma, am St. Croixfl., wo ein Kern christlicher Indianer sich anbaute, aber 1841 von den wilden Sioux auseinandergesprengt wurde, dann 3 Jahre herumirrte, und sich endlich unter andern Stämmen verlor, daher diese Station einging ꝛc. Die bisch. Mission arbeitet unter Dakotas, Tschippewähs und Sioux. — In 1862 aber haben sich, vielleicht durch die Südstaaten bearbeitet, die Sioux mit Yanctomas und Cutheads verbündet und an 500 Ansiedler niedergemacht, darunter auch viele Missionare (man rechnet fast 40), die bis dahin großen Einfluß unter ihnen gehabt hatten.

3) Der Staat Jowa (sprich Aiowä). Dieser liegt südlicher zwischen dem Missouri und Mississippi. Er wurde erst 1838 als besonderes Gebiet von Wisconsin getrennt, und wenige Jahre darauf, weil des fruchtbaren Bodens wegen die Bevölkerung ungemein zunahm, zum Vereinsstaat mit der Hauptstadt Jowa erhoben.

Hier waren die Sack- und Fuchs-Indianer einheimisch, welche aber schon 1832 den Landstrich an die Ver. Staaten abtraten, und, äußerst bitter gestimmt, gegen Westen gedrängt wurden. Von den Sioux in Jowa s. § 296, 1.

4) Der Staat Missouri (St. Louis). Dieser folgt auf Jowa, und zieht sich 120 St. südlicher am Mississippi herab, der in ihm den Missouri, verstärkt vom Osage, aufnimmt. Vom Arkansas an läuft n.ö. das Ozark-Gebirge gegen den Missouri herauf. Der Staat besteht seit 1831. Sein äußerst fruchtbarer Boden wird immer mehr angebaut und ausgedehnt. Savannen und Prairien befördern ungemein die Viehzucht.

In diesem Staat, im W. und S. auch über die jetzigen Grenzen hinaus, wohnte der Stamm der Osagen, welcher zu-

letzt noch 18,000 Seelen zählte. Sie waren am Osage und Missouri in die Klein- und Groß-Osagen getheilt; und eine Abtheilung war auch im Süden am Neoscho oder Großfluß, einem Seitenfluß des Arkansas, der ganz im jetzigen Indiangebiet seinen Lauf hat. Sie lebten meist von der Jagd und etwas Viehzucht, dem Betteln und Stehlen sehr ergeben und mit den benachbarten Tschirokesen stets in Krieg verwickelt. — Unter den südlichen Osagen, deren Land jetzt die Tschirokesen inne haben, gründete die presbyt. Ges. 1820 mit 10 Kolonisten Union am Großfluß, 10 St. von seiner Ausmündung. Der Häuptling sagte: „Für mich ist dieser Morgen wonnevoll. Ich bin froh in der Seele, diesen Tag erlebt zu haben, Jetzt werden meine Kinder lesen lernen und leben wie die Christen. Wir wünschen, eure Religion kennen zu lernen; sie ist besser als die Unsrige." Aber Unwissenheit, Aberglauben und Rohheit war groß. Blutige Händel mit den Tschirokesen brachten Noth und Gefahr; und Beide stellten einmal den Missionaren nach dem Leben. Dazu kamen immer mehr Ansiedler, die wenig Gutes brachten. Doch ging's mit der Schule voran. Die Sprache wurde bearbeitet und viel Boden angebaut. Die Ges. legte auch 1823 Hopefield an, 2 St. von Union, unter 5000 umherstreifenden Osagen, die sie die Segnungen des Ackerbaus lehren wollte; aber 1826 zerstörten Delawaren in einem blutigen Ueberfall die ersten Anfänge. Doch dauerte die Station fort, bis die Osagen dieser Gegend nach N. W. in das Territorium Kansas gedrängt waren.

Unterdessen ersuchten auch die Missouri-Osagen die Regierung um Einführung von christlichen Schulen; und die Bostoner Ges. machte mit ihren Häuptlingen zu Washington einen Vertrag, nach welchem sie am Maredicinefl., 2 St. vor seiner Einmündung in den Osage, ein herrliches Stück Land erhielten. So entstand 1821 Harmony. Aber die Osagen suchten mehr zeitliche Vortheile, und fragten mehr nach Schießpulver als nach Religion. Bald kamen auch Pelzhändler, welche die Häuptlinge beredeten, 25 St. weit wegzuziehen, wodurch die Arbeit in Harmony nicht wenig gestört wurde. Indessen wurde 24 St. südlicher auch die Station Neoscho, jetzt zu Kansas gehörig, gegründet. Aber die Osagen lebten in roher Wildheit hin und kümmerten sich wenig um die Ansprüche der Mission. Schon 1827 endlich kamen die Anforderungen der Regierung an die Osagen, auszuwandern; und bis 1836 waren sie Alle an den Arkansas nach W. übergesiedelt, wohin ihnen nur wenige Missionare folgten. Die Meth. zählen nur 138 Kirchengl.

5) Die Staaten Arkansas und Louisiana. Diese ziehen sich noch 200 St. weit vom Mississippi hin bis

an den Golf von Mexico. Jener ist seit 1836 Staat, dieser ist ein Theil der vormals spanischen Provinz Louisiana, die hernach an Frankreich, und von diesem an die Ver. Staaten verkauft wurde, bis an den Sabinefl. im W. reichend.

In Louisiana waren begreiflich unter spanischer Herrschaft die Indianer bald ausgerottet. Hier entstanden auch große Sklavenmärkte; und besonders in der Hauptstadt Neu-Orleans wird bis auf den heutigen Tag der Handel mit Sklaven, die aus den mittleren Staaten hergeführt und zahlreich nach Texas verkauft werden, getrieben. Auch von Arkansas wurden um die Zeit der Bildung des Staats sämmtliche Indianer nach W. gedrängt. Wo sie sich hier und im Süden blicken lassen, sind sie in einem äußerst verwahrlosten Zustande, vom Hunger zum Stehlen getrieben, oft auch mit Hunden und Kugeln fortgejagt.

---

bb) Die Territorien und übrigen Weststaaten.

§ 296. Es bleiben uns noch im Westen die Territorien und etliche Staaten zu besuchen übrig.

1) Das Territorium Dakota. Dieses ist neuestens abgegränzt zwischen dem nördlichen Rothfluß und dem Staat Minnesota einerseits und dem nördlichen Missouri andererseits. Letzterer entspringt auf den Höhen an der Südseite des Saskatschewan in Hudsonia, und läuft s. ö. gegen den Staat Jowa her. Die größte Länge des Territoriums nach S. beträgt 190 St., und die größte Breite im Norden 120 St.

Hier ist hauptsächlich das Land der Sioux, die sich selbst Dakota's nennen, auch unter dem Namen der Nadowessier bekannt sind. Nach ihren eigenen Traditionen kamen ihre Voreltern von Norden her. Sie hatten sich, stets feindselig gegen die Tschippewähs, weit herum ausgebreitet, und waren zahlreich (etwa 8000 Seelen stark) in den jetzigen Staaten Minnesota und Jowa. Erst nach langen Unterhandlungen, da sie sich von diesen beiden Ländern nicht trennen wollten, wurde ein Vertrag mit ihnen abgeschlossen, nach welchem sie ein Land von 35 Mill. Jaucharte, als „der Garten des Mississippistromes“ gepriesen, für die wirkliche Summe von 575,000 Dollars abtraten. So wurden sie auf das jetzige Territorium Dakota beschränkt, von dem man ihnen sagte, daß es abgelegen genug sei, um sie

vor weiterem Druck von Seiten der Weißen für „viele Jahre" zu schützen. Sehr viele werden es freilich nicht seyn. — Diesen Sioux zu lieb wurden die meisten Stationen in Minnesota gegründet, da dieses noch kein Vereinsstaat war (§ 295, 2, c.). Von den älteren Stationen ist nur Lac qui parle im jetzigen Dakota. Andere Dakota-Stationen, deren eigentliche Lage nicht angegeben ist, hat noch die Bostoner Ges., wie: Gelbmedicin, Haselnußwald ꝛc., in welchen 1861 zusammen 50 Bekehrte waren. Die bisch. Mission arbeitet dort zu Redwood seit 1860, geschützt gegen den Aberglauben der Indianer durch ihren Häuptling Wabaschaw.

2) Das Territorium Nebraska. Dieses liegt von Dakota oder dem oberen Missouri an bis zum Felsengebirge, an der Nordgrenze hin über 200 St. Die Südgrenze ist jenseits des Nebraska oder Plattefl. bis zum 40° n. Br. Der Nebraska ergießt sich an der Grenze des Staats Jowa, dort von der Dakotagrenze nur 40 St. entfernt, in den Missouri, der sonst noch viele Nebenflüsse aufnimmt.

a. Die einheimischen Indianer. Auf den weiten Prairien Nebraska's leben viele Tausende von Indianern in unbeschränkter Wildheit; nur Wenige haben das rauhe Thierfell mit einer wollenen Decke, den Bogen mit einer Flinte vertauscht. Sie machen Jagd auf die Büffelheerden, wie auch auf die durchziehenden Karawanen der Europäer, denen sie heftig grollen, weil sie ihnen die Büffel wegschießen und Holz und Gras vernichten. Um die steigende Unzufriedenheit der Indianer abzustellen, wurde 1837 eine Rathsversammlung beim Fort Laramie am Nordplatte gehalten, wohin von 50,000 Seelen 10,000 Vertreter der verschiedensten Stämme kamen, die zum Theil einander nie gesehen hatten, und nun 18 Tage friedlich neben einander lagerten. Die Vertragsbedingungen waren: die Indianer sollen das Recht, Straßen anzulegen und Militärposten zu errichten, anerkennen, sodann versprechen, unter einander Frieden zu halten und durchziehende Weiße nicht mehr zu berauben, endlich, nach erhaltenen Geschenken, keine Klagen mehr führen über Zerstörung der Büffel, des Holzes und des Grases. Die Vereinsstaaten dagegen verpflichteten sich zur Zahlung von 50,000 Dollars für den Zeitraum von 50 Jahren, in Gegenständen, wie sie die Lebensweise der Indianer erforderte. — Die Lage der Indianer wurde übrigens bedenklich, da die Büffelheerden, die dem rothen Manne Alles liefern, immer mehr sich verlieren, und die Weißen Pocken, Cholera und andere Seuchen bringen, die fortgehend unter den Indianern wüthen. Man

dachte daher schon daran, den Stämmen, die zum Ackerbau geneigt wären, feste Wohnsitze an Flüssen zu geben, die unverbesserlichen Wilden aber nach billiger Entschädigung für ihr Land an die Grenzen von Neu-Mexico zu versetzen. — Hieher kamen, den Yellowstonefluß hinauf 1858 lutherische Missionare, welche unter den Upsaroka's (Crows) sich niederließen, und viel mit ihnen wanderten. Miss. Bräuninger wurde aber von einer bettelnden Kriegspartie der Sioux 1860 ermordet; und bis jetzt wandern die Miss. Keßler und Flachenecker ohne viel Erfolg mit dem unsteten Volk herum, dessen Untergang sie voraussehen, wenn es sich nicht zur Viehzucht hergibt.

b. Die eingewanderten Indianer. Der Südosten Nebraska's gehört bereits zu den Gebieten, welche den vom Osten vertriebenen Stämmen angewiesen wurden. Viele solcher kleinen Stämme wohnen hier in ziemlicher Nähe, ohne sich zu stören, je und je auch sich vermischend. So schon südlich unter Dakota bis zum Kehapahah oder Niobrara die Poncas, und weiter hinab bis zu der Linie (40° n. Br.), welche vom Territorium Kansas scheidet, die Peorias, Weas, Miami's, besonders Omaha's am Missouri; ferner die Sack- und Fuchsindianer aus Jowa, und die Pawni's, welche westlicher zu beiden Seiten des Platteflusses wohnen; ferner jenseits des Plattes am Missouri unter einander die Otonen und die Kickapus. Unter allen diesen Stämmen fingen namentlich Baptisten und Methodisten immer wieder zu wirken an. Manche, namentlich die Sack's und Fox's, sträubten sich lange gegen Civilisation und Mission, weil sie ein Nachrücken der Weißen fürchteten. Geneigter waren die Omaha's und Pawni's (letztere wohl 8000 an der Zahl); sie nahmen schon von 1822 an Bostoner Missionare auf, welche 1836 ein Schulbuch, dann auch Theile der heil. Schrift in die Pawnisprache übersetzten, doch jetzt nicht mehr in den Berichten genannt werden. — Weil die Stämme alle noch immer Jahrgelder von der Regierung bekommen, die ihnen beim Verkauf ihres Landes auf eine gewisse Anzahl Jahre, meist auf 50 Jahre, zugesichert wurden, so benützt die Regierung häufig die Gelder dazu, Schulen unter den Indianern und Fortschritte in äußeren Dingen, wie in Ackerbau und Gewerben, zu befördern, um die Stämme allmählig zu heben, damit sie mehr und mehr den Weißen an Bildung gleichkämen und diesen Achtung und Duldung abnöthigen könnten. Müßten sie doch sonst bei weiterem Andrängen nach W. auf die Gebiete anderer Indianer gedrückt werden, die ihr Land behaupten und die Fremdlinge bis auf den letzten Mann aufreiben würden. So wurden besonders 1854 mit verschiedenen Stämmen Verträge abgeschlossen, nach welchen sie einen Theil der Jahrgelder zu Bildungszwecken, namentlich Schu-

len, abtreten sollten. Von der Regierung aufgefordert, errichteten die Presbyterianer Missionen unter den Omaha's, Sack's und Jowa's, Otonen und Kickapus, die bereits guten Fortgang versprachen, als die zahlreicher kommenden Weißen den armen Indianern vorspiegelten, daß diese Schulen zu kostspielig wären, und ihnen nichts Gutes einbrächten. Da die Indianer sich zur Unzufriedenheit stimmen ließen, mußten 1860 die Verträge aufgelöst werden. Die Einzelschulen, welche keine Unterstützung mehr bekamen, hörten somit auf; und die Mission behält nur das sogenannte indianische Waiseninstitut bei, für Zöglinge verschiedener Stämme. Dasselbe zählte 1861 von Pawni's, Jowa's, Kickapus und Sioux zus. 23 Knaben und 11 Mädchen. Die Mission bleibt unter den verscheuchten und bitter armen Leuten stets eine schwierige und wenig lohnende Sache, und erleidet vielen Wechsel.

3) Das bisherige Territorium Kansas (seit 1861 Staat). Dieses reicht 90 St. weit südlicher bis zum 37° n. Br., und stößt im O. an den Staat Missouri, im W. an das Felsengebirge, bis wohin es mindestens 200 St. sind. Viele ansehnliche Flüsse vom Westen her vereinigen sich zum Flusse Kansas, der in den Missouri fällt. Südlicher strömt der Arkansas, ein Seitenfluß des Mississippi, der, vom Felsengebirge kommend, fast den ganzen Distrikt Kansas durchläuft, bis er in das Indian-Gebiet übergeht, und von da in den Staat Arkansas ausmündet.

Viele Stämme sind auch hier eingewandert in besondere Distrikte. Da das Wild immer weniger wird, und die Indianer das Jägerleben ungern aufgeben, so leiden sie oft Noth. Die Regierung, welche wohl sieht, daß sie civilisirt werden oder umkommen müssen, sucht den Landbau zu heben. Aber auch hier sind eindringende Weiße das größte Hinderniß; denn nicht nur, daß sie Völlerei und Krankheiten bringen, machen sie auch die Indianer argwöhnisch gegen die wohlmeinenden Absichten der Regierung. So haben auch die Missionen der Methodisten und Baptisten einen schweren Stand. — Am linken Ufer des Kansas wohnen die Delawaren, denen ihr vieles Jahrgeld nur verderblich wird, ferner westlicher die Kansas, sonst auch die Wayandots, die mit eingebornen Lehrern hergezogen sind. Die Arbeit der Brüdergemeine unter den Delawaren hat fast aufgehört, seit diese 1860 ihr Land zu verkaufen genöthigt wurden und 25 St. s.w. unter den Tschippewähs sich niederließen, deren Häuptlinge (nach dem Tode eines befreundeten Beschützers

der Mission 1801—1807) die Brüder entschieden abweisen. Am rechten Ufer des Kansas sind zuerst die Schawnis, welche nüchterner und fleißiger sind, auch gedeihlichere Schulen haben in 4 Stationen der Baptisten, ferner die Pottawatomi's (Stockbridge's, erst südl., jetzt 1861 nördliche Bapt.-Miss.), sodann die Osagen (§ 295, 3.), noch ganz ein Jägervolk, so sehr die Regierung sich Mühe gab, sie mit Ackergeräthschaften und Zuchtthieren, Mühlen und Schmieden zu versehen, endlich die Seneka's, die im Aeußeren wohl versorgt sind, und gute Wohnhäuser und einträgliche Felder haben, aber trotz der Schulen meist Heiden bleiben, wie auch die Quapah's, die seit 20 Jahren Missionare und Lehrer haben, — An der linken Seite des Kansas ließ sich auch die Zweiggemeine von Neufairfield in Canada (§ 284) unter dem Namen Westfield nieder, welche 1837 von unwiderstehlicher Wanderlust ergriffen, daher zog. Alles ging gut; aber 1853 machte ein anderer Stamm Ansprüche auf ihr Gebiet. So zogen sie den Kansas weiter herauf, verkauften jedoch abermals ihre Ländereien, und zogen sich endlich s. w. unter die Tschippewähs, deren Häuptling den Miss. Oehler, welcher seiner Heerde nachfolgen wollte, ausgewiesen hat. Damit hörte 1861 die Delawaren-Mission der Br.-Gem. auf, soll aber durch Br. Romig erneuert werden.

4) Das bisherige Indian-Territorium (seit 1861 mit dem neuen Staat Kansas vereinigt). Dieses erstreckt sich weiter südlich bis an den südl. Rothfluß (zu unterscheiden von dem Rothfluß in Hudsonia § 287, 3.). Gegen O. stößt es an den Staat Arkansas, und gegen Westen an das Felsengebirge. Der Arkansas, der vom Gebiet Kansas her s. ö. fließt, hat mehrere bedeutende Seitenflüsse, theils vom N. her, wie den Neoscho oder Großfluß, ferner den Verdigris, theils von W., wie den Red Fork, den Nordfork und den Südfork oder Canadian; und zum Rothfluß her fließt der falsche Waschita. Hier ist das Land, in welches die ansehnlichsten Indianerstämme verpflanzt wurden, deren Zahl 1832 auf 74,000 angeschlagen wurde, darunter 22,500 Kriks, 14,500 Tschirokesen, 15,500 Tschoctaws, 3500 Tschickasaws ꝛc., 1838 aber betrug die Zahl derselben 81,282. Ihre Zahl muß seitdem beträchtlich zugenommen haben, da sie in einem gedeihlichen Zustande sich befinden.

a. Die Tschirokesen (§ 294, 3.). Diese bewohnen, jetzt

21,000 M. stark, die nordwestlichen Gegenden um den Neoscho und Arkansas herum, bis wohin früher die Osagen gewohnt hatten (§ 295, 3.). Die Uebersiedlung kostete sie 1/4 ihrer Seelenzahl, langsam nimmt sie jetzt wieder zu. Ihre äußere Verwaltung wurde unter einen weltlichen Superintendenten zu Dwight, am linken Ufer des Arkansas, gegenüber von der Mündung des Canadian, gestellt; und bei einer durchaus geregelten Staatseinrichtung blühte das gut angesiedelte Volk bald in erfreulicher Weise wieder heran. Doch ist ihr Zustand noch immer ein Gemisch von Wildheit und Civilisation; Trunk- und Spielsucht hängen vielen an. Obwohl sie allgemein Englisch verstehen, haben sie doch ihre eigene zur Schriftsprache erhoben, und zu Tahlequah, ihrer Hauptstadt, wird eine Zeitung, halb tschirokesisch, halb englisch gedruckt. Sie haben unter sich 30 christliche Elementarschulen und 2 Seminarien, deren Eines 100 Mädchen bildet, wofür die Nation jährlich 80,000 Dollars aufwendet. Sie haben 12 Kirchen mit ebenso vielen Predigern. Ihre Bibelges. nimmt jährlich 150 Dollars ein. Ihre Regierung unter dem Präsidenten Roß ist nach dem Muster der Ver. Staaten. Wiederum aber erregt ihr weitausgedehntes Land den Neid der weißen Umwohner. — Schon unter den ersten Auswanderern bestanden Missionen: 1) Die Br.-Gem. sammelte ihre Häuflein und siedelte sie 1843 nach Canaan, beim Fort Wayne, über, dazu 1849 Berg Zion als Filial kam, während 10 St. südlicher 1843 New-Springplace entstand. Die Gemeinden sind klein geblieben, und zählten 1860 zusammen nur 232 Seelen. — 2) Die Bostoner gründeten schon 1830 Dwight, das sie aber 1828 an seinen jetzigen Ort verlegten, ferner 1828 Fairfield, 1836 Park Hill, 1838 Honey Creek, später auch Lee's Creek. Neben den Missionaren hatten sie auch Prediger und Gehilfen vom Volk selbst. Es bildete sich eine Mäßigkeitsgesellschaft; und die Sprache wurde bearbeitet. Die Bostoner hatten aber stets unangenehme Berührungen mit Arbeitern anderer Gesellschaften, die an 60 Prediger unterhalten, so daß sie sich 1860 entschlossen, das Feld ganz zu verlassen. — 3) Baptisten missionirten schon seit 1820 am Arkansas; und unter den Predigern auf ihren Stationen: Thiroki, Flint, Taquohi, Dseiohi, Delaware, waren stets viele Eingeborne. Miss. E. Jones mußte 1861, von politischen Unruhen vertrieben, diesen die ganze Arbeit überlassen. An 2000 Kirchengl. — 4) Methodisten, die besonders durch die bekannten Lagerversammlungen große geistliche Bewegung hervorzubringen wissen, haben seit 1825 angefangen, Mitglieder zu sammeln, und haben deren eine große Zahl. — Im Ganzen scheint im Volke das tiefere geistliche Leben hinter dem Drang nach äußerer Bildung zurückzubleiben. Doch wird

alles berauschende Getränk streng ausgeschlossen, so daß es nur durch Schmuggler über die Grenzen des Staats eindringen kann, der Ackerbau fleißig gefördert, der Schulunterricht lebhaft betrieben; noch schneller würde der Stamm erstarken, wenn er nicht von den weißen Nachbarn das Institut der Sklaverei sich hätte aufdringen lassen.

b. Die Kriks (s. § 294, 4.). Diese wohnen südlicher und mehr westlich um den Nutria oder Nordfokfl. herum bis herab zum Canadian. Sie sind noch sehr zurück; und noch 1860 hieß es, daß die Ausschließung der Weißen nur günstig für sie sei, weil sie mit diesen noch nicht auszukommen verstünden. Unter ihnen wirken segensreich presbyt. Missionare zu Tallahassi und Kowetah, und neuestens auch zu Tschoskah (1861). Insbesondere gedeihen Schulen und Kostschulen. Da, wo sie stehen, haben die Kriks in 15 Jahren bedeutend gewonnen, sofern sie mäßiger und gebildeter sind, und fleißiger den Boden anbauen. Aber der Fortschritt beschränkt sich nur auf einen kleinen Theil der Nation; die Mehrzahl steht noch in heidnischer Unwissenheit. Die Jahrgelder, welche bisher nur Unmäßigkeit und Spiel, auch Sorglosigkeit beförderten, haben seit 1860 aufgehört. — Auch Baptisten und Methodisten arbeiten unter den Kriks.

c. Die Seminolen (§ 294, 5.). Diese, etwa 2500 Seelen stark, wohnen unter ihren Stammverwandten, den Kriks, jedoch in einem besondern Distrikt, dahin sie auch ihre in Florida zurückgebliebenen Stammgenossen einladen. Ihr Zustand ist noch unbefriedigend. Um 1849 begann die presb. Mission für sie in Oakridge und Prairie. Sie traf noch Alles ungünstig; denn die Seminolen waren noch nicht lange aus ihrer Heimath vertrieben, und darum gar übelgestimmt und mißtrauisch gegen die Missionare wie gegen alle Weißen, auch arm und zerstreut. Allmählig trug aber auch hier die Mission Früchte.

d. Die Tschoktaw's (§ 294, 6.). Diese nehmen den südlichen Theil des Indian-Territoriums ein zwischen dem Canadian und Rothfluß. Kaum eingewandert, waren sie vor Allem darauf bedacht, Mission und Schulen wieder in Gang zu bringen; und so große Schwierigkeiten auch bei der neuen Ansiedlung waren, indem zuerst dichte Urwälder gelichtet werden mußten, so erstanden doch 1836 nach wenigen Wochen die Bostoner Stationen Wheelock und Bethabara, welchen später mehrere folgten. Alles gestaltete sich wieder zu einer schönen Ordnung. Sie bildeten eine eigene Regierung und Verfassung auf christl. Grundlage, und arbeiten sich zu wachsendem Flor empor (20,000 an der Zahl). Alle Einfuhr geistiger Getränke ist nun streng verboten. Ein Liederbuch und andere Bücher erschienen, neben vielen Büchern der heil. Schrift in der Tschoktaw-

sprache; und wackere Bekehrte zeigten einen apostolischen Sinn. Es waren zuletzt 7 Hauptstationen und 3 Filiale, und in 12 Kirchen waren über 1500 Getaufte. Neben ihnen arbeiteten gleich segensreich presbyt. Missionare theils in Spencer, wo sie eine zahlreich besuchte Akademie für höhere Bildung errichteten, theils in Gutwasser. Zu ihnen gingen 1859 sämmtliche Arbeiter der Bostoner Ges., darunter auch Kingsbury, über; und nun liegt die Sorge für die ganze Tschoktaw-Mission auf der presbyt. Ges. Auch Methodisten und Baptisten sind da; doch haben letztere 1845 ihre Station Providence am Rothfluß aufgegeben. Jährlich bekommen die Gemeinden einen Zuwachs; und diese sorgen nicht nur für allerlei christliche Anstalten unter sich, sondern steuern auch ansehnlich für die Mission überhaupt bei. Auch die einheimische Regierung öffnet ihre Kasse auf's Bereitwilligste für den Unterhalt mehrerer Schulen, und sorgt für die Erziehung von Söhnen in den Collegien der Ver. Staaten. In den benachbarten Staaten wird daher oft geklagt: die indischen Schulen sind besser als die unsrigen. Wenn man bedenkt, wie noch 1818 dieses Volk als ein durchaus heidnisches geschildert wurde, unter welchen nur europäische Laster, wie Spiel und Trunksucht, allgemein Eingang gefunden hatten, und wie jetzt Alles gänzlich verändert ist, so kann man nur über die Siege staunen, welche hier die Mission feiern darf.

e. Die Tschikasaws (§ 294, 6.). Diese wohnen auch im Süden, aber etwas östlicher, häuptsächlich zwischen dem Rio Negro und dem Rothfluß, nur wenige Tausend Seelen stark. Sie bilden jetzt mit den Tschoktaw's einen in 4 Distrikten getheilten Staat, und bewohnen Einen derselben. Auch sie haben gute Schulen, in welchen zugleich Landbau getrieben wird, und verwenden viel Geld auf sie. Die Presbyterianer haben unter ihnen 2 Stationen; auch Methodisten sind ansäßig.

5) Der Staat Texas. Dieser liegt zwischen Louisiana und Mexico, im N. O. vom Rothfluß begränzt. Er war früher ein Bestandtheil des mexikanischen Staatenbundes, füllte sich mit amerik. Einwanderern, die 1836 sich von Mexico lossagten, und wurde 1845 in in den nordamerik. Bund aufgenommen. Darüber kam es zum Krieg mit Mexico, in welchem bis 1848 der Rio del Norte seinem ganzen Lauf entlang zur Grenzlinie erzwungen wurde, so daß der Staat nun 10,000 □M. hat und zweimal so groß als Frankreich ist. Hauptstadt ist St. Austin.

Erst seit 1836 wurde das Land colonisirt; und die Einwanderungen, auch aus Deutschland, sind so zahlreich geworden, daß bis 1854 die Bevölkerung eine Million betrug, während man sie früher nur zu 70,000 anschlug. In dem ungeheuren Lande leben nur noch etwa 30,000 Indianer nach natürlicher Weise und Wildheit, werden aber vom Staate sehr bedrückt. Hauptstamm sind die Comanchen, ein Zweig der Schoschonis. Alles Unterhalts beraubt, sind sie zum Rauben genöthigt und müssen daher Jagd auf sich machen lassen, was ohne Vergeltung nicht abgeht. Doch werden manche Märkte durch Indianer mit Wild versorgt, und sind schon Bündnisse mit ihnen abgeschlossen worden. Sonst aber halten die Kolonisten Negersklaven, wie in den Südstaaten. An eine Mission unter Negern und Indianern wurde bisher wenig gedacht.

6) Die Territorien Neu-Mexico und Utah (letzteres ist seit 1861 in die 3 Territorien Colorado, Utah und Newada getheilt, welche mit Dakota S. 510 und Nebraska S. 511 den großen Nordwesten bilden). So heißen die Ländergebiete, n.w. von Texas und n. von Mexico, zwischen dem Felsengebirge und dem westlichen Küstenland, im Norden an das Oregongebiet stoßend. Sie ziehen sich vom 31—42° n. Br., also 330 St. weit herauf, mit einer fast gleichen Breite von O. nach W.

Wie Texas, so gehörte bisher alles dieses Land bis an die Südsee-Küste heraus zuerst den Spaniern, dann den mexik. Freistaaten; und den Namen Neu-Mexico führte nur das obere Thalgebiet des Rio del Norte, während das westlich von diesem gelegene freie Land der Indianer, sowohl das Binnen- als das Küstenland, im Süden Neu- oder Obercalifornien, im Norden Deseret oder Utah genannt wurde. Das Ganze ist quer durch vom Colorado durchschnitten, in welchen vor seiner Ausmündung in den Meerbusen von Kalifornien der Gila fließt. Aber wie Texas, so wurde auch die Südseeküste je länger je mehr von nordamer. Kolonisten überfluthet; und so entwickelte sich seit 1836 der Kampf mit Mexico, in Folge dessen 1848 das engere Neumexico und die Küste an die Ver. Staaten fiel; an sie wurde auch 1854 das indianische Binnenland abgetreten. Der Name Neu-Kalifornien wurde seitdem auf den Küstenstaat beschränkt, und der Name Neumexico (Hauptstadt Santa Fe) auch auf das Territorium des südlichen Binnenlandes übergetragen, während das nördlichere bis Oregon Utah (Hauptort Fillmore) heißt. Die in diesem Neumexico sich umtreibenden Indianer heißen an der Südgränze Pimas und Cocomarikopas, im Osten Apa-

schen (Apalaschen) und Gelennos, im Westen Umas, Nechoras, Tejuas, Kosninas, im Norden Moquis und Navahos, lauter wilde, zügellose Horden, unter welchen für die Mission noch viel Arbeit wäre. — Auch in Utah sind mancherlei Stämme. Hier aber ist die neue Heimath der Mormonen, bekannt durch ihre Vielweiberei und ihr Streben, einen neuen Gottesstaat gründen und diesem die ganze Welt unterwerfen zu wollen, weswegen ihre Sendlinge in alle Welttheile einstürmen. Anfänglich wohnten sie in der Stadt Nauwoo am oberen Mississippi an der Westgränze des Staats Illinois, gegenüber der Südoststrecke von Iowa. Von da vertrieben, ließen sie sich weiter westwärts am Missouri nieder; auch hier durch feindselige Behandlung der Nachbarn zum Weiterwandern gezwungen, überstiegen sie das Felsengebirge, und siedelten sich zahlreich im Distrikt Utah seit 1851 an. Hier ist ein Binnensee Utah, dessen Abfluß in einen großen Salzfluß schiffbar ist und nun den Namen Jordan trägt, wie die Hauptstadt der Mormonen am Salzfluß Neujerusalem heißt. Letztere ist regelmäßig gebaut und zum Betrieb städtischer Gewerbe vortheilhaft angelegt, und zählte 1854 schon 10,000 E. Auch stehen bereits 4 Mormonenstädte zwischen dem Gebirge und den Seen, da westlich von den letzteren das ganze Land eine unabsebbare Salzwüste ist. Für die Indianer aber ist durch die Mormonen (an 90,000) übel gesorgt.

7) Der Staat Neu- oder Ober-Kalifornien. Dieser besteht aus der Küstenstrecke, westlich von Neumexico und Utah, 320 St. l., und seine Breite bis zur nächsten Wasserscheide beträgt etwa 100 St. Hauptstadt ist San Francisco.

Die Küste wurde 1848 von Mexico an die Ver. Staaten abgetreten; und die Bucht San Francisco, in welche ein gleichnamiger und mehrere andere Flüsse, wie San Sacramento und San Joaquin, einmünden, ist diejenige Gegend, wo 1848 unmittelbar nach der Besitznahme das Gold ohne Bergbau gewonnen, theils als Goldsand ungemein reichlich aus Flüssen und Bächen gesammelt, theils trocken als Golderz von den Einwanderern auf der Oberfläche der Bergabhänge ausgescharrt und weggetragen wurde, wohin sich deshalb die neue Bevölkerung wie auf einen großen Weltmarktplatz angesammelt hat. Wie es nun dort hergeht, ist Jedermann bekannt. Am schlimmsten kommen wieder die einheimischen Indianer (Genigueihs, Wohahven, Tularen, Kinklas) weg. Für diese bestanden in den spanischen Zeiten eigene katholische Missionen; und noch 1827 hatte San Diego im Süden 1697, Santa Clara,

nicht fern von der Hauptbucht, 1394, San Franzisco 958, San Raphael im N. 830 Neubekehrte. Aber jetzt denkt unter dem Goldsuchen Niemand an die Heiden; und schon bereitete sich ein allgemeiner Krieg zwischen den Einwanderern und den Indianern vor, als man ihm durch Verträge zuvorzukommen suchte. Einzelne Stämme haben sich in die Gebirge zurückgezogen und pflegen nur des Nachts herunter zu kommen, um den Weißen Vieh zu rauben. Auch mit ihnen hat man unterhandelt; und bei manchen Stämmen ist es gelungen, sie von ihren Wohnsitzen zu entfernen und auf kleine Reservationen zu beschränken, die meist ganz unfruchtbares Land enthalten. Es wollte das freilich den Indianern nicht gefallen; aber sie fügten sich darin, um nur vor dem weißen Manne sicher zu seyn, der freilich über kurz oder lang ihnen überall nachkommt. Von ernstlichen Missionen unter ihnen wird nichts berichtet. — Dagegen haben die Goldfelder Kaliforniens eine große Einwanderung von Chinesen (über 50,000) veranlaßt, unter welchen die presb. Kirche und andere Gemeinschaften nicht ohne Erfolg missioniren. Von Zeit zu Zeit kehren Bekehrte nach China zurück, um die Ihrigen zu Christo zu führen. Ein Haupthinderniß der Mission liegt aber in der unwürdigen Behandlung, die sie, auch die Bekehrten, von den übermüthigen Amerikanern zu erdulden haben, von welchen sie als eine niedere Race sich Alles gefallen lassen müssen.

8) Die Territorien Oregon und Washington (seit 1861 zum Staat erhoben). Diese liegen nördlich von Neu-Californien und Utah, vom 42—49° n. Br., also 180 St. weit, bis an das britische Columbia (§ 287, 5.), mit einer Breite von 230—280 St. Sie gehen bis an die Küste heraus und sind durch den Columbia oder Oregonfl. und eine Linie von ihm aus nach O. von einander getheilt. In Oregon ist Salem, in Washington Olympia die Hauptstadt.

Das Land, wie überhaupt im Westen, bietet nicht die ungeheuren Ebenen des Ostens dar; sondern es wechseln in ihm Berge und Thäler, was nicht nur Klima und Erzeugnisse, sondern auch die Eingebornen verschieden macht. Letztere sind in den Thälern mild, ruhig, auch wohl fleißig, auf den Bergen wild, kriegerisch, unabhängig und unlenksam. Unter den vielerlei Stämmen sind besonders merkwürdig die Plattköpfe, so genannt, weil sie die sonderbare Sitte haben, ihren Kindern die Stirne platt zu drücken. Zu ihnen gehören auch die Schlangenindianer und andere Stämme, zusammen auf 140,000 geschätzt (im ganzen Westen schätzt man sie auf 300,000). Sie

sind sämmtlich von sanfter Gemüthsart, doch minder groß und stark als andere Indianer, und wohnen in großen, gut gebauten Hütten. Sie tragen Zierrathen in Nase und Ohren, und binden Korallenschnüre um den Leib und um die Ohren. Die Kleidung der Männer besteht blos in einem Stück Tuch, das sie über die Schultern hängen; die Weiber tragen unter demselben auch noch eine Schürze. Sie bemalen ihre Gesichter mit Farben; und eigenthümlich ist die bei den Frauen für schön geachtete hölzerne Wurstlippe, ein ovales Stück Holz, das nach und nach in eine Oeffnung der Unterlippe eingeschoben und eingezwängt wird und diese zu einer abscheulichen Größe erweitert (vergl. § 306). Jeder Mann hält sich Frauen, so viele er ernähren kann. Kindermord aber ist herrschendes Nationallaster. Das Elend des Volks wird durch die Pelzhändler vermehrt, die den Branntwein einführen, der das ursprünglich sanfte Volk immer grausamer und gefühlloser macht. Aber noch mehr werden sie dadurch gereizt nnd verbittert, daß man auch hier schon ihnen die Zumuthung macht, auszuwandern, natürlich von W. nach O., gegen das Felsengebirge hin. Bis jetzt konnte keine Kraft der Ueberredung sie vermögen, die Grabstätten ihrer Väter zu verlassen. Willig traten sie zwar ihr übriges Land ab; von ihren Wohnstätten aber sind sie nicht hinwegzubringen. Pocken und andere Seuchen haben sie wohl sehr verringert; aber sie weichen nicht, obgleich ihnen auf ihren kleinen Reservationen meist nur Wurzeln zum Lebensunterhalt bleiben.

Bostoner Missionare machten 1829 eine Untersuchungsreise im Lande; und nicht lange danach kamen 4 Häuptlinge von den Plattköpfen nach Neuorleans im tiefsten Süden und von da in die Bundesstadt, nach einer Fußreise von wohl 1200 St., um den General Clarke, ihren großen Vater, wie sie sagten, zu besuchen, der ihnen Auskunft in einem wichtigen Anliegen verschaffen werde. Sie wollten nämlich Erkundigungen über den rechten Gottesdienst einziehen, und namentlich nach dem Buche fragen, von welchem ein Reisender ihnen gesagt hätte, daß es Nachricht gebe, wie man zur Gnade Gottes gelangen und auch nach dem Tode in's Land kommen könne, wo der große Geist wohne. Man gab ihnen Auskunft. Aber die Armen erreichten ihre Heimath nicht wieder; und die von den christlichen Gesellschaften ausgesendeten Boten konnten das Volk nicht finden, unter welchem dieser Hunger nach dem Worte Gottes entstanden war. Indessen gab die Sache Anlaß zu großen Untersuchungsreisen, wie auch zu Missionen im Oregongebiet. Die amer. Method. wagten sich 1838 dahin; und die Bostoner errichteten 3 Stationen daselbst: Wailatpu, Clear Water, Tschimakain. Doch wurde sehr über die Unreinlichkeit, Rohheit und Unempfindlichkeit der Indianer geklagt; und

wesentliche Früchte der Mission kamen nicht zum Vorschein. Im Mai 1843 wurden wohl 9 Indianer getauft, und 25—30 als Taufcandidaten bezeichnet; auch 1844 kamen Taufen vor, und zählte man 130 Schüler; Ackerbau und Cultur fingen nach späteren Berichten an, vorzuschreiten. Methodisten, gegen 50 Personen, darunter 6 Missionare, ferner Tischler, Zimmerleute, Schmiede und Lehrer, zogen 1839 nach Oregon. Ihnen gelang es 1841, mit Hülfe ihrer Lagerversammlungen 500 Indianer, wie sie triumphirend berichteten, zu bekehren. Aber 1861 zählten sie nur 19 Kirchengl. Auch die bisch. Mission in Olympia beklagt sich über den Wankelmuth dieser westl. Indianer verglichen mit dem Chararkter der östlichen. Außer ihnen betheiligten sich auch Presbyterianer an der Mission, welche, wie die Andern, sehr über den nachtheiligen Einfluß der Weißen auf die Indianer klagten, da sie seit 1844 immer zahlreicher über die Gebirge kamen. Da geschah es, daß 1847 der Bostoner Miss. Dr. Whitman und seine Frau nebst 12 andern Personen durch die Indianer ermordet wurden. Die Masern hatten trotz der Arzneien, die sie von den Missionaren erhielten, Viele hingerafft, daher sie an Vergiftung glaubten, und der ganzen Mission den Tod schworen. Frauen und Kinder, 48 an der der Zahl, wurden gefangen genommen, zu Sklaven gemacht und grausam behandelt, jedoch wieder losgekauft. Miss. Spalding floh und wanderte 30 St. weit, ohne etwas zu essen. Damit hatten vorerst alle Missionen am Oregon ein Ende; und schmerzlich ist es, die verwickelte und tragische Mission unter den Indianern Nordamerikas mit der Erwähnung vergossenen Märtyrerblutes schließen zu müssen. Indessen wird neuestens wieder von verschiedenen Gesellschaften, namentlich auch der bischöflichen in Oregon missionirt.

III. Mittelamerika.

§ 297. Zu Mittelamerika rechnet man neuerer Zeit alles Land südlich vom Westen der nordamer. Vereinsstaaten bis nach Neu-Granada in Südamerika; und gewöhnlich wird auch Westindien mit eingeschlossen, von welchen wir aber zuerst gesprochen haben. Das wichtigste Land ist somit

1) Mexico. Dieses Land, westlich vom stillen Meere, östlich vom Golf von Mexico bespült, reicht in einer Linie von 900 St. hinab bis zur Halbinsel Honduras, diese größtentheils mit eingeschossen. Auch die Halbinsel Kalifornien gehört dazu. Es gehörte einst den Spaniern und hieß darum Neuspanien. Von 1540 an wurde es von Vicekönigen regiert, die in der Regel alle 5 Jahre wechselten, bis 1810 die Revolutionsunruhen begannen, welche mit der Befreiung des Landes vom Mutterlande Spanien endigten. Seit 1813 bildet es einen freien Staatenbund, unter dem Namen „vereinigte mexikanische Freistaaten", jetzt nur noch aus 20 Staaten bestehend nebst 2 Gebieten innerhalb derselben, da die 3 nördlichen indianischen Gebiete 1848 an die nordamer. Ver. Staaten abgetreten worden sind. Da das Land katholisch ist, sind protest. Missionen noch undenkbar.

Erst 1518 war die Ostküste am Golf von Mexico entdeckt worden, als 1519 Ferd. Cortez da, wo jetzt Veracruz steht, landete und bis 1521 das ganze Reich eroberte. Er traf ein Indianervolk an, das auf einer verhältnißmäßig hohen Kulturstufe stand, so gräulich sein Götzendienst und so schauerlich seine Menschenopfer waren. Seine Geschichte begann mit der Einwanderung der Azteken und der Tolteken im 7. Jahrh. Von dem alten Anahuac, wie Mexico vorher hieß, sieht man nur noch die Ueberreste einer räthselhaft kunstreichen Vorzeit, deren Gebilde auf die Priestercultur des alten Aegyptens, auf die Seezüge der alten Phönizier und Karthager und dergleichen hinweisen. Andere Denkmäler scheinen der Zeit vom 7—12. Jahrh. anzugehören. Ihre Sternkunde scheint auf Ueberlieferung beruht zu haben. Sie zählten im Jahre 18 Monate, jeder zu 20 Tagen, und noch 5 Ergänzungstage, und hatten auf diese Weise, wie die alten Aegypter, ein Jahr von 365 Tagen. Nach 52 solcher Jahre schalteten sie 13 Tage ein, wodurch sie ein richtiges Julianisches Jahr erhielten. Ihre heidnische Herrlichkeit war aber nach der Eroberung bald dahin. Mit unerhörter Grausamkeit unterjochten die Spanier alle jene indianischen Staaten. Sie pflanzten auch, soweit ihre Waffen reichten, das katholische Christenthum auf, zu welchem sich nun die meisten Indianer innerhalb der Staaten bekennen, jedoch mit Beibehaltung vieler heidnischer Sitten; die alte Priesterweisheit ist nun durch eine unverständige Mischreligion ersetzt, in welcher der Nagualist (Gemeindiener) mit seinen Ceremonien eine große Rolle

spielt. — Die Indianer, 4 Millionen an der Zahl, unter 7 Millionen Einwohnern (das herrliche Land könnte 30 Millionen haben), sprechen über 20 meist ganz verschiedene Sprachen und bestehen aus einer Menge von Stämmen, die theils nomadisch von Jagd und Raub leben, theils und zum größeren Theile ansässig sind und Ackerbau nebst andern Gewerben nach europäischer Art treiben, und neuerdings zu solcher Intelligenz gelangen, daß sich ein Racenkampf mit den schwächeren Weißen vorbereitet. Mit ihnen war von Seiten der Mission bisher nichts zu machen, obwohl die heil. Schrift immerhin zum Segen Einzelner eingeführt werden kann. Uebrigens sind die Regierungsverhältnisse allezeit so verwirrt, daß neuestens europäisches Einschreiten für nöthig erachtet wurde und Frankreich jetzt sogar darauf denkt, eine Monarchie einzuführen, davon aber die Mexikaner selbst nichts wissen wollen. Ihr Präsident Juarez ist ein Zapoteke, der sich zu einem tüchtigen Juristen gebildet hatte und der kathol. Geistlichkeit nicht hold ist.

2) Die centroamerikanische Republik. Darunter versteht man ein aus 5 Einzelrepubliken (Guatemala, San-Salvador, Nicaragua, Honduras und Costarica) zusammengesetztes Vereins- oder Bundesstaatenland, das seit 1821 besteht und im Ganzen 2 Mill. E. zählt. Es ist die Fortsetzung von Mexico, auf der schmalen Landstrecke, mehr nach dem stillen Meer südwestl. gekehrt, bis zum Isthmus 360 St. lang.

Die Staaten sind in ihrer inneren Verwaltung und Regierung unabhängig von einander. Die katholische Religion ist herrschend und Staatsreligion. Alle Bürger haben gleiche Rechte und die Sklaverei ist abgeschafft. Es sind in ihnen auch Distrikte von freien Indianern. Die Mission aber hat keine Arbeit in den Staaten. Nur zu St. Thomas in Guatemala begann Miss. Krause, von Prediger Goßner in Berlin ausgesandt, um 1840 eine Mission unter Indianern, welche früher zur Annahme von Priestern, Kreuzen und Heiligenbildern gezwungen worden waren, aber im Grunde noch Heiden sind. Die Mission hat aber bald aufgehört.

3) Das englische Besitzthum Belize. Dieses, seit 1670 in den Händen der Engländer, ist ein Stück im S. O. der Halbinsel Yukatan, an der Westseite der Honduras-Bai gelegen, und stößt westlich an den Staat Guatemala. Ursprünglich war es nur 15 □M. groß um die Stadt herum; aber es hat sich unterdessen

bedeutend vergrößert und ist jetzt über 70 St. l. und 30—40 St. breit, zählt 12,000 E. und hat 2 Kirchen, die unter dem Bischof von Jamaika stehen.

Die E. von Belize bestehen zu 2 Drittheilen aus Negern, unter welchen je und je Methodisten und Baptisten arbeiteten. Letztere haben 1848 nach 24 Jahren wegen Unfruchtbarkeit der Arbeit die Mission aufgegeben und ihr Grundstück verkauft. Für die nahen Indianer auf der Mosquitoküste bestand seit 1820 eine Zeitlang auch eine engl.-kirchl., jetzt in Corosal eine Meth.-Mission. — Die nahe gelegene Insel Ruatan wurde 1861 auf Betrieb der Nordamerikaner von England an die Republik Honduras abgetreten; die Zusicherung von Religionsfreiheit läßt aber die dortige Methodisten-Mission fortbestehen, welche eben durch eine Erweckung neu belebt worden war. Auf den 3 Stationen zus. an 1000 Kirchenglieder.

4) Die Moskitoküste. Diese liegt an der Ostseite der Honduras-Halbinsel, gegen das karaibische Meer gekehrt. Sie erstreckt sich 130 St. lang von der N.O.-Spitze Kap Gracias a Dios bis zum Fluß St. Juan, welcher da, wo das Andengebirge, welches von Südamerika her über ganz Mittelamerika zieht, und in Nordamerika in das Riesengebirge übergeht, eine Unterbrechung hat, aus dem Binnensee Nicaragua herausfließt. Letzterer ist nur 8 St. vom Stillen Ocean getrennt; und man hat schon daran gedacht, hier durch einen Kanal den Stillen mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung zu bringen. An der Küste wohnen unabhängige Indianer, die Moskos oder Moskiten, Poyai's (unter welchen um 1820 der Schotte Mac Gregor einen Staat gestiftet hatte, darin er despotisch herrschte, der aber wieder eingegangen ist), die Tauka's, Sambo's (ein aus entlaufenen Negern und Indianern entstandenes Volk) und andere Stämme. Sie stehen dem Namen nach unter einem König, der sich 100jährigen englischen Schutzes erfreute, bis die englische Herrschaft von den eifersüchtigen Amerikanern angefochten, und Greytown von ihnen bombardirt wurde, 1858. Darauf folgte in 1861 die Abtretung des nördlichen Landstrichs an die Republik Honduras; die südl. Hälfte sollte unter der Oberhoheit von Nicaragua einen freien Moskitostaat bilden.

Die Küste, die ziemlich weit landeinwärts geht und sehr tief liegt, darum in der Regenzeit naß und ungesund ist, ist besonders reich an Mahagoni und andern steinharten Holzarten, auch durch Jaguare in den Wäldern gefährlich, noch mehr durch viele giftige Schlangen, die selbst in die Häuser eindringen. Die Indianer leben von der Jagd, dem Fisch- und Schildkrötenfang. Mit Branntwein gelockt gehen sie auch in die Wälder zum beschwerlichen Holzschlagen. Die herrschenden Sprachen sind außer dem viel verbreiteten Englisch, die der Moskitos, die allgemein verstanden wird, die der Wulwas, der Cuksas, der Toacas, der Karaiben und der Rama-Indianer. Die Hautfarbe der Indianer ist ein schönes Hellbraun. An der Küste gehen sie meist mit einer leichten Bedeckung, während man sie zu Hause nur wenig bekleidet antrifft. Ihre Fahrzeuge bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen. Vielweiberei und Trunksucht stehen der Mission sehr im Wege. Auch sonst sind sie noch unwissende und abergläubische Heiden, bei denen der Kindermord und gräuliche Ausschweifungen im Schwange gehen, dabei aber ehrlicher als andere barbarische Nationen. In aller Noth sucht man Hilfe beim Sukia (Zauberer). Da die Engländer, welche auf der Moskitoküste ihre Niederlassungen hatten und die Indianer gegen die Eingriffe der Neger und Centralamerikaner schützten, Zutrauen genießen, sind insbesondere die Häuptlinge nicht unbekannt mit dem Christenthum geblieben; und schon 1820 gab ihr König, der auf Kosten der engl. Regierung erzogen worden war, seine Geneigtheit zur Einführung des Christenthums in seinem Lande zu erkennen; auch die andern Häuptlinge sprachen den Wunsch aus, ihre Kinder unterrichten lassen zu wollen. Der junge König wurde 1845 in Belize getauft, dabei der engl. Gouverneur und Generalconsul Taufpathen waren. Auch wurde eine Missionspresse errichtet und ein Anfang mit der Bibelübersetzung in die Moskitosprache gemacht; in Greytown arbeitet ein methodist. Missionar.

Die Brüdergemeine hat nach vorgegangener Untersuchungsreise die erste Station in dem Hauptort Bluefields 1849 gegründet, wo bald eine Negerin als Erstling getauft wurde. Der Ort enthält nur wenige Indianer, und ist durch Ansiedlungen von 8—900 namenchristl. Negern und Mulatten entstanden, unter welchen auch Spanier, Engländer, Deutsche sind. Die E. sind größtentheils Namenchristen, einst von Kapitänen getauft, und ohne christlichen Unterricht, da kein Prediger da war. Es wurden nun zur Freude des Königs die Missionsgebäude aufgeführt, Gottesdienste, Sonntagsschulen und Schulen von Farbigen immer fleißiger besucht, auch 1855 eine neue Kirche eingeweiht, damit die Taufe des Erstlings unter den Indianern, der Prinzessin Mathilde, der Halbschwester des

Königs, verbunden war (leider ist sie verkommen). Man fand es aber sehr schwierig, Creolen und Indianer zu einer Gemeinde zu vereinigen, so stark ist der Farbenhaß. Als in Bluefields der Grund gelegt war, gingen die Brüder ernstlicher an's Werk der Heidenbekehrung, indem sie an der Küste auf- und abfuhren, die Dörfer und Hütten besuchten (dazu dient seit 1858 ein eigener Schooner, „der Friedensbote"), und unter dem verlangenden Volke noch weitere eigentliche Indianerstationen anlegten. Bis 1860 waren 384 Neger und Indianer getauft, und in den Schulen 136 Schüler. Im Missionshaus wohnen auch Knaben, die zu Lehrer herangebildet werden. Die spanischen Priester der Nachbarrepubliken machen nun der Mission durch ihr tolles Taufen manche Noth. Doch darf im Süden fortgearbeitet werden. September 1861 proclamirte der engl. Consul die neue Verfassung des übrigen Moskitolandes, wornach der König mit zwei Kammern berathet, in deren erster auch die Missionare neben den indianischen Häuptlingen Sitz und Stimme haben.

Stationen: a. Bluefields, 36 St. n. von St. Juan. — b. Rama 1858, ein Eiland, 4 St. südlicher, am Ende der Bluefieldslagune gelegen, Indianer-Gemeinde von 152 Seelen, keine Heiden mehr. — c. Magdala 1855, 10 St. n. von Bluefields, am südl. Ende der Pearl Key Lagune; Kirche 1856; der erste Wulwa-Indianer 1862 getauft; Reitapura, etwas nördlicher, ist seit 1858 Nebenstation mit einem Versammlungshaus; 4 indianische Erstlinge in 1861, darunter der Häuptling. — d. Korninsel (Joppe) 1860, 24 St. von der Küste bei Magdala östlich, ein Nest der Trunkenheit (hier auch eine Baptistenmission unter nur 350 E.). — e. Ephrata 1860, am Kap Gracias, in der Nähe von Kapstadt, mußte in Folge der Abtretung des nördl. Strichs, welche die größte Gesetzlosigkeit zur Folge hatte, 1861 aufgegeben und durch die Waunta-Station in 13° 36′ n. Br. ersetzt werden. Dorthin ist auch der König übergesiedelt. Im Ganzen sind 562 Seelen in der Pflege der Br.-Gem.

5) Isthmus, d. h. die Landenge von Panama oder Darien. Diese letzte Strecke Mittelamerika's, noch 160 St. lang, gehört bereits zur Republik Neu-Granada.

Nicht sowohl bei der Stadt Panama, bei welcher eine Eisenbahn quer über die Landenge gebaut ist, die hier 12 St. br. und 600′ h. ist und lauter Felsboden hat, als bei der Tschocobai, dicht an Südamerika, wo gleichfalls die Anden eine Lücke lassen, wäre der geeignetste Punkt zu einem Kanal zwischen dem Stillen und Atlantischen Ocean. Von den Indianern des Isthmus ist nichts Näheres bekannt. Es wirken

aber evangel. Prediger unter der vielgemischten Bevölkerung der Havenstädte.

IV. Südamerika.

1. Das Land überhaupt.

§ 298. Südamerika, das letzte Land, von dem wir noch zu reden haben, ist, wie Nordamerika, eine große Halbinsel, welche einen eigenen Erdtheil vorstellen könnte. Es gleicht einem großen rechtwinkligen Dreieck, dessen rechten Winkel im O. das Kap Rogue bildet. Die nordöstliche Seite, als gerade Linie gedacht, ist 1200, die östliche bis zum Kap Horn 1700, und die westliche an der Südsee gegen 2000 St. l. An der Westküste hin läuft das mächtige und an Vulkanen reiche Andes- oder Cordilleras-Gebirge („Bergkette",) welches nirgends über 40 St. breit ist und höchstens 30 St. von der Küste sich entfernt. Von ihm aus entspringen nach der Ostseite insbesondere die 3 großen Ströme: der Orinoko (nur mit seinem westl. Arme), 640 St. l., der Marannon oder Amazonenstrom (1460 St. l.), und der Silberstrom oder Rio de la Plata (940 St. l.). Der größere Theil Südamerika's liegt in der heißen Zone, welche selbst über den Wendekreis des Steinbocks bis zu den Mündungen des La Plata nur eine trockene und heiße Jahrszeit zuläßt. An den Anden, deren höchste Spitzen über 20,000 Fuß sich erheben, ist der Wechsel des Klimas außerordentlich; denn hier kann man in wenigen Tagen alle Klimate der Erde durchschreiten. Unermeßlich reich ist die Andeskette an Metallen, namentlich an Gold und Silber, Brasilien auch an Edelsteinen, ein Reichthum, der seit der Entdeckung Amerikas den Urbewohnern und deren Unterdrückern zu großem Verderben gereichte. Auch sonst

wird die Naturherrlichkeit des größten Theils von Südamerika von keinem andern Lande der Erde übertroffen.

Unabhängig von den Anden scheint das Guianagebirge zu seyn, welches seine höchste Höhe an den Hauptquellflüssen des Orinoko und Branco hat, sowie das brasilische Gebirge, das im Osten ein großes Gebirgsland von herzförmiger Gestalt bildet. Zwischen dem Orinoko und Andes ist ein Flachland, welches vom Meer an 480 St. sich erstreckt und 60—140 St. breit wird, die Llanos (Wiesenebene) genannt, in der trockenen Jahrszeit eine öde Steppe, die aber in der nassen in eine üppige Grasflur sich verwandelt. Ein zweites, 15 Mal größeres Flachland ist das des Marannon, des längsten aller Ströme der Erde, der an der Mündung 60 St. breit ist. Hier sind die Selvas, d. h. weite, baumlose Grasebenen von so geringem Gefälle, daß ihre Bäche und Flüsse fast alle in der Ebene stehen bleiben, und in der nassen Jahrszeit große Sümpfe und Seen bilden, in der trockenen aber verdunsten und versiegen. Ein drittes Flachland, von der Beschaffenheit der Llanos, nun aber die Pampas genannt, ist das des La Platastromes, westlich von dem brasilischen Gebirge bis zur Magellansstraße herab. — Der westliche Landstrich an der Südsee ist theils hügelig, theils öde Sandwüste; und an der Küste von Peru, eine Strecke von 600 St. Länge, giebt es weder Regen noch Gewitter, während auf den Gebirgen, die mit dichten Waldungen überdeckt sind, reichliche Regenströme niederstürzen.

Die jetzigen Bewohner Südamerikas schätzt man zu 17—18 Millionen. Sie bestehen aus Indianern, Weißen, Negern und Mischlingen. Weiße sind es 4 Mill., Neger, die fast nur an der Ostküste sind, gegen 2 Mill., Mischlinge mögen es 3, und Indianer kaum 8 Mill. seyn. Die Letzteren, die wahrscheinlich einst aus Asien kamen, sind mit den nordamerikanischen verwandt, zerfallen, wie diese, in viele vereinzelte Stämme und Sprachen, und weisen durch abweichende Hautfarbe, obwohl sie im Allgemeinen alle roth sind, auf verschiedene Einwanderungen hin. Nach der Entdeckung Amerikas erging es ihnen wie ihren Brüdern in Westindien und Nordamerika. Die Portugiesen vernichteten sie, oder verjagten sie in die inneren Wälder; und die Spanier unterjochten sie auf die grausamste Weise, und zwangen sie zum Bergbau. Sie haben großentheils ihre frische Naturkraft verloren,

und sind auch geistig weit herabgekommen, scheinen sich aber in einigen Staaten zu neuem Aufschwung zu ermannen. Der freien Indianer giebt es etwa noch eine Million.

---

2. Die Republiken.

§ 299. Die Nordküste Venezuela wurde noch 1498 von Kolumbus selbst entdeckt, Brasilien 1500 durch Zufall von dem Portugiesen Cabral. So bemächtigten sich Spanier und Portugiesen der schönen Länder. Aus den spanischen Besitzungen wurden in neuerer Zeit lauter Republiken, aus den portugiesischen das Kaiserthum Brasilien.

Um von den Ersteren zuerst zu reden, so bildeten sich, nachdem Pizarro von 1526—1531 das Goldland Peru erobert hatte, allmählich 5 spanische Vicekönigreiche und Generalcapitanate, nämlich im Norden Caracas, im W. Neu-Granada, Peru, Chili, und östlich von Chile Buenos-Ayres oder Rio de la Plata, welche sämmtlich von der spanischen Krone abhingen. Bis 1810 hatte der hohe Rath von Indien in Madrid die gesetzgebende Gewalt in Händen; und die vollziehende besaßen die Statthalter oder Vicekönige. Ueberall herrschte ein drückendes Kolonialsystem, welches einzig auf die Interessen des Mutterlandes berechnet war. In Bergwerksbezirken wurde selbst der Ackerbau verboten, weil man Alles auf die Gewinnung der edlen Metalle anlegte. Deßwegen kamen allmählig sämmtliche Gebiete der Spanier in große Spannung und Verwicklung mit dem Mutterlande; und die europäischen Revolutionskriege bereiteten auch in ihnen Umwälzungen vor, durch welche Alles sich anders gestaltete. Von 1810—1824 erkämpften sich sämmtliche spanische Gebiete ihre Unabhängigkeit; und es entstanden aus den Statthalterschaften Vereine von Freistaaten, die denen der nordamerikanischen nachgebildet wurden. Durch diese großen Veränderungen ist Vieles in der Lage

der Einwohner, besonders der Indianer, verbessert worden. Denn diese, obgleich zum Katholicismus gezwungen, und nicht, wie in Westindien, bis zur Vernichtung verfolgt, waren doch bisher wie Sklaven gehalten, mit der äußersten Geringschätzung behandelt und zu tiefer Versunkenheit heruntergedrückt worden. Jetzt sah man sie, wie andere Ansässige, als Staatsbürger an, und die Sklaverei wurde aufgehoben. Aber die Staaten befinden sich in einer beständigen Gährung; und revolutionäre Bewegungen der Partheien gegen einander wollen kein Ende nehmen. Der Despotismus der Regierungen und Priester hatte den Geist der Bewohner viel zu sehr niedergehalten, als daß die Freistaaten so glücklich hätten aufblühen können, wie dieß bei den nordamerikanischen der Fall war. Waren schon die höheren Klassen äußerst unwissend, so geschah noch weniger für die Indianer; die katholischen Priester, die auch in Freistaaten die Freiheit nicht zu achten wissen, ließen ihre Hebung nicht zu. In den tieferen Binnenebenen sind noch zahlreiche heidnische Indianer, zum Theil unabhängig herumtummelnd, welchen gleichfalls die Mission bis jetzt nicht hat nahe kommen können. — Uebrigens finden allmählig in den Freistaaten freiere Ansichten Eingang; und insbesondere haben Venezuela, Neu-Granada und Buenos-Ayres sich offen für religiöse Toleranz erklärt, so daß dort jetzt keine gesetzlichen Schranken gegen die Predigt des Evangeliums und die Verbreitung der heil. Schrift vorhanden sind. Auch in Bolivia denkt man freier. — Der Indianer wegen erwähnen wir Einiges von den einzelnen Staaten.

1) Venezuela, das Nordküstenland, einwärts bis bis zum 1° n. Br., also 300 St. weit reichend, und von der Westseite des Maracaibo-Sees bis zum brit. Guiana 260 St. weit, das ehemalige Terra Firma sammt spanisch Guiana, hauptsächlich vom Orinoko durchströmt.

Venezuela hat höchstens 2 Mill. E. Außer Europäern, Kreolen, Negern und Mulatten sind viele Indianer, nament-

lich Karaiben (§ 265), angesiedelt, besonders in den Distrikten, welche Missiones heißen, da sie zu 30,000 bekehrt sind, und Mönche in ihren Dörfern die Herrschaft ausüben. In Neu-Andalusien (Hauptstadt einst Kumana) wohnen gegen 15,000 Chaima's, und mit diesen vermischt, Reste der Guaqua's, eines vormals sehr kriegerischen Volkes. Ihre Nachbarn gegen Osten, auf den vielen Inseln, welche von den zahlreichen Mündungsarmen des Orinoko gebildet werden, sind die Guarauno's oder Warauen, welche ihr Leben entweder auf Bäumen oder in Booten zubringen, wozu der sumpfige Boden sie nöthigt, und worin die mancherlei Flußverzweigungen sie begünstigen. Sie, wie die gegen 20,000 starken Kumanagoten und die am oberen Orinoko wohnenden Tamanoken, ferner in den von keinem Europäer noch betretenen Wildnissen zwischen dem Orinoko und Marannon, in Unabhängigkeit lebend, die Guahiro's (etwa 30,000) und die Otomakos, ein bis zur Thierheit herabgesunkener Volksstamm, bekannt wegen seines Erdeessens, nebst den Stämmen der Arawakken im spanischen Guiana rechnet man um der Verwandtschaft oder Aehnlichkeit ihrer Sprache willen auch noch zu der Familie der Karaiben, obschon sie an Gestalt und Gesichtszügen mit denselben wenig übereinkommen und zum Theil in ununterbrochener Feindschaft mit ihnen leben. Mit Eifer nehmen sich dieser Stämme die spanischen Mönche an, jedoch ohne sie auf eine höhere Stufe der Erkenntniß und sittlichen Bildung bringen zu können.

2) **Neu-Granada, ein Gebirgsland auf den Andes, zugleich Küstenland am karaibischen und am östlichen Weltmeer, im westl. Theil vom Magdalenenstrom durchflossen, im östlichen, bis 240 St. von W. her, an Venezuela stoßend.**

Im östlichen Theil beginnen von den Anden her die oben erwähnten Llano's, in welchen erst seit neueren Zeiten Mischlinge wohnen, die sogenannten Llanero's, die wild umherschwärmen, und in den Freiheitskriegen bedeutenden Einfluß sich erwarben. — Da die Regierung Toleranz ausgesprochen hatte, eröffnete 1856 die presb. Ges. eine Mission in der Hauptstadt Bogota, 100 St. s. von der Mündung des Magdalenenflusses, zunächst in der Form einer inneren Mission. Der Staat hält die Rechte der religiösen Freiheit fest; und durch Umgang, Predigt, Bibeln und Tractate gewann die Mission Boden. Bereits sind Anfänge gemacht mit Abendschulen für Handwerker, mit Kinder- und Sonntagsschulen, mit Bibel- und Gebetsstunden; und wenn auch 1860 Bibeln neben Voltaire vom Bischof verbrannt wurden, hinderte das nicht, auch an eine Kapelle und Mädchenschulen zu denken. Leider starb im Oct. 1860 Miss. Sharpe, der bereits in spanischer Sprache frei predigen

konnte, und hemmte ein ausgebrochener Bürgerkrieg die Arbeit. Aber die Aussichten, welche dem bekehrten span. Mönch Montsalvatge in Carthagena (seit 1855) sich aufthun, lassen noch weitern Eingang erwarten.

3) Ecuador, so genannt, weil der Aequator dadurch geht, sonst Quito benannt, bildet mit Venezuela und Neu-Granada die drei columbischen Republiken, welche einen Allianzvertrag mit einander abgeschlossen haben und wohl in nicht allzu langer Zeit sich wieder zu Einem Staat vereinigen werden.

Die Osthälfte, südlich vom Marannon begränzt, der hier schon beginnt, hatte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einige Städte und mehr als 30 kleinere Ansiedlungsorte, sämmt- von Jesuiten gegründet, aufzuweisen, ist aber jetzt ganz verödet. Aber in den Llanos und tiefen Wildnissen wohnen unzählige Indianer unabhängig und in völliger Wildheit.

4) Peru, mit der Hauptstadt Lima, seit 1821 Republik, zieht sich an der Küste 600 St. hin; und im N. über die Andes bis auf 300 St. landeinwärts in die Selvas des Marannon, jedoch südlicher herab immer weniger, bis die Andes selbst die Grenze bilden.

Die Peruaner gehören zu dem großen kupferfarbigen Stamm, der unter dem Druck der Spanier von einem einst gebildeten Volke zu einem rohen, unwissenden und trägen Menschenstamm erniedrigt worden ist, Nach ihrer Sage kam einst, etwa im 12. Jahrh., ein weißes Ehepaar, Manko Kapak und Mama O-ello, die sich Kinder der Sonne nannten, in's Land, gaben Gesetze, ordneten den Gottesdienst und lehrten Ackerbau, Weberei und Spinnen. Manko's Nachfolger, Inka's genannt, übten die unumschränkteste Gewalt aus. Ihr Winken war heiliges Gebot; und die geringste Uebertretung zog Todesstrafe nach sich. Im Sonnentempel verrichteten Sonnenjungfrauen den Dienst; und durch die Priester wurden viele astronomische Kenntnisse entwickelt und verbreitet. Pyramiden und Ruinen von Gebäuden und Straßen, die noch vorhanden sind, geben einen hohen Begriff von der Kunstfertigkeit der alten Peruaner. Die von den Inka's eingeführte wohllautende und in ihrem Bau kunstvolle Sprache herrscht noch jetzt unter den Eingebornen; und auch die spanischen Priester müssen sie lernen, wenn sie, bei dem Haß der Peruaner gegen die Spanier, Einfluß gewinnen wollen. Die sich äußerlich zum Katholicismus bekennen, heißen Fideles, die Anhänger der Lehre der Inka's Barbaros. Beide zusammen, die in den Selvas nicht mit-

gerechnet, beliefen sich 1827 auf nahe an 100,000, darunter selbst in den Andesthälern Viele unabhängig leben unter eigenen Kaziken. In den Selvas aber, an den Flüssen Huallaga und Ucayale, und jenseits derselben bis an die Grenzen Brasiliens, und südlicher nach Bolivia herein, wohnen wenigstens 10 große Indianerstämme, die in völliger Unabhängigkeit leben. Zu ihnen gehören die Mayoruna's, sehr zahlreich und den Winkel einnehmend, den der Ucayale mit dem Marannon macht, ferner die Remo's im Innern der Wälder, die Amahuaca's, die Mapari's, die sehr friedfertig sind, die Schipio's, die Piro's, die Caschibo's, ein wildes und grausames Volk. Unter vielen derselben bestanden einst katholische Missionen, die aber seit den Freiheitskriegen meist eingegangen sind. Amerikaner haben in Callao eine kleine protest. Gemeinde gesammelt.

5) Bolivia, seit 1825 Republik (Hauptst. Potosi), das ehemalige Oberperu, fast ganz jenseits der Andes, westl. von Peru, östl. von Brasilien begränzt, an der Küste bis Chili herab nur 100 St. lang, ist eines der höchsten Länder der Erde, und hat eine Abdachung nach N. gegen den Marannon, eine andere nach S. gegen den Rio de la Plata, und somit ausgedehnte Selvas und Pampas. Das Gebiet der Selvas heißt Moxos, und das der Pampas Chiquitos.

Die Republik hat 1½ Mill. E., aus Kreolen und Indianern bestehend. Diese sind theils unterwürfig und civilisirt, theils noch in Unabhängigkeit und roher Wildheit. In den beiden Provinzen Moxos, ein Moorland, mit undurchdringlichen Wäldern voll wilder Thiere bedeckt, und Chiquitos treiben die Indianer Vieh-, besonders Pferdezucht und Ackerbau, und verarbeiten ihre Baumwolle sehr geschickt zu den feinsten Zeugen. Während des Winters aber hört in beiden Provinzen wegen der Ueberschwemmungen und Sümpfe alle Verbindung auf. In Moxos befinden sich immer noch katholische Missionen. Chiquitos aber wird von mehr als 50 Indianerstämmen bewohnt, die aus den verschiedensten Gegenden Südamerika's sich hieher geflüchtet haben, sehr tapfer und meistens beritten sind (vorzüglich zeichnen sich die Chiriguanos aus) und höchst verschiedene Sprachen reden, so daß selbst bei manchen dieser Stämme die Sprache der Frauen eine andere ist, als die der Männer. — Kapt. Gardiner (§ 39 und 308 f.), unwiderstehlich zu den südlichen Indianern hingezogen, wollte 1837 in Bolivia etwas versuchen, mußte aber dem widerstrebenden Katholicismus weichen. Auch als 1844 der Präsident des Staats Erlaubniß zu einer Mission unter den Indianern ertheilte und

Schutz zusicherte, konnte die durch Gardiner erneuerte Mission sich nicht halten.

6) Chili, seit 1818 Republik, mit der Hauptstadt Santjago und $1^1/_2$ Mill. E., ist nur ein schmales Land, längs der Westküste und der Anden, über die es nicht hinausreicht, an 400 St. l. bis zum Flusse Biobio. Die Andes erheben sich bis auf 17,000′ und haben viele Vulkane; und im Tieflande sind wohl viele wasserarme Sandflächen, aber auch fruchtbare Gegenden, die immer fleißiger, auch von deutschen Kolonisten, angebaut werden. Man fand auch seit 1832 viele Goldminen, und 1862 besonders ergiebige Silberminen, die sehr reiche Ausbeute geben.

Die E. sind Weiße und Kreolen, auch Cholo's, wie dort die zahlreichen Mischlinge heißen. In den höheren Andes aber, zum Theil bis auf den östlichen Abhängen, sind noch manche Völker, die zum chilenischen Stamme gehören, wohl auch zu den südlicheren Arauko's. Sie sind Alle Nomaden, dehnen ihre Wanderungen weit aus und vereinigen sich, gleich den Andern, zum Raube und Kriege. Um auf diese chilenische oder araukanische Indianer einzuwirken, begab sich 1837 Kapt. Gardiner nach Mendoza, jenseits der Anden, zur argentinischen Republik gehörig. Aber der Katholicismus gestattete ihm kein Bleiben.

7) Südchili. Darunter wird die ganze übrige Westküste längs der Andes hin verstanden, noch 400 St. l. Sie bildet zwar keinen besonderen Freistaat, wird aber von Chili angesprochen, und steht mit ihm in Verbindung. Chili hat wenigstens mitten darauf 2 Provinzen, nämlich Stadt und Gebiet Valdivia im Lande Araukanien und die Insel Chiloe, südl. von diesem Lande, nebst dem Chonas-Archipel im Golf von Ancud, berühmt durch seine Millionen Seevögel und den durch diese gebildeten Guano (Vogeldüngererde), der in neuester Zeit in so großer Menge ausgeführt wird.

In Valdivia, nur 35 □ M. groß, sind neben 8000 E. etwa 40,000 Indianer, davon aber nur etwa 14,000 in den Missiones leben, die andern alle noch Heiden sind. Sonst ist die ganze Küste voll von Indianer-Stämmen. Unter diesen zeichnen sich am meisten die Arauko's aus, im Lande Arau-

kanien, das vom Biobio an über Valdivia hin 150 St. an der Küste herab, mit einer Breite von 40 St., einnimmt, bis an den engen Kanal, welcher die Insel Chiloe vom Festland trennt. Diese Arauko's sind ein besonders tapferes und mächtiges Volk, das von Spanien nie unterjocht werden konnte und jetzt mit der neuen Republik Chili in Bundesgenossenschaft steht. Sie sind der einzige freie Indianerstaat in Südamerika, der einigermaßen geordnete Verhältnisse hat, obwohl die Nachrichten verschieden lauten. Sie sind von hoher Statur und übertreffen an Leibesgröße auch die größten Europäer. Nach den bisherigen Nachrichten sind sie in 4 Fürstenthümer, und diese wieder in je 9 Bezirke getheilt, was auf eine geregeltere Verfassung hindeutete. Sie sollen demzufolge eine gesittete Nation seyn, die nicht unbedeutende Kenntnisse der Astronomie, Geometrie und Arzneikunde besitze, einen Kalender habe, der dem alt-ägyptischen gleiche, auch Sonnenuhren verfertige (vgl. Peru), Sie sollen die Sonne und den Mond anbeten, sich sebst Kinder der Sonne nennen, und beim Essen und Trinken, sowie beim Waschen, allerlei Ceremonien haben, welche sich auf den Dienst und die Anbetung der Sonne beziehen. Wundärzte, Schmiede, Goldarbeiter, Zimmerleute, Töpfer ꝛc. sollen eigene Zünfte bilden. Ihre Hinrichtungen indessen seien grausam; und mit furchtbaren Qualen werde besonders der Ehebruch an beiden Theilen bestraft, obwohl sonst Vielweiberei herrsche und die Frauen gekauft werden. Die neuesten Reisenden wollen dieses und Anderes, vielleicht zu voreilig, in das Gebiet der Fabel verweisen. Pöppig namentlich, der von 1827—1832 die Gegenden bereist hat, hält auch oben angegebene politische Zustände für fabelhaft, und schätzt die Araukanen überhaupt nur insofern über ihre wilderen Nachbarn, als sie Ackerbau treiben, festere Häuser erbaut und wenigstens Versuche einer Regierungsform gemacht haben. Nach ihm theilen sie sich in 2 Häuptäste, in Costinos (Küstenindianer) und Moluches (Bewohner der Ebenen), am Fuß der Andes. Beide betrinken sich häufig mit Aepfelmost. Uebrigens muß doch etwas mehr am Volke seyn, wenn es sich 300 Jahre lang der Spanier, die sogar Fuß in ihrem Lande gefaßt hatten, erwehren und sich die Achtung auch der Chilener in neuerer Zeit erwerben konnte. Aus Allem geht hervor, daß sie ein einladendes Missionsvolk wären, daher Gardiner's Sohn, Miss. Allan Gardiner, in Lota, dem engl. Bergwerk, die araukanische Sprache lernt, während er zugleich den europ. Arbeitern predigt. Er wünscht am Rio Negro eine arauk. Station zu gründen. Man schätzt ihre Zahl auf 500,000. — Ein Zweig der Arauko's sind die Boroano's, durch eine hellere Farbe sich auszeichnend, ferner südlicher die Cunko's, deren fruchtbares Land meist mit wilden Wäldern bedeckt ist, sodann die Huilliches,

welche etwas Ackerbau, doch mehr Viehzucht treiben, und in besseren Häusern wohnen. Noch südlichere Völker in Südchili sind wenig bekannt.

8) Argentina oder La Plata (Silberstromland). Dieses begreift den größten Theil des ehemaligen Vicekönigreichs La Plata in sich. Es erstreckt sich vom Negrofl. an im S., mit einer Breite von etwa 300 St., an 500 St. n. N. bis an den Staat Bolivia, gegen W. durch die Andes hinter Chili, gegen O. durch den Parana und weiterhin den Paraguay begrenzt. Die einzelnen Provinzen erklärten sich 1816 für unabhängig von Spanien; und so bildeten sich 14 freie Vereinsstaaten. Der Hauptfluß an der Ostgränze La Plata bekommt diesen Namen erst nach dem Einfluß des Uruguay, und ist an der Mündung 30 St. br.; als Parana und Paraguay trägt er 400 St. weit hinauf bis Assumcion große Schiffe.

Die Pampas nehmen die größere Hälfte des ganzen Landes ein, und reichen mit einer Breite bis zu 60 St. nach N. hinauf, ebenso nach S.W., da sie sich bis Patagonien hinein fortsetzen. Man schätzt 2½ Mill. E. ohne die Indianer. Letztere sind aber noch in großer Anzahl vorhanden, theils civilisirt und zum kath. Christenthum bekehrt, theils frei in Unabhängigkeit und treu ihrer überlieferten Religion lebend. Die freien sind vorzüglich in den nördlichen Pampas, und machen öfters feindliche Einfälle in die benachbarten Distrikte. So wohnen an den westl. Ufern des Parana hinauf die Macoby's und Abiponen, voll Erbitterung gegen die Spanier, aber durch Kriege und Krankheiten an Zahl sehr vermindert. Weiter hinauf schwärmen noch andere zahlreiche, wohlberittene, kriegerische Stämme umher, neben den sogenannten Gaucho's, wie die Abkömmlinge der Weißen von Indianerinnen heißen, welche als rohe Viehhirten beständig in den Pampas leben und halbe Wilde sind, äußerst abgebärtet, fast beständig zu Pferde und berühmt durch ihre Geschicklichkeit mit dem Lazo (d. h. der Riemenschlinge) und ihre Fertigkeit im Gebrauche der Bola's oder Kugeln, die sie gegen Menschen und Thiere schleudern. Die Indianer, welche ursprünglich an den Mündungen des La Plata wohnten, wurden in schauerlichen Vernichtungskriegen ausgerottet (s. § 306). — Wie Vieles hätte nicht die Mission in dem ungeheuren Lande zu thun! Aber bis jetzt war seit 1856 nur Ein Missionar der presb. Ges. in Buenos Ayres am La Plata,

neben ihm engl., amer. und deutsche Geistliche, deren blühende Schulen dem Protestantismus wenigstens einen guten Namen verschafft haben. — Von dem Lande der Missiones zwischen dem Uruguay und Parana, von dem es ungewiß ist, ob es zu Brasilien oder La Plata gehört, reden wir § 306.

9) Cisplatina oder Uruguay, auch Banda oriental, mit der Hauptstadt Montevideo, seit dem Frieden mit Brasilien 1829 ein unabhängiges Staatengebiet, liegt zwischen dem Uruguay und dem Meere am linken Ufer des La Plata. Indianer sind nur noch in den tiefen Wäldern zu finden. Eine Waldenser-Kolonie unter Pastor Morel, sowie protest. Prediger in Montevideo arbeiten hier an der Verbreitung des Evangeliums.

10) Paraguay, zwischen dem Parana und Paraguay, nördlich vom Lande der Missiones, war früher ein Theil des berüchtigten Jesuitenstaates gleiches Namens, der, als er an Spanien fiel, und der Jesuitenorden aufgehoben wurde, sich auflöste. Als die an Spanien gefallenen Provinzen alle sich freimachten, that obiges Paraguay dasselbe; und ein ehemaliger Rechtsgelehrter, Dr. Francia, wußte sich zum unumschränkten Dictator aufzuschwingen und das Land außer aller Verbindung mit der übrigen Welt zu halten. Nach seinem Tod 1837 blieb es ein Freistaat. Die E., etwa 1/2 Mill., bestehen aus Kreolen, Schwarzen nebst Mischlingen und katholischen Indianern.

---

3. Guiana.

a. Das Land.

§ 300. Wir gehen rückwärts zur Nordküste und besuchen Guiana (Guayana), die einzige Provinz Südamerika's, in welcher bis jetzt eigentliche Mission getrieben worden ist. Sie liegt zwischen dem Orinoko und Marannon, und bildet, da die Quellen dieser Ströme tief im Innern nicht weit auseinander liegen, gewissermaßen eine

Halbinsel. Gegen Süden kommt sie bis zur Sonnenlinie, liegt also im heißesten Erdstrich. Nur an den Ufern ist sie bekannt und von Europäern besetzt, da die vielen Wälder und Moräste einem tieferen Eindringen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Wäre das Land nicht von unzähligen Bächen durchflossen, so wäre man durchaus genöthigt, an der äußersten Küste zu bleiben; denn nur auf Coreals, Lederbooten, die man mühsam die vielen Stromschnellen und Wasserfälle hinaufschleppt, kann man landeinwärts kommen. Die Wohnungen der Menschen sind deßhalb überall nur an Bächen und Flüssen aufgeschlagen. Das Klima ist zum Theil sehr ungesund; aber der Reichthum der Natur hat von jeher die Europäer troß der Gefahren hergelockt. Die Küste haben Spanier, Engländer, Holländer, Franzosen und Portugiesen unter sich getheilt. Weil aber der Antheil der Spanier und Portugiesen in der Folge zu den angrenzenden größeren Ländern gegen Norden und Süden geschlagen wurde, so spricht man nur von einem englischen, holländischen und französischen Guiana.

1) Das britische Gebiet, erst seit 1796 den Holländern entrissen, reicht von der Mündung des Orinoko bis zum Flusse Korentyn, an der Küste 120 St. l., von N. nach S. 200 St. Außer den Grenzflüssen sind zu nennen: der Essequibo, dessen breite Mündung durch 3 Inseln in 4 Einfahrten getheilt wird, ferner der Demerara und der Berbice. Die Hauptstadt ist Stabroek, jetzt Georgetown genannt, am Demerara; in Neu-Amsterdam wohnt der Gouverneur von Berbice. Die Ansiedlungen werden mit jedem Jahr durch Erweiterung des Bodenanbaus und durch Handelsverkehr blühender, volkreicher und einträglicher für den Besitzer. Die Pflanzungen, früher durch Sklaven, welche 1838 frei wurden, jetzt mehr durch Kuli's (32,000 Hindus und 5000 Chinesen) besorgt, erzeugen in großer Menge Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle 2c. Der E. waren es 1853 ohne die Indianer 122,000, darunter nur etwa 2000 Weiße. Der Indianer, vornehmlich dem Flusse Korentyn entlang, und sonst, sind es etwa 7000, im Bereich des angebauten Landes nur 2000. Seit 1842 ist ein englischer Bischof da; und nun sind 31 Pfarreien errichtet.

2) Das holländische Gebiet liegt in der Mitte, zwi-

schen dem Korentyn und Maroni, an der Küste 95 St. lang, nach Süden 120 St. Außer den Grenzflüssen sind zu nennen: der Saramacca, besonders der Suriname, in welchen von Osten her gegen die Mündung der Komewyne fließt. Die Hauptstadt ist Paramaribo am Suriname. An der Mündung des Komewyne ist auch eine Festung, Neu-Amsterdam. Die eigentliche Kolonie ist nur das Flachland zunächst der Seeküste, während das innere, höher liegende, mit Urwald bedeckte Land Wohnung der Buschneger ist. Auf dem Flachland befinden sich die Zucker-, Kaffee-, Baumwolle- und Holz-Pflanzungen, welche bisher durch Negersklaven, die erst jetzt vollends ganz emancipirt werden (1862), bearbeitet wurden; ihre Zahl aber (gegenwärtig noch 209) ist fortwährend im Abnehmen begriffen, indem öfters die Neger einer Plantage auf eine andere übergesiedelt, oder auf größere zusammengezogen werden. Die Stelle der so verlassenen Plantagen, deren es mehrere Hunderte sind (denn vormals gab es 500), nimmt in kurzer Zeit ein dichter Busch ein. Nach der Zählung von 1859 besteht die Bevölkerung aus 15,834 Freien (Weiße, Mulatten und Neger) und 37,796 Sklaven, von welchen etwa die Hälfte jetzt in der Missionspflege ist. Außerdem rechnet man innerhalb der Kolonie gegen 1000 Indianer, und in dem oberen nicht angebauten Gebiet etwa 8000 Buschneger.

3) Das französische Gebiet endlich liegt zwischen den Flüssen Maroni und Oyapoc, an der Küste 100 St. l. Die Hauptstadt Cayenne liegt auf einer Insel am gleichnamigen Flusse. Der C. sind es 22,000, meist Neger. Die Kolonie ist höchst ungesund wegen des Moorbodens, und bekannt als Verbannungsort, insbesondere für politische Verbrecher.

---

b. Missionen unter den Indianern.

§ 301. Wir reden zunächst von dem, was von der Mission für die Indianer, die Ureinwohner Guianas, deren man tiefer hinein gegen 30 Stämme zählt, versucht worden ist. Diese wurden frühzeitig fast ganz in die Wälder und Sümpfe verstoßen, und durften sich, so friedlicher Natur sie auch zum Theil waren, kaum ohne Furcht und Zittern in den europäischen Gebieten blicken lassen. Im holländischen Gebiet sind sie auch im Innern durch die Buschneger verdrängt worden; und man trifft sie daher fast nur noch im englischen Gebiet an,

hauptsächlich an den Flüssen Korentyn, an welchem sie auch im holländ. Gebiet sind, Berbice und Essequibo hinauf, im Ganzen zu 7000 geschätzt. Es sind darunter Arawakken, Warauen (Guarauno's), Karaiben, Accawai's, Macusi's 2c. (vergl. § 299, 1.). Jeder von diesen Stämmen hat seine eigene Sprache und vermischt sich nicht mit dem andern. Sie nähren sich vom Fischfang und der Jagd und haben keine festen Wohnsitze. Durch Vermittlung der englischen Regierung leben sie jetzt mehr im Frieden als früher. Sie verfertigen mancherlei schöne und feine Flechtwerke, die sie gegen ihre Bedürfnisse an die Europäer vertauschen. Ihre Religion ist arg heidnisch.

Die Indianer Guiana's opfern dem bösen Geiste, um ihn zu versöhnen, Fische, Vögel 2c. Die Kranken nimmt der Zauberer (Bokaier) in seine Zauberhütte, die inwendig mit vielen Todtenköpfen von Affen, Vögeln und andern Thieren behängt ist. Hier muß der Kranke Kräuterthee trinken, und wird ein Feuer von Kräutern gemacht, die einen starken Dunst verbreiten. Dann läuft der Zauberer, mit Vogelfedern und Muscheln behängt, die ganze Nacht um die Hütte herum, und schreit und rasselt fürchterlich, um so den bösen Geist zu vertreiben. Sonst sind noch allerlei Abscheulichkeiten und Unsitten unter ihnen üblich, wie wir sie bei Wilden dieser Art überall gefunden haben.

Unter diesen Indianern wurden sowohl von Seiten der Brüdergemeine, als von Seiten der engl.-kirchl. Ges. Versuche gemacht, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten; und doch trafen beide Male so viele hemmende Umstände zusammen, daß sie wieder aufgegeben werden mußten. Jetzt hat nur noch die Ausbr.-Ges. einige blühende Niederlassungen von Indianern.

1) Die Brüdergemeine, welche 1736 anfing, zu einer Zeit, da die jetzt englischen Provinzen, wie Berbice, noch zu Holland gehörten, und da es der Indianer noch viele gab, hat hier dasselbe Schicksal gehabt, wie in derselben Zeit in Pennsylvanien in Nordamerika. Unter unsäglichen Mühen und Strapazen, auch Fluchtwanderungen von Seiten der Bekehrten, wurde die Arbeit fortgeschleppt, bis sie zuletzt 1815 ganz aufhörte.

Die ersten Brüder, welche 1736 in das holl. Guiana kamen, fanden bald Gelegenheit, am Waironi, etliche St. von dessen Mündung in den Rio de Berbice, die Station Pilgerhut anzubauen. Der Sprache der Arawakken, der nächsten Indianer, mächtig geworden, machten Güttner und Dähne, zu welchen später auch Schumann kam, gegen 100 St. weit in den Wildnissen Besuche unter den größten Schwierigkeiten und Entbehrungen; und die verwunderten Wilden fühlten sich mächtig nach Pilgerhut hingezogen. Nach 12 Jahren befanden sich unter andern Angesiedelten 400 getaufte Arawakken, in 3 kleine Dörflein abgetheilt. Aber so lieblich auch die Bewegung unter den Stämmen war, — denn auch die ältesten Leute kamen und brachten Enkel, Urenkel und Ururenkel mit sich, — so mußte doch nach 25 Jahren Pilgerhut aufgegeben werden. Traurige Unfälle aller Art führten Solches herbei: die Feindseligkeit der Weißen, das Hinsterben der Missionare, Hungersnoth und vor Allem eine schreckliche Pestkrankheit, welche die Menschen zu Hunderten wegraffte. Dazu wurde Pilgerhut 1763 von Maron-Negern verbrannt, wobei Schumann's schätzbare Arawakkische Uebersetzungen, Grammatik und Lexikon verloren gingen. Ein gleiches Schicksal hatten 2 andere Stationen, Saron an der Saramakka, 24 St. n. von Paramaribo, und Ephrem an dem Korentyn, welche von 1757 an angelegt wurden. Die Drangsale, welche die Missionare sich gefallen ließen, grenzen fast an's Unglaubliche, wurden aber durch die Errettung von Hunderten süß gemacht. Die Buschneger verbreiteten überall Verheerung und Blutvergießen; und durch ein Mißverständniß gereizt, überfielen und verbrannten sie Saron wie Pilgerhut, worauf die Brüder auch Ephrem verließen. Oft mußten diese wie scheue Rehe umherirren; und da der Liebesdrang sie nie ruhen ließ, wurden sie von einem Ort zum andern mit den armen Indianern umhergeworfen, bald neue Niederlassungen gründend, bald die Trümmer der alten sammelnd. Aber 1763 war es so weit gekommen, daß sie alle nach Paramaribo sich flüchten mußten. — Doch schon im folgenden Jahr suchten sie die Bekehrten wieder auf; und wo ihrer Viele beisammen waren, gründeten sie die neue Station Hoop oder Hoffnung am Korentyn, ohne die früheren Stationen gar zu vergessen. In Hoop fanden große Erweckungen Statt, freilich zum Theil nur vorübergehend, weil die Leute so schwer dazu zu bringen waren, beisammen zu bleiben. Indessen versammelten sich Manche derselben auch in der Ferne des Sonntags zu geistlichen Erbauungen. Eine Frau, die in dem Falle war, an einem entfernten Ort wohnen zu müssen, äußerte einmal: „Es ist freilich schwer, so lange von des Heilands Kindern entfernt zu seyn. Doch habe ich den Heiland nicht vergessen. Es ist kein Tag

vergangen, da ich nicht an Ihn und Seinen Tod und Blutvergießen gedacht habe; und oft habe ich mich allein in einen Winkel gesetzt und zu Seinen Füßen geweint." Später sorgte besonders Miss. Fischer dafür, daß die Leute sich ansiedelten und das Land zu ihrem Unterhalte bauten. Vielen wollte das nicht gefallen; und sie sagten: „Wir sind keine Neger und keine Hühner, daß wir hartes Welschkorn äßen." Aber die Getauften ermahnten die Andern unablässig, sich hierher zu begeben und zu bekehren. Hoop blühte lieblich fort bis zum Jahr 1803, wo man 170 Getaufte darin zählte. Da kamen wilde Indianer, brannten Kirche und Häuser nieder, — und die Gemeinde zerstreute sich. Die Mission mußte aufgegeben werden. Die Arawakken flehten zwar um ihre Erneuerung; aber die beiden Brüder, die wieder einen Versuch machten, vermochten es nicht über die Leute, beisammen zu bleiben. In Folge eines neuen Holzhandels, und besonders des Branntweins, war ein anderer Geist in die Indianer gekommen. Seit 1815 hat daher diese alte Mission nach 80jährigem Wirken ganz aufgehört. Viele Arawakkische Schriften, namentlich eine Uebersetzung des N. Testaments und etliche Stücke aus dem Alten, auch eine Liedersammlung, blieben ungedruckt. Mit hohem dichtem Gebüsch sind nun die gesegneten Wohn- und Erbauungsplätze überwachsen, die einst so oft von dem Lobe Gottes ertönten; und man hört nur noch die Stimmen der Papageien und anderer Waldbewohner. Die Grabsteine auf den Gottesäckern, auf denen eine zahlreiche Saat dem großen Tag der Aernte entgegenharrt, sind mit baumhohen Gesträuchern bedeckt, unter welchen sich die Klapperschlangen verbergen.

2) Die englisch-kirchl. Gesellschaft. Die Missionsfreunde alle sahen mit Wehmuth auf die verwelkten Missionsblüthen hin, und der Wunsch, die, wenn auch mühevolle Arbeit noch einmal zu beginnen, wurde da und dort rege. Da warf auch seit 1827 die engl.-kirchl. Ges. ihr Augenmerk auf die Indianer; und durch sie entstanden die 2 Stationen Bartica Grove und Warraporta von 1831 an. Die Schwierigkeit aber, die Posten gehörig zu besetzen, veranlaßte die Ges. 1857, von diesem Missionsfelde sich zurückzuziehen.

a. Bartica Grove. Die Ges. kaufte am Mazaruni, einem Arm des Essequibo, etwa 20 St. aufwärts, einen Platz zu einer Misssion, der den Namen Bartica Point erhielt. Weil derselbe aber ungesund war, verlegte Miss. Bernau (aus der Missionsschule zu Basel) den Sitz der Mission 2 St. östlicher

nach Bartica Grove, wo eine ganz neue Niederlassung gegründet werden mußte. Bernau fand hier Alles noch mit Gebüsch überwachsen; und es kostete viel Zeit und Aufopferung. bis der Boden ein wenig gelichtet war. Bereits hatte er aber 9 Indianer getauft; und diese bildeten die Erstlinge in seiner Niederlassung. Die Andern sagten auch endlich: „Wenn du glaubst, daß es für uns und unsre Kinder besser sei, so wollen wir kommen und bei dir wohnen.“ Im Gegensatz zu den elenden Hütten der Indianer baute Bernau eine Musterwohnung, die gedielt und mit Thüren und Fenstern versehen war. Nun wollten Alle eben solche Häuser erbauen; und auch Andere entschlossen sich, ihr herumschweifendes Leben zu verlassen. So entstand Haus an Haus, und durch freiwillige Beiträge der Indianer, selbst der heidnischen, und eine Staatsunterstützung von 500 Pfd. St., auch Kirche und Schule; und bis 1841 hatten sich 150 Indianer verschiedener Stämme angesiedelt. Aber Mangel an Lebensmitteln war stets ein großes Hinderniß, da die im Wald aufgewachsenen Indianer sich zum Anbau des Landes gar nicht recht bequemen konnten. Indessen wendete sich Bernau vornehmlich dem Jugendunterricht zu; und seine Schule machte die erfreulichsten Fortschritte. Er hatte 1845 an 100 Abendmahlsgenossen, und 50 Taufcandidaten, in der Knabenschule 48 Zöglinge, darunter 35 Kostschüler, und in der Mädchenschule 25 Kostkinder unter 42. Wenn die Knaben die Schule verließen, lernten sie in Georgetown ein Handwerk; und die Mädchen wurden in die Hauptgeschäfte eingeleitet. Auch in dem Nebenort Oujah war eine Schule. Wenn Bernau auch Anfangs auf seinen Reisen die Indianer je und je sagen hörte: „Wir wissen's nicht besser, und Niemand bekümmert sich um uns,“ womit sie ihre Ungeneigtheit zu erkennen gaben, so schickten sie doch aus großer Entfernung die Kinder in die Schule. Er machte in der Folge auf einer Reise, die er in Begleitung eines bekehrten Karaiben und Arawakken unternahm, die lieblichsten Erfahrungen, indem ihm überall ein großes und rührendes Verlangen entgegenkam. Aber Bernau's Gesundheit wurde geschwächt; und ein Besuch in Europa stärkte ihn nicht, so daß er 1853 nach dem Tod seines Mitarbeiters Lohrer (1848—53) das Feld ganz verließ. Ein Nachfolger konnte nicht gefunden werden. Die Gemeinde wird wohl je und je besucht, — der Bischof confirmirte 34 Personen im Jahr 1857 und fand 62 Abendmahlsgenossen, — aber die Mission besteht nicht mehr.

b. In Warraporta am Essequibo, 40 St. n. von Bartica, ließ sich 1838 Miss. Youd nieder. Bis 1841 hatten sich über 100 Indianer von weit her um ihn versammelt. Einmal kamen 2 Jünglinge, die des Unterrichts wegen blieben. Da kam später ihr Vater und verlangte, sie sollten mit ihm gehen

zu einem Tanz. Der Missionar ließ es auf die Jünglinge ankommen; diese wollten nicht gehen. Mit Ingrimm schied der Vater, dem Missionar den Tod schwörend. Er schickte ein Rehstück; und es zeigte sich, daß es vergiftet war. Youds Frau starb daran; er selbst, gleichfalls vergiftet, half sich durch ein Brechmittel. Wenige Tage darauf bekam er wieder Gift, ohne zu wissen wie, und half sich abermals, mußte sich aber durch eine Reise an die Küste stärken. Zurückgekehrt, sah er plötzlich wieder den unheimlichen Mann um seine Wohnung herschleichen. So sehr sich Youd hütete, bekam er doch abermals Gift, und starb nach einigen Tagen daran. Als der Indianer das erfuhr, rief er voll Freude aus: „Jetzt ist Alles gut!" nahm seine Flinte und that einen Freudenschuß in die Luft. Bei einem zweiten Schuß aber zersprang sein Gewehr, — er wurde verletzt, und war in wenigen Minuten eine Leiche. — Youds Nachfolger, Pollitt, und dann Christian mußten der Kränklichkeit wegen die Station verlassen, die aufgegeben wurde.

3) Die Ausbreitungsges. nimmt sich seit 1840 der Indianer im britischen Guiana an, und wird besonders vom Bischof von Guiana unterstützt. Sie schickte den Miss. Brett, der noch auf dem Platze ist, und vornehmlich am Pomerun indianische Niederlassungen gegründet hat, und auch andere je und je besucht, welche bereits kirchliche Einrichtungen haben.

Miss. Brett begann seine Arbeit an den Ufern des Aragioco, bei seiner Mündung in den Pomerun. Hier war ein kleiner Strich Landes, vormals von Negern, die beim Holzhauen beschäftigt waren, bewohnt, seit der Negerbefreiung aber 1838 verlassen. Noch standen einige Hütten und ein hölzernes Bethaus. Eine alte Negerin war noch da und bot sich als Dienerin an. Es sammelten sich Indianer, deren rohe Lebensweise, Vorurtheile und Zauberer Anfangs viel zu schaffen machten. Bald ging es besser; und der Einfluß zeigte sich in der Behandlung der Frauen, in anständigem Verhalten, in Mäßigkeit, in Verwerfung des Zauberwesens. Selbst Zauberer bekehrten sich und zerbrachen ihre Klappern. Die Indianer sind Arawakken, Karaiben und Accawais. Noch ist der Stand der Gemeine gut (etwa 363 Kirchenglieder, die selbst eine Kirche gebaut haben 1859); und mehrere Nebenorte mit Kirchen sind gegründet, wie Waroman, obgleich durch die vielen Todesfälle oft verwaist. — Noch andere indianische Niederlassungen mit Schulen und Gottesdiensten veranlaßte die Ausbr.-Ges.; Rowers leitete 1845—1857 eine Station in Waramuri, von wo etwa 60 Waraus, als sie hörten, daß hier ein Missions-

posten errichtet werden sollte, alsbald an die Küste sich begaben, um Geld zum Ankauf von Kleidungsstücken zu verdienen, weil jeder Indianer augenblicklich fühlt, daß er nur mit anständiger Kleidung sich in der Kirche sehen lassen dürfe (in 1859 waren es 17 Kirchenglieder). Nebenstationen in Mahaiconi (Fluß zwischen Demerara und Berbice), seit 1858 in Cabacaburi am oberen Pomerun, in Kibleri (etwa 50 Kirchenglieder) und an der Aruabisi-Küste von Essequibo, so daß mehr als die Hälfte der Arawakken innerhalb der Kolonie, die zu 2000 geschätzt werden, christlichen Unterricht empfangen. Brett allein hat 577 Indianer getauft, andere Arbeiter etwa 150. Noch stehen 3 Miss. in Demerara, 3 in Essequibo und 2 in Berbice.

4) Wir erwähnen noch des Miss. Meyer, in Basel erzogen, der ganz für sich nebst seiner Frau eine Mission unter den Indianern in Guiana von 1840—1847 hatte, die nicht ohne Segen war.

Meyer wollte, ohne von einer Miss.-Ges. unterstützt zu seyn, im Glauben und festen Vertrauen, daß der HErr ihn nähre und kleide, zu den Indianern gehen; und seine Frau war gleicher Gesinnung. Sie trafen in Komaka, am Berbice, 40 St. von Neu-Amsterdam, einen Indianer, den sie als Dolmetscher brauchen konnten, und ließen den Leuten sagen, daß sie bei ihnen bleiben wollten. Die Indianer trauten ihnen nicht recht. Doch bezogen diese eine Hütte nach Indianer-Art, in der Meyer auch predigte. Er taufte in 6 Jahren 45 Heiden, übersetzte Stücke der heil. Schrift und verfertigte ein Liederbüchlein. Daneben bildete er eine zweite Gemeinde, am Manakabach, 40 St. weiter den Berbice hinauf; und zwischen Beiden reiste er immer hin und her, je an einem Orte zwei Sonntage verweilend. Auch sonst reiste er viel umher unter großen Strapazen. „Ich mußte," schrieb er 1847, „oft auf heißem, ja glühendem Sande mit bloßen Füßen und unter brennender Sonnengluth wandeln, oft im Wasser bis an die Kniee, ja bis zum Leib und Hals, ohne dann in der Nacht eine Decke zu haben. Dabei giebt es noch viel Beschwerliches. Da giebt es sehr viele kleine Mücken, die in Mund, Nase und Augen fliegen. Kleine Insekten, Tschigo genannt, graben sich in den Fuß, und legen da Eier, aus denen Junge hervorkommen, die man herausnehmen muß, um schmerzlos schlafen zu können. Soll ich noch mehr sagen von den Stechfliegen, den Ameisen, die aus unsrer Hütte uns vertreiben, dem Muskitowurm, den Sandfliegen, der Fußkrätze, den Schlangen, den Skorpionen, Holzschleichern, den Tigern ꝛc?" Auf einer Reise nach Neu-Amsterdam, die er machte, um ein Boot voll Lebensmittel zu holen, das ihm ein Freund von England nebst etwas Geld zukommen ließ, wurde er im Herbst 1847 fieberkrank, und starb in den Armen seiner treuen Gefährtin.

5) Die Londoner Ges. hat im englischen Guiana auch eine Indianerstation, nämlich Bethelkirche in Maria Henrietta, mit 254 E., darunter 56 Getaufte, nebst dem Filial St. Lust, das 120 E., darunter 12 Getaufte, hat (1861). Die Blattern hatten 1860 gegen 6 Niederlassungen der Indianer in Berbice fast entvölkert.

---

c. Mission unter den Buschnegern.

§ 302. Zu den Pflanzungen waren nach Guiana, wie nach Westindien, von jeher Neger aus Afrika als Sklaven in großer Menge hergebracht worden. Nirgends aber wurden sie so hart behandelt als hier. Man weiß, daß früher neben den Peitschenhieben auch Kettenanlegen, Ohrenabschneiden, Abschneiden der Kniesehnen, zuletzt grausame Todesstrafen angewendet wurden, um die Andern dem Willen ihrer Gebieter fügsamer zu machen. Bei ihrer anfänglichen rohen Naturkraft konnten die Unglücklichen das nicht ertragen. Daher gab es viele Aufstände unter ihnen; und oft rächten sie sich, zur äußersten Wuth gereizt, furchtbar an ihren Quälern. Noch gewöhnlicher wurde es, daß sie sich davon machten, und in die tiefen Wälder hinein flüchteten, wohin man ihnen nicht folgen konnte. Dort wuchsen sie allmählich zu Räubercolonieen an, aus welchen sie fortwährend hervorbrachen und Mord und Brand vor sich her verbreiteten, um recht viel Raub in ihre Schlupfwinkel bringen zu können. Dergleichen entlaufene Negersklaven nannte man mit ihren Nachkommen Busch- oder Maronneger; und vorzüglich hausten sie in den Wäldern und Gebirgsgegenden im Innern der Provinz Surinam, so daß dort an den Grenzen mehrere Militärposten errichtet werden mußten. Je und je führte man ernsthafte Kriege mit ihnen, die aber zu nichts führten; und zuletzt 1763 mußte die holländische Regierung sie als ein freies Volk anerkennen und einen friedlichen Vertrag mit ihnen

abschließen. Seitdem leben sie in kleinen Dörfern, zu unabhängigen Republiken vereinigt, unter Häuptlingen und einem Oberhauptmann, der im Namen des Volks die Verhandlungen mit der Regierung führt. Am bekanntesten sind die Samarakka-Neger an der Suriname und die Aukaneger an der Marawyne. Man kann nur zu Wasser zu ihnen gelangen; und auch dieser Weg wird durch die tobenden Wasserfälle sehr erschwert. Die Hitze ist dort sehr groß, und, verbunden mit den Dünsten des feuchten Urwaldes, den Europäern höchst lebensgefährlich. Ihre Sprache ist, wie die der Sklaven in Surinam, ein Gemisch von Englisch, Holländisch und Negerisch. Der roheste Aberglaube und der ungereimteste Fetischdienst mit Verehrung der Schlangen und Kaimans machen ihre Religion aus. Jagd, Fischerei, der Bau von Kassabi, Reis und Welschkorn, verschaffen ihnen die Nahrungsmittel.

Bei jenem Friedensschlusse übrigens mit den Holländern gaben die Abgeordneten der Buschneger, namentlich der Samarakka-Neger, welche bereits von dem Christenthum etwas gehört hatten, das die Brüder unter den Indianern und Negern verbreiteten, ihren Wunsch nach christlichen Lehrern zu erkennen; und dieß wurde Veranlassung einer Brüdermission unter den Buschnegern, welche von 1765 an mit Unterbrechungen bis in die neueren Zeiten fortdauerte, aber wegen der großen Sterblichkeit unter den Brüdern mehrmals stille stand, gegenwärtig jedoch wieder auflebt.

1765—1813. Die Mission eröffneten 2 Brüder in Begleitung des Miss. Dähne, der seit 1738 theils in Surinam, theils am Berbice unter den Arawakken gewirkt hatte. Von einem Regierungsdeputirten den Häuptlingen empfohlen, wurden sie mit Freuden aufgenommen; und sie siedelten sich am Sentheabach an, 1765, wo der Oberhauptmann Abini ihnen besonders gewogen wurde und vor seinem Tode (1767) sie seinem Sohne Arabi als Leute empfahl, die ihnen Gott zugesandt hätte. Aber Einer der Brüder starb nach 2 Monaten; und andere Brüder, die nachkamen, sanken gleichfalls bald in's Grab. Dazu geriethen die Neger in Furcht, ihre Götter möchten ihnen zür-

nen, wenn sie sich mit Gran Gado, dem großen Gott, einließen; und sie zu versöhnen, stellten sie sogar Opfer und Gebete an. Besonders aufrührerisch wurden die Zauberer; und so fanden die Brüder verschlossene Ohren und konnten ihre Arbeit nur an 2 Knaben, Schippio und Grego, fortsetzen. Sodann verlegten die Einwohner mehrmals ihre Wohnsitze: sie zogen 1763 hinab an den Guamafluß, 1774 an den Wasserfall Guaffe, wo in Bambey 4 neue Dörfer angelegt wurden, und 1785 nach Neu-Bambey, 2 St. weiter abwärts. Die Brüder zogen immer mit ihnen, wiewohl der Geist des Volks sich gleich blieb und nur Wenige sich taufen ließen. Unter diesen aber waren Arabi und obengenannte Jünglinge, die sämmtlich sehr wackere und ernste Nationalgehilfen wurden. Der Oberhauptmann Arabi insbesondere war der Erstling, der 1773 vor allem Volk sich taufen ließ, ohne auf heftige Vorwürfe zu achten, und der auch bis an seinen Tod (1821) durch musterhafte Treue sich auszeichnete. Auch konnte man wahrnehmen, daß selbst die unbekehrten Neger duldsamer und lenksamer wurden. Besonders erfreulich war eine Erweckung, die 1790 im Oberlande durch einen Krüppel erfolgte, der als getaufter Christ Leute um sich versammelte und mit großem Nachdruck zum Heiland wies. Br. Wiez machte von nun an häufige Besuche daselbst, so wie Arabi und Grego, und konnte nicht genug sich des Hungers wundern und freuen, der dort sich kund gab. Von 1796 bis 1812 waren die Brüder auch Agenten der holländ. Regierung, und hatten auf diese Weise amtlich in den Dörfern umherzureisen, wobei sie viele Ermunterungen fanden. Aber die vielen Krankheiten und Todesfälle, die unter ihnen vorkamen, verhinderten den Fortgang des Werks; und da am Ende in Bambey auch unter den Getauften ein Geist der Ungebundenheit wieder um sich griff, der zu weitern Aufopferungen nicht ermuthigen konnte, so wurde 1813 die Mission aufgehoben, indem man den Verkehr mit den Bekehrten von Paramaribo aus zu unterhalten dachte. Im Ganzen waren 107 Personen getauft worden, von welchen 30 Erwachsene und 16 Kinder noch lebten; und 9 Brüder und 6 Schwestern waren das Opfer der Mission geworden.

1813—1840. Die Bekehrten wurden durch Arabi und Grego zusammengehalten, welche bisweilen in Paramaribo Besuche machten, sich zu stärken. Eine Bittschrift selbst nach Herrnhut um neue Lehrer war erfolglos; und Arabi starb 1821, Grego 1824, beide mit der heißesten Sehnsucht, daß doch wieder Lehrer zu den Ihrigen kommen möchten. Jener hatte auch sterbend dem Heiland seine 3 getauften Söhne: Johannes, Nathanael und Hiob, befohlen. Diese aber lebten ohne Lehrer, ohne Predigt, 14 Jahre in der Wildniß dahin, und sanken tief herunter, indem Johannes ein Trun-

kenbold, Hiob gar ein Zauberer wurde. Endlich 1835 erwachten in ihnen alte Erinnerungen; und sie gingen nach Paramaribo, wo sie wieder hörten, was sie lange entbehrt hatten, und neu angefaßt wurden, aber auch dringend um Lehrer baten. Jetzt machte man wieder Besuche bei ihnen, fand das Gemeinlein nicht mehr in Bambey, das vielmehr in einen Orangenwald umgewandelt war, sondern einige Stunden davon in Gingeh. Die Spuren der früheren Predigt waren noch zu sehen. Man fand hier nur Ein Götzenbild, während alle andern Dörfer so mit Abgötterei erfüllt waren, daß kein Haus ohne Götzen war; auch hörte man nichts von dem wilden Lärmen, Tanzen und Trommelschlagen, das die andern Dörfer Tag und Nacht durchtönte. Viele hingen noch fest Christo an; und ein elender Lazaruskranker erquickte sich noch an seinem geschriebenen Liederbuch. Indessen konnte noch kein Bruder da bleiben; und Hiob, der sich geistlich wieder ganz gesammelt hatte, war ein treuer und kräftiger Diener des Worts in der neu erbauten Kirche, bis endlich seine und Aller Freude erfüllt wurde.

1840—1860. Es war Rasmus Schmidt, welcher 1840 zuerst kam, um das Terrain zu untersuchen. In Gingeh freute er sich der Kirche, Schule und Wohnung, welche die Buschneger erbaut hatten. Er durchzog noch 43 Negerdörfer am Flusse hin, fand aber den Empfang immer kälter, Abgötterei und Götzendienst immer ärger, je weiter er kam. In Gingeh wählte er sodann aus den Bekehrten 4 Gehilfen: Friedrich, Johannes, Hiob und Jonas, die er bei der Einweihung der Kirche der Versammlung vorstellte. Auch die Schule richtete er ein. Da fing er zu kränkeln an; aber Friedrich und Hiob beteten so herzbeweglich, daß Schmidt mit ihnen weinen und seufzen mußte. Er genas so weit, daß er wieder heimreisen konnte, fand auch, daß 16 Getaufte und 50 Erwachsene, die eingeschrieben waren, wohl eines bleibenden Missionars werth wären. So kehrte er im Dez. 1840 zurück, um ganz den Buschnegern sich zu widmen. Aber der Kämpfe gab es Viele. Oben auf dem Berge bei der Kirche, da man den Ort jetzt Bambey nannte, wohnten die Christen, unten im Thale die Heiden; und letzere thaten Alles, um jene zu stören und zu hindern. Aber allmählig ging es besser, ein reicher Segen verbreitete sich, und selbst für's fernere Oberland ging eine Hoffnung auf. Da starb 1845, schon nach 5 Jahren, Schmidt unerwartet schnell, unter heißen Thränen vieler anwesenden Neger. Nun kam wieder eine Trübsal nach der andern. Schmidt's Frau blieb noch ein Jahr, während Hiob die Versammlungen hielt. Auch Schmidts Nachfolger mußte bald wieder zurückkehren. Endlich 1848 wurde die Station, unter Beibehaltung des Namens Neu-Bambey, an den Wasserfall Ganseh verlegt, nur noch

2 Tagreisen von der Grenze der Kolonie. Dort starb Hiob 1849. Br. Barsoe, der kam, mußte nach 2 Monaten zurückkehren und starb. Da zog 1850 die verwittwete Hartmann, die seit 1846 auf der Holzplantage Berg en Dal unter Negern segensreich gearbeitet hatte, nach Neu-Bambey, und blieb allein, unter großen Entbehrungen, mit Treue und Demuth unter Alt und Jung wirkend, bis sie 1853 krank zur Stadt zurückkehrte und starb. Die nächstgesandten Brüder starben weg oder mußten krank umkehren. Der Platz erwies sich noch ungesunder, als die früheren; und seit 1857 mußte die Gemeinde von 170 Seelen verwaist bleiben. Bisweilen kamen sie zur Stadt, oder nach Victoria, 4 St. von Berg en Dal. Da in Koffykamp, einem Dorfe der Aukaneger an der Mündung des Sarabachs, 3 St. oberhalb Victoria, einige christliche Neger wohnen, die ein Bethaus errichtet haben, hoffte man hieher die von Neu-Bambey zu verlegen; aber der Plan scheiterte an der Eifersucht zwischen diesen beiden Stämmen. Indessen verließen doch 1859, nachdem auch Johannes Arabi und der thätige Jeremias 1859 gestorben waren, die Neger Neu-Bambey, durch seine ungesunde Lage geschreckt. Sie lebten nun in der Zerstreuung, von dem christl. Negerdorf Berg en Dal (300 S.) aus besucht, bis neuerdings an 2 Orten die Sehnsucht nach dem alten Glauben wieder erwachte, indem zuerst in Gujaba (bei Bambey) der Götzenpriester Sesu sich bekehrte und eine Nebenstation errichtet werden konnte, — dann insbesondere Joh. King in Maripaston am Saramakkafluß, durch Träume aufgeregt, ein Rüstzeug unter den Matuari-Negern wurde, ihren Granman (Häuptling) Kalkun dem Christenthum günstig stimmte und, 1861 getauft, eine merkwürdige Bewegung unter den Buschnegern veranlaßte.

---

d. Negermissionen in Surinam.

§ 303. Wir wenden uns zu den wichtigsten Missionen in Guiana, die unter den bisherigen Negersklaven mit großem Eifer betrieben werden und besonders vielen Eingang fanden. Wie die Sklaven vormals unter der Geißel ihrer Herren seufzten, haben wir oben (§ 302) gesehen. Aber trauriger war es, daß ihnen kein Trost in ihrer Trübsal geboten war, sie vielmehr ganz den heidnischen Finsternissen sich hingaben, wie sie in ihrem aus Afrika mitgebrachten Götzendienst lagen. In jeder

Hütte hatten sie ihre Götzen verborgen, die oft aus den unbedeutendsten Dingen bestanden, aus einem Teller, einer Schüssel, einem Topfe, angefüllt mit allerlei Kleinigkeiten, aus Korallen, Steinen, Knochen, Schnüren, Kleidern zc., indem sie sich in diesen Dingen ihren Gott als Geist gegenwärtig dachten. Auch hatten sie gemeinsame Götzentempel, meist im Walde versteckt, an welchen sie mit großer Verehrung hingen. Daneben trieben Zauberer ihre Gaukeleien, wie in Afrika; und dem geheimen Zauber zu entgehen, wurde der tollste Aberglauben getrieben. Besonders viel hielten sie auf ihre lärmenden Nachttänze, in welchen sie sich bis zur wildesten Raserei steigerten, meinend, daß dabei die Geister ihrer Götter auf sie herabkämen. Welche Gräuel sonst mit all dem verbunden waren, mag man sich denken.

Noch jetzt ist überall der Götzendienst im Schwang, wo die Missionen keinen Einfluß haben; und das erste Geschäft des Missionars, wenn er irgendwo anfängt, ist, alle Götzen zu vernichten, deren er habhaft werden kann, weil sonst an den Negern nichts auszurichten ist. Als z. B. Br. Jansa 1851 nach der Plantage Friedrichslust kam, die 320 Sklaven zählte, wollte Niemand zur Kirche kommen, weil hier ein sehr verborgen gehaltener Götzentempel war. Dem Bruder gelang es, hinter das Geheimniß zu kommen. Er machte sich sogleich über den Tempel her, warf die Götzen hinaus und riß das Haus nieder. Die Priesterin war ihm nachgegangen und suchte ihm noch unter den Händen die Götzen wieder wegzustehlen. Die Zerstörung dieses Teufelswesens machte großes Aufsehen, und die Neger geriethen in die äußerste Entrüstung. Sie tanzten und opferten die ganze folgende Nacht, um den Zauberwind zu bekommen, und zu erfahren, wer der Verräther gewesen sei, um an ihm Rache zu nehmen. Schauerlich war der Lärm der Trommeln und das wilde Geschrei der Tänzer. Ebenso fand es Br. Menze 1853 auf der Holzplantage Hannover. Obwohl hier der Verwalter geneigt war, ja selbst ein Versammlungshaus errichten ließ, zeigten sich die Neger, mit Ausnahme Weniger, fest entschlossen, bei ihrem alten Heidenthum zu verharren und „den neuen Glauben“ von sich zu weisen. Da erfuhr Menze von einem sehr alten und hochberühmten Götzenhaus, das vor den Weißen sehr geheim gehalten wurde. Der Götzentempel stand in solchem Ansehen, daß bei einem Angriff auf ihn die äußerste Vertheidigung der Neger zu fürchten war. Aber Menze erklärte offen, daß

der Teufelsdienst abgethan und der Tempel vernichtet werden müsse. Er suchte trotz des Widerstands der Neger den Tempel und zerstörte ihn mit allen Götzen und Fetischen. Nun war der Heiden Trotz gebrochen; wer vorher fast rasend zu werden schien, kam jetzt schweigend und niedergeschlagen, ja ehrfurchtsvoll herbei; und der Weg zu den Herzen stand offen.

Wir reden zuerst von den Arbeiten im holländischen Surinam, wo die Sklaverei noch länger fortwährte, als im britischen Guiana. Es war abermals die Brüdergemeine, welche zuerst dieses Missionsfeld betrat, von der wir auch hier allein reden können, da uns nähere Berichte über die Arbeiten der lutherischen, der reformirten, auch der katholischen Kirche fehlen. Schon 1738 kamen etliche Brüder nach Paramaribo; aber sie waren mehr nur Agenten der Missionare unter den Indianern, und fanden lange so gut als keinen Zutritt zu den Sklaven. Später traten Andere ein, welche 1767 ein eigenes Haus und Grundstück ankauften und im Stillen als Handwerker, namentlich als Schneider, Bäcker, Schuster, ihr Brod verdienten. Die von ihnen gemietheten Sklaven, die ihnen bei der Arbeit helfen oder selbst das Handwerk lernen sollten, waren die Ersten, die sie anzufassen suchten. Es gelang ihnen; 1776 wurde der Erstling der Neger getauft, welchem bald 8 andere nachfolgten. Jetzt erbauten sie in ihrem Garten eine Kirche, die um der vielen Zuhörer willen bald vergrößert werden mußte; und in 5 Jahren waren 277 Neger bekehrt und getauft, welche Alle ihre Götzen und Amulette weggeworfen hatten und ein musterhaftes Leben führten, indem sie auch durch die heftigsten Drohungen ihrer Herren sich nicht stören ließen. Der Gouverneur wurde der Mission geneigt; und als ein Plantagenbesitzer in Fairfield, 10 St. von Paramaribo, am Komewyne gelegen, 1785 die Brüder zu sich einlud, so schenkte er ihnen ein Stück Land, das von einer alten Festung her Sommelsdyk genannt wurde. Der morastige, dichtbewachsene Platz machte zwar viele Schwierigkeiten; desto größer war der Erfolg an den Negern, deren hier 315 bis zum Jahr

1800 getauft waren. Da aber die Neger nur zu Wasser und nicht ohne Gefahr hieher kommen konnten, was viele Uebelstände erzeugte (einmal ertranken 3 Negerinnen), so wurde 1817 Sommelsdyk wieder aufgehoben, indem nun die Brüder von Paramaribo aus fortan die Bekehrten regelmäßig besuchten. In Paramaribo aber ging das Werk immer weiter vorwärts, so viele Verfolgungen und Hindernisse mitunter Statt fanden. Denn viele Sklavenbesitzer sahen nur mit Mißtrauen und Argwohn die Bekehrungen an. Nach 1826, also 50 Jahre nach der ersten Taufe, durften die Brüder nur erst auf 6, das Jahr darauf auf 17 unter damals 500 Plantagen das Evangelium verkündigen. Manche Neger ersuchten ihre Herren fußfällig, sie möchten die Brüder doch auch auf ihre Plantagen kommen lassen, damit sie etwas vom Christenthum erführen; sie wollten gerne des Morgens und Abends an der Arbeit nachholen, was etwa versäumt würde. Aber die Herren waren zu nichts zu bewegen.

Indessen wurde die Stimmung für die Mission immer günstiger; und immer mehr Plantagen öffneten sich ihnen, was auch eine Vermehrung der förmlichen Stationen zur Folge hatte, von denen aus sie fortgehend Besuche auf den Plantagen machten und diese selbst mit Vorlesern und Gehülfen versahen. Getauft aber wurden allmählig nicht nur Hunderte, sondern sogar Tausende. Manche besondere Umstände traten ein, welche die Mission förderten. Dahin gehört schon der Druck des negerenglischen N. Testaments, welches bis 1830 nur handschriftlich vorhanden war, durch die britische Bibelgesellschaft. Sodann wurde 1830 die Predigt und Seelenpflege bei den Sklaven und Gefangenen in den Forts, wie auch der Soldaten auf allen Militärposten den Brüdern von der Regierung übertragen. Besonders folgenreich war der Umstand, daß 1836 im Distrikt Nickerie an der Seeküste ein Neger, welcher 7 Jahre lang die Rolle eines Stummen gespielt, plötzlich als Prophet auftrat, die Neger zusammenkommen ließ und erklärte, er habe von Gott

Offenbarungen empfangen, daß er der Erlöser seines Volkes seyn sollte. Er verkündigte Zeichen und Wunder, die da kommen sollten, gab den Negern eigens zubereitete, berauschende Getränke ein, hetzte sie zu Unzucht, Aufruhr und Mord auf, wollte auch von Gott die Vollmacht empfangen haben, als sein Stellvertreter zu handeln. Die daraus entstandene Bewegung ließ das Schlimmste befürchten; doch wurden die Behörden des Propheten und seiner Mithelfer noch zeitig genug Meister. Den Behörden aber ging jetzt ein Licht darüber auf, daß man die Neger nicht länger in der Unwissenheit dahingehen lassen dürfe, sie vielmehr eine Religion haben müßten. Der Statthalter selbst erklärte, diesem falschen Geiste könne man mit nichts Besserem begegnen, als mit dem guten Geiste eines christlichen Unterrichts. So bekamen die Brüder neue Anträge für jenen Distrikt; und Pflanzer, welche bisher katholische Priester abgewiesen hatten, erboten sich zur Aufnahme der Brüder. So entstand Salem an der Meeresküste. Später ferner (1846), da bereits in der Freilassung der Sklaven Anfänge gemacht wurden, schrieb die Regierung auf den Wunsch der Brüder sämmtliche zum Missionshaushalt gehörige Sklaven zur Freigebung ein, die ihnen nach einer sogenannten Lehrlingsschaft zu Theil werden sollte. Dann kam die Verordnung, daß kein Heide mehr als Staatsbürger anerkannt werde, kein Sklave die Freiheit bekommen solle, wenn er nicht entweder Christ oder Jude würde (es hatten auch Juden ihre Missionen unter den Negern). Bei militärischem Einschreiten gegen unruhige Neger konnten die Brüder Blutvergießen abwenden. Endlich wirkte der Umstand stark zur Förderung der Mission, daß beim Begräbniß der Heiden keine Feierlichkeit Statt fand, während bei den Andern der Ritus der Brüdergemeinde eingeführt war. Erzeugten freilich diese Umstände auch viele Schein- und Namenchristen, zumal da die Zahl der Gehülfen immer nicht für die entstehenden Bedürfnisse ausreichte, so behielt doch die Mission ihren gesegneten Gang; und die ganze Neger-

welt Surinams wurde mehr und mehr eine christliche. Die Brüdergemeine hatte 1861 schon 12 Hauptstationen, auf welchen 34 verheirathete Brüder, deren Viele stets auf den Plantagen herumreisen, angestellt sind; und der Getauften unter ihrer Pflege waren es im Ganzen 27,193. Sie hatte Zugang zu 181 Plantagen unter 209. Auf den 28 übrigen Plantagen sind zum Theil katholische (mit 9500 Seelen) oder reformirte Missionare. Auch zählt man 1413 Juden. Mit einiger Sorge sah man der Emancipation der Sklaven entgegen, welche Juli 1862 von der holländ. Kammer beschlossen worden ist. Da der Boden durch die Reisen der Brüder hinlänglich bearbeitet ist, sieht es die Mission immer mehr darauf ab, feste Posten mit Kirche und Schulen anzulegen.

Hauptstationen außer vielen Versammlungslokalen: Paramaribo 1776, am Surinam links, 4 St. vor der Mündung; 16,000 E.; 1821 verbrannten 400 Häuser nebst 2 Kirchen und dem Rathhaus; auch 1832 große Feuersbrunst; eine Missionskirche mit 5600 Seelen, die größte aller Brüdergemeinen in der Welt; sonst noch eine luther., eine reformirte, eine kath. Kirche, auch 2 Synagogen, eine deutsche und eine portugies. — Beekhuizen 1844, am Surinam links, 1/2 St. weiter herauf, mit der Gehilfenschule, wozu wohlwollende Pflanzer 18 Negerknaben auf einige Jahre hersenden, unter ihnen nur Ein freier Buschneger, der Erbe des Häuptlings Kalkun. — Bersaba 1858, 8 St. den Para hinauf, der 3 St. oberhalb Beekhuizen in den Surinam mündet. — Clevia 1858, gegenüber von der Hauptstadt. — Rust en Werk 1844, am Komewyne rechts, Leliendal links 1848, Heerendyk rechts 1856. — Charlottenburg 1835, am Perica, einem Seitenfluß des Komewyne. — Anna'szorg 1853 am Warappabach, einem Ausfluß des Komewyne. — Katharina Sophia 1855, am Saramacca, w. vom Surinam. — (Batavia für Aussätzige, am Copename). — Salem 1840, am Meere im Districkt Coronie. — Waterloo 1859, 2 St. vor der Mündung des Nickery in den Corentyn.

---

e. Neger-Missionen im britischen Guiana.

§ 304. In dem englischen Antheil von Guiana, der in die 1803 von Holland abgetretenen Haupttheile Esse-

quibo, Demerara und Berbice zerfällt, waren die Sklavenverhältnisse lange dieselben, wie in Surinam; und auch die Missionen hatten einen ähnlichen Gang, wie dort. Einerseits sperrten sich lange viele Pflanzer gegen alle Arbeiten an ihren 15,000 Sklaven, und die Regierung wies ihnen zu lieb 1805 den ersten Missionar aus dem Lande, andererseits waren diese sehr verlangend nach dem Unterricht und Trost des Evangeliums. Das Ergebniß der Mission war immerhin im Ganzen ein sehr erfreuliches. Die Sklaven aber wurden hier von 1838 an frei; und seitdem hat es die Mission nur mit Freinegern zu thun. Indessen sind nun statt der Sklaven viele Kuli's gekommen, von welchen oben § 265 gesprochen wurde. Sie bieten den Missionen ein neues, freilich bis jetzt noch wenig bearbeitetes Feld dar, da sie lauter heidnische Religionen mitbringen. Solcher Kuli's wurden von 1835 bis 1860 nicht weniger als 50,895 nach dem britischen Guiana gebracht. Von ihnen war mehr als die Hälfte, nämlich 26,423 aus Kalkutta, 9232 aus Madras, 11,952 aus Afrika, 3288 aus China. Die Zahl derer, die wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, betrug nur 4788; gestorben sind 14,693. Somit waren in Guiana noch 31,414 übrig, die zerstreut in den Kolonieen sich finden, und zunächst einen meist nachtheiligen Einfluß auf die Negerwelt ausüben. Wir reden hauptsächlich von den Negermissionen, welche von der Lond. Ges. und von den Methodisten ausgegangen sind.

1) Die Lond. Ges. sandte 1807 Miss. Wray, der unter den 500 Sklaven des frommen Holländers Post im östl. Demerara seine Arbeit begann. Er fand so viel Begierde unter den Negern, daß schon im folgenden Jahre 24 getauft werden konnten. Die Bekanntschaft mit dem Evangelium verbreitete sich reißend schnell auch unter solchen Negern, die nie Gelegenheit hatten, es aus dem Munde des Missionars zu hören. Post verhalf auch zu andern Stationen (z. B. der des Missionars Davies in Georgetown 1809); Wray aber fing 1813

in Berbice zu arbeiten an. Wie überall in Westindien, so erfuhr auch er unter den Pflanzern verschiedene Stimmungen; und einmal wollte sogar die Kolonialregierung es auf gänzliche Unterdrückung der religiösen Versammlungen der Neger anlegen. Das Schmerzlichste aber war das Schicksal des Miss. Smith, welcher 1817 Wray's Nachfolger in Le Resouvenir wurde, und vom Gouverneur mit der Drohung empfangen wurde: Wenn Sie einen Neger lesen lehren, so werde ich Sie verbannen. Wray sah bald in seiner Kirche 5—600 andächtige Neger, obgleich deren Viele darum blutig geschlagen wurden. Schon nach Jahresfrist konnte er 150 Neger taufen und 114 Ehen einsegnen. Die Kirche mußte vergrößert werden, wozu die Sklaven selbst von ihrer Armuth 2500 Gulden beisteuerten. Smiths Wirkungskreis wurde immer ausgedehnter; und Ende 1823, in welchem Jahr er 320 Neger taufte, bestand die Gesammtgemeinde in den nahen Pflanzungen aus 2000 Seelen. In diesem Jahr aber hatte das engl. Parlament Beschlüsse zur Verbesserung der Lage der Sklaven gefaßt; und als die Nachricht davon nach Demerara kam, wollte man sie den Schwarzen geheim halten. Dennoch verbreitete sich unter diesen das Gerücht, der König und das Parlament hätten ihre Freilassung genehmigt; und weil sie nichts Gewisses erfahren konnten, stachelte sie Ungeduld zu offenem Aufruhr an. Die Feinde beschuldigten Smith der Theilnahme am Aufstand, obgleich er die Sklaven stets nur zur Ruhe und Geduld ermahnt hatte. Er wurde (Aug. 1823) in das Gefängniß geworfen, und auf Grund falscher Zeugnisse vom Gericht zum Galgen verurtheilt. Viele seiner Kirchenglieder wurden unschuldig hingerichtet, während er begnadigt und durch die überzeugendsten Beweise seiner Unschuld vor seinen Landsleuten gerechtfertigt wurde, aber noch im Gefängniß starb, Febr. 1824. Auch andere Stationen, wie Ebenezer, das besonders gesegnet gewesen war, mußten seit 1823 aufhören, und konnten erst 1829 wieder eröffnet werden. Dennoch stand es 1838 so, daß

Miss. Scott beim Jahresfeste in London sagen konnte: „Es sind in dem engl. Guiana 100,000 E., von welchen jetzt 50,000 christlichen Unterricht empfangen und gewöhnliche Zuhörer bei den öffentlichen Gottesdiensten sind.“ Seit der Freilassung der Sklaven ist vollends jeder Damm gegen die Mission gebrochen.

Stationen: a. in Demerara: Georgetown, die Hauptstadt, Ebenezer und Freedom auf der Westküste, (Wray's) Bethel und andere 3 Stationen auf der Ostküste und 4 weitere im Innern. — b. in Berbice: Neu-Amsterdam (Wray † 1837), Lonsdale, Brunswick, Ithaka, Rodborough, Orange, Albion, endlich Bethelskirche in Maria Henrietta, mehr für Indianer, nebst dem Filial St. Lust (s. § 301, 5.).

2) Die Methodisten nahmen frühzeitig Antheil an der Mission, und schrieben schon 1819: „Es ist eine Wonne, diese Sklaven so umsichtsvoll und richtig von der Schrift und den Erfahrungen ihres Herzens reden zu hören.“ Der Mitglieder hat sie im Jahr 1822 schon 1240, und im Jahr 1823 waren es 182 freie Farbige und 1392 Sklaven. Sie setzten ihr Werk fort, und nahmen sich auch je und je der Kuli's an. Von diesen wurde schon 1849 ein Cingalese getauft. Die Kulikinder lernen Englisch in den Missionsschulen und geben gute Hoffnungen.

Stationen: Georgetown, Mahaika, Victoria, Golden Grove, Essequibo, Anna Regina, Berbice. — Obiger Cingalese war mehrere Jahre vorher mit Hunderten seiner Landsleute aus Ceylon nach Guiana gekommen, um als Lastträger, Dienstboten rc. zu dienen. Er hatte in Ceylon schon in einer Missionsschule lesen und schreiben gelernt, sich aber stets geweigert, in der Bibel zu lesen. Getäuschte Hoffnungen weckten in ihm das empfangene Gute wieder; und er meldete sich zur Aufnahme in die Kirche. Er war ein sehr verständiger junger Mensch, der eine schöne Hand schrieb, und viel Gabe besaß, die heil. Schrift zum Gebrauch anderer Kuli's um ihn her in Tamil zu übersetzen. Bei der Taufe bekam er den Namen Samuel Johnson.

3) Die Ausbr.-Ges. in Verbindung mit dem Bisthum, das seit 1841 im britischen Guiana errichtet ist, hat viel zur Errichtung von Kirchen und Schulen beige-

tragen (S. 545). Die Pfarreien, 1853 zu 31 vermehrt, nehmen fortwährend zu; und wenn auch viele ungetaufte Neger noch da sind, so kommt doch das Land einem christlichen immer näher.

---

4. Brasilien.

a. Das Kaiserthum.

§ 305. Wir kommen nach Brasilien, dem ungeheuren Lande Südamerika's, südlich von Guiana, das einen Flächenraum von 120,000 □M. einnimmt, davon freilich kaum 2000 □M. angebaut sind. Der Umstand, daß es 1500 von dem Portugiesen Cabral durch Zufall entdeckt wurde, hatte die Folge, daß hier die Portugiesen statt der Spanier emporkamen, und das ganze Land, dessen Küstenausdehnung 1600 St. beträgt, und das von O. nach W. 1100 St. breit, auch von N. nach S. ebenso lang ist, in Besitz nahmen. Anfangs schickte freilich Portugal jährlich nur 2 Schiffe hin mit Verbrechern, um Holz und Papageien zurückzubringen; und erst später fing es an, einzelne Orte zu colonisiren. Von 1624 an wollten die Holländer das Land den Portugiesen abgewinnen, mußten aber 1661 auf ihre Ansprüche wieder verzichten. Sodann gab es lange fortdauernde Grenzstreitigkeiten mit den Spaniern, die erst 1778 völlig beseitigt wurden. Die Aufmerksamkeit der portugies. Regierung war jedoch auch hier nur auf die Benützung der Goldwäschen und Diamantengruben gerichtet; und ihre ganze Verwaltungskunst bestand in Errichtung von Zöllen und Handelsabgaben, die der Staat an der Küste erhob. Fremde wurden ausgeschlossen oder eifersüchtig bewacht, und der freie Verkehr durch eine geheimnißvolle Sperre gänzlich gelähmt. Nachgeborene Söhne von Adeligen dagegen erhielten vom Könige besondere Schenkungen im Lande, und eroberten mit Hülfe von angekauften Negern im Inneren ganze Di-

strikte, welche sie mit ziemlich unabhängiger Willkür regierten. Aehnliche Schenkungen erhielten die Jesuiten, welche sich in Paraguay zu einer furchtbaren Waffenmacht entwickelten (§ 306).

Die Verhältnisse Brasiliens veränderten sich wesentlich, als der König von Portugal 1808 seine Residenz dahin verlegte, was bis 1821 fortdauerte. In dieser Zeit wurde ein neues politisches Leben in Brasilien rege. Dasselbe trat mit vielen Staaten, namentlich auch mit Deutschland, in eine unmittelbare Verbindung, welche auf Anbau, Bildung und Handel vortheilhaft einwirkte. Auch wurde ein Bundes- und Handelsvertrag mit den Engländern abgeschlossen und diesen erlaubt, selbst Kriegsschiffe in den Seehäven Brasiliens bauen und ausbessern zu können. Ueberhaupt wurde 1814 allen Völkern die freie Schifffahrt von und nach Brasilien gestattet. Indessen gab es jetzt auch Mißhelligkeiten zwischen den brasilischen und eigentlichen Portugiesen; und unter dem Bestreben der Regierung, den Letzteren stets den Vorzug zu geben, machte sich bei den Ersteren ein Freiheitssinn geltend, der nicht eher ruhte, als bis Brasilien als ein eigenes Kaiserthum mit einer repräsentativen Verfassung von Portugal abgetrennt war. Die neuen Verhältnisse wurden 1825 von Portugal anerkannt. Im Kaiserreich, das aus 19 Provinzen besteht und Rio Janeiro zur Hauptstadt hat, sind mancherlei liberale Grundsätze geltend geworden, wie sie im Mutterlande nie galten. Die herrschende Religion ist die katholische; aber andern Religionen wird der häusliche Gottesdienst, doch ohne kirchliche Auszeichnung, gestattet. Noch immer behandelt der Klerus die protest. Ehe als Konkubinat. Der Sklavenhandel ist wohl seit 1830 verboten, wurde aber doch auf Schleichwegen eifrig getrieben, bis er endlich 1856 völlig abgeschafft ward, um dafür die Einwanderung aus Europa neu zu beleben. Noch immer sind Neger und Mischklassen die größere Hälfte der etwa 8 Mill. betragenden Bevölkerung. Das mit allem Herrlichen von Natur aus-

gestattete Land könnte es zu einer schönen Blüthe noch bringen; aber ungeachtet der neuerlich sehr zahlreich einwandernden Europäer und insbesondere auch der nach vielen Beschränkungen endlich aufblühenden deutschen Kolonieen, die den Anbau des Landes in 10 Jahren mehr, als sonst in 100 Jahren geschah, befördert haben, ist der Fortschritt im Ganzen noch ein langsamer.

---

b. Die Indianer (Jesuitenstaat).

§ 306. Die Indianer haben auch hier ein trauriges Schicksal gehabt. Im eigentlichen Brasilien im Osten an der ganzen Küste hin wurden sie theils vernichtet, theils in die inneren Wälder verjagt; und man wird außer im Norden tief in's Innere hereinkommen müssen, bis man Indianer zu sehen bekommt. Aber lange Zeit waren sie auch im tiefsten Inneren nicht sicher, indem sie im ganzen Stromgebiete des Rio de la Plata (d. h. des Parana und Paraguay), bis herauf nach Mato Grosso den Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten der Jesuiten preisgegeben waren. Dieses Stromgebiet gehörte einst ganz unter dem Namen Paraguay, den jetzt nur noch der neugebildete Freistaat (§ 299, 10.) trägt, zu Brasilien; und erst 1776 wurde der westliche Theil davon an Spanien abgetreten, der jetzt einen Haupttheil der argentinischen Republik (§ 299, 8.) bildet. Hier ließen sich einst Jesuiten in der Absicht, das Christenthum unter den Indianern auszubreiten, nieder; aber statt dessen übten sie zuletzt eine Tyrannei aus, die nur mit dem Verderben jener Stämme, selbst der bekehrten, endigte. Dieselben wurden weit vom Süden herauf geradezu ganz vernichtet, während von den Missionen, deren Hauptsitz in der jetzt noch sogenannten Provinz der Missionen war, zwischen dem Uruguay und Parana und da, wo die neue Republik Paraguay steht, keine Spur mehr vorhanden ist.

Die ersten Jesuiten kamen in jene Gegenden 1550; und 1568 bildete sich in Lissabon „die große Junta zur Bekehrung der Wilden." Seitdem durchwanderten die Jesuiten, welche immerhin Anfangs ein lauteres Streben, nach dem sie es verstanden, gehabt haben mögen, die Wälder, um die von Kolonisten verjagten Indianer aufzusuchen und zur Rückkehr zu ihren Feldern zu überreden. Die Indianer fingen an, unter ihrer Aufsicht die Wälder zu lichten, und ließen sich zu den mannigfaltigsten Arbeiten gebrauchen. Die Jesuiten wußten sie von den gesetzlosen Kolonisten, ihren Unterdrückern, ferne zu halten und sich als vermittelnde Wohlthäter zwischen die Regierung und die Indianer zu stellen. Sie wirkten eine Menge Verordnungen aus, durch welche die Unabhängigkeit des Jesuitenstaats in Brasilien als eines Kirchenstaats bestätigt wurde. So erhob sich unter dem Namen Paraguay ein äußerst blühender Staat, der in allen Zweigen der Gewerbe eine hohe Stufe erreichte und mit Kunst- und Naturerzeugnissen aller Art einen ausgedehnten Handel trieb. Binnen wenigen Jahren waren nach ihren Berichten 150,000 Guarani's, ein gutmüthiges und duldsames Volk, das einst weit gegen das eigentliche Brasilien herauf und im jetzigen Rio de la Plata-Staat verbreitet war, in 20 Dorfschaften gesammelt. Auch am linken Ufer des Uruguay wurden in 7 großen Dörfern 75,000 Tapes gesammelt, welche, wie alle den Jesuiten unterworfene Völkerschaften, die Guaranisprache reden mußten, weswegen sämmtliche Bekehrte, die man zuletzt auf 300,000 Familien schätzte, Guarani's genannt wurden. Die Bekehrungen waren aber auch Unterjochungen; denn die Jesuiten hatten große Guarani-Milizen, mit deren Hülfe sie „die Kriege Gottes" führten. Für deren Bewaffnung sorgten sie selbst; denn sie besaßen auch Gewehrfabriken und Kanonengießereien. Sie sollen über 300,000 bewaffnete Indianer haben verfügen können. Um ihre Heere zu rekrutiren oder die Zahl der Fabrikarbeiter zu vermehren, zog man aus, Seelen zu erobern, d. h. Gefangene zu machen, die man dann nach Belieben benützte. Es konnte nicht fehlen, daß diese Missionen, welche lange Zeit als das Wunder der Welt angestaunt wurden, endlich, als der wahre Sachverhalt an den Tag kam, allgemeinen Anstoß erregten; und da die Jesuiten auch sonst viele Gewaltthätigkeiten und Widersetzlichkeiten gegen die Kolonisten und die Regierung sich erlaubten, so wurde die Erbitterung gegen sie zuletzt so groß, daß eben diese Missionen eine der Hauptursachen der Auflösung des ganzen Jesuitenordens wurden, die 1773 durch den Papst erfolgte. Dann wich mit einem Male das ganze Werk aus allen seinen Fugen. Man setzte zwar in jede Niederlassung einen besonderen Director; aber die Indianer, welche die Arbeit niemals geliebt hatten,

verließen schaarenweise ihre Dörfer, und keine Versprechungen und Lockungen konnten sie zurückhalten. Allmählig wurden alle Missionsorte, auch der Hauptort Candelaria, völlig verödet; und kaum ist noch ihre Stätte zu finden. Die später folgenden Revolutionsbewegungen unter den Kolonisten versetzten dem armen Volk der Guarani's den Todesstoß. Sie wurden ihrer stillen und friedlichen Lebensweise entzogen, zu Soldaten oder vielmehr zu Räubern gebildet, dann bald von den Portugiesen, bald von den Truppen des Dr. Francia im jetzigen Paraguay (§ 299, 10) unbarmherzig verfolgt und niedergemetzelt, bis man 1825 nur noch 7000 Köpfe zählte. Auch diese wurden mit List und Gewalt nach der Provinz Rio Grande, östlich von der Provinz der Missionen, versetzt, wo sie unter großem Mangel eine Stadt bauen mußten. Sie ließen sich zur Empörung verführen; und nun nahm General Ribeira an ihnen und den Charrua's, welche gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten, schreckliche Rache. Beide Stämme wurden ausgerottet; und wenn auch Einzelne übrig geblieben sind, und in den Urwäldern des Staats Uruguay verborgen pilgern, so giebt es doch kein Volk der Guarani mehr.

Was die noch übrigen Indianer in Brasilien betrifft, so wurden einst im Quelllande des Paraguay, der Provinz Mato Grosso (großer Urwald), 53 Sprachen und Völkerschaften genannt. Die ansehnlichste ist die Familie der Guaykuru, mit welchen die Payagua, am unteren Paraguay, nahe verwandt sind. Beide hatten unter den Jesuiten Anfänge in der Civilisation gemacht, kehrten aber zu ihrer vorigen Lebensart zurück, und zeichnen sich jetzt, auf eine Anzahl von 8—900 herabgesunken, durch Grausamkeit aus. Die Guana's hingegen, welche dem Ackerbau treu verblieben sind, vermehren sich in dem südlichen Mato Grosso, und breiten sich, auf friedlichem Wege ihre Unabhängigkeit behauptend, immer weiter an dem oberen Paraguay aus. Die Kabris waren das nördlichste Volk, an welchem die Jesuiten sich versuchten, blieben aber aller Kultur unzugänglich. Sie sind Erbfeinde der Karaiben, bilden eine Art aristokratischer Bundesgenossenschaft, sind in 3 Klassen: Adelige, Krieger und Sklaven, getheilt, und werden bis auf den heutigen Tag als arge Menschenfresser geschildert. An den Ufern des Amazonenstroms gegen die Mündung

hin wohnen die Omagua's, einzige eigentlich seefahrende Nation. Sie blieben außer dem Bereich der Jesuiten und sind jetzt an Zahl sehr herabgekommen. Noch viele wilde Stämme irren im Inneren des eigentlichen Brasiliens umher, wie die Botokuden, Koroado's, Korago's, Puri's. Sie sind sämmtlich von hellzimmtbrauner Farbe, mittelmäßiger Größe, untersetzter Statur, von kurzem Hals, kleinen Augen, plattgedrückter kurzer Nase und wulstigen Lippen. Die pechschwarzen, straffen, glänzenden Kopfhaare hängen entweder wild herab, oder sind hinten am Kopf kurz abgeschoren. Ihre verwilderten Gesichtszüge sind durch Holzscheiben von mehreren Zollen Durchmesser, welche sie in der durchbohrten Unterlippe und in den Ohrlappen tragen, auf das Entsetzlichste entstellt (vergl. § 286, 8.). Was man nur von Verwilderung sich denken mag, ist bei ihnen zu sehen. Die schrecklichsten sind die Botokuden, am Abhange der Hochebene der Minas Geraes, zwischen den Flüssen des Rio Pardo und Rio Doce, lange Zeit so sehr der Schrecken der Europäer, daß sie für vogelfrei erklärt wurden. Am Rio Doce wurden sie vertilgt; und am Belmonte fangen sie an, sich besser anzusiedeln, sind aber bis jetzt grausame Menschenfresser geblieben. Wir sehen, wie viele Arbeit die Mission noch unter den armen Geschlechtern Brasiliens hätte.

---

c. Prot. Missionen in Brasilien.

§ 307. Was aber hat die evangelische Mission bisher unter den Indianern Brasiliens gethan? Das ist wenig, nur ein geringer Versuch in frühester Zeit, den Bosheit vernichtete, und später nichts mehr, außer dem neuen Versuch der nordamer. presbyt. Kirche, der aber nur zunächst den portugies. Brasiliern gilt.

Brasilien erinnert uns an die älteste aller protestantischen Missionen. In der Mitte des 16. Jahrh.

faßte Nikolaus Durand von Villegagnon, Malteserritter und Vice-Admiral in der Bretagne in Frankreich, den Entschluß, nach Brasilien auszuwandern. Unter dem Vorwande, eine französische Niederlassung dort zu gründen, gewann er den Hof für sich; und auch der berühmte Admiral Coligny, welcher 1572 in der berüchtigten Bartholomäusnacht der Erste war, der als Märtyrer sein Leben lassen mußte, begünstigte sein Vorhaben, weil Villegagnon den damals in Frankreich sehr verfolgten Protestanten (Hugenotten) einen Zufluchtsort bereiten zu wollen vorgab. Er kam wirklich 1555 nach Brasilien, bemächtigte sich in der Nähe von Rio Janeiro einer kleinen Insel, und erbaute daselbst eine Burg, die er Fort Coligny nannte. Dann sandte er an die Gemeinde und Prediger in Genf einen Brief mit der Bitte, ihm gläubige Prediger zu schicken, die auch die Wilden zur Erkenntniß des Heils anleiten sollten. Dieser Ruf wurde in Genf freudig aufgenommen; und die Prediger Richer und Chartier, nebst 12 Handwerkern, waren geneigt, demselben zu folgen. Sie zogen durch Frankreich, wurden vielfach ermuntert, erhielten auch einen Zuwachs und schifften sich nach Brasilien ein, wo sie nach einer langen und gefährlichen Fahrt den 7. März 1556 ankamen. Villegagnon nahm sie freudig auf, und schien mit ihrem Plane, eine nach Gottes Wort reformirte Gemeinde zu bilden, zufrieden zu seyn. Ja er betete: „HErr Gott, ich danke Dir, daß Du mir nun gesandt hast, was ich seit so langer Zeit mit solcher Inbrunst von Dir begehrt habe.“ — Aber bald wurde es anders. Villegagnon disputirte über die Lehre mit den Protestanten, und sandte Chartier nach Europa, um dort, besonders mit Calvin, sich noch genauer über die Streitfragen zu besprechen. Unterdessen reizte er die Andern fortwährend durch Widerspruch; und da er endlich seinen Charakter offen darlegte, und gleiche Grausamkeit gegen die ihm untergebenen Franzosen, wie gegen die Wilden, seine Sklaven, zeigte, auch die Protestanten

immer drückender behandelte, so brachen diese mit ihm und zogen sich auf's feste Land zurück. Hier brachten ihnen die Wilden 2 Monate lang die nöthigen Lebensmittel; und die Protestanten benützten die Gelegenheit, denselben das Evangelium an's Herz zu legen. Indessen konnten sie in dieser Abgeschiedenheit sich nicht halten; und als ein Schiff kam, um Färbeholz zu holen, unterhandelten sie mit dem Kapitän über ihre Rückfahrt. Dieser wagte es nicht, ohne Villegagnons Einwilligung, der sich als ein Vicekönig geberdete, sie zurückzunehmen; und Villegagnon gab die Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß der Kapitän ein verschlossenes Kästchen mitnehmen solle, um es dem ersten französischen Richter zu übergeben, den er an Frankreichs Küste träfe. Kaum aber war das Schiff 30 Meilen entfernt, als es sich zeigte, daß es im elendesten Zustande war, und schwerlich die lange Reise aushalten könnte; und 5 Protestanten, die die Reise nicht wagen wollten, bestiegen mit ihrer Habe und etwas Mehl und Wasser ein Boot, und wurden am fünften Tage wieder an's Ufer geworfen. Die Wilden nahmen sie gut auf; aber sie hielten es für räthlicher, zu Villegagnon zurückzukehren. Dieser, in der Meinung, sie seien Spione und haben Arges im Sinne, faßte allmählig den Gedanken, sie aus der Welt zu schaffen. Er setzte daher ein Verzeichniß von Fragen über Glaubensartikel auf, die sie ihm schriftlich beantworten sollten. Drei der Brüder thaten es, wurden aber dann als Ketzer in finstere Kerker geworfen, und zuletzt durch Henkershand von einem Felsen in's Meer gestürzt. Das Schiff aber kam nach vielen schrecklichen Gefahren dennoch im Mai 1558 glücklich nach Frankreich. Das Kästchen jedoch enthielt Akten einer gerichtlichen Untersuchung, nach welchen die Protestanten als Ketzer sollten verbrannt werden. Glücklicherweise fiel es in die Hände eines Richters, der keine Rücksicht darauf nahm, vielmehr den Reisenden alle Dienste leistete,

die in seiner Macht standen. So endete der erste Missionsversuch der protestantischen Kirche.

Später, da die katholischen Portugiesen sich über Brasilien ausbreiteten, konnte von keiner Mission mehr die Rede seyn. Weil aber jetzt freiere Grundsätze im Lande herrschen und gesetzlich sind, auch die Auswanderungen aus Europa dahin zunehmen, so glaubte die presbyter. Kirche von Nordamerika einmal den Versuch machen zu dürfen, ob nicht der Verkündigung des Evangeliums im Lande Raum gemacht werden könnte. Sie schickte daher 1859 Miss. Simonton und 1860 Miss. Blackford nach Rio Janeiro. Sie beschäftigten sich viel mit der portug. Sprache, hielten Gottesdienste auf den Kriegsschiffen, die im Haven liegen, und für engl. und amerik. Residenten, haben Anfänge gemacht mit einer portug. Sonntagsschule, verbreiten Bibeln und Traktate, für welche auch ein Laden eröffnet worden ist, reisen in der Gegend umher, um gelegentlich etwas zu thun, und machen auch weitere Reisen in die südlicheren Küstenprovinzen, was Alles bisher ohne Anstoß hat geschehen können, obgleich sie sich wohl hüten müssen, Angriffe auf die Staatsreligion zu machen. Da Preßfreiheit in Brasilien besteht, reden wohl die Tagblätter ohne Scheu über religiöse Gegenstände, rügen auch die Laster der Geistlichkeit, ohne mit ihrem Freimuth eine Aufregung hervorzurufen. Sonst aber ist die Toleranz noch sehr schwach, wie z. B. ein Verein von 9 Protestanten, der religiöse Zusammenkünfte außer den Sonntagsgottesdiensten unter sich hielt, 1861 zweimal von Polizeidienern gefänglich eingezogen wurde, und nur durch den Spruch des Oberrichters wieder freigelassen werden konnte. Indessen finden die Prediger, welche den 70,000 deutschen Kolonisten in Brasilien (seit 1861) von Basel gesandt wurden, gute Aufnahme bei der Regierung; und es steht zu hoffen, daß wenn die Christen im Lande erst selbst ein Licht geworden sind, auch die Nacht weichen wird, die bis jetzt auf den Wildnissen der Indianer lastet.

---

5. Patagonien.

§ 308. Südlich von der La Plata-Republik bis zur Magelhansstraße liegt Patagonien in einer Länge von 420 St. Die ganze Ostküste, selbst in der Nähe der großen und wasserreichen Flüsse, läßt nur selten einen Baum erblicken; und die Ebenen sind trostlose, öde Steppen, auf welchen besonders viele Strauße und Pferde sich tummeln. Das Klima ist sehr gesund, aber für die Erzeugnisse des Bodens sehr ungünstig, weil es zu selten regnet. An der Westküste, welche Südchili heißt (§ 299, 7.), und von welcher aus sogleich die Andes beginnen, ist der Himmel selten heiter, indem fast immer ein dichter Nebel aufgelagert ist. Europäer haben sich nirgends niedergelassen; doch suchen sie emsig die See-Elephanten an der Küste, aus deren Speck Thran bereitet wird. Die Einwohner sind theils Puelchen, die gegen Norden an die Pampas von Buenos Ayres grenzen, theils Tehueltchen, die eigentlichen Patagonier, eine auf mehr als 100,000 geschätzte und aus mehreren Stämmen und Sprachen bestehende Nation.

Frühere Reisebeschreiber schilderten die Patagonier als ungeheure Riesen. Das sind sie zwar nicht; aber doch erscheinen sie als sehr schöne und kräftig gebaute Menschen, die an Körpergröße die Europäer übertreffen und sehr räuberisch, tapfer und kriegerisch sind. Sie leben unter Zelten von Häuten, die sie auf ihren Zügen mit sich führen. In ihnen sind keine Geräthschaften, als einige Häute zum Schlafen, Beutel und Schüssel von Haut verfertigt, und vielleicht einige kleine Steine, worauf sie das Fleisch rösten, sowie ein kleines Bündel spitziger Stäbe, die zum Trocknen der Häute gebraucht werden. Ihre Waffen sind Bogen, Schleudern und Wurfkugeln. Ihre einzige Kleidung ist ein Mantel von Häuten, in der Form einer wollenen Decke, in die sie sich einhüllen; doch wenn sie zu Pferd sitzen, haben sie öfters Stiefel an, von der Haut eines Pferdebeins, die ganz abgezogen und so an die Füße angelegt wird. Ihre Gesichter bemalen sie mit rother und schwarzer Farbe, und ihre Arme, Brust und Beine mit weißen Streifen. Sie sind entsetzlich träge und machen keine Anstalten, Nahrung zu erhalten, bis sie der Hunger auf die Jagd treibt. Sie haben nur dunkle Begriffe von einem guten Geist. Weit mehr fürchten sie Gespen-

ster aller Art und vornehmlich den bösen Geist, den sie als einen großen, schwarzen Mann beschreiben, welcher in den Einöden umherschweift, jedes Wort und jede Handlung der Menschen kennt und nach ihrer Aufführung das Wetter einrichtet, auch Krankheiten, Hungersnoth und anderes Unglück verursacht. Dem Todten geben sie, damit sein unzufriedener Geist nicht wiederkehre und sie plage, sein bestes Pferd, seine Lanze rc. mit in's Grab. Bei manchen Stämmen wird der Mann sowohl als sein Pferd einbalsamirt, geräuchert und getrocknet, dann in den Wald getragen und mit Baumzweigen bedeckt. Bei andern werden die Verstorbenen beerdigt, das Pferd aber an dem Leichenhügel angebunden und seinem Schicksal überlassen.

Die Patagonier waren ein bisher ganz vergessenes Geschlecht. Endlich jedoch warf zuerst die Bostoner Ges. ihr Auge auf sie, hoffend, eine Mission unter ihnen möchte bei ordentlichem Anbau des Landes ein nicht gar zu kümmerliches Bestehen haben. Sie gab daher 1833 den Missionaren Arms und Coan den Auftrag, die Thunlichkeit einer Mission zu untersuchen. Diese hielten sich 10 Wochen lang unter den Wilden auf und fanden gastliche Aufnahme. Aber die angebotenen Straußeneier und Pferdefleisch mußten sie gut finden, weil sie nichts Anderes hatten. Ueberhaupt war ihre äußere Lage so abschreckend, daß man von weiteren Versuchen abließ.

Indessen war bereits Kapitän Allen Gardiner ein Eiferer für Patagonien geworden. Dieser war Augenzeuge von der tiefen Versunkenheit der Indianer an der Grenze von Chili und von Buenos Ayres gewesen, und bestürmte darum schon 1832 die Londoner Ges., sich doch der Südindianer anzunehmen. Da dieses vergeblich war, begab er sich zunächst nach Südafrika, wo wir ihn im Lande der Zulu's kennen gelernt haben (§ 39). Er blieb dort 13 Jahre lang, eifrigst für die Mission thätig. Sodann kam er auf eigene Hand nach Buenos Ayres, konnte aber dort nichts thun, weil gerade Krieg zwischen den Einwohnern und den Pampas-Indianern war. Hierauf zog er nach Bolivia (§ 299,5.), sodann nach Mendoza, und zu den araukanischen Indianern hinter Chili (§ 299, 6.), ferner nach Valdivia

(§ 299, 7.), da von beiden Orten der Katholicismus ihn vertrieb. Nun wuchs ihm Patagonien in's Herz; und es gelang ihm durch eine besondere Schrift die Bildung der patagonischen Miss.-Ges. in England. Im Auftrage derselben, aber auf eigene Kosten, fuhr er in Begleitung des Katecheten Hunt 1844 nach Patagonien ab. Sie gingen in der Gregory-Bai, in der Mitte der Küste, vor Anker; und das Schiffsvolk half ihnen 2 hölzerne Häuser errichten und die Vorräthe unterbringen, worauf das Schiff seine Reise ohne sie fortsetzte. Nachdem sie einige Wochen alles Ungemach und alle Entbehrung erduldet hatten, beständig dem zügellosen und räuberischen Wesen der Eingebornen ausgesetzt, erfuhren sie von einem vorüberfahrenden spanischen Fahrzeuge, daß Chili oder Buenos Ayres Ansprüche auf Patagonien geltend machen würde. Dieß bestimmte sie, das Erscheinen eines englischen Schiffes zur Rückkehr zu benützen. Der gute Gardiner rückte immer näher seinem traurigen Schicksal in Feuerland. Für das eigentliche Patagonien ist seitdem eine Station in Sandypoint versucht worden. Die patagonische Miss.-Ges. unterhält zwei Katechisten, Schmidt, der mit mehreren Stämmen in Verkehr trat, und Hunziker, der mit den rohen Leuten von Lager zu Lager zog, ihre Zuneigung gewonnen hat und eifrig an ihrer Sprache lernt. Er empfiehlt Santa Cruz als den passendsten Ort für eine Miss.-Station (März 1862), für welche bereits neue Missionare abgegangen sind.

---

6. Feuerland.

§ 309. Wir betreten endlich das letzte Land in unserer Missionsgeschichte, um noch einmal, ehe wir das Ganze schließen, auf's Tiefste erschüttert zu werden. Es ist Feuerland oder Terra del Fuego, worunter man eine Gruppe von 3 großen und vielen kleinen Inseln,

die durch die Magelhansstraße vom Festlande Südamerika's getrennt sind. Ihre unregelmäßigen zerrissenen Formen, ihre hohen und steilen Felsenküsten, die in wilder Verworrenheit sich aufthürmenden Gebirge lassen noch die Spuren jener gewaltsamen Revolution erblicken, durch welche einst diese Inseln vom Festlande abgerissen wurden. Sie sind von O. nach W. 150 St. l. und 70 St. br. Den Namen Feuerland haben sie von den ausgebrannten Vulkanen. Das Klima ist nicht so schrecklich, als es früher geschildert wurde, auch die Vegetation und Thierwelt keineswegs arm zu nennen. Es sind noch Wälder da, auch viele Seevögel, Gänse und Enten, neben den Hunden, Seelöwen, Robben ꝛc. Daß es aber ein Land ist, auf dem man verhungern kann, haben schon die Spanier erfahren. Diese wollten im vorigen Jahrhundert an der Magelhansstraße eine Kolonie gründen, um bei ihren Fahrten nach Peru und Chili einen Haltpunkt an der Küste zu haben, und bauten sich auf der Insel Dawson an. Aber sämmtliche Kolonisten sind Hungers gestorben; und noch heute heißt ihr Wohnsitz Famian oder Hungerhaven. Die E., welche besonders gegen die Magelhansstraße hin zahlreich sind, heißt man Pescheräh's, nach einem Wort, das man oft von ihnen hört, dessen Bedeutung man aber nicht kennt. — Etwa 150 St. seitwärts liegen die Falklands-Inseln oder die Malouinen, deren Zahl wohl 90 beträgt, unter denen aber 2 große sich befinden, Ost- und Westfalkland. Sie sind von Menschen unbewohnt, haben aber viele verwilderte Pferde und Rinder aus der früheren Zeit des spanischen Besitzes. Erst in neueren Zeiten legte zuerst die argentinische Republik eine Kolonie an; und dann haben sich die Britten derselben bemächtigt, denen sie nun seit 1833 gehören.

Die Pescherähs gehören zu den rohesten Menschen. Sie leben von Fischfang und Jagd und wissen nichts von Ackerbau. Ihre Speisen sollen sie meist roh oder halb verfault genießen. Ihre Kleidung ist auch in der strengsten Jahrszeit ungemein dürftig, indem sie sich nur mit Stücken von Seehundsfellen be-

hängen. Sie haben keine festen Wohnplätze, sondern wohnen in Hütten, die aus kegelförmig zusammengestellten, mit Rasen und Erde bedeckten Pfählen bestehen. Von Gestalt sind sie klein, häßlich, mager, mit langem schwarzem Haar und brauner Haut. Wurfspieße, Bogen und Pfeile von zierlicher Arbeit sind ihre Waffen. Ihre größte Kunstfertigkeit entwickeln sie im Bau ihrer Kähne, die sie aus Baumrinde geschickt und zweckmäßig verfertigen. Von Obrigkeiten, Versammlungen oder sonst einer staatlichen Einrichtung hat man bisher noch nichts gefunden. Sie scheinen auch keine Götzen, noch irgend eine Art von Religion zu haben.

Daß man Jahrhunderte lang ganz unbekümmert um diese armen Menschen an den Inseln vorbeifuhr, um herrlicheren Ländern zuzusteuern, hat sich furchtbar gerächt, als man endlich Versuche machte, mit dem Evangelium zu kommen. Kapt. Gardiner, von Patagonien abgeschreckt, fuhr wieder nach England; und nach kurzem Aufenthalt daselbst machte er sich in Begleitung eines jungen Spaniers, Gonzalez, wieder auf, um zu ersehen, wo eine Station errichtet werden könnte. Sie machten dort die beschwerlichsten Reisen durch ungeheure Wüsten und Wälder, wo Fieber und Ruhr sie mehr als einmal niederwarf. Auch in Feuerland wollte er, nach einem neunmonatlichen Aufenthalt auf den Falklandsinseln, Vorbereitungen treffen; aber die Eingebornen bemächtigten sich nicht nur aller seiner Vorräthe und Habe, sondern zogen sogar ihm und den 4 Seeleuten, die ihn begleiteten, ohne Weiteres noch die Kleider vom Leibe. Dennoch verlor er den Muth nicht für die Feuerländer; und er dachte, sie würden das Evangelium schon annehmen, wenn man es ihnen nur einmal in ihrer Sprache verkündigen könnte. Da aber die Mittel der patagonischen Ges. erschöpft waren, wandte er sich mit unermüdlichem Eifer nach Sachsen, nach Edinburg, an die Brüdergemeine, an andere schottische Gesellschaften, immer vergeblich, bis eine Frau 7000 Gulden zur Unternehmung darbot. Nun wurde die Expedition ausgerüstet. Zu 7, darunter ein Wundarzt, ein Katechet, ein Zimmermann, drei Fischer, lauter erprobt christliche Männer, kamen sie am 5. Decbr.

1850 auf der Pictoninsel an. Ihre Lebensmittel sollten bis zum 1. Juni 1851 reichen, da neue nachgesandt werden sollten. In dem ersten und letzten Brief Gardiners hieß es unter Anderem: „Wenn wir diese verlassenen Indianer ansehen und bedenken, daß sie sowohl wie wir zum ewigen Leben bestimmt sind, so brechen unsere Herzen über ihnen; und wir fühlen uns willig, zu opfern und geopfert zu werden in dem Dienste, ihnen das Evangelium der Gnade in ihrer eigenen Sprache zu verkündigen. Mein letztes Wort an Euch ist: Betet für uns!" Traurig liefen die Dinge ab: die mitgenommenen Lebensmittel wurden ihnen zum Theil geraubt, zum Theil von der Fluth verdorben, ihre Boote zerschellte der Sturm, die bestellten Lebensmittel blieben aus, und nur bis zum 22. Mai reichte der Vorrath. Um es kurz zu sagen, der Hunger raffte Einen um den Andern hin. Gardiner schrieb mit zitternder Hand und halb unmächtig an seinem Tagebuch fort bis zum 6. Sept. Man fand erst am 2. Jan. 1852, da man Lebensmittel bringen wollte, Leichname und Tagebücher. Auf den Falklandsinseln jedoch waren längst 30 Fässer und Kisten bereit gelegen; aber es hatte sich kein Schiff gefunden, das die weitere Beförderung übernommen hätte.

Aber es sollte noch trauriger kommen. Das Schicksal Gardiners entflammte England zu neuem Eifer; und die patagonische Ges. rüstete ein Missionsschiff aus, das sie „Allen Gardiner" nannte. Dasselbe fuhr 1854 zunächst nach Falkland, wo die Regierung der Mission 10,000 Morgen Landes schenkte, um so viel Eingeborne Feuerlands und Patagoniens dahin zu bringen, zu unterhalten und zu unterrichten, als sich willig finden ließen, zu kommen. Es entstand bald ein Verkehr mit den Feuerländern bei Wollyah; und 1858 brachte man 14 Eingeborne herüber nach Westfalkland. Sie machten da im äußerlichen Benehmen Fortschritte, und wohnten gerne dem Gebet und Gottesdienst bei. Auch ihre Frauen

wurden reinlich und zeigten Fleiß und Auffassungsgabe. Besonders versprach man sich von 2 Jünglingen viel. Die Brüder aber machten Fortschritte in der Fuegosprache, und versuchten sich in Uebersetzungen. Im Nov. 1859 fuhr das Schiff mit 9 dieser Feuerländer vor Wollyah. Der Kapitän Fell hatte früher der Stadtmission gedient, und auf den Schiffen in verschiedenen Häven mit Segen gepredigt, jetzt aber der patagonischen Mission sich hingegeben. Ehe er die 9 an's Land setzte, hielt er es für Pflicht, weil Einiges fehlte, ihre Bündel zu untersuchen. Er fand das Vermißte; aber nun waren Alle böse und gereizt, daß man ihnen nicht getraut habe. Das Schiff lag 6 Tage vor Anker; und es kamen immer mehr Besuche herbei, zuletzt 70 Kähne auf einmal, gegen 300 Menschen. Man sah gegenseitig nichts als Freundlichkeit. Am Sonntag beschloß man, den Gottesdienst am Ufer zu halten, wozu ein Blockhaus, welches Miss. Despard bei einem früheren Besuch mit Hülfe der Wilden aufgebaut hatte, der schicklichste Ort war. Der Kapitän, sein Bruder, der Steuermann, Katechet Philipps und die 5 Matrosen gingen alle unbewaffnet an's Ufer. Im Boot blieb Niemand, im Schiff nur der Koch, zurück. Aber während des Gebets wurde plötzlich ein Matrose mit der Keule niedergeschmettert. Die Andern flohen eiligst dem Boot zu, aus welchem schon die Ruder gestohlen waren, und wurden vereinzelt in wenigen Augenblicken mit Keulen und Steinen todtgeschlagen. Der Koch sah dem Gemetzel vom Schiff aus zu; selbst die mitgebrachten Feuerländer nahmen am Mord Theil, nur Einer, Ukokko, lief in großer Bewegung auf- und ab und rang weinend die Hände. Der Koch warf das Boot in's Wasser und ruderte unbelästigt dem andern Ufer zu. Er irrte 4 Tage lang, von Beeren lebend, im Gebüsch umher, bis er wieder nach Wollyah kam, wo ihn doch ein bekannter Feuerländer aufnahm. Die Kleider, die ihm Andere vom Leibe zogen, ersetzte ihm später der Häuptling Jam. Das Schiff wurde ausgeleert, die Leichname

in die See geworfen. Cole, der Koch, lebte 3 Monate unter den Wilden, bis im Febr. 1860 ein anderes Schiff kam, um die Vermißten zu suchen. Die Brüder Fell wurden von 2 Wittwen und 2 Waisen und einer betagten Mutter betrauert. Bereits aber waren 2 Brüder von der Krischonaanstalt bei Basel und ein englischer Geistlicher für diese Mission unterwegs, welche nun auf der nebligen Keppel-Insel in Falkland die mühsame Aufgabe verfolgen, auch dem finstern Feuerland durch Besuche auf dem Missionsschiff das Licht des Evang. zu bringen. Für unser Buch aber ziemt es sich, mit einer Geschichte schließen zu müssen, die ernstlicher als irgend eine die Pflicht uns vor Augen stellt, Alles daran zu wagen, um den verfinsterten Heiden das Evangelium zu bringen, das sie allein zu neuen Kreaturen umzuschaffen vermag.

„Die Rechte des HErrn ist erhöhet, die Rechte des HErrn behält den Sieg!“

(Psalm 118, 16.)

Register.*)

I. Personen-Namen.

*) Namen, welche im gleichen Abschnitte mehrmals vorkommen, sind in der Regel nur Einmal im Register angeführt.

II. Orts-, Völker- und Länder-Namen.

III. Erklärte Ausdrücke, Secten, Religionen ꝛc.

Druckfehler und Zusätze.

S. 1. L. 6, statt vom lies im.
" 2. L. 13 von unten, st. Tongu lies Taungu.
" 3. L. 15. v. u. Sie reden auch von alten Pergamentbüchern, welche besseres lehrten als die fabelreichen Palmblattbücher der Jetztzeit.
" 6. L. 4. und S. 7. L. 12. st. Mughs lies Mags.
" 11. L. 6. st. 5 Mill. lies 3 Mill., sprachlich mit Tibet verwandt.
" 13. L. 16. lies Präsidentschaft "Rangun mit Einschluß von Arakan" erhoben w.
" 16. L. 11. v. u. st. Frauen lies Fremden.
" 19. letzte Lin. und S. 21. L. 19. v. u. st. Ava lies Awa.
" 20. L. 9. st den Karenen verwandten Kathaians — lies: den Singphos verwandten Kakhaiens.
" — 10 v. u. st. Junge lies Jünger.
" 22. L. 7. Uebrigens läßt er auch Jünglinge in Calcutta bilden, unter denen 1862 mehrere Bekehrungen durch Baptisten vorkamen. Er hat eine neue im N. Amarapura's gesund gelegene Hauptstadt Mandalay gegründet.
" — L. 10. nach Königreich (von 1287—1757).
" — L. 11. v. u. lies: in ihrer, der Kolsprache (I, 367) verwandten, Zunge.
" 23. L. 6. Ein Religionslehrer der Schans ist 1861 getauft worden, und einige seiner Schüler folgen ihm nach.
" 25. L. 16. st. 2000 J. lies 1000.
" 31. L. 9. v. u. setze: "östlich von Prome".
" — L. 14. v. u. st. ein lies ihr.
" 36. Mitte Drei Erstlinge dieses energischen Stammes wurden 1861 getauft.
" 38. L. 11. lies: zu "einem abgesprengten Malaienzweig, dem furchtsamen Fischervolk der Selongen."
" 43. L. 14. v. u. l. Malaiinnen.
" — L. 2. v. u. Dafür kamen 1846 kath. Missionare, welche auch in die Wälder dringen.
" 44. Mitte, lies "bis 1849"; Miss. Keasberry hat aber auf eigene Faust seine Mission bis jetzt fortgesetzt;
" 45. L. 8. v. u. Die Siamesen, ein Zweig der Tai (Thai), welche Barma im N. und O. umgeben,
" 54. L. 10. v. u. st. Batalang l. Batabang.
" 60. L. 5. v. u. Der Frieden von 1862 beschließt den Krieg durch Abtretung dreier Provinzen an Frankreich und gesetzliche Duldung des Christenthums im ganzen Reich. Zugleich steht aber in Tongking ein kath. Thronprätendent auf, der mit seiner Armee von bewaffneten Männern und Weibern schon das halbe Land erobert hat.
" 64. L. 16. v. u. l. Philippinen.

S. 68. Z. 5. v. u. streiche „und verzehrt“ (vgl. S. 69 unten).
„ 70. Mitte, lies: Br. Denninger Baros an der Küste, und Betz Bungabander: H. und van A. ließen sich in Sigopulang nieder, einer noch unabhängigen Landschaft. In Pagarutan unterhält der Miss.=Verein von Batavia nothdürftig 3 Sendlinge.
„ 71. Mitte, st. Mantawi l. Mentawei, st. Boggies — Pageis.
„ — Z. 14. v. u. Nun soll Nias von den rhein. Miss. in Baros (S. 70) bearbeitet werden.
„ 72. Z. 12. u. 13. st. Wentiak l. Wentink.
„ 76. Z. 17. v. u. st. Dschakatra l. Jakatra.
„ 77. Z. 8. v. u. st Brucker l. Brückner.
„ 80. Z. 21. Seit 1855 besteht auch eine kath. Mission.
„ 94. Z. 6. v. u. st. Bruni l. Brunei; so S. 99. Z. 2. 6. v. u. rc.
„ 96. Z. 21. v. u. lies: holl. und engl. Botm.
„ 100. Z. 1. st. Kudorong l. Kidorong.
„ — Z. 4. engl. Botmäß. (240,000 E.).
„ — Z. 10. v. u. st. Saramak l. Sarawak 1859.
„ — Z. 15. v. u Nebenposten Linga, Banting und Lundu.
„ 111 setze über § 180 die Ueberschrift: b) Die Mission auf Celebes.
„ 113. Z. 9. Hellendoorn (s. S. 70).
„ 115. Z. 1. v. u. st welchen l. welcher.
„ 122. Z. 15. 17,000 christl. E.
„ 136. Mitte, st. werden l. worden.
„ 139, Z. 10. v. u. st. Mautri l. Mantri.
„ 143. Z. 7. st. Futschau l. Futscheu.
„ 153. Z. 8. st. Schansi l. Schensi.
„ — Z. 11. st. Kiangfu l. Kiangsu.
„ 154. Z. 16. v. u. st. in l. im.
„ 169. Nach Z. 2. — i) Auch im Westen Kantons ist in der alten Hauptstadt Schinghingfu seit 1861 eine Bapt.=Mission angefangen.
„ 174. Z. 4. erobert und dadurch beim Volke neuen Einfluß gewonnen.
„ 176. Z. 12. Europäern („Sauhändler“ nennt sie das Volk)
„ 178. Z. 3. Schon 1862 haben sie 3 Erstlinge getauft, auch die Baptisten berichten von erfreulichem Fortschritt.
„ — Z. 20. Schon werden von hier aus auch Tataren und Mongolen durch Schriften erreicht.
„ — Z. 7. v. u. Neuestens ist auch Miss. Burdon in der Hauptstadt zugelassen worden, um einer Anzahl der vornehmsten Jünglinge gründlichen Unterricht im Englischen und in der Geschichte zu ertheilen, eine ungeheure Concession für eine chines. Regierung.
„ 181. Z. 10. st. Kaunis l. Kamis.
„ 182. Z. 9. v. u. Stände gibt es 9, wovon die Daimios, Edlen, Priester, Krieger die 4 ersten bilden, welche 2 Schwerter tragen dürfen; Gerber und Schuhmacher sind wie in Indien die niedersten Klassen und dienen als Henker.
„ 190. Mitte. Denn die Daimios haben 1861 und 1862 durch blutige Angriffe auf die engl. Gesandtschaft gezeigt, daß sie entschlossen sind, die Verträge mit den Seemächten nicht zu tragen.
„ 196. oben, st. § 171 setze § 202.
„ 199. Z. 14. v. u. st. dagen l. dagegen
„ 207. letzte Z. st. reichliche l. reichlichen.

S. 214. Z. 1. v u. In Melbourne wirkt unter ihnen Miss. Young.
" — Z. 4. v. u. Bereits zählt man an 25,000 Chinesen, trotz der rohen Behandlung, der sie von vielen Goldgräbern ausgesetzt sind.
" — Z. 19. v. u wirkt. Weiter in Gippsland an der Südküste, wo presb. Gemeinden eine Herrnhuter Station zu unterhalten sich angeboten haben.
" 222. Z. 13. v. u. st. offen steht lies offen zu stehen schien. Dennoch erneute sich der Krieg 1861, die Christen blieben jedoch wieder Sieger. Schon senden 2c.
" 224. Z. 12 v. u Jetzt sind hier 5 Lehrer von Mare, Samoa 2c.
" 227. Z. 8. Die Masern haben aber 1861 ein Drittheil der Einwohner weggecafft.
" 229. Z. 10. v. u. st. Schiffe lies Kriegsschiffe.
" 232 Z. 16 v. u. hin versetzt, und nun herrscht allgemein eine dem Evang. günstige Stimmung.
" 235. Z. 13. Zwei Lehrer von Mare arbeiten einem solchen vor.
" 241. Mitte, st. "90′ dick", l. "30—40′ im Umfang."
" 250. Z. 8. st. Urkultur l. Unkultur.
" 251. Z. 12. st. "diesen Worten" l. "diesem Worte".
" 256. Z. 5. v. u. st. verbreiten l. verbreiteten.
" 262. Z. 18. colonisirt. Hier in Otago wird neuestens viel Gold gefunden, und Miss. Riemenschneider hat den Ruf angenommen, die Maoris der Goldfelder kirchlich zu bedienen.
" — Z. 7. v. u. st. Todesfällen l. Todesfälle.
" — Z. 11. v. u. getauft. Es gibt nun auf der Insel keine Heiden mehr.
" 264. Mitte. Die Norfolk-Insel im N. Neuseelands (§ 206), bewohnt von 225 Pitcairn-Insnlanern (§ 225), bildet auch einen Theil des bischöflichen Sprengels von Neuseeland.
" 270. Mitte. Statt: welches freilich kaum wird angenommen werden, lies: welche aber Lord Russell Sept. 1861 abgelehnt hat.
" — Z. 2. v. u. Station 1861 mit einem Predigerseminar.
" 278. Z. 15. v. u. st. Haumo l. Hauma.
" 281, Lin 4. v. u. st. entdeckte l. entdeckt.
" 303. Mitte, st. jetzt l. frühzeitig.
" 306. Z. 8. fiel er — nur 43 Jahre alt — auf E.
" 309. Z. 6. st. georgischen l. Gesellschafts-J.
" 311. Mitte. Neulich haben die Insulaner 2 Christen aus ihrer Mitte nach England abgeordnet mit dem Auftrag, Alles was sie dort sehen, in ein Buch geschrieben mitzubringen. Diese sind voll Dankes und Freude zurückgekehrt und müssen nun überall die erlebten Wunder erzählen.
" 314. Mitte, in der Ueberschrift st. Mitigro l. Mitiaro.
" 326 Z. 5. st. Monate l. Minuten.
" 339. Z. 18. st. Griffinstown l. Griffiestown.
" — Z. 19. v. u. st. Papili l. Papiti.
" 341. Z 9. Gegenwärtig herrscht hier ein Sohn der Königin Pomare.
" 349. Mitte: zugenommen und zählt an 700 Seelen (wovon 160 Kirchengl.).
" — Z. 15. v. u. Die Missionare fanden hier 1862 drei steinerne Kirchen, so schön als englische Kapellen, ganz von Eingebornen erbaut.
" Z. 7. v. u. Leider haben französische Protection und Mormoneneinfluß hier viel geschadet.
" 350. Z. 11. Leider ist auch ihren 400 E. das franz. Protectorat aufgedrungen worden.

S. 350. Z. 14. st. und einen Boden wie Tahiti &c. lies: aber einen armen Boden ohne Kokus- und Brodbäume.
" — Mitte, statt: und 1830 &c. lies: und 1862 waren nur noch 360 am Leben (wovon 135 Kirchengl.).
" 353. Ueberschrift des neuen Paragraphen, st. dd) setze bb)
" 359. Z. 7. st. kam l. kamen.
" 363. Mitte, st. 15980′ lies 13,980,
" 365. Z. 4. st. kaum 65,000 lies 67,000.
" — Z. 7. st. Krankheit l. Krankheiten.
" 375. Z. 8. v. u. nach: erneuerte er — füge bei: mit den nöthig befundenen Milderungen.
" 400. Z. 5. v. u. 12,000, jetzt 13,975 G.
" 402. Z. 11. Gemeindegl. 20,490 (st. 10.000).
" — Z. 12. Auch die freien Methodisten unterhalten 4 Missionare auf der Insel.
" 404 Z. 5. Kirchspiele (mit 82 Geistlichen).
" — Z. 10. setze st. 1855 mit Klammern: (1855).
" 405 Z. 3. Wie nachhaltig die Bewegung gewirkt hat, beweist unter andern Früchten auch die Verdoppelung der Beiträge für kirchl. und Missionszwecke.
" 416. Mitte, st. 7805 lies 7688.
" 417 Z. 18 st. Enstaz l. Eustaz.
" 418. Z. 15. nach NW. (3231 Kirchenglieder).
" — Z. 3. v. u. Staatskirchen und Ausbr.-Mission unter dem Bischof von Antigua.
" 419. Z. 13 und 17. In 1861 E. auf Guadeloupe 119,657, auf den Inseln Desirade u. s. w 19,000 E.
" 420. Martinique hat 137,455 E. (st. 121,000).
" — St. Lucie 25,000 E. meist (französische) Katholiken.
" 421. Grenada 31,000 E. (st. 28,000).
" — Z. 13. v. u. Kirchliche Pfarreien 7.
" — Z. 11. v. u. 135,000 E. darunter ¾ Neger sind.
" 422. Z. 12. st. 3073 lies 5231.
" — Z. 17. v. u Unter dem anglikanischen Bischof steht auch ein Seminar, welches selbst Missionare nach Westafrika sendet (l, S. 18).
" 423. Z. 4. st. 1697 lies 1954.
" — Einw. von Trinidad 85,000 (st 60,000).
" — Z. 16. v. u. 3 Staatskirchen (die Ausbr.-Gesellsch. hat aber 16 Stationen).
" — Z. 12. v. u Arbeiter, die auch unter den Chinesen Erfolge sehen.
" 437. Z. 15. Im Ganzen 1925 Seelen (1862).
" 447 Prinz Eduardsinsel (80,857 E.), Neuschottland (330,699 E.), Neubraunschweig (252,047 E.), Canada (2,506,755 E.).
" 448. Mitte, katholisch-französisch (Katholiken 1,200,000).
" 458. Z. 4. 6 b) In Sarnia, Westcanada, arbeitet Miss. Hurlburt nun schon 33 Jahre mit sichtlichem Erfolg unter den Indianern, für welche er sogar ein Missionsblatt herausgiebt
" 469. Mitte, st. Indianern lies Indianer.
" 475. Z. 2. Kirchenbau. Ein italienischer Missionar wurde 1860 bekehrt; auch Afrikaner halten sich zur Kirche.
" — Z, 10. Neuwestm. (wo auch ein irisch-presb. Missionar unter den Indianern im Segen wirkt).

S. 477. L. 8. Die Methodisten des Nordens unterhalten 21 Missionare unter den Indianern, die des Südens 29.

" 480. L. 2. In allen Staaten zählte man 1860 noch 294,000.

" 483. L. 13. v. u. Immer mehr aber spalteten sich auch die Kirchen und Miss.-Gesellschaften über der Alles beherrschenden Sklavereifrage. So trennten sich 1845 die Methodisten des Südens von denen des Nordens.

" 485 f. st. J. Elliot lies J. Eliot (geb. 1604) statt 1603.

" 486. L. 15. v. u. Aber Whitfield sah noch eine seiner Gemeinden und fand sie irgend einer englischen vergleichbar.

" 497. Mitte, st. Ottowas l. Ottawas.

" 499. L. 2. v. u. st. Krämer l. Crämer, so 500, L. 2.

" 499. L. 11. st. nach l. noch.

" 500. L. 17. 800 Indianer sind 10 St. w. von Bethanien an den Tschippewähfluß gezogen (1860) und werden meist Methodisten. Miss. Mießler wohnt jetzt bei ihnen in Isabella.

" 507. L. 4. v. u. Der luth. Miss. Clöter arbeitet unter ihnen s. 1857 in Gabitawigama, klagt aber über ihre entsetzliche Verdorbenheit.

" 508. Mitte, st. viele Missionare u. s. w. — Missionare. Ein bekehrter Dakota, Andertag, früher ein furchtbarer Krieger, hat durch seinen Muth Viele gegerettet und die Schmach, umsonst gewirkt zu haben, von der Mission genommen.

" 509. letzte L. st. vom l. am.

" 516. L. 8. st. Nordfokfl. l. Nordforkfl.

" 520. L. 19. v. u. st.: "seit 1861 ꝛc." setze: "jenes (nämlich Oregon) seit 1861 ꝛc."

" 525. L. 15. Der Bapt.-Miss. Kelly arbeitet an Uebersetzungen in die Maya-Sprache.

" 535. L. 9. v. u. st. Chonas l. Chonos.

" 536. L. 7. v. u. st. Allan l. Allen.

" 538. L. 3. Ferner ist Lapaz eine Waldensercolonie mit einem Pastor und San Carlos bei Stafé hat seit 1859 eine schweizerische Niederlassung mit Kirche.

" 540. Mitte. Cayenne hat 17,249 E. (st. 22,000).

———

Hofacker, M. Ludw., Predigten für alle Sonn-, Fest- und Feiertage, nebst einigen Bußtags-Predigten und Grabreden. 24. neu vermehrte Auflage. 2 fl. 24 kr. od. 1½ thlr.

Hoffmann, Dr. Wilh., Eilf Jahre in der Mission. Mit einem Anhang von Missionsstunden und Predigten. geh. 1 fl. 42 kr. od. 1 thlr.

Kapff, Dr. S. C., (Prälat), Achtzig Predigten über die alten Episteln aller Sonn-, Fest- und Feiertage. Mit system. Ueberblick über die dargestellte Glaubens- und Sittenlehre. 5. Aufl. 1 fl. 48 kr. od. 1 thlr. 4 sgr.

— — Der religiöse Zustand des evangelischen Deutschlands. 36 kr. od. 12 sgr.

Ostertag, Dr. Alb., Züge aus dem Werke der Bibelverbreitung. 2 Theile. cart. Jeder Theil à 30 kr. od. 10 sgr.

Roos, M. M. Fr., Christliches Hausbuch. Enthaltend Morgen- und Abend-Andachten auf jeden Tag des ganzen Jahres. Nebst beigefügten (Hiller'schen) Liedern. Mit Lebenslauf des sel. Verf. Stereotyp-Auflage. gr. 8. 2 fl. od. 1 thlr. 10 sgr.

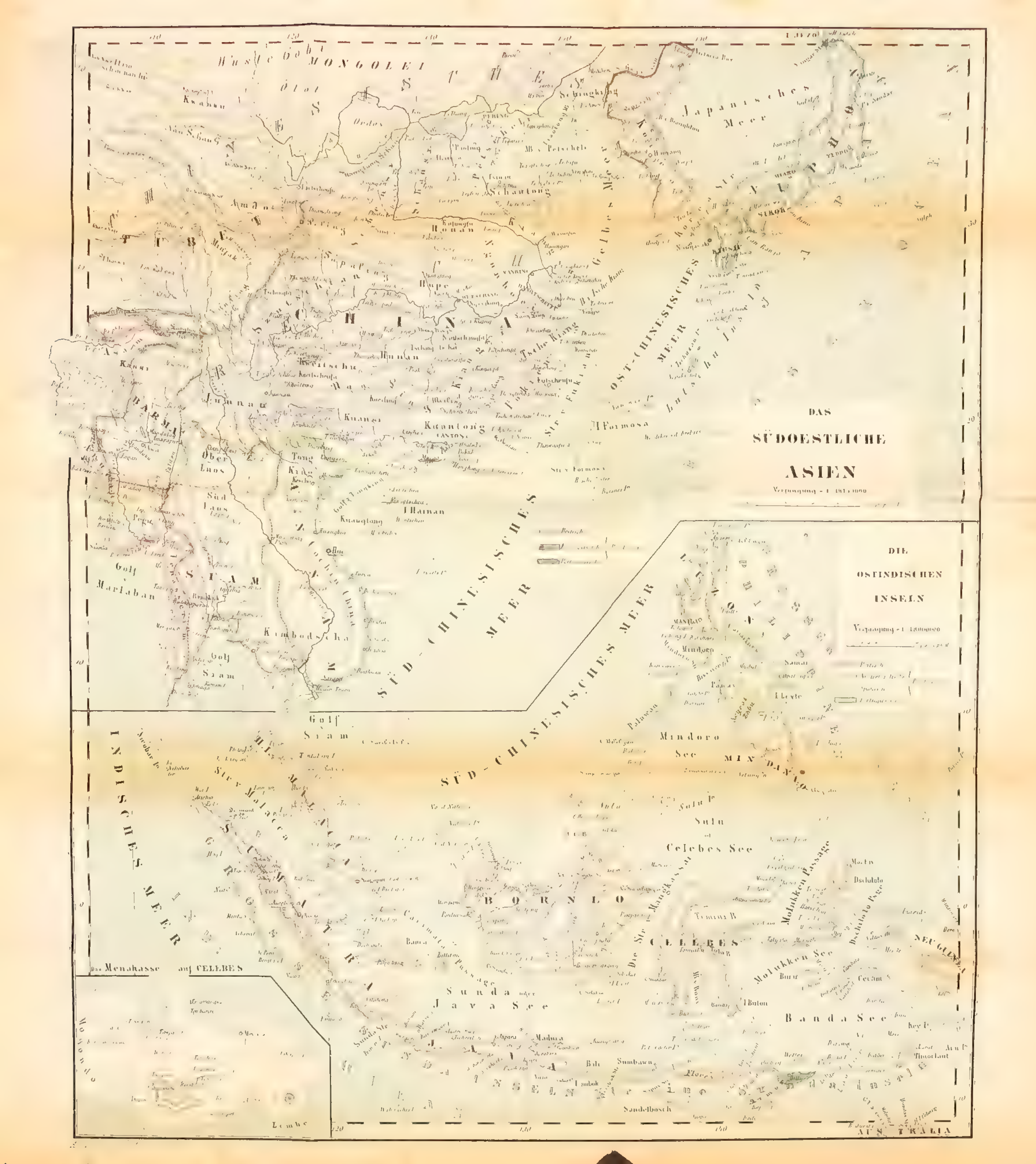
Staudt, J. H., Fingerzeige in den Inhalt und Zusammenhang der heil. Schrift. Für lernbegierige Ungelehrte. 2 Aufl. 22½ Bog. 8. geh. 1 fl. 12 kr. od. 22½ sgr.

— — Predigten über die Episteln ersten Jahrganges auf Fest-, Sonn- und Feiertage. Zweite korrigirte und viel veränderte Auflage. 1 fl. 48 kr. oder 1 thlr. 4 sgr.

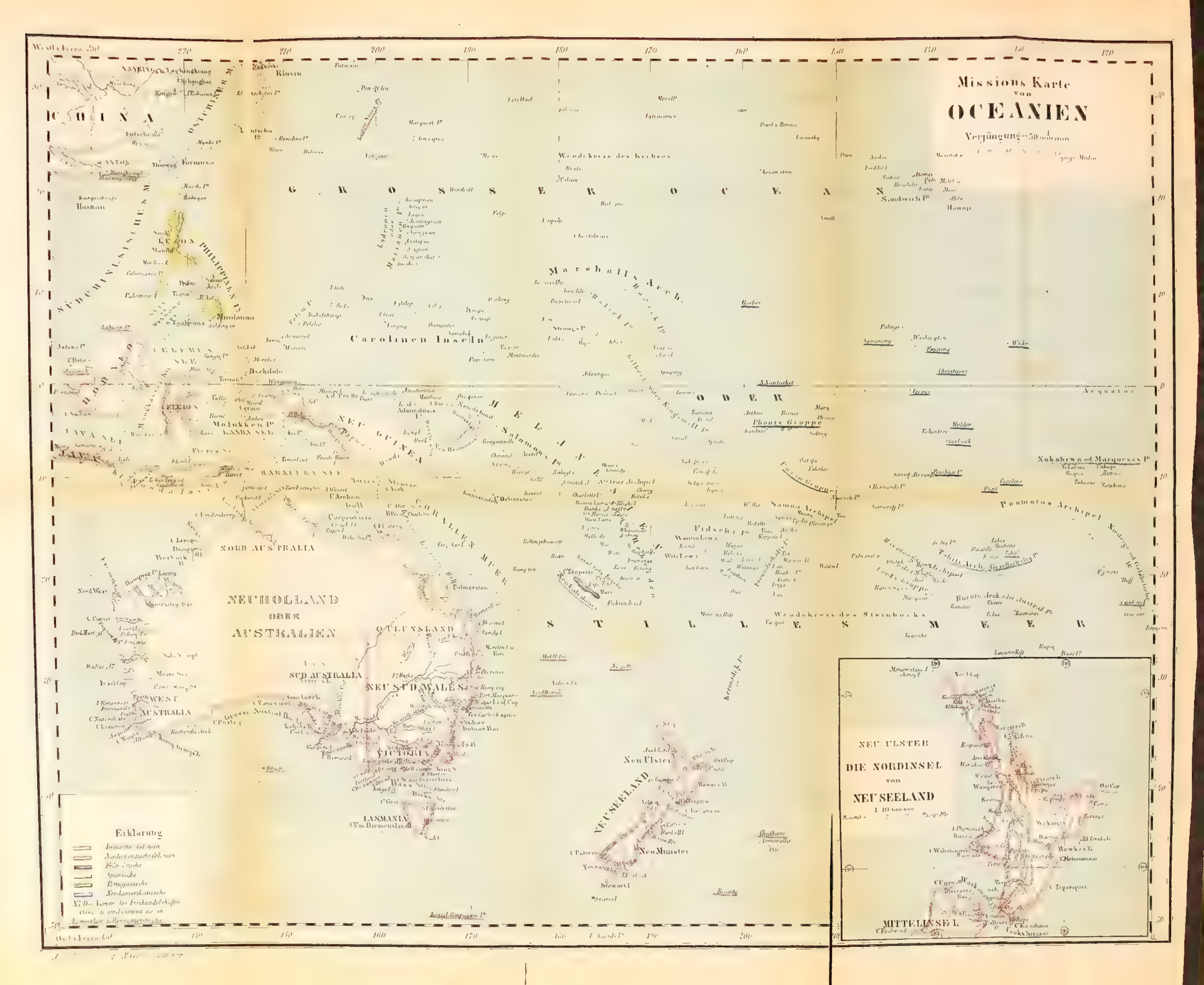
— — Das württ. Confirmations-Büchlein erklärt. 2 Aufl. 10 Bogen 8. geh. 30 kr. od. 9 sgr.



Art Anstalt v. Fr. Malté, Stuttgart.



DAS
SÜDOESTLICHE
ASIEN
DIE
OSTINDISCHEN
INSELN
MONGOLEI
Ordos
Schantung
PEKING
CHINA
Japanisches Meer
OST-CHINESISCHES MEER
I. Formosa
Str. Formosa
Kuangsi
Kantong
CANTON
Yunnan
Ober Laos
Süd Laos
Tong King
I. Hainan
SIAM
Golf Martaban
Golf Siam
Kimbodscha
SÜD-CHINESISCHES MEER
Mindoro
Samar
Panay
Leyte
Mindoro See
Sulu
Celebes See
BORNEO
CELEBES
Molukken See
Buru
Ceram
Banda See
Banka
Billiton
Sunda oder Java See
Madura
Bali
Lombok
Sumbawa
Sandelbosch
INDISCHES MEER
Menahasse auf CELEBES
Lembe
AUSTRALIA


Missions Karte
von
OCEANIEN
CHINA
Formosa
Hainan
LUZON
PHILIPPINEN
Manila
Mindanao
CELEBES
Molukken
G R O S S E R   O C E A N
Sandwich I.
Hawaii
Marshall Arch.
Carolinen Inseln
Phoenix Gruppe
O D E R
NEU GUINEA
Salomon I.
Fidschi Inseln
Samoa Arch.
Nukahiwa od. Marquesas I.
Paumotu Archipel
Tahiti Arch. Gesellschafts I.
NORD AUSTRALIA
NEUHOLLAND
ODER
AUSTRALIEN
QUEENSLAND
SÜD AUSTRALIA
NEU SÜD WALES
WEST AUSTRALIA
VICTORIA
TASMANIA
NEUSEELAND
Neu Ulster
Neu Munster
Stewart I.
S T I L L E S   M E E R
Wendekreis des Steinbocks
Wendekreis des Krebses
Aequator
NEU ULSTER
DIE NORDINSEL
von
NEUSEELAND
MITTELINSEL
Erklarung

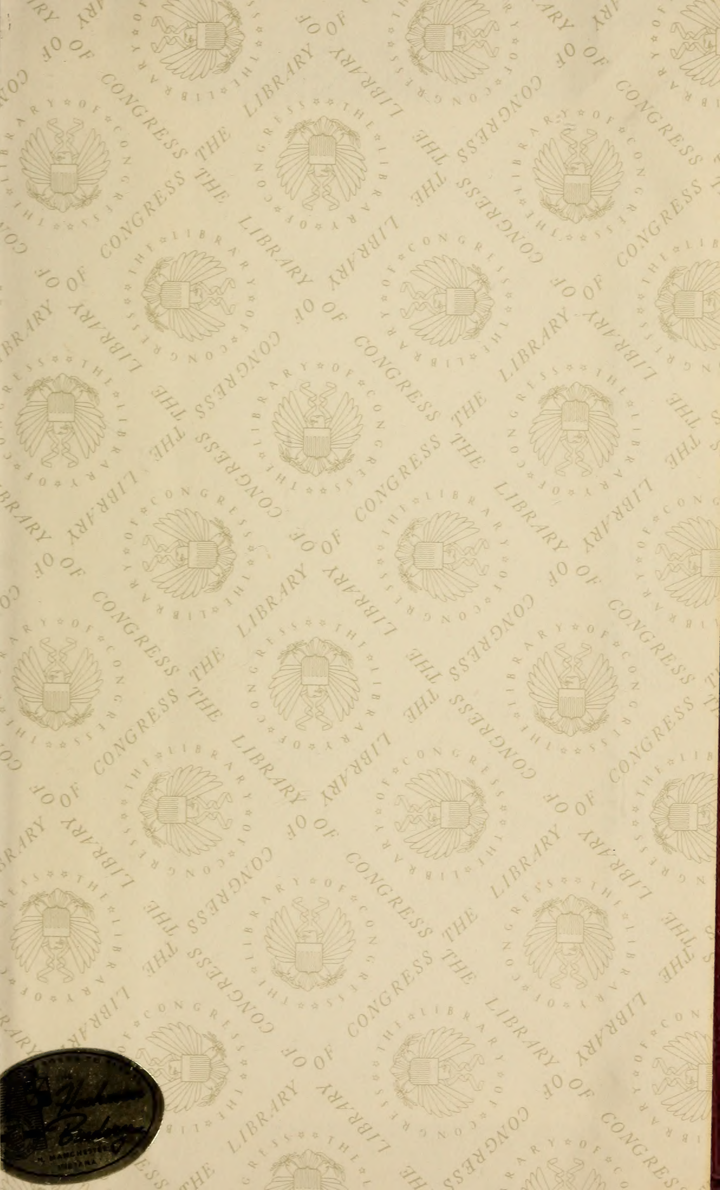

60
40
20
ECUADOR
S. Borja
los Rocas
I. Fernando do Noronha
S. Roque
Natal



MISSIONSKARTE
von
AFRICA
UND ARABIEN
PORTUGAL
SPANIEN
ALGERIEN
TÜRKISCHES
KLEIN ASIEN
Kaspi See
Makran
Maskat
S A H A R A
SONRHAY
HAUSSA STAATEN
BORNU
DARFUR
S U D A N
Asante
O B E R G U I N E A
Hadramaut
Meerbu Aden
SOMALI
Aequator
ÄTHIOPISCHES MEER
LONDA
DAS LAND d. BALONDA
ANGOLA
MAROLOLO
OWAMBO
MOSELEKATSES
MADAGASCAR
Sierra Leone
Quiah
Bananen Inseln
Dschalunka
Tombo
Miniana
Mosi
Elfenbein-Küste
Dagomba
Aschanti
Dahome
Jorubu
Fanti
Gold Küste
Egba
O B E R G U I N E A
GROSS
NAMAQUALAND
Zulu
Reich
Das
CAPLAND
und dessen
NACHBARLAENDER




THE LIBRARY OF CONGRESS


THE LIBRARY OF CONGRESS
N. MANCHESTER

